1931 H 1 2.15

[4 ~~Aw 26264~~] Gh 42/N

LS.S
1414.

342239/473

Książnica Pomorska
0 000026 715261

Unser Pommerland

Monatsschrift für das Kulturleben der Heimat

Herausgegeben von der Heimatvereinigung „Unser Pommerland"
Schriftleitung: Gustav Fischer

16. Jahrgang 1931

Verlagsbuchhandlung und Druckerei Fischer & Schmiidt, Stettin.

[4° Aa 264]

LS
14

302 433

112519

BIBLIOTEKA MIEJSKA w Szczecinie

P III 0113

473

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Novellen, Erzählungen und Skizzen.

Bock, Kurt: Heimfahrt 205
Fischer, Herbert: Arbeit 346
Gottberg, Gerhard von: Fahrendes Volk 59
Haumann, Konrad: Ostseezauber 197
Hoffmann, Hans: Muss ma Coeslin 441
Hollatz, Dorothea: Knabensünde 53
Allerlei in einer Maiennacht 175
Das Borkenschiffchen 392
Jeske, Erwin: Der Birkenhof 79
Kapherr, Egon von: Sumpfseeserenade 186
Mahlke, Franz: Wer die Heimat liebt wie du 134
Müller-Grählert, Martha: Ekke Nekkepenns Weib 219
Neuß-Stubbe, Margarete: Heimkehr 356
Pechstein, Max: Rowe 1931 338
Ranitzsch, Siegfried: Unheimliche Wanderung 356
Sander, Ulrich: Der Bernsteinkönig 11
Wilhelm Peters, der Künstler 111
Lotte Fehlhaber 143
Um Meta Möller 162
Die Neuvendiecks 227, 397
Sefker, Julius: Meine Reise nach Berlin 278
Strukat, Albert: Der Freischulze von Balster 377
Vogel, Heinrich: Ein Seemannsabenteuer in Afrika 93
Wo die alten Kapitäne wohnen 213
Voß, Otto: Primavera Siciliana 39
Philologie 183
Wittmüß, Theresia: Arkona 199

Pommersche Lyrik.

Bansmer, Julius: An den Schlaf 359
Abendstunde am Strande 359
Boldt, Hans: Ein Fichtenbaum 227
Abendtiefe 350
Britzen, Angela v.: Sommertag 305
Gliewe, Siegfried: Fahrt unter dem Segel 346
Goethe, Hans: Morgennebel 139
Sommernacht 297
Hennig, Richard: Strandwanderung auf Usedom 223
Jeske, Erwin: Frau im Märzland 106
Vorfrühling im Moor 111
Kasten, Hermann: Wenn die Heimat ruft 409
Annekathrein 445
Bürgerstolz 460
Der Zanower Grenzritt 516
Krieger, Arnold: Die gefesselte Düne 59
Melodie 227
Kuglin, Heinz: Dem Menschen 177
Lüdtke, Franz: Die leuchtenden Segel 212
Mahlke, Franz: Unter feindlichem Spruch 136
Das Herz der Welt 249

Seite

Müller-Grählert, Martha: Heimat 27
Oppermann, Kurt: Das Meer 54
Peter-Graffenberg, Else: An das Meer 67
Sommerabend 305
Ploetz, Hermann: Geisterhauch 25
Schaudinn, Max: Abend an der alten Stadtmauer 470
Stephan, Heinrich von: Trost 10
Vogel, Heinrich: Deulemont, Mai 1917 173
Weimershaus, Alfred: Gott der Nacht 114
Heimverlangen 145
Die Wandlung 242
Wittmüß, Theresia: Arkonas Sturz 204

Biographisches und Literaturgeschichte.

Beckmann, Heinrich: Jürgen Bernd von Ramin 127
Blanckenburg, C. von: Bismarck in Cardemin und Zimmerhausen 313
Genzmer, Erich: Felix Genzmer 314
Walter Robert-Tornow 315
Gülzow, Erich: Pommern in der neueren deutschen Geistesgeschichte 373
Heintze, Rudolf: Albeert Heintze 106
Henschel, Willem: Otto Graunke 70 Jahre 78
Kasten, Hermann: Köslin im Spiegel der Dichtung 473
Koß, Walther: Gottlieb Mohnike und Carl Coppius 114
Kurzrock, Hugo: Der alte Friedhof in Köslin 458
Mahlke, Franz: Marie Gerbrandt 115
Maier, Otto: Gustav Adolfs Feldprediger ein Kösliner 446
Lange, Martin: Die Komponisten Carl Adolf Lorenz und Gustav Hecht 476
Ploetz, Hermann: Clara Müller-Jahnke 33
Otto Lang zum 50. Geburtstag 33
Adolf Vöglin 116
Johannes Tews 191
Martin Wehrmann 237
Pogge, C. F.: Magno Cavallo 383
Rogge, Christian: August Petermann 298
Schuchhardt, Carl: Otto Puchstein 313
Selbach, Friedrich Wilhelm: Claus Hintze 173
Henriette Hendell-Schütz 461
Winguth, Erich: Stephan, der getreue Pommer 8

Geschichte und Vorgeschichte.

Beckmann, Heinrich:: Aus der Geschichte von Elvershagem 308
Bosse, Heinrich: Das Kloster Belbuck bei Treptow a. R. 96
Fahrbach, Daniel: Der Kösliner Stadtbrand von 1718 448
Geißler, Wilhelm: Zur geschichtlichen Entwicklung der Stadt Regenwalde 279

Seite

Jungklaus, Ernst: Römerfunde im Kreis Regenwalde 307
Schulz, F. E.: Die vor- u. frühgeschichtliche Besiedlung des Kreises Köslin auf Grund der Ortsnamen 418
Sinits, Hans: Vorgeschichtliches aus Köslin 414
Weber, Artur: Aus der Geschichte der Stadt Köslin 432

Kunst und Kunstgeschichte.

Borchers, Walter: Der Altar der ehemaligen Gertrudkirche in Stettin und der Riemeraltar der Nikolaikirche in Stralsund 121
Bosse, Heinrich: Das Blücherschloß in Plathe und seine Geschichte 287
Carmesin, Luise: Willy Stoewer zum Gedächtnis 244
Gliewe, Siegfried: Pechstein malt in Ostpommern 335
Hoffmann, Tassilo: Die Stadt Stettin im Spiegel ihrer Medaillen 83
Kuhfuß, Paul: Ein Mittelmeerfahrer kommt aus Rowe 341
Otto, Heinrich: Eine Kunstfahrt nach Garde und Rowe 331
Hedwig Rades 492
Schulz, Heinrich: Die Kirche von Woitzel 310
Sefker, Julius: Das Heldenmal in Labes 274
Steinbrucker, Charlotte: Max Esser 46
Fritz Rhein 159
Vanselow, Georg: St. Marien in Köslin 436
Winter, Hans: Ein paar Worte über Kunstkritik 339

Kulturgeschichte und Bildungswesen.

Bismarck-Osten, Karl von: Die Bücherei zu Schloß Plathe 290
Ein Dokument über die Bürgermeisterbesoldung in Plathe vor 200 Jahren 311
Gliewe, Siegfried: Kirche und Kirchhof in Rowe 347
Hübener, Friedrich: Vom Schulwesen Köslins 463
Medem, Hans-Joachim: Ein Greifswalder Inquisitionsprozeß 177
Radcke, Hermann: Von der Schuhmacher-Innung zu Labes 277
Reinfeldt, Ernst: Vom Schulwesen der Stadt Regenwalde 284
Schiller, Paul: Die Diakonissenanstalt Salem 470

Familiengeschichte.

Borcke, Henning von: Die Familie Borcke und der Kreis Regenwalde 261
Aus der Geschichte der Familie v. Loeper 312
Sander, Ulrich: Aus der Geschichte der Familien Cabos und Sander 194

Seite

Schlutius, Otto: Stammbaum der Familie Schlutius 28
Staude, Curt: Deutsches Geschlechterbuch 67. Bd. (Pomm. Geschlechterbuch 2. Bd.) 31

Erdkunde und Landschaftsbilder.

Bismarck, Herbert v.: Der Kreis Regenwalde 247
Bloedorn, Curt: Die Ostenheide 301
Brandenburg, Karl: Die Greifswalder Oie 136
Bülow, Kurd von: Vom Boden im Kreis Regenwalde und seiner Geschichte 249
Ein Blick über die Landschaft des Kreises Köslin und ihre erdgeschichtliche Entwicklung 410
Fehlauer, Walter: Ein Sommertag in den Kösliner Wäldern 479
Gliewe, Siegfried: Ein Tag auf dem Leuchtturm 16
Garder See 323
Hardt, Willi: Der Malerwinkel am Garder See 330
Jankowsky, Werner: Die Ostseebäder bei Köslin 488
Kallmann, Arthur: Die Ihna als geographisches Problem 385
Kieckbusch, Willi: Die Kreisstadt Labes 271
Leutz-Spitta, Hans: Wo lag einst die Svolder-Insel? 90
Nochmals der Svolder 191
Lotz, Hermann: Köslin als Regierungsbezirks-Hauptstadt, als Kreis- und kreisfreie Stadt 450
Oertzen, Elisabeth v.: Traute Heimat 248
Pirwitz, Karl: Das Stadtbild Köslins in früheren Zeiten 421
Reepel, Martin: Eine Frühlingsfahrt auf den Pommerschen Höhenzug 256
Richter, Konrad: Die Eiszeitgeschiebe Pommerns 367
Richter, Reinhold: Wind und Wellen, Sand und Strand vor Boden- und Henkenhagen 55
Schroeder, Hans: Sonnenschein an der pommerschen Ostseeküste 215
Sardemann, Emil: Ein Blick in das heutige Köslin 427
Selbach, Friedrich Wilhelm: 100 Jahre Kösliner Wallpromenade 455
Winguth, Erich: In dem hinterpommerschen Grenzdorf Sommin 389

Naturkunde und Heimatschutz.

Bloedorn, Curt: Fieps und Wupp 26
Dunkel, Ulrich: Vogelleben und -sterben auf der Greifswalder Oie 140
Der Hunschiter Busch 209

Seite

Fischer, Herbert: Das Flugwild auf und an dem Garder See 351
Geißler, Wilhelm: Das Heimatmuseum der Stadt Regenwalde 306
Holzfuß, Ernst: Naturdenkmäler u. Schutzgebiete im Kreise Regenwalde 265
Jahnke, Paul: Pommersche Geflügelrassen 179
Kapherr, Egon von: Allerhand biologische Unwahrscheinlichkeiten und Unmöglichkeiten 23
Lucht, Alfred: Der große Stein bei Kutzer 319
Pfefferkorn, Else: Hinaus zum Flundernfang 224
Reinfeldt, Erich: Ein Besuch der Edelpelztierfarm in Lossin bei Stolp 394
Sefker, Julius: Das Kreisheimatmuseum in Labes 306

Volkskunde.

Borchers, Walter: Totenkult und Volkskunst in Pommern 67
Bosse, Heinrich: Klostersagen um Belbuck und Wischow 103
Sagen um Plathe 318
Ebert, Johannes: Vom Sammeln der Volkslieder 48
Glaser, Otto: Drei Märchen aus dem Kreise Belgard 403
Drei Sagen aus Neuvorpommern 404
Gliewe, Siegfried: Sagen und Schnurren aus Rowe 360
Goehrtz, Emil: Das Dorf Jamund im 18. Jahrhundert 496
Heller, Anton: De Prinzessin im Galgabag bei Falkabog 119
Porath, Otto: Kirschenfest in Dorotheental 317
Reepel, Martin: Jamund im 19. Jahrhundert 504
Severus, Erwin: Des Volkes Seele 514
Vogel, Heinrich: Kinderspiele 149
Wegner, Ida: Der Kuckuck im pommerschen Volksglauben 146

Sprachwissenschaft.

Besch, Rudolf: Was bedeutet der Name „Julo"? 117
Bosse, Heinrich: Flurnamen um Plathe 294
Jarmer, Karl: Wer hat Arkona gegründet? 201

Wirtschaftsleben.

Burow: Das Landgestüt Labes 320
Carmesin, Luise: Aus der wirtschaftlichen Glanzzeit einer pommerschen Kleinstadt (Zachan) 32
Dabkowsky, Walter: Straßenbau und -unterhaltung im Kreise Regenwalde 268

Seite

Forsteneichner, Franz: Streckenthin, Nedlin und Heyka 495
Heesch, Theodor: Das Schotterwerk Henkenhagen 303
Hüpsel, Ernst: Die Leinenweberei in Zachan 21
Köslin, die Stadt der Ostseelachse und der Spickgans 487
Loerbroks, Rudolf: Die Landwirtschaft im Kreise Regenwalde 258
Schlutius, Otto: Papierfabrik Köslin A.G. 483
Schöne, Friedrich: 50 Jahre Randower Kreissparkasse 151
Wilke, Friedrich: Ein Kösliner Hafenbauprojekt 517
Wolff, von: Betrachtungen zur ländlichen Siedlung, besonders in Pommern 4
Zeus: 75 Jahre Kreissparkasse Labes 320

Verschiedenes.

Amtsberg, Gerhard: Eheschließungsformalitäten in Greifswald um das Jahr 1500 116
Große Reusen zu Sanierungszwecken 155
Bücherschau: 36, 156, 193, 246, 361, 405
Draeger, Max: Eine Bestallungsurkunde von Jürgen Berndt v. Rammin für den Organisten und Schulmeister zu Stolzenburg Herrn canditatus theologiae Misch 154
Flußtäler am Meeresboden 35
Gründung der Niederdeutschen Buchgilde 405
Klug: Der Streitberg 320
Kuske, Otto: Ausstellung des Pommerschen Künstlerbundes in Stettin 34
Der Landrat von Stubbenhagen 317
Lawrenz, Hans: „Verrein gegen den Ruin der Hüthe" 402
Müller: Die Heuhocke 320
Naske, Helmuth: Zur Siedlungstätigkeit der Pommerschem Heimstätte 32
Oettinger, Rudi: Segler auf dem Garder See 343
Der Pommernfilm 245
Poppe, Kurt: Sturmwarnung am Meer 243
Reepel, Martin: Jahresrückschau 1930 1
Richter, Reinhold: Zur Verständigung mit Karl Friedrich Kohlhoff 33
Der Schrei nach Freiheit 317
Ein vorbildlicher Schülerverein 403
Ein Schuß zur Nacht 317
Sefker, Julius: Der Spuk in der Apotheke 316
Selbach, Friedrich Wilhelm: 25 Jahre Kösliner Gemeindehaus 518
Der „Pamelpastor" 519
Antonio Focke 520
Die schalenlose Kartoffel 521
Eine salomonische Polizeimaßnahme 522
Der schwierige Nachweis 522
Selbach jun., Friedrich Wilhelm: ... von guten Bonité 520

Seite

Sonnenburg, Paul: Ein französischer Handstreich auf dem Dratzigsee 402
Spruth, Herbert: Eine pommersche Bernsteinmedaille 243
Staude, Curt: Ueber Städtewappen 109
Tränkner, A.: Das Mutterhaus vom Roten Kreuz in Stolp 192
Wallisch, Friedrich: Auf deutschen Spuren in Gibraltar 376
Zirkusdirektor Pagel 315

Von den Pommern im Reich.

Vom Pommernbund in Berlin 35, 120, 155, 192, 245, 365, 404
Vom Pommernklub Eberswalde 365
Von den Pommern in Leipzig 156
Vom Neuruppiner Pommernbund 120, 155, 366, 405
Vom Pommernbund in Rostock 366
Vom Verein der Pommern zu Spandau 35, 120, 245, 365, 404

Kunstbeilagen.

Denkmal Heinrichs v. Stephan im Lichthof des Reichspostmuseums in Berlin vor 1
Esser, Max: Fliegende Möwen nach 38
Fehlauer, Luise: Das Gollenkreuz „ 440
Blick auf den Lüptowsee mit Teufelsdamm „ 512
Gott, Johannes: Blick vom Gollenturm über den Sportplatz nach Nordwesten zum Jamunder See „ 408
Granzow, Wilhelm: Stolpmünder Fischer „ 94
Hardow, Rudolf: Blockhaus in Stüdnitz „ 390
Hardt, Willi: Garder See (Linolschnitt) „ 322
Hoberg, Reinhold: Schwere See „ 228
Königsberg Nm. (Marienkirche): Kreuzigung Christi durch sieben gekrönte Jungfrauen „ 126
Der Königsstuhl auf Stubbenkammer „ 196

Seite

Krampe, Rudolf: Windbaum in den Dünen bei Wendhagen „ 54
Häuser in den Dünen von Wendhagen „ 62
Blick über den Dolgensee auf Dorotheenthal „ 278
Kuske, Otto: Wasserträgerin „ 102
Ruhender Mann „ 366
Lieven, Ada v.: Das „laufende Tief" am Jamunder See „ 472
Neuß-Stubbe, Margarete: Blick vom Revekol auf das Küstenland am Garder See „ 338
Pechstein, Max: Lupowmündung „ 322
Rackow, Fritz: Alter Mauerturm in Stralsund (Linolschnitt) „ 24
Dorfkirche Wutzig, Kr. Dramburg (Linolschnitt) „ 32
Rades, Hedwig: Spinnerin „ 496
Rhein, Fritz: Mein Junge „ 158
Schmidthild, Wilhelm: Windstille im Hafen „ 144
Stralsund (Nikolaikirche): Altar der Riemer und Beutler „ 120
Winter, Hans: Dünen bei Rowe „ 346

Mitteilungen des Bundes Heimatschutz

(am Schlusse des Bandes)

Januar 1
Februar 3
März 7
April 9
Mai 11
Juni 13
Juli 15
August 17
September 19
Oktober 23
November 25
Dezember 27

Verlagsort Stettin 16. Jahrg. 1931 Heft 1

Unser Pommerland

Monatsschrift für das Kulturleben der Heimat



Heimatvereinigung „Unser Pommerland"

Verlag von Fischer & Schmidt, Stettin

EBERHARDT

- 3 FEB. 1931

GEBRÜDER HORST

STETTIN

Paradeplatz 19, 20, 21, 22, 23
Gr. Wollweberstr. 19, 20, 21, 22

MODEWAREN UND AUSSTATTUNGEN

Leinen- und Wäschehaus

C. DRUCKER

Inhaber Julius Evers

STETTIN • ROSSMARKT 3

Erstes Spezialgeschäft für

Wäsche-Ausstattungen

Damenwäsche · Herrenwäsche
Kinderwäsche · Erstlingswäsche
Tischwäsche · Bettwäsche
Hauswäsche · Badewäsche
Leinen- und Baumwollwaren
GARDINEN UND STORES
METALL-BETTSTELLEN
BETTEN · MATRATZEN
Daunendecken · Steppdecken
Blusen in grosser Auswahl
Morgenröcke · Dirndlkleider
Sportjacken · Unterröcke
Kinderkleider



Elastizität in der Entwickelung

„Photo-Einmal-Eins" Leitfaden für Anfänger Broschiert RM. 0.30 Erhältlich bei Ihrem Photohandler.

Die neue „Satrap-Braunschicht" besitzt eine erstaunliche Elastizität in der Entwickelung. Sie läßt sich nach Bedarf kräftig (Landschaftsnegative) oder weich (Porträts) entwickeln und unterscheidet sich hierin von den vielen Spezialplatten, die sich entweder weich oder nur kräftig hervorrufen lassen und Beeinflussungen bei der Entwickelung wenig zugänglich sind. Warum verwenden Sie also nicht die **„Satrap-Braunschicht", eine Universalplatte, die die guten Eigenschaften mehrerer Plattensorten in sich vereinigt?**

Satrap-Braunschicht-Platte o. I.

SCHERING-KAHLBAUM A.G.
Photo-Abteilung · Berlin-Spindlersfeld

Gustav Klein

STETTIN, Mönchenstr. 7 / **KÖSLIN,** Schuhmachers Hotel / **STARGARD i. Pom.,** Pyritzer Str. 15

Größtes Spezialhaus Pommerns für

Handarbeiten

Wäsche / Strümpfe / Trikotagen / Strickkleidung / Modewaren

Unser Pommerland

Monatsschrift
für das Kulturleben der Heimat

Herausgegeben von der Heimatvereinigung „Unser Pommerland"

Schriftleitung: Gustav Fischer.
Verlag von Fischer & Schmidt, Stettin, an den alle Zuschriften zu richten sind.
Zahlungen auf Postscheckkonto: Stettin Nr. 260

16. Jahrgang — Januar 1931

Diese Zeitschrift ist durch die Post, jede Buchhandlung oder vom Verlage zu beziehen. Bezugspreis vierteljährl. 3 M. Preis dieses Heftes 1 M.

Inhalt des 1. Heftes: Seite

Jahresrückschau 1930 von M. Reepel 1
Betrachtungen zur ländlichen Siedlung, besonders in Pommern von Frh. v. Wolff 4
Stephan, der getreue Pommer. Zum 100. Geburtstag des Staatssekretärs am 7. Januar 1931 von E. Winguth 8
Der Bernsteinkönig Skizze von U. Sander 11
Ein Tag auf dem Leuchtturm von S. Gliewe 16
Die Leinenweberei in Zachan von E. Hüpfel 21
Allerhand biologische Unwahrscheinlichkeiten u. Unmöglichkeiten von E. v. Kapherr 23
Fieps und Wupp von C. Bloedorn 26
Familiengeschichtliche Ecke 28
Pommersche Lyrik 10, 25 27
Rundschau 32
Bücherschau 36
Mitteilungen des Bundes Heimatschutz, Landesvereins Pommern (Pommersche Heimat)

Buchbesprechungen.

Deutschlands blutende Grenzen. Autorisierte Uebersetzung des Werkes: René Martel, „Les Frontières Orientales de l'Allemagne" von W. Scheuermann. Verlag Gerhard Stalling, Oldenburg i. O. Preis: steif kartoniert RM. 2,85, in Ganzleinen gebunden RM. 3,85.

„Herr Poincaré bestreitet uns ein Recht, das uns der Professor an der Sorbonne, René Martel, in seinem Buche „Deutschlands blutende Grenzen" auf Grund eingehender Studien restlos zuerkennt: nämlich davon zu sprechen, daß durch die Grenzziehung im Osten ein beispielloser wirtschaftlicher Ruin fast der Hälfte Deutschlands verursacht wurde. Diese wirtschaftliche Katastrophe führt zu einer allmählichen Entvölkerung des deutschen Ostens. Diese Abwürgung des elementaren Lebens verurteilt die Hälfte eines Volkes zum Absterben, eines Volkes, dem man die Abtragung sämtlicher durch den Krieg entstandenen Schulden aufgebürdet hat, eines Volkes, das durch seine Größe und Mittellage der Kardinalpunkt in jeder europäischen Friedensrechnung ist.

In die Bücherei

jedes Heimatfreundes gehören:

Aar und Greif. Erzählung von Arnold Köppen. Geb. Rm. 1.50

Bilder aus der Geschichte der Heimat Stettin und Pommern. Von Heinrich Beckmann. Rm. 2.—

Bur Kranich un anner Lüd. Vier Erzählungen von M. Düsterbrock, geb. Rm. 1.50

Das letzte Spiel. Erzählung aus der Geschichte der Stadt Bahn. Von Arnold Koeppen. Gb. Rm. 1.50

De Ulenkraug. Roman von Heinrich Bandlow. Mit Bildschmuck von Otto Vittali. 2. Auflage. In Halbleinen geb. Rm. 5.—

Ein Schrei. Erzählung von Edmund Hoefer. Mit einer Würdigung Hoefers von Arnold Koeppen. Geb. Rm. 1.50

Hie Schlieff — hie Adebar. Roman aus Kolbergs Vergangenheit von Arnold Koeppen. Geb. RM. 1.50.

Horn und Degen. Zwei Erzählungen von Arnold Koeppen. Mit Buchschmuck von Hans Müller. Geb. RM. 1.50

Huching! Pommerscher Volkshumor. Gesammelt von Heinrich Bandlow. RM. 1.25

Oderland. Von Martin Reepell. Stettin und Umgebung, die Landschaften östlich und westlich von Oder und Haff, Usedom-Wollin, der Weizacker, die märkischen Grenzgebiete und der Großschiffahrtsweg. RM. 1.50

Plattdeutsche Lyrik mit besonderer Beziehung auf Pommern. Ausgewählt und eingeleitet von Lic. Walter Schröder. Geb. RM. 5.—

Plattdeutsche Volkslieder aus Pommern. Gesammelt von Prof. Dr. A. Haas. RM. 0.30

Reinke dei Voss. Von Albert Schwarz. Mit Bildern von Ludwig Segebarth. Geb. RM. 2.—

Robert Prutz-Gedenkbuch. Aus Anlaß seines 100. Geburtstages am 30 Mai 1916. Geb. RM. 2.—

Unter gefiederten Freunden. Von Paul Robien. RM. 2.—

Wohl dem, der seiner Väter gerrn gedenkt! Bilder aus der Geschichte einer poommerschen Familie von Hermann Hollendder. RM. 1.–

Verlag von Fischer & Schmidt
Stettin, Große Wollweeberstraße 13.

Hugo Minack Nachf.

Büro: Stettin, Elisabethstraße 59

★

Spediteur für Möbeltransport u. Möbellagerung

Denn Europa ist krank, wenn Deutschland krank ist."

Professor René Martel, dessen Buch von dem Reichsminister für die besetzten Gebiete, Treviranus, zitiert wird und nun in deutscher Uebersetzung vorliegt, ist einer der größten Slawisten Frankreichs. Auf beiden Seiten der „blutenden Grenzen", auf polnischer und deutscher Seite, hat er die Verhältnisse eingehend untersucht und in seinen aufsehenerregenden Ergebnissen zusammengefaßt. Das Buch hat in Frankreich und auch in Polen wie eine Bombe eingeschlagen. Die Darstellung ist mit dem ausdrücklichen Willen entstanden, „daß kein von polnischer oder deutscher Seite geschriebenes Werk es sachlicher und besser schildern könne", wie die irrsinnige Bildung des polnischen Korridors zustande gekommen ist. Maßgeblich für Martel sind nicht so sehr die Gründe der Volkszugehörigkeit und der geschichtlichen Entwicklung als die zwingenden wirtschaftlichen und kulturellen Forderungen der lebendigen Gegenwart. Beide sprechen: Nicht nur der Korridor, sondern auch ganz Oberschlesien gehören Deutschland, und nur Deutschland allein. Frankreich muß sich nach seinen besten Ueberlieferungen, so ruft er seinen Landsleuten zu, auf die Seite der unvergleichlich höheren deutschen Kultur stellen. Die heutigen Ostgrenzen sind unhaltbar für Deutschland ebenso wie für Polen.

Jeder Deutsche sollte das Buch des Franzosen Martel lesen. Die Frage der deutschen Ostgrenzen darf nach der Befreiung der Rheinlande nicht wieder zur Ruhe kommen.

Stephan. Vom Postschreiber zum Minister. Ein Lebensbild von Oskar Große. Mit vier Bildtafeln. Preis 5,50 RM., in Ganzleinen 7,50 RM. Verlag E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW. 68.

Von den großen Männern des Deutschen Reiches der Vorkriegszeit war Generalpostmeister Dr. Heinrich Stephan der bedeutendsten einer. Auch in den fernsten Gegenden der Erde kennt man seinen Namen als Schöpfer des Weltpostvereins, der allen Ländern unübersehbaren Nutzen brachte und noch gewährt. Sein 100. Geburtstag am 7. Januar ist ein Anlaß nicht nur für die ältere Generation, sondern namentlich auch für unsere Jugend, dem vorbildlichen Werdegang dieses Sohnes pommerscher Heimat und seiner für immer denkwürdigen Großtaten nachzugehen. Der Präsident der Oberpostdirektion Erfurt und frühere langjährige Pressereferent des Reichspostministeriums Oskar Große hat es übernommen, das Lebensbild dieser außergewöhnlichen Persönlichkeit zu zeichnen. Der Verfasser beurteilt Stephan aus seiner Zeit heraus und bietet gegenüber dem, was man bisher über sein Wirken und Wesen in nicht selten schiefer Darstellung zu lesen bekam, eine Fülle neuen Stoffes, den er aus einwandfreien Quellen schöpfen

Huching!

Pommerscher Volkshumor. Gesammelt von Heinrich Bandlow

Preis RM. 1.25

Ein mixtum compositum, ein Gemisch von Schnurren, Witzen, Anekdoten, wie sie im Volke entstehen und vergehen, hat Bandlows kundige Hand gesammelt und sie mit gewohnter Fertigkeit in das mundartige Gewand gekleidet. Vieles hat dadurch besonderen Reiz erhalten. Freunden plattdeutschen Volkshumors wird dies Büchlein ein willkommener Begleiter und Bereiter froher Stunden sein.

Erstes Spezialgeschäft für

Teppiche

Dekorationen, Gardinen, Möbelstoffe, Tischdecken, Läuferstoffe, Felle etc.

A. Steckner, Toepffer's Nachf.

STETTIN, Kleine Domstraße 11 und 12

Photo-Kino-Radio-Apparate

Stettin Schattke Luisenstr. 67

Neue Filiale: Breite Straße 48.

***Radio-Apparate** führen wir Ihnen in Ihrem Heim unverbindlich vor.*

Langfristige Teilzahlungen.

Hotel Gust

Stettin

Grüne Schanze 15 Fernsprecher 30678

Gutbürgerliches Haus

nahe beim Bahnhof, Post, Rathaus, Amts- und Landgericht empfiehlt seine behaglich eingerichteten 50 Zimmer mit Warmwasserheizung, sowie Speisen u. Getränke zu soliden Preisen

Autogaragen — Tankstelle.



BARTHOLDT

GROSSE AUSWAHL IN ERSTKLASS. UND PREISWERT. FABRIKATEN

Kaiser-Wilhelm-Str. 55 (am Denkmal)

ALFRED KLEIN Samenhandlung

Gr. Schanze 11a, Fernspr. 318 11

empfiehlt **Blumen-, Gemüse- u. landw. Sämereien.** sämtliche **Schädlings-Bekämpfungsmittel, Rawabast, Kokosfaserstricke, Werkzeuge für Garten- und Baumpflege. Futtermittel für Geflügel und Kleintiere, Futterapparate und Trinkgefäße, Flügelklammern usw.**

Preisliste auf Wunsch kostenlos.

konnte, zumal da er Stephan Jahre hindurch dienstlich nahe gestanden hat. Ein Weltpolitiker größten Formats, besaß Stephan zugleich den Ruf eines bedeutenden Gelehrten, Schriftstellers und Kunstkenners. Der Gesamteindruck dieses Stephanbuches macht jenes Wort wieder lebendig, das Jakob Burckhardt, zufällig in demselben Jahre, als Bismarck Stephan in den Sattel hob, prägte: „Die als Ideale fortlebenden großen Männer geben durch ihren hohen Wert für die Welt und deren Nationen diesen einen Pathos und verhelfen ihnen zum Wiederaufraffen aus zeitweiliger Erniedrigung."

Mann in de Tünn! Von Helmut Förster.

Krischan Aderpütt! Von Fred-Hermann Deu. Beide Hans Köhler-Verlag, Hamburg 39. Je 0,90 RM.

In der Sammlung „Plattdütsch Land un Lüd" sind die beiden vorgenannten Bücher erschienen. Die Reihe stellt keine literarischen Ansprüche, sie will niederdeutschen Humor pflegen. Wer unbefangen und ohne den Maßstab, den unsere großen plattdeutschen Humoristen aufgestellt haben, an sie herantritt, mag leicht für ein Stündchen Vergessen der Alltagssorgen beim Lesen einheimsen.

Förster will dem Volksmund da nachgehen, wo er literarisch am produktivsten ist — neben Märchen und Sage — im Humor, in seinen Döntjen und Späßen. Wihe wollen wir die plattdeutschen Anekdoten lieber nicht nennen; denn sie sind mehr als die oft scharf gepfefferten hochdeutschen Wortspiele und Rätsel. Eine ganz nette Ausbeute ist ihm noch gelungen, obwohl wir schon manche Sammlung plattdeutschen Volkshumors haben. Ich erinnere an die des unvergeßlichen Paul Wriede: „Hamburger Volkshumor". Försters Ehrgeiz, sogenanntes Wandergut ganz auszuscheiden, ist allerdings nicht gelungen; es sei auf „De Supp", „Ward em toveel", „Dat Laster" verwiesen. Die „Höllenqualen" sind mir sogar in Schlesien erzählt worden.

Den schreibt seine „Lachgeschichten" in einem mustergültigen vorpommerschen Platt. Ich wünschte, ihm einmal auf gehaltvollerem Boden zu begegnen.

Walter Schmidt.

Einmalige Gelegenheit

zum Erwerb hervorragender Werke zu zurückgesetzten Preisen.

Es handelt sich durchweg um ungebrauchte Exemplare, die wir infolge besonderer Umstände an unsere Bezieher günstig abzugeben in der Lage sind.

Weltgeschichte der neuesten Zeit 1890—1925 Herausgegeben von Prof. Dr. Paul Herre. 2 Bände in Halbleder geb. Rm. 50.—

Deutsche Geschichte. Von Otto Kaemmel. 3. Auflage. 2 Bände. gebunden Rm. 12.—

Das Werden des deutschen Volkes. Von Walther Classen. 3 Bde. geb. Rm. 30.—

Der Weltbrand. Deutschlands Tragödie 1914—1918. Von Walter Bloem, mit Zeichnungen von Ludwig Dettmann, 2 Bände geb. Rm. 36.—

Der Weltkrieg 1914—1918. Dem deutschen Volke dargestellt von Hermann v. Kuhl, General d. Inf. a. D., 2 Bde., im Ganzlein. geb. Rm. 45.—

Rassenkunde des deutschen Volkes. Von Dr. Hans F. K. Günther. 123. Aufl. i. Gzl. gb. Rm. 14.—

Meyers geographischer Handatlas mit 101 Haupt- und 115 Nebenkarten u.. alphabetischem Namenverzeichnis. In Halbleder geb. Rm. 32.—

Die Erde und ihre Völker. Ein geographisches Hausbuch von Dr. Willi Ule, Professor an der Universität Rostock. 2 Bde. i. Ganzl. geb. Rm. 56.—

Tausend und ein Schweizer Bild. Von S. A. Schnegg. Monumentalwerk in Kupfertiefdruck, in Ganzleinen geb. Rm. 62.—

Deutsche Heimat. In Bildern von Hans Thoma. Monumentalwerk in Lichtdruck, geb. Rm. 20.—

Handbuch der deutschen Literaturgeschichte. Von Alois Bernt, in Ganzlein. geb. Rm. 20.—

Deutscher Wortschatz. Handwörterbuch der deutschen Sprache nebst Fremdwörterbuch. Von Wessely-Schmidt. Geb. Rm. 13.50

Deutsches Spielhandbuch. Herausgegeb. von Thilo Scheller, Turn- und SSportlehrer an der Preuß. Hochschule für Leibesübungen in Spandau. 2 Bände. geb. Rm. 12.—

Vorstehende Werke liefern wir unsern Beziehern, solange der Vorrat reicht, mit einem Nachlaß von 33⅓% auf die angegebenen Preise. Ratenzahlung ist möglich.

Buchhandlung Fischer & Schmidt
Stettin, Gr. Wollweberstraße 13.

Pommersche Bank

für Landwirtschaft und Gewerbe, Aktiengesellschaft

Kaiser-Wilhelm-Str. 1 **Stettin** Moltkestraße Nr. 15

Fernsprecher: Sammel-Nr. 25336

Telegr.-Anschr.: Pommernbank — Reichsbankgirokonto: Stettin — Postscheckkonto: Stettin 15500

Zweigniederlassungen: Anklam, Cammin, Falkenburg, Gollnow, Greifenhaggen, Greifswald, Neustettin, Schivelbein, Stralsund, Swinemünde und Wollin

Erledigung sämtlicher bankgeschäftlichen Angelegenheiten.

Gutschein

Viel farbenfreudige Bilder, wundervolle Kunstblätter, sowie eine große Anzahl heiterer und ernster Beiträge bieten Ihnen Westermanns Monatshefte. Bei Einsendung dieses Gutscheins und 10 Pfg. für Porto sendet Ihnen der Verlag Georg Westermann, Braunschweig, gern ein schönes Heft im Werte von 2 Mark. Bereits viele hunderttausende Leser mögen Westermanns Monatshefte nicht missen, die in besonders kultivierter Form über alles auf den Gebieten des Denkens, Forschens und Schaffens berichten und eine Unzahl interessanter Fragen in anregender Weise behandeln. Wer Sinn für kulturelle Werte hat, der greife zu dieser schönsten, in Inhalt und Ausstattung von keiner Seite übertroffenen Monatsschrift.

Völlig unverbindlich sendet Ihnen der Verlag Georg Westermann, Braunschweig, gegen Einsendung von 30 Pfennig ein Westermanns Monatsheft im Werte von 2 Mark.

Name: .....

Beruf: .....

Adresse: .....

131



Lieber keine Absätze an den Schuhen als den „Großen Brockhaus" entbehren!

schreibt voller Begeisterung Herr A. S. aus Dearborn (USA.). Damit übertreibt er gewaltig, denn **bandweiser Bezug und bequeme Teilzahlungen** ermöglichen es jedem, sich das für den modernen Menschen unentbehrliche **Nachschlagewerk**

DER GROSSE BROCKHAUS

Handbuch des Wissens in 20 Bänden anzuschaffen. Fragen Sie einen Buchhändler.

F. A. BROCKHAUS · LEIPZIG

Der Unterzeichnete ersucht um kostenlose, portofreie und unverbindliche Zusendung der reichbebilderten, anregenden Schrift **„Der Große Brockhaus neu von A–Z".**

Name u. Stand: .....

Ort u. Wohnung: .....

193 Dichter — 822 Gedichte

ALBERT SOERGEL

Kristall der Zeit

Eine Auslese aus der deutschen Lyrik der letzten fünfzig Jahre

Vossische Zeitung: „... eines der schönsten Geschenkwerke, das eine Großtat genannt zu werden verdient."

Ganzleinen RM. 12.–, Halbpergament RM. 18.—

Grethlein & Co., Leipzig/Zürich

Zu beziehen durch die Buchhandlung

Fischer & Schmidt, Stettin

DER MENSCH

Vom Werden, Wesen und Wirken des menschlichen Organismus

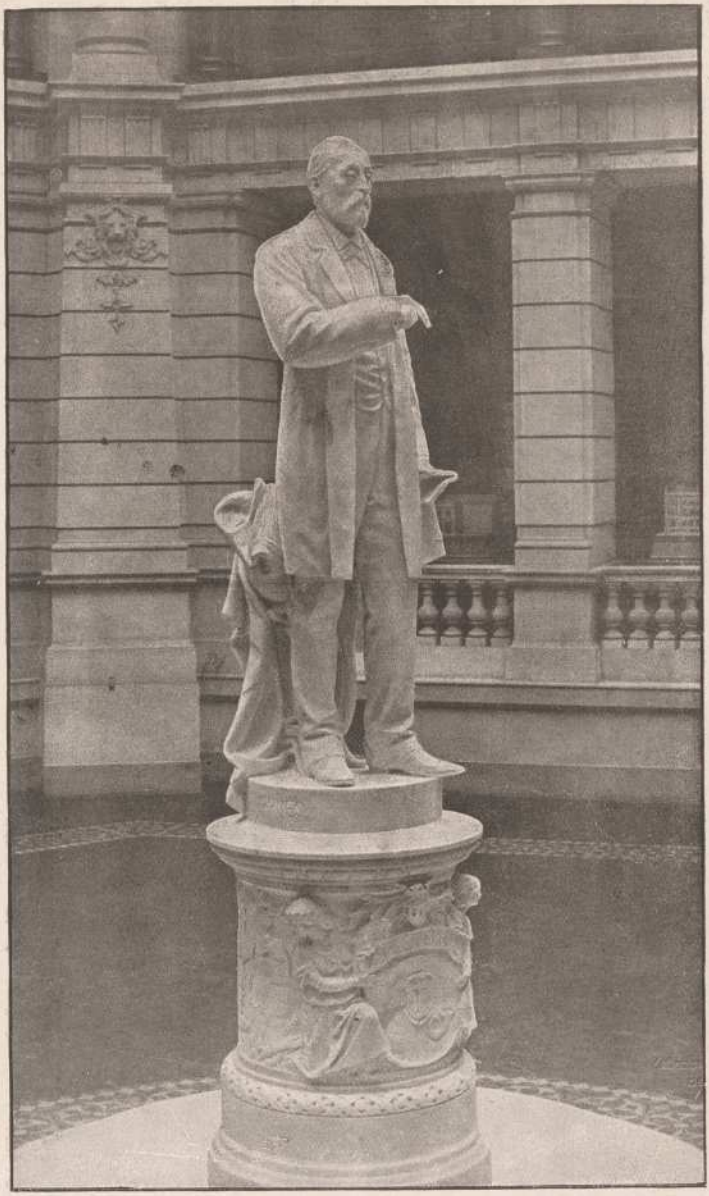
Herausgegeben vom Deutschen Hygiene-Museum
Schriftleitung:
Wissenschaftl. Direktor Prof. Dr. med. Martin Vogel.

XII, 420 Seiten und 333 Abbildungen und 14 Tabellen im Text, sowie 65 meist farbigen Tafeln. 1930. Lex. 8°. In Leinen geb. 47,—.

Der Plan zu dem vorliegenden Werk „Der Mensch" ist gereift auf dem Boden der Erfahrungen, die in einem Zeitraum von fast zwei Jahrzehnten mit der Sammlung „Der Mensch" gewonnen wurden. Die Eröffnung des neuen Deutschen Hygiene-Museums ist nicht nur äußerer Anlaß zur Verwirklichung des lange gehegten Gedankens, sondern auch ihre Voraussetzung. Denn erst, nachdem die Sammlung „Der Mensch" auf Grund all der Erfahrungen und Ueberlegungen ihre endgültige Form gefunden hat, in der sie in dem Neubau des Museums eine bleibende Stätte findet, ist auch eine solche Darstellung in Buchform möglich geworden. Alle Fortschritte der inhaltlichen, wie der formalen Ausgestaltung der Sammlung sind daher auch dem Buche zugute gekommen. Die Eigenart des Werkes, die Notwendigkeit, Gemeinverständlichkeit und Anschaulichkeit der Darstellung mit exakter Wissenschaftlichkeit zu verbinden und dabei in allen Teilen eine einheitliche Linie anzustreben, hat an die Mitarbeiter nicht geringe Anforderungen gestellt.

Ausführlicher Prospekt kostenlos!

Johann Ambrosius Barth / Verlag
Leipzig.



Denkmal Heinrichs v. Stephan im Lichthof des Reichspostmuseums in Berlin

Unser Pommerland

Monatsschrift für das Kulturleben der Heimat

Verlag von Fischer & Schmidt in Stettin.

16. Jahrgang | Januar 1931 | Heft 1

Jahresrückschau 1930.

Von Martin Reepel.

Das friderizianische Wort von der durch Kolonisation eroberten Provinz, die keinen Soldaten gekostet habe, das hat doch eigentlich einen tieferen Sinn, als man gemeiniglich annimmt. Es will als weit ihrer Zeit vorgeschrittene Erkenntnis des zweiten und vor allem dritten Hohenzollernkönigs dartun, daß ohne Verzicht zwar auf den Großbesitz, der des großen Königs Offiziere lieferte, doch vor allem nur bäuerliche Siedlung imstande sei, das Eigentumsrecht an einem Lande zu stützen und zu behaupten. Nun möge man einmal, was ja leicht möglich ist, an einem langen Sommertage aus Schlesiens Bergen her, dem Glatzer Lande, oder von den Höhen des Sächsischen Erzgebirges aus durch das Lausitzer oder neumärkische Brandenburg und durch Pommern fahren, und man wird des Gegensatzes mit plötzlicher Angst inne werden. Dort bis in höchste Berghöhen Städte, Dörfer, Einzelsiedlungen und hier ein leeres Land, in dem sich die Menschen und die Kirchtürme scheinbar vor dem Reisenden verstecken, ein totes Land. Das Deutschland von vor dem Weltkriege hat hier notwendige Aufgaben verschlafen. Es hat den Osten immer nur betrachtet als Vieh-, Brot- und Kartoffellieferant bezw. als Menschenlieferant für seine Menschen und Seelen fressenden Großstädte. Man wird zwar auf die Bodenschätze jener dicht bevölkerten Bergländer hinweisen. Gemach! Im oberen Erzgebirge gibt es mehr Zeugen einstigen Bergbaus als im Betriebe befindliche Gruben, und doch eine enge Besiedlung und — von der allgemeinen Wirtschaftskrise abgesehen — ein Leben, das seinen Mann nährt. Freilich kommt dem Schlesier und Sachsen die Fähigkeit, sich umzustellen infolge größerer geistiger Regsamkeit, zugute, die Fähigkeit, neue Gedanken aufzunehmen und in die Tat umzusetzen. Ich will ein Gegenbeispiel aus Pommern nennen, das sicher auf anderen Gebieten seine Parallelen findet. Da hatte der Stettiner Verkehrsverein unter Hinweis auf den Vorteil des Fremdenverkehrs einen Fragebogen versandt, der auch die größeren Landgemeinden Pommerns um Angaben im Interesse des Fremdenverkehrs bat. Antwort eines Ortsvorstehers, es sei kein Interesse für den Fremdenbesuch vorhanden, da schon genug Bettler und Hausierer kämen. Und die Antwort eines zweiten: „Ein andermal lassen Sie mich mit dem Gequatsche zufrieden!" — Das ist, wenn auch nicht das ganze, so doch ein Teil von Pommern, des Pommern noch von 1930. Hoffen wir, daß es allmählich besser werde; denn wir gebrauchen zwar Menschen, viele Menschen für den Osten, aber auch ein Geschlecht, rascher im Rat und stärker zur Tat.

Inzwischen hat das Jahr 1930 auf wirtschaftlichem Gebiete wenig Besserung, eher noch eine Verschlechterung gebracht. Man mag ja hinhorchen, wohin man will, überall dasselbe Lied. Stettin: Werftindustrie ohne Beschäftigung, „Nähmaschinen-Stöwer" pleite, das Eisenwerk „Kraft" bläst den letzten Hochofen aus usw. Stralsund wird seine Spielkartenfabrik los; d. h. sie verläßt die Stadt, weil das Kapital in landfremde Hände geriet. . . . Aber wozu mehr aufzählen, was ja täglich in den Zeitungen steht und was sich nicht auf Pommern allein bezieht, wohl aber hier schwerer auswirkt als anderswo. Nicht daß der Pommer der Städte kampflos sein Schicksal hinnähme. Stettin baut an seinem Hafen, baute Riesenspeicher, Stralsund ringt um die bessere Verbindung mit Rügen, die Bäder rühren sich. . . . Aber ein Teil all dieser Arbeit wird unwirksam gemacht, weil Pommern Grenzland ist. Gerade in den Stunden, da ich dieses schreibe, reist der Herr Reichskanzler, reisen Minister in eiligen Sonderzügen durch Ostpommern und die Grenzmark, um sich zu informieren und um zu trösten! Ja, sind denn nicht über des Ostens Not schon Berge von behördlichen Gutachten, von Büchern, von Zeitungsaufsätzen in Berlin gehäuft worden? Sollte nicht jeder Minister nur hineinzuschauen brauchen, um auf dem

laufenden zu sein, bezw. sollte er nicht. . . . Aber wehe, alles Wissen und Wollen wird ja heute durch die parteipolitische Einstellung korrigiert! Und ich las vor nicht allzulanger Zeit sogar in einem Lehrerblatt eine Aeußerung, die sich warm für die schlecht behandelten „armen Polen" in Pommern einsetzte! Und sollte nicht jeder im deutschen Westen des Ostens Verhältnisse genau kennen! Aus den Zeitungen natürlich. Aber einmal spricht auch hier die politische Einstellung mit, die die eine Sache maßlos übertreibt und eine andere einfach totschweigt! Andererseits las ich in diesem Sommer in einer großen Zeitung Sachsens eine Nachricht aus dem „Dorf" Gollnow bei Stettin. Und dabei sind die Sachsen noch helle. . . . Was für geographische Kenntnisse mag die Presse anderer Gebiete erst entwickeln! Und endlich, nimmt man heute die Presse überhaupt noch ernst, einige wenige vornehme Blätter ausgenommen! Hetze statt der Sachlichkeit, ohne Ausnahme; das ist das Zeichen ihres Geistes. So ist der Mehrzahl unserer nichtpommerschen Volksgenossen der Osten und vor allem Pommern ein Abseits, mit dem man nicht recht etwas anzufangen weiß. Und das ist schlimm; denn es beraubt uns jener Anteilnahme, aus der das Verständnis für unsere Not und für eine wirksame Hilfe zu erwachsen hat.

Not! Zwar versteht der gesunde Menschenverstand manches nicht in einer Zeit, in der das Wort Not in aller Munde ist. Wenn in früherer besserer Zeit keine Brücke nach der Insel Usedom „genügte", so mag ja am Ende die Entwicklung des Automobilismus und der erwünschte Zuzug der Automobilisten nach den Bädern der Insel eine bessere Verbindung nötig machen. Aber daß man nun gleich zwei Brücken baut, eine bei Zecherin und die meines Erachtens viel nötigere, aber später geplante bei Wolgast, sollte das nicht zu viel sein! Und ein Beispiel auf ganz anderem Gebiete! Da hat eine pommersche Stadt schon ein Ehrenmal, groß angelegt, wenn auch nur für das Regiment bestimmt, das einmal dort stand. Nun waren aber nicht alle X-er berittene Soldaten, sondern auch Kämpfer zu Fuß. Also hat man die Absicht, auch für sie noch ein Denkmal zu errichten. . . . Ein zweites Denkmal in einer Stadt von 14 000 Einwohnern, in der sicher recht viele Arbeitslosen-Unterstützung bekommen. Die Freiheit, die edler Menschlichkeit zwar eine gute Sache sein mag, möchte am Ende von dem Absolutismus eines preußischen Königs alter Art wenig wissen; wenn diese Freiheit indessen nicht zu wirtschaften versteht. . . .

Aber ich bin schon wieder ins frischfröhliche Kritisieren hineingeraten und sollte des Positiven auch gedenken, dessen, was guter Wille, gutes Können und rechtes Schaffen ist. Aufzählen, was auf verschiedenen Gebieten geschehen im verflossenen Jahr. . . .

Das könnte eine brave Aufzählung geben und eine rechte Chronistenarbeit, so nach Art der alten Stadtschreiber etwa. Vom Wetter im Jahre 1930! Wie alle Menschen damit unzufrieden, am meisten die Landwirtschaft und trotzdem die Ernte nicht schlecht gewesen . . Von Stralsund: daß es ein offenbar gedeihendes Stadttheater, daß es jenes oft gelästerte, weil zu hohe und darum störende Gebäude neben dem Rathaus verkürzt und angepaßt habe. . . Daß es also abermals — hoffentlich mit mehr Glück als beim alten Bürgermeisterhaus — Denkmalpflege getrieben! Denn so etwas ist furchtbar schwer und erst recht in einer im Bauwesen gärenden Zeit, die zwar ein sie selbst befriedigendes Glaubensbekenntnis, aber ein meist wenig befriedigendes Erfüllen hat. Siehe Stettin, Roßmarkt! Da hat man eins der wenigen feinen Gebäude des beginnenden 19. Jahrhunderts in einen neuzeitlichen Kasten umgebaut, der neben der Formenfreude des rund 200 Jahre alten Wolkenhauerschen Hauses gar zu armselig anmutet. Das einzige, was man bewundert, ist der Edelputz der Fassade. „Armselig" ist für diese Kunst das Wort kommender Geschlechter, wenn die Phrasenumnebelung einmal verflogen sein wird. Freilich ist die Denkmalpflege eine schwere Sache, und, ohne die Tätigkeit des kürzlich aus dem Amte geschiedenen Provinzial-Konservators, Baurats Kothe, Charlottenburg, gering einschätzen zu wollen, freuen wir uns doch, in Herrn Dr. Balke den Konservator wieder in Pommern und vor allem in Stettin selber zu haben. Vor allem harrt ja immer noch das Problem der Johanniskirche seiner Lösung, das von gewissen Kreisen mit Hilfe der Presse in völlig unsachlicher Art zu verschleppen versucht wird. Muß die schmale Kost an Sehenswertem auf baulichem Gebiete, die Stettin dem Fremden bietet, noch inhaltsloser gemacht werden? Man soll doch nicht glauben, daß man ihnen mit einer modernen „Kunst" imponieren kann, die auf außerdeutschem Boden aufgewachsen, vom deutschen Volke noch gar nicht assimiliert worden ist. Undeutsch ist und bleiben wird . . .

Stettin als Gartenstadt, als Stadt im Grünen, hat mit dem Tode des Gartendirektors Schulze einen schweren Verlust erlitten. Was er, soweit das fertige Werk vorliegt, aus den verkommenen Quistorpanlagen unter Berücksichtigung der natürlichen Geländeschönheit gemacht hat, das mögen ihm die Stettiner ehrlich danken. Danken; denn er schuf etwas, was man Fremden einmal nach Vollendung und nach Beseitigung des Arndt-Ze-

mentabklatsch-Denkmals wirklich zeigen kann. Dieser Abklatsch des Bonner Originals ist nicht einmal der einzige gewesen. Noch 1906 stand in Charlottenburg-Westend auf damals Quistorp'schem Boden ein ebensolcher Arndt und grüßte den Stettiner Besucher, der dem ihn Führenden nicht gestehen mochte, daß sich Stettin eines gleichen „Denkmals" rühme! Darum fort mit der wertlosen Kopie! Ein schlichter Gedenkstein wäre mehr wert. Möchte 1931 endlich einem unwürdigen Zustande ein Ende gemacht werden!

Und das um so mehr, als es dem rührigen Verkehrsverein gelingt, immer mehr „Tagungen" nach Stettin zu ziehen, unter denen im vergangenen Jahre die „Reichs-Pommerntagung" eine besondere Bedeutung hatte. Es ist ja eine eigenartige Erscheinung, wie stark im deutschen Volke das heimatliche Sonderbewußtsein noch lebendig ist. Außerhalb der engeren Heimat fühlen sich die Pommern, die Bayern, die Schlesier plötzlich als etwas Besonderes, das mit Tauf- und Konfirmationsschein allein nicht zu erklären ist. Es ist das Gedenken an dieselbe Heimat voller oft unbewußt empfundener Eigenart, das zum Zusammenschluß und zum Austausch gemeinsamer Erinnerungen führt. Wir haben also noch ein spezielles Heimatbewußtsein im Volke, und, Gott sei Dank; denn es wird jener öden Gleichmacherei entgegenwirken, die ihren stärksten Ausdruck auf baulichem Gebiete findet.

Inzwischen hat als Neuerscheinung die Provinzial-Verwaltung „Mitteilungen" herausgegeben, die, vierteljährlich erscheinend, Beiträge aus allen Gebieten der Heimatpflege bringen, ihrer Form nach aber mehr „informatorisch" wirken und darum vor allem auch behördlichen Stellen sehr zu empfehlen sind. Als Heimatzeitschrift wollen die „Mitteilungen" nicht gewertet sein. Im übrigen könnten sie ein gutes Instrument in den Händen des Provinzial-Konservators werden.

In diesem Zusammenhange verdient erwähnt zu werden, daß die Monatsschrift „Unser Pommerland", für die ich diese Rückschau schreibe, mit dem Sonderheft über den Kreis Randow, das im Dezember erschien, ihren 15. Jahrgang beendete. Die letzten zehn Jahrgänge sind bei Fischer & Schmidt in Stettin erschienen. Was Verlag und Schriftleitung an zielbewußter, verantwortungsfreudiger aber auch entsagungsstolzer Kulturarbeit mit diesen 120 Heften geleistet haben, kann in einer Zeit des „Kulturbolschewismus" nicht hoch genug bewertet werden. Zudem enthalten die Jahrgänge von „Unser Pommerland" eine solche Fülle heimatkundlichen Stoffes, daß sie aus dem pommerschen Schrifttum nicht mehr wegzudenken sind. Möchte doch trotz Gehaltsabbau und Lohnsenkung die Zeitschrift bei ihren Lesern nicht das Opfer einer falschen Sparpolitik werden!

Die Themen Heimatmuseen, Volkshochschule, Theater wollen wir nicht besonders behandeln. Stolp hat sich einen hauptamtlichen Museumsleiter zugelegt, und das mag gut sein — Stettins Volkshochschule arbeitete das erste Mal (Führungen) auch über Sommer. Das Stadttheater bekam einen neuen Leiter und scheint eine größere Besucherzahl als früher aufzuweisen. Trotz des Tonfilms, nein, gerade um des Tonfilms willen, der manchen trotz der allgemeinen Kulturlosigkeit doch kuriert hat. Tonfilm! Das soll Musik sein! Das läßt man sich bieten im Lande eines Bach, Beethoven und Wagner! Aber es ist wie überall: die Menge läßt sich durch die technische Leistung blenden (siehe Bauwesen und hier in der Musik) und betet einen Götzen an statt eines Gottes. Nur immer mehr Surrogat, meine Herrschaften aus Berlin und Amerika; es gibt kein besseres Mittel, die noch Bekehrbaren zur Heimkehr zur Kunst zu veranlassen. Dann wird auch das Theater wieder aufleben. Daß inzwischen die pommerschen Künstler ihre Bilder ausstellten, ist selbstverständlich. Daß es heute nur wenige Käufer gibt, entspricht den Zeitumständen. Gott, ja, man braucht ein Auto viel nötiger und darum ... Aber Mut! Jedem, der heute noch an einer Kulturarbeit mitarbeitet in Pommern, dem müßte die Nachwelt einen Heiligenschein stiften. Ohne Scherz; denn er gilt bei Lebzeiten schon als „sonderbarer Heiliger", weil er nicht wie andere geistig „stempeln" geht. Freilich gibt es auch Leute, die sich ihren privaten Heiligenschein selber halten und ab 50 Jahren alle 10 Jahre einmal umbinden. Allerdings entschuldbar in einem Lande, das keinen wirklichen Künstler auf die Dauer zu halten vermag, wenn er nicht verelenden soll. Man könnte Bände schreiben ...

Doch genug davon! Denn was soll man dem verflossenen Jahre noch ins Stammbuch schreiben? Daß die Lichtreklame immer schöner ward und die Zahl der Mitglieder in bildungspflegenden Verbänden immer kleiner! Daß der Krach in der Neujahrsnacht niemals größer war und die Menge wie nie Gelegenheit hatte, unter sich zu sein ...

Aber waren nicht auch stille Menschen, die wehmutsvoll ins Vergangene schauten, und waren nicht auch viele, durch deren Herzen ein betendes Hoffen ging?

So pflanzen wir am Grabe des alten Jahres die Hoffnung auf und blicken nach draußen auf das, was uns mit Haß umhegt, und blicken auf alle Schmach undeutschen Wesens im Innern und heben die Augen zum Himmel und flehen: „O Herr, mach uns frei!"

Betrachtungen zur ländlichen Siedlung, besonders in Pommern.

Von Freiherrn von Wolff, Bütow.

Der ganze Osten Deutschlands ist eigentlich Siedlungsland. Denn nachdem die ursprünglich hier ansässigen germanischen Stämme diese Gebiete in der Völkerwanderung verlassen hatten, bedurfte es erst wieder intensiver Arbeit weitschauender Landesfürsten und besonders des Deutschen Ritterordens, um durch Heranziehung deutscher Bauern diesen Landen den deutschen Stempel aufzudrücken. Mit dem Zusammenbruch des Deutschen Ritterordens in der Schlacht bei Tannenberg (1410) kann diese Periode als abgeschlossen bezeichnet werden. Wenn auch politisch, besonders im Kampf mit Polen, das Schicksal der östlichen Provinzen vielfach gewechselt hat, so kann doch eins festgehalten werden, dies ganze Land von der Oder bis an die Memel mit alleiniger Ausnahme von Teilen von Posen, war seinem Charakter nach ganz, seiner Bevölkerung nach in überwiegendem Maße deutsch. Wertvoller und umfangreicher Kolonialboden war unter dem Drängen der deutschen Bauern nach Selbständigkeit und Entfaltung dem Deutschtum auf diese Weise gesichert worden. Jahrhunderte gingen ins Land, ohne daß erhebliche Besitzveränderungen eintraten. Erst mit Friedrich dem Großen greift eine aktivere Staatspolitik in die ländlichen Besitzverhältnisse ein. Erwägungen populationistischer, d. h. auf die Vermehrung der Bevölkerung gerichteter Art, waren in erster Linie maßgebend. Gerade in Pommern hat sich der große König in seinen umfangreichen Siedlungen in fast allen Kreisen ein weiteres Ruhmesblatt in den Kranz seiner Unsterblichkeit gewunden. Dabei handelte es sich ganz überwiegend um die Ansetzung von Bauern auf der Landeskultur in der Hauptsache durch umfangreiche Entwässerungen neu gewonnenen Flächen. Ein Eingreifen in die ländliche Besitzverteilung durch Besiedlung erwies sich damals noch nicht als notwendig. Die preußische Agrarpolitik konnte sich auf einen gewissen Bauernschutz beschränken, d. h. es wurden Bestimmungen erlassen, die die Erhaltung des Besitzstandes des bäuerlich bewirtschafteten Landes gegenüber den Auffaugungsbestregungen durch den Großgrundbesitz zum Ziele hatten. Welche Bedeutung dies hatte, zeigen uns gerade in Pommern die Verhältnisse in Neu-Vorpommern, das bekanntlich bis 1815 schwedisch war. Dort war der Bauernstand vollständig verschwunden und sein Land vom Groß-Grundbesitz erworben worden. Dieser wirtschaftliche Vorgang wird heutigentags vielfach als eine moralische Schuld dem Großgrundbesitz vorgehalten. Das Merkwürdige dabei ist, daß die lautesten Rufer eigentlich die Erben jener individualistischen Wirtschaftsauffassung sind, die diesen Vorgang erst ermöglicht hat. In der Zeit der beginnenden verkehrswirtschaftlich-kapitalistischen Organisation der Volkswirtschaft unter dem Einfluß der klassischen englischen Nationalökonomie und der französischen Revolution zeigte sich der für die marktmäßige Produktion besonders geeignete landwirtschaftliche Großbetrieb dem noch ganz rein hauswirtschaftlich organisierten bäuerlichen Betrieb wirtschaftlich gewaltig überlegen. War erst die Freiheit des Eigentums im Sinne der klassischen Nationalökonomie proklamiert, mußte die Beseitigung des wirtschaftlich schwächeren Bauernstandes im Wege des freihändigen Verkaufs an den Großgrundbesitz erfolgen. Von einer Schuld kann man hier nur insoweit sprechen, als die Agrarpolitik des Staates versagte. Dies war, wie gesagt, in besonders starkem Maße in Schwedisch-Vorpommern der Fall. Aber auch im übrigen Pommern fiel im Verfolg der Stein-Hardenbergschen Reformen der friderizianische Bauernschutz, und so wertvoll an sich diese Reformgesetzgebung sich auch auswirkte, durch die Beschränkung der sogenannten Regulierung auf die spannfähigen, d. h. die größeren Bauern, sind auch im übrigen Pommern erhebliche Flächen dem bäuerlichen Besitz verloren gegangen.

Erst zu Ende des 19. Jahrhunderts wandte sich die Staatspolitik wieder bewußt den Agrarverhältnissen des Ostens zu. Die gewaltige Bevölkerungsbewegung, die Hunderttausende aus den landwirtschaftlichen Gebieten des Ostens nach dem Westen Deutschlands und in die großen Städte führte, jene soziale Erscheinung, die man unter dem Begriff der Landflucht zusammenfaßt, gab dazu den Anstoß. Aber mindestens ebenso starke, wenn nicht stärkere Impulse gingen von der nationalen Seite aus. Bismarcks feines politisches Gefühl ließ ihn die im Osten vom Polentum drohenden Gefahren rechtzeitig erkennen. Er sah auch, daß im nationalen Kampf der Bodenbesitz von ausschlaggebender Bedeutung ist. Für Posen und Westpreußen wurde damals die Ansiedlungskommission geschaffen, die die Aufgabe hatte, durch Ankauf von in erster Linie polnischen Gütern deutsche Bauern anzusiedeln. Es würde zu weit führen, hier näher auf die Geschichte der Ansiedlungskommission einzugehen, zumal ihre Tätigkeit auf die genannten, jetzt nahezu ganz verlorenen

Provinzen beschränkt geblieben ist. Leider stehen die Erfolge der Ansiedlungskommission in einem gewissen Mißverhältnis zu den großen aufgewendeten Mitteln. Aber es war auf diesem Wege mit der Siedlung wenigstens ein Anfang gemacht und im Verlaufe der nächsten Zeit wurden dann auch jene Behörden und Träger der Siedlung geschaffen, die diese in der Folge betreut haben. Dabei ergaben sich zunächst noch erhebliche Reibungen und Kämpfe über die Frage der Organisation. Die Fragestellung lautete: Rein staatliche Siedlung nach dem Vorbilde der Ansiedlungskommission oder private Siedlung. Als Ergebnis dieses Streites, zugleich aber als eine glückliche Synthese dieser divergierenden Auffassungen wurden in dem letzten Jahrzehnt vor dem Kriege gemeinnützige Siedlungs-Gesellschaften geschaffen. Diese sind auf privat-wirtschaftlicher Grundlage meist in der Form der G. m. b. H. für den Bereich der Provinz organisiert. Ausschlaggebend sind aber an der Aufbringung der Mittel der Staat, Provinz und Kreise beteiligt, weshalb ihnen auch ein maßgeblicher Einfluß auf die Leitung eingeräumt ist. Für Pommern ist es die Pommersche Landgesellschaft, die seit 1910 etwa 65 000 ha mit rd. 1500 Rentengutsstellen der Besiedlung zugeführt hat. Daneben befassen sich auch rein private Unternehmungen mit der Siedlung, die, wenn sie in den Genuß der staatlichen Siedlungskredite kommen wollen, einer strengen behördlichen Aufsicht unterliegen.

Sehr zum Schaden der Sache haben sich nach dem Kriege erhebliche Reibungen in der Siedlung ergeben. Die Siedlungsunternehmen hatten meist durch den Zusammenbruch der Währung ihr Eigenkapital und damit ihre Aktionsfähigkeit in hohem Maße eingebüßt. Auf der andern Seite hat das parlamentarische Regime die Macht der staatlichen Bürokratie ganz gewaltig gestärkt, denn sie ist, besonders wenn sie tüchtig ist, der ruhende Pol in der Flucht der sich ablösenden Regierungen. Und doch haben die Erfahrungen der Vorkriegszeit deutlich bewiesen, daß auf dem so schwierigen Gebiet der Siedlung schnelles Handeln, schnelle Entschlüsse, durchgreifende Aktivität und wirtschaftliche Verantwortungsfreudigkeit erforderlich sind, Eigenschaften, in denen ein rein staatlicher Apparat der privaten Initiative gegenüber unterlegen ist. In diesem Zusammenhang ist allerdings zu begrüßen, daß neuerdings in den meisten Kreisen, auch gerade in Pommern, Kreissiedlungsunternehmungen geschaffen worden sind. Sie sind besonders geeignet, kleinere Objekte in Angriff zu nehmen, deren Aufteilung auswärtigen Siedlungsunternehmen zu umständlich und kostspielig sein würde. Denn wir dürfen nicht vergessen, daß die Siedlung keine Angelegenheit des grünen Tisches ist. Sie erfordert vielmehr eine Menge praktischer Arbeit draußen, angefangen von der Fortführung der Wirtschaft nach dem Ankauf des Objektes, der Aufstellung des Planes für die Aufteilung, der Verwertung der Gebäude und des Inventars, der Gewinnung der geeigneten Siedler bis zum Verkauf der letzten Parzelle. Auch auf dem Gebiet der Umschuldung werden gerade diese örtlichen Siedlungsträger zu wertvoller Mitarbeit berufen sein. Bei der vielfach vorgeschrittenen Verschuldung nicht nur von großen, sondern auch mittleren, ja sogar oft auch bäuerlichen Betrieben ist der Abverkauf einiger Stellen oft das einzige Mittel der Sanierung. Träger dieser Aktion werden nur örtliche Siedlungsunternehmungen sein



Siedlung der Pomm. Landgesellschaft Fredrichsrode (Krs. Lauenburg), 2 km von der polnischen Grenze.

können, da es sich meist um einige wenige Stellen handeln wird.

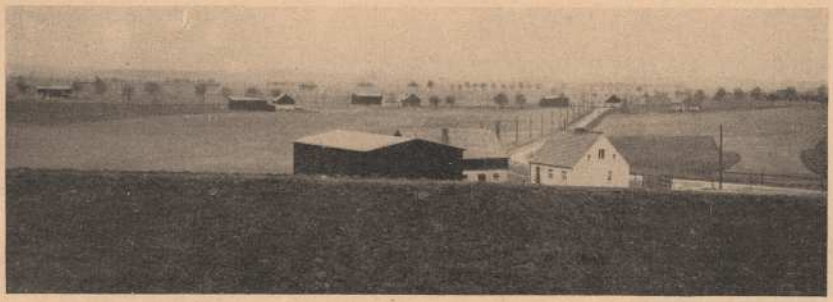
Doch es gilt jetzt noch einen Blick auf den Weg zurückzuwerfen, den die Siedlungen in der Gesetzgebung zurückgelegt haben. Aus der Gesetzgebung der 90er Jahre in Preußen, die schon erwähnt wurde, ist über alle Wandlungen hinweg als wirksamstes Instrument der Siedlung das Institut des „Rentengutes" erhalten geblieben. Die Siedlung will Leuten zu Eigentum verhelfen mit allen segensreichen Wirkungen, die gerade eine solche Besitzverbundenheit mit dem Boden schafft. Es war aber schon in den Zeiten großen Wohlstandes vor dem Kriege ausgeschlossen, wollte man den Kreis der Bewerber nicht zu sehr einengen, genügend Leute zu finden, die über hinreichendes Vermögen verfügten, um eine Stelle im Wege des gewöhnlichen Verkaufs zu erwerben. Das Rentengut gibt dem Siedler Eigentum, schafft aber die Möglichkeit, durch eine mehrere Jahrzehnte laufende Rente den Kaufpreis allmählich abzudecken. Es würde zu weit führen, hier auf die Einzelheiten des Verfahrens einzugehen, genug, daß das Rentengut auch nach dem Kriege die Form der Siedlung ist. Im übrigen aber hat das Reich sich durch das Reichssiedlungsgesetz vom 11. August 1919 in die Siedlung eingeschaltet.

Man wollte damit auch nach außen hin unterstreichen, daß die ländliche Siedlung nicht bloß eine Sache Preußens, sondern Gemeingut des ganzen Volkes sei. Drei Aufgaben weist der geistige Vater dieses Gesetzes, der ehrwürdige Geheimrat Sering, der Siedlung zu: Eine bevölkerungs-politische, eine sozial-politische, eine produktions-politische. Hat nun das Reichssiedlungsgesetz in der Siedlung Fortschritte in der angedeuteten Richtung gebracht? Eine objektive Beurteilung wird dies leider im allgemeinen verneinen müssen. Die Zahl der wirklich neu geschaffenen Bauernstellen in den letzten Jahren bleibt hinter den von maßgebender Seite erwarteten und geforderten Zahlen ganz erheblich zurück. Im Durchschnitt der Jahre 1919 bis 1929 dürften in Preußen jährlich rund 2600 neue Stellen, und zwar Bauern- und Landarbeiterstellen geschaffen worden sein. An diesem nicht gerade glänzenden Ergebnis ist sicher in erheblichem Umfange die allgemeine Finanznot, vor allem aber auch die Inflation schuld. Aber des weiteren hängen sich auch noch in zwei Richtungen der ländlichen Siedlung Hemmungen an. Zwar der von manchen erwartete Mangel des freihändigen Angebots von Siedlungsland ist nicht eingetreten. Im Gegenteil, die Preise für Siedlungsland, die abgesehen von ganz besonders wertvollen und günstigen Objekten, wenigstens in Pommern im allgemeinen zwischen 100 bis 150 RM für den Morgen liegen, haben einen Tiefstand erreicht, der im Interesse eines normalen Gütermarktes und der Sicherheit selbst der erststelligen Beleihung geradezu Besorgnis erregen muß. Von den Grundstückspreisen ist daher keine Ueberteuerung der Siedlung zu befürchten, wohl aber gilt dies von den Preisen für die Gebäude. Man muß im allgemeinen auf die Normalstelle von 60 Morgen landwirtschaftlicher Nutzfläche mit einem Gebäudekapital von 18 000 RM, d. h. 300 RM für den Morgen, rechnen. Es leuchtet ohne weiteres ein, daß solche Beträge der Siedlung geradezu verhängnisvoll werden können. Gewiß ist es sehr einfach zu fordern, daß daneben entsprechende Beträge aus Staats- oder Reichsmitteln aufgebracht werden müßten. Aber ganz abgesehen davon, daß diese Mittel bei der heutigen Finanzlage notwendigerweise beschränkt bleiben müssen, ist ein Gesichtspunkt nicht aus den Augen zu verlieren. Die Siedlung soll selbstbewußte, selbstverantwortliche Bauern auf eigener Scholle schaffen. Je mehr demgegenüber Lasten auf die Allgemeinheit übernommen werden, desto mehr besteht die Gefahr, daß an die Stelle dieser Einstellung ein müder Rentnergeist tritt, der vom Staat alles, von sich selbst nichts verlangt. Wir stehen hier in der Tat vor einem Problem von größter Bedeutung.

Nicht minder groß als von der wirtschaftlich-finanziellen Seite ist die Bedrohung der Siedlung von der politischen. Es ist unbestreitbar, daß besonders vor dem Kriege rechtsgerichtete Kreise des Großgrundbesitzes die Siedlung, wenn auch vielfach nicht offen, stark bekämpft haben. Inzwischen sollte man auch hier eingesehen haben, daß eine vernünftig durchgeführte Siedlung sehr geeignet ist, die Landwirtschaft allgemein zu stärken und im besonderen gerade auch für nicht mehr zu haltende Großbetriebe eine Aufnahmestellung zu schaffen und so wenigstens einen völligen Zusammenbruch auf dem Gütermarkt zu verhindern. Von der linken Seite dagegen wird an die Siedlung vielfach mit der Absicht herangegangen, dem politisch unbequemen Großgrundbesitz den Garaus zu machen. Ressentiment — konnte doch kürzlich erst von maßgeblicher Seite gesagt werden, daß, wenn Dummheit ein Verbrechen sei, der Großgrundbesitz ein nicht wieder gutzumachendes Verbrechen an dem deutschen Volke begangen habe — und politische Absichten sind aber schlechte Wegbereiter dafür, die Siedlung nach dem Wort des früheren Reichskanzlers Dr. Luther zu der Nationalaufgabe zu machen.

Wie liegen denn die Dinge in Wahrheit? Im Westen unseres Vaterlandes steht nunmehr seit bald 1000 Jahren unsere Volkstumsgrenze im wesentlichen unverrückt. An dieser Grenze und in den großen Städten haben wir die Menschen zu Millionen angehäuft. Fällt die Möglichkeit der industriellen Ausfuhr fort oder wird diese wesentlich eingeschränkt, — und daß dies infolge der gewaltigen strukturellen Wandlungen der Weltwirtschaft im letzten Jahrzehnt in erheblichem Umfange geschieht, ist anzunehmen, — so werden sich diese Volksgenossen bei der heutigen Entwicklung unseres Binnenmarktes vergeblich nach Arbeit und Brot umsehen. So hart es allerdings klingen mag, ein Korrektiv ist gegeben. Schon jetzt ist die generative Kraft der Großstädte so gering, daß sie ohne Zuzug vom Lande, vom Osten, in verhältnismäßig kurzer Zeit zum Erlöschen kommt. Auf der anderen Seite aber steht der Osten. Hier sind die Volkstumsgrenzen labil. Zwar hat augenblicklich, bedingt mit durch unsere einseitige Westorientierung, das Slawentum in Gestalt der Polen einen gewaltigen Vorstoß machen können, der dies Volk ja auch an die Grenze unserer Heimatprovinz Pommern geführt hat, und doch sind hier im Osten „die starken Wurzeln unserer Kraft". Zwar hat bekanntlich die ländliche Bevölkerung hier kaum zugenommen. Ihre Vermehrung ist aber noch so stark, daß z. B. der Regierungsbezirk Köslin in jedem der letzten Jahrfünfte etwa 34 000 Seelen nach dem Westen abgegeben hat. Man hat vielfach materielle

Momente in erster Linie für diese Landflucht verantwortlich gemacht und glaubt auch statistisch festgestellt zu haben, daß gerade Gebiete des Großgrundbesitzes das Hauptkontingent der Abwandernden stellen. Es handelt sich aber bei der Landflucht vielmehr um einen seelisch-geistigen Vorgang, nicht um einen Uebergang in ein anderes Arbeitsverhältnis, um eine seelische Abkehr vom Landleben überhaupt, die der moderne Mensch vollzieht, um sich von den engen, gewissermaßen naturhaften Bindungen familiärer und dörflicher Gemeinschaft zu lösen. An ihre Stelle tritt die Massenagglomeration und Zivilisation der modernen Großstadt, in der als Ersatz für die inneren Bindungen der Mensch von der



Siedlung der Pommerschen Landgesellschaft Schwessow, Krs. Greifenberg.

Organisation erfaßt wird. Und den Statistiker sollte besonders bedenklich stimmen, daß, wenigstens in Pommern, Gebiete mit starkem, ja, wie der Kreis Bütow, ganz überwiegendem bäuerlichen Einschlag nach einer sehr genauen Erhebung der Pommerschen Landwirtschaftskammer aus der jüngsten Zeit an der Spitze dieser Abwanderung stehen.

Demgegenüber ist die Siedlung das vornehmlichste, ja einzige Mittel, jene noch in unserem Volk vorhandenen instinktmäßigen Strebungen nach Besitz zu verstärken und dadurch wieder jene innere Verbundenheit mit der heimatlichen Scholle herzustellen, ohne die ein gesundes deutsches Volkstum auf die Dauer nicht bestehen kann.

Noch kann man gerade auch bei uns in Pommern feststellen, daß Leute, die siedeln wollen, in genügender Zahl vorhanden sind, wenn sich auch vielfach mehr und mehr der Kreis derer verringert, die die unumgänglich notwendige Anzahlung zu leisten imstande sind. Von einer solchen kann aber grundsätzlich nicht abgesehen werden, wenn man nicht Gefahr laufen will, daß die Siedler nicht hinreichendes Eigeninteresse aufbringen und dadurch sich letzten Endes nur als Staatspensionäre fühlen. Aber man täusche sich nicht! Schon jetzt stellt fremdes Geld zahlen, während der Siedler z. B. die Pommersche Landgesellschaft in ihrem letzten Jahresbericht fest, daß im Grenzbezirk die Bewerberzahl eine rückläufige ist. Ungünstige Lage zum Absatzmarkt, Mehrbelastung durch Frachten, nachteilige Bodenverhältnisse wirken sich hier als an der schwächsten Stelle zuerst aus. Es weist uns das aber auch auf eine Grundfrage hin: Die Rentabilität der Landwirtschaft überhaupt. Es ist ein Unding zu glauben, daß man siedeln kann, ohne daß diese allgemeine Voraussetzung geschaffen ist. Durch die Vorteile, die dem Siedler zu Lasten der Allgemeinheit, und das allerdings mit Recht, geboten werden — muß doch jeder heutigentags mindestens 8 % und mehr für seinen Kaufpreis mit 5 % verrentet erhält — kann er sich wohl eine Zeitlang länger halten. Allerdings ist von einigen Seiten die Feststellung getroffen worden, daß der bäuerliche Besitz überhaupt sich krisenfester erwiesen habe als der Großbetrieb. Unbestreitbar ist jedoch, daß, abgesehen von einem vorübergehenden Hochstand der Schweinepreise, alles von dem Bauern Erzeugte unter dem Friedenspreis liegt, während alles, was er kaufen oder bezahlen muß, darüber steht. Auf die Dauer gesehen, muß daher bei der jetzigen Wirtschaftslage auch der Bauer zusammenbrechen, wenn auch bisher die verminderte Lebenshaltung und vor allen Dingen die Ausnutzung der eigenen Arbeitskraft und der der Familienangehörigen weit unter dem üblichen Lohn die Ausbeutungsquelle abgegeben hat, aus der die bäuerliche Wirtschaft ihre Widerstandskraft geschöpft hat. So kommen wir zu dem Ergebnis, daß nur grundlegende Wandlungen auf dem Gebiet der Wirtschaftspolitik im Interesse der Landwirtschaft die Voraussetzung für eine auf die Dauer gesunde und erfolgreiche Siedlung schaffen. Diese ist dann in der Tat geeignet, an den großen Aufgaben mitzuarbeiten, die, hat unser Volk noch eine Zukunft, ihm im Osten erwachsen.

Stephan, der getreue Pommer.

Zum 100. Geburtstag des Staatssekretärs am 7. Januar 1931.

Von Erich Winguth.

„Glücklich der, dem die Gottheit als Wohnplatz das Paradies der Heimat angewiesen!"

„Kein Baum kann in die Höhe wachsen, wenn er nicht seine Wurzeln in gesunden Grund und Boden schlagen darf."

(Stephan.)

Von den Männern Pommerns, deren Namen über die engen Grenzen ihrer Provinz hinausgedrungen sind in die weite Welt, wurzelt kaum einer so tief und bewußt in seinem Heimatboden wie Heinrich von Stephan, der „Bismarck der Post". Doch was wissen wir Pommern von unserem großen Landsmann? Kaum mehr, als was jeder gebildete Deutsche, ja die ganze zivilisierte Welt weiß, daß Stephan als langjähriger Mitarbeiter Bismarcks den Weltpostverein ins Leben rief, wodurch er den Postverkehr der gesamten Welt umgestaltete und damit die Völker des Erdballs zum ersten Male vereinigte. An seinem 100. Geburtstag werden Gedenkaufsätze uns aufmerksam machen auf seine vorbildliche Organisation der deutschen Reichspost. Wir werden lesen können, wie er bahnbrechend die Stenographie verwendete, wie er den Grafen Zeppelin durch seinen Vortrag „Weltpost und Luftschiffahrt" zu der Erfindung des lenkbaren Luftschiffes anregte, wie er .... Ja, man könnte getrost noch ein Dutzend anderer Dinge aufzählen.

All diese Verdienste haben den Namen Stephan unsterblich gemacht und dabei auch einen Lichtstrahl auf das dunkle Pommern und auf das angeblich noch finstere Hinterpommern fallen lassen. Und dieser „größte Wohltäter der Menschheit", wie ihn einst der Philosoph Graf Alexander Keyserling nannte, hat immer hervorgehoben, wieviel er seiner Heimat verdankt. Er konnte von sich sagen:

„Daß ich die Wurzeln habe
in meines Vaters Grabe,
Das hab ich stets gewußt".

Aber wir Pommern haben kaum auf dieses innige Verwachsensein Stephans mit der heimatlichen Scholle geachtet, haben zu wenig erkannt, daß von seinem engen Heimatkreise weltweite Dinge ausgingen. In den „Heimatanhängen" einiger in Pommern gebräuchlicher Lesebücher sucht man den Namen „Stephan" vergeblich!

Gerhart Hauptmann läßt seinen Helden und Dulder Odysseus auf all seinen Irrfahrten als kostbarsten Besitz ein Stück Heimaterde mit sich führen. Für Stephan war es ein kleiner unscheinbarer Kinderglobus, den er beim Verlassen der Stolper Heimat mitnahm und der noch an seinem Sterbebett stand. Und dieser Globus wird zum Symbol seines Lebens: So weltferne Dinge Stephan auch träumte und zur Ausführung brachte, wozu ihn der Globus häufig anregte, auf dieser Kugel gibt es für ihn einen ruhenden Pol. Das ist sein Geburtsland. Immer kehrt er hierher zurück zu der Einfachheit, Gradheit, Frömmigkeit und zum Frieden seines Elternhauses. Aus der Berührung mit dem Heimatboden gewann er wieder, gleich dem Riesen Antäus, neuen Mut und neue Kraft für bevorstehende Kämpfe. Was er auch an Freuden und Schmerz empfand, erst der Widerhall aus seiner Vaterstadt macht ihn ganz glücklich, dämpft seinen Schmerz. Hier in Stolp hatte er in seiner Jugendzeit den Acker bestellt und den Samen hineingelegt, dessen Früchte er, der „Fürst der Praxis", im Mannesalter ernten konnte.

Zu der behäbigen, engen, tatenlosen und philisterhaften Biedermeierzeit ist Ernst Heinrich Wilhelm Stephan geboren und wurde doch einer der weitschauendsten Männer der Erde. Die guten Eigenschaften dieser Zeit wie Innigkeit, Wertschätzung des Berufslebens, Freude am harmlosen Scherz hat er stets hochgehalten. In der Holstentorstraße zu Stolp steht noch heute das schmalgieblige, einstöckige Häuschen, in dem Heinrich Stephan am 7. Januar 1831 als Sohn des Schneidermeisters und späteren Gastwirts Friedrich Stephan das Licht der Welt erblickte.[1]) In dieser hinterpommerschen Kleinstadt, die damals nicht einmal ganz 9000 Einwohner zählte und durch dessen Straßen noch das Vieh getrieben wurde, weckten die mittelalterlichen Bauten: Kirchen, Türme, Tore, Wiekhäuser, seinen historischen Sinn und schärften seinen Blick für Baustile, so daß er später im „Nebenamt" ein recht beschlagener Geschichtsforscher und feinsinniger Kunstkritiker wird. Aus dem Stolper Buchladen von Delmanzo entlieh er die alten Schmöker, um auf eigene Faust Heimatgeschichte zu studieren. Hier legte er auch den Grund zu seiner „nicht gewöhnlichen Bildung", die selbst auf einen Mann wie Bismarck Eindruck machte. Und da war das „Gymnasium zu Stolpenburg", durch Hans

[1]) Ueber das Leben und Wirken Stephans unterrichten zwar schon einige ältere Arbeiten. Das Standardwerk über Stephan ist uns aber erst soeben geschenkt worden durch das ganz ausgezeichnete Buch von Oskar Große, Stephan, Vom Postschreiber zum Minister (Berlin 1931), dem der Verfasser manches für seine Ausführungen entnommen hat.

Hoffmanns Novellen bekannt geworden, wo ihn Professor Berndt in die Geheimnisse der Naturwissenschaften und der Mathematik einweihte. Das geschah so vorzüglich, daß der spätere Generalpostmeister mit Schnelligkeit und Gründlichkeit sich all das Technische aneignen konnte, was er bei der Uebernahme der Telegraphenstationen und Einführung des Fernsprechers[2]) gebrauchte. Neben dem Lateinischen und Französischen auf der Schule ließ der Vater seinem Jungen im Englischen, Spanischen und Italienischen Privatunterricht geben. Ist Stephans Sprachtalent nicht neben seinem Organisationstalent weltberühmt geworden? Seine körperliche Ertüchtigung im Schwimmen, Turnen und Reiten scheint ein Erbteil seines Großvaters gewesen zu sein, der als Unteroffizier bei den Belling-Blücher-Husaren in Stolp gestanden hatte. Dieser Stählung seines jugendlichen Körpers verdankt Stephan später die ungeheure Spannkraft und Ausdauer, mit denen er die Nächte hindurch arbeiten konnte. Beneidenswert waren seine Frische und Leistungsfähigkeit, die ihn alle Anstrengungen seiner vielen Reisen ohne Beschwerden ertragen ließen. In den „Langen Bergen" bei Stolp belauschte der Knabe oft die Natur und suchte Einblick in sie zu gewinnen. Diese tiefe Verbundenheit mit der Natur begleitete ihn stets; noch 60 Jahre später streift er als Jäger durch Feld und Aue, immer mehr Naturfreund als Schütze. Schon früh gab er sich dem Zauber der Musik hin, sang und spielte Geige. Und diese Liebe zur Musik und weiterhin zur Dichtkunst verließen ihn seitdem nicht mehr. Ueber seinem ganzen Leben, das so überreich an Arbeit ist, liegt ein Hauch der Poesie. Als Natur- und Kunstfreund schuf er sich ein Gegengewicht gegen die nüchternen Dinge, mit denen er sich „von Amts wegen" beschäftigen mußte. Niemals ist er ein verknöcherter Aktenmensch gewesen. Selbst die trockensten Stoffe weiß er in anmutsvolle Form zu kleiden. Ja sogar als Dichter tritt Stephan hervor. Seinem Beispiel ist es zu danken, wenn noch zu seiner Amtszeit die Post von einer gewissen Poesie umgeben war, wenn auch nicht mehr der Schwager „auf seiner Bahn durch die linde Maiennacht" sein Posthorn erschallen ließ.



Stephan als junger Postrat.

Als aber Stephan im Revolutionsjahre 1848 das Amt eines Postschreibers in Stolp antrat, fuhr die Personenpost noch. Die Revolutionswellen der Berliner Märztage brandeten auch in Hinterpommern auf. Gern las der junge Postmann die Zeitungsartikel eines gewissen Oberlandgerichtsassessors Lothar Bucher, der nachher ein treuer Gehilfe Bismarcks wird. Innerlicher wurde Stephan jedoch von einer anderen Revolution mitgerissen, die eine große Umwälzung auf postalischem Gebiet brachte. Es waren die Reformen des neuen Generaldirektors Schmückert, seines Greifenberger Landsmanns, der dann Stephan „entdeckte" und sein väterlicher Freund wurde. Wie der Postgehilfe schon als Schüler der Geschichte seiner Vaterstadt und Heimatprovinz nachgegangen war, so bekommt er es jetzt im Amt trotz der zwölf- bis vierzehnstündigen Dienstzeit noch fertig, das Verkehrswesen früherer Zeiten zu studieren. Er schuf sich schon in Stolp die Vorstudien zu seinen 20 Jahre später erschienenen Büchern „Das Verkehrsleben im Altertum" und das „Verkehrsleben im Mittelalter", Bücher, die noch heute ihren Wert behalten haben.

Am 30. September 1849 entführte der Postwagen Stephan seiner Heimatstadt für immer. Und überall nach dem Osten und nach dem Westen und in die Landeshauptstadt Preußens begleitete ihn der Kinderglobus. Seine „Heimatbriefe" in ihrer Liebe und Verehrung zu seinen schlichten Eltern verraten nicht nur rein menschliche Tugenden wie innere Anständigkeit, Treue, Heiterkeit der Seele, sondern zeigen ihn auch als treuen Sohn

[2]) Das Wort stammt übrigens von Stephan, der als erster Verwaltungschef den Kampf gegen die Fremdwörter im dienstlichen Schriftverkehr aufnahm.

der über alles geliebten Heimat. Es vergeht keine Beförderung, da er nicht zuerst an seine Lieben in Stolp denkt. Heimweh beschleicht ihn, als er selbst in der Fremde, im „Elend" bleiben muß. Ach wie gerne möchte er zur Hochzeit seiner Schwester Marie eilen; doch der harte Dienst hält ihn zurück. „Glücklich der, „so schreibt er ihr, „dem die Gottheit als Wohnplatz das Paradies der Heimat angewiesen! Dich freuen, meine gute Marie, die Blumen, die Du gepflanzt und die Bäume, die Deine Wiege umschattet. Und dieselben Kirchenglocken, die Deine Geburt verkündeten, hallen Dir jetzt am Traualtare wieder. Du weißt nicht, wie es mich schmerzt, so weit und so lange von allem, was man liebt, getrennt zu sein, sich auf einer Insel gefesselt zu fühlen, die man die große Welt nennt. . . ." Wie selig ist er, als später einmal seine Eltern zu Besuch nach Berlin kommen! Nicht genug kann er von Stolp hören. Wiederholt versucht er seine Lieben zu neuen Besuchen zu bewegen. Doch das sollte nicht mehr sein. Als er als Postrat nach Stolp fährt, erfüllt er seine letzte Sohnespflicht, seinen Vater in die harte Wintererde zu betten. Seitdem vergeht kein Sterbetag des Vaters, an dem er nicht seiner Mutter brieflich gedenkt und sie tröstet. „Uns steht," heißt es da einmal, „insbesondere aber Dir, geliebte Mutter, wieder ein schwerer Gedenktag bevor. Da drängt es mich, den letzten Deiner Söhne, die Du alle so treu gepflegt und von denen Du drei bis ins Mannesalter als brave Menschen hast heranwachsen sehen, Dir die innigsten Grüße nie ersterbender Kindesliebe aus der Ferne zuzurufen, auf daß Du davon wenigstens einen schwachen Trost in diesen Tagen finden mögest. Denn leider kann ich persönlich Dir das nicht sein, was die andern Dir waren, die Du oft um Dich sahst und von denen Du den unmittelbaren Genuß der Mutterfreuden hattest. . . ." Als Stephan im Jahre 1867 seinen Namen unter den wichtigen Vertrag schreibt, der das Thurn- und Taxissche Postwesen mit dem preußischen verschmolz, bedauert er, daß sein Vater den Erfolg seines Sohnes nicht mehr erlebt hat. Noch einmal darf er seine Mutter in die Arme schließen, als er in Stolp und Stolpmünde seinen Sommerurlaub verbringt und hier Kraft schöpft zu neuen Werken. Aber der Brief, den er ihr vom Wunderland der Pharaonen schickt, in dem er auch des Vaters gedenkt, der „aus dem Jenseits auf all die Herrlichkeiten dieser Welt herabschaut, die uns sterbliche Menschen mit Staunen erfüllen" — dieser Brief erreicht seine Mutter nicht mehr. Während ihr großer Sohn von der Eröffnungsfeier des Suezkanals zurückeilte, wurde sie im fernen Stolp zu Grabe getragen.

Mit dem Tode seiner Mutter brechen aber Stephans Beziehungen zu seinem Heimatlande durchaus nicht ab. Bei seiner Ernennung zum Generalpostdirektor gilt „die erste Feder, die er ansetzt", seinen Lehrern in der Vaterstadt, um ihnen zu danken für das, was sie ihm für sein Leben mitgegeben haben. Mit „tiefbewegtem Herzen" begrüßt er im Jahre 1879 nach langen Jahren der Abwesenheit Stolp, um dort das neuerbaute Postamt einzuweihen.[3]) Voll innerer Ergriffenheit singt er hier das hohe Lied der Heimat: „Kein Baum kann in die Höhe wachsen, wenn er nicht seine Wurzeln in gesunden Grund und Boden schlagen darf". Hatte Stephan bereits 5 Jahre vorher in seiner Danksagung für die Verleihung des Stolper Ehrenbürgerrechts der Vaterstadt seine treue Anhänglichkeit versichert, so wünscht er bei dieser Feier, daß der Geist, der Stolp zu dem werden ließ, was es ist, erhalten bleibe, „getreu dem Wappenzeichen der Stadt mit seinen drei klaren, ihre Mauern umfließenden Flüssen, die ebenso viele hehre Eigenschaften ihrer Bürger versinnbildlichen: treu, tapfer und tüchtig!"

Fort und fort tönt so die Liebe und Anhänglichkeit Stephans zu seiner Heimat wieder. Noch auf seinem letzten Krankenlager umgibt das Andenken an die glückliche Kinderzeit „das ergraute Haupt mit einem freundlichen Schimmer". Und vor der letzten Operation läßt er zwei seiner Mitarbeiter zu sich an sein altes, wurmstichiges Holzbett kommen, das neben seinen Schreibtisch mit dem Stolper Globus gestellt ist. Zum letzten Mal plaudert er bei einer Flasche Rheinwein von seinem unvergeßlichen pommerschen Landsmann Schmückert. Dann kommt der Tod.[4]) Noch einmal mag sein brechender Blick auf dem Kinderglobus geruht, noch einmal mögen die letzten ersterbenden Gedanken verweilt haben bei seiner pommerschen Heimat.

So lebte und starb Stephan, der getreue Pommer.

[3]) Stephans Rede ist ausführlich abgedruckt in dem Aufsatz „Heinrich von Stephan" von Postdirektor Taube-Stolp in Heft 5, 6. Jahrg. 1921 dieser Monatsschrift.

[4]) Stephan starb am 8. April 1897.

Trost.

Ob trüb der Tag, ob Trauer drangvoll dräut
und Tränentau die dunkeln Wimpern feuchtet,
der Strahlenschimmer deines Hauptes leuchtet
in unaussprechlich reiner Herrlichkeit.
Die Rose welkt. Das Richtamt übt die Zeit.
Ihr Kelche, die ihr blütenschwer euch neigtet
und in des Herbstwinds Wehen welkend bleichtet,
sankt' fruchtlos nicht in die Vergänglichkeit!
Der Schönheit Fülle, die ihr ausgestreut,
der Dufteswogen wunderbares Weben,
wie vieler Seelen freudiges Erbeben
und holden Jugendtraum hat es erneut!
Aus tiefstem Innern quoll die schönste Frucht:
Ein Herz, das widersteht der Zeiten Flucht,
nicht weicht und wankt, wie jener Stern am Pol,
in goldnem Glanz ein himmlisches Idol.
Erlisch, o Leid, vor seines Lichtes Leben,
in Lieb' und Lied die Seele zu erheben.

Heinrich von Stephan.



Der Bernsteinkönig. Von Ulrich Sander.

Halbwegs zwischen der Stadt und meinem Dorf liegt auf dem Kliff das Gehöft des „Bernsteinkönigs", wie die Leute sonst Johanning nannten. Es ist eigentlich kein Gehöft mehr, sondern es sind nur noch Stall- und Scheunenreste eines großen Bauernhofes, der seit langem in der See liegt. Alle sieben Jahre gibt es hier Sturmflut, und was sie stehen läßt, nagt ein gelegentliches Hochwasser ab, oder bringt das Tauwetter in jedem Frühling zum Bröckeln. Drei uralte Pappeln, die letzten einer früher langen Reihe, und ein Haufen Dornbüsche, verflechtet und verflochten, windzerzaust, krumm und kriechend, das ist alles. Aber es ist für Ernst Johanning, seine Frau Mine, geborene Dräger von Kirchhagen, und Suse und Liese Johanning genug gewesen. Für andere Menschen war es zu wenig, denn es hatte sich kein Eigentümer lange unter den drei Pappeln aufgehalten. Teils war es den Menschen zu einsam, teils zu unheimlich, wenn die unruhige See die Wellen zu Schaum schlug und an die Fenster spuckte. Als aber einmal bei Sturmflut ringsum die Wiesen um das Kliff zu einer brüllenden See geworden waren, und der damalige Besitzer Haus und Vieh im Stich ließ und mit Weib und Kind auf den zusammengebundenen Scheunentoren über die Wiesen zum Festland hinübersegelte, da wollte niemand mehr etwas wissen von dem Pappelhof. Um ein Butterbrot erwarb damals Ernst Johanning das Grundstück.

Ein großer Landwirt ist er nie gewesen. Er war wohl geschickt, aber zu faul. Seine Leidenschaft war Jagd, Fischerei und eben der Bernstein. Die Arbeit machten die Frauensleute. Er aber zimmerte, tischlerte, drechslerte, fischte, jagte, suchte Bernstein und stand auf der Düne. Ein gutes Stück Geld brachten die Badegäste, die das einsame, romantisch gelegene Gehöft liebten, weil sie es nur bei strahlendem Sommerwetter kannten. Wie er sagte, melkten sie sich besser als die drei Kühe im Stall. Er log und spielte mit ihnen, nahm ihnen nicht nur das Kostgeld ab, segelte mit ihnen und fuhr sie mit seinem alten, braunen, aber unverwüstlichen Hengst auf dem sünndagschen Stuhlwagen „nach Stadt". In jüngeren Jahren soll es vorgekommen sein, daß es zwischen ihm und den Badegästen weiblichen Geschlechts, sofern sie nicht Fischblut in den Adern hatten, an zu knistern fing. Die Stadtweiber hatten den hünenhaften Kerl mit der schlanken Taille und dem Wikingergesicht gern. Er wiederum griff hinein in das girrende Volk und holte sich, was er haben wollte, wie der Adler die Enten. Miningmutter hat wohl oft ihre Sorge mit dem bärenhaft starken Kerl

gehabt, und einmal soll sie versehentlich einen Eimer Abwaschwasser mit Flunderköpfen und Gräten hinter den großen Dornbusch gegossen haben, unter dessen Schutz Johanning mit der schwarzen Berlinerin lag, die ihm den sonst so kühlen Kopf verdreht hatte. Abends schlug er seine Frau, sie warf ihm die brennende Petroleumlampe an den Kopf, und die Berlinerin fuhr früh mit dem ersten Zuge ab.

Ein paar Mal ging es dem Bernsteinkönig dicht am Leben vorbei. Auf der Entenjagd kam er so tief in den Nebel, daß er nicht mehr zurückfand. Der Regierungsdampfer mußte seinetwegen auslaufen und fand ihn erst am nächsten Morgen fast erfroren weit draußen auf dem Hohen.

Dann rannte er eines Nachts an einem treibenden Balken sein Boot ein und ritt auf dem Balken mit dem Strom, bis einer der großen Lachskutter ihn auffischte.

Dann mußte er einst, als ein Sturm aus Nordwest ihn weit draußen überfallen hatte, wohl hundert Kilometer vor dem Sturm herjagen, weil er nicht mehr durch die Brandung gekommen wäre. Erst weit hinter der Haffküste kam er an Land, verhungert, steifgefroren, aber lebendig.

Und dann schmiß er einmal auf dem dritten Riff um, klemmte sich aber unter jeden Arm einen Riemen und strampelte sich wie ein Frosch mit den Beinen an den Strand. Er meinte, dies sei seine gefährlichste Fahrt gewesen.

Schließlich wäre er bei einem Gewittersturm fast mit seinen ganzen Badegästen geblieben, wenn er nicht mit dem Wind zum nächsten Mündehafen gesegelt wäre und dort in einem schneidigen Angriff die grobe See vor den Molen von hinten überrannt hätte. Die Lotsen standen schon mit Stangen und Rettungsringen bereit.

Ich bin erst sehr spät mit ihm näher in Fühlung gekommen. Er hatte keine Freunde und wollte keine haben. Wochenlang bin ich Tag für Tag unter den Pappeln vorbeimarschiert, habe ihm die Tageszeit entboten und ein paar Worte über das Wetter mit ihm gewechselt, wenn er auf der Düne stand.

Wir lernten uns erst näher kennen, als ich um Schonung für den einen Dornbusch, der ein Dornbaum geworden war, bitten mußte. Er war beigekommen und wollte ihn absägen. Ich legte ein gutes Wort für den Baum ein und drang durch. Ein Wort gab das andre, und die Folge war, daß er mich um Rat in einer Grundbuchangelegenheit seines Eigentums bat. Bei einer Tasse Kaffee und einigen Butterstullen wurde die Sache besprochen, und ich mußte ihm ein Schriftstück aufsetzen. Der Schnaps, den wir tranken, war geschmuggelt, und der Tabak, den wir rauchten, ohne Bande-role. Sie schmeckten drum nicht schlecht.

Es war etwas Eigenartiges um diesen Mann. Wohl sechs und einen halben Fuß hoch, machte er einen durchaus schlanken und zierlichen Eindruck. Seine Bewegungen waren rasch, doch abgemessen, bestimmt und im höchsten Grade zweckmäßig. Sein Gang war lautlos, fast schleichend, geschlichen sorgsam. Er ging, wie man so sagt, auf Eiern, ohne daß es übertrieben gewirkt hätte. Unter der hohen, schmalen Stirn saßen ein paar blaue Kinderaugen, in seltsamem Gegensatz zu der kühnen Nase, unter der wiederum ein lippenlos verkniffener Mund mit hängenden Winkeln den schweigenden Spötter verriet. Eine weiche, volle Stimme sprach in gutem, vorsichtigem und sachlichem Deutsch zögernd, aber doch in endlicher Einheit das, was zu sagen war. Es war ein Bibeldeutsch, hinter dem ein durchaus moderner, aber geruhiger und ausgewogener Mensch stand. Oft habe ich geglaubt, er bliebe stecken und käme mit seinem Wort nicht zum Ende. Und dann machte er meist einen neuen, überraschenden Zug. Glaubte ich, nun käme dieser Ausdruck, dann nahm er jenen, der noch dreimal besser paßte, der, wie ein silberner Lachs im Netz, funkelnd, glatt und fett im Gefüge des Satzes stand. Ich habe mich gern mit dem Bernsteinkönig unterhalten, als ich seines Vertrauens erst einmal gewürdigt war. Mit diesem Urmenschen zusammen zu sein, war eine ausgesprochene Wohltat. Er machte sich alles selbst: die Netze, die Riemen, den Wagen, die Möbel, die Schuhe, das Gerät. In einer Ecke des Stalls stand die Hobelbank, die Drechselbank und das, was er an Holz aus der See gefischt oder aus dem Busch geholt hatte. Man sollte es nicht für möglich halten, was er alles zusammenbrachte: lange Fußbodenbretter, die von finnischen Holzseglern heruntergespült waren, vertriebene Bojen, schwere Eichenbohlen von Wracks, Balken und Pfähle von zerstörten Badeanstalten, schlanke Fichten- und Eschenstangen und uraltes, blaues Eichenholz aus den versunkenen Strandmooren. Sein Tabakkasten war aus poliertem blauen Eichenholz mit eingelegtem Bernstein. Sein Aschbecher zierlich gedreht aus dem Ton der Düne und mit kunstvollen Ornamenten von Muscheln und Bernstein. Die Hängelampe hatte einen Schirm aus fattbraun durchscheinendem Blasentang. Und sein Briefbeschwerer war ein wundervoll versteinertes Ammonshorn. Einmal zeigte er mir unter dem Siegel strengster Verschwiegenheit — er war ja kein überzeugter Anhänger von Monopolen — seinen Bernsteinschatz. Er holte unter Gerümpel eine alte Weinkiste hervor, die bis an den Rand mit Bernstein

gefüllt war. Und mit was für Stücken! Den Ausschuß gab er ab, um der Pflicht genugzutun und nicht etwa aufzufallen. Aber hier lag ei- und faustgroß der milchige, rubinrote und gelbe Stein. Er hatte die Stücke mit Leinöl klargekocht, so daß sie im Sonnenlicht leuchteten und funkelten. Sein Hauptstück war ein fast zwei Fäuste großer Bernstein, der grasgrün schimmerte. Daß er über eine reiche Auswahl von Zigarrenspitzen und Pfeifenmundstücken verfügte, ist selbstverständlich. Miningmutter trug Sonntags eine Brosche, die auf sechseckiger Fläche einen kostbaren Einschluß, einen schillernden Käfer, erhaben zur Schau stellte. Und die beiden Mädchen hatten lange Ketten selbstgeschliffener Perlen dreimal um den ranken Hals und dann noch eine Schleife bis an den Gürtel. Oft saß ich abends in der Stube und sah zu, wie er die Perlen schliff, mit Schmirgelpapier rieb und mit weichem Leder polierte, um dann am Spinnrad das Loch hineinzubohren. Es waren nicht mehr die guten Zeiten, in denen er für das Lot einen Taler bekam. Heimlich verkaufte er auch heute noch in der Stadt an die Drechsler und im Sommer die Kunstwerke des Winters an die Badegäste. Wenn er einmal Geld brauchte, nahm er ein paar Stücke aus dem Schatz, trug sie in die Stadt oder lieferte sie auch bei der Annahmestelle des Monopols ab. Miningmutter hatte zu jedem Fest ein paar Schweine fett, Ernst Johanning aber bekam für zwei Hände voll Bernstein seine sechzig Mark. Dazu der Fischfang, die Jagd und die Badegäste. Es herrschte in den beiden Stuben, die in die Scheune eingebaut waren, weil ja das Wohnhaus in der See lag, ein bescheidener Wohlstand, dessen Formen sich in blitzblankster Sauberkeit bewegten und durch die vielen eigenwilligen und selbsthergestellten Gegenstände einen seltsamen Zauber in sich hatten.

Miningmutter, ständig im Kopftuch, mußte immer kacken und klagen. Stets ein wenig kränklich, hatte sie ihre Last mit dem gewaltigen Mann und den beiden wilden Dingern, die gertenschlank, abgehärtet von Wind, Wasser und Arbeit prachtvoll heranwuchsen. Ich kenne die beiden Mädchen noch, als sie zur Schule gingen. Tag für Tag, bei jedem Wind und Wetter sechs Kilometer zur Schule und sechs zurück; und dann noch oft zu Besorgungen in die Stadt und wieder zurück. Die Suse blond nach dem Vater, die Liese braun wie die Mutter. In der Familie des Vaters war noch eine alte Erzählung, daß die Johannings einmal zu Boot vom Westen her eingewandert seien. Die Mutter hatte wohl viel slavisches Blut und stammte aus einem Bauerndorf im Binnenland. Hier so dicht am Wasser, so einsam, war nicht nach ihrem Sinn.

In den vielen Jahren unserer Bekanntschaft bin ich oft mit dem Bernsteinkönig auf Entenjagd und Fischfang gewesen. Wenn die Gänse im Herbst und Frühling zogen, standen wir frühmorgens im Nebel hinter den Dornbüschen und den Buchten des Kliffs. Wenn die Hornikenten zum Winter kamen, lagen wir jeder in seinem Boot vor dem dritten Riff und trieben uns die Schwäne zu. Meist nackt im Wasser, half ich ihm im Herbst die Pfähle für die Aalreusen einzuschlagen, was vom Boot aus nicht immer leicht ging. Weit draußen auf dem Hohen legten wir die Dorschangeln und Netze. Mein Lohn bestand in Naturalien: Makrälen, Schollen, Dorsch, Lachs und Aal. Aber der Gewinn dieser Stunden war die Unterhaltung mit dem seltsamen Mann, der in seiner Jugend zur See gefahren war und dem man stundenlang zuhören konnte, wenn er einmal gesprächig wurde. Ich will nicht leugnen, daß wir auch einmal ankehrten. In Tuchtenhagen lag der Krug dicht am Strand, in Boikenhagen war winters fast mehr Betrieb im Krug als im Sommer. Wir haben gehörig gezecht, politisiert und oft einen ganzen Tag und eine ganze Nacht gesessen, so daß Miningmutter mir mehrmals leise Vorwürfe machte und die Mädchen kicherten. Des Bernsteinkönigs Sinne waren so scharf wie die eines Indianers. Er schlief auf der Tenne der Scheune und hatte im Torflügel eine kleine Klappe, die nachts offenstand, damit er hörte, wenn der Wind umschlug oder die See abstillte. Dann gab es Bernstein in Hülle und Fülle. Mit einem Bücken fand man zehn, zwölf, fünfzehn Stücke. Er zeigte mir die Stellen und lehrte mich, morgens gegen die Sonne zu gehen. Dann blitzten die Bernsteinstücke im Licht. Er zeigte mir, wie man auch im blauen Ton des Kliffs die Bernsteinnester, noch unausgewaschen und nicht an den Steinen zerschlagen, finden konnte. Auf den Saumpfaden des Kliffs schlich er wie eine Katze, immer die Flinte über der Schulter und mit seinem zu weiten Hosenboden fast lächerlich anzusehen. Aber jeder Schuß saß. Er schoß links und rechts gleich gut. In mondheller Winternacht schoß er die Karnickel aus dem Fenster mit dem Tesching oder schlich sich, in ein Laken gehüllt, durch die Dünenbüsche und schlug sie mit dem Knüppel. Der Förster hat oft versucht, ihn abzufassen, zumal damals der Sechserbock verschwunden blieb, den der Herr haitanische Konsul Brook schießen sollte. Einmal kam ich spät nachts aus der Stadt und sah eine lange Gestalt wie einen Baumstamm in der Düne stehen. Als ich kurz vor meinem Dorf war, rollte der Schuß. Er hat mir nie etwas von seinen nächtlichen Jagden erzählt.

Im Lauf der Zeit bildete sich zwischen den beiden Mädchen und mir eine Art Freundschaft

BIBLIOTEKA NARODOWA

heraus. Aus den Schulmädchen wurden schmucke, langgliedrige Deerns, denen sich spitze, harte Brüste unter dem dünnen Kattun straften. Sie hatten die Gestalt ihres Vaters bekommen, ohne jedoch ganz so hoch zu wachsen wie er. Schön waren sie geworden, bezaubernd in der stolzen Haltung ihres schlanken Leibes, der sich spielig und wendig in den Hüften wiegte. Die barften, braungebrannten, langen Beine in Holztüffseln, trugen sie sich frei und anmutig, als gingen sie durch einen Ballsaal. Wenn sie zwischen den Dornbäumen standen und im Winde Wäsche aufhängten, konnte ich mich kaum von dem Anblick losreißen. Ein paar Leinen- und Kattunfetzen auf dem Leib, das weiße Kopftuch um die feinen, schmalen Gesichter, und dann die Bewegungen, wie sie sich reckten, um die Klammern auf der Leine festzustecken, wie sie mit einem leisen „huch" die dünnen Röcke zurückschlugen, die ihnen der Wind hoch auf den Leib trieb: es war mir, als hätte ich zwei kostbare Stücke Bernstein gefunden. So oft habe ich auf der windigen Düne gestanden und ihnen bei der Arbeit zugesehen. Wenn sie pumpten und den Leib mit dem Schwengel hoch im die Luft warfen, wenn sie die vollen Eimer zum Stall trugen, schnell und beschwert Schritt vor Schritt setzen mußten und die langen Arme senkrecht unter der Last hingen, wenn sie in dem kleinen Garten knieten und unter ihren raschen Händen das Unkraut wie verhext schnell verschwand, wenn sie in den Kirschen waren und die feinen Gestalten sich reckten, daß man sie erst in der ganzen Schönheit ihrer Spannungen erkennen konnte. Sie waren wie Möwen, die ohne Wind und Wasser nicht bestehen können. Eben nur der langgliedrige Leib gibt das Entzücken der spannenden Beugung. Nur an einer langen Gestalt fällt der Stoff, Drillich oder Seide ist gleich, jene langen, unbeabsichtigten Falten, die so reizvoll sind. Wenn die Brüste steil auswärtszeigend auf dem hochbordigen Brustkasten den verblichenen, dünnen Kattunstoff strämmten, dann zogen sich die Linien um die flachen Gürtel zusammen und schmiegten sich vom tiefen Schürzenband an um den sich leise wölbenden Schoß und flatterten lose um die gewaltigen, geschwungenen Schenkel, immer und alles in Bewegung, und jede Bewegung eine Anmut.

Oft saß ich mit den beiden Mädchen in dem sonnenerfüllten Wohnzimmer, und eine fröhliche Unterhaltung flog wie ein Handball hin und her. Die frischen, aufmerksamen Gesichter mit ihren klugen, großen, unbefangenen Augen, die blitzenden Zähne zwischen den rotdunklen Lippen und die lässigen, langen Glieder in augenblicklicher Entspannung: weiß Gott, es waren Bernsteinprinzessinnen.

So manches Mal dachte ich ihnen Glück und eine fröhliche Zukunft zu, wenn einmal ihre Zeit herangekommen sein würde, da die Burschen ihretwegen weite, nächtliche Wege nicht scheuen würden. Ich wünschte ihnen im stillen eine zarte, feine Hand, die sie über die Schwelle führen würde, über die hier an der Küste die Jugend früh zu gehen pflegt. Und wenn ich es über das Herz gekriegt hätte, die Möwen in einen Käfig zu sperren, hätte ich ihnen in der Großstadt bei guten Leuten Stellen als Haustöchter beschafft, wo sie vielleicht zu neuen und weiteren Wegen gelangt wären. Aber ich glaubte diese Verantwortung nicht auf mich nehmen zu können.

Eines Abends überraschte ich sie beim Baden, als sie aus dem Heu gekommen waren und sich der lästigen Halme zwischen Leib und Hemd so am leichtesten entledigten. Die beiden wundervollen Gestalten nackt vor dem dunkelnden Wasser zu sehen, war ein Geschenk. Köstlich und unbefangen in ihrer Natürlichkeit durfte ich zusehen und machte mir aus, daß ich sie demnächst auch photographisch so schön festhalten dürfte, wie der liebe Gott sie geschaffen hatte. Nach leisem Tuscheln wurde mir diese Bitte gewährt. Und an einem Sonntagmorgen in der ersten Frühe nach Sonnenaufgang schuf ich mir meinen Bernsteinschatz in der Gestalt von vierundzwanzig Aufnahmen, die, bald mein kostbarstes Eigentum, wohlverschnürt in der Lade ruhen, als eine Erinnerung an meine beiden schönen Freundinnen. Wenn es nach mir gegangen wäre, ich hätte sie beide vom Fleck weg geheiratet, so wie sie waren. Aber es ging nicht nach mir. Die schönen Zeiten sind eine schmerzliche Erinnerung.

Der Bernsteinkönig und seine ganze Familie sind tot, in demselben Jahre, dem letzten vor dem Kriege, gestorben und ein jeder auf seine eigene Art zu Tode gekommen.

Im Januar dieses Jahres gab es Sturmflut. Und als die Wellen um den schon halb abgestürzten Kartoffelkeller gingen, sollten die noch in ihm lagernden Kartoffeln geborgen werden. Der Bernsteinkönig, Mutter Mine und die beiden Mädchen holten in Hast und Eile Korb um Korb und schütteten die Früchte in die Tenne, die blonde, rosige Suse war eben mit ihren Körben die Stufen hinabgestiegen, als eine große Welle den ganzen Keller in die tosende Brandung riß. Niemand hat auch nur einen Schrei vernommen. Als der Bernsteinkönig mit seinen geleerten Körben gegen den Sturm um die Ecke der Scheune bog, war der Keller und seine älteste Tochter schon fort. Als ob die See eine so liebliche Gestalt für sich behalten wollte, ist die Leiche niemals gefunden worden.

Untröstlich legte sich Mutter Mine und war in drei Wochen tot. Sie hatte ein ähnliches Unglück kommen sehen, und daß nun in der Tat ein solches Geschehen Wirklichkeit geworden war, zerstörte ihr die Lebenskraft.

So wohnte nun die braune Liese mit ihrem Vater zusammen. Sie mußten sich einen Knecht nehmen, da Liese allein die Arbeit nicht schaffte und der Vater mehr denn je seine einsamen Wege ging. Ich war in jenem Jahr gerade im Binnenland und habe mir alles erst hinterher erzählen lassen müssen. Der Knecht, der anfangs willig und ordentlich gewesen war, begann der bildschönen Liese nachzustellen. Ich nehme an, daß er ihr nicht nur grob nachstellte, sondern daß die Liese ganz unbewußt einen vielleicht betörenden Reiz auf ihn ausgeübt hat. Sie wies ihn ein paar Mal scharf zurück und sagte es dann ihrem Vater, der den Knecht entließ. Am Abend hat dann Liese Johanning mit einem Messerstich im Herzen zwischen den Booten gelegen. Wenn man auch den Knecht bereits am nächsten Mittag gefaßt hatte, so wurde dies wunderschöne, zum Leben geborene und noch unerfüllte Menschenkind dadurch nicht wieder lebendig.

Nun ist der Bernsteinkönig ganz allein gewesen. Er hat sein Vieh und sein Gerät bis auf das Notwendigste verkauft, sein Land verpachtet und dann noch einsamer und menschenscheuer als bisher unter den Pappeln gehaust. Ihn hielt nun nichts mehr als der Bernstein in diesem Leben. Er hat noch gefischt und gejagt, aber ohne Leidenschaft, nur noch zum Lebensunterhalt. Eines Tages hat man ihn dann gefunden. Er war im Kliff auf der Suche nach Bernsteinnestern herumgeklettert, war im feuchten Lehm wohl abgerutscht und hatte eine schon unterspülte Lehmwand zum Absturz gebracht, die auf ihn gefallen war. Spaziergänger wurden auf einen kleinen, braunen Hund aufmerksam, der, als hätte er den Verstand verloren, laut heulend unten vor dem Kliff saß. Sie sahen dann eine Hand aus dem wirren Absturz herausragen und stellten fest, daß der Bernsteinkönig das letzte gefundene, fast ein Pfund schwere Stück Bernstein nicht hatte aufgeben wollen, sondern es krampfhaft in der rechten Hand am gestreckten Arm hielt, als ihn die stürzende Wand erdrückte. Die Leute aus dem Dorf erzählen, es habe niemand die Finger lösen können, und es sei unheimlich anzusehen gewesen, wie der Wagen den Toten ins Dorf gebracht und aus den Decken, mit denen man den toten Riesen bedeckt, sich der Arm mit dem großen Stück Bernstein drohend hervorgereckt habe.



Ein Tag auf dem Leuchtturm.

Von Siegfried Gliewe, Freist (Kreis Stolp).

Es war in einem jener Jahre, als die Völker der Erde sich anfielen wie die Tiere der Wildnis und Gott vor dem, was er angerichtet hatte, bis an den hintersten Erdkreis geflohen war, wo selbst das Gebet der Gläubigen ihn nicht erreichte. — Die Männer aus den Häusern zwischen den Dünen und blaubuckligen Bergen im Süden hockten in dicken Marineuniformen auf nebelgrauen Schlachtschiffen. Das neue Jahr brach ohne Hoffnung an. Aber einer der Söhne war doch nun zu Hause, in der männerverwaisten Wirtschaft. Die liebe Tante mit dem geraden Scheitel und dem altersbleichen Haar sah diesen einen tröstlicher an. Nicht daß die Kriegsmaschine ihn launisch für immer ausgespien hätte — man hatte ihm einen täglichen Dienst aufgelegt und das schmerzliche Geleitwort seiner fristlosen Zurückberufung auf die Heimreise mitgegeben. So ging er nun täglich zum Leuchtturm als Wächter an einer fast friedlichen Küste.

Als ich zum ersten Male zur Winterszeit in das mir so liebe Gehöft zwischen Kiefern und mahligem Sand kam, erfuhr ich am schwarzen Steinofen die herzbeklemmend frohe Nachricht, daß ich mit Karl morgen auf den Leuchtturm mitgehen könnte. Welch überströmende Freude für den Jungen, der sich seit Jahren so sehnlich wünschte, diesen schwarzen steilen Turm, der dort so einsam auf den hohen Dünen stand, einmal zu besuchen. Wie oft, wenn eine Reihe von Ferienwochen vor mir lag, sprang ich aus dem umständlichen Bähnlein und ließ den schweifenden Blick liebevoll auf dem Turm mit seiner strengen, schwarzen Kaplanswürde ruhen. Da stand er, der ruhige Exponent dieser Landschaft, auf dem Dünensaum zwischen Meer und Land. Wie oft, wenn ich vor dem Schlafengehen vor die Tür trat oder um die Scheune ging, funkte sein weißliches Licht im nächtlichen Sternhimmel. Dann kroch ich zufrieden in das ach so dicke Bett, mit dem tröstlichen Gefühl, daß in der schlafenden Nacht ein Leitstern sei, der in seinem ruhigen Gleichmaß von Gleißen und Erlöschen denen dient, die durch die ruhelose, schwarze Wasserödnis schiffen. — —

Ich schlief schnell und wenig tief in dieser Nacht. Der Tag ging grau an. Gegen Mittag machten wir uns bereit. Ich fragte kaum etwas vor Erregung und Scheu, schon etwas vorauszunehmen von dem, was mich heute beglücken sollte. Eßwaren, Kaffee, Tabak wurde nach Seemannsart in ein Bündel geschnürt. Wollschals, Handstöcke wurden bereit gelegt, und nach kurzem Mittagsmahl gings hinaus. Der Tag war lichter geworden: aus Südost wehte ein scharfer Wind, der den losen gefrorenen Schnee über die dünne Eis- und Schneedecke der kilometerweiten ebenen Wiesen wehte. Wir knöpften fester und dichter, aber der frische, trockene Wind tat trotzdem wohl. Die Zweige der fünfjährigen Kiefernschonung, die als Windschutz an der Nordseite des Gehöftes angelegt war (über die ich mit dem Hunde Caro sommers sprang), schlugen unfreundlich, drahtig um unsere Beine. Aber dann stakften wir schon quer durch die Wiesen, brachen mit jedem Schritt durch die gefrorene Schneekruste oder ließen das „Bullereis" in den fast wasserleeren Gräben wie Glasscherben unter den Stiefeln splittern. Es mochten wohl vier Kilometer bis zur Leuchtturmdüne sein, und bis zur Höhe selbst konnten wir schon mit einer Stunde Weg rechnen. Wir durchschritten, ohne in die Nähe von Gebäuden zu geraten oder Menschen zu begegnen, das so weitschweifige Dorf, das nach kaschubischer Art aus willkürlich auseinandergesiedelten Gehöften bestand und aus der flachen, von Kieperkampen zerfetzten Einöde auftauchte. Irgendwo sich zwischen Himmel und Schneedecke verlor. Zeitweilig folgten wir einem Wege mit sturren Weiden, in dem fahler Sand und Schnee sich zu schmutzigem Pulver mengten. Schnurstracks, von Erwartung angekurbelt, folgte ich Karls fest ausgreifendem Schritt; alle paar Minuten den Blick vorwärts aufwärts richtend zum Turm, der immer größer und realer wird. Dieses Schauen muß wohl mit Augen geschehen sein eines Jünglings, der die erwartete Geliebte schon von fern am bekannten Ort stehen sieht. Nun sind wir aber schon in dem geräumigen Gehöft des staatlichen Leuchtturmwärters, der den Befeuerungs- und Rettungsdienst in Friedenszeiten versieht. Karl wechselt mit jemand nebensächliche Worte, die sich kaum auf den Dienst beziehen, sondern nur eine verlängerte Begrüßung darstellen.

Inzwischen gehe ich schon voraus. — Nun bergan die Düne, die ein unübersehbarer Sandberg ist, reichlich 1 Kilometer lang, 56 Meter hoch, die höchste an der ganzen pommerschen Küste. Eine Wanderdüne zudem, mit dem typischen Profil der hinterpommerschen: flach im Westen mit der höchsten Erhebung im Osten. Vor nicht langen Jahren eine riesenhafte, wandernde Sandmasse, ist sie jetzt in zähem Kampf gebändigt, befestigt. Doch die Kiefern stehen weit, wollen nicht recht voran, ihre Wurzeln sind bloßgelegt, verholzt. Angstvoll wassersuchend, über den Flugsand hintastend, geben sie nur krüppligen Stämmchen die Lebenskraft. Es ist eine Vegetation, die in ihrer anklagenden Dürftigkeit sich im Hochgebirge wie-

derfindet. Diesen Lebenskampf überdenkend steigen wir und werden — warm, trotzdem der schneisengerade Weg mit Schutt und Lehm befestigt ist.

Der Leuchtturm ist wegen der Schrägsicht von unten kurz und dick geworden. Da erscheint in dem Einschnitt zwischen den Krüppelkiefern, der oben auf der Dünenfläche endet und direkt auf den Turm führt, ein Mann, der langsam die mit hölzernem Pfahlwerk gestützten Erdstufen der obersten Höhe herabkommt. Es ist der abzulösende Wächter, ein stämmiger, in schwarzes Tuch gekleideter Mann aus Holzkathen. Wir begrüßen uns; er sieht mich an, freundlich, ohne besondere Verwunderung, aber er möchte wissen, wer?... wie?... Ein paar Namen meiner Verwandten, Vorfahren fallen, die hier beheimatet, begraben sind, einige Meilen in die Runde bekannt. Er sieht mir ins Gesicht, wie man ein Paßbild mit seinem Inhaber vergleicht, nickt, und ich bin eingeordnet, naturalisiert, aufgenommen in die Gemeinschaft dieser stillen, friedvollen Menschen. Es ist nichts Besonderes vorgefallen, sagt er, und macht noch einige, die Uebergabe des Dienstes betreffende Bemerkungen. Dann trennen wir uns mit Gruß, schweigend, ohne uns umzusehen, bergauf wir, bergab er. Man hat sich nicht viel zu sagen hier; sonst schon nicht, und jetzt kommt noch das lähmende Wissen hinzu, daß diese Winterstille durchbebt ist von der zitternden Hoffnung hunderter von Frauen und Müttern in den Dörfern unter uns.

Wir sind nun oben. Ich atme tief auf, und ein Gefühl von Erleichterung, Freiheit, frohem Stolz, Beglückung in vielfacher Weise umfängt mich plötzlich und ungestüm; wie dem Alpinisten sein mag, wenn er einen schwierigen, selten bestiegenen Gipfel erreichte. Frei weht hier der Wind, und ich suche schnell mit einem Blick rundum die Vielheit zu ergreifen. Blaßblau liegt das Meer vorab, aber ich wende schnell zurück. Strahlend, denn die Sonne ist inzwischen doch durchgebrochen, dehnt sich südwärts diese schönste der Küstenebenen im ostpommerschen Land. Doch es ist kaum Zeit, diesen heranbrausenden Akkord aufzunehmen, denn Karl geht wie bisher in jener Mischung von Gleichgültigkeit und Pflichtbewußtsein auf die glatte, feste, glänzend braun gestrichene Tür zu und schließt sie mit dem übergebenen Schlüssel auf. Aber so viel Zeit bleibt mir doch, meinen schwarzen, schweigenden Freund mit kurzem Blick zu überstreifen. Er ist ja garnicht so schwarz, wie er eine Meile entfernt immer erschien. Walnußfarbenes Braun seiner Mauersteine bildet den Grundton, der durch zahlreiche Spuren eines schwarzen Schutzanstriches erst in der Ferne und gegen den hellen Himmel sich in schwarz verändert. Auch so asketisch aufgeschossen ist er nicht. Recht massig, wie der Bauch eines Riesenfasses, wölbt er sich mir entgegen. Aus einem Kranz holpriger Kopfsteine steigt er wuchtig wie ein Riese empor, wohl an 20 Meter; doch was will das besagen in dieser Weite und Freiheit. So scheint er denn, weniger schlank, kiefernschäftig (wie wir es von freistehenden Fabrikschornsteinen kennen), festgewurzelt, breitbeinig, „in den Sand gebaut" dazustehen, ohne willens zu sein, auch nur ein Atom sich aus dem jaulenden, fauchenden Nordwest zu beugen, der ihn



Der Leuchtturm von Stilo, der östlichste Leuchtturm Pommerns und Nachbar des in unserm Aufsatz behandelten Scholpiner Leuchtturms. Aufn. Gliewe.

hunderte von Malen anfiel. Ich sehe seine Kappe nicht mehr, diese eiserne Baskenmütze mit dem kugligen Pompon, auch nicht sein gläsernes Visier, das so ritterlich in der Sonne gleißt, nur den vorkragenden Umgang mit dem eisernen Gitter. Dann umfängt mich eine milde Kühle, durchwoben von schwachem Geruch von Petroleum, Farbe und den anderen Imponderabilien, die die Luft kleiner Schiffswerften füllen. An der Treppe zum Keller steht (nach altem Brauch) fein säuberlich der Kasten mit Preßkohlen, den wir zur Heizung mit ins Turmzimmer nehmen. Bei unserm Fortgang hinterlassen wir den Kasten genau so am Fuß

der Treppe. In den Keller darf ich nicht, denn dort lagern die Petroleumvorräte. Durch Preßluft steigt der Brennstoff bis unter die Turmhaube. Aber Karl ließe mir auch keine Zeit, denn pünktlich auf die Minute will er seinen Dienst antreten. Auch über diesen letzten Ausläufern der großen Armee waltet der Geist irgend eines preußischen Unteroffiziers. Zwischen hechtgrauen, ölgestrichenen glatten Wänden ringelt sich eine ziemlich gangbare Treppe mit einem Schock Granitstufen empor. Alles Gemäuer glänzt in der peinlichen Sauberkeit der Schiffe. Hin und wieder öffnet sich in der runden Tonnenwand ein Fensterschlitz, eigentlich nur eine verglaste Schießscharte, die fast keinen Ausblick gewährt. Man wollte dem Wind keine Angriffsflächen geben in dieser verwaisten Höhe. Im Zentrum der Wendeltreppe hängen an dünnen Drahtseilen große Gewichte bis in den Keller hinab. Sie betreiben den Umlauf der Blenden um den Leuchtkörper. Ein paar Minuten fehlen an 2 Uhr, als wir mit dem Kohlenkasten durch die schmale Tür in das kreisrunde Turmzimmer treten. Dies soll für 24 Stunden unser Aufenthalt sein. Warm und sonnig ist es hier, denn der eiserne Ofen wird immer in Brand gehalten und durch die zahlreichen, tief wie in alten Burgen in die Mauer eingelassenen Fenster kommt Sonne und Tageslicht von allen Seiten. Geräumig ist es nicht hier oben, aber sofort gemütlich. Ein Arbeitstisch steht an der Westwand, er ragt halbwegs durchs Zimmer. Man muß sich fast zwischen Tür und Schutzgeländer der Tür hindurchschlängeln. Auffällig für den Nichtseefahrer sind zunächst die Wandnischenbetten, ähnlich den Schiffskojen. Später sah ich dieselben molligen Schlafkisten in einem Greifswalder Segler wieder. Wenig Gerät hing an den Wänden. Oelzeug, eine lange übliche Nußbaumwanduhr (die garnicht in diese Umgebung paßte), Segeltuchfutterale, ein Feldstecher und vielleicht auch andere Dinge, die ich in den fünfzehn Jahren der Zwischenzeit vergessen habe. Auf dem Tisch, der gleichzeitig den Mahlzeiten diente, lagen Tagebücher, Aktenmappen, Signal- und Flaggentafeln, darüber ein Tubusfernrohr, ein „Kieker". Die Ueberkleider und die Futtertasche hängten wir an einen Wandhaken, die Eßmittel nahm ein Wandschränkchen auf, und eine Emaillekanne mit dem Kaffee fand ihren Platz auf dem Ofen. Während Karl das Tagebuch überlas und Eintragungen machte, studierte ich die Tafeln mit den Betriebsvorschriften, die Tagebücher und was sonst ein Jungenherz und seine Entdeckerfreude reizen kann. — Aber da war noch eine Tür! Es mußte ja noch höher gehen. Aufgeklinkt — und ich stehe wieder in einem runden Raum, in dem auf eisernem Unterbau die eigentliche Beleuchtungsanlage montiert ist. Gestänge, Rohre, Gewichtsseile füllen die Mitte; ehrfürchtig stehe ich vor der sauberen, petroleumduftenden Herzmaschine dieses nächtlichen Lichtwerfers. Die steile eiserne Treppe entere ich hoch zur oberen Tür, die mir der Wind fast aus der Hand nimmt, denn jetzt stehe ich draußen. Eisernes Stabgitter umfängt abwehrend das geräumige Rund. Eine leichte plötzliche herzstockende Angst umfängt mich jäh aber kurz über der Tiefe, doch bald und immer stetiger tritt an deren Stelle beruhigende Sicherheit, die der massive vorragende Steinbord unter meinen Füßen ausströmt. Kaum hat mein Bewußtsein diese Sicherung nach vorn und unten aufgenommen, da vergewissere ich mich rücklings, daß der bis hierhin so massive Turmschaft sich in eine spielerische, gleißende, gläserne Rundwand verwandelt hat, die durch senkrechte Zwischenteilungen nur unwesentliche und unauffällige Stützen erhält. Ich lege meine Hände an die gläserne, zylindrische Wand und mit der Befangenheit und Hingabe, die Kinder vor einem Weihnachtsschaufenster befällt, presse ich mein Gesicht neugierig an die Scheiben. Welch sprühendes, magisches Flimmern und Gegliter geht von dem tonnenförmigen Leuchtkörper aus! Diese dutzende prismatischer Glasringe, wie ein aufgerichtetes, durchsichtiges, kopf- und schwanzloses Gürteltier, glühen, spritzen, leuchten, fließen, strahlen durcheinander bei der geringsten Berührung, indem sie die Strahlen der wagerechten Wintersonne in alle Farben des Spektrums und des Perlmutt zerfasern. Lebendig wird, was man in billigen Märchenschmökern von Kristallschlössern las, doch diese romantische Ueberwältigung wird gleich wieder berichtigt durch Erinnerungen an ein altes Physikbuch, in dem etwa zu lesen war, daß durch ringförmige Anordnung von Prismen die Lichtstrahlen der Leuchtquelle so gebrochen werden, daß sie in möglichst parallelen Bündeln den Leuchtturm verlassen, wodurch sie eine größere Reichweite erhalten. Also: Einigkeit macht stark! Immerhin, dieses Wissen beruhigt mich fast garnicht. Muß es nicht noch verwirrender auf die Sinne wirken, zu wissen, daß dieses perlmutterne Blendwerk das Ergebnis genauester Berechnung unbekannter Physiker ist? Dieses gläserne Geringel, von dem mich eine Glaswand und ein halber Meter Luft trennen, das man kaum zu berühren wagt, ist so unwirklich, daß die Glasprismen und die Zwischenräume sich nicht unterscheiden lassen. Während ich jetzt das *eine* wähne, erscheint es nach einer Kopfdrehung gänzlich ausgewechselt als das *andere*. Trotzdem erhält das ganze durch rhythmische, reizvolle Gruppierung wieder eine sinnvolle Gliederung. Ich ahne mehr, als sich erkennen läßt, den eigentlichen und letzten Kern dieses ganzen Bauwerkes, das Gasglühlicht. Da die beiden zu-

nächstliegenden Ortschaften ohne elektrisches Licht sind, wird der Turm mit Petroleum befeuert, welches in dem Beleuchtungskörper vergast wird. Durch eine mechanische Einrichtung wird es aus den Tanks im Keller in die Höhe befördert. Hier also zuckt allnächtens das weißgelbe Licht, welches schon meinen Voreltern auf dem Eise des großen Sees anzeigte, es sei Zeit, die Holzschlittschuhe abzuschnallen und den Fang der Schuppentiere einzustellen. Das zu anderen Malen erst mit den letzten Sternen verblich, wenn schon längst das schwere, schwarze Boot bei der Ausfahrt die Brandung des Riffs hinter sich hatte. — Mit kurzen Schritten taste ich mich, ohne die Augen recht zu lösen, rund um die Glaswand, die zu dem festen Gemäuer unter mir so zu passen scheint wie ein Papierhütchen auf dem Schädel eines Ringkämpfers. Halbseitig schiebt sich zwischen Außenwand und Prismenkörper ein Leinwandschirm, der sich beim Entzünden des Lichtes durch ein Uhrwerk in Bewegung setzt und durch wechselndes Abblenden und Freigeben des Lichtes Morsezeichen erzeugt. Ich weiß nicht mehr, wie lange ich bei diesem Anblick verweilt habe, der mir in der Erinnerung als ein luftiges, lichtes Gebäu steht, aus Glasscheiben und aufgebrochenen Austernschalen, aus Milch und Kristall, bis ich mich der Landschaft rundum zuwandte. — — —

Eigentlich sehe ich kaum Neues. Auch die spitzwinklige Winterbeleuchtung schafft nicht überraschende Neuverteilung von Farbe, Licht und Schatten. Und doch — es wird ein Erlebnis, das zu erneuern ich täglich wieder Lust hätte, denn obgleich ich hunderte von Malen hier schon meine Augen umherschickte, ist es doch ein ganz neuer Standpunkt, eine fremde Blickrichtung. Ich stehe auf hohem letzten Bord am Ostmeer, sehe südwärts gegen das Land und umfasse mit einem Blick die Quintessenz pommerscher Landschaft: weitebene, jetzt meist schneeverwehte Wiesenpläne, Moore ohne Grenze im Osten und Westen, die matte Silberpatina quadratmeilengroßer Seen (drei zugleich in einem Blickkreis), das bewaldete Auf und Ab von Hügelketten, die sanft einsatteln und eigenwillig in Kuppen und Plattformen vordrängen, von Flüssen eingeschnitten, von Bächen zersägt. Kühl und dunkel (wie Wasser im Schatten) mit Pommerns Baum, der Kiefer, überwaldet, durchbrochen von Braunflächen entlaubter Buchenschläge. Gelbsandig klafft der tiefe Bahneinschnitt in den Pustinkebergen. Voraus liegt der ebene Talboden des Lupowdurchbruchs, aus dem sich eindrucksvoll die Kuppe des Revekols als überragender Landschaftsmittelpunkt erhebt. Nach Westen zacken die weißgrauen Kämme und Kuppen langästiger Wanderdünen, vom Wind zerrissen und in unzählige Rippen zerfurcht aus dem krausen Teppich der Strandwälder. Fern, nur an überhöhten Baumgruppen erkennbar, liegt das Dorf Rowe. Halb gebannt und halb erschreckt, bohrt sich der Blick ostwärts in eine Wildnis, die auch von dieser Höhe unentwirrbar bleibt. Ein Auf und Ab von Kiefernschlägen, Eichenkampen, Windmulden, aufeinandergetürmten, schneegleißenden Wanderdünen, die wie Firne sich über Quadratkilometer erstrecken oder nur einige scharfkantige, schartige Zacken aus dem Waldesgrün recken, als ob ein Tier der Wildnis abschreckend die Zähne bleckt. Rohrdschungel lösen sich auf in Binsenpläne und ein Gewirr von Binsenkampen, die wie ein Schärenhof gerade den nordwestlichen Teil des Lebasees bedecken. Von Norden rollt an das weiße Band des Strandes das fahlblaue Ostmeer. Diese Landschaft, die wie ein aufgerollter Teppich vor mir liegt, wird geblümt durch die Farbtupfen der Gehöfte und Dörfer. Drei Kirchtürme weisen mit spitzen Fingern aufwärts, aber die Dörfer drängen schutzheischend gegen die Hügelflanken, steigen in Terrassen auf wie Schmolsin, oder umranden die Seeufer wie Garde. Die Moore sind der Siedlung abhold, und so liegen auf Sandinseln verstreute Kampen, meist rohrgedeckt. Sachlich zweckhaft liegt dazwischen das Hohenzollernsche Moorgut, mit der Zeile der Arbeiterhäuser und langgestreckten Wirtschaftsgebäuden. Fernhin im Süden und Westen ahnen wir die Ortschaften mehr, als wir sie sehen. Leba liegt schon im Dunstkreis des Horizonts.

Mehrmals umwandere ich den Rundgang, jedesmal wird Neues erkannt oder Bekanntes festgestellt. Am meisten anziehend ist jener Blickwinkel zwischen Nord und Ost, an dem menschliches Werk nicht zu erspähen ist; selten begangen von einem schwerbestiefelten Fischer, verblieb er fernab der lebendigen Zeit, ein Spiel der Naturgewalten.

War es nun der Wind, der auf die Dauer mich gehörig durchpustete oder die Magenuhr, die mich gemahnte, daß es Kaffeezeit war? So löste ich mich denn halb gewollt und halb gezwungen aus diesem tiefgreifenden freudigen Augenerlebnis und bemerkte gerade noch die vier horizontalen hölzernen Leitern, die unter der Brüstung nach jeder Himmelsrichtung befestigt waren, als ich die Außentür wieder öffnete, um herabzusteigen. Diese Leitern sollten dem Ansitz der Vögel dienen, die besonders zur Zeit der Vogelzüge, von dem Licht angezogen, den Turm umflatterten und geblendet sich dabei oft zu Tode verletzten. — —

Im Turmzimmer empfing mich der kräftige Qualm einer dampfenden Pfeife, der Ofen bullerte, und die Blechkanne darauf hatte bereits zu singen angefangen. Während wir nun beim Kaffee saßen, die Sonne und in ihrem Widerschein das Meer durch die vielen Fenster

blitzte, war es mir, als hätte ich schon jahrelang hier oben gewohnt, und nur das runde Zimmerchen erinnerte daran, daß wir siebzig Meter über dem Meer unsern Kaffee tranken.

Bald klingelte das Telephon (das zu erwähnen ich bisher vergaß), und durch den dünnen Draht, der uns mit der krieggeschüttelten Welt verband, wurde ein dänischer Transportzug, vom Osten kommend, uns von der nächsten Küstenwache gemeldet. Wir hatten nicht viel zu tun. — Karl sah durch den „Kieker" oder das noch bessere Zeißglas, trug in ein Buch die Fahrtrichtung, Größe, Aussehen, Nationalität (soweit die Flaggen zu sehen waren) der gesichteten Schiffe ein. Ueber verdächtige Schiffe, bei denen vielleicht Konterbande vermutet wurde, oder die den feindlichen Mächten irgendwie Dienste leisteten, wurde sofort Nachricht an die Küstenwachen weitergegeben. An diesen Beobachtungen beteiligte ich mich auch durch fleißiges Ausschauen und sicher recht viele Fragen. Gegen Sonnenuntergang kam auch der dänische Schleppzug in Sicht. Bis auf einen kleinen Dampfer, der eigentümlicherweise keine Flagge zeigte, verlief alles in einer friedlichen Gleichmäßigkeit, die in nichts an das schwere Völkerringen erinnerte. Um die fünfte Stunde verlor das Meer gänzlich seine Eigenfarbe und blieb eine von weicher Dünung gemaserte Platte aus orange, gold und rot, in die die Sonne so glührot und ohne Lichtkranz absank, als müßte sie laut zischen, wenn sie den Horizont berührte. Aber sie verschwand, wie ein Glockenton im Feiertag verklingt. In dieser Viertelstunde, die der Seemann schätzt, erscheint alles noch einmal in letzter Klarheit, ehe die Nachtdämmerung kommt. Noch einmal und für den Tag zuletzt, tastete ich durch das Glas den Horizont see- und landwärts ab. Eine Rauchfahne wehte im Nordwest über dem schnittscharfen Horizont — die Dörfer aber schwiegen im abendlichen Dunst der vielen Torffeuer. Die Abendglocken klangen nicht zu uns herüber, und wir blieben allein mit dem Meer und den Dünen, mit der Nacht und dem Licht — über allem begann ein Himmel blauschwarz sich zu wölben.



Bernhard Feistel — Abend an der Ostsee

Ehe wir noch die Lampe angezündet hatten, hörte ich noch das leise Rattern des Gewerks über uns und wußte nun, daß das Licht brannte. Erst viel später sah ich dann, durch den rotierenden Schirm zerschnitten, den Lichtkegel über der pechschwarzen Tiefe kreisen. Während Karl erzählt von noch höheren Leuchttürmen, die bei Sturm schwanken (ich mochte es fast nicht glauben), daß sogar die Wanduhr stehen blieb, von dem Nachbarturm bei Stilo, den ich tags sehr gut durch das Glas gesehen hatte, und seinem zu grellen elektrischen Licht und Leuchtschiffen und gefahrvollen Wasserstraßen, kam nachsichtig die große Müdigkeit über mich, und ich rollte früher als sonst in die Schlafkoje. Das Glück eines an Erlebnissen übervollen Tages brach über mich herein, während das beruhigende Rotieren der Lichtblende mich in den Schlaf begleitete. —

Die Erinnerung an den nächsten Halbtag ist stark getrübt und von jener Unsicherheit der Reproduktion begleitet, die das Kennzeichen eines nicht mehr erstmaligen Erlebnisses ist. Ich schlief vermutlich lange, da es ja spät Tag

wurde und auch Karl mich nicht durch Nachtwache störte. Der Tag begann grau wie der vorherige, daher blieb auch Meer und Land ohne die starke aufreizende Eindruckskraft des Vortages. Die Stimmung blieb bis zum Mittag zurückhaltend, melancholisch unter diesem verhangenen Himmel. Ein Schiff zeigte sich kaum, so blieb auch seewärts nicht viel, was mein Interesse herausforderte. Ich stieg aber vormittags den Turm hinunter und besichtigte den eisernen Flaggenmast neben dem Turm, der zum Signalisieren dort errichtet war und auf dem so häufig jetzt die schwarz-weiß-rote Fahne knatterte zum Zeichen, daß ein Sieg errungen sei, den wir in unserer Bescheidenheit wirklich für einen solchen hielten. Auch eine kleine schwarze isolierte Wärterbude war dort errichtet mit einem steinernen Ofen und einer Lagerstatt — den Sinn dieses Bauwerkes konnte ich nicht recht begreifen, da man 20 Meter über der Erde bekanntlich besser sieht, als wenn man zwischen weitverzweigten Kiefern steht. Ich stieg auch den Aufweg zum Turm etwas herab und fand, daß er eine herrliche Rodelbahn sein müßte bei Schneefall. Solcherlei Entdeckungen außerhalb und innerhalb des Turmes beschäftigten mich derart, daß ich früher doch, als ich es wünschte, bemerkte, wie Karl sein Bündel verschnürte. Auch der leere Spankorb mahnte an die Mittagsstunde. Es heißt also Abschied nehmen. Ich sehe hierhin und dorthin wie jemand, der sein Haus auf lange Zeit verläßt. Zum letzten Male entere ich auf den Umgang, da sehe ich auch schon langsam, ganz fern noch, den dicklichen Mann in Schwarz den schmalen Weg zur Höhe emporsteigen. Da ruft's auch schon vom Turmzimmer: „Friedel, komm runter!" Karl schließt noch das große Meldebuch, und wir gehen mit unserm Bündel und dem Kohlenkasten die vielen kalten Granitstufen hinunter. Während der Kohlenkasten wieder gefüllt neben die Tür gestellt wird, ist auch der Schwarzgekleidete fast oben. Wir geben ihm Gruß und Schlüssel, so wie wir sie gestern erhielten, und beinahe im Laufschritt geht's, wegen der Steile, abwärts.

Während wir hintereinander die schmalen Wiesensteige gehen, wortlos wie gestern, geht mir auf, daß zweierlei Wert in einerlei Tun sein kann: Für den einen tödlich langweilige Arbeit, für den andern aufrüttelndes Erlebnis, spielerische Entdeckung der Welt. Dieser Turm wurde mir ein Teil meines innersten Wesens.

Die Leinenweberei in Zachan.

Von Ernst Hüpsel, Daber (Krs. Naugard.)

Zachan war in den vorigen Jahrhunderten bekannt durch seine Leinenweberei. In einem Schreiben vom 27. 8. 1887 ist über die Dauer des Bestehens der Innung folgendes gesagt: „Durch Aufforderung der Kgl. Regierung vom 13. Juni erklären wir hiermit, daß die hiesige Weberinnung schon seit 1712 bestanden hat, daß wir die alte Innung nicht beibehalten wollen, da das Gewerbe so geschwächt ist durch die vielen Fabriken und Hausierhandel, daß es keiner mehr erlernet und dadurch kein Vermögen vorhanden ist."



Zinnpokal von 1712 der Weberinnung in Zachan

Aus dem Gründungsjahr ist noch ein 50 cm hoher Pokal aus Zinn vorhanden, der die Inschrift trägt:

Itziger Zeitalter levte
M. Jürgen Heyen, M. Erdtmann Falcke, M. Christian Gutzmer, M. Martin Hone. Ambter vor Sprache.
Den Ziechen Zwilch und Garenwebern Ampt in Zachan und Jakobshagen.

Die Figur auf dem Deckel trägt einen Schild mit dem Zeichen der Innung, drei Weberschiffchen. Rings um den Pokal befinden sich Löwenköpfe. Derjenige, der Meister wurde, hatte einen Henkeltaler zu stiften, der dann in die sich seitlich am Löwenkopfe befindlichen Löcher hineingehängt wurde.

Außer dem Pokal sind noch vorhanden: ein Zinnkrug vom Jahre 1744, eine Meisterlade und ein Kronzepter, ein geschnitzter Stab, der bei den Quartalssitzungen gebraucht wurde.

Aus den Protokollen der Quartalssitzungen ist die Anzahl der vorhandenen Meister zu ersehen. Es waren vorhanden:

1716	. . . 9	Meister
1720	. . . 14	„
1730	. . . 21	„
1740	. . . 17	„
1801	. . . 19	„
1804	. . . 22	„
1825	. . . 22	„

Zur Zeit der Märkte zogen dann die Leinenweber mit ihrer Ware in größere Städte, besonders nach Stargard und Altdamm. Die Zachaner Leinewand war weit und breit berühmt. Auch Berghaus erwähnt die Vorzüglichkeit derselben.

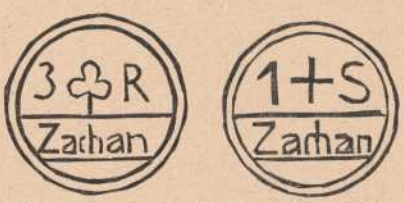


Zinnkrug von 1744 der Weberinnung in Zachan.

Es gab nun Ziechenweber (Ziechen = Bezüge), Zwillch- und Garnweber. Für die Garnweber wird bei der Meisterprüfung festgesetzt, daß sie anfertigen mußten

1. ein Stück Flachs-Leinewand von 30 Ellen Länge und bei fünf Viertel Ellen Breite von 36 Gängen und
2. eine vierschäftige Böhre (Bettbezüge mit 4 Kämmen) von 24 Ellen Länge — die, welche sich auf dem platten Lande ansetzen wollen, bloß eine beliebige Art Leinenzeug in einem Stück von 30 Ellen Länge.

Da von Kaufleuten Klagen laut wurden über die Ungleichheit in Länge, Breite und Güte der Leinewand, besonders in Treptow und Greifenberg, so verordnete Friedrich Wilhelm I. 1725 in einem Edikt, daß die zum Verkauf gebrachte Leinewand nach einer Länge gemacht oder abgemessen sein soll. 1. Nach Recken à 16 Berlinsche Ellen, 2. ½ Schocke = 30 oder 3. ganze Schocke = 60 Ellen. Jedoch könne jeder nach Belieben soviel Recke oder Schocke in einem Stück machen wie er wolle. „Da nun die Käufer auf den Märkten nicht Zeit haben, die Leinewand aufzumessen, so soll sie vorher von einem Accise-Controlleur übergemessen sein, der dann das Stück stempelt. Der Stempel muß enthalten den Namen der Stadt, die Anzahl der Recke oder Schock. Gleichzeitig hat er nach der Güte der Leinewand zu sehen. Die gute Leinewand wird mit einem Kleeblatt bezeichnet, die schlechte aber



durch ein Kreuz kenntlich gemacht. Für seine Bemühungen erhält er: Für 1 Recke 1 Pfennig, für 1 Schocke vier gute Pfennige."

Auch die Haspel sollten Gleichheit aufweisen und zwar 4 Berlinsche Ellen lang, damit das Stück Garn überall gleich groß sei. Ein jedes Stück Garn mußte 20 Gebind oder Fitzen haben, jedes Gebind 40 Faden, so daß in einem Stück 800 Faden vorhanden waren. „Gebraucht ein Weber aber einen andern Haspel, hat er zu erwarten, daß ihm das Garn weggenommen und er mit einer Strafe bedacht wird."

Dauernde Streitigkeiten zwischen den Zeugmachern und Leinenwebern führten zu folgender Verfügung „Was vor Art wollene Waren dem Leinenweber zu machen erlaubet oder verboten sein sollen."

Die Zeugmacher brachten vor, daß die Leinenweber das Leinenweben ganz zurücksetzten, wollenes Zeug anfertigten und ihnen ins Handwerk pfuschten. Die Leinenweber gaben an, daß sie aus Mangel an Garn das halbe Jahr müßig sitzen müßten und dadurch in Armut geraten würden.

Da wurde ihnen untersagt, wollenes Zeug herzustellen oder Wolle in Leinewand zu verarbeiten. Die Leinenweber auf dem Lande durften Warp von Linnenaufzug und Wolleinschlag anfertigen, jedoch nur von einer Farbe und in der Zeit von Johanni bis Weihnachten.

Die städtischen Leinenweber bekamen die Erlaubnis, von Johanni bis Weihnachten neben Warp von einer Farbe auch gestreiftes Zeug zu weben; aber auch wieder nur mit Linnenaufzug und Wolleinschlag.

Interessant ist eine Verfügung Friedrichs des Großen vom Jahre 1783, in der er den freien oder blauen Montag verbietet, wo er noch im Schwange sein sollte. Als Gründe führt er an, daß dieser Unfug den Staat um eine zweimonatliche Arbeit, die Handwerksmeister und -gesellen zur Ueppigkeit und darauf in die Armut bringe.

„Der Meister hat die Pflicht, den Gesellen, der ohne Entschuldigung am Montag von der Arbeit fehlt, bei dem Magistrat anzuzeigen. Setzt der Geselle den Mißbrauch fort, wird er das erste Mal mit achttägigem, das zweite Mal mit vierzehntägigem Arrest bei Wasser und Brot, das dritte Mal aber mit vierwöchentlicher Zuchthausstrafe bedacht werden."

Auch der Krugsvater in den Herbergen durfte keinen in Arbeit stehenden Gesellen vor Feierabend in seiner Herberge dulden, sondern mußte solche sofort festnehmen lassen oder doch ihre Namen der Obrigkeit anzeigen. —

Zum Besten des Staates und der Menschlichkeit sollten auch Kinder der Abdecker von den Meistern in die Lehre genommen werden, „welche die verwerfliche Arbeit ihrer Eltern noch nicht getrieben haben, noch treiben wollen."

Vom Jahre 1809 ab galten für die reisenden Handwerker nicht mehr die Kundschaftszettel, da mit diesen viel Mißbrauch getrieben wurde. „Selbst gefährliche Verbrecher haben sich solche Kundschaften zu verschaffen gewußt und mit denselben als Gesellen das Land durchzogen. Jeder Handwerksgeselle, der wandern will, ist gehalten, in dem Orte, wo er abreiset, sich mit einem Passe zu versehen, andernfalls er als Vagabunde behandelt wird."

Zu Ende des vorigen Jahrhunderts ging das Leinenweben durch die Zunahme der maschinell betriebenen Webereien zurück. Heute werden wir nur noch durch die am Mühlenfließ gelegene Bleichstelle an die Tätigkeit der Leinenweber erinnert.

Allerhand biologische Unwahrscheinlichkeiten und Unmöglichkeiten.

Von Egon von Kapherr.

Wenn man in alten Schmökern Unglaubliches und Unwahrscheinliches über Begebenheiten des Tierlebens liest, wundert man sich nicht groß; denn die Welt war noch in allerhand Aberglauben befangen, und die biologische Wissenschaft war noch in den Kinderschuhen. Erst die Forschungen Ende des achtzehnten Jahrhunderts begannen einige Klarheit zu bringen, und das neunzehnte Jahrhundert räumte mit dem größten Teile der Märchen auf. Wenn aber heute, im „aufgeklärten" zwanzigsten Jahrhundert noch alle Augenblicke sogar in Zeitungen und Zeitschriften die unglaublichsten Dinge zu lesen sind, und wenn diese Märchen und Schauergeschichten noch immer von dem weitaus größten Teil der Menschheit geglaubt werden, so muß dies nicht nur Staunen, sondern auch Unwillen erregen, da diese Tatsachen uns deutlich zeigen, wie sehr der naturwissenschaftliche Unterricht in der Schule noch im argen liegt und wie naturentfremdet der größte Teil der Bevölkerung selbst Deutschlands ist. Noch heutzutage lesen wir von ungeheueren Wolfsrotten, die einsame Reisende verfolgen, und überall von Schlitten, deren Insassen verzweifelt auf die Wölfe schießen und dennoch zerrissen werden und ähnliche Schauermärchen. Es mag ja wohl vorkommen, daß sich in harten Wintern, besonders aber zur Laufzeit der Wölfe, größere Rotten gelegentlich zusammenfinden und daß in Ausnahmefällen auch Ueberfälle auf Menschen stattfinden, doch sind diese Wolfsabenteuer so selten, daß es mir in den vielen Jahren meines Aufenthalts in Sibirien und Rußland nicht ein einziges Mal geglückt ist, den Wahrheitsbeweis dieser Schreckenserzählungen zu erlangen. Wenn Wölfe sich zur Laufzeit zusammenrotten, so entstehen gewöhnlich sehr bald fürchterliche Beißereien zwischen den Rüden, und die Rotten laufen wieder in kleine Gruppen auseinander. Hungrige Wölfe folgen gewiß in der Nacht mitunter den Fuhrwerken, doch tun sie das meist aus Neugier, nicht aber in der Absicht, Fuhrwerk und Menschen zu überfallen. Sie kommen allerdings in die Dörfer, um dort schlecht verwahrtes Vieh oder herumlungernde Hunde zu rauben, reißen aber beim Nahen erwachsener Menschen sofort aus, und die Schreckensgeschichten von zerrissenen und aufgefressenen Menschen sind meistens sehr harmlos zu erklären: Wenn ein Betrunkener auf einsamer Landstraße eingeschlafen und erfroren ist, wird seine Leiche, falls sie von Wölfen gefunden wird, natürlich aufgefressen. Auch fallen abseits geratene Kinder mitunter den Wildhunden zur Beute.

Selbst in Fachblättern sieht man mitunter Bären abgebildet, die im tiefen Schnee herumlungern oder Beute machen. Auch diese Bilder sind biologisch unrichtig; denn der Bär des Nordens hält einen ununterbrochenen Winterschlaf vom Beginn der größeren Fröste und Schneefälle bis zum Frühling, und selbst die Bären südlicher Gegenden, welche nur einen unterbrochenen Winterschlaf halten, unternehmen bei hohen Schneelagen sicherlich keine großen Spaziergänge, noch weniger aber Raubzüge. Ebenso wirken für den Kenner die Darstellungen zweier oder gar mehrerer Bärenfamilien zusammen lächerlich; denn eine Bärenmutter hat während des Sommers im besten

Falle außer den diesjährigen noch die vorjährigen Jungen bei sich und würde niemals einen anderen erwachsenen Bären bei sich dulden, geschweige denn eine Bärin mit ihrer Familie. Auch die Darstellung einer Bärin mit fünf einjährigen Jungen ist falsch; denn gewöhnlich führt die Alte nur zwei, höchstens aber drei Junge, zu denen dann etwa noch zwei vorjährige Sprößlinge hinzukommen.

Häufig sieht man in illustrierten Blättern und sogar in Fachzeitungen Wilderpel, besonders aber die Männchen der Stockenten in vollem Prachtkleide mit gekrümmten Sichelfedern am Pürzel, grünem Hals und weißem Halsring abgebildet und das in einer blühenden Sommerlandschaft. Der Kenner lacht über solche Bilder, denn er weiß, daß die Erpel aller Wildentenarten während des Sommers ein einfaches, schmuckloses Kleid tragen und kaum von den Weibchen zu unterscheiden sind.

Dasselbe gilt von Abbildungen grauer Rehböcke mit prächtigem, bastlosem Gehörn im tiefverschneiten Winterwalde oder gar von Rehen im Winterkleide mitten in einer blühenden Wiese. Solche Dinge sieht man aber leider nur zu häufig, und auch der kapitale Rehbock auf irgendeiner giftgrünen blumigen Wiese im Kreise seiner Familie ist nicht selten auf Bildern zu sehen. Noch schlimmer allerdings war ein Bild, das ich vor einigen Jahren irgendwo in einer Kleinstadt zu sehen bekam: Es zeigte einen Birkhahn als treuen Familienvater bei Gattin und Kindern!

Neulich las ich eine Reisebeschreibung aus Finnland und in ihr den Satz „Im Dickicht hörte man das laute Balzen eines Auerhahns". Der harmlose Schriftsteller verwechselt hier natürlich den Auer- mit dem Birkhahn, denn der Auerhahn balzt sehr leise, während der Birkhahn laut kollert und faucht. Dies ist ein Irrtum, der überall verbreitet ist, denn Birk- und Auerhahn werden nur von sehr wenigen unterschieden, trotzdem der Auerhahn drei- bis viermal so groß wie sein kleiner Vetter ist. Aber auch diese Verwechselung wäre nicht so schlimm gewesen, wenn jener Schriftsteller nicht eine — — Hochsommertour durch Finnland beschrieben hätte!

In Rußland erzählen alte Tanten und Ammen noch heute den Kindern eine sehr eigenartige Bärenfanggeschichte. Die Methode ist so verblüffend einfach und dabei so komisch, daß man sie entschieden öfter anwenden würde, um eines Bären habhaft zu werden, wenn — sie nicht so unglaublich lächerlich und unmöglich wäre. Die erzählte Fangmethode ist folgende: Findet man einen wilden Bienenstock, so bindet man oberhalb der Flugöffnung der Honigtiere einen schweren, dicken Balken an, so daß der Klotz quer über das Bienenloch zu hängen kommt. Klettert nun Meister Petz den Stamm hoch, um zu dem Honig zu gelangen, so schlägt er mit der Tatze unwillig den Klotz fort. Dieser fliegt beiseite, kommt aber natürlich zurückgesaust und gibt dem Bären einen mächtigen Hieb auf den Schädel oder ins Genick. Erbittert haut der Bär immer stärker zu, der Klotz fliegt immer weiter ab und saust immer kräftiger zurück, bis Meister Petz endlich erschlagen am Fuße des Baumes seine honiglüsterne Seele aushaucht. So lächerlich und töricht die Geschichte ist, geglaubt wird sie doch und zwar allgemein. Derartige Geschichten übertreffen noch die Phantasie des weiland Freiherrn von Münchhausen, der ja seinen Bären noch einfacher fing: Er beschmierte einfach eine Wagendeichsel mit Honig. Der Bär fraß und leckte sich allmählich die Stange durch den Leib, bis sie hinten wieder zum Vorschein kam. Der erfinderische Baron eilte herbei und jagte hinter dem Bären einen Pflock durch die Deichsel: probatum est! Alle solche lustigen Geschichten, die mal am Stammtisch oder in der „Lustigen Ecke" einer Zeitung erzählt worden sind, werden nachher vom breitesten Publikum ernst genommen und geglaubt und sind eben so unausrottbar, wie das alberne Märchen vom unglückseligen Stein- oder Waldkauz, der die Hühnergärten der Bauern ausraubt, oder wie die läppische Geschichte von der Nachtschwalbe, die sich in die Ställe schleicht und den Ziegen und Kühen die Milch aus dem Euter saugt. Das harmlose, insektenfressende Tier hat darum auch im Volksmunde den Namen Ziegenmelker bis auf den heutigen Tag beibehalten. So unsinnig es ist, den Bären plump und ungeschickt zu nennen, so unrichtig ist das alte Märchen von der Großmut des Löwen und von seinem überaus großen Mut. Der Löwe ist nichts weniger als großmütig, nebenbei aber im Grunde genommen ein ziemlich feiger Bursche, besonders, wenn man ihn mit dem wirklich tapferen afrikanischen Büffel, dem mutigen Elefanten oder dem b.indwütigen Nashorn vergleicht. Sein Mut dürfte entschieden weit gegen den des Tigers zurückstehen, noch mehr aber gegen die Tapferkeit eines Leoparden. Schon das Altertum tischte der Menschheit allerhand solcher Histörchen auf: Androklus befreite einen Löwen von dem Dorn, den dieser sich in die Tatze getreten hatte, und wurde von der dankbaren Bestie später im Zirkus erkannt und großmütig verschont. In Wirklichkeit wäre die Sache wahrscheinlich sehr viel einfacher vor sich gegangen, und die Szene aus dem römischen Zirkus hätte sich erübrigt, denn der Löwe hätte entweder beim Erscheinen des Menschen die Flucht ergriffen oder den hilfsbereiten Androklus aufgefressen. Ebenso unmöglich wie die Löwengeschichte des Androklus sind die Geschichten Kiplings und amerikanischer Schriftsteller, die Freundschaftsver-



Fritz Nackow

Alter Mauerturm in Stralsund (Linolschnitt)

hältnisse zwischen wilden Wölfen und Menschen schildern. Diese biologische Unmöglichkeit erschien in der alten römischen Sage von Romulus und Remus, die von einer Wölfin großgesäugt sein sollten. Ein anderer amerikanischer Schriftsteller erzählt sogar in einem Bande seiner Tiergeschichten, wie ein junges Mädchen in das Winterlager eines Bären fällt und von diesem gastfreundlich aufgenommen wird, bis schließlich (natürlich!) der Bräutigam der Miß erscheint, seine Holde aus dem Bärenlager zieht und großmütig Meister Petz das Leben schenkt. Schlimmer noch als dieser für seine biologischen Unmöglichkeiten sattsam bekannte Charles Roberts schreibt ein anderer Amerikaner: Er läßt einen Indianer gewohnheitsmäßig mit einer wilden Bärenfamilie das Lager teilen. In den Schriften jener amerikanischen Skribenten (ich spreche hier nicht von Jack London und Ernest Seton-Thompson) wimmelt es von biologischen und physiologischen Unmöglichkeiten, und doch wird diese Literatur, an der Spitze jene unglaublichen Tarzanbücher, vom deutschen Lesepublikum verschlungen — — ein Zeichen, wie naturentfremdet das Volk ist, und wie kritiklos die große Menge der Bücherfreunde! Daß solche Literatur amerikanischer Herkunft noch ins Deutsche übersetzt wird, daß sich für solchen Schund noch immer deutsche Verleger finden, muß besonders wundernehmen, denn gerade Deutschland hat hervorragende Tierdichter aus neuerer Zeit. Während die amerikanischen Schriftsteller in ihren Büchern kleine Nörze siegreiche Gefechte mit Füchsen bestehen lassen, oder schildern, wie Fischotter auf Hasen Jagd machen, hunderte von Wölfen auf harmlose Farmer losgehen oder Bären Bäume ersteigen, um die Adlerjungen zu rauben und dabei durch die scharfen Krallen und Schnäbel der Adler ums Leben kommen, schildern allerdings diese Deutschen die Natur so, wie sie ist und bleiben bei ihren Tiergeschichten streng bei der biologischen Richtigkeit. Das gibt allerdings etwas weniger „Sensation". Sensationen halten sich überraschend lange, wie zum Beispiel die unglaubliche Geschichte von jenen Paradiesvögeln, die aus Neu Guinea kamen, und denen man Fußlosigkeit andichtete, einfach deshalb, weil die Vogeljäger ihrer Beute stets die Füße abschnitten! Es hat auch lange gedauert, bis die fürchterlichen Märchen vom Steinadler und Lämmergeier dahin verwiesen wurden, wo sie hingehören, nämlich ins Reich der Fabel, denn weder dem Steinadler noch dem Bartgeier ist Kinderraub jemals einwandfrei nachgewiesen worden, wohl aber der südamerikanischen Harpye, einem habichtähnlichen Riesenvogel, der tatsächlich Hunde, Lämmer und kleine Kinder rauben soll.

Noch lächerlicher, dabei aber einigermaßen humoristisch wirkt die alte Geschichte vom Steinbock, der sich aus steiler Felsenhöhe auf seine starken Hörner fallen läßt, oder aber von den Schwalben, die sich im Herbst auf den Grund der Landseen begeben, um dort unter Wasser zu überwintern. Mein alter Großonkel glaubte noch steif und fest an dieses Märchen, trotzdem der Gedanke monatelanger Existenz eines durch Lungen atmenden Wesens unter Wasser geradezu grotesk ist. Ebenso unausrottbar ist im Volke das alte Märchen von schlauen Krähen und Raben, die das „Pulver riechen": Vögel haben keine Geruchsnerven und verlassen sich lediglich auf ihr scharfes Auge und ihr sehr ausgeprägtes Unterscheidungsvermögen.

Ja, schon die Bibel gibt uns die merkwürdigsten biologischen Irrtümer auf den Lebensweg und bleibt in den Schulen unwidersprochen. Um nur ein Beispiel zu nennen: „Wie der Hirsch schreit nach frischem Wasser". Nach frischem Wasser hat noch kein Hirsch geschrien, weder zu König Davids Zeiten noch heute, sondern nur in der Erregung der Brunst oder im Zorn gegen den Rivalen.

Es ist dies nur eine kleine Blütenlese aus meiner schier unerschöpflichen Raritätenmappe, sie mag aber zeigen, wie weit entfernt wir noch heute in den weitesten Volkskreisen und sogar in den Kreisen der „Gebildeten" von der einfachsten Naturerkenntnis sind.

Geisterhauch.

Weht kein Wind, doch klirrt mein Fenster leise.
Wie ist's möglich, daß es zittern kann?
Gottes Engel schwebt vom Sternenkreise
heimlich abwärts auf der Erdenreise,
und sein Flügel rührt mein Fenster an.

In dem Mondlicht zucken durch die Gassen
Paradiesgeschwader auf und ab.
Was die Schwingen reinigend umfassen,
dunstgen Großstadttags erstickte Massen,
schwebt entsühnt ins graue Pflastergrab.

Weht kein Hauch, doch klirrt es um die Scheiben.
Aus den Tiefen bebt's wie Geistersang,
um die Gräber zuckt's wie Flugenreiben,
wie Erinnern, — — und Verfluchte treiben
durch die Luft in gellem Irsinnsgang.

Gottes Stille bannt den Spuk. Ich fühle
jene Kraft, die sich zum Licht erschuf.
Morgen wird's. Ein Hauch erfrischter Kühle
dringt durchs Fenster; und im Glanzgespüle
schickt das Leben mir den ersten Ruf.

Hermann Ploetz.

Fieps und Wupp. Von Curt Bloedorn.

Ich fand Fieps bei seiner Mutter, einer Ricke, die sich in der Schlinge eines Wilderers gefangen und gewürgt hatte. Das kaum einige Tage alte Kitzchen versuchte vergeblich der erkalteten Milchquelle der Verendeten labende Nahrung zu entziehen. Halbverhungert ließ es sich leicht ergreifen, wurde von mir im warmen Rucksack sofort nach Hause getragen und mit Milch getränkt. Anfangs hatte Fiepschen einen Widerwillen gegen den Gummisnuckel der Flasche, nahm aber bereits am zweiten Abend die ungewohnte Milchspenderin mit sichtbarem Wohlbehagen und erkannte mich als Pfleger an Stimme und Schritt. Drei Tage war das zarte, zutrauliche Kitzchen in meinem Besitz, da erhielt es Gesellschaft. Am Bruch im Moor wurde ein Frischling gefunden. Das wohl einen Tag alte Wildschwein steckte bis an den Hals im zähen Schlamm und wäre umgekommen, hätte ein Waldarbeiter es nicht gefunden und mir gebracht. Wupp nannte ich dies Findelkind, weil es flink war und sich mit einem gewissen Wuppdich um seine eigene Achse drehte. Wupp wurde in einem Bade gesäubert und zu Fieps in die große Kiste gesetzt, nachdem ihm mit sanfter Gewalt warme Milch eingeflößt war.

Beide Tierchen im bunten Jugendkleid, das Kitzchen gefleckt, Wildschweinchen gestreift, waren äußerst verschieden veranlagt: das Kitz zierlich, zart und zurückhaltend; in den großen dunklen Augen, in denen immer Tränen zu stehen schienen, die stumme Bitte: „Tu mir nichts Böses!"; der Frischling hingegen zeigte schon in den ersten Stunden seine spätere Robustheit, gepaart mit Aufdringlichkeit und Frechheit. Er war etwas ungehobelt und dauernd unruhig. Und trotz so verschiedenen Naturells hatten sich meine Pfleglinge nach wenigen Tagen aneinander gewöhnt, hatten Freundschaft geschlossen und begannen miteinander zu spielen. Ich mußte ein zweites Fläschchen kaufen, denn der Kampf um den ersten Tropfen nahm von Seiten Wupps ernstere Formen an. Es war ein wunderliebliches Bild, Fiepschen und den kleinen Wupp auf meinem Schoß, jeder an seinem Nuckel saugend. Das Kitz, ein kleines Fräulein, gab beim Trinken durch sein sammetweiches Geäse einen kaum hörbaren pfeifenden Laut, der ihm seinen Namen gegeben, Wupp schmatzte laut und ungeniert, wie eben ein kleines Ferkel zu schmatzen pflegt. Fieps blieb nach jeder Mahlzeit bei mir und ließ sich liebeln; ich legte mich dann ins Gras und gab dem Rehchen Gelegenheit, an meinen Ohrläppchen weiter zu saugen, was es so zart und mit solchem Wohlbehagen tat, daß es mich aus Dankbarkeit in munteren Sätzen umsprang, wenn ich aufstand. Der gestreifte Dickkopf Wupp wurde frech und aufdringlich und stieß mit seiner stupsigen Nase an meine Stiefel, wenn er meinte, nicht genug bekommen zu haben, jagte ruckartig, den kleinen Bürzel geringelt, in Zickzacklinien wie toll weite Strecken, überrannte Fieps, überschlug sich selbst und tobte wie ein kleiner grunzender, quiekender Irrwisch. Waren meine Pfleglinge müde vom Springen und Toben, dann ruhten sie nebeneinander, Wupp kuschelte sich dicht an Fieps und blinzelte mit seinen kleinen listigen Augen in die unergründlichen des Rehes. Ein kleines Gatter im Garten war ihr Tummelplatz am Tage, zur Nacht wurden sie in ihre Kiste gesetzt.

Fieps und Wupp wuchsen heran und wurden die Unzertrennlichen. Ich gewährte ihnen jegliche Freiheit. Kiste und Gatter wurden zu klein, wurden auch nicht mehr gebraucht, denn meine Jungtierchen blieben in der nächsten Umgebung meines Hauses. Am Tage ruhten sie meistenteils; kam aber der Abend, dann äste Fieps zarte Halme und Blätter, und Wupp wühlte an der Seite seiner Freundin den Boden nach schmackhaften Wurzeln und Käfern auf. Auf Ruf kamen beide, Fieps in zierlichen Sprüngen, Wupp im fördernden Schweinsgalopp. Ihre Folgsamkeit belohnten Leckerbissen wie Brot, Zucker und Obst.

Eine arbeitsreiche Zeit kam für mich, ich konnte mich mit meinen Pfleglingen nicht mehr genügend beschäftigen, sie verwilderten allmählich, machten weite Ausflüge in den nahen Wald, kamen anfangs selten, schließlich überhaupt nicht mehr heim. Mir war das recht. Wild gehört nicht in Gefangenschaft; ich hatte beide Tiere vor dem Tode bewahrt, selbständig waren sie geworden, sie konnten sich durchs Leben schlagen.

Herbst. In allen Farben hängt das Laub, die Gräser am Bruch sind hart und falb, Wildbeeren reifen, Krammetsvögel streichen, Häher haben sich zu kleinen Flügen zusammengetan, und in den Nächten zieht die Graugans gen Süden. Ich bin draußen, dort, wo das Altholz an den stillen Bruch kommt, will nach Rotwild aussehen und auf den Fuchs passen. Leise kommt ein feiner Sprühregen hernieder, die feuchte Fläche vor mir dunstet. Tiefe Stille, Waldeseinsamkeit. Da! Im Walde hinter mir warnt eine Drossel; ihr Zetern kommt näher. Dann bricht es leise im Unterwuchs. Ein Schmalreh tritt aus. Mein erster Gedanke ist — Fieps! Ich rufe leise ihren Namen, und sofort hebt das Reh seinen Kopf, äugt nach meinem Sitz, scheint erst unentschlossen, kommt aber auf den zweiten Ruf so nahe, daß ich

es liebeln kann. Und wieder knackt Dürrast und raschelt es im Fallaub. Ein Schwarzkittel erscheint — Wupp! Auch ihn rufe ich an, und er folgt, wenn auch zögernd, dem bekannten Lockruf, dem Ruf von einst, wenn das Milchfläschchen winkte. Ich hatte meine Pflegekinder wieder, sie blieben an diesem Abend in meiner Nähe und begleiteten mich noch eine weite Strecke, als ich ging. Im sinkenden Abend kamen sie mir aus den Augen. Oft habe ich Fieps und Wupp dort draußen am Bruch aufgesucht, habe ihnen Leckerbissen gegeben. Ihre Anhänglichkeit nahm mehr und mehr zu, die erste Scheu nach der langen Pause des Wiedersehens legten sie ab.

Der Winter kam hart und schneereich. Fieps und Wupp litten Not, erinnerten sich glücklicheren Zeiten, der Jugend, und kamen zum Gehöft. Fieps blieb wochenlang, Wupp gab nur Gastrollen, wenn ihn der Hunger zu sehr plagte. Kaum waren Frost und Schnee gelindem Wetter gewichen, da war das Paar wieder am Bruch, ihrem Standort. Ich traf sie jetzt selten zusammen. Fieps hatte sich einem Sprung Rehe angeschlossen, Wupp bummelte als irrender Ritter allein. Aber beide hatten die Scheu vor den Menschen abgelegt und ließen sich von jedem Tierfreund aus nächster Nähe betrachten.

Im Sommer. Schmalrehchen Fieps verliebte sich in einen Sechserbock, der angehende Keiler Wupp schien verschwunden. Anfang August saß ich einmal wieder an meinem Lieblingsplatz, der krummen Birke am Bruch. Fieps und ihr Bock ästen vor mir weiche Moorgräser, ein friedliches Bild, das plötzlich durch die Ankunft eines Schwarzkittels gestört wurde, der quer über die kahle Fläche auf das Pärchen wechselte. Der Bock schreckte laut und anhaltend, das Schmaltier — Fieps — reckte sich und zog ihrem alten Bekannten entgegen. Das war ihrem Gemahl zu viel; in langen Fluchten verließ er sein Weib. — Fieps und Wupp hatten sich wiedergefunden. Es war ein großes Ereignis. Sie bewunderten sich, das weiche Geäse des Rehes stieß an den harten Windfang des Wildschweines, sie schienen sich zu küssen. Ich rief. Beide lauschten auf, kamen aber nicht. Zusammen trollten sie zu Holz.

Sommer und Herbst gingen, die kalte Zeit, die Zeit der Not für das Wild, kam. Die Erde hatte das große, weiße Linnentuch, fußhohen Schnee, über sich gebreitet, in dunklen Nächten funkelten die Sterne im blauweißen Licht. Wupp hatte den abgeernteten Kartoffelschlag jenseits der Grenze aufgesucht und brach im gefrorenen Boden nach vergessenen Knollen. Schwarz hob sich sein massiger Körper vom glitzernden Schnee, ein gutes Ziel für den Jagdpächter, der seit dem Abend im nahen Busch hockte. Ein Feuerstrahl zerriß die Dunkelheit für Sekunden, grobes Schrot fuhr dem Schwarzkittel ins Leben und warf ihn auf die Seite. Fieps überstand den Winter in meinem Revier, setzte im Frühsommer zwei Kitzen und ist noch jahrelang ihren Wechsel gezogen.

Heimat.

Heimat, ick leiw di!
Kann von din Schönheit woll wenig vertelln,
büst Sand bloß nn Dünen un Water un Welln,
hart is din Leben, in Sorgen verlurn,
lat bleuhn dine Blaumen, swer riept din Kurn.
Dine Rosentied is, ach, so flüchtig vörbi
un kein Winter so lang un so gries as bi di.
Un liekers, ick segg
ümmertau, ümmerweg:
Heimat, ick leiw di!

Nich etwa, dat ick nix anners hew seihn, —
ick kenn woll de Welt as selten man ein';
ick slut bloß de Ogen, denn bün ick wiet firn
in frömde Zonen, unner frömde Stirn,
seih Palmen ragen un schimmernde Seen,
gülöne Paläste un Marmormoscheen,
rük seltsame Düfte, — hür frömde Musik
un feuhl, ach, uck werre dat Heimweh tauglick,
Heimweh na Hus an den einsamen Strand,
na min selig armseliges Inselland.

Un nu hew ick di, — un nu holl ick di,
un nu gew ick di nümmer werre frie.
Un wenn uck de Welt vull Undank is,
din Dank, o Heimat is mi gewiß.
Ick hür em un spür em up Schritt un up Tritt:
Mi gelt din irstes Lerchenlied,
mi bleuhn dine Blaumen, mi schient dine Sünn,
mi blänkert din Mand int Finster rin.
Un de Wellen, de rastlos ant Fluwer teihn,
wen grüßen sei anners as mi allein?
Mi meinen Storm un Wogenbrus:
Hier büst du her, hier büst tau Hus!
Heimat, ick leiw di!

Martha Müller-Grählert.

Familiengeschichtliche Ecke.

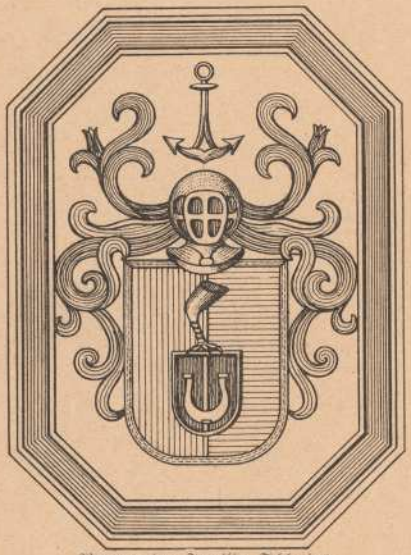
Stammbaum der Familie Schlutius.

Von Otto Schlutius, Köslin.

In den alten Chroniken der Stadt Köslin aus den Jahren 1749 von Johann David Wendland, nur in einem Exemplar handschriftlich mit Zeichnungen hergestellt, 1765 von Christian Wilhelm Haken, 1840 von Johann Ernst Benno, findet man eine große Anzahl alter pommerscher Namen, deren Familien in Köslin ausgestorben sind. Es sind aber auch viele fremdländisch klingende Namen aufgeführt, unter anderen der Familienname Schlutius, von denen noch heute Nachkommen in Köslin leben.

Sorgfältige Aufzeichnungen von Ueberlieferungen aus alter Zeit, Auszüge aus Kirchenbüchern greifen weit in die graue Vorzeit zurück, und so mag hier in gedrängter Kürze der Stammbaum dieser Familie erläutert werden.

Nach den Ueberlieferungen ist als Stammvater dieser Familie ein schwedischer Oberst von Schlutzius anzusehen. Einem seiner Nachkommen, dem schwedischen Ratsherrn und Schiffsreeder Konrad Emanuel von Schlutzius wurde am 12. Februar 1592 ein Wappen verliehen:



Wappen der Familie Schlutius.

Ein achteckiges, hochstehendes Schild zeigt einen heraldischen Helm. Ueber dem Helm ist ein aufrecht stehender Schiffsanker, unter dem Helm dagegen ein von einer Greifenklaue gehaltenes Schildchen mit Hufeisen.

Ein anderes ähnliches Wappen, der Zizower Familie Schlutius verliehen, zeigt unter dem Helm ein Vorhängeschloß, über dem Helm einen aufrecht stehenden Schlüssel. Von dieser Zizower Familie wird u. a. der am 12. Dezember 1649 geborene Christian Schlutzius genannt, der in Jena studierte und am 9. Februar 1670 auf der Universität Jena eingeschrieben wurde. Er starb als Pastor in Zizow bei Rügenwalde. Die gleiche Universität besuchte der am 18. Juni 1700 geborene Paul David Schlutius aus Köslin, der als Senator im Jahre 1738 in Köslin starb.

Die schwedische Sprache versteht unter „slute" die deutsche Bezeichnung „schließen". Hierauf hat wahrscheinlich der im Zizower Familienwappen aufgeführte Schlüssel in Verbindung mit dem Namen „Schlutius" Bezug; (slute, dänisch „slutningen" — der Schluß).

Aus den noch vorhandenen Kirchenbüchern ist über die Vorfahren der in Köslin lebenden Nachkommen der Familie Schlutius folgender Stammbaum aufgestellt:

I Johannes Karl Schlutzius, Brauer in Naugard, geb. 21. 6. 1718, gest. 3. 1. 1784 in Naugard, verh. am 8. 11. 1742 mit Sophie Friederike Karoline Klug, geb. 22. 1. 1720, gest. 3. 4. 1768.

deren Sohn:

II Johannes Paulus Schlutius, Eisenkrämer in Naugard, geb. 21. 1. 1744, gest. 12. 6. 1805 in Naugard, verh. 24. 1. 1771 mit Regina geb. Epling, geb. 6. 7. 1752, gest. 11. 1. 1813. Diese war Witwe des Weißgerbers Johann Bürger in Naugard.

deren Kinder:

III 1) Sophie Luise, geb. 16. 3. 1773, gest. 8. 1. 1833, verh. 19. 11. 1807 mit Kaufmann und Bürgermeister Johann Daniel Friedrich Kuß in Naugard.

2) Anna Marie Charlotte, geb. 7. 11. 1775, gest. 14. 4. 1839, verh. 3.

11. 1808 mit Kaufmann Christian Heinrich Maatz in Naugard.

3) Karoline Friederike, geb. 7. 3. 1778, gest. 21. 12. 1830, verh. 27. 6. 1820 mit ihrem Vetter, Kaufmann Karl Heinrich Schlutius in Naugard.

4) Johann Karl Paul, geb. 8. 11. 1780, gest. 24. 4. 1820. Apotheker und Ratsherr in Naugard, verh. 2. 6. 1810 mit Karoline Friederike Johanna Waldemann in Naugard.

5) Karoline Henriette Wilhelmine, geb. 30. 7. 1783, gest. 5. 8. 1846, verh. 27. 10. 1816 mit Kaufmann Karl Wilhelm Kuß in Stargard.

6) Christine, geb. 20. 11. 1785, gest. 24. 9. 1815 in Naugard, ledig.

7) Friedrich Heinrich, geb. 20. 4. 1789 in Naugard, gest. 26. 1.. 1855 in Köslin, dieser verzog am 20. 1. 1817 von Naugard nach Köslin. Näheres weiter unten.

8) August Wilhelm, geb. 5. 8. 1792, gest. 11. 9. 1792,

dessen Zwillingsbruder:

9) Johann Ferdinand, geb. 5. 8. 1792, gest. 22. 1. 1814, Kaufmann in Naugard, ledig.

Näheres zu III/7 Friedrich Heinrich, Hausbesitzer in Köslin, Markt 28, im Jahre 1819, verheiratet in erster Ehe mit Charlotte Friederike Luise Helene Sophie Dalke am 3. 11. 1814; geb. 14. 12. 1797 als Tochter des Landrats Eduard Dalke in Treptow a/R.

deren Kinder:

IV 1) Otto Louis Karl, geb. 5. 8. 1816, gest. 23. 9. 1819.

2) Marie Louise Auguste, geb. 6. 9. 1817, gest. 4. 9. 1857, verh. mit Kaufmann Otto Theodor Kuß in Stargard, 4 Kinder.

3) Heinrich Herrmann Stephan, geb. 26. 11. 1818, gest. 6. 9. 1819.

4) Johanna Sophie Emilie, geb. 20. 11. 1820, gest. 18. 12. 1856, verh. 3. 9. 1844 mit Regierungsrat Bredow in Köslin, 2 Kinder.

aus II. Ehe

am 2. 6. 1821 mit seiner Schwägerin Wilhelmine Emilie Auguste Dalke, geb. 14. 10. 1795, gest. 2. 4. 1844 in Köslin.

5) Friedrich Heinrich, geb. 10. 5. 1822, gest. 18. 5. 1822 in Köslin.

6) Marie Friederike, geb. 1. 6. 1823, gest. 13. 6. 1896 in Breslau, verh. 8. 11. 1842 mit Reg.-Rat Wilhelm August Richter in Breslau, 6 Kinder.

7) Otto Julius, geb. 27. 3. 1825, gest. 8. 4. 1865, verh. 2. 6. 1850 mit Anna Kurt aus Berlin.

8) Karl Gustav, geb. 4. 8. 1826, gest. 19. 3. 1904 in Köslin, verh. 2. 12. 1855 mit Emilie Karkutsch, geb. 7. 9. 1834, gest. 28. 12. 1900. Diese war die Nichte des Kaufmanns Ludwig Karkutsch in Stettin, des Begründers der Karkutschstiftung in Köslin und in Stettin.

9) Karl Hugo, geb. 3. 9. 1830. Dieser ging nach Amerika, über seine Person ist nichts zu ermitteln.

Näheres zu IV/8 Gustav Schlutius, dessen Kinder:

V 1) Marie Luise Adolfine, geb. 12. 4. 1857, ledig in Köslin.

2) Karl August Wilhelm, geb. 22. 1. 1861, gest. 17. 3. 1927, Amtsrat, verh. 11. 9. 1890 mit Anna Marie Regina Kogge, geb. 28. 11. 1866 in Berlin, Ehe kinderlos.

3) Julius Ludwig Hugo Otto, geb. 2. 6. 1862, Verlagsbuchhändler, früher in Dresden, seit 17. 3. 1917 in Köslin, verh. 23. 4. 1892 mit Anna Margarete Winter, geb. 30. 7. 1865 in Döbeln (Sachsen).

deren Kinder:

VI 1) Herbert Ludwig Karl Oskar, geb. 29. 1. 1893 in Dresden, gefallen im Weltkrieg am 2. 6. 1918 bei Nouvron in Frankreich.

2) Emilie Wilhelmine Margarete, geb. 7. 6. 1894 in Dresden, verheiratet 12. 8. 1930 mit Kaufmann Wilhelm Schröder in Dresden.

Bemerkungen über III/7 Friedrich Schlutius:

Dieser, seit 1838 Stadtältester in Köslin, wurde wegen seiner Verdienste um die Stadt Köslin im Jahre 1843 zum Königlichen Kommerzienrat ernannt. Er begründete im Jahre 1827 am Nestbach in der Gegend von Wisbuhr einen Eisenhammer, der am 26. 10. 1827 eingeweiht wurde. Diese Gründung besteht heute noch unter der Bezeichnung Hammermühle als Mahlmühle und Holzschneidemühle. Ferner im Jahre 1834 die Papierfabrik, in der damals nur Büttenpapiere aus Lumpen hergestellt wurden; seine alten Fabrikgebäude stehen heute noch winzig neben den kolossalen Gebäuden der heutigen Kösliner Papierfabrik A.-G. Schließlich gründete er 1845 in der Fabrikstraße Nr. 37 eine Eisengießerei und Maschinenfabrik, deren Kosten sich auf 18 000 Thaler beliefen; das angestaute Wasser des Mühlenbaches diente teilweise zum Antrieb. Im Jahre 1820 wurde er bereits in die

Kösliner Kaufmannsgilde aufgenommen. Das Eiserne Kreuz auf dem Gollenberge zum Gedächtnis der im den Befreiungskriegen gefallenen Pommern ist nicht in der vorerwähnten Eisengießerei gegossen worden, der Guß erfolgte außerhalb Köslins, wohl aber stellte Friedrich seine vorzüglichen 8 Pferde zur Verfügung, um das viele Zentner schwere Kreuz auf den Gollenberg zu schleppen.

In seiner Jugend schloß sich Friedrich während der Befreiungskriege dem Schill'schen Freikorps an; er wurde bei einem Ueberfall zusammen mit dem Kantor und Lehrer Belde



Friedrich Schlutius,
Gründer der Kösliner Papierfabrik.

aus Konikow (bei Köslin) von der französischen Uebermacht gefangen genommen, und beide sollten nach Cette in Südfrankreich, am Löwengolf, transportiert werden, um dort als Galeerensträflinge auf Lebenszeit angekettet zu werden. Kurz vor der Ankunft in Cette gelang es beiden unter Beihilfe gutgesinnter Einwohner zu entfliehen. Nach ungeheuren Schwierigkeiten und unsäglichen Strapazen kehrten beide zu Fuß wieder in ihre Heimat zurück.

Der im Besitz von V/3 Otto Schlutius, Köslin befindliche Stammbaum der Familie Schlutius geht noch etwa weitere 200 Jahre zurück; es fehlen aber die behördlichen Belege, da die betr. Kirchenbücher in der Zeit des 30 jährigen Krieges vernichtet worden sind.

Die Nachkommen eines Onkels von I, Johannes Karl, und zwar ein Kämmerer Daniel Schluzius, gest. 1709, verzogen in das Rheinland. Ein Sohn des in Oberkassel bei Düsseldorf lebenden Regierungsrates Dr. Schlutius, der Rechtsanwalt Dr. Schlutius, war der erste Deutsche, der nach dem Umsturz 1918 von den Franzosen eingekerkert wurde, weil er unerschrocken und mannhaft für sein deutsches Vaterland eingetreten war.

Soweit bekannt, leben noch Glieder der Familie Schlutius in Berlin, Oldenburg, Meiningen, Düsseldorf, Rössel, Groß-Lichterfelde (früher Magdeburg) und Scharley (Oberschlesien). Ueber den Verwandtschaftsgrad sind nur Ueberlieferungen vorhanden, keine behördlichen Belege. Ein Verzeichnis derjenigen Familienmitglieder, welche eine Universität besucht haben, erwähnt 5 in Jena, 9 in Halle a. Saale, 3 in Frankfurt a. O., 3 in Königsberg O.-Pr., 1 in Greifswald und 1 in Leipzig; Beginn 1670.

Der Name der Familie Schlutius ist mehrfach geändert worden: Slusius, Schlützen, Schlüzius, Schluzius, Schlutzius und heute Schlutius. Nach einer Mitteilung des Königlich Schwedischen Heroldsamtes in Stockholm vom Februar 1907 sind alle Träger dieser Namen Glieder desselben Stammes und gehören der alten ehemaligen Familie des schwedischen Grundadels, — derer von Schlützen — an.

Es ist anzunehmen, daß wahrscheinlich Nachkommen der schwedischen Familie von Schlützen zur Zeit des 30 jährigen Krieges in Vorpommern, das damals schwedisch war, aus Schweden eingewandert sind. Von hier aus haben sie sich dann über Deutschland verbreitet. Es ist weiter anzunehmen, daß nach dem oben erwähnten Wappen die Ureltern der Familie Schlutius schon zur Zeit der Hansa einen bedeutenden Eisenhandel mit eigenen Schiffen betrieben haben.

Nach der Chronik von Haken war ein Mitglied der Familie Schlutius im Jahre 1764 Offizier im Pommerschen Grenadierregiment „von Rosen" in Köslin. Ueber dessen Lebensgang sei hier folgendes mitgeteilt: Johann Gabriel Daniel Schlutzius war im Jahre 1755 Stadtgerichtsadvokat in Köslin, 1759 wurde er Auditeur im „Hordt'schen" Freyregiment, später in demselben Regiment Leutnant. 1764 finden wir ihn dann als Sekondeleutnant im Grenadierregiment „von Rosen". In oben genannter Chronik werden weiter noch aufgeführt:

Senator Daniel Schluzius, gest. 1738, wohnte 1719 in seinem eigenen Hause, Köslin, Markt 27.

Advokat Paul Daniel Schluzius, gest. 1754, wohnte 1733 ebenfalls im eigenen Hause, Köslin, Markt 26.

Demnach haben die Häuser Köslin, Markt Nr. 26, 27 und 28 Gliedern der Familie Schlutius gehört.

Kämmerer Daniel Schlutius, † in Köslin 1709.

Ungeheure Mühe verursacht es heute, einen lückenlosen Stammbaum aufzustellen; hunderte von Briefen müssen mit den betr. Pfarrämtern gewechselt werden, dabei kommt man leicht im Anfang von einer Familie in eine andere, falsche Familie. Um so größer aber ist auch die Freude, wenn nach Jahren die Aufstellung tadellos vorliegt.

Aufgestellt 1927 — Nachtrag 1929.

Deutsches Geschlechterbuch

67. Band (Pommersches Geschlechterbuch 2. Band). Bearbeitet von Dipl.-Ing. Hans Scheele, Görlitz 1929. C. A. Starke. XXXIV und 636 S.

Es ist erfreulich, daß es dem Herausgeber des Deutschen Geschlechterbuches so schnell gelungen ist, den zweiten pommerschen Sonderband herauszubringen. Er hat sich dadurch um die pommersche Familienforschung ein besonderes Verdienst erworben. Auch der neue Band enthält ein sehr reichhaltiges Material zur Geschichte pommerscher Geschlechter und erhöht den Anreiz, in dem Buche zu blättern, durch Beigabe vieler Familien-Wappen und Bildnisse.

Im Mittelpunkt steht die Stammfolge Arndt, der unser großer Ernst Moritz Arndt entstammt. Die Arndts waren ursprünglich eine leibeigene Bauernfamilie in der Herrschaft Putbus, und erst des Dichters Vater wurde 1765 freigelassen. Die älteste Genealogie war daher auch nur mit großen Lücken zusammenzubringen, da auch die Kirchenbücher versagen. Der Aufstieg ist an Ernst Moritz Arndt fast ausschließlich gebunden, dessen Nachkommen zum Teil zu angesehenen Stellungen gekommen sind. Ernst Moritz Arndts ältester Sohn hatte 14 Kinder. Ein anderer Sohn, Arno, wurde geadelt. Eine Tochter, die einen Regierungsrat Jacobsohn heiratete, ist die Schwiegermutter des bekannten Generaloberſten Hans v. Seeckt, dessen Vater ein geborener Stralsunder ist und dessen Großmutter der bekannten Stralsunder Ratsherrnfamilie Israel entstammt. Leider bringt das Geschlechterbuch mit der Stammfolge fast nichts Neues. Warum hat der Bearbeiter sich nicht mit dem weit über Pommerns Grenzen hinaus bekannten Arndtforscher Dr. Erich Gülzow in Barth in Verbindung gesetzt? Die 1898 erschienene Stammfolge Arndt war nur der erste Versuch und ist durch die „Stammtafel des Dichters der Freiheitskriege E. M. Arndt" von Prof. Dr. V. Loebe (Putbus 1914), ferner durch die gründliche Arbeit „E. M. Arndts Herkunft" von Prof. Dr. W. Steffen und „Das Arndt-Museum" herausgegeben von Dr. Erich Gülzow, weit überholt.

An zweiter besonderer Stelle steht die Stammfolge Struck, deren Hauptinteresse der Stralsunder Stamm für sich in Anspruch nimmt. Hier waren seit dem 21. März 1753 die Struck Inhaber der Königl. Regierungsbuchdruckerei und Verleger der Pommersch-Rügianischen Intelligenzen, den Vorläufern der Stralsundischen Zeitung. Der älteste nachweisbare Ahne ist um 1630 geboren und war in Ratzeburg ansässig. Sein Sohn wurde Buchdrucker und Verleger, und seit 1707 — also jetzt seit 223 Jahren — ist die Hauptlinie der Familie ununterbrochen im Buchdruck- und Verlagsgewerbe tätig, während zwei andere Linien vorwiegend dem Apotheker- und Kaufmannsstande angehörten. Das Geschlecht ist mit zahlreichen alten angesehenen Stralsunder und Greifswalder Familien verwandt und verschwägert, so den Sarnow, Fabricius v. Haselberg, Schwing, Erichsohn, Hagemeister, Pommer-Esche, Kühl, Icke, Tamms u. a. m. In Verwandtschaft stehen die Struck mit dem Staatsminister R. v. Delbrück, dem pommerschen Dichter Kosegarten und über die Familie Baier sogar mit dem Reformator von Stralsund Christian Ketelhoet, dessen jüngste Tochter den Pastor Sümming, dessen älteste Tochter den Magister Jonas Staude, Pastor an der Nikolaikirche in Stralsund, heiratete.

Die Bahrdt beginnen ihre Stammreihe mit Albrecht Bahrdt, Amtsschuhmachermeister zu Teterow in Mecklenburg, und sind weitverzweigt. Außer in Pommern — dort seit 1750 ansässig — finden sich Mitglieder in Mecklenburg, Lübeck, Brandenburg, Finnland, Moskau, ja sogar in Buenos Aires und Punta Arenas in Argentinien.

Die Baucks werden seit 1540 in der Altmark häufig erwähnt und waren ursprünglich Landwirte. Sie blieben diesem Berufe zum Teil auch später treu, doch finden sich auch viele Pfarrer, Juristen, Offiziere und Kaufleute unter ihnen. Die Stammfolge beginnt mit Bartholomäus Bauck, Hofbesitzer in Rengerslage in der Altmark um 1650, dessen Urenkel nach Pommern kamen und verschiedene angesehene Persönlichkeiten zu ihren Familienmitgliedern zählen.

Ebenfalls dem Bauernstande gehörten die Becker an, die seit 1599 in Rehwinkel (Kreis Saatzig) ansässig sind. Erst in den letzten Jahrzehnten wandten sich einige dem Beamten- und Handwerkerberufe zu. Das Geschlecht ist außerordentlich bodenständig und besitzt heute im Saatziger Kreise 390 Hektar Grund und Boden. Im Weltkriege stellten die Becker allein 32 Mann zur Fahne, von denen 8 im Felde blieben.

Die Bohm leiten ihren Ursprung von Schweden ab. Als Stammvater gilt Peder Olufssohn, dessen Enkel Lars Olufssohn, Oberbürgermeister zu Oerebro, seinem Vatersnamen regelmäßig den Sippennamen Bohm beifügte. Später ist dann die Führung des Vaternamens ungebräuchlich geworden, und der Sippenname blieb allein bestehen. Das hier behandelte Geschlecht stammt nachweisbar von Hinrich Bohm († um 1640) ab und gehört durch vier Geschlechterfolgen dem Müllerberufe an.

Die Borck stammen ebenfalls aus Saatzig und sind seit 1600 dort nachweisbar.

Die dann aufgeführte Stammfolge Ehmicke ist noch sehr dürftig und beginnt 1746 mit Wilhelm Ludwig Ehmicke, Rats- oder Hofapotheker zu Stolp.

Die Grützmacher sind ein altes Pastorengeschlecht in Pommern. Die aufgeführte Stammfolge stellt nur eine Uebersicht dieser weitverzweigten Sippe dar. Es sind in ihr 23 evangelische Geistliche und 11 Töchter, die Pfarrer heirateten, aufgeführt sowie 12 Rektoren zu Falkenburg.

Von den dann aufgeführten Geschlechtern sind für Ostpommern besonders wichtig die Haenisch, Hollatz, Meister und Scheele.

Zur Familie Haenisch, die aus Brandenburg stammt und seit dem 19. Jahrhundert fast nur Akademiker hervorbrachte, gehört an erster Stelle der bekannte preußische Kultusminister Konrad Haenisch aus Greifswald.

Der Familie Hollatz entstammen mehrere beachtliche Theologen, der Familie Meister gehört der preußische Staatssekretär Friedrich Meister an, und den Scheele, die am 2. Bande nur als Nachtrag zu der in Band 40 des Deutschen Geschlechterbuches (1. pom. Band) aufgeführten Familie gebracht wurden, gehört der berühmte Entdecker des Sauerstoffes und Phosphors, der Apotheker Karl Wilhelm Scheele (* 1742 † 1786), an. Die Scheele sind eine Beamtenfamilie aus Vorpommern und sollen aus Hannover stammen.

Der älteste Vorfahr ist Johannes aus Tribsees (* 1526), Probst zu Wieck.

Von den Kannenberg bringt das Geschlechterbuch vier verschiedene Sippen, die vorwiegend Landwirte waren.

Die Koltermann, auch aus dem Kreise Saatzig stammend, waren mehrere Geschlechterfolgen hindurch Inhaber des Lehnsschulzengutes zu Wudarge bei Jakobshagen.

Es werden dann noch die Stammfolgen Marquardt, Pockrandt, Priewe und Vanselow behandelt. Letztere wird ebenfalls nur als Nachtrag zu Band 1 gebracht.

Sehr zu begrüßen ist es, daß im Anhang die Ahnentafeln Bohm, Haenisch, Marquardt, v. Scheele gebracht werden und daß Herausgeber und Bearbeiter im Vorwort ein Namenverzeichnis der Stemmata Gryphiswaldensia von Dr. Pyl und der Genealogien der Stadt Cammin von Ludwig Kücken bringen.

Leider fehlt das Namenverzeichnis der gleichfalls für die Familienforschung in Pommern so wichtigen Stemmata Sundensia von Dinnies, ebenfalls handschriftlich im Stadtarchiv zu Stralsund.

Curt Staude, Zoppot.

Anmerkung: Ueber pommersche, insbesondere Stralsunder und Camminer Familien gibt der Bearbeiter des Stralsunder und Camminer Geschlechterbuches Curt Staude, Zoppot, Talmühlerweg 7, gegen Beifügung des Rückportes gern Auskunft.

Zur Siedlungstätigkeit der Pommerschen Heimstätte.

Von Regierungsbaumeister a. D. Naske, Stettin.

Heute nach dem verlorenen Weltkriege zwingt uns die bitterernste Lage in Landwirtschaft und Industrie, die Lage Deutschlands zur Weltwirtschaft, die Not der Grenzmark Pommern insbesondere, in verstärktem Maße unser Augenmerk auf die innere Kolonisation zu richten. Angesichts der Zunahme der Einwohnerzahlen der Großstädte und Industriezentren und der Arbeitslosenmassen in ihnen, angesichts der Entvölkerung des Landes durch die erschreckend um sich greifende Landflucht müssen Maßnahmen großzügigster und wirkungsvollster Art durchgeführt werden. Nicht Wohnraum allein um der Belebung des Bau- und Arbeitsmarktes willen darf errichtet, sondern Wohnraum muß mit Wirtschaftsraum und neuer Arbeitsmöglichkeit verbunden und damit neue Existenzmöglichkeit geschaffen werden. Zahlreiche ländliche und vorstädtische Wirtschaftsbetriebe verschiedenster Größengattungen, überwiegend aber kleinerer und mittlerer Größe, mit gesicherter Nahrungsmöglichkeit sind zu gründen.

Diese „Wirtschaftssiedlung" im neuen Sinne hat das Ziel, neue Lebens- und Erwerbsmöglichkeiten zu schaffen, vorhandenen Menschenbestand auf eigener Scholle festzuhalten und zu vermehren und ihm ausreichende „Nahrung" zu bieten. Besonders bedeutungsvoll ist ihre weitergehende Aufgabe, Möglichkeiten ins Leben zu rufen, die Landgemeinden und Landstädte durch Herumlegung von Siedlungs-Wirtschaftskreisen zu stärken und zu vergrößern, eine gegenseitige Befruchtung von Stadt und Land anzubahnen, eine kaufkräftige Bevölkerung zu schaffen und Handel und Verkehr zu beleben. Neben der bäuerlichen Siedlung soll sie daher in stärkerem Maße als bisher die Seßhaftmachung ländlicher Arbeiter, Handwerker, Kleingewerbetreibender, Gärtner, Geflügelfarmer, Fischer usw. betreiben. Demgemäß erstreckt sich ihr Aufgabengebiet vorwiegend auf die Schaffung halb städtischer, halb ländlicher Siedlungen im Anschluß an Städte und auf die Herstellung der räumlichen und wirtschaftlichen Verbindung der Wohnsiedlung, die Arbeit und Brot vorwiegend in Industrie, Handel und Gewerbe findet, mit der ländlichen Siedlung, die ihre Nahrung vorwiegend aus dem Boden zieht. Diese neue Siedlungsform liegt also zwischen der reinen (städtischen) Wohnsiedlung und der rein ländlichen (bäuerlichen) Siedlung und wird kurz als „Wirtschaftssiedlung" bezeichnet. Sie kann auf derselben Fläche mehr Menschen ernähren als die ausschließlich bäuerliche Siedlung, weil die Nahrungsmöglichkeiten nicht nur im Boden gesucht werden.

Gerade in unserer bedrohten Grenzprovinz Pommern ist Siedlung in dieser ihrer tiefsten Bedeutung notwendig.

Rundschau.

Aus der wirtschaftlichen Glanzzeit einer pommerschen Kleinstadt (Zachan).

Jeder weiß, wie Friedrich der Große bemüht war, den Wohlstand seines Landes dadurch zu heben, daß er die Bevölkerung wirtschaftlich unabhängig vom Ausland machte; nicht jeder aber weiß, daß er damit den Nebenzweck verfolgte, durch die Gewöhnung an Arbeit erzieherisch auf seine Untertanen einzuwirken, weil ihm nur zu wohl bewußt war, welch ein Segen in der Arbeitsamkeit liegt. Daher verwendete der König auch viel Sorgfalt auf die Förderung städtischer Gewerbe. Unter dieser landesväterlichen Fürsorge veränderte sich der Charakter fast aller pommerschen Kleinstädte. Waren diese vor seiner Regierung im wesentlichen Ackerbürgerstädte gewesen, so war nach des Königs Tode jeder vierte Bürger ein Gewerbetreibender. Selbst kleinste und abgelegenste Städte verspürten den Segen dieser Kulturarbeit des Monarchen. Das mag uns das Beispiel des Städtchens Zachan zeigen, dessen Gewerbefleiß ein Reisender, der in Pommern die kulturellen Verbesserungen studierte, im Jahre 1778 kennenlernte und beschrieb:

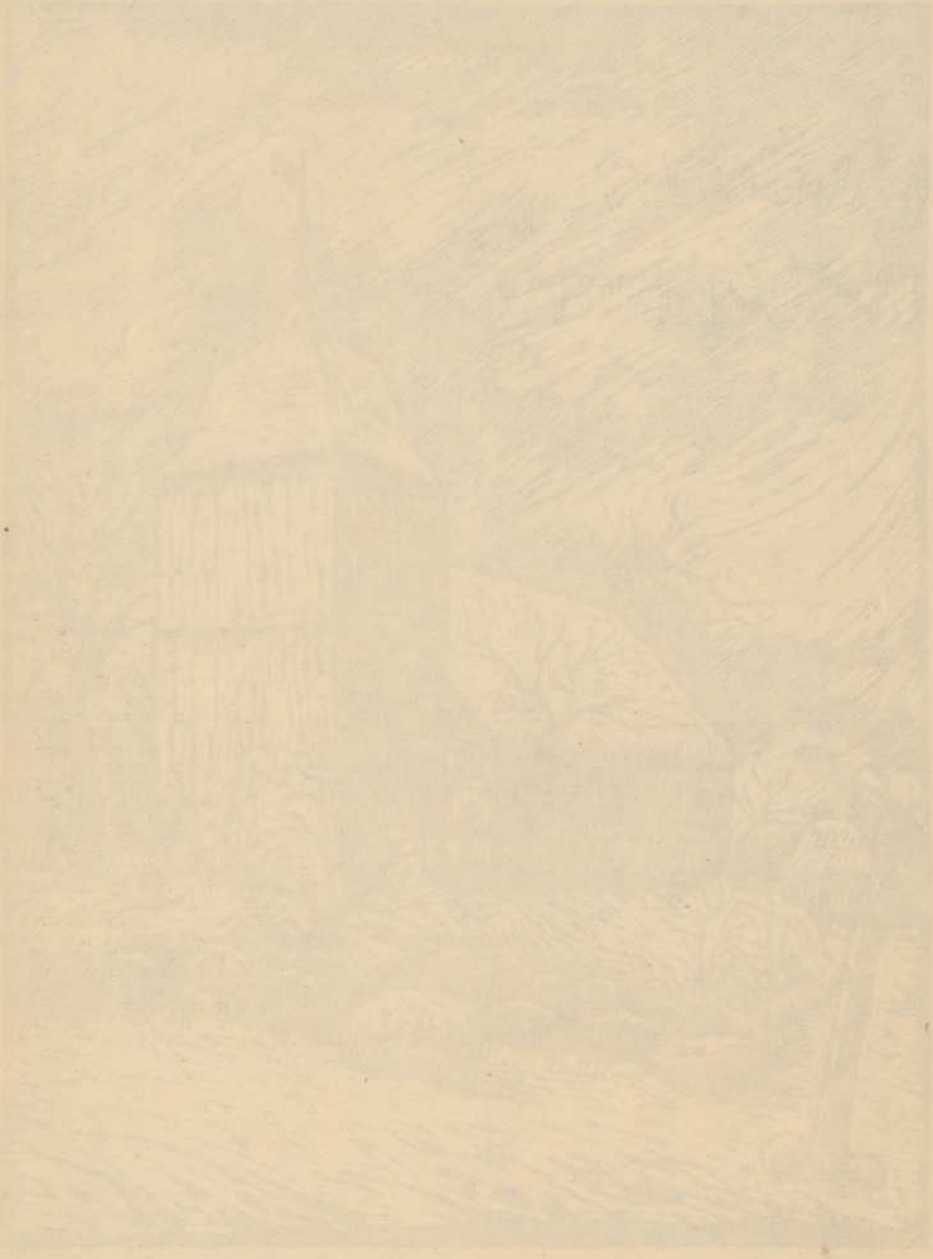
„Nirgends habe ich mehr Fleiß und Emsigkeit im Spinnen und Weben, als in dem ohngefähr zwey Meilen von Stargard seitwärts belegenen Städtlein Zachan, wahrgenommen.

Dieser Ort hat im äussern ein sehr schlechtes und dürftiges Ansehen, und Durchreisende werden es kaum, wenn es ihnen nicht von andern gesagt wird, für ein Städtlein halten.

Inzwischen befinden sich die Einwohner in dem besten Wohlstande, wozu der reiche Flachsbau und



Fritz Nackow — Dorfkirche, Wutzig, Kr. Bramburg (Linolschnitt)



vorzügliche Betriebsamkeit in dem Leinwandweben sehr viel beyträget.

Kein einziges Haus wird fast gefunden, wo nicht das Spinnen und Weben das hauptsächlichste Geschäfte der Weibesleute wäre, wie denn aus dem an sich kleinen Orte jährlich eine sehr grosse Menge von Leinwand nach Stargard zum Verkauf gebracht wird.

Ausserdem sind in diesem Städtlein zwölf eigene privilegirte Kunstweber, die wegen ihrer Geschicklichkeit dergestalt berühmt sind, daß ihnen sogar von Berlin und Potsdam aus vornehmen Häusern Arbeit zugeschicket wird.

So gewis ist es, daß Fleiß und Industrie unzählige andere Vortheile, die man anfänglich eben nicht zum Zweck gehabt hat, nach sich ziehen. Würde nicht in dieser Gegend der Flachsbau so stark und mit einem so glücklichen Erfolge betrieben, so hätten sich gewiß diese geschickte Künstler an einem so unansehnlichen Orte nicht niedergelassen." L. C.

Clara Müller-Jahnke

zum 25. Todestag (4. 11. 1930).

Eine pommersche Künstlerin, für deren gesammelte „Gedichte" sich kein Geringerer als Julius Hart einsetzt — und nicht bloß mit einer Tagesbesprechung, sondern mit einem acht Seiten langen, liebevoll geschriebenen Vorwort.

Wer und was war sie? Ein poetischer Fanfarenton des Sozialismus! Eine der frühesten und kraftvollsten Stimmen für die Befreiung der modernen Frau! Ein Leben, Ringen, Schicksal, mit rücksichtslosem Freimut in dem Buche „Ich bekenne!" aufgedeckt! Trotzdem — auch ein Verleger wie J. H. Dietz konnte nicht verhindern, daß der Gatte der Verstorbenen, der Kunstmaler Oskar Jahnke in Rostock, Freunde werben muß, um das poetische Werk der Dichterin vor dem Versinken in völlige Vergessenheit zu bewahren. Die ersten Auflagen sind vergriffen. Wer springt hier in die Bresche? Der deutsche Verleger steht vor einer Ehrenpflicht. Wir wagen zu werben und weisen nur auf einige Tatsachen hin, damit man wenigstens wisse, was uns verloren zu gehen droht.

Eine Pfarrertochter wird 1860 in Hinterpommern geboren. Der Vater schon eine Ausnahme. Als Achtzehnjähriger noch Schäfer auf einem Gutsdorf, und sechs Jahre später doch mit summa cum laude für die Universität gestempelt. Schwarzrotgold in der Metternichzeit. Festung in Rügenwalde. Im Jahre 1848 aber holen sich die Bauern aus Leuzen bei Belgard „den Demokraten" als Pfarrer in ihre Kirche. Bei diesem Pfarrer lernt Klara Müller lateinisch und griechisch. Sie soll in der Schweiz studieren. Preußen bot der Frau damals (in den siebziger Jahren) keine derartige Möglichkeit. Doch schon vor ihrer Einsegnung stirbt der Vater und läßt Witwe und Kind mit 100 Talern Jahrgeld zurück. Für das frühreife Mädchen beginnt der Lebenskampf. Mit vierzehn Jahren Privatstunden, mit sechzehn in Berlin Kontordienst. Alle Gefahren der Großstadt. Heimkehr zur Mutter. Erwachen des Weibes. Ein polnischer Geistlicher ihr Schicksal. Nacht und Grauen. Redaktionsposten. Mutter und Kind. Trotz gegen die Gesellschaft. Durchbruch zur Dichterin. Erbschaft. Auf Capri Heirat mit dem Maler Oskar Jahnke. Das Glück. Aber kaum hat sie den Fuß über die Schwelle des Eigenheimes in Wilhelmshagen bei Erkner gesetzt, so wird sie das Opfer einer jähen Erkältung. Ein rasches Leben, ein rascher Tod. Ihre beiden Bücher „Die Gedichte" und der Roman „Ich bekenne!" enthalten ihre Lebensbeichte. Die Verse atmen heilige Naturandacht, stolzes Selbstbewußtsein der freien Persönlichkeit, flammenden Rhythmus der Bruderliebe. Die Prosa geht in leichter, lebendiger Sprache einher, wird aber getragen von dem reinsten Gewissen einer selbstverantwortlichen Seele. Wer die beiden Bücher aus der Hand legt, wird wünschen, daß sie unserem Schrifttum nicht verloren gehen. H. P.

Otto Lang zum 50. Geburtstag am 12. Jan.

Otto Lang ist nicht geborner Pommer. Seine Heimat ist Kassel, Hessen, das Mittelgebirge. Aber nachdem er in Kassel und Berlin studiert und mit Hans Hartig das Haff kennen gelernt hatte, gab es für ihn nur eine Schönheit: die der Wasserkante. Wollin wurde seine Wahlheimat. Sein erstes Glaubensbekenntnis die Eindruckskunst. Die jungen Richtungen dann zwischen neuem Ausdruck und neuer Sachlichkeit haben ihn nicht aus der Bahn geworfen, dafür aber entwickelt und bereichert. So ist er nie stehen geblieben. Entscheidend in dieser Hinsicht der Weltkrieg. Das neue Evangelium: die Kraft. Auch in der Kunst. Der hohe Farbenauftrag wich dem breiten, das Flimmerbild der Flächenruhe, die Schattierung dem Lokalton, der weiche Uebergang dem schroffen Umriß, der Reiz leuchtender Mannigfaltigkeit dem Stoß wuchtiger Gegensätze. Anstelle der Naturabschrift trat Gestaltung. Vielfalt der Skizze gebar die Synthese, bis Gesetzlichkeit des Raumes und der Luft in voller Freiheit dem Schaffenstrieb Genüge tat. Künstlerischer Ehrgeiz hat auf diesem Wege Ernte halten dürfen. Schon 1908 behauptete der Maler in der Sezession seinen Platz. Von allen großen Ausstellungen Deutschlands erhielt er Einladungen. Er zählte zum deutschen Haupttrupp in der Großen Berliner, im Münchner Glaspalast, in der Ruhmeshalle Bremen, im Museum der Stadt Essen, auf der Weltausstellung 1913 in Gent. Die Stadt Cammin übertrug ihm die sechs Fresken des Kreishauses. Unter seinen Händen sind sie ein echtes Pommerwerk geworden. Schließlich wurde es für Otto Langs künstlerischen Erfolg in der Heimat von nicht geringer Bedeutung, daß er freundschaftliche Förderung durch die Gebrüder Toepfer erfuhr. Möge dies Eintreten dem Künstler entsprechend Frucht tragen!

Hermann Ploetz.

Zur Verständigung mit Karl Friedrich Kohlhoff,

der gegen die durch mich besorgte Besprechung seiner „Beiträge zur Erdgeschichte des Kreises Neustettin" in Jahrg. 1930 Heft 4 von „Unser Pommerland" in Heft 10 eine „Abwehr" bringt, gestattet mir der Herausgeber der Zeitschrift im Interesse der Leser freundlichst eine Klarstellung. Ich bin überzeugt, daß sie sich mit Herrn Kohlhoffs Auffassung bis auf einen Punkt völlig decken und ihn versöhnlich stimmen wird.

In dem Bericht über das erwähnte Buch habe ich zu mehreren Ausführungen, die mir nicht beweiskräftig genug erschienen, Fragen gestellt. Statt nun mir und den andern Lesern die Sachen in ein für uns ausreichendes Licht zu rücken, läßt er in seiner „Abwehr" vieles ebenso dunkel, wie es vorher war. Da damit den Benutzern des Buches nicht gedient ist, sei, weil der verfügbare Raum nicht ein Eingehen auf alle Streitpunkte ermöglicht, wenigstens an einigen gezeigt, wie eine bessere Fühlung mit dem Leser zu erstreben wäre. In die Gesteinslehre hätte der Verfasser, um die Darstellung über die Aneinanderreihung von Angaben zu erheben, die Erwachsenen getrost so schlicht und doch lebensvoll einführen sollen wie einst seine Schüler. Leicht sind auch wir Alten im Geiste am Meere. Da bewegt die Brandung Trümmer des verwitternden Küstengesteins, und auf die Strandfläche wirft sie einen Teil des dabei freiwerdenden und des neu entstehenden Sandes. In dem kann man getrost mit empfindlicher Kleidung lagern; er schmutzt nicht, weil die tonigen und kalkigen Bestandteile im Wasser bleiben. Erstere sinken schon dort nieder, wo die Wellen nicht mehr ganz den Grund erreichen; von dem gelösten Kalk wird durch zahllose, meist ganz winzige Lebewesen viel mit dem Wasser aufgenommen und zum Bau der Gehäuse oder der Gerüste verwendet. Aus den abgestorbenen Tieren entsteht in der Flachsee hinter der Ton- eine kalkhaltige Faulschlammzone, aus der sich allmählich unten reiner Kalk abscheidet. Staunend schaut der Geist, wie im Laufe von Jahrhunderttau-

senden und Jahrmillionen aus diesen inzwischen längst zugedeckten losen Ablagerungen Sandstein, Tonschiefer, Kreide, Kalkstein und Marmor wird. Er staunt noch mehr, wenn die längst begrabenen und versteinten Schichten gehoben, verbogen, zerbrochen und übereinandergeschoben werden zu Alpen- und Himalajahöhen und verwittern, so daß auch die darin steckenden Tierreste, die Zeugen längst vergangener Meere, aufgelöst werden. Er sieht Gebirgskerne zum Vorschein kommen und zerbröckeln, die einst als schmelzflüssige oder doch weiche, heiße Massen der Tiefe mit gehoben, nun längst erkaltend auskristallisiert sind, oben zu Graniten und echten Gneisen, weiter unten, wohin die schwereren Bestandteile sanken, zu dunklem Tiefengestein; er schaut, wie bei hinreichender Dampfentwicklung schmelzflüssige Gesteinsmassen sich nach oben arbeiten, wie Gase und Asche emporgeblasen werden und Lava herausdringt, leichtere aus höheren, schwerere aus tieferen Zonen: bemerkt, wie sie so schnell erkaltet, daß den meisten Kristallen nicht Zeit bleibt, eine für das Auge sichtbare Größe zu erreichen, so daß in den (leichteren) Porphyren wie in den (schwereren) Melaphyren, Basalten und ursprünglich wohl auch in den Diabasen deutliche Kristalle in einer dicht erscheinenden Felsmasse stecken. So erlebt der Mensch Geschichte in dem Erdrindenstück unter dem Nährgebiet des diluvialen Inlandeises. Viel mehr Fülle, Leben und Bewegung könnte beim Betrachten der aus Fennoskandia durchs Eis hergeschobenen und abgeschundenen Felsbrocken gezeigt werden, wenn auch nur drei weitere Druckseiten zur Verfügung wären. Die dabei von selbst wachsende, viel weiter, z. B. auch auf die unkristallisierten und auf die nordischen Wüstengesteine greifende Ordnung unserer Feldsteine wäre ein Freude bereitender Besitz des Lesers.

Die Gesteinskunde kann also doch schmackhafter und bekömmlicher geboten werden als in der Neustettiner Heimatkunde — wenn es auch anders sein sollte, als eben vorgeschlagen wurde —, und kann dabei doch wissenschaftlich haltbar sein.

Nun aber die leidige Schuttaufnahme durchs Eis und der Schuttransport! Da das diluviale Eis sicher ebenso beschaffen war, wie es jetzt unter ähnlichen Verhältnissen auch ist, je nach Jahreszeit und Tiefenstufe in der Eismasse mal mehr, mal weniger spröde, konnte es etwas Schutt schon vor sich herschieben, wenn er aufgetaut war. Er gefror aber im Winter sicher im Randgebiet der Vereisung und zwar wahrscheinlich bis in größere Erdtiefe hinein, und das Eis fror auch an. Wie wirkte sich nun der vom Nährgebiet der Vergletscherung herkommende furchtbare Druck aus? Die Spannung konnte sich nur durch einen Horizontalsprung lösen, auf dem das entstandene Gletscherblatt etwas vorwärts rückte. (Wir müssen ihn schon so nennen, wenn er auch nach dem eisfreien Lande zu mehr oder weniger aufwärts stieg und nicht ganz eben, sondern wellig war, wie es uns noch heute viele Anschnitte zeigen.) Er lag jedenfalls dort, wo der geringste Widerstand war, mal höher, mal tief unten, in oder unter dem angefrorenen Schutt. So wurde nicht nur die Verwitterungsrinde im Nährgebiet der Vereisung abgeräumt und weggeschleppt, sondern es konnten auch ungeheure tertiäre Sandmassen, Kreide, Tone und Braunkohlen aus dem südlichen Ostseegebiet ins Eis gelangen, ebenso aus älteren Eisvorstößen stammende Mergel, Blockpackungen, Kiese, Grande, Sande und Tone. Durch Zurückschmelzen und Vorstöße des Eises wurde alles immer und immer wieder umgelagert, so daß die Schollennatur der tertiären und älteren Ablagerungen bei weitem Fortschleppen verloren ging.

Achtung! Das Eis rückt nochmal vor und zwar ein Stückchen auf den gefrorenen Rückstand (Geschiebemergel) eines bereits weggetauten Eisrestes, Mergel und darunterliegende, gleichfalls frostfarre Schmelzwasserablagerungen: Sande, Kiese, Blockpackungen frieren am Eise fest, werden vom Untergrunde losgeschnitten und ein Stück vorwärts-aufwärts auf den Mergel gerückt. Wohl siebenmal wiederholt sich der Vorgang, dann erlahmt das Vordringen dieser Eisstelle für immer; sie ist durch Quer- und Längsspalten, in denen Schmelzwasserströme zwischen hohen Eismauern gewaltige Täler graben, aus dem Zusammenhange mit dem noch drängenden Inlandeis gelöst. Langsam schwindet das Wasser aus diesem Toteisgebiet; die mitgeschleppten Schollen bleiben schräg nach Süden ansteigend stehen. Wer dort heute über den Acker wandert, stellt an sieben Stellen oberen Geschiebemergel fest, der Brunnenbauer aber durchstößt dieselben Stellen als untere Mergel. Manche glaubten — und das war in vielen Fällen falsch — der untere Mergel breite sich immer horizontal aus. Sie unterschieden — und das war wieder in vielen Fällen nicht richtig — einen höheren und einen tieferen Grundwasserhorizont. Der oben angedeutete Vorgang läßt die bekannten Unregelmäßigkeiten in der Grundwasserführung verstehen und sollte mit noch anderen, hier nicht in Frage stehenden Ablagerungsverhältnissen auch dargestellt werden.

Zu meiner Frage nach dem Versinken der Schmelzgewässer zwischen Erdwall und Eisfuß hat sich Herr K. ausführlich geäußert; es bleibt als wesentliche Unstimmigkeit noch die verschiedene Ansicht über die Anwendung der Zeitrechnung von Köppen-Milancowitsch auf einzelne Erscheinungen im Neustettiner Kreis. Da kann ich, so leid mir das tut, keinen Ausgleich finden. Sicher wird die früher mehrmals ausgedehnter als heute gewesene Vergletscherung in den Alpen mit der nordischen Eiszeit zusammengefallen sein; aber ganz bestimmte hiesige Erscheinungen mit den bekannten Vorstößen und Stadien im Alpengebiet, die auch noch teilweise in Dunkel gehüllt sind, gleichsetzen zu wollen, das geht ganz gewiß nicht an; dafür fehlen in unserm erst wenig erforschten Glazialgebiet noch die Anhaltspunkte. Auch die Zeitangaben in Bemerkungen zur Vorgeschichte hätten teilweise mit größerer Vorsicht gebracht werden müssen.

Für eine zweite Auflage kann eine solche Aussprache über ein Buch nur von Gewinn sein, und ich würde es begrüßen, wenn noch ein Leser das Wort nähme.

Reinhold Richter.

Ausstellung des Pommerschen Künstlerbundes in Stettin.

„Heimat, o Heimat, ich habe dich wieder," so erklang es aus dem Munde der Sängerschar bei der Eröffnung der Ausstellung am letzten Novembersonntag im Stettiner Stadtmuseum. Liebe zur pommerschen Heimat hat eine große Anzahl ihrer bildenden Künstler zu einem Bunde zusammengeführt, auch wenn sie die Sehnsucht in andere Gegenden getrieben hat. So haben wir hier einen echten „pommerschen" Künstlerbund, dessen gemeinsames Band nicht eine einheitliche Kunstrichtung ist, sondern in dessen Mittelpunkt Pommern steht. Jedes Mitglied muß seinem Wohnort oder seiner Geburt nach ein Pommer sein. Der Schöpfer unseres Wahrzeichens, des Manzelbrunnens, ist sein Ehrenvorsitzender. Der Bund ist ein Kriegskind aus dem Jahre 1916; er hat sich aber durchaus als lebensfähig erwiesen. Starke Anfechtungen sind ihm nicht erspart geblieben. Heute zählt er 61 schaffende und 41 außerordentliche Mitglieder.

Seine 21. Schau im Dezember vorigen Jahres bot ein umfassendes Bild pommerschen Kunstschaffens. Eine fertige, der Oeffentlichkeit zugängliche Ausstellung ist in gewissem Sinne einem Konzert vergleichbar, bei dem eine Anzahl von Künstlern zusammenwirken, eine Folge von Werken verschiedener Meister aneinandergereiht wird, wo einheitlicher Aufbau, Abwechselung, Steigerung erzielt werden sollen. Etwa 40 Künstler hatten ihre Werke eingesandt, verschiedenartig in der Kunstauffassung; Oelbilder, Aquarelle, Zeichnungen und Plastiken. Und nun begann ein Ordnen, Hängen, Umhängen und abermaliges Umhängen, solange, bis jede Wand

ausgeglichen war, bis kein Bild das andere störte, bis jede Wandfläche einen bestimmten Rhythmus hatte, Abwechselung und Steigerung erzielt waren. Für manche Bilder ist das helle Oberlicht so schädlich wie für Schattenpflanzen der Sonnenschein; aber auch das Umgekehrte kommt vor. So war einmal ein Bild eingereicht, das bei gedämpftem Licht besehen als ungeeignet für die Ausstellung befunden wurde, aber im hellen Raum seine Leuchtkraft offenbarte und jetzt ein Museum ziert. Ueberhaupt ist die Beurteilung der Arbeiten und Auswahl zur Ausstellung eine der verantwortungsvollsten, schwersten und zugleich undankbarsten Aufgaben. Unumstößliche Urteile gibt es wohl kaum. Dem kritischen Beurteiler wäre es jedenfalls interessant, wenn er auch die nicht ausgestellten Werke sehen könnte.

Ist nun alles geordnet, dann erscheinen die Beauftragten der Zeitungen und schreiben ihre Urteile über die Ausstellung und die Künstler. Für den Fachmann ist es erstaunlich, mit welcher Kühnheit manchmal Werturteile gefällt werden. Mitunter wird das Nebensächliche betont und der Kern vernachlässigt. Einmal kam ein Herr in eine Ausstellung als Vertreter einer Zeitung, wurde 10 Minuten geführt, vertiefte sich etwa eine Viertelstunde in einige Stücke, machte sich Notizen, verschwand, und am nächsten Tage war schon eine eingehende Würdigung der ganzen Ausstellung gedruckt.

Ueber die letzte Schau des Bundes liegen Urteile von drei großen Stettiner Zeitungen vor; jeder Kritiker urteilt anders; der eine sucht die Knospen, vermißt die Entwickelung, stolpert über eine für die Ausstellung ganz nebensächliche Notiz im Katalog über Ratenzahlung, faßt die Ausstellung als ein künstlerisch ungeordnetes Bilderbuch auf, das Verwirrung hervorruft, findet nur eine kleine Oase in der großen Wüste, verschmäht die anfangs erwähnten Knospen dann aber wieder. Der zweite Beurteiler erkennt die Verschiedenartigkeit der vertretenen Kunstauffassungen beistimmend an, fühlt die Einheit der Ausstellung in dem pommerschen Charakter der Künstler, möchte zwar das Allgemein-Menschliche mehr betont haben, versteht es aber, daß nach dem Großstadtleben ein Zug in das Idyllisch-Ländliche begründet ist. Der dritte Kritiker erwähnt nur, daß mancher Aussteller bereits zu den anerkannten Künstlern gehört, und daß die meisten dem Stettiner Publikum gut bekannt sind. Er beurteilt jeden Künstler einzeln und findet im allgemeinen nur anerkennende Worte.

—k.

Vom Pommernbund in Berlin.

Im „Pommernbund für heimatliche Kunst und Art" hielt am 2. Dezember im Friedenauer Ratskeller Herr Dipl.-Handelsoberlehrer Symnick einen interessanten Lichtbildervortrag über die Geschichte und Entwicklung der Stadt Stolp. Musikalisch wurde dieser Heimat-Abend von Darbietungen einiger Schüler des Orchesters der Handelsschule für Jünglinge zu Berlin umrahmt, welche den „Minutenwalzer" (Chopin), das „Adagio cantate" aus Sonate pathétique (Beethoven), „Cinquantaine" (Gabriel-Marie) und „Nocturne" (Chopin) vortrugen und reichen Beifall fanden. Ganz besonders erfreute auch wiederum Herr Wilhelm Henschel durch einige seiner launig vorgetragenen plattdeutschen Gedichte die gut besuchte Versammlung.

Bei der mit einem Prolog eingeleiteten eindrucksvollen Weihnachtsfeier im festlich geschmückten Saale des Ratskellers wechselten Vorträge (Willem Henschel, Paul Bendlin), gemeinsam gesungene Weihnachtslieder und Darbietungen der Kleinen und Kleinsten miteinander ab. Besonders erwähnenswert sind die Tänze der neunjährigen Brigitte Dortschy. Eine Fülle von Ueberraschungen brachte der schwerbeladene Weihnachtsmann (Ludw. Preiß). Reichlich verteilte er seine Gaben, von denen ganz besonders das dem Vorsitzenden, Herrn Kammergerichtsrat Gribel, überreichte Banner (Damenspende) größte Freude und Bewunderung auslöste. Mit dem Absingen des bekannten „Pommernliedes" (Paul Bendlin) „Blau und weiß sind Pommerns Fahnen . . ." und seinem Ausklang: „Laßt uns treu zur Heimat stehen und im Unglück nun erst recht" fand die gut gelungene Veranstaltung einen würdigen Abschluß. Dann trat der Tanz in seine Rechte und vereinte noch lange die überaus zahlreich erschienenen Pommern und ihre Freunde in angeregter Unterhaltung.

Vom Verein der Pommern zu Spandau.

Der „Verein der Pommern zu Spandau 1927" hatte zum 20. Dezember 1930 seine Mitglieder und deren Angehörige, Freunde und Bekannte zu einer Weihnachtsfeier in Sawades-Metropolsälen in Spandau eingeladen. Der weihnachtlich geschmückte Saal war bis auf den letzten Platz gefüllt, und auch aus der Heimatprovinz waren mehrere Landsleute anwesend. Nach dem Festspruch des Weihnachtsengels, dargestellt von Gisela Klein, begrüßte der 1. Vorsitzende, Landsmann Neise, die Festteilnehmer und wies in seiner Ansprache auf die Bedeutung des Weihnachtsfestes hin. Dann verdunkelte sich der Saal, und es kam das lustige Weihnachtsspiel „Weihnachtsmann in Nöten" von E. Werkmeister, das von 16 Vereinskindern gespielt wurde, zur Aufführung. Die kleinen Künstler ernteten reichen Beifall. Anschließend brachte das Töchterchen des 1. Vorsitzenden, Christel Neise, das Puppenlied von M. Groggert zu Gehör, das besonders gut gefiel. Als dann Knecht Rupprecht mit Sack und Pack seinen Einzug hielt, war die Weihnachtsfreude bei groß und klein aufs höchste gestiegen. Nach einigen humorvollen plattdeutschen Vorträgen durch die Landsmännin Gaster kam der Tanz zu seinem Rechte, der Mitglieder und Gäste in schöner Harmonie lange zusammenhielt.

Der 1. Vorsitzende, Landsmann Wilhelm Neise, hat dem Verein eine besondere Weihnachtsfreude bereitet. In seinen Mußestunden hat er ein neues Heimatlied nach Text und Melodie geschaffen, das er dem Verein anläßlich der vorerwähnten Weihnachtsfeier übereignet hat. Das schöne Lied ist betitelt: „Heil dir, mein Pommerland". Es wurde bei der Weihnachtsfeier zum erstenmal öffentlich zu Gehör gebracht und fand allseitig, auch über die Grenzen des Spandauer Pommernvereins hinaus, reichen Beifall und gute Aufnahme. Landsmann Neise sei auch an dieser Stelle, sowohl im Auftrage des Spandauer Pommernvereins, als auch im Namen aller heimattreuen Pommern herzlichst gedankt.

Wilhelm Damerow, 1. Schriftführer.

Flußtäler am Meeresboden,

im Moor ertrunkene Dünen und andere Erscheinungen beweisen, daß die hinterpommersche Ostseeküste dereinst erheblich höher als heute gelegen haben muß. Sie muß um mehr als 30 Meter gesunken sein, seit die Schmelzwasserströme der eiszeitlichen Riesengletscher jene Täler ausfurchten, seit nach dem Ende der großen Vergletscherung jene Dünen auf dem damals höher liegenden, trockneren Lande entstanden. Die von der Preuß. Geologischen Landesanstalt (Berlin N. 4) herausgegebenen Blätter der geologischen Uebersichtskarte im Maßstab 1:200 000 Lauenburg i. Pom. und Stolpmünde lassen diesen Vorgang deutlich erkennen. Weiter zeigen sie auf das schönste, wie das große Eis den Boden aufgeschüttet und die Landschaft in z. T. modellhaft schöner Weise geformt hat, wie die Schmelzwässer ein gewaltiges, jetzt vermoortes Urstromtal in den Boden gerissen haben und auch, wie die Formen der Wirtschaft, des Verkehrs, der Siedlung durch jene um Jahrzehntausende zurückliegenden Vorgänge heute noch beeinflußt und bestimmt werden.

Bücherschau.

Zur See mit Pinsel und Palette. Erinnerungen von Professor Willy Stöwer, Marinemaler. Mit 257 einfarbigen und 4 mehrfarbigen Abbildungen. Braunschweig, Berlin, Hamburg: Georg Westermann (1929), 302 Seiten. Geb. 14,— RM.

Stöwers gefällig plauderndes Erinnerungsbuch vermittelt uns einen fesselnden Einblick in das Werden und Wirken eines „Marinemalers", treffender gesagt Seemalers im Gegensatz zum Landschaftsmaler. In seinem Entwicklungsgang ist es verwunderlich, daß Stöwer weder als Kind noch als junger Mensch die Künstlerlaufbahn für sein späteres Leben ins Auge faßte. Ja, er hat sogar mehrere Jahre als Techniker auf einer Stettiner Schiffswerft gearbeitet und in den besten Lernjahren für seine Kunst oft gar nicht Zeit gehabt. Die praktischen Kenntnisse, die er erwarb, hat er in seiner Kunst später vielfach angewandt und so erkannt, daß die künstlerische Begabung allein für den Marinemaler nicht ausreichend sei.

Seinen Aufstieg zum vollendeten Künstlertum verdankt er sicher der Gunst des Kaisers, den er wiederholt auf seinen großen Reisen nach dem Süden und Norden begleiten durfte. Stöwer bekam dadurch Anregungen und Eindrücke von Dingen, die ihm sonst verborgen geblieben wären und die seiner Malkunst eine Fülle von Motiven lieferten. „Für den Künstler — sei er Bildhauer oder Maler — war es von unendlichem Wert, daß der Kaiser sich als Auftraggeber stets direkt mit ihm in Verbindung setzte." Stöwers ungeschminkte Urteile über Malkunst und Maler sind hier und da eingestreut und werden von vorurteilsfreien und verständigen Lesern sicher geteilt werden.

Die Stunden vergehen bei der Lektüre des Buches wie im Fluge. Mit einer Unmenge kleiner reizvoller Erlebnisse und Beobachtungen unterhält uns der Verfasser. Zwar sagt er im Vorwort, daß Pinsel und Palette ihm nie Zeit zur Pflege seines Schreibstils gelassen hätten; doch war eine besondere Pflege wohl nicht nötig; sein Stil ist fließend, frisch plaudernd und nicht langweilig. Nur bei der chronologischen Darstellung der Ereignisse, die sich wiederholten und gleichblieben (Kieler Woche, Ausstellungen, die Erledigung der Arbeiten zwischen den Reisen) könnte der Leser vielleicht ein wenig ermüden. Doch gleich packt ihn wieder die fortreißende Schilderung, die uns vortrefflich den Geist und das Getriebe jener Kaiserfahrten mit ihrer Prachtentfaltung hervorzaubert. Es ist, als ob wir selbst uns über die Einladungen des Kaisers freuten, an den Reisen teilnähmen, selbst in eine Malerei vertieft seien, während die übrigen Reisegefährten längst in Gala vor den Kaiser treten, als ob wir selber fast den Zug versäumten und den ersten Teil der Reise im Gepäckwagen zurücklegen müßten usw. Dabei begegnen wir einer großen Zahl von Namen angesehenster Persönlichkeiten teils aus dem Gefolge des Kaisers teils aus Stöwers Bekanntenkreise. Wenn andere Zerstreuung und Unterhaltung suchten, spähte der Künstler nach geeigneten Motiven, und Stift und Pinsel bannten ihn oft an einige wenige Stellen des fremden Landes; oft mußte auch der Photoapparat ergänzend helfen, wenn ein Landaufenthalt gar zu knapp bemessen war. Fast auf jeder Seite des Buches ist ein kleines Bild, das sich dem betreffenden Text großartig anpaßt. So wird das Lesen außerordentlich belebt. Hervorragend sind natürlich auch die farbigen Reproduktionen der großen Gemälde Stöwers, die bekannt sind und deren Kunstwert hier nicht erst betont zu werden braucht. Immer wieder müssen wir indes bewundern, wie gleich vorzüglich dem Künstler Personen, Landschaften und Seestücke gelingen.

Das Buch gewinnt unendlich dadurch, daß der Künstler uns auch menschlich nahekommt. Wie herzlich ist nicht das Verhältnis des Stöwerschen Ehepaares zu Eltern und Schwiegereltern! Immer wieder greift es ans Herz, wenn Stöwer und seine Frau bei ihren großen Freuden, die sie erleben, bedauern, daß sie nicht mehr zu den Eltern gehen und sie an allem Schönen teilnehmen lassen können. Aeußerst wohltuend wirkt auch Stöwers Stellung zum ehemaligen Kaiser, dem er bis zum heutigen Tage unwandelbar treu ergeben ist. Selbst den ärgsten Feind des Kaisers muß diese Gesinnung angenehm berühren. Stöwer hat den Kaiser auf seinen Reisen begleitet, hat ihn also in der schönsten Ferienstimmung kennen gelernt, die immer die besten Seiten des Menschen offenbart. Der Kaiser war dann fast stets gut gelaunt, liebenswürdig, konnte laut und herzlich lachen, war aber auch sehr ernst, doch immer gütig. Stöwer war in seiner Stellung zwar unabhängig von ihm, genoß aber sein Vertrauen und seine Güte in reichstem Maße, gewann nicht nur Förderung seiner Kunst, sondern auch Verbreitung seines Rufes und Ruhmes und mit Recht auch außergewöhnliche Ehrungen. Wie sollte er da, wenn für den Kaiser andere Zeiten gekommen sind, von ihm abfallen und ihn schmähen? Er hatte wahrlich keinen Grund dazu, wie ja auch mancher andere nicht, der nur das Gute genossen hat.

Der Heimatfreund kommt in diesem Buche auch auf seine Kosten. Als gebürtiger Pommer schildert Stöwer uns seine eindrucksvollen Kindheitserlebnisse und das rege Hafenleben in Wolgast, seiner Geburtsstadt, und teilt manche köstliche Erinnerung aus Stettin mit, wo er als Lernender seine Jugendjahre zubrachte. Später fühlt sich der Pommer ein wenig zurückgesetzt, als der Künstler in der Mark eine neue Heimat findet und Havel und Tegeler See die Oder und den Dammschen See aus dem Gesichtskreis verdrängen. Doch immer wieder gehen die Fäden zur alten Heimat, so daß Stöwers Buch unbedingt in eine Pommernbücherei gehört und einen Platz neben den Lebenserinnerungen von Schleich, Stilling und Fontane beanspruchen kann.

Mit Stolz und Freude nennen wir Pommern Willy Stöwer einen großen Sohn unserer Heimat. Sein Name ist nicht nur mit der Geschichte der deutschen Malerei, sondern auch mit der Entwicklung des deutschen Flottengedankens und der Geschichte des Wassersports aufs innigste verknüpft, wie sich ganz unaufdringlich aus dem Buche ergibt. Dem Bewunderer des alten Deutschland und seiner stolzen Flotte wird das Buch gleichen Genuß und gleiche Freude bringen wie den Verehrern Stöwerscher Kunst.

Die außergewöhnliche Buchausstattung verrät, mit welcher Liebe und Sorgfalt der bekannte Verlag daran gearbeitet hat. L. C.

Od — die Entdeckung des magischen Menschen, Roman von Karl Hans Strobl. L. Staackmann, Verlag, Leipzig 1930.

Habere putamus et habemur. Wir glauben zu besitzen und sind die Besessenen. Dies Senecawort könnte man als Motto über das neue Strobibuch schreiben. — Es ist die Geschichte eines großen, leidenschaftlichen Herzens, eines fanatischen Forschers und unbeugsamen Kämpfers, der, von der geistaufrüttelnden und weltbildumwälzenden Macht seiner Entdeckung gepackt, als Bannerträger der neuen Wahrheit sein zugleich heroisches und tragisches Schicksal erfüllt. Gipfel und Sturz, Hosiannah und Kreuzige kennzeichnen seinen Weg, und erst über dem Golgatha denkerischen und menschlichen Zusammenbruchs dämmert das schmale Frührot fortzeugender Unvergänglichkeit und ewiger Wiederkehr. „. . . . ein Gedanke war da, der hatte sich vom Blut eines Lebendigen ernährt, und nun war er frei geworden und lebte durch sich selbst. Er konnte sich über die Unvollkommenheit erheben, er kehrte zu den Ursprüngen zurück, er wartete auf seine Zeit, um sich in andere Gehirne zu senken . . . ."

Wie das Auf und Ab dieses Ideenkampfes sich vollzieht, wie es den Helden in Schuld verstrickt, indem das Ethos seines hohen Zieles ihn sich versündigen läßt am Lebensrecht und Lebensglück der anderen — wie die intelligible Uebersteigerung sich an ihm selber rächt und seine verleugnete Allzumenschlichkeit der trügerischen Lockung eines Irrlichtes zum Opfer fällt — wie über Irrtum und Fehlgelingen, Bruchwerk und irdischem Gebrest gleichwohl das große „Dennoch" leuchtet, davor Leid und Enttäuschung, Wahn und Verfehlung zu Stufen, Wandlungen und Uebergängen werden — das war gegebener Stoff und rechte Bildemasse für die unvergleichliche Gestaltungskunst Meister Strohls.

Wie stehn sie auch in diesem Buche wieder da, die sinnennahen Geschöpfe des großen Bildners! Rund und ganz und klargeprägt und jedes seine eigenste und lebendigste Wesenheit offenbarend. Vom alten Eiferer Reichenbach, dem Od-Erfinder, bis herab zur letzten Nebenperson. Und wie beherrscht der herzkundige Harfner auch hier wieder die Skala der Gefühle! Leidenschaft lodert, Verzicht verblutet, Ueberschwang verbraust in kurzer Betörung, und Liebe dient in seligem Opfer. Doch untrüglicher Geschmack und unbeirrbarer Wirklichkeitssinn halten sich von verlogener Pathetik so fern wie von sentimentaler Empfindelei. Wohl aber laufen zwischen den Zeilen auch hier wieder die schimmernden Schlänglein des unnachahmbaren Strobl'schen Humors. Jenes Humors, der in lächelnder Schalkheit und lauterer Herzensheiterkeit Sonderlingen und Abseitern die Narrenkappen lüftet, die unter seinen gütigen Händen unversehens wie heimliche Dornenkronen glühn — der aber auch aufflammen und zu erbarmungsloser Ironie sich steigern kann, wenn es gilt, Neid, Bosheit, Unverstand, geistige Trägheit und Rückständigkeit zu geißeln.

Zeit- und Umweltbilder — die Wiener Prominenten des 19. Jahrhunderts — erweitern die bunte Bühne. Masse-Mensch-Szenen, mit unheimlicher Bildkraft in Rembrandtisches Helldunkel gestellt und mit dem Röntgenlicht fast schreckhafter Seelenkenntnis gespenstig durchleuchtet, geben dem Intermezzo weniger Buchseiten den Inhalt eines Revolutionsdramas. Weitab von knalligen Situationseffekten und gebalitem Filmtitsch trägt der stürmende Strom der Handlung Bilder empor, die herzaufwühlend und unvergeßlich sind.

Zu voller Würdigung sei nicht vergessen, daß der Roman geschichtliche Gegebenheiten behandelt! Sachliche Forderung historischer Treue bindet den Chronisten. Immanentes Gesetz der Stoffgestaltung zwingt den schaffenden Künstler. Konflikt zweier Pflichten, dem Laien unlösbar, es sei denn als Entweder — Oder. Nur genialer Wesensschau ist verliehen, dem Ablauf der Ereignungen Fügung und Führung zu geben, Zufall in Sinn, Wirklichkeit in Wahrheit, Chaos in Kosmos und summierende Photographie in schöpferische Malerei zu verwandeln.

Wortverschüttet und intellektüberwuchert, von schürfenden Zerdeutern unterwühlt und von betriebsamen Technikern überflogen, selbst dem Kundigen der literarischen Gebietsvermessung vielfach nicht mehr erkennbar ist heut die Grenze, die Dichters Lande vom großen Neutralbezirk der Schriftsteller scheidet. Begriffe schwanken, Werte wechseln, Marksteine bröckeln oder versinken in der Ueberflutung. Hier blieb die Grenze klar und fest und unverrückbar: Ecce poeta!

Otto Boß.

Naturschutz-Kalender 1931. Herausgegeben von der Staatl. Stelle für Naturdenkmalpflege in Preußen. 4. Jahrgang. Auf gutem Kunstdruckpapier gedruckt; Preis 3,— RM. Verlag von J. Neumann, Neudamm.

Rechtes Verständnis zur Natur ist ein Stück echten Menschentums. Der Naturschutz-Kalender vermittelt uns beides. Seine hervorragend guten Abbildungen eröffnen Einblicke in die überwältigende und ehrfurchtgebietende Schönheit der natürlichen Denkmäler in Fels und Baum. Sie führen uns aus den verschiedensten Gebieten der belebten Schöpfung jene Gestalten vor Augen, die, nahezu vernichtet, unseres besonderen Schutzes bedürfen. Der erläuternde Text auf der Rückseite der Blätter ist klug und fein auf die Darstellung abgestimmt. — Die Fülle praktischer Anregungen und die Behandlung vieler Naturprobleme regen zum Erkennen und Besinnen an und wirken so im Sinne des fördernswerten Naturschutzgedankens. Gerade in der Schule kommt vielfach die Erziehung zum Naturschutz noch nicht zu ihrem vollen Recht. Hier kann der Kalender nachhelfen. Er zeigt der wandernden Jugend und ihren Führern, wie man die Wanderfahrt durch aufmerksame Naturbetrachtung veredeln und bereichern kann.

Jungborn 1931. Das Jahrbuch für unsere Jugend. Herausgeber Alfred Willgeroth. Wilhelm Limpert-Verlag, Dresden-A. 1. Preis 10 Rpfg.

Es ist ein ergiebig Brünnlein, draus junge Herzen Freude und Anregung schöpfen können und sollen. Was da Fritz Schönfeld als Bearbeiter an erwählter Jugendliteratur und Streiflichtern aus Technik, Sport, Gesundheitspflege, Naturbetrachtung und Volksmusik auf 32 Seiten zusammengetragen hat, ist mit feinem Verständnis für die Jugend zusammengestellt.

Guckkästlein 1931. Das fröhliche Buch unser sechs- bis zehnjährigen Schuljugend. Wilhelm Limpert-Verlag, Dresden-A. 1. Preis 10 Rpfg.

Wieder ist das treffliche Jahrbüchlein für unsere Kinder im neuen und — wie immer bisher — reizvollen Gewande erschienen. Wieder waren die beiden Meister auf diesem Gebiet, W. O. Ullmann und Kurt Rübner, am Werke und haben für unsre Sechs- bis Zehnjährigen etwas geschaffen, was hellen Jubel bei ihnen auslösen wird: Reizende Geschichten und Reime und ebenso lustige Bilder. Sind diese an sich schon ergötzlich genug anzuschauen, so wird ihr Wert für unsre Kleinen besonders dadurch erhöht, daß sie trefflich zum Ausmalen sind. Besseres kann für so geringes Geld nicht geboten werden.

Lebensborn. Ein Jahrbuch. Wilhelm Limpert-Verlag, Dresden-A. 1. Geh. 1,20 RM., geb. 1,80 RM.

Der „Lebensborn" ist längst ein Freund in ungezählten Familien geworden. Diesmal ist der nun hundertjährige Wilhelm Raabe Jahresregent, und neben ihn treten zwei lebende Dichterinnen: Agnes Miegel und Jeanne Bertha Semmig: deutscher Humor, deutsche Kraft und Innigkeit in schönem Dreiklang. Und was der Kalender sonst an kleinen und großen Aufsätzen bringt zur Veredelung und Verschönung des Volks- und Familienlebens, zur Bereicherung und Vertiefung des eigenen Lebens, was er an Anregungen schenkt aus den Reichen der Kunst und der Natur, aus Heimat und Ferne, was er spendet an Lied, Spiel und Scherz — das ist schier erstaunlich. Zahlreiche vortreffliche Bildgaben — farbig und schwarz-weiß, Holzschnitte, Zeichnungen und Schattenschnitte — von van Gogh, Corinth, Sterl, Röhrs, Gebhard u. v. a. machen das Büchlein jedem auf den ersten Blick lieb und wert.

Das schöne Deutschland. Wochen-Abreißkalender. Wilhelm Limpert-Verlag, Dresden-A. 1. 2,50 RM.

Der Kalender bringt eine feinsinnige Auswahl von 58 lebenswahren Naturaufnahmen, die unser Vaterland in seiner Schönheit zeigen: wundervolle Städtebilder, weihevolle Kirchen, ragende Burgen, lauschige Kleinstadtwinkel, blühende Auen, hehre Kunststätten, bis zum neuzeitlichen Monumentalbau. Jedes Blatt nimmt den Beschauer durch seine Feinheit und Eigenart so gefangen, daß er sich nicht von ihm trennen mag.

Der erklärende Text beleuchtet in bunter Vielseitigkeit anschaulich und anregend das Charakteristische von Land und Leuten. Ortseigene Aussprüche, mundartliche Verschen und die schönsten Dichtungen unserer Meister bilden eine wertvolle Ergänzung. Dem Kalender

ist eine übersichtliche Kartenskizze beigegeben, die den Kalenderbesitzer im Geiste durch das schöne Deutschland führt: von der Wartburg im Herzen Deutschlands durch Hessen und Westfalen zum deutschen Rhein, durchs Moseltal, nach dem Schwarzwald, durch Schwaben, Oberbayern und Franken, nach Sachsen und Schlesien, zur deutschen Wacht in Ostpreußen, nach den alten Hansastädten der Ost- und Nordsee, durch Heideland zum Harz und schließlich nach der Reichshauptstadt.

Dürer-Kalender für Kultur und Kunst, 19. Jahrgang 1931, herausgegeben von Karl Maußner. 128 Seiten, Abreißform. 2,50 RM. Wilhelm Limpert-Verlag, Dresden-A. 1.

Der „Dürer-Kalender", nach wie vor von seinem Begründer herausgegeben, hat den ihm seit je eigenen vorzüglichen Ruf und dementsprechend seinen Freundeskreis von Jahr zu Jahr erweitert. Es gibt heute keinen Künstler-Abreißkalender, der für so niedrigen Preis äußerlich und innerlich so hohe, ja unvergängliche Leistungen bietet, der des Jahres rechten Sinn umschließt, die festlichen und kulturzeitlichen Gedenktage voll ins Leben stellt (Raabes „Hundertster" stimmt dieses Mal den Grundton des Orchesters!), als einziger die Werte der Meisterzeichnung und Graphik aller Zeit in meist ersten Veröffentlichungen auf unser Auge wirken läßt und auf den Rückseiten, getreu seiner sozialethisch-kulturellen und literarischen Sendung, in einzigartiger Weise Helfer zur wahren Vertiefung wird. Führer und Freund jedem, der von hoher, Kultur und Leben überschauender Warte die Blicke richtet auf Gewordensein und zeitgeschichtlich-künftige Möglichkeiten des Begriffes, den wir vielsagend „Kultur" nennen.

„Deutscher Wanderkalender 1931", Wilhelm Limpert-Verlag, Dresden-A. 1. Preis 2,50 RM.

Deutsches Wandern ist und bleibt der ewige Jugendquell unseres Volkes, der die Schäden unserer Unkultur hinwegspült und ihm dreierlei schenkt: einen gesunden Körper, einen frischen Geist, ein reines Herz!

Wanderfreude heißt das Zauberwort, bald sommersonnenselig zitternd, bald brausend wie Bergsturm. Und dieser Freude am Wandern bei jung und alt will der Deutsche Wander-Kalender dienen. Er will sie wecken und nähren mit herrlichen Bildern von deutscher Landschaft, von blühenden Auen und stillen Winkeln. Er will unsere Jugend im Geiste hinführen zu den vielen prächtigen Wanderheimen und Jugendherbergen in allen Gauen unseres Vaterlandes und deutscher Gebiete in fremden Landen. Auch gute Ratschläge gibt er ihr, Dichterworte ruft er ihr zu, und fröhlichen Lautengesang läßt er erklingen mit allerlei Liedlein. Und so will er mithelfen an der Erneuerung und inneren Vertiefung unseres Volkes.

Kasperle 1931. Das Jahrbuch für die Kleinsten der Schule. Stück 10 Rpfg. Erschienen im Wilhelm Limpert-Verlag, Dresden-A. 1.

Hurra, Kasper ist wieder da! Das heißt, selbstverständlich in ganz neuer Aufmachung. Und dieselbe Freude, denselben Jubel wie im Vorjahr wird er auch diesmal bei unsern Jüngsten auslösen, die an prächtigen Reimen und Späßen zum ersten Male ihre neu erworbenen Lesekenntnisse beweisen können. Schwer wird's ihnen nicht gemacht, denn die schöne, klare Blockschrift ließ sich ganz vortrefflich. Und der Inhalt der aus W. O. Ullmanns Feder stammenden ergötzlichen Geschichtchen vom Kasper oder auch von Pumpel reizt zu immer neuem Buchstabieren. Und wenn doch einmal der Mut ausgeht, so locken Kurt Rühners lustige Zeichnungen zum Ausmalen mit Buntstift oder Pinsel.

Der Schütting. Ein heimatliches Kalenderbuch auf das Jahr 1931. 22. Jahrgang. Verlag Adolf Sponholtz, Hannover. Preis 1,50 RM.

Auch in diesem Jahre darf der längst weithin bekannte „Schütting", den Albrecht Janssen seit Jahren verantwortlich leitet, den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, an der Spitze aller niederdeutschen Kalender zu stehen. Seine reichhaltigen, vielseitigen literarischen Beiträge stehen auf beachtlicher Höhe und sind trotzdem volkstümlich. Erzählungen, Humoresken, Gedichte, interessante literarische, volks- und heimatkundliche Aufsätze bieten jedem etwas. Für die Kinder ist wieder die besondere Abteilung „Wör de Göern" vorhanden. Ganz besonders erwähnenswert ist der Bildschmuck. H. F. Koken zeichnete u. a. sechs ganzseitige malerische niederdeutsche Flußlandschaften. Wir sind überzeugt, daß der „Schütting" in jedem guten niederdeutschen Hause in Stadt und Land ein lieber Freund sein wird, zumal er auch dem Plattdeutschen gern Platz gibt.

Ostdeutscher Heimatkalender 1931. Herausgegeben von Emanuel Ginschel und Dr. Franz Lüdtke. Verlag Deutscher Ostbund e. V., Berlin-Charlottenburg 2. Preis 1,50 RM.

Als Mahner, Werber und Kämpfer für den deutschen Osten geht auch dieser 10. Jahrgang des „Ostdeutschen Heimatkalenders" hinaus. Von allem, um das bisher gekämpft worden ist, ist nur wenig in Erfüllung gegangen. Immer noch ist deutsches Ostland der Fremdherrschaft und namentlich jetzt dem blutigen Terror überantwortet. Auch die uns verbliebenen Ostprovinzen leiden schlimmste wirtschaftliche Not, so daß die Bevölkerung vielfach zur Abwanderung gezwungen ist und der Pole heimlich das Land unterwandert. Die führenden Persönlichkeiten des Ostens aus Behörden, Politik, Wissenschaft, Presse und Literatur legen in diesem wertvollen Jahrbuch die Bedeutung, die Nöte und die Aufgaben des Ostens dar, und mehr als 50 Textbilder sowie 8 Kunstbeilagen vermitteln ein anschauliches Bild dieser für Deutschland schicksalhaften Lande, das auch für jeden Nichtostmärker von größtem Interesse und eine wertvolle Fundgrube der Belehrung und Unterhaltung ist.

Der 7. Band des „Großen Brockhaus" ist erschienen. Gas–Gz, 796 Seiten, in Leinen 26,— RM.

Wie immer bringt auch dieser Band eine überwältigende Fülle des Wissenswerten und Nützlichen. Wissen Sie, wie Sie sich bei einem Grippeanfall zu verhalten haben? Wissen Sie, was der Grätenschritt des Skiläufers ist und wann er angewandt wird? Wissen Sie über Saatzeit, Düngung, Saatmenge, Saatpflege und Erntezeit unserer wichtigen Gemüsesorten Bescheid? „Der Große Brockhaus", dieser Allerweltskerl, sagt es Ihnen. Daneben werden Themen erörtert, die für unsere heutige Zeit von dem brennendsten Interesse sind: unter dem Stichwort „Gaskampf" (mit 17 Abbildungen) erfahren wir, zu welcher Vollendung dieses fürchterliche Mittel moderner Kriegführung gebracht worden ist, der Artikel „Geld" zeigt die tausendfältigen Verflechtungen von Geldmarkt und Wirtschaftsleben (mit einer besonders instruktiven schematischen Darstellung: Wirtschaftlicher Geldkreislauf im Deutschen Reich).

Wenn man bedenkt, daß ein moderner Roman durchschnittlich RM. 6,— bis 8,—, oft auch noch mehr kostet, etwa 250 bis 300 Seiten und keine Abbildungen enthält, während ein solcher Band des „Großen Brockhaus" den dreifachen Umfang hat, Tausende von einfarbigen und bunten Abbildungen und Karten bringt, — wenn man ferner bedenkt, daß man einen Roman einmal liest und dann in den Bücherschrank stellt, während uns der „Große Brockhaus" täglich und stündlich nützlich und unentbehrlich ist, dann staunen wir über den geringen Bezugspreis des Werkes, der einen Erwerb für wenige Mark im Monat ermöglicht.

Herausgegeben von der Heimatvereinigung „Unser Pommerland." Verantwortlich: Gustav Fischer, Stettin. Druck und Verlag von Fischer & Schmidt, Stettin. Nachdruck der Originalbeiträge ist nur mit Erlaubnis des Verlages gestattet. Alle Sendungen sind an den Verlag der Zeitschrift „Unser Pommerland", Stettin, Gr. Wollweberstr. 13, zu richten.

Verlagsort Stettin 16. Jahrg. 1931 Heft 2

Unser Pommerland

Monatsschrift für das Kulturleben der Heimat



Heimatvereinigung „Unser Pommerland"

Verlag von Fischer & Schmidt, Stettin

EBERHARDT

GEBRÜDER HORST

STETTIN

Paradeplatz 19, 20, 21, 22, 23
Gr. Wollweberstr. 19, 20, 21, 22

MODEWAREN UND AUSSTATTUNGEN

Leinen- und Wäschehaus

C. DRUCKER

Inhaber Julius Evers

STETTIN * ROSSMARKT 3

Erstes Spezialgeschäft für

Wäsche-Ausstattungen

Damenwäsche · Herrenwäsche
Kinderwäsche · Erstlingswäsche
Tischwäsche · Bettwäsche
Hauswäsche · Badewäsche
Leinen- und Baumwollwaren
GARDINEN UND STORES
METALL-BETTSTELLEN
BETTEN · MATRATZEN
Daunendecken · Steppdecken
Blusen in grosser Auswahl
Morgenröcke · Dirndlkleider
Sportjacken · Unterröcke
Kinderkleider



Lieber keine Absätze an den Schuhen als den „Großen Brockhaus" entbehren!

schreibt voller Begeisterung Herr A. S. aus Dearborn (USA.). Damit übertreibt er gewaltig, denn **bandweiser Bezug und bequeme Teilzahlungen** ermöglichen es jedem, sich das für den modernen Menschen unentbehrliche **Nachschlagewerk**

DER GROSSE BROCKHAUS

Handbuch des Wissens in 20 Bänden anzuschaffen. Fragen Sie einen Buchhändler.

F. A. BROCKHAUS · LEIPZIG

Der Unterzeichnete ersucht um kostenlose, portofreie und unverbindliche Zusendung der reichbebilderten, anregenden Schrift **„Der Große Brockhaus neu von A–Z".**

Name u. Stand: .....

Ort u. Wohnung: .....

Pom. Heimatbücher

(plattdeutsche Reihe)

I. Band: **Reinke dei Voß** von Albert Schwarz. Mit Bildern von Ludwig Segebarth. Geb. M. 2.—

II. Band: **De Ulenkraug.** Roman von H. Bandlow. 2. Aufl.: Mit Bildschmuck von Otto Bittali. Geb. M. 5.—

III. Band: **Plattdeutsche Lyrik** mit besonderer Beziehung auf Pommern. Ausgewählt und eingeleit. v. Lic. Walter Schröder. Geb. M. 5.—

Greifenbücher

(hochdeutsche Reihe)

I. Band: **Ein Schrei.** Erzählung von Edmund Hoefer. Mit einer Würdigung Hoefers von Arnold Koeppen. Geb. M. 1.50

II. Band: **Aar und Greif.** Erzähl. a. d. Geschichte d. Stadt Pyritz v. Arnold Koeppen. Geb. M. 1,50

III. Band: **Menschen in Pommern.** Zehn Geschichten von Ulrich Sander. Mit Buchschmuck vom Verfasser. (Erscheint im Herbst 1931.)

Verlag von Fischer & Schmidt, Stettin.

Unser Pommerland

Monatsschrift
für das Kulturleben der Heimat

Herausgegeben von der Heimatvereinigung „Unser Pommerland"

Schriftleitung: Gustav Fischer.

Verlag von Fischer & Schmidt, Stettin, an den alle Zuschriften zu richten sind.

Zahlungen auf Postscheckkonto: Stettin Nr. 260

16. Jahrgang — Februar 1931

Diese Zeitschrift ist durch die Post, jede Buchhandlung oder vom Verlage zu beziehen. Bezugspreis vierteljährl. 3 M. Preis dieses Heftes 1 M.

Inhalt des 2. Heftes: Seite

Primavera Siciliana von Otto Voß 39
Max Esser von Ch. Steinbrucker 46
Vom Sammeln der Volkslieder von J. Ebert 48
Knabensünde von D. Hollatz ... 53
Wind und Wellen, Sand und Strand vor Boden- und Henkenhagen von R. Richter .. 55
Fahrendes Volk. Novelle von G. v. Gottberg 59
Totenkult und Volkskunst in Pommern von W. Borchers ... 67
Pommersche Lyrik 54, 59, 67
Rundschau 78
Mitteilungen des Bundes Heimatschutz, Landesvereins Pommern (Pommersche Heimat)

Buchbesprechungen.

Pommerns Küste und ihre Häfen von Prof. Dr. Gustav Braun. Verlag Ratsbuchhandlung L. Bamberg, Greifswald 1930. Preis RM. 1,50.

Mit besonderer Freude nehme ich diese Nr. 25 der Greifswalder Universitätsreden zur Hand, da es sich um meinen Lehrer handelt, dem die Ehre des Rektorats zuteil wurde.

Diese Rektoratsreden bedeuten so etwas wie eine bescheidene Qualifikation des jeweiligen Universitätsleiters und behandeln überwiegend das persönliche Forschungsgebiet des Redners. Die Spezialisierung der wissenschaftlichen Arbeit bringt es mit sich, daß diese publizierten Reden für die Allgemeinheit von oft gar geringer Bedeutung sind. Um so erfreulicher ist es, daß Prof. Braun uns in seinem ureigensten Forschungsbereich doch in die Landschaftsgeschichte und Wirtschaftsprobleme unserer pommerschen Heimat zu führen weiß. — Diese Schrift (die ja eine Rede ist) zeichnet sich durch eine überraschende Frische und Anschaulichkeit aus; der straffe Text führt mit jedem Satz einen markanten Schritt weiter. Nur so ist es verständlich, daß auf 27 Seiten Text der ganze Fragenkomplex der pommerschen Küstenforschung und die Analyse der Wirtschaftsstruktur der heimischen Häfen in den Grundzügen dargestellt ist. Da wird, gestützt auf eine reichliche Literatur, die strittige Frage des Senkungsbetrages der Küste überraschend dahin

In die Bücherei

jedes Heimatfreundes gehören:

Aar und Greif. Erzählung von Arnold Köppen. Geb. Rm. 1.50

Bilder aus der Geschichte der Heimat Stettin und Pommern. Von Heinrich Beckmann. Rm. 2.—

Bur Kranich un anner Lüd. Vier Erzählungen von M. Düsterbrock, geb. Rm. 1.50

Das letzte Spiel. Erzählung aus der Geschichte der Stadt Bahn. Von Arnold Koeppen. Gb. Rm. 1.50

De Ulenkraug. Roman von Heinrich Bandlow. Mit Bildschmuck von Otto Vittali. 2. Auflage. In Halbleinen geb. Rm. 5.—

Ein Schrei. Erzählung von Edmund Hoefer. Mit einer Würdigung Hoefers von Arnold Koeppen. Geb. Rm. 1.50

Hie Schlieff — hie Adebar. Roman aus Kolbergs Vergangenheit von Arnold Koeppen. Geb. RM. 1.50.

Horn und Degen. Zwei Erzählungen von Arnold Koeppen. Mit Buchschmuck von Hans Müller. Geb. RM. 1.50

Huching! Pommerscher Volkshumor. Gesammelt von Heinrich Bandlow. RM. 1.25

Oderland. Von Martin Reepel. Stettin und Umgebung, die Landschaften östlich und westlich von Oder und Haff, Usedom-Wollin, der Weizacker, die märkischen Grenzgebiete und der Großschiffahrtsweg. RM. 1.50

Plattdeutsche Lyrik mit besonderer Beziehung auf Pommern. Ausgewählt und eingeleitet von Lic. Walter Schröder. Geb. RM. 5.—

Plattdeutsche Volkslieder aus Pommern. Gesammelt von Prof. Dr. A. Haas. RM. 0.30

Reinke dei Voss. Von Albert Schwarz. Mit Bildern von Ludwig Segebarth. Geb. RM. 2.—

Robert Prutz-Gedenkbuch. Aus Anlaß seines 100. Geburtstages am 30 Mai 1916. Geb. RM. 2.—

Unter gefiederten Freunden. Von Paul Robien. RM. 2.—

Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt! Bilder aus der Geschichte einer pommerschen Familie von Hermann Hollender. RM. 1.–

Verlag von Fischer & Schmidt
Stettin, Große Wollweberstraße 13.

Hugo Minack Nachf.

Büro: Stettin, Elisabethstraße 59

★

Spediteur für
Möbeltransport u. Möbellagerung

entschieden, daß derselbe 50 bis 80 m betragen haben muß. Die Senkung selbst ist um 5000 v. Chr. anzusetzen. Neuartige und veränderte Anschauungen über die Bildung der vorpommerschen Küsten und Inseln werden uns vorgetragen. Aufbau und Abbruch des Küstensaumes wird gegenübergestellt, um zur Synthese der Küstenlandschaft zu gelangen. Auf eine richtige Einschätzung der Wirkungen der Sturmfluten wird hingewiesen. Die Entstehung des Greifswalder Boddens lernen wir als ein ungelöstes physiogeographisches Problem kennen, dessen Lösung eine Aufgabe des geographischen Instituts der Universität in den nächsten Jahren sein wird.

Der zweite Teil der Rede wendet sich mit der Untersuchung der Bedeutung der Küste für den Menschen, einem interessanten, für Pommern neuartigen Forschungsgebiet zu, auf dem fast gar keine Spezialarbeiten vorliegen. Einer kurzen Aufzeigung der anthropogeographischen Funktion des Küstensaumes folgt eine regionale Darstellung der natürlichen Grundlagen unserer Häfen. Den breitesten Raum nimmt die Untersuchung über Stettin ein. Was da über die „Verkehrsspannung", das „Ueberseeland", die Erschließung des Hinterlandes, den Eigenverbrauch und -bedarf gesagt ist, mag jeder in der billigen Schrift selbst nachlesen. Es ist erfreulich zu erfahren, wie die Ostseeländer im Begriff sind, zu einer festgefügten Wirtschaftseinheit zu verschmelzen und daraus sich auch Zukunftsmöglichkeiten für unser agrarisches Pommern ergeben. Wir bedauern mit Prof. Braun, daß für die Untersuchung der Verkehrsverhältnisse der übrigen pommerschen Häfen außerordentlich wenig und mangelhaftes statistisches Material zur Hand ist. Wir sind ebenfalls überzeugt, daß das Studium dieser anthropogeographisch und morphologisch interessanten Dinge zu den „reizvollsten Aufgaben" der Geographen der Landesuniversität gehört und hoffen, daß es bald das Objekt eingehender Forschung sein möge. Ein ausführlicher Nachweis der Spezialliteratur macht das Schriftchen noch wertvoller, und der Tabellenanhang über den Schiffs- und Warenverkehr der pommerschen Häfen vermag trotz Lückenhaftigkeit uns manche aufschlußreiche Wirtschaftskurve zu vermitteln. S. Gliewe.

Aus pommerscher Geschichte und Landschaft. 1. Teil: Geschichte. 64 S. u. 8 S. Bilder, kart. RM. 1,10. 2. Teil: Erd- und Naturkunde. 80 S. und 16 S. Bilder, kart. RM. 1,50. (Ferdinand Hirts Heimat-Schlesehefte 5. bis 8. Schuljahr). Verlag von Ferdinand Hirt in Breslau.

Die vorliegenden Hefte wurden im Auftrage der Bezirks-Lehrerräte Pommerns von Erich Sielaff herausgegeben und verraten auf den ersten Blick, daß hier ein Fachmann am Werke war, der nicht nur die pommersche Literatur gründlich kennt, sondern

Huchings!

Pommerscher Volkshumor. Gesammelt von Heinrich Bandlow

Preis RM. 1.25

Ein mixtum compositum, ein Gemisch von Schnurren, Witzen, Anekdoten, wie sie im Volke entstehen und vergehen, hat Bandlows kundige Hand gesammelt und sie mit gewohnter Fertigkeit in das mundartige Gewand gekleidet. Vieles hat dadurch besonderen Reiz erhalten. Freunden plattdeutschen Volkshumors wird dies Büchlein ein willkommener Begleiter und Bereiter froher Stunden sein.

Erstes Spezialgeschäft für

Teppiche

Dekorationen, Gardinen, Möbelstoffe, Tischdecken, Läuferstoffe, Felle etc.

A. Steckner, Toepffer's Nachf.

STETTIN, Kleine Domstraße 11 und 12

Photo-Kino-Radio-Apparate

Stettin Schattke Luisenstr. 6-7

Neue Filiale: Breite Straße 48.

***Radio-Apparate** führen wir Ihnen in Ihrem Heim unverbindlich vor.*

Langfristige Teilzahlungen.

Hotel Gust

Stettin

Grüne Schanze 15 Fernsprecher 30678

Gutbürgerliches Haus

nahe beim Bahnhof, Post, Rathaus, Amts- und Landgericht empfiehlt seine behaglich eingerichteten 50 Zimmer mit Warmwasserheizung, sowie Speisen u. Getränke zu soliden Preisen

Autogaragen — Omnibushaltestelle.



BARTHOLDT

GROSSE AUSWAHL IN ERSTKLASS. UND PREISWERT. FABRIKATEN

Kaiser-Wilhelm-Str. 55 (am Denkmal)

Einbanddecken

für die Jahrgänge von 1921 bis 1930 von „Unser Pommerland" sind vorrätig und zum Preise von RM. 1,50 zu beziehen vom

Verlag Fischer & Schmidt, Stettin, Gr. Wollweberstr. 13.

es auch verstanden hat, für die Bedürfnisse des realistischen Unterrichts die Stoffe auszuwählen, die für die Geschichte und die Landschaft unserer Provinz besonders charakteristisch und literarisch wertvoll sind. Daß unter den Verfassern uns Namen begegnen, die den Lesern von „Unser Pommerland" seit langem vertraut sind, kann nicht überraschen, ist doch ein stattlicher Teil der Aufsätze in den beiden Heften unserer Monatsschrift entnommen. Müßig zu sagen, daß mancher vielleicht dieses oder jenes Stück vermissen wird, das ihm wichtig dünkt: die Auswahl war an den Umfang der Hefte gebunden und ist eine von vielen, die möglich wären. Vielleicht hätte die jüngste Vergangenheit und die Gegenwart mehr berücksichtigt werden sollen. Im Bilderanhang des geschichtlichen Teils vermissen wir die pommerschen Köpfe, auf die wir stolz sind. Männer machen die Geschichte. F.

Mein Pommerland. (Ferdinand Hirts Heimat-Lesehefte, Gruppe B.: 5. bis 8. Schuljahr). 96 S. 8°. Im Auftrage der Bezirks-Lehrerräte Pommerns in Verbindung mit Hermann Ploetz, Otto Popp und Fritz Thiele herausgegeben von Erich Sielaff. Verlag von Ferdinand Hirt in Breslau.

Das Heft stellt eine Ergänzung für Pommern der bekannten Lesehefte des Verlages dar und ist für den Deutschunterricht bestimmt. Es bringt in Vers und Prosa Perlen pommerscher Dichtung und berücksichtigt das neue Schrifttum besonders. Die Abschnitte „Aus Stadt und Land", „Pommersche Heide", „An Strom und Strand" und „Aus unserer Väter Tagen" enthalten nur Gedichte, unter „Märchen, Sagen und Erzählungen" herrscht naturgemäß die Prosa vor. Die Zusammenstellung ist so geschickt, daß man sich beim Durchblättern sofort festliest: so viele liebe Bekannte trifft man. Ein Schatz, der wahrlich auch unserer Jugend nicht vorenthalten werden darf. Hans Hartig und Theodor Schultze-Jasmer haben jeder 4 Bildbeilagen beigesteuert. Es ist nicht einzusehen, weshalb man sich auf diese beiden Künstler beschränkt hat. Wir sind nicht so arm. Man wünschte wohl Runge und Friedrich, aber z. B. auch Douzette und Manzel, Kolbe und Lang vertreten zu sehen. F.

Einmalige Gelegenheit

zum Erwerb hervorragender Werke zu zurückgesetzten Preisen.

Es handelt sich durchweg um gebrauchte, aber tadellos erhaltene Exemplare, die wir infolge besonderer Umstände an unsere Bezieher günstig abzugeben in der Lage sind.

Weltgeschichte der neuesten Zeit 1890—1925 Herausgegeben von Prof. Dr. Paul Herre. 2 Bände in Halbleder geb. Rm. 50.—

Deutsche Geschichte. Von Otto Kaemmel. 3. Auflage. 2 Bände, gebunden Rm. 12.—

Das Werden des deutschen Volkes. Von Walther Classen. 3 Bde. geb. Rm. 30.—

Der Weltbrand. Deutschlands Tragödie 1914–1918. Von Walter Bloem, mit Zeichnungen von Ludwig Dettmann, 2 Bände geb. Rm. 36.—

Der Weltkrieg 1914—1918. Dem deutschen Volke dargestellt von Hermann v. Kuhl, General d. Inf. a. D., 2 Bde., in Ganzlein. geb. Rm. 45.—

Rassenkunde des deutschen Volkes. Von Dr. Hans F. K. Günther. 13. Aufl. i. Gzl. gb. Rm. 14.—

Meyers geographischer Handatlas mit 101 Haupt- und 115 Nebenkarten u. alphabetischem Namenverzeichnis. In Halbleder geb. Rm. 32.—

Die Erde und ihre Völker. Ein geographisches Hausbuch von Dr. Willi Ule, Professor an der Universität Rostock. 2 Bde. i. Ganzl. geb. Rm. 56.—

Tausend und ein Schweizer Bild. Von S. A. Schnegg. Monumentalwerk in Kupfertiefdruck, in Ganzleinen geb. Rm. 62.—

Deutsche Heimat. In Bildern von Hans Thoma. Monumentalwerk in Lichtdruck, geb. Rm. 20.—

Handbuch der deutschen Literaturgeschichte. Von Alois Bernt, in Ganzlein. geb. Rm. 20.—

Deutscher Wortschatz. Handwörterbuch der deutschen Sprache nebst Fremdwörterbuch. Von Wessely-Schmidt. Geb. Rm. 13.50

Deutsches Spielhandbuch. Herausgegeb. von Thilo Scheller, Turn- und Sportlehrer an der Preuß. Hochschule für Leibesübungen in Spandau. 2 Bände. geb. Rm. 12.—

Vorstehende Werke liefern wir unsern Beziehern, solange der Vorrat reicht, mit einem Nachlaß von 33⅓% auf die angegebenen Preise. Ratenzahlung ist möglich.

Buchhandlung Fischer & Schmidt
Stettin, Gr. Wollweberstraße 13.

Pommersche Bank

für Landwirtschaft und Gewerbe, Aktiengesellschaft

Kaiser-Wilhelm-Str. 1 **Stettin** Moltkestraße Nr. 15

Fernsprecher: Sammel-Nr. 25336

Telegr.-Anschr.: Pommernbank — Reichsbankgirokonto: Stettin — Postscheckkonto: Stettin 15500

Zweigniederlassungen: Anklam, Cammin, Falkenburg, Gollnow, Greifenhagen, Greifswald, Neustettin, Schivelbein, Stralsund, Swinemünde und Wollin

Erledigung sämtlicher bankgeschäftlichen Angelegenheiten.

Das pommersche Heimatbuch gehört in jede Familie!

„Dieser Band ist selbst für den Kenner Pommerns eine Ueberraschung durch die Fülle von Zeugnissen einer hohen Gestaltungs- und Schmuckfreude, wie sie hier zum ersten Male vereinigt sind", schrieb das „Neue Pommersche Tageblatt", Stargard, über

Pommern

Band 11 der Sammlung „Deutsche Volkskunst"

von

Dr. Fritz Adler

Mit über 200 Abbildungen auf Kunstdruckpapier Kart. M. 7.50, Pappbd. M. 8,50, Leinenbd. M. 9,50

„Es ist sicherlich einer der fesselndsten und bemerkenswertesten Bände der verdienstvollen schönen Sammlung, weil er einer der reichsten ist, sozusagen voll unerhörter Prunkleistungen volkstümlicher Kunst." „Hamburger Fremdenblatt".

Delphin-Verlag, München.



Gefilterte Moment-Aufnahmen aus freier Hand

„Photo-Einmal-Eins" Leitfaden für Anfänger Broschiert RM. 0,30. Erhältlich bei ihrem Photohändler.

Ist es Ihnen nicht schon manchmal passiert, daß Sie keine Gelbfilter-Momentaufnahmen machen konnten, weil Ihre angeblich „orthochromatische" Platte versagte? Die „Satrap-Braunschicht" ist ganz außergewöhnlich farbenempfindlich. Mit einem hellen Gelbfilter kommen Sie in den meisten Fällen aus. Sie brauchen mit Gelbfilter und Satrap-Braunschicht nur unwesentlich länger belichten, als wenn Sie ohne Filter photographieren. Nie kommen Sie in Verlegenheit, wenn Sie Gelbfilter-Momentaufnahmen aus freier Hand machen wollen. Zwischen orthochromatisch u. orthochromatisch ist eben ein Unterschied.

Satrap-Braunschicht-Platte o. I.

SCHERING-KAHLBAUM A.G. PHOTO-ABTEILUNG · BERLIN-SPINDLERSFELD

---

193 Dichter — 822 Gedichte

ALBERT SOERGEL

Kristall der Zeit

Eine Auslese aus der deutschen Lyrik der letzten fünfzig Jahre

Vossische Zeitung: „... eines der schönsten Geschenkwerke, das eine Großtat genannt zu werden verdient."

Ganzleinen RM. 12.–, Halbpergament RM. 18.–

Grethlein & Co., Leipzig/Zürich

Zu beziehen durch die Buchhandlung

Fischer & Schmidt, Stettin

DER MENSCH

Vom Werden, Wesen und Wirken des menschlichen Organismus

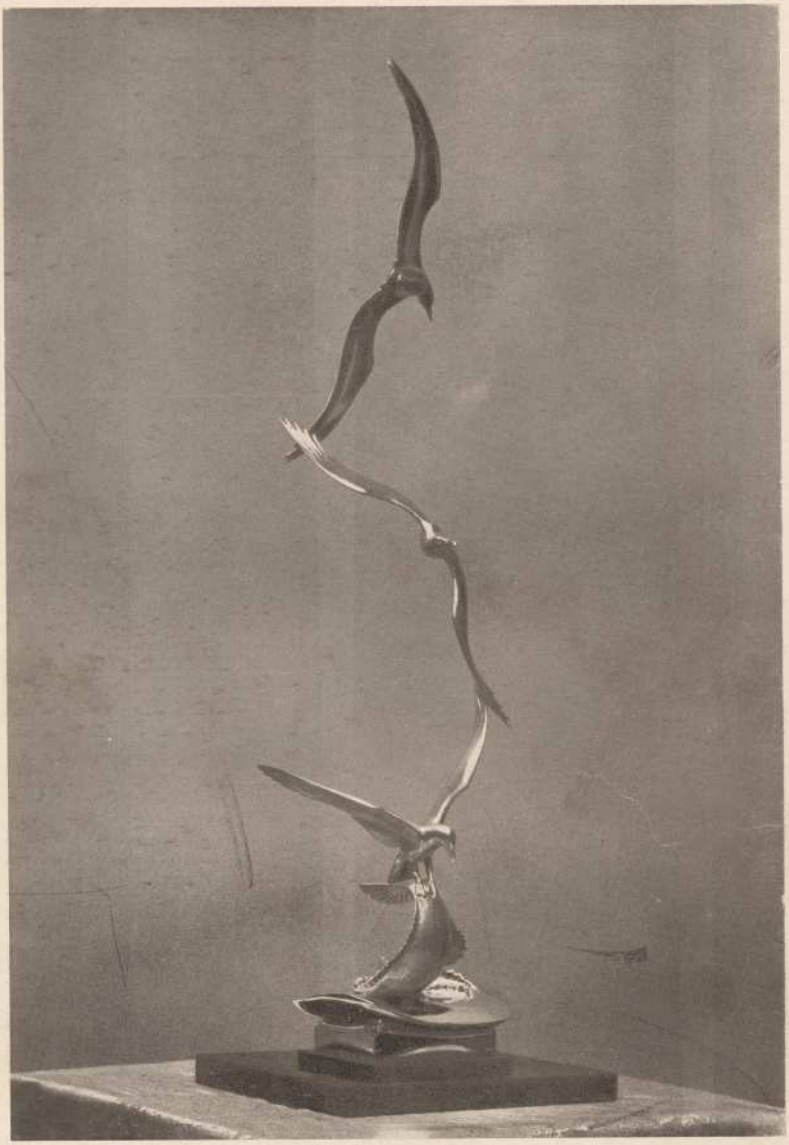
Herausgegeben vom Deutschen Hygiene-Museum Schriftleitung: Wissenschaftl. Direktor Prof. Dr. med. Martin Vogel.

XII, 420 Seiten und 333 Abbildungen und 14 Tabellen im Text, sowie 65 meist farbigen Tafeln. 1930. Lex. 8°. In Leinen geb. 47.–.

Der Plan zu dem vorliegenden Werk „Der Mensch" ist gereift auf dem Boden der Erfahrungen, die in einem Zeitraum von fast zwei Jahrzehnten mit der Sammlung „Der Mensch" gewonnen wurden. Die Eröffnung des neuen Deutschen Hygiene-Museums ist nicht nur äußerer Anlaß zur Verwirklichung des lange gehegten Gedankens, sondern auch ihre Voraussetzung. Denn erst, nachdem die Sammlung „Der Mensch" auf Grund all der Erfahrungen und Ueberlegungen ihre endgültige Form gefunden hat, in der sie in dem Neubau des Museums eine bleibende Stätte findet, ist auch eine solche Darstellung in Buchform möglich geworden. Alle Fortschritte der inhaltlichen, wie der formalen Ausgestaltung der Sammlung sind daher auch dem Buche zugute gekommen. Die Eigenart des Werkes, die Notwendigkeit, Gemeinverständlichkeit und Anschaulichkeit der Darstellung mit exakter Wissenschaftlichkeit zu verbinden und dabei in allen Teilen eine einheitliche Linie anzustreben, hat an die Mitarbeiter nicht geringe Anforderungen gestellt.

Ausführlicher Prospekt kostenlos!

Johann Ambrosius Barth / Verlag Leipzig.



Prof. Max Esser: Fliegende Möwen. Bildwerk in Silber.

Düsseldorf, Ausstellung Deutsche Kunst 1928.

Unser Pommerland

Monatsschrift für das Kulturleben der Heimat

Verlag von Fischer & Schmidt in Stettin.

16. Jahrgang | Februar 1931 | Heft 2

Primavera Siciliana.

Von Otto Voß.

Es gibt gewisse Dinge, die man einmal getan haben muß, um seinen Frieden zu haben. Der erste Nikotin- und Alkoholrausch des Pennälers, das erste zum sogenannten Abschluß geführte erotische Abenteuer, das erste selbstverlegte Lyrikbändchen sind solche heilmittelhaften Erfüllungen der Frühzeit. Später locken andere Idole, locken, quälen und werden zu Komplexen, wenn nicht eine Verwirklichung sie abreagiert. Erst späte Weisheit versagt sich die Wunschgewährung, weil sie weiß, daß der Traum schöner ist als das Erwachen, der Glaube schöner als die Entgötterung. „Die Glocke ist mehr als die Kirche", sagt Michael Kramer, „und der Ruf zum Tisch ist mehr wie das Brot."

Eine der tiefsten und unausrottbarsten Sehnsüchte des deutschen Gemüts ist das Fernweh nach dem Süden, der Drang nach Italien. Durch ein Jahrtausend deutscher Geschichte zieht dieses Leitmotiv. Erst die Gegenwart verbürgerlichte diese politische, atmosphärische, religiöse oder künstlerische Leidenschaft und schuf die Luxus-, Hochzeits- und Primaverafahrten. Jeder einmal in Italien! Schmidts waren „vorichtes" Jahr auch da und haben in vier Wochen Florenz, Rom, Neapel, Pompeji, Paestum, Taormina, Syrakus, Girgenti, Palermo, Capri, Genua, Mailand und Venedig „gemacht", und es hat nicht mehr gekostet wie Heringsdorf oder Westerland! Na also! —

Immerhin, gnädige Frau, haben Sie Schmidts gleich bei der Heimkehr gesprochen, ehe noch zeitliche Ferne das Ueberstandene mildernd überschleierte? Oder sind Sie ganz gewiß, daß Schmidts die Wahrheit sagen? Daß sie nicht vielmehr Italien pflichtgemäß so himmlisch finden, wie Sie selber möglicherweise ein Symphoniekonzert, dessen Ende Sie teils befremdet, teils verdrossen herbeisehnten, um bereits in der Garderobe verständnisinnig in die allgemeine Begeisterung einzustimmen: „Entzückend! Berauschend! Ueberwältigend!"

Wahrlich, gnädige Frau, ich ehre das Opfer, das Sie der Kultur zu bringen für notwendig halten, aber ich rate Ihnen gut: üben Sie trotz Ihrer wohlerhaltenen Jugend frühe Weisheit und versagen Sie sich die Wunschgewährung! Kurzum, reisen Sie nicht nach Italien! Wissen Sie, es könnte sein, daß Ihre gebüldete Seelenhaltung dabei in die Brüche ginge und bloß der Aerger bliebe — und das wäre schade um das viele Geld. Denn Ihren Kostenanschlag übersteigt das Unternehmen trotz allem. Trotz der fabelhaften Billigkeit der Schmidtschen Reise und trotz der Primaverafahrpreisermäßigung, wonach Sie die Heimfahrt von Sizilien bis zur Grenze — tatsächlich — frei haben. Das ist nämlich ein ganz geniales wirtschaftliches Manöver der italischen Regierung, in Ihnen dauernd die Illusion wachzuhalten, Sie reisten dort billiger als in Ihrem deutschen Vaterland. Auf die Formel einer tiefgründigen philosophischen Sentenz gebracht, würde das heißen: Mit Speck fängt man Mäuse.

Sie lächeln, Verehrteste, und dies Lächeln kleidet Sie so reizend, daß ich fast vergesse, was es bedeutet. Es bedeutet natürlich: Rede, was du willst — wir reisen doch! Wir haben ja schon italienische Stunden, und mein Mann war gestern auf dem Verkehrsbüro....

Es gibt gewisse Dinge, die man einmal getan haben muß, um seinen Frieden zu haben. Schicksalhafte Unabwendbarkeiten soll man nicht aufhalten wollen. Italien ist deutsches Schicksal und Primavera Siciliana der Schrei der Zeit. „Das Rad der Zeit dreht seine Speichen, und wer hineingreift, wird zermalmt."

Also, lieber Bruder der deutschen Schicksalsgemeinschaft, deine schöne Gattin hat vielsagend gelächelt, und ich weiß alles. Bleibt mir nur übrig, nunmehr dir als vermutlichem Expeditionsleiter mein Sprüchlein mit auf den Weg zu geben. Obzwar ich mir schmerzlich bewußt bin, daß keiner dem andern seine Dummheiten abnehmen kann, sondern daß jeder sie selber machen muß. Aber vermags dich nicht

zu bewahren, so doch hernach vielleicht zu trösten. Juvat socios habuisse malorum — sagt Vergil. Zu Deutsch: Es hilft, Leidensgenossen zu haben.

Vor allem: Tu Geld in deinen Beutel! Alsdann: Rüste dein Herz mit Humor! So gewappnet magst dus immerhin wagen, deine Eheliebste ins Land ihrer Sehnsucht zu führen. Und sage stets, du — du! — habest allen ihren Warnungen zum Trotz durchaus und durchum diese Reise gewollt. Sie wirds glauben und jegliches Malhör als Bestätigung ihrer vorausschauenden Klugheit ohne Groll hinnehmen. „Siehst du, Paulchen, ich habs ja gleich gesagt!" Das ist besser, als wenn ihr euch verzankt, wer „Schuld" hat.

Es ist eine so oft gesungene Litanei, das Lied von — nun sagen wir mal ganz milde: von den programmwidrigen Ausgaben in Italien, daß ich mich fast schäme, es zum soundsovielten Male anzustimmen. Aber der tausendfältige Unfug der deutschen Primaverafahrten läßt diese Musik nicht überflüssig erscheinen. Meiden wir häßliche Worte — früher sprach man wohl von Prellerei, von Nepp und Bauernfang — und nennen wirs poetischer corriger la fortune, c'est à dire le profit. Man rechnet dort noch immer mit deiner ersten Verwirrung auf Bahnhöfen und im Stadtverkehr und mit deiner Unsicherheit im Gebrauch italienischer Sprache und italienischen Geldes. Mussolinis Erziehungsbestrebungen in hohen Ehren — er steuerte durch Polizeivorschrift wenigstens dem allerärgsten Straßenbettel, er verordnete schriftliche Rechnung für alle Gaststätten und Taxen für Kutscher und Gepäckträger — aber Ideal und Wirklichkeit sind feindliche Brüder. Nie wird ein Facchino dir seine tarifmäßige Forderung nennen, sondern stets in scheinbarer Bescheidenheit die Zahlung dir überlassen, um dann auf jeden Fall das Gegebene als zu wenig zu bezeichnen. Nie wird ein Kutscher herausgeben können, und zahlst du paßrecht nach der Taxe, dann bleibt die Hand offen: Solamente la tassa? Wenige Schritte noch vom Eingangstor der Galerie oder des Museums, dem du zustrebst, wird ein eiserner Gustav gestikulierend auf dich zutraben und dir mit viel Lamento versichern, dort sei zur Stunde leider geschlossen; aber er werde dich zur Via Appia fahren, ganz billig, oder in die Katakomben, hochinteressant und sehenswert! Wehe, wenn du vor seiner Sicherheit stutzest und an der Richtigkeit deines Besichtigungsplanes irre wirst! Er verfolgt dich bis fast an die Pforte — die du selbstverständlich geöffnet findest. Nie wirst du im Hotel mit Entrichtung der 10 bis 15 Prozent Bedienungsgeld, die man dir auf Rechnung schreibt, deiner Verpflichtung genügt haben; erst wenn du durch freiwillige Einzelgaben den Tribut bis auf 30 oder 35 Prozent erhöht hast, werden die Empfänger vielleicht „danke" sagen. Ueberhaupt die Prozente. Bis 200 Lire 15, darüber 10 Prozent — so ists löbliche Theorie. Die Praxis weiß zu erschweren, daß die Gesamtrechnung bis zu 200 Lire anwächst, indem nicht nur alle Einzelleistungen, sondern auch regelmäßige Lieferungen bei längerem Aufenthalt, wie das tägliche Morgenfrühstück, jedesmal sogleich beglichen werden müssen. Mitsamt Gedecksteuer und Bedienungsaufschlag, versteht sich. Immer noch, zumal südlich von Rom, wo überhaupt Europa in mancher Hinsicht aufzuhören beginnt, kann dirs passieren, daß ein Kellner dir einen Betrag abverlangt, den er, zu pflichtmäßiger schriftlicher Rechnung aufgefordert, mit schmieriger Eleganz als Irrtum bedauert. Selbst an Schaltern — wenigstens solchen mit subalterner Bedienung — kannst du, zumal bei Andrang, wunderliche „Irrtümer" erleben.

Dem Non-plus-ultra von Geschäftstüchtigkeit begegnete ich auf der Fahrt Rom—Neapel. Auf der letzten Station vor Neapel bestieg ein besserer älterer Herr den Zug, ging gleichsam Platz suchend durch die Abteile und knüpfte dabei wie von ungefähr mit offenkundig landesfremden Reisenden kurze Gespräche an. Zeigte sich archäologisch bestens orientiert, sprach in leidlichem Deutsch über den Stand der pompejanischen Ausgrabungen und stellte sich im Laufe der Unterhaltung höflichst vor: X. Y., Präsident der Archäologischen Gesellschaft. Man war beklommen von der Ehre einer so prominenten Bekanntschaft, die nach heimatlichen Begriffen einem geheimrätlichen Universitätsprofessor entsprach, und kramte eifrig die Fragmente seiner humanistischen Bildung aus, um sich der Ansprache würdig zu erweisen. Auf der überreichten Visitenkarte war auch die Wohnung des wissenschaftlichen Würdenträgers angegeben, eine Pension, in der nach seiner Versicherung gebildete Reisende mit Vorliebe abzusteigen pflegten, weil sie ungewöhnlich gut und preiswert sei und ihren Gästen die unvergleichliche Gelegenheit biete, sich allabendlich in zwangloser Unterhaltung über die Fortschritte der Altertumsforschung und die Bedeutung der Funde zu unterrichten. Solche Information sei natürlich wertvoller und obendrein billiger als das, was die Ausrufer von Massenführungen einem vorschwatzten. Auch sonst sei ein Fremdenheim wie das, in welchem er wohne, angelegentlichst zu empfehlen, ja sein Besuch geradezu anzuraten; denn die Neapler Hotels seien nur mit Vorsicht zu benutzen. Bedrückt und verlegen gab man sein lebhaftes und aufrichtiges Bedauern kund, bereits in einem Hotel vorbestellt zu

haben, worauf der Herr Präsident mit lässiger Verneigung im Nebenabteil verschwand. — Du meinst, es sei der Zubringer besagten Fremdenheimes gewesen? Warum so behutsam und schamhaft, mein Lieber? Der Lockung erlegene Reisegenossen berichten, daß es der Padrone, der Herbergsvater in eigener Person war.

Es geht die Mär, man dürfe nicht mit Rucksack gen Italien reisen. Das entweihe den klassischen Boden und kennzeichne den deutschen Bären. Wenn dem so ist, dann brauchst du also, auch bei äußerster Beschränkung, außer dem Coupékoffer für längeren Aufenthalt ein zweites Köfferchen für den Bedarf einer Nacht; immerhin zwei Gepäckstücke, will sagen Ballast für beide Hände. Das geht nicht, denn Mantel, Decke und Schirmstock verlangen gleichfalls ihr Recht, und eine Hand muß frei sein für Billet, Ausweis, Geldtasche, Augenglas und ähnliche Unvermeidlichkeiten. Mithin bist du *immer*, selbst von Bahnsteig zu Bahnsteig, vom Abteil zur Gepäckaufbewahrung, vom Zug zum Schiff und umgekehrt auf fremde Hilfe angewiesen. O über diese Trübsalskisten, die dich entselbständigen und unbeweglich machen und dem Fahrpreis langsam aber stetig die Primaveraermäßigung wieder zuzählen! Ein Beispiel für viele. Vom Hotel auf Capri bis zur oberen Seilbahnstation liquidiert für Gepäckbeförderung der Hotelfacchino. Auf der Seilbahn, die zum Hafen fährt, der Bahnschaffner. Von der Bollwerkstation die zehn Schritte bis zum Dampfer der Hafenfacchino. Alsdann der Schiffsknecht, der die Trübsalskisten in den Gepäckraum stellt. Und schließlich der Herr Hotelportier, der den Transport von Hand zu Hand überwacht, steuert und leitet.

Von Neapel nach Sizilien, eine zwölfstündige Wegstrecke wie Berlin—München, fahren sämtliche Verkehrsmittel, Schiff wie Bahn, hin und zurück nur nachts. Warum, ist mir zu erforschen nicht gelungen. Es sei denn deshalb, weil man nachts Zuschlag für Polsterklasse bezw. Schiffskabine zu zahlen geneigt ist. Diese Geneigtheit wird zu begeisterter Bereitwilligkeit, wenn mans *ein* Mal daohne versuchte. Die dritte Klasse der süditalienischen Schnellzüge ist so überaus spärlich bemessen und mit einem so unqualifizierbaren Publikum überfüllt, daß auch der leidenschaftlichste deutsche Sozialist aristokratische Anwandlungen bekommt. Doch davon wird noch unter der Ueberschrift „Humor" zu reden sein.

Von Capri nach Neapel verkehren, außer einigen Seekrankheitsjachten, tagsüber 2 reguläre Schiffe der Dampferkompagnie; eines am Morgen, nur für Frühaufsteher zu erreichen, und eines am Nachmittag. Das letzte fordert erhöhten Preis, weil es sich, der bequemeren Abfahrtsstunde halber, als Luxusdampfer bezeichnen darf. Vapore di lussu! Das ist ein ehrliches Wort und enträtselt schlaglichtartig ganze Serien von Mißvergnüglichkeiten. Nämlich: bist du ein Luxusreisender, dann sind all die aufgezählten Beschwernisse für dich ohne Bedeutung. Dann bist du in Italien so herrschaftlich und bevorrechtet aufgehoben wie überall in der Welt, wo es internationale grands hotels: Splendide, Excelsior, Europe und dergl. gibt. Dann wohnst du an erlesenen, aus Meer oder Fels herausgemauerten Aussichtsplätzen, hast Lift, Bar, tea room, Konzert, Tanz, hast Zimmer mit Privatbad und einen Hotelgarten, in dem die Primavera mit Blüten und Früchten Orgien feiert. Dann wirst du zwischen zwei Mahlzeiten per Auto zu allen näheren oder ferneren Sehenswürdigkeiten befördert oder findest an allen von Bädeker besternten Orten Filialen oder Dependancen des Hauses, die dir wiederum Zimmer mit Bad, Lift, Bar, tea room, Konzert und Tanz gewähren — kurzum, du lebst im Paradiese, sofern dies ewig gleiche ort-, volk- und landfremde Ueber-dem-Leben-Schweben dich paradiesisch dünkt. Freilich würde ich in diesem Falle mit dir zu plaudern mich für zu gut erachten, einmal an sich und sowieso und im besonderen, weil ich es für eine Hundsfötterei halte, *solche* Summen dem um sein Leben ringenden Vaterland zu entziehen und ausgerechnet einem Feindland zugute kommen zu lassen. Bist du aber kein Luxusweltbummler sondern in Mittelstandsbezirken beheimatet, dann findest du in Italien nirgends die Vereinigung von Schönheit und Bezahlbarkeit des Aufenthalts d. h. jene Möglichkeit der vielstufigen Anpassung an die Kasse des Reisenden, deren sich deutsche und österreichische Sommerfrischen rühmen dürfen und die uns früher auch die Schweiz so liebenswert machte. Dann wirst du, auf Gasthäuser zweiten oder dritten Ranges angewiesen, entsetzt sein über Enge und Aermlichkeit, über grauenhaften Lärm und üble Nachbarschaft von innen und außen, über Licht-, Luft- und Blicklosigkeit und noch viele andere höchst fragwürdige Reize, die deinen phantastischen Sehnsuchtstraum von dolce Napoli, Santa Lucia, meraviglioso Sorrento und ähnlichen märchenhaften Herrlichkeiten grausam entgöttern.

Dem soliden, ich sage nicht knauserigen, aber doch mit ökonomischem Gewissen behafteten Deutschen kann Italien nicht, vielleicht noch nicht, zur Freude werden. Und eben weil alle am Reiseverkehr beteiligten Gewerbe, vom Hoteldirektor bis zum Packträger, in jedem bädekerbewaffneten Fremdling immer noch den Luxusreisenden sehen, d. h. den Vertreter jener Sorte von Aristokratie, die das Silber-

geld lose in der Westentasche trägt, so ist der Anspruch, an ihm hundertprozentig zu profitieren, gewissermaßen überlieferungsgemäß berechtigt. Was hundert Jahre lang die Fremden selber verdarben — und die Gedanken- und Bedenkenlosen auch heute noch weiter verderben, — es gehörten wohl ein Dutzend Mussolinis dazu, um das wieder gutzumachen. Der gute Onkel von gestern kam stets mit vollen Taschen; wie sollte wohl der Onkel von heute daohne ästimiert werden! Immerhin mögen Engländer und Amerikaner an der stets offenen Hand des kleinen Kriegsbruders nichts Anstößiges finden; aber der Deutsche, der als „Besiegter", als geschlagener und verarmter Sträfling des interalliierten Richterkollegiums die gloriose „siegreiche" Nation besucht, die domina mundi und Bringerin aller Kultur und Gesittung, ihm will es wunderlich scheinen, wenn ihm in dieser, der seinen so himmelhoch überlegenen Welt aller Ecken und Enden der Gruß entgegenplärrt: moneta — moneta!

Du scheinst verdrossen, mein Freund, und meinst, ein Mißvergnügungsreisender solle seinen Aerger für sich behalten und nicht das Spülicht seiner Enttäuschungen ausgerechnet dem vor die Füße gießen, der sich eben rüste zur Fahrt ins gelobte Land. Selbstverständlich müsse und wolle kleine Beschwerden auf sich nehmen und Opfer bringen, wer den ewigen Frühling zu schauen, den Spuren großer, zweitausendjähriger Vergangenheit nachzugehen und vor den unvergänglichen Urbildern der Kunst seine Seele zu erheben gedenke. — Das hast du hübsch gesagt, Verehrtester, und ich applaudiere, trotzdem der Einwand sozusagen und gewissermaßen aus meiner Feder stammt. Meinst du, ich hätte nicht das Ewigkeitsrauschen vernommen in der lebensnahen und doch gespenstigen Wiedergeburt der vor Jahrtausenden vom Vesuv erstickten Stadt? Oder ich hätte nicht den Rausch der Ergriffenheit gekostet auf der Steilküste von Anakapri oder vor den meerwindumwehten, felsenentstiegenen und vom Schnee des Aetna überglänzten Säulentrümmern des griechischen Theaters zu Taormina? Aber gemach und ein wenig der Reihe nach! Mit dem ewigen Frühling nämlich ist es so beschaffen, daß es dortzulande freilich früher lenzet als bei uns, aber man muß schon ein Götterliebling sein, wenn man eine Schönwetterperiode erwischen will. Hingegen kann italienischer Landschaft bei Regen auch der schwärmsüchtigste Besucher keine wesentliche Romantik abgewinnen. Es sei denn, daß ihm die wegen des „ewigen" Frühlings vielfach unheizbaren Gastzimmer die Stimmung erheitern. Aber gesetzt den Fall, du seiest ein Erwählter des entwölkten Zeus und wandeltest etliche März- oder Aprilwochen treulich mit grüner oder blauer Brille vor den geblendeten Augen, dann staunst du zwar ohne Zweifel über den frühen Blütenreichtum der Gärten, über die Fruchtfülle der Zitronen- und Apfelsinenhaine und über die grotesken Stachelscheiben der alles überwuchernden Kakteen — aber die herbsüße, saftseufzende Frühlingsseligkeit einer deutschen Alpenwiese, mit harzblutenden Tannen und zartgrün überschleierten Lärchen, Birken und Buchen — — doch nein! Das klingt parteiisch und voreingenommen, und über Geschmacksdinge soll man nicht streiten. Unparteiisch aber und sachlich bleibt festzustellen, daß Wipfelrauschen und grünes Armebreiten, daß hohe, weitgebauschte Laubwerkwildnis und der seeldurchschauernde Märchenzauber deutscher Waldesdome dort keine Stätte haben. Dürres Buschwerk dünken dich die grauen Olivenhänge, niederen Zwetschengärten gleichen die gesegneten Orangenpflanzungen, und selbst der Zypressen und Pinien seltsame Pinselstriche am nackten Horizont lassen in ihrer schwermutsvollen Vereinzelung die Baumarmut dieses Landes um so erschütternder fühlbar werden. Steinern-starr und leichenhaft im erbarmungslosen Licht, mit zahllosen Beinhausblumen krampfhaft überputzt — so rührt dich in Augenblicken großer Versunkenheit die Landschaft an, weil ihr der lebendige Odem fehlt, dies tiefe, brüderlich-nahe Atemholen, das im säuselnden Hauch oder im brausenden Rauschen baumgesegneter Länder unablässig kommt und geht.

Aber man soll nicht messen und vergleichen. Das verengt und vereinseitigt die Schau. Und nur Narren pflegen am Meer das Gebirge und auf Gipfeln das Seebad zu vermissen. Also lassen wir die Primavera gelten, um so mehr, da sie 8 Wochen früher kommt als zwischen Maas und Memel. Zwar wiederum und andererseits, mein Freund, — und dies nehme ich dir übel — warum kannst du nicht warten? Ists gar so schrecklich schlimm mit deinem Lenzverlangen? Warum mußt du an fremden Tischen im voraus naschen, was wenig Wochen später dir die Heimat so überschwänglich spendet? Ja, wenn du in Lappland hausteſt oder im Schneewigwam der Eskimos! Aber so? Man hurt nicht mit fremden Weibern, wenn die eigene Liebste in Wehen kreißend ihrer großen Stunde entgegengeht.

Doch genug vom ewigen Frühling. Ich sehe dich schon zappeln vor Ungeduld: „San Marco in Venedig! Die Peterskirche in Rom! Die Uffizien und die Villa Borghese! Raffael, Tizian, Michelangelo! Und die Antike! Ueberhaupt die Kunst — die Kunst!" Ja doch, ich weiß, ich weiß, und ich ziehe den Hut vor den unzähligen deutschen Kunst- und Altertumsbeflissenen beiderlei Geschlechts, die mit

schmalstem Monatswechsel sich durch die italischen Städte darben, um von Angesicht zu Angesicht zu erobern, was Buch und Vortrag, Lichtbild und Reproduktion nur als Stückwerk übermitteln. Aber so sag doch, seit wann gingst du unter die Kunsthistoriker? Ich traf weder dich noch deine liebe Frau je in Berliner oder Münchener Museen und Galerien. Sind deine Studien in der Architektur, Plastik und Malerei im Ernst soweit vorgeschritten und ist das uferlose Anschauungsmaterial der deutschen Sammlungen soweit absolviert, daß der Besuch Italiens zur Pflicht wurde, weil deine zünftische Ausbildung daohne Torso bliebe? Ja, dann reist in Gottes Namen und opfert eure Kraft und Zeit dem strengen Dienst der heiligen Wissenschaft. Ich schätze, ihr werdet eure Tage stets den Bauwerken, Denkmälern und Sammlungen und eure Abende der Lektüre und gewissenhaften Verarbeitung widmen, um nach 6 bis 8 Semestern vielleicht notdürftig vor einer wohlwollenden Kenntnisforderung zu bestehen — — Wie? Was? So war es nicht gemeint? Ja, versteh ich recht: ihr habt euch bisher für diese Dinge nicht interessiert — und möchtet nur so nebenbei — nur das Wichtigste — weil es doch zur Büldung gehört, die „Hauptsachen" gesehen zu haben —?! — Ach so! Ja so! Ihr möchtet auf eurer nächsten Abendgesellschaft, wenn der Doktor Sowieso in Kunst macht, mit Augenaufschlag beteuern, die Juno Ludovisi sei himmlisch und die Madonna della sedia überwältigend und ihr hättet das alles persönlich gesehen! Ach Gott, ach Gott, ihr armen Hascherl, wenn der Doktor Sowieso nun aber was Lateinisches zitiert oder gar was Griechisches, weil doch die Originale der antiken Bildwerke fast alle aus Hellas stammen, wie wollt ihr das so nebenbei — und nur das Wichtigste —?? So hört meinen Vorschlag zur Güte: Ladet den Doktor Sowieso nicht in euer Haus, dann braucht ihr nicht für sündhaftes Geld nach Italien zu reisen! Denn irgendwie auf dem Glatteis der klassischen Angelegenheiten oder im Bereiche des Tschinkwetschento passierts euch doch, daß ihr ausgleitet und euch eine Entgleisung leistet wie jener Bildungswüterich, der sein Vestibül mit mosaischen Platten pflasterte, mit Marmorstatuten schmückte und mit epileptischen Kadavern beleuchtete, der stets einen Levkoi auf dem Kutschbock hatte und dessen Tochter Kohlrabiaturen sang, obwohl sie zu Provinzialkatarrh neigte. Oder seis auch nur, daß ihr die Kunst des Bildhauers Milo preist, weil ihr doch die kapitolinische Venus gesehen habt und irrtümlich meint, es sei die von Milo....

Ernst ist die Kunst, und heiter ist das Leben. So laß uns wieder herniedersteigen aus den strengen Bezirken der formgeklärten Idole ins bunte, lustige Chaos der Realitäten — von den marmornen, bronzenen, gipsernen und leinewändernen Göttern, Heroen und Heiligen zu den annoch auf Erden wandelnden trinkenden, liebenden und lärmenden Bewohnern des großen meerumspülten Stiefels. Es ist im allgemeinen ein gutartiges Volk, das dort Oelbaum, Reben und Orangen baut, Fische fängt und Herden weidet und allerlei schlichtem oder künstlichem Handwerk obliegt. Ein fleißiges und anspruchsloses Volk, in dessen bescheidenen Werk- und Gewerberäumen in den Gassen der Städte kein Achtstundentag früh die Lampe löscht; das in Speisung, Wohnstatt und Lebensbedürfnissen eine Genügsamkeit zeigt, daneben der ärmste, ungelernte deutsche Gelegenheitsarbeiter als behäbiger Bourschois erscheint; das ganz gewiß auch nichts dafür kann, wenn die ihm gesetzte Obrigkeit, anstatt ihm aus Dreck, Gestank und Unkultur emporzuhelfen, es als die von Gott erwählte und zur Menschheitskrönung berufene Nation proklamiert. Ein menschenfreundliches Volk, höflich und hilfsbereit — wenn auch Höflichkeit und Hilfsbereitschaft den niederen Schichten durchaus als bezahlungspflichtig gelten —, und wiederum unschuldig daran, daß seine Führer zwischen Bozen und Brenner geschriebenes und ungeschriebenes Recht mit Füßen treten und mit skrupelloser Gewalt den deutschen Barbaren die Wohltat aufzwingen, Mitglieder der gotterwählten und menschheitkrönenden Nation zu werden. Das alles ist ein ganz ander Kapitel und hat mit den Menschen zwischen Tyrrhenischem Meer und Adria so wenig etwas zu schaffen, wie zwischen ihnen und ihrer klassischen Vergangenheit die Spur eines Zusammenhanges besteht. Auch an ihr sind sie unschuldig, so unschuldig wie nur je ein belangloser Enkel an der ruhmreichen Bedeutung seines Urahns. Solche Gedanken mußt du fein zu Hause lassen und die schwarzhaarigen, kirschäugigen Herrschaften von jeglichem verpflichtenden Erbe gänzlichst dispensieren. Harmlos, natürlich bis zur kindlichen Naivität, bestätigen sie wohl die Einfalt — „edle Einfalt" bleibe dahingestellt! — doch keinesfalls die „stille Größe" der Winckelmannschen Antike. Im Gegenteil: laut und lärmend im Kleinsten, augenrollend aufgeregt um Bagatellen, führen sie jede Zwiesprach, als ständen sie auf der Bühne. Und wenn gar der Gemüsekrämer oder der Fischhändler seine Waren preist, dann denkst du immer wieder entsetzt, es sei ein Mord geschehen. — Alle Lebenssemester, keineswegs nur Kinder, auch Männer und säuglingtragende Frauen umringen dich, wenn du auf der Straße die Kamera zückst; ein Knäuel gestikulierender und zeternder Komödianten ballt sich lebensbedrohlich und sperrt dir den Weg; aber es gilt nicht deinem Leben, fürs erste nicht mal deinem Gelde — das kommt

erst nach vollbrachter Knipsung — es gilt dem kindlichen Vergnügen, mit aufs Bild zu kommen. — Die ältesten Leute laufen zusammen, wenn du in der Osteria eines entlegenen Dorfes eine Wegzehrung nimmst, drängeln sich in die offene Tür und die Neugierigsten bis an deinen Tisch, nur um das Wunder deiner Persönlichkeit anzustarren und mutmaßend zu begutachten. „Un inglese? Un americano?" „No, no, sono tedesco". „O benone, un buon e bravo popolo, i tedeschi!" Und schon schieben sich die nächsten heran, um den tedesco essen zu sehen.

„Con permesso" sagt der Kellner im Ristorante und prüft ungeniert die Markenaufschrift deiner Zigarettenschachtel; und ungerufen erscheint auch der Pikkolo, um gleichfalls eine abzukriegen. — „Permesso" sagt der Hotelkellner, nimmt mit seinen trauerberänderten Fingern in unverhohlener Neugier die neben dir liegenden Amateurphotographien und ist außer sich vor Vergnügen, wenn er auf einem Bilde dich oder gar die Signora wiedererkennt. Was willst du tun? Es sind Kinder und nur mit Humor zu behandeln. Doch vergiß den Humor auch dann nicht, wenn die edle Einfalt für deine Begriffe den edlen Beigeschmack verliert! Non sputare, nicht spucken, steht in allen Verkehrsmitteln und öffentlichen Räumen angeschlagen — aber ein nicht spuckender Italiener wäre wie ein Hund ohne gehobenes Hinterbein. Drum überleg dirs dreimal, ehe du, zumal in der unteren Stiefelhälfte, ein Abteil dritter Klasse besteigst! Obschon es in der zweiten nicht wesentlich anders ist. — Und schmatzen kann dies Volk, als gelte es, dem lieben Gott durch diese Genußkundgebung Dank zu sagen für jedes Mahl. Mit offenen Lippen und schmalzendem Wohlbehagen — doch es bedarf wohl weiter keiner Verdeutlichung. — Und zu diesen beiden Leidenschaften gesellt sich eine dritte: der Zahnstocher. Nicht als Notdurft und nach Möglichkeit zu kürzender Monolog gilt die Prozedur. Vielmehr bringt das wie eine Zigarette in Permanenz zwischen die Zähne geklemmte Hölzchen erst so richtig die mahlabschließende Plauderei in Gang. Selbst auf der Straße und im Geschäft trennt sich der wahrhaft passionierte Zähnepopler nicht von dem geliebten Instrument. Ein glänzendes, geradezu klassisches Beispiel für die den Philosophen und Biologen geläufige Erscheinung, daß ein Mittel sich zum Selbstzweck steigert. Und alle drei Arten des Mundsportes sind in keiner Weise auf niedere Schichten beschränkt, sondern mit und ohne Kragen, im zerlumpten Kittel, im Modejakett und im Smoking wird ihnen gleichermaßen gehuldigt.

Drum nochmals: wappne dein Herz mit Humor! Du gehst nicht auf Reisen, um dich zu ärgern. Auch wird derselbe Coupégast, der als fanatischer Spucker, Schmatzer und Zähnebohrer dir erhebliches Unbehagen verursacht, dich wiederum sympathisch berühren durch die schöne Selbstverständlichkeit, mit der er seinem Platznachbarn, einem ihm völlig fremden Menschen, von seinem Reiseproviant anbietet. Nicht bloß zur Form und schönen Geste, vielmehr eindringlich und unablehnbar, bis der andere genommen hat, Brot, Fleisch, Obst und Wein — und siehe da, nun schmatzen sie beide. Und wenn die junge Frau gegenüber ihren Säugling durchaus nicht beruhigen kann — auf italischen Bahnen wirst du grundsätzlich und immer durch einen oder mehrere erst nach Wochen oder Monaten zählende Reisegefährten erfreut —, dann nimmt ihr ein wiederum gänzlich fremder Fahrtgenosse, womöglich ein martialisch aussehender Unteroffizier oder gar Feldwebelleutnant, das brüllende Bündel aus den Händen und schwenkt und schaukelt es mit andächtiger Begeisterung, bis die Mutter ihre Garderobe gerichtet hat und den Sprößling an die stillemachende Quelle legt. Und siehe da, nun schmatzen dreie. Aber die männlichen Anwesenden sehen zum Fenster hinaus, bis das Familienleben beendet und der Vorhang wieder zugezogen ist.

Und wer nichts zu schmatzen, zu spucken oder zu zahnstochern hat, der — singt. O dieser ewige Singsang auf Straßen und Fahrzeugen, aus offenen Fenstern, Balkonen und Werkstättentüren! Lieder aus künstlerischen Regionen, in denen bei uns etwa das Heidegrab, Stolzenfels und das Herz in Heidelberg zu Hause sind, tremolieren beinerweichend durch alle Tageszeiten. Der Deutsche singt mit Schmalz, aber der Italiener bezw. die Italienerin singen mit Oel, und unsere schmierigsten Schmarren sind klassische Musik gegen den Gefühlskitsch, die bebende Theatralik und das geradezu explodierende Sentiment italischer Gassenmelodien. Da liegt der Karrenführer singend auf seiner Holz-, Kraut- oder Kistenladung, und das Eselchen weiß ungeleitet seinen Weg und dreht die langen Ohren den geliebten Klängen zu. Sein Herr aber hat die Welt vergessen und läßt die Inbrunst seines Herzens in Wonne und Schmerz verströmen — bis ihm das Gerüttel und Geholper zu langsam zu gehen scheint und er zur Abwechslung den Esel verdrischt, daß der vor Jammer schreit wie ein Kind. Weiß Gott, wies möglich ist; aber es ist so: Gut und Böse wohnen in diesen Kindern noch in paradiesischer Ungeschiedenheit. Zumal aus dem ewigen Singsang con olio auf Gemütstiefe zu schließen, wäre grausamer Trug. Das brüderliche Mitfühlen mit der Tierseele ist dem Italiener unbekannt. Wohl wird mit Katzen Abgötterei getrieben — das Forum Trajanum in Rom, auf

dem sie zu vielen Hunderten Freistatt und Atzung finden, verpestet geradezu die umliegenden Straßen — aber der auf dem Lande und in den Bergen als treuer Mitarbeiter das Pferd ersetzende Esel hat ein bedauernswertes Dasein. Immer und immer wieder empört dich der unerträgliche Anblick, daß schwer bebürdete Tierchen, klein und behende wie Ziegen, außer dem Gepäck auch noch den Treiber bergauf schleppen müssen. Schon das optische Mißverhältnis — der ausgewachsene Kerl auf der zierlichen, schmalbeinigen Kreatur — treibt dir das Blut zu Kopf; und nun erst mitanzusehen, wie der ekelhafte Lümmel mit Stock und Fuß das unendlich geduldige und willige Wesen bearbeitet, daß es das Unglaubliche fertigbringt und sich durch Stein und Geröll vorwärtszwingt — es ist zum Rasendwerden. Aber was nützt es, wenn du wirklich einmal einen herunterjagst! An der nächsten Ecke steigt er wieder auf. Auch hat er gar kein Empfinden für seine Bestialität. Es ist ja nur ein Tier, das er ausnutzt, und obendrein sein Tier, also Eigentum, über das er nach Belieben verfügt. Und vor dem nächsten Kruzifix schlägt er devot das Kreuz und empfiehlt sich der Protektion der Madonna.

Uebrigens würde, wenn statt des Esels seine Frau ihn begleitete, diese die Last schleppen und er als Pascha ledig gehen. Ich habe in Häfen und Gepäckumladestellen Frauen mit Rohrplattenkoffern auf den Köpfen gesehen, die den Herren der Schöpfung offenbar zu schwer oder auch nur zu beschwerlich waren. Diese gingen mit dem kleineren Gepäck nebenher und begnügten sich, die transport- und verladungstechnischen Befehle zu erteilen. Vielleicht regt sich da in Unterbewußtseinstiefen schon eine Seelenhaltung, die zum nahen Orient hinüberweist.

A propos, wie wärs, mein Lieber, wenn du die Gelegenheit benutztest, im Rahmen deiner 4-Wochen-Reise auch noch zwar nicht den Orient, aber die Tropen zu absolvieren! Von Syrakus zur italischen Kolonie Tripolis fährt mehrmals wöchentlich in 36 Stunden der Dampfer. Ich glaube, die geschäftstüchtige Primaveraermäßigung gilt auch da noch. Wie ständest du da vor allen deinen Bekannten! Wie Scipio auf den Trümmern Karthagos! Freilich kann ich dir von den dortigen Kulturtaten der Domina mundi nichts mehr verraten. Mir gab Palermo den Rest.

Palermo ist eine nach deutschen Begriffen fast erträgliche Stadt. Keine so absolut vegetationslose steinerne Hölle wie Rom und Neapel, obschon an Spektakel und Enge den Festlandsgeschwistern kaum nachstehend. Gleichwohl ging es über meine Kraft. Denn in einem der allerersten Luxusgeschäfte für Seidenverarbeitung und Innendekoration fand ich an prominenter Auslagestelle, von früh bis spät von einer Karawane von Straßenpilgern andächtig bestaunt, zwei kostbare Chaiselongue-Schlummerkissen, auf denen in prachtvoller Stickerei — die lebensgroßen Köpfe des Königs und der Königin verewigt waren. Der rauschebärtige Eberhard rühmte sich, sein Haupt jedem Untertan in den Schoß legen zu können. Aber daß umgekehrt Untertan und Untertanin, und seis auch nur „auf ein Viertelstündchen", ihre Häupter an die Seidenwangen der königlichen Majestäten betten dürfen — evtl. er an ihre und sie an seine — um nach vollbrachtem Schlummer das Stickmuster des allerleutseligsten Antlitzes noch ein Weilchen auf der eigenen Backe zu tragen — und das im Lande Michelangelos, Tizians, Raffaels und Dantes — — — Bruder, da gab es einen Knacks in meinem Busen! Es riß die Strippe, an der ich als Gast eines erlauchten Volkes mir immer wieder die Höflichkeitshaltung gegeben hatte. Der künstlerischen und patriotischen Ergriffenheit eines dichtgedrängten Publikums nicht achtend, türmte ich quer durch die aufmurrende Menge in die nächste Osteria und rettete mich hinter eine bauchige Halbliterflasche sizilianischen Weines.

Und wahrhaftig, dabei fällt mir jetzt ein — aber das ist ja haarsträubend und eine Sünde, für die es keine Vergebung gibt — ich vergaß bisher vollkommen, dir von Italiens Weinen zu sprechen! Was sage ich: zu sprechen? Zu singen, zu psalmodieren in Hymnen und Hohenliedern! Wahrlich, habe ich je das Land gelästert, ich tue Buße um seines Weines willen. Ich segne die Stunden — und ihrer sind viele — die ich ihm geweiht. Obschon mich seit Italien das Zipperlein sticht in Zehen und Fingerspitzen. Ich glaubte an das Märchen vom ewigen Frühling, wenn die rote oder goldene Blume im Glase duftete. Ich glaubte an die wirkliche Erwähltheit eines Volkes, dem die Götter solche Weine gaben. Ich ertrug Museen und Galerien, Kirchen und Paläste, wenn ich an die süße Belohnung dachte. Ich vergaß Taxen und Zuschläge, Bedienungsgelder und Prozente, Facchinohonorare und Luxusgebühren, wenn der erste Schluck über die Zunge rann. Alpdruckenge, lärmdurchraste Straßenschächte, das ganze steinerne Inferno italischer Städte lichtete sich zu blühender Weite, wenn der Wein den Raum relativierte und neue Dimensionen schuf. Ja, ich konnte milde und versöhnlich sogar meiner altbösen Feindin, der klassischen Philologie gedenken, weil Horaz ehemals die gleichen Weine trank.

Vielleicht — wer weiß — ob um des Weines willen nicht auch ich — ein zweites Mal — wenn dies Feuilleton mir möglicherweise das Reisegeld einbrächte — und ich

brauchte nicht dritter Klasse zu fahren — —? O Scham des Widerspruchs! O Verrat an heiliger Ueberzeugung! O selig-unselliger Bacchusdienst!

Kannst du's durchaus und durchum nicht lassen, und singt deine Mignon von früh bis spät: „Kennst du das Land, wo die Zitronen blühn, im dunklen Laub die Goldorangen glühn —", dann, ja also, dann erfüllt euer Schicksal! Aber trinkt keinen Wein, sondern Orangeade und Zitronenlimonade!

Max Esser. Von Dr. Charlotte Steinbrucker.

Einer der bedeutendsten pommerschen Bildhauer der Gegenwart, der sowohl für Bronzeguß als für Porzellan arbeitet, ist Max Esser. Er wurde am 16. Mai 1885 in Barth im Kreise Franzburg geboren und besuchte nach dreijähriger praktischer Ausbildung kurze Zeit die Lehranstalt des Kunstgewerbemuseums und die Akademie der Künste in Berlin. Seit dem Jahre 1904 war er als Schüler und Assistent in dem Atelier des Professors August Gaul tätig, von dessen Werken er auch nach dessen Tode die Nachformungen durch die Meißener Manufaktur beaufsichtigt. Für diese ist er auch heute vornehmlich tätig, trotzdem er in Berlin-Zehlendorf wohnt. Wegen des hohen künstlerischen Wertes seiner Arbeiten wurde ihm vom sächsischen Kultusministerium der Professortitel verliehen.

Er pflegt vor allem die Tierplastik in mit Gold oder Silber tauschierter Bronze und hat eine große Anzahl ausgezeichneter Einzeltiere und Tiergruppen geschaffen. Auf den meisten Kunstausstellungen ist er mit Werken vertreten. Die bedeutendsten Museen der Welt und erste Sammler haben Arbeiten von ihm erworben. Im Besitz der Berliner Nationalgalerie befindet sich ein Perlhuhn, des Berliner Schloßmuseums ein Wellensittig und ein Star, der Berliner Städtischen Galerie ein zweites Exemplar des Stars und der Stadt Berlin-Schöneberg ein Fuchsbrunnen.

Esser hat sich durch seine lebendigen Tierplastiken eine eigene Darstellungsart geschaffen. Mit einer kräftigen, an Gaul geschulten, auf das Wesentlichste ausgehenden, großzügigen Formgebung schafft er große Flächen, auf denen er alle Mittel der ornamentalen Dekoration spielen läßt. Vielfach würden dadurch kunstgewerbliche Wirkungen erzielt werden, wenn nicht die Energie und Großzügigkeit der grundlegenden Formen diesem Eindruck widersprächen. In seinem auffliegenden Schwan und erst recht in seinem Fischotter zeigen sich plastische Formen von einem Adel, der dem eines wohlgebildeten menschlichen Körpers nichts nachgibt.

Besonders reich in Bewegung und Rhythmus sind seine Tierplastiken in Porzellan, welche naturhafte, von innen heraus belebte Gebilde darstellen und eine vereinfachte Form und Strenge im Aufbau zeigen. Nicht mit Unrecht hat man Esser mit Kirchner und Kändler verglichen. Seine Tierplastik ist in ihrer künstlerischen Wirkung den Kabinettstücken dieser berühmten Altmeister unmittelbar an die Seite zu setzen. Erwähnt seien vor allem der Iltis, Biber, Fischotter, die Wildsau und der Ziegenbock. An Kändlersche Maße erinnert die unbemalte Gruppe des Jagdfalken mit dem Reiher. Bei dem Hubertushirsch muß die Einfügung des Strahlenkranzes in das Geweih als eine besondere Leistung betrachtet werden. Durch charakteristische Eigenart und idyllische Schönheit zeichnen sich die Kitzgeiß mit dem Jungen und die Bache mit den anliegenden Frischlingen aus. Köstlich wirken auch die Tierfiguren zu seinem Schachspiel. Bei diesen Arbeiten ist der Gestaltungswille des Künstlers dem Formverlangen des Stoffes angepaßt. Zeichnerische und malerische Reize verbinden sich zu einer neuen Sachlichkeit in der Porzellanplastik.



Prof. Max Esser: Auffliegender Schwan (Bronze).

Jeder Teil ist sorgfältig durchgearbeitet. Dünne Kanten, durch welche das Licht schimmert, erhöhen die Leuchtkraft des Porzellans. Die wenigen Farben, mit denen die Stücke besetzt sind, lassen das Weiß selbst besonders aufleuchten. So zeigt die liebevoll erfaßte Kunstform einen reichen dekorativen Einschlag.



Iltis mit Jungen

Zu den umfangreichen Porzellanarbeiten Essers gehört der vielfigurige Tafelschmuck „Reineke Fuchs", zu dem der Künstler auch ein passendes Service und Tischtuch entworfen hat, sowie Gläser, die von der Josephinenhütte ausgeführt werden. Alle Einzelstücke, von denen es für die Tiere vielfach verschiedene Zustände gibt, schließen sich harmonisch zu einem Ganzen zusammen. Als Träger von Kerzen und Schalen dienen große, märchenhaft wirkende Elefanten. Eine Frische der Auffassung spricht auch aus dem Bildwerk des Künstlers „Das blaue Band", welches den Sieg der „Europa" verkörpert. Das einfache Symbol des Schiffsleibs durchkreuzt pfeilschnell die Wogen des Meeres.

Schon im achtzehnten Jahrhundert stellte man häufig aus Porzellan Kruzifixe, Madonnen und verschiedene Heiligengestalten her, welche für die kirchliche oder häusliche Andacht bestimmt waren, und auch Max Esser kultiviert das Gebiet der kirchlichen Kunst. Für die von Ernst und Günther Paulus am Hohenzollerndamm in Schmargendorf in neuzeitlichen Formen 1929 errichtete evangelisch-lutherische Kirche hat Esser die Altarausstattung geschaffen: ein weißes, fünf Meter hohes Kreuz aus Meißener Porzellan, das als Ornamente nur vergoldete Schmerzensnägel, vergoldete Schrift und reliefierte Lichtbündel zeigt, und vier große Bronzen, welche die Evangelistensymbole (Engel, Löwe, Stier und Adler) darstellen. Diesen technisch meisterhaft ausgeführten Figuren, von denen die des Matthäus und Johannes je vier einen Meter hohe Kerzen tragen, ist ein magisch-phantastisches Leben eigen, das eine bewundernswerte Gebundenheit der Form aufweist.

Die feinsten Reize weiß Max Esser dem wieder neu in Anwendung gelangten Böttgersteinzeug abzugewinnen. Von seinen Arbeiten in diesem Material sind besonders eine Eule bekannt geworden, die auch in weiß glasiertem Porzellan ausgeführt wurde, sowie die durch geniale Formenbehandlung grandios wirkenden, dämonischen Monumentalmasken des Widders und des Mantelpavians.



Prof. Max Esser, Kaffeegeschirr mit Kometenmuster, hergestellt in der Staatl. Porzellan-Manufaktur, Meißen

Vom Sammeln der Volkslieder.

Von Johannes Ebert.

Es gibt Worte, — irgend wo und wann einmal bei einer Gelegenheit gehört, — die man nie vergißt, die einem als Richtschnur, Mahnung, Warnung und dsgl. das ganze Leben hindurch vorstehen. So hörte ich in Plathe von der Kanzel am 11. nach Trinitatis — es mag im Jahre des Heils 1886 gewesen sein — das Wort: „Ein Mensch, der mit dem, was er getan hat, prahlt, kommt mir vor wie ein Pudel, der sich die Lause absucht". Wenn ich nun im folgenden zuweilen nicht umhin kann, mich selbst zu nennen, eigene Tätigkeit zu erwähnen, so versichere ich dem geneigten Leser, daß das immer im Lichte jenes Predigtwortes verstanden sein will.

Als das Volksliedarchiv seine Arbeit des Sammelns begann, erließ die Stettiner Regierung im Amtl. Schulblatt eine Aufforderung an die Lehrer, daß sich zu dieser Arbeit melden solle, wer sich dazu befähigt glaube. Das kam für mich nicht in Frage, eine Befähigung für irgendetwas festzustellen, ist Sache der Aufsichtsbehörde, das darf sich ein Untergebener — wenigstens wenn er die richtige Auffassung von seiner Stellung hat — nicht anmaßen. Die Befähigung wäre mir sicher abgesprochen worden, hatte ich doch im Abgangszeugnis von der Volksschule im Singen „ungenügend" erhalten, weil ich „Ach bleib mit deiner Gnade" einzeln nicht singen konnte; wie es mit dem übrigen bestellt war, ist hieraus zu schließen. Wenn es so im Punkte des Vollbringens auch ziemlich schwach stand, so war doch das Wollen vorhanden, das allerdings bei Menschen nicht gilt, und die Liebe zum Volkslied steckte schon als Junge in mir, damals, als ich in der Dämmerung der Winterabende unsere Mine am Spinnrad — sie ist 1881 in die Gegend von Milwaukee gezogen — oftmals bat: „Mine, sing noch eis: Und er zog beim Mondenscheine". Die Texte behielt ich bald, später auch die Melodien.

Vor Erlaß der Aufforderung zum Sammeln war ich schon einige Zeit bei der Arbeit, Texte und vor allem die Melodien aufzuschreiben. In Sandförde lagen die Verhältnisse sehr günstig. Mein fast achtzigjähriger Nachbar hat in seiner Jugend die Spinnstube erlebt. Die Stimme war noch leidlich, und singend fand er auch ziemlich alle Verse zusammen von den vielen Liedern, die er im Leben gelernt. Eine kriegsgetraute junge Frau hatte sich in der Einsamkeit im Kriege die Zeit damit vertrieben, alle Lieder aufzuschreiben, die sie wußte. Im ganzen habe ich zehn geschriebene Hefte mit Liedertexten in der Hand gehabt, darunter eins aus Jatznick, 1847 begonnen. Dankbar erkenne ich an, daß alle Sängerinnen und Sänger nicht müde wurden, immer wieder vorzusingen, bis Text und Melodie sicher gestellt waren. Durch Hilfe der Lehrer Werner Raese und Hubert Bedecke in Jatznick habe ich auch aus diesem Nachbarort manches erhalten.

Die erste Frage, die sich vor Beginn der Sammelarbeit aufdrängt, ist die nach dem „Was"? Welche Lieder sind Volkslieder? Runde Antwort: Vom Volk gesungene Lieder, die von Mund zu Mund weitergehen. Das ist das wesentlichste Merkmal der Volkslieder. Nun liegen bei uns die Verhältnisse so, daß man sich zunächst besinnen muß: Was ist Volk? Leider kann man da nicht im Geiste E. M. Arndts antworten: Alle Deutschen sollen es sein. Seit Jahrhunderten geht quer durch unser deutsches Volk ein tiefer Graben und heute trotz alles gelegentlichen schönen Redens tiefer als jemals, auf der einen Seite die sogenannten Gebildeten, auf der andern das Volk. Bei den Gebildeten darf man das Volkslied nicht suchen; dort ist Gesang eine Kunst, man läßt sich vorsingen von solchen, die darin mehr oder weniger ausgebildet sind. Einseitige Gelehrsamkeit und volksfremde Bildung ist dem Volkslied feindlich.

An vier Stellen Pommerns hatte ich Gelegenheit, das Volksleben und -lied kennen zu lernen: Gützlaffshagen im Kreise Greifenberg, Woltin bei Greifenhagen, Rehberg auf Wollin und Sandförde bei Pasewalk. Sandförde ist sehr reich an Volksliedern, eine Anzahl davon aus dem Mittelalter. Auch Woltin, wo ich leider noch nicht planmäßig sammelte, hat Lieder aus dieser Zeit. Die fehlen in den beiden andern Orten. In Gützlaffshagen scheint die Erweckung, Beginn 1843, dem alten Volkslied ein Ende gemacht zu haben. Den Geist dieser Zeit habe ich noch kennen gelernt in ihrem Nachklang, dem Erweckungsversuch der achtziger Jahre, da waren bei einem Teil der Bevölkerung „Deutschland über alles" und „Es geht bei gedämpfter Trommel Klang" unmöglich, weil in dem ersten das Wort „Frauen", in dem andern „geliebt" vorkommt. Ueber die Zeit 1843—46 bringt Nr. 36 von 1844 der Evangelischen Kirchenzeitung einen Bericht nach Aufzeichnungen des Pastors Lenz, damals in Gützlaffshagen; auch habe ich von Alten vieles mündlich gehört. Lenz, der doch sonst den Erscheinungen des Volkslebens große Teilnahme entgegenbrachte, erwähnt das Volkslied nicht. Auf seine Einstellung kann man schließen aus folgenden Tatsachen: er war in hohem Maße sanges- und musikkundig, ein guter Loewesänger, in den geselligen Zusammenkünften mit benachbarten Pastoren wurden alte Volkslieder

vierstimmig gesungen, er hat ein Schulliederbuch mit Liedern geistlicher Färbung herausgegeben, das die 14. Auflage erlebt hat, manche Lieder und Melodien darin selbst verfaßt. In Gützlaffshagen richtete er auf Verlangen der jungen Leute eine Sonntagsschule ein, darin wurde u. a. „Uebung und Unterricht in geistlichen, lieblichen Liedern" erteilt, Besuch im Durchschnitt 60—70, mit Auswärtigen zuweilen 200—300. Das erste Lied war: Weißt du, wieviel Sternlein stehen. Diese Lieder erklangen von Haus zu Haus, an Sommerabenden vor den Bauerhöfen, die Jugend zog singend zu den Nachbardörfern, in den Pferdeställen hörte man manche Nacht die Knechte beim Füttern geistliche Lieder singen. Bei der andern „Kalör", den Unbekehrten, ist nur von wüstem Lärm die Rede, auch die damals noch lebendige Spinnstube wird nicht gewürdigt. Daß Gützlaffshagen vorher keine Lieder gehabt hat, ist undenkbar; die angeführten Singgelegenheiten machen es gewiß, daß die „geistlichen, lieblichen" Lieder, der geänderten Stimmung entsprechend, an die Stelle der alten Volkslieder getreten sind, weil in letzteren so viel von Liebe die Rede ist und vom lieben Gott höchst selten. Rehberg ist eine Kolonie wie Sandförde, etwa ein Vierteljahrhundert jünger, da müßte man auch wie dort einen großen, von den Kolonisten aus verschiedenen Gegenden mitgebrachten Reichtum an alten Liedern und neuen erwarten. Von alten ist nichts vorhanden, von neuen weniger als in Gützlaffshagen. Auch Rehberg hat, in den vierziger Jahren beginnend, eine Zeit religiöser Aufregung durchgemacht, zwar auf anderer Grundlage, aber viel nachhaltiger und im Verhalten zur weltlichen Seite des Volkslebens ebenso ablehnend. Da ist der Gedanke nicht abzuweisen, daß das Volkslied auch hier durch religiöse Einflüsse gelitten hat. Einseitige Frömmigkeit ist dem Volkslied feindlich, da herrscht heute noch derselbe Geist wie im Mittelalter, in der Zeit, als die noch Ablavius bekannten Heldenlieder der Goten verschwanden, — als der Massenmörder Karl, der sogenannte „Große", zu Verden auch die sächsischen Priester und Sänger, die Träger der Ueberlieferung, hinschlachten ließ, — als man die Heldenlieder der Deutschen sammelte, nämlich zwecks gründlicher Vernichtung. Daß die Zerstörer germanischen Volkstums Werkzeuge der Kirche waren, zeigt auch später der von Kantzow berichtete Diebstahl von Büchern und Einzelblättern aus den Büchereien Pommerns und anderer Länder des Nordens durch den päpstlichen Ablaßhändler Marinus, nachher Bischof von Kammin.

Hinter der Kirche kam in früheren Zeiten die Schule. Die Tochter war der Mutter ähnlich. Der Schulzwang mag ja die Zivilisation im allgemeinen gefördert haben, zerstört aber die Kultur, ich erinnere nur an eins, an das Sterben unserer Muttersprache, der niederdeutschen. Wenn die alte Schule und Schulaufsicht sich einer Sache gründlich annahm, wurde sie abgewürgt. Man denke an den heute sichtbaren Erfolg der Pflege von Frömmigkeit



Prof. Max Esser: Pudelhündin (Bronze)

und Gottesfurcht, die sie zuerst auf ihre Fahne geschrieben hatte, und dann kam die Vaterlandsliebe und Königstreue dazu! Wundern darf einen dies Ergebnis nicht, in Einzelheiten will ich nicht aus der Schule plaudern, es kann nicht anders sein, nach dem psychologischen Grundgesetz: „Der Hund speit wieder, was er gefressen hat, und die Sau wälzt sich nach der Schwemme wieder im Kot" — das schon Petrus so ähnlich in seinem zweiten Briefe ausgesprochen hat. Da war es ein Glück, daß in der alten Schule das Volkslied noch nicht zu gründlicher Bearbeitung an der Reihe war. Der Gesangunterricht hat die Menschen zum Singen befähigt; wenn sie außerdem die Sangeslust des Kindes nicht ertötet, sondern erhalten und gefördert hat, dann hat sie genug getan. Von dem Vorrat an echten Volksliedern soll sie ihre Hände lassen, sonst ist das Lied für das Volk erledigt. Ich habe häufig erlebt, daß im Kreise junger Leute ein etwa vorgeschlagenes zurückgewiesen wurde: „Dat singe dsche d Bälg' all i ne Schääl!" Da die Schulaufsicht das Wort „lieben" nicht vertragen konnte, und da ein „tüchtiger" Lehrer allemal derselben Ansicht ist wie der Herr

Schulinspektor, war die Gefahr nicht groß, daß zum Bestand der echten Volkslieder gegriffen wurde; höchstens sind einige hier oder dort durch Aenderungen schulrein gemacht worden, wie z. B. der im kühlen Grunde verschwundene Onkel oder der gefragte Wanderer mit einem angehängten Vers von der Heimat da droben oder der traute Verein, in dem gesungen wird. Sogar das harmlose Kinderlied „Kuckuck ruft aus dem Wald" mußte wegen Gefährdung der Sittlichkeit gesäubert werden, weil das Wort „tanzen" darin vorkommt. Wir sangen als Sechsjährige in der Schule: Lasset uns singen, hüpfen und springen. Im Deutschlandlied begann der zweite Vers: Deutsche Sitte, deutsche Treue, deutscher Wein und deutscher Sang. Den Wein aus der Dreieinigkeit „Weib, Wein, Gesang" scheint man minder gefährlich gehalten zu haben. Daß die Mütter deutsche Frauen sind, der Gedanke ist den Köpfen dieser Kreise nicht gekommen. Was die moderne Schule für das Volkslied bedeuten wird, müssen wir abwarten. „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen." Wenn sie zur Kunstmusik erziehen will, muß man sie unter die dem Volkslied feindlichen Mächte rechnen.

Ein besonderes Kapitel ist die Stellung der musikalisch Gebildeten zum Volkslied. Es gilt in diesen Kreisen als minderwertig, allenfalls in besonderer Bearbeitung sind einige genießbar. Bezeichnend ist die Aeußerung eines Musikers zu meiner Sammlung: „Ich hasse die Volkslieder". Wenn man Volkslieder würdigen will, muß man sie mit dem Herzen hören. Das wird nur der recht können, der sie einmal selber mitgesungen hat, der in ihnen ein Stück des verlorenen Kinderparadieses und der Heimat wiederfindet. Da muß man allen Wissensqualm von Musik und ihrer Theorie vergessen. Sich so einzustellen, ist den musikalisch besser Veranlagten und Gebildeten schwer oder gar nicht möglich. Gesangvereine kommen für Pflege des Volksliedes wenig in Betracht, weil sie nicht ein- oder zweistimmig singen. Oder will man den Stand der musikalischen Bildung im Volke im allgemeinen so heben, daß etwa von der Ernte heimkehrende Landleute Lieder im schönsten vierstimmigen Satz oder vielstimmige Kanons vortragen? Wenn in einem Chor die Begleitstimmen besonders eingeübt werden, ist das kein Volksgesang, mag auch die Melodie ein Volkslied sein. Das gilt auch für die Lieder aus dem Mittelalter, die in unsern Tagen von Chören vielfach gesungen werden. Auch in der polyphonen Bearbeitung ihrer Zeit waren sie nur von Chören auszuführen. Die Hausmusik konnte sie unter Umständen übernehmen, denn für das bessere Bürgertum muß man eine höhere musikalische Bildung als heute annehmen, wenn man die Wichtigkeit des Gesanges in der katholischen Kirche, die Zahl der Gesangstunden in den Klosterschulen bedenkt. Daß es im Volke nicht viel anders als jetzt aussah, zeigt die Tatsache: als die lutherische Kirche das Singen im Gottesdienst gestattete, konnte die Gemeinde nicht mit dem Chor singen, weil die Melodie im Tenor lag. Diesem Umstande verdanken wir z. B. die Melodie: Ich hab mein Sach Gott heimgestellt; das ist der Diskant zu dem Liede: Ich weiß ein Blümlein hübsch und fein. (Nach Schuberts Choralbuch.) Das wurde erst anders, als mit der Einführung der Orgel die Melodie in den Diskant kam. — Von den Liederbüchern für Chöre sei hier noch der sogenannten Kaiserbücher gedacht, die seinerzeit maßgebend sein wollten; sie haben einen Fall von Textreinigung gebracht, der sich den vorhin bei der Schule erwähnten würdig an die Seite stellt. Das Lied: Wie die Blümlein draußen zittern — ein ausgesprochenes Liebeslied, ist überschrieben: Abschied von der Mutter. Dabei handelte es sich nicht einmal darum, für höhere Aesthetik oder dreidoppelte Sittlichkeit einen mannbaren Ausdruck zu befeigenblatten; die durch: „willst von deiner Mutter gehn?" ersetzten Worte des Liedes lauten: „Und du willst nun von mir gehn!" Das Lied ist dadurch vollständig widersinnig geworden, das ist nicht Sprache einer normalen Mutter zu ihrem Kinde. Uebrigens haben wir keine Ursache, auf Zeiten, wo dergleichen möglich war, herabzusehen: Ich danke dir, Gott, daß wir nicht so sind wie jene. Auch heute kommen Vergewaltigungen der Lieder vor. Als hier im letzten Sommer Vereine öffentlich Gesangvorträge hielten, sang einer aus der Provinz das schöne Lied: In einem kühlen Grunde. Von dem Vorhandensein des Verses: Ich möcht als Reiter fliegen — scheint er nichts zu wissen.

Nicht bei Gebildeten, Frommen und Kunstmusikkundigen findet man das echte Volkslied, sondern nur beim unverbildeten Volk; denn Volkslieder sind vom Volk gesungene Lieder.

Ein anderes Merkmal des echten Volksliedes ist, daß man über seine Entstehung nichts weiß. Die früher herrschende Anklicktheorie, nach der einzelne Verse und Zeilen verschiedener Dichter aneinander gehängt sein sollen, ist heute wohl allgemein aufgegeben. Die Lieder tragen vielfach das Gepräge der Entstehung aus einem Guß. Daß im Laufe der langen Zeit Aenderungen, Verschmelzungen, Zusätze erfolgt sind, ist bei dem Fehlen eines papiernen Lebens nicht weiter verwunderlich. Die Volkslieder haben Dichter und Komponisten, man kennt sie nur nicht. In manchen der älteren bezeichnet sich der Dichter am Schluß: „Wer hat denn dieses neue Lied erdacht?" oder ähnlich. Wie einmal ein Vier-

zeiler, an denen Pommern nicht arm ist, entstand, dafür ein Beispiel:

Es mag etwa fünfzig Jahre her sein, da wanderten eines Abends mehrere Woltiner von Greifenhagen nach ihrem Ort, darunter ein Musikant mit der Geige, einer namens Maaß und mein Gewährsmann; allgemeine Stimmung: heiter. In ihren Gesprächen nannte Maaß drei auswärts arbeitende Woltiner Maurer und sprach den Wunsch aus, daß diese nie wiederkommen möchten. Sie wanderten weiter, nach einer Weile nahm der Musikant seine Fiedel und sang und spielte seinen Begleitern ein neues Lied vor, das er eben erdacht hatte:

„Schenkel, Riew, Schenkel, Riew,
Schenkel, Riew un Haogensteen,
ick wull, seggt Mauß, ick wull, seggt Mauß,
dat dei all sien Daug nich werekem'n."

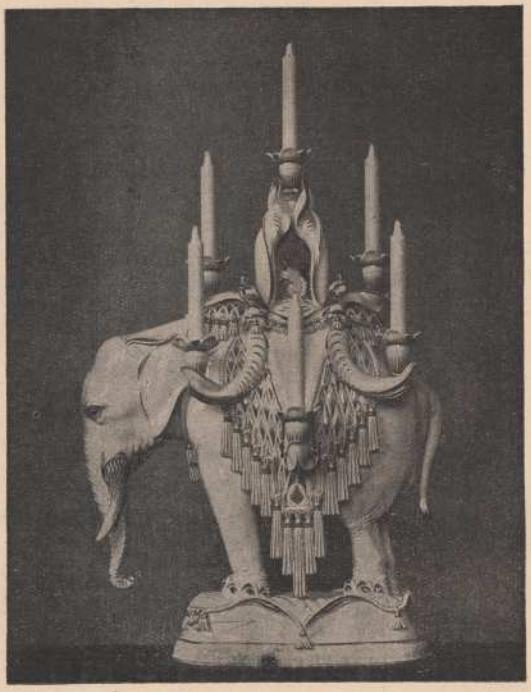
Der Anfang der Melodie war durch die Aehnlichkeit des Textes etwas beeinflußt von dem Kavalleriemarsch: Schenkel ran; davon abgesehen, konnte man die Melodie als neue Weise bezeichnen. Wäre der Text nicht so ganz persönlich ausgefallen, so hätte der Vers vielleicht seine Wanderung antreten können, und unsre kleinen Tanzverse wären um einen vermehrt.

Das Volkslied wandert, und das echte trägt das Gepräge mündlicher Verbreitung: Abweichungen in Text und Melodie, manchmal Unvollständigkeit und Verschiebung von Teilen in andre Lieder. Einen großen Teil meiner Lieder konnte mein Nachbar in Sandförde auch, einzelne habe ich überall angetroffen, wohin ich gekommen bin. Handwerker, Soldaten, Musikanten, fahrende Sänger, Leierkasten mit fliegenden Blättern trugen die Lieder weiter. Es wollt ein Mädchen holen Wein — fand ich in Jatznick und Sandförde; die Sängerin in Jatznick war aus dem westlichen Teil Westpreußens zugezogen und stammt aus einem Dorfe bei Regenwalde; aus derselben Gegend ist die Sandförder Frau gekommen, die das Lied kann. Vor etwa zwanzig Jahren spielte ein Puppentheater in Sandförde ein Stück von Genoveva, am Schluß sangen die Darsteller ein Genovevalied und verkauften fliegende Blätter mit den 15 Versen, das Lied hat sich bis heute dort gehalten. Von fahrenden Sängern nach dem Kriege lernte Sandförde: In meine Heimat kam ich wieder, Gefangen in Maurischer Wüste, zum Liede: Wer das Scheiden hat erfunden, eine neue Melodie, die Melodie des Wolgaliedes. Ein Maurer hat in der Gefangenschaft in Frankreich von Württembergern behalten: Es stehn zwei Freunde Hand in Hand, das um 1880 schon in Gützlaffshagen gesungen wurde. Dasselbe Lied brachte eine aus Berlin zugezogene Frau mit, und der Mann hatte es in einem Heft, das er 1890 in Danzig als Soldat geschrieben hat. Das Lenorenlied „Ein Jüngling ging spazieren" ist der Melodie des alten Spinnstubenliedes „Eine Heldin, jung erzogen" untergelegt, ein Beweis, daß das erstere erst in neuerer Zeit nach Sandförde gekommen ist. Bei mündlicher Verbreitung darf es nicht Wunder nehmen, daß Text und Melodie nicht unverändert weitergegeben werden. Zur letzten Zeile von Vers 1 „In des Gartens dunkler Laube" habe ich fünf Lesarten angetroffen. Stücke von „Ich stand auf hohen Bergen" finden sich in „Es ging ein Jäger zu jagen wohl in das Tannenholz" und in „Es welken alle Blätter." Ebenso stimmen bei verschiedener Melodie „Auf dem blutgen Schlachtgefilde" und „Auf der Insel bei Samoa" bis auf die



Prof. Max Esser: Pferd
Porzellan, hergestellt in der Staatl. Porzellan-Manufaktur, Meißen.

Anfangsverse überein. „Es war einmal 'ne Jüdin" bringt vom zweiten Vers ab die letzte Hälfte des Liedes von den beiden Königskindern, aber nicht mit dessen Melodie. In Jatznick gibt es außerdem das fünfzeilige Lied von der Jüdin. Auffällig ist, daß das mittelalterliche Lied von dem Jüngling der sich für das arme Mädchen entscheidet und die Reiche



Prof. Max Esser: Indischer Elefant
Porzellan, hergestellt in der Staatl. Porzellan-Manufaktur, Meißen

laufen läßt, zweimal in Sandförde vorkommt mit verschiedenen Melodien, die Texte haben teilweise Aehnlichkeit miteinander. Die eine Lesart stammt aus der Spinnstube, die zweite aus einem andern Dorf des Kreises Ueckermünde. Es wäre verkehrt, wollte man alle auf schlechtem Gedächtnis und mangelhafter musikalischer Auffassungsgabe beruhenden Abweichungen ernst nehmen. „Es wollt ein Mann nach seiner Heimat reisen" habe ich in Sandförde und Jatznick dreimal stückweise angetroffen, und sinngemäße Zusammenstellung ergibt noch kein vollständiges Lied. Vollständig sinnlos ist ein anderes, das aus einem verwundeten Knaben eine verwundete Dame gemacht hat. — Kunstlieder werden vom Volke aufgenommen. Städtische Schlager und Operettenmelodien beherrschen zeitweilig auch die Dörfer; doch sind das zum Glück meist Eintagsfliegen, die bald wieder verschwinden. Daß auch das Umgekehrte stattfindet: Ein Volkslied wird zum Kinoschlager, — beweist das Lied: „Es war einmal ein Gardhusar," das ich schon Jahr und Tag vorher in meiner Sammlung hatte. Hermann Löns führt im „letzten Hansbur" einen Vers dieses Liedes an mit dem Anfang: Es war einmal ein roter Husar. Trifft ein Kunstlied den Volkston in Text und Melodie, dann kann es zum Volkslied werden. Das schon erwähnte: „Es stehn zwei Freunde Hand in Hand" wird seit fünfzig Jahren gesungen; auch das nach dem Kriege aufgekommene Lied von Hermann Lingg „In meine Heimat kam ich wieder" (von vornherein mit kleinen Textabweichungen) hat alle Anwartschaft, sich längere Zeit zu halten, es ist schon um mehrere, allerdings minderwertige Verse erweitert worden. Bei Kunstliedern ist es oft fraglich, ob sie in die Sammlung gehören. Wenn ein zweifelhaftes unterläuft, ist das jedoch kein Unglück, streichen läßt sich immer.

Wenn man auf den Inhalt der Lieder sieht, so findet man am meisten das Liebeslied vertreten. Außerdem kommen noch alle Arten vor: Lieder der Soldaten, Reservisten, Jäger, Handwerker, Matrosen, Fischer, Lieder nebst Zwei- und Vierzeilern zum Tanz, Spiellieder, Rätsel und Lüge. Von plattdeutschen sind nur ein paar neuere da, und Mollmelodien fehlen ganz. „Als ich gestern abend über die Gasse ging" ist ein mittelalterliches Tagelied. Außer schon genannten alten Liedern wird heute noch gesungen: „Herr Roloff" mit eigener Melodie, das Herder in Deutschland nicht fand, sondern als „Herr Oluf" aus dem Dänischen holte. Für „Es wollt ein Mädchen die Gäns' austreiben" — das ist das Lied vom Mädchen und dem Haselstrauch — liegen zwei eigene Melodien vor. Ferner sind noch aus alter Zeit dabei: Ob ich gleich kein Schatz nicht hab, die Lind im tiefen Tal, der wilde Wassermann, der Liebhaber, der die Kleider der Liebsten vertrinkt, der Gesell, der nichts verschweigen kunnte, das ungetreue Mädchen, das der Teufel an ihrem Hochzeitstage in lauter Fitzelfatzel zerreißt und andere. Genauer auf Texte und Melodien eingehen, kann ich nicht, das ist nur dazu Berufenen und in größeren Zusammenhängen möglich.

In früheren Zeiten wurde im Volke mehr gesungen als heute. Die Spinnstuben, die wichtigste Stelle für den Volksgesang, sind längst verschwunden. In der Gegend von Pasewalk, wo beim Aufziehen der Tabaksblätter wie in den Spinnstuben gesungen wurde, hat der Tabakbau aufgehört. In meiner Jugend kamen die Leute am Abend von der Erntearbeit singend nach Hause. Gesungen wurde sonst noch bei allen Gelegenheiten, abends und am Sonntag vor den Toren, auf der Straße und in den Häusern. Vielfach ist der Gesang verstummt, aber noch ist er nicht tot. Wenn die Leute vom Gut Schönwalde alljährlich zur Heuernte nach der Ueckerwiese durch Sandförde fahren, dann singen sie durchs Dorf und nur Volkslieder, allerdings beteiligen sich nur die Mädchen daran. Im Artilleristenverein Sandförde wird fast in jeder Versammlung gesungen: Die alten Soldaten- und Reservistenlieder. Auch gibt es dort viele Familien, wo die Töchter zu ihren neuen Liedern noch die alten von ihren Müttern lernen. Wenn es mehr solche Gegenden gibt, dann stirbt das Volkslied noch lange nicht. Wünschenswert als Gedächtnisstütze sind einfache Liederbücher mit Text und Melodie etwa nach Art der Notengesangbücher. Musikalische Künste in Begleitung und verteuernder Luxus in Bildern und desgl. sind überflüssig.

Knabensünde. Von Dorothea Hollatz.

Als der Geheimrat Axel v. Lützelborn ohne jede äußere Veranlassung nachts zwischen zwei und drei Uhr erwachte, wehte ihm ein sommerlicher Duft von Blaubeeren und Kattun entgegen.

Dieser Duft war von einem Traum heraufbeschworen, der so fern aller Würde und Gelehrsamkeit lag, daß der Geheimrat zerknirscht und peinlich berührt im erleuchteten Zimmer Umschau hielt, um sich zu vergewissern, daß auch niemand diesen Traum belauscht habe, diesen fernen Traum einer Jugend, die er kaum mehr kannte.

War sie also doch noch einmal wiedergekommen, die kleine Liselotte! Hatte ihm noch einmal die großen unschuldigen Augen zugewandt, entsetzt, in Schreck erstarrt! —

Sie hatten, Nachbarskinder, zusammen gespielt; bis zum zwölften Lebensjahr waren Axel und Liselotte unzertrennlich gewesen. Sie durchstöberten Wald, Wiese und Feld, forschten in den Teichen nach Algen und Kaulquappen, bauten sich Zelte im Schilf, sie stahlen Obst und schnitzten Schiffe aus Eichenrinde, sie ließen Drachen steigen und fuhren mit selbstgezimmerten Flößen über den See.

Er war herrisch veranlagt und trank Liselottens Unterwürfigkeit wie eine starke Arznei. Mit seinen Klassenkameraden lag er deshalb oft im Streit, aber sie scheuten sich, in seiner Gegenwart über diese Mädchenfreundschaft zu spotten, denn Axel war klug, gesund und aus vermögendem Hause. Untereinander aber nannten sie ihn einen Schürzenschwanz und warteten mit Inbrunst auf eine Gelegenheit, um ihn lächerlich und unmöglich zu machen. Daß auch Eifersucht im Spiel war, erste unbewußte Eifersucht, ahnten sie kaum; und doch war es so: sie alle bewunderten die kleine Liselotte, die wie ein Eichhörnchen auf die Bäume klettern konnte, die den Ball über die Häusergiebel zu werfen verstand und mit offnen Augen, im See tauchend, ein Groschenstück mit den Lippen aufzunehmen vermochte.

Es war der erste Schultag nach den Sommerferien, da sich die Quarta zum Baden verabredet hatte. Axel war nicht da! Natürlich nicht! Er lief den Weibern nach! Jeder einzelne beneidete ihn im Innern, weil er wahrscheinlich auf den Wiesen mit Liselotte Flitzbögen schnitzte oder im Schilf Pfahlbauten errichtete. Aber sie gestanden es sich nicht ein; sie wollten ihn holen, diesmal wollten sie ihn kriegen, wo er auch sei. Sie kannten ja seine Lieblingsverstecke. Ihr Suchen fing im Schilf an, aber sie fanden ihn nicht. Ungeduldig, durstig und gegenseitig aufgehetzt, wurden sie durch die Enttäuschung wild und gemein. Ihre Blicke bekamen etwas Tierisches. Die gezügelte Klasse glich einer gut geschliffenen Verbrechergruppe.

Wo war Axel? Er hatte mit Liselotte auf dem Kamm des Hügels Blaubeeren gesucht: Sie hatten sich eingeredet, es seien Korallen, und sie tauchten auf dem Meeresgrund. Wenn Liselotte dabei war, konnte man an so etwas glauben, auch noch als Quartaner.

Dornen hatten ihr Kleid gefangen, ihr neues Schulkleid aus Kattun, und Blaubeeren hatten tintendunkle Flecke darübergespritzt. Den Riß konnte man mit einer Sicherheitsnadel zustecken, aber die Flecke? Man wollte das Kleid waschen und in der Sonne trocknen. Liselotte wollte zum See laufen und Wasser holen, und Axel sollte inzwischen Stämme in den Boden rammen für eine Trockenleine. Sie streifte das Kleid ab, damit es nicht noch mehr zerreiße und sprang den Hang hinab.

Axel sah die hüpfende Sommerblume zwischen den Büschen dahineilen und sah das Kleid, das befleckte zerrissene Kattunkleid, und griff danach, griff langsam und zögernd, griff

zum erstenmal nach dem Kleid der Liselotte voll Scheu und Unsicherheit. Er hielt das Kleid, ballte es zu einem Knäuel und legte sich platt auf den Bauch, das Kleid als Kopfkissen benutzend. Es ging nicht anders; er mußte es so tun. Hungrig sog er den Geruch von Kattun und Blaubeeren ein. Es war so etwas unaussprechlich Wonniges, dieses Kleid an seiner Wange zu spüren. Man mußte ganz, ganz still liegen, den Kopf tief in die Falten einwühlen und andächtig atmen, er mußte an Engel denken, die weiße Flügel um ihn schlugen und an Lilien, auf deren abendkühle Blätter er schmerzlos gekreuzigt wurde. Sein Blut schlug langsam die Augen auf, erstaunt und beglückt. Eine fremde Süße erwachte in seinen knabenhaften Lenden, und er kam sich sehr gut und sehr fromm vor. Rätsel umstanden ihn. Er biß mit den Zähnen in das Kleid, aufmerksam und bewußt; es schmeckte nach Sommer und Wind und ein wenig nach Farbe. Doch es war noch etwas anderes dabei, das er nicht verstand, und gerade das war das unendlich Süße und Lockende. Mit der Unersättlichkeit seiner Jugend dachte er darüber nach.

So fanden ihn seine Kameraden. Johlend vor Triumph stürzten sie auf ihn los, freudeschreiend zerrten sie das Kleid unter seinem Kopf hervor, spießten es auf einen Ast und schwenkten es durch die blaue Luft: Hurra! Lützelborn frißt Mädchenkleider! Er frißt Weiberröcke!

Axel stand da, blutübergossen, und kam sich entblößt und für ewig gebrandmarkt vor. Und dieser Zorn, diese ohnmächtige Wut, dieses Ausgeliefertsein stießen alles Edle in ihm nieder und peitschten neue, fremde Leidenschaften hoch, schlechte Leidenschaften: Verrat, Feigheit, Untreue. Eins überbot das andere. Es riß etwas in ihm entzwei, und Axel stürzte sich, fast beglückt, auf diese zerstörte Welt. Er raffte sich zusammen. „Gebt mir her!“ schrie er mit heller Befehlsstimme und trat lachend auf die zertrümmerten Zinnen seiner Persönlichkeit, „ich hab ihr's weggenommen! Sie mag im Unterrock nach Haus gehen, sie ist ein schmutziges, gemeines Ding! Ich werds euch beweisen, kommt nur mit!“ Er nahm die Kattunfahne und rannte allen voran. Keuchend folgten sie ihm. Das hatten sie nicht erwartet. Aber er wollte es ja beweisen!

Er bewies es nicht, der Feigling, und dennoch glaubten sie ihm alle, wie die Masse immer dem glaubt, der im Befehlston zu schmettern versteht. Sie rannten im Galopp zum See hinunter und sahen das kleine Mädchen im leinenen Unterröckchen Wasser schöpfen. Liselotte erschrak, als sie die Horde Jungen auf sich zurennen sah, aber als sie Axel an der Spitze entdeckte, schlug ihr Herz in glücklicher Beruhigung. Erwartungsvoll sah sie ihm entgegen.

Er aber, er, — er spuckte vor ihr aus; „pfui Deibel,“ rief er, „schäm dich, so was zu tun,“ und rannte an ihr vorbei, schnell, schnell, aus Todesangst vor dem Echo seiner Worte. Und alle sagten, was er gesagt hatte und spieen aus, wie er es vorgemacht hatte. Er war plötzlich ihr Führer geworden, sie ordneten sich ihm unter und hoben ihn schweigend auf den Thron. Axel konnte also nicht mehr zurück, denn konnte er sich selbst entthronen?

Es hätte auch keinen Zweck mehr gehabt. Keine Macht der Welt hätte ihm die Kraft verleihen oder das Mittel verraten können, um die Augen auszulöschen, die ihn von nun an verfolgten, die im Dunkel vor ihm auftauchten, in der Einsamkeit wie im Klassenzimmer, im Wald und im Theater, im Prüfungszimmer wie auf dem Sportplatz — überall. Und überall auch seine eigene widerliche Stimme, die verriet, wo sie hätte verteidigen sollen. —

Das lange Leben, diese Kette aus Beruf, Geselligkeit, Politik und Liebe, nahm die Augen aus seiner Erinnerung. Er vergaß sie. Er stieg die polierte Leiter der Beamtenlaufbahn von Stufe zu Stufe, war ein guter Vorgesetzter, gewissenhaft und pünktlich, und von seinen Kollegen geschätzt.

Aber einmal mußten sie doch wieder aus der Nacht auftauchen, die Augen der Liselotte, unendlich traurig und erschreckt! Und wenn der Geheimrat Axel von Lützelborn sich auch hundertmal mit der gepflegten Hand über die Stirn fährt und sagt: „Ach was! Es macht jeder mal irgendwas Ekliges im Leben!“, — er gäbe ja doch weiß Gott was dafür hin, wenn er das kleine Mädchen, so wie es damals war, so tapfer, liebenswert und treu, in die Arme nehmen könnte und sagen dürfte: „Vergib mir!“

Das Meer.

Mein großes Meer, darin ich seh
das dunkle Auge meiner ernsten Stunden —
du bist — und wie mein stürmisch Weh —
mit Zaubermelodien umwunden.

Dein wallend Wellenspiel ist wie
melodscher Sang im Jubel vieler Lerchen,
die ewig schöne Poesie
aus einem Andersenschen Märchen.

Mein großes Meer und ich sind eins —
zwei Weinende, wenn sich die Stürme zeigen;
und Spiegel eines Seelenscheins,
wenn schöne Tage lächelnd schweigen . . .

Kurt Oppermann.



Rudolf Krampe

Windbaum in den Dünen bei Wendhagen

Wind und Wellen, Sand und Strand vor Boden- und Henkenhagen.

Von Reinhold Richter.

Den Kampf von Wind und Wellen gegen das Land und seine Helfer (Pflanze und Mensch) habe ich am häufigsten zwischen dem Kolberger Ausflugsort Elysium, 5 Kilometer, und der Wonnebachmündung, 16 Kilometer östlich von Kolberg, beobachten und seine Ergebnisse besichtigen können. Vor dem Kriege geschah das immer im Juli und zwar von Bodenhagen, nachher im ersten Oktoberdrittel, nun vom Henkenhagener Erholungsheim Anker aus, früher also vorwiegend im West-, hernach mehr im Ostabschnitt der erwähnten Strecke. Die Küstenlinie weicht, wie ja in ganz Hinterpommern, hier von der Ostrichtung nach N. zu ab, ohne jedoch ONO. ganz zu erreichen, und ist nahezu schnurgerade, dabei doch nicht einförmig, sondern für jeden Wanderer von hohem Reiz, ganz besonders aber für den auf geologische Erscheinungen Eingestellten. Um die soll es in den nachstehenden Zeilen hauptsächlich gehen und zwar letzten Endes um einen neuen Beitrag zu der bekannten Ostwärtsverschleppung des Strandgerölls, insonderheit des Sandes.

Wer die erwähnte Strecke von Elysium aus abwandern will, sieht, daß die Gebäude der Ausflugswirtschaft, soweit sie die See trotz vorhandenen älteren Pfahlschutzes noch nicht geholt hat, auf einem nur wenige Meter hohen, inselartigen Hügelrest aus Eiszeitmergel stehen, an der Landseite umzogen von einer die ganze Küstenstrecke begleitenden vertorften Talsenke, deren nordwärts ausgreifende Windungen bereits so von der See angeschnitten sind, daß die Torfe mit ihren Bruchwaldresten stellenweise im Bereich der Brandung liegen, z. B. gleich östlich von Elysium. Wenn dort der Brandungssockel gerade sandfrei ist, sind bei stiller See unter Wasser die Rechtecke früherer Torfstiche noch gut zu erkennen. Landwärts brachen die großen Sturmfluten hier bisher immer durch den mit Hilfe von Strandgräsern künstlich vor die Wiese gezogenen Dünenwall, der doch solch Unheil gerade hatte verhindern sollen. Die Düne bekam nämlich von der Strandfläche her nicht hinreichend Sand zugeblasen, um mächtig genug zu sein, längere Zeit den Ansturm der Brandung aufzuhalten. 1930 ist nun vor diese wunde Küstenstelle unter sorgfältiger Berücksichtigung der bisherigen Erfahrungen im Uferschutz mit unsäglichen Mühen ein Pfahlwerk gelegt worden, das den in der Brandungszone hier fast immer ostwärts treibenden Sand auffangen und die Strandfläche so verbreitern soll, daß der Wind Sand genug vorfindet, die dahinterliegende Grasdüne undurchbrechbar zu machen. Wo nun das Wiesental südwärts ausbiegt, beginnt am Strande eine mauerartige Steilküste aus so gleichmäßigem, tonreichem und darum zähem, nur ganz oben ein wenig verwittertem Geschiebemergel, daß die stellenweise über 5 m hohe Kliffwand bis kurz vor Bodenhagen keine Nischen aufweist. Aus einer Drainageröhre gleitet ein dünner Wasserfall die Steilwand herab, schneidet aber keine Kerbe ins Ufer, sondern schützt im Gegenteil durch die ständige Ueberrieselung den Mergel offensichtlich so, daß er strebepfeilerartig vorspringt. Die nicht immer feucht gehaltene, sondern den wechselnden Witterungsverhältnissen ausgesetzte Küste weicht also stärker zurück. Das bewirken nicht in erster Linie die bei auflandigem Sturme über die ganze Strandfläche laufenden



Nischenbildung in der Steilküste westlich Bodenhagen. Nach dem Hintergrunde zu mauerartige Steilküste, ganz hinten Elysium. Aus der vorderen Nische stammt der Baumsarg, der jetzt im Prov.-Museum in Stettin ausgestellt ist. Aufn.: Richter

und gegen die Uferwand klatschenden Wellen; die holen die durch physikalische und chemische Vorgänge entstandene Verwitterungsrinde, setzen aber dadurch immer wieder heilen, dunkelgraugrünlichen Mergel der Verwitterung aus. Bleibt eine Hochflut lange aus, so häutet sich die Kliffwand oft ganz von selbst; die zermürbten Rindenstücke fallen auf den Strand und werden vom hohen Seegang zerspült. Die Verwitterung verwischt der Beobachtung die Struktur des Geschiebemergels; liegt er unverwittert bloß, so zeigt er mehrere Kluftsysteme, die auch auf dem Brandungssockel



Klippküste westlich Bodenhagen bei hohem Seegang
Aufn.: Richter

zu sehen sind, falls er freigespült ist. Gut zu erkennen sind auch die aus den Bewegungsvorgängen des diluvialen Eises herrührenden Spuren von Abscherungsflächen. — Das hohe Kliff schützt das Land nahezu vollständig vor Uebersandung; die wenigen Körner, die hinüberfliegen, machen den hier allzustrengen Boden für den Anbau nur geeigneter. — Es ist schwer zu schätzen, um welchen Betrag das Land an dieser Küstenstrecke zurückweicht; hoch ist er nicht. Die Besitzerin des Uferstreifens, die Stadt Kolberg, hat längshin Zementblöcke als Festmarken eingraben lassen und kann deshalb über den Landverlust genaue Auskunft geben. Vielleicht würden Buhnenbauten ihn völlig aufheben, nämlich dann, wenn die See in der Lage sein sollte, genügend Sand zur Einschüttung des Buhnenwerkes und damit zur Verbreiterung der Strandfläche herzugeben. Dann könnte man mit Hilfe eingepflanzter Strandgräser, die immer wieder aus dem sie begrabenden Sande herauswachsen, einen schützenden Dünenwall vor das Kliff legen; aber ein Stück Eigenart der Küste wäre dahin. Da man über Möglichkeit und Ausmaß der Sandhergabe noch nichts Festes weiß, schützt man mit Recht erst die wundesten Punkte, die unbedingt Sand brauchen, und zu diesen gehört die zähe Steilwand nicht.

Woher stammt der Seesand, der in großen Wellen (Riffen oder Scharen) in der Brandungszone die Küste begleitet, die Strandfläche bedeckt und durch sandfangende Pflanzen gezwungen die Küstendünen aufbaut? Einen kleinen Teil gibt die Verwitterungsrinde der Steilwand beim Zerspülwerden her, und einen ganz geringen gewinnt die Brandung geduldig durch Zerrollen der aus dem verwitterten Mergel stammenden Steine; größere Mengen raubte sie an den Küstenstellen, die die Eiszeit nicht aus Mergel, sondern aus im Schmelzwasser verschleppten Sanden aufgebaut hat; aber da man die jetzt schützt, wird diese Quelle versiegen.

Infolge der vorherrschenden Westwinde wandern an der ganzen hinterpommerschen Küste die Strandgerölle im Endergebnis nach Osten; die in der Winddrift laufenden Wellen werden aber am Strande gebremst, schwenken nach dem Lande zu ein und lassen bei sinkendem Wasserstande Sandsäume auf der Strandfläche zurück, deren Körner dann der Wind in die Dünen treibt, falls sie nicht die steigende See wieder holt und weiter ostwärts führt. Sand kann in der See aber nur verschleppt werden, wo die Küstenströmung den Grund erreicht. Bis zu welcher Tiefe sie herabgreift, kann ich nicht angeben. Werden 10 m angenommen, dann kann Sand vor den Kolberger Molen vorübergeschleppt werden. In der ganzen Uferzone von 0 bis 10 m Tiefe besteht aber die Möglichkeit, den Brandungssockel anzugreifen und aus ihm Sand zu gewinnen. Die Tiefenkarte läßt nun erkennen, daß noch gewaltige Sandvorräte verfügbar sind. Es fragt sich nur, in welchem Zeitmaß die Abtragung verläuft. Darüber müssen erst Erfahrungen gesammelt werden. Daß eine Tieferlegung des Brandungssockels wirklich erfolgt ist, auch wo er aus festem Geschiebemergel besteht, dafür ein Beweis von unserer Küstenstrecke. Die mauerartige Steilküste wird kurz vor Bodenhagen plötzlich nischenreich; der Geschiebemergel hat also magere Stellen. Dort stecken in einer alten Kulturschicht vorgeschichtliche Scherben, und in der Wand der größten Nische entdeckte der verstorbene Landwirt Müller den Baumsarg, der mit Gebein und Beigaben jetzt im Provinzialmuseum Pommerscher Altertümer in Stettin steht. Derselbe Müller hat vor 60 Jahren, also etwa 1870, durch Waten einen aus dem Wasser aufragenden großen Stein erreichen können. 1911 zeigte er ihn mir vom Boote aus. Der Stein lag damals schon gut einen Meter unter der Wasseroberfläche und soll jetzt erheblich tiefer stecken. Da wir für ein Ansteigen des Meeres



Strand bei Bodenhagen.
Das Gebüsch in der Sandaufwehung wurzelt im Geschiebemergel. Es wurde zwischen 1916 und 1922 fast ganz weggeschnitten.
Aufn.: Richter

keine Anzeichen haben, kann der Block nur dadurch in eine tiefere Lage gekommen sein, daß die Brandung den Untergrund weggenagt hat. Wenn nun auch ein großer Teil des zerwaschenen Mergels aus Ton und Kalk bestanden hat und als Wassertrübung in die See entführt worden ist, so müssen doch auch gewaltige Sand- und Rollsteinmengen frei geworden sein. Wir werden Teile davon bald einholen. Die Bodenhagener Flur liegt sehr niedrig; das Kliff trug darum eine Sandaufwehung. Sie lag teils als Grasdüne da mit sanft ansteigender Wind- und steiler Leeseite, teils steckte sie in einem malerischen Strandgebüsch aus allem möglichen, zum Teil recht anspruchsvollen Gehölz, das seine Kraft aus dem nährstoffreichen Mergeluntergrund zog. Heckenrosen und Holunder blühten, halb eingeschüttet vom Sande, in den ersten Julitagen immer in überreicher Fülle. Dann kam der Krieg, und als ich nachher dieselbe Stelle wiedersah, bot sie ein trauriges Bild der Zerstörung. Die Grasdüne war völlig weggeschnitten, das Gebüsch zum allergrößten Teil, die See stand zum Verdruß der Badegäste dicht am Kliff, und der Strand war stellenweise ganz vom Sande entblößt. Besonders weit war die See am Ostende des Bodenhagener Strandes vorgedrungen, wo ihr die Mündung des Malchowbaches das in landesverräterischer Weise ermöglicht hatte. Arg war das ostwärts folgende hohe Ziegenberger Kliff zurückgeschnitten worden; es ist nicht so gleichmäßig zäh wie das zwischen Elysium und Bodenhagen. Am größten war aber der Landverlust kurz vor Henkenhagen, wo das die Küste begleitende moorige Tal, das hier durch einen Bach zur See entwässert wird, angenagt ist. Den Henkenhagenern wurde der Bach in beängstigender Weise verschmälert, das Strandwäldchen zum größten Teil weggerissen, ebenso Kaffeegärten und Tennisplätze, und Häuser kamen in Einsturzgefahr. Die Geschiebemergelunterlage ist hier zu mager, um so standhalten zu können wie die östlich von Elysium. Da begann im Herbste 1926 am Ostende des Henkenhagener Strandes der Buhnenbau. Gleichzeitig stellte ich vor Bodenhagen fest, daß die Abtragung aufgehört und erneute Anspandung eingesetzt hatte. Beides vermag ich nicht in einen ursächlichen Zusammenhang miteinander zu bringen, denn es liegen 5 km dazwischen. Seitdem



Aufn.: Richter

Die ersten Buhnen 1926 vor Henkenhagen

ist der Bodenhagener Strand wieder schön breit geworden, auf dem niedrigen Kliff ist wieder eine Grasdüne entstanden, die Reste des Strandgebüsches haben sich erholt und verbreitert, die Malchow ist in Röhren gefaßt worden und zwar vorsorglicherweise gleich in zwei, damit beim Versagen der einen die andere die Arbeit leisten kann. Jede hat vor ihrer Mündung eine Klappe, die die Hochflut zuschlägt und sich dadurch selber den Weg auf die Wiesen versperrt. Das Ziegenberger Kliff altert wieder, die mehrere hundert Meter lange Rollsteinstrecke zwischen Ziegenberg und Henkenhagen wurde eingesandet, die gleichfalls durch Röhren gebändigte Henkenhagener Bachmündung wie die Bodenhagener von einer Grasdüne überwachsen. Henkenhagen hat nach der Fertigstellung des Buhnenwerkes zur Freude der Sommergäste und der Wirte einen sandreichen Badestrand bekommen. Freilich begann die See nun hinter der östlichsten Buhne die dort folgende Wendhagener Dünenstrecke anzugreifen, scheint jetzt aber, nachdem das Schutzwerk dort um drei Buhnen erweitert worden ist, Ruhe halten zu wollen. Für immer? Das breite Dünengebiet bis zum Wonnebach hin zeigt Sandmassen bis über 20 m Mächtigkeit, eine junge Düne am Strande und alte, umgelagerte im Walde dahinter. Die Grasdüne ist durch die See häufig angenagt, durch den Besitzer mit Hilfe von Strauch und Strandgräsern aber immer wieder heil gemacht worden. Der Wind hätte sonst die haltlos gewordenen Sandmassen als Wanderdünen landeinwärts in Bewegung gesetzt. Früher ist das oft geschehen; man findet die Bahnen und Hügel alter Wanderdünen jetzt im Dünenwalde.

Durch die nun folgende Wonnebachmündung schaut der Küstenschiffer das zwischen alten Bäumen aufragende Lassehner Gutshaus, das seit alter Zeit als Richtmarke dient. Die weite Wiesenniederung der Wonne läuft bei auflandigem Winde zum Schaden der Wiesenbauern immer voll Seewasser; darum will man die Mündung verbauen und das überschüssige Wasser durch ein automatisch ein- und aussetzendes Pumpwerk beseitigen.

Die vorstehend niedergelegten Erfahrungen wurden in den ersten Oktobertagen 1930 durch Beobachtung einer Sturmwirkung wesentlich vervollständigt. Der Herbststurm hatte mir in Henkenhagen öfters die Stadtgedanken aus dem Kopfe gejagt. Wenn er über die See kam, brausten die Wellenkämme mit ungeheurer Gewalt heran; die Brandung dröhnte; die See stieg und riß Wunden in die Düne. Der Landwind heulte nur in den Kronen des Dünenwaldes; am Strande war es dann wundersam still. Diesmal aber kam der Wind anders. Die Verteilung der Luftmassen war so, daß der WSW-Sturm für viele Stunden ganz genau in der Richtung der Uferlinie wehen mußte. Ehe er begann, standen die Sandburgen der Sommergäste noch unversehrt auf der Strandfläche; bald waren sie eingeebnet, und die Strandfläche entlang hob ein Sandtreiben an, das alle niedrigen Gegenstände völlig dem Blicke entzog, nach der Höhe zu aber nur bis über die Knie reichte. Aus Kolberg wurde Sturmstärke 9 gemeldet. Ich wollte möglichst viel von den Einwirkungen dieses Sturmes sehen. Die See stieg garnicht; die Wellen liefen mit großer Hast nach ONO. Auf dem Strande nach Elysium zu kommen, war bei dem Winde nicht möglich. Es galt also, auf Landwegen und möglichst in Deckung westwärts vorzudringen und dann auf der Strandfläche zurückzuwandern. Leicht ist beides nicht geworden. Das Wasserbauamt hatte die bei den neuen großen Buhnenbauten vor Elysium eingesetzten Maschinen in Sicherheit gebracht. Auf der Strandfläche war durch



Aufn.: Richter: Wendhagener Dünen

den Sturm bereits eine Sandlage von gut 10 cm Dicke abgehoben und ostwärts getrieben worden, obwohl der Strand reichlich feucht war. Die treibenden rütteln offenbar unterwegs immer neue Sandkörnchen los. An den angegriffenen Stellen war deutlich zu sehen, daß der Strandsand aus blattartigen Lagen bestand, jede doch wohl bei einem höheren Wasserstand aufgeschichtet. Auffällig war das Vorhandensein zahlreicher kleiner Rollsteine im Sande und vieler Holzreste, die man unter der früher sauberen, glatten Oberfläche garnicht vermutet hätte. Diese Gegenstände, besonders die Steine, vor den Badeorten auch Reste von Kämmen, Knöpfe, Zehn- und Fünfpfennigstücke, waren auf einmal sehr wichtig geworden; sie schützten den Sand unter sich und lagen nun als Köpfe auf Kegeln aus lauter Sandscheiben mit ostwärts gerichteten Anhängseln, die im Windschutz stehen geblieben waren. Faustgroße Steine hatten bedeutende, Kirschkerne und Druckknöpfe nur winzige Hügel. Bei der Flaserigkeit des Windes flogen ab und zu Sandschwaden ins Meer; auch die Nischen im Kliff vor Bodenhagen waren vollgetrieben und zeigten Wellensysteme verschiedener Größe; vor und hinter den Fischerbooten lagen stattliche Sandhügel. Ich wollte photographieren, es lief aber ab wie ein Versuch, mit der Lederbalgenkamera aus dem Flugzeug Bilder aufzunehmen: die Kamera erlitt ernstlichen Schaden. Das Gehen war außerordentlich erschwert. Doch diese Erfahrung hat meine bisherige Auffassung, der Sand werde hauptsächlich im Zickzack durch die Wellen ostwärts geführt, wesentlich ergänzt; der Wind greift ihm gelegentlich — und das wird im Jahre öfter sein — gewaltig unter die Arme und schafft ungeheure Massen mit rasender Geschwindigkeit ostwärts.

Als ich am nächsten Tage in den Wendhagener Dünen nachsah, war an der Grasdüne keine nennenswerte Einwirkung festzustellen; aber im Dünenwalde hatte der Sturm auf einer baumlosen Stelle, durch ein Geländehindernis gezwungen, ein hausgroßes Loch ausgehoben und den Sand verweht.

Die gefesselte Düne.

Einst war ich frei und wogte licht und nackt
im Aufruhr meiner tanzenden Molekeln.
Dörferbegrabend stob mein Katarakt,
bis mich der kleine dreiste Mensch gepackt,
des flugios plumpe Tritte mich so ekeln.

Man hat mir Bäume in den Leib gerammt
und scharfes Ried ins Weiche mir getrieben,
mit grobem Baggerschlick mich zugedammt.
O daß sie doch bei ihrem Henkersamt
in meinen gelben Flüchen stecken blieben!

Doch was mich jetzt besteht, würgt und schmarotzt,
Gestrunk, Pfahlwurzeln, die sich in mich meißeln,
ich nage dran, bis ich mich freigetrotzt;
dann kommt der Sturm, mein Liebster, kraftgestrotzt!
Dann werde ich euch Menschen saufend geißeln!

Arnold Krieger.

Fahrendes Volk.

Eine Novelle von der Swine aus den Pestjahren 1349—1350.

Von Gerhard von Gottberg.

Es war bitter kalt. Ein frostig eisrauher Nordsturm raste über das pommersche Waldland, preßte die Kronen der Bäume, daß sie sich vor seiner Kraft ehrerbietig neigten und stäubende Schneeschauer zur Erde warfen.

Unerbittlich schien der Dezember des Jahres 1349 die Menschen zu quälen. In alle Hütten trieb er seine Schneemassen, alle Brunnen ließ er gefrieren, und in den Ställen dampfte das Vieh, so frostkalt führte der Winter die Herrschaft.

Zwei junge Menschenkinder stampften mühselig durch den unendlichen, breithingelagerten Wald der Insel Wollin. Müde schienen sie und abgestumpft von langen schneeverwehten Wegen, von stetem Kampf mit dem heulenden, hassenden Sturme, dessen eisige Kraft ihnen die Glieder erstarren ließ.

„Heila", sagte der Jüngling, der die neben ihm Wandernde wie schützend an sich gezogen hatte, „müssen wir rasten? Ist dies Wetter nicht zu viel für deine junge Kraft?"

„Nein", preßte sie hervor. „Hatto, du sollst nicht bereuen, daß du mich mit dir genommen. Nicht zur Last will ich dir werden;

schwesterliche Gefährtschaft, das ist's, was ich dir gelobte. Und nun sprich nicht mehr!"

Sie hatte sich bemüht, ihrer Stimme festen Klang zu geben. Er sollte von ihrer trostlosen Schwäche nichts merken, doch sie vermochte es nimmer zu hindern, daß schütternder Husten ihre Gestalt rüttelte und ein roter Blutstropfen auf ihre Lippen trat.

Ihr Bruder schrie auf. „Heila, kommt der Husten wieder? Und dazu diese Wanderung in Schnee und Eis! Hätt' ich dich doch zurückgelassen. Hätt' ich dein Bitten nicht erhört."

„Ich habe doch nur dich", sagte sie leise. „Die Eltern sind tot. Und fahrendes Volk hat nichts, ist friedlos. Es sucht und sucht und findet doch die Heimat nimmer!"

Da schwieg er. Aufseufzend hob er den Eichknüppel und wandte sich weiter. —

Es war ein seltsames Paar, das da einsame Wanderung führte. Er, der Jüngling, ein stolzer, aufgereckter Mann mit kühnen Augen und freiem, offenem Blick. Sie, klein und schmächtig, und doch in ihrem Gesicht ein weicher, fast träumerischer Ausdruck, der durch ihre dunklen, leuchtstark großen Augen noch vertieft wurde. Blaß war sie, durchsichtig schmal schien ihre biegsame kleine Gestalt, und man hätte fast nimmer erkennen können, daß ihre Wiege in Wendisch-Pommern gestanden.

Fahrendes Volk, daher sie stammte, ist überall fremd. Es bindet und eint sich, wandert, findet Trennung, verliert der Lande Eigenart, da einst des Vorfahren Wiege gewesen, ist heimatlos!

Der Wald lichtete sich. Stärker brauste der Nordsturm, und in sein Brüllen mischte sich das schwere Rauschen der See. Ein niederes, strohgedecktes Haus schmiegte sich verschüchtert in das Dünenland, als wolle es sich ducken, verstecken vor der Gewalt wetterschleudernder Stürme.

„Laß uns dort rasten", bat sie den Bruder. „Ich bin müde, und der Hunger quält mich!"

Er nickte und beschleunigte die Schritte, als reiße auch ihn die Sehnsucht nach Wärme, nach Brot gar übermächtig vorwärts.

„Wo sind wir?" fragte sie im Schreiten.

„Der Altkrug von Misdröge muß es sein, so sagte mir's der Wirt in Warnow", antwortete er und schlug laut an die rissige Bohlentür der Hütte. —

Drinnen brannte ein krachendes, loderndes Feuer. Heimelnde Wärme schlug ihnen entgegen, und sie warteten des schwarzbärtigen Wirtes Aufforderung nicht ab. Eng an den Herd rückten sie die ruhbietenden Holzklötze und baten um Brot.

Der Wirt lachte. Rauh und hart war seine Stimme:

„Erst Geld, sonst freßt der Bäume Rinde!"

Schweigend warf der Jüngling etliche Usedomer Pfennige[1]) auf die Wirtsbank: „Bringt, Mann! Wir haben Hunger!"

In der Ecke vor dem Metkrug saß ein alter pockennarbiger Geselle, dem man anmerken mochte, daß er in Fehden und Waffentum ergraut, daß Trunk, Aufschneiden und Raubtum ihm nicht sonderlich fremd waren. Mit stechenden Blicken sah er zu den beiden Fremden hinüber, und seine knarrende Stimme war drohend und forschend zugleich:

„Na, Küchlein, das ist heuer nicht schön in unserem Walde. Was treibt ihr da draußen, wenn frumbe Christenmenschen den teuflischen Sturm fürchten und in der Hütten bleiben? Bittgesang und Himmelfahrt wird es nicht sein?"

Der Jüngling schien unangenehm berührt. Unwirsch und mürrisch gab er karge Auskunft:

„Wir wandern, Herr! Und hörten noch nicht, das dies in Pommern zur Winterszeit verboten sei."

„Nun, nun", beschwichtigte der Wirt und trug Brot und dampfende Milch herbei. „Denket nicht ungut, Leut! Einsam ist's hier, da hört man gern neue Märe!"

Heila schien nicht auf der Männer Reden zu hören. Scheu hatte sie sich an den Herd gedrückt und hauchte in ihre frosterstarrten Hände. Nur eines empfindend, das Wärme sprühende Herdfeuer.

Schweigend stießen sie das schwarze Brot in die heiße Milch, und sie vergaßen alles um sich, den neugierigen Gast da in der Ecke und den Wirt, der mit dem Fremden geheimnisvoll tuschelte.

Hatto verzehrte nur die Hälfte von Brot und Milch. Bittend schob er den Rest der Schwester zu:

„Iß das Meine mit! Ich aß noch heute in Warnow, da du keinen Hunger verspürtest!"

Sie wollte es zurückschieben, doch da sie seine bittenden Augen sah, nahm sie an und verschlang auch sein Brot in heißer Begier.

Der Wirt hatte nur darauf gewartet, daß der Fremde gegessen. Jetzt trat er näher:

„Wer seid ihr, Leute?"

Hatto mochte nicht antworten. Zornig schien er, und eine tiefe Falte reffte sich über seiner Stirn.

Die Schwester kam ihm zuvor. Scheu und verängstigt klang ihre Stimme:

„Fahrendes Volk!"

Der Fremde in der Ecke lachte laut auf: „Dacht es mir doch! Nur Teufelsgenossen und Gaukler füllen im Winter die Krüge. Ehrliche Christenleut bleiben daheim."

Hatto konnte den Spott nicht meistern:

[1]) Usedomer Pfennige waren kleine Silberstücke, die um 1260—1350 geprägt wurden. (Usedomer Archiv. Tit. IV.)

„Da seid also auch ihr ein Teufelsgenoss' und Gaukler, denn itzo sitzt ihr im Kruge!"

Der Angegriffene fuhr auf. Zorn und Wut stachelten ihn an, und der genossene Met machte ihn ruhmredig:

„Bursche, wollt ihr die Zähne aus dem Maul verwetten! Ich, ein ehrsamer Kriegsmann, ein Diener des allergnädigsten Herzogs der Pommern, ein Gaukler! Hölle und Zwickelbart, ich schlag euch zu Klumpen!"

Auch Hatto war aufgesprungen. Stolz sah er auf den Wütenden:

„Wollt ihr euch messen mit des Spielmanns Faust, so kommt! Doch, was ich sagte, sprach ich euch nur nach!"

Dem Kriegsmann schien es doch nicht so wohl zu sein, als er den kraftvollen Jüngling vor sich sah. Keine Furcht schien der Fremde zu kennen.

„So haltet's Maul," schrie er einlenkend und griff nach dem neugefüllten Kruge. Lange schlürfte er, dann schien er besänftigt und ließ sich schluckend auf dem Holzklotz nieder. Prahlend und überlaut begann er von seinen Taten zu schwatzen, von der ewigen Fehde, die er stets siegreich an seines Fürsten Seite bestanden, von Beute, Plünderung, und es schien, als gäbe es in ganz Deutschland kein Kloster und keine Stadt, die dem wackeren Kriegsmann nicht aus Angst vor seinem Streitkolben freiwillig ihre Habe geboten. Und der Fremde erzählte weiter. Da sei unten jenseits der Oder der Teufel los. Auf allen Straßen fielen die Menschen plötzlich um und würden vom Satan befallen. Schwarze Beulen fleckten ihre Körper, und der Tod hause fürchterlich in den Städten und Dörfern. Der schwarze Gast sei es, so schreie man, und eine Hexe in Rom habe ihn unter die Menschen geschleudert.

Schweigend hörten sie zu, nur Heila fuhr zusammen und zitterte, wenn der Fremde gar zu rohe, gar zu grauenhafte Reden führte. Stechend sah dann der Kriegsmann zu ihr hinüber, und seine Augen hatten einen lüstig gemeinen Ausdruck, daß sie sich fürchtete und ängstlich an den Bruder schmiegte.

Hatto war aufgestanden. Den Zwerchsack, der ihre ganze Habe führte, warf er über die Schulter und hing das von Leinen umhüllte Saitenspiel an die Hüfte.

„Wir müssen gehn", sagte er kurz. „Weit ist unser Weg noch gen Swine, und nicht leicht wandert's sich heute in eisigem Winde."

Als hinter ihnen die Tür zuschlug, lachte der Fremde:

„Das wär' ein Braten für mich, die fürchtige Kleine. Mich deucht, der machte Frau Minne noch keine offenen Augen!"

„Laß ab, Alter! Die ist was für junge Spatzen, und hüte dich, der Bursche machte Augen, daß mir das kalte Wetter in die Glieder fuhr. Solch fahrend' Volk pflegt sich den Dolch haarscharf zu feilen," antwortete der Wirt.

„Den Bengel fürcht' ich nicht," knurrte der andere grimmig, „doch füll' den Krug, dann zieh' ich ab. Die Zeche zahl ich nach der nächsten Fehde!"

Der Wirt nickte. Was ging es auch ihn an, wenn der durstige Geselle später hinter der Kleinen herschlich. Es war unnütz nachzudenken, hinter welcher Hecke ein solches Frauenzimmer verendete, und verlohnte sich auch nicht. Was schor ihn das fahrende Volk!

— — — — —

Aufatmend sahen die beiden Wanderer das Schollen treibende Wasser der Swine. Abenddämmerung fiel. Graudunstig schleierten Schatten über dem Strom. Das andere Ufer war nicht zu erkennen. Wenige Hütten standen diesseits der Swine, und das kleine Fährhaus schien sich windschief zu neigen, als wisse es nur noch nicht, nach welcher Seite zu fallen.

„Hol' über," schrie Hatto laut in den dunklen Raum der Hütte. Doch nur ein unwillig Brummen gab ihm Antwort. Schritte schlürften in der Finsternis, und ein Hund knurrte unmutig, als ärgere er sich über die Störung seines Herrn.

„Hatto," flüsterte sie leise: „Wie froh bin ich, daß der Wald hinter uns liegt. Ich fürchtete mich vor dem wüsten Gesellen!" —

Fester zog er sie an sich.

„Ich merkte es, Schwester. Lauernd trafen dich seine Blicke! Ich hielt einen Umweg für besser als eine Begegnung. Er sucht uns jetzt auf anderen Pfaden!"

Der Fährmann kam heraus. Unfreundlich fragte er nach dem Begehr der Fremden, und erst ein Geldstück vermochte ihn anzustacheln, den Kahn vom Ufer zu lösen.

Leise knackten und knirschten treibende Schollen am Kahnholz. Gurgelnd trieb das Wasser unterm Kiel vorbei, und nur das Klatschen der Ruderstangen rauschte unrhythmisch und vergrämt auf. Näher und näher kam man dem anderen Ufer, das mit pfahlgeschützten Wehrmauern und breiten Wällen gar wuchtig aufragte.

„Des Herzogs Trutzburg," sagte der Fährmann, als er die erstaunten Blicke seiner Fahrgäste sah.

„So liegt das Dorf itzo geschützt vor Räubern der See?" fragte Hatto.

„Das ist vorbei! Ein Vogt mit Knechten haust da drinnen, doch ob den Dörflern das just so genehm, da müßt ihr selber fragen. Mir scheint, es ist dem Bauer nicht gedient, wenn statt der Räuber ihm die Schützer stehlen, was er mit hartem Schweiße sich erafft." — Der Alte spuckte aus. — „Und heuer ist's

noch schlimmer. Die Räuber kamen, wie die Krähe sich über Aas und Beutezeug verfrißt, und machten fort sich, war der Wanst gestopft, doch jetzt ... Auf Haut und Pelle sitzen sie und fressen mausekahl die Scheuer."

Mit leichtem Stoß ruckte der Kahn an die niederen Holzbohlen der Anlegestelle. Rasch schwang Hatto sich ans Ufer und half der Schwester.

„Gehabt euch wohl," rief er dem Fährmann zu, doch der Alte antwortete nicht. Müde hatte er sich auf die Ruderbank niedergelassen, als warte er auf späte Gäste, als treibe ihn nichts nach der Hütte zurück. Den Kopf stützte er in die Hände und schlief. —

Drüben am anderen Ufer aber winselte und bellte ein Hund. Er sehnte sich nach seinem Herrn, der nicht wiederkam, auf dessen Wangen dunkle, rotgerandete Beulen schwollen . , todkündend ... und ... unerbittlich. —

* * *

Von wo war er gekommen? War er bei Tage eingeritten auf dunklem Pferde, dess' Nüstern Feuer und Pestilenz spien? War er nächtlich herbeigeschlichen, das grinsende Gesicht mit den toten Gespensteraugen zu greulichem Lachen verzogen, war er über die armseligen Strohdächer geflogen, der schwarze Gast, das dämonische Scheusal Pest?

Seit einer Nacht war das Unheil in dem kleinen Dörfchen Swine[2]) aufgekommen. In wenigen Stunden wußte man mit entsetztem Gesicht von dem toten Fährmann zu sprechen. Neue Kunde kam. Der Meßner war heut morgen fiebernd am Glockenstrang gefunden worden. Schreiend und verzweifelt habe er sich gewehrt, als man ihn fortgetragen. Und auch er hätte die dunklen Geschwülste gehabt. — Dann war es von allen Seiten gekommen. Am Dorfausgang seien zwei Weiber beim Holztragen langhin in den Schnee geschlagen, Beulen und Fieber hätten sie behext. Aus der Burg kam Märe. Zwei Knechte, die seit Tagen schon absonderlich geredet, tobten dort unter gräßlichen Flüchen, und der Teufel habe sie im Gesichte greulich gezeichnet.

Entsetzen erfaßte die Menschen. Das Grauen begann umherzuwandern. Mit ängstlicher Abwehr wagte man nimmer einander zu berühren. In die kleine Kirche[3]) drängte man sich, doch der junge Mönch vermochte keine Tröstung zu bringen und verließ selbst erschreckt die Kanzel, als auch im Gottesdienst der schwarze Gast seine Opfer suchte, als unter den Frommen etliche zusammenbrachen, schreiend, von jähem Fieber erfaßt.

Da floh man .... entsetzt .... verzweifelt. Rasend wurden die Menschen. —

Schleichend und tückisch war ein Mensch zu der abseits liegenden Pfarre geeilt. Seine Augen schienen von Trunksucht gerötet, sein pockennarbig Gesicht entstellt von Heimtücke und Rachsucht.

„Ich finde dich, Katze, und wenn du im dichtesten Walde dich verbirgst. Rugin, der Pole, läßt nimmer fahren erkannte Beute. Würgen will ich dich!" Und der Fremde, der gestern im Krug zu Misdröge gar wacker gezecht, ballte die Faust.

Ungläubig und verständnislos lauschte Eginhard, der Mönch, des Polen hastiger Erzählung. Was sollte dieser Aufwand von Worten, was hatte das fahrende Volk mit dem schwarzen Gaste zu tun? Doch Rugin, der Kriegsmann, ließ nicht locker: „Herr, sie fluchten gar greulich, als ich sie im Walde belauschte. Und ich hörte, wie das Mannsleut den Teufel um Gülden anrief. Er wolle auch treulich ihm dienen. Herr! Glaubt mir, sie kommen hierher, des Satans Handwerk zu treiben!"

Der junge Mönch schüttelte den Kopf. Sollte es wirklich möglich sein? Oft hatte er ja schon von dem Antichrist gehört, der in alten Weibern und teuflischen Hexen sein fluchwürdig Wesen treibe ... aber diese ... und die Pest ...? Doch je länger der Gottesmann nachdachte, um so wahrscheinlicher dünkte es ihn. Gestern war das fahrende Volk gekommen, und gestern abend fand man den Alten im Fährkahn .... leblos ... von der furchtbaren Seuche gepackt.

Da raffte Eginhard sich auf: „Ich gehe zum Burgvogt!"

Auf die Gassen rannte der Pole: „Auf, Leute auf! Der Teufel ist erkannt! Fahrendes Volk treibt Hexenwerk im Lande. Dadurch die Pest, dadurch der schwarze Gast in Swine!"

Man glaubte ihm. Gellendes Heulen kreischte durch das Dorf. Wut, Haß, Verzweiflung einten sich, und sinnlos peitschte der Wahnsinn die Menge. Da hatte gestern einer gesehen, daß zwei Fremde durchs Dorf geschlichen, der andere schrie, sie hätten feurige Augen gehabt und kleine Flämmchen wären über ihre Haare gehuscht. In die Hütte von Roslava, der alten, fast hundertjährigen Hirtin, seien sie gegangen. Und mit einem Mal hatten es schon alle immer gewußt, daß das alte Weib narrisch sei, daß sie Hexwerk treibe und der Teufel ihr Buhle sei. Von den Herdfeuern riß man flammende Brände.

„Zu Roslava! Tötet die Hexen! Rache!"

Sinnlos tobte das Volk und einte sich zu einem lärmenden Hauf, der eines armen, alten

[2]) Das uralte Fischerdorf Swine oder Westswine. Die heutige Stadt Swinemünde entstand erst im 18. Jahrhundert.

[3]) Eine Urkunde des Klosters Pudagla bei Usedom erwähnt schon um 1336 einen Pfarrer Hartwich in Swine. Die Kirche ist demnach schon früher erbaut.



Rudolf Krampe

Häuser in den Dünen von Wendhagen

Weibleins Hütte nahte... erbarmungslos in glühendem Haß. — —

„Was haben die Menschen nur?" fragte Heila sorgend. „Es ist solche Unruhe hier, und ich fürchte mich!"

Hatto antwortete nicht. Auch er war auf Lärm und Erregung im Dorf aufmerksam geworden und riß die Tür auf.

Ein wilder, brüllender Haufe erregter Menschen kam den Fluß entlang. Kreischende Weiberstimmen gellten, und ein breitschultriger, untersetzter Kerl mit narbigem Gesicht rannte ihnen voraus, in krampfender Faust ein entblößtes Schwert. Hatto prallte zurück. Er hatte den Führer der Menge erkannt, und unheilschwanger kam ihm die Ahnung, daß eine düstere Gefahr sich gegen ihn emporrecke, deren Ursach und Grund er doch nicht zu erkennen vermochte.

Heila war ihm an die Tür gefolgt. Blaß, keiner Regung fähig, sah sie dem tobenden Gedränge entgegen. Auch sie hatte den Fremden vom Misdröger Krug erkannt.

„Muhme, schütz mich," schrie sie und stürzte in die Hütte. Doch die alte Frau da drinnen schien nicht zu verstehen. Unbewegt rührte sie in der ärmlichen Suppe, die dampfend auf dem Herde brodelte. Verzweifelt rüttelte Heila ihren Arm, als könne sie von der tauben Alten Hilfe erlangen.

Vor der Hütte tobte es auf. Wütend schrien zornige Stimmen durcheinander, und sie hörte, daß Hatto antwortete.... klar... ruhig ... besonnen.

„Hexenpack", schrie der pockennarbige Fremde und warf sich auf den Jüngling. Doch er hatte Hattos Kraft verschätzt. Aufkreischend kollerte er, von des Wehrenden Armen empfangen, in die brüllende Menge. Aber von allen Seiten brach jetzt das sinnlos rasende Volk auf den Jüngling ein. Und er fiel. Man trampelte auf ihn ein, Knüttelschläge trafen seine Schultern, und in das Geheul der Menge mischten sich einzelne Schreie: „Feuer hinein! Räuchert sie aus! In die Swine mit ihnen!"

Zehn, zwanzig Männer und Weiber füllten die ärmliche Hütte. Vom Herdfeuer riß man Roslava, daß sie entsetzt, vom Schrecken überwältigt, in die Knie brach, doch die Rasenden hielten nicht ein. Es schien, als ob das von Wahn und Zorn entstellte Gesicht des einen den andern aufreize zu noch tierischerer Lust am Töten. Die Keule eines rotbärtigen Kerles traf der Alten Stirn, daß sie stumm wurde und reglos auf den Boden schlug. — Rugin umkrallte das Mädchen. Sein keuchender Atem traf ihr furchtblasses Gesicht. An den Haaren riß er sie aus der Hütte, und draußen gellte bei ihrem Anblick sinnloser Haß empor. In Fetzen riß man ihre Kleider, und rohe Fäuste schlugen ihrem Körper blaurote Blutmale.

„Hexe, verfluchte", tobte das Volk. „Tot schlagen wir dich! Pestdirne!"

Und die rasende Menge hätte ihren Worten die Tat folgen lassen, wenn der herzogliche Vogt, Herr Johannes de Swina[4]), mit seinen Mannen nicht dazwischengeritten wäre.

„Zurück, ihr Leut!" schrie auch der junge Mönch und warf sich vor das zusammengebrochene Mädchen.

Doch das Volk schien Blut sehen zu wollen. Rasende Empörung brach sich ob der gestörten Rache Bahn, und wütend trotzte man den Mannen der Burg. Herr Johannes aber war nicht der Schwächling, sich zu beugen. Kalt und hart blitzten seine Augen, und als ein wahnsinnig' Weib sein Pferd umkrallte und aus der Menge Schmähruse erschollen, riß er das Schwert aus dem Gurte:

„Noch solch ein Wort und aus dem Spiel wird Ernst!"

Da schwieg das Volk, nur aus den hinteren Reihen grollte es noch:

„Hexenbuhle! Satansknecht!"

Mit einem Male aber ward Ruhe. Knackend und züngelnd jagte eine spitzbleckende Flamme aus der Hütte, rotglühend fuhr es auf, unbezähmbares, zur Freiheit erwachtes Feuer. Da ward das Volk ruhiger. Seiner Neugier, seiner unsinnigen Wut bot sich ein Schauspiel, und das dämpfte.

In den Kerker schleppte man die beiden taumelnden Kinder des fahrenden Volkes. Volks. Aberglaube und Niedrigkeit blieben Sieger über das zerbrochene Recht des Machtlosen.

Das große Sterben war gekommen. Der schwarze Gast schien sich in Swine, dem Dorfe, heimisch zu fühlen und keine Lust zu verspüren, weiter zu wandern. Von Hütte zu Hütte schlich die Pest, faßte an die Stirnen der Menschen, daß jaches Fieber ihre Glieder zu rüttel.n begann, lachte.... und nach wenig Tagen kam sie wieder und strich über die Wangen der Kranken, dann brach der Eiter in die Blutbahn, und ein Menschenherz endete seinen Pulsschlag. Es verlohnte sich nicht mehr, die Glocke zu läuten. Der Tod kannte ja selbst den Namen seiner Opfer, brauchte man ihm da vorzusagen, wen er neu in sein mitternächtig' Buch einzutragen hätte?

Alle Bande schienen zerrissen. Schreiend mied der Sohn die Mutter, da er Beulen und dunkle Flecke ihre Wangen betupfen sah, und doch half es ihm nichts. Mochte er in die Wälder auch flüchten. Die Pest eilte schneller

[4]) Johannes de Swina wird von 1315—47 öfters in alten Urkunden erwähnt.

und schien allwissend. Mit gierigen Händen griff sie um sich, tastete und fand.

Leblose Schiffe trieben auf der See, da die Mannschaft dem schwarzen Gaste zum Opfer gefallen.

Entvölkerte Dörfer zerfielen und zermorschten im Moder, da die unerbittliche Seuche ihre Bahn gegangen.

Hungernde Waisen wanderten flehend durch die engen Gassen des Fleckens, doch niemand gab, niemand bot Hilfe. Wer hätte auch Kinder, deren Eltern von der Pest ergriffen, zu sich nehmen mögen?

Keiner suchte mehr Trost und Hilfe in der Kirche. Man fürchtete das dumpfe Gotteshaus, und Eginhard, der Mönch, predigte draußen am Moor, Gott um Rettung bittend. Eine neue Sündflut schien gekommen, eine neue grauenhafte Welle, das Geschlecht Mensch zu vernichten, nur grausamer, qualvoller erschien sie den Verzweifelten als die Erzählung im heiligen Buche.

Und in der furchtbaren Pein dieser Zeit rief das Volk den Retter im Himmel. Schwer und glaubensfest hob sich sein Bittgesang:

Huy holdet up jwe hende,
dadt godt ditt sterwen wende!
strecket uth jwe arme,
dat sik godt jwer erbarme!

Die beiden im Kerker schienen vergessen. Keiner dachte mehr ihrer. Oder war es Furcht, zitternde, wahnsinnige Angst, das Verlies zu betreten, da die dem Hexendienst Geweihten schmachteten? Konnte der Teufel nicht statt ihrer im Raume harren? Auch der junge Vogt des Herzogs war von der Pest befallen. Selbst Speise und Trank gab man den Gefangenen jetzt nicht mehr. Mochten sie sich vom Satan, dem sie ihre sündigen Seelen verschrieben, sättigen lassen.

Es war dunkel da unten. Kein Lichtstrahl spendete Hoffnung in der Nacht des Kerkers, kein Menschenlaut drang in die vom Dünensand umschichtete Grube, nur das Gequiek und Gepfeif der Ratten hielt hämische Zwiesprach, und in dem feuchten Modder des Bodens schwappte es auf, wenn ein Glied ermüdet die Lage veränderte.

Trostlos dumpf erschien es Hatto hier, und er vergrübelte sich den Kopf, wie er Hilfe finden solle, wie das Schicksal zu wenden. Doch es gab keinen Weg aus dieser nachtfinsteren Hölle. In dieser Grube würden sie verschmachten, ihr letzter Schrei würde nur von den grämlichen Ratten vernommen werden. Verenden würden sie in diesem Grabe wie tolle Hunde, die die Menschen gefährdeten. In der Ecke schluchzte Heila, von schütterndem Husten gepeinigt. Auch sie hatte keine Hoffnung mehr. Erbarmungslos schien ihr Schicksal sich zu erfüllen, und sie fühlte sich fast zu müde, an Auflehnung zu denken.

„Heila", flüsterte der Bruder, „quäle dich doch nicht! Es muß wieder Licht werden. Der Vogt war uns günstig gesinnt. Er ist nicht irr, er war unsrer Unschuld gewonnen. Bald wird er uns rufen. Und dann sind wir frei!"

Doch es lag keine Ueberzeugung in seinen Worten. Er redete nur, um sie zu trösten. Und Heila empfand das.

„Du glaubst ja selbst nicht an Erlösung", antwortete sie leise. „Es ist Nacht, Bruder! Fremd werden wir hier des Lebens, wie unser ganzes Schicksal Fremde hieß! Wo liegt unsere Heimat, Hatto? Sei offen zu mir, glaubst du, daß es droben ein Haus für uns gibt, für Kinder des fahrenden Volks?"

„Ich weiß nicht", preßte er düster hervor. „Ich bin kein Pfaffe, und wenn wir so sterben sollen, dann ist auch Gott ein blöder Trug des Wahns!"

„Hatto!" schrie sie entsetzt. „Du frevelst, du bist irr! Hatto, ich muß sterben und du, du nimmst mir die letzte Hoffnung! Wo soll ich hin, wie Ruhe finden, wenn mein Körper hier verendet? Soll diese Grube Ewigkeit heißen? Ist nichts für uns, das sühnt, das Erbarmen trägt aller Qual, nichts, das vergilt, wo wir unschuldig gelitten? Sind wir Tiere, die ihre vorgeschriebene Zeit abirren und dann sich verkriechen in einer dunklen Ecke, da es einsam ist? Nein, wir sind mehr! Und ich, ich will heim, ich will nicht schlecht werden. Der Mutter versprach ich's, als sie starb. Sie wollte mich wiedersehn. Und nun soll alles, was uns geleitet, was unsere Hoffnung war, im Kote des Trugs ersticken? Nein, Hatto, ich glaube!"

Sorgend lauschte er ihr. War es Fieber, das aus ihr redete? Ein Hustenanfall ließ sie verstummen. Sie keuchte unter seiner Kraft, und er hörte, daß ihr Atem unruhig, stoßend nach Luft suchte. Eine jähe Angst packte ihn. Sollte sie dem Tode verfallen sein? Unfaßbar schien ihm dieser Gedanke. Ein Grauen schüttelte ihn, und er riß an seinen Ketten, daß sie tief in die Gelenke schnitten. War wirklich jene große, ferne Heimat da oben, von der sie gesprochen, von der sie mit heißer Stimme erzählte, lebte ein Gott doch und wandelte droben das Leid in Sonne, Erdweh in Auferstehung? Er hatte noch nicht daran gedacht. In die Kirche war er wohl dann und wann gegangen, doch mit den Gesängen und dem Rosenkranz hatte er sich beruhigt. Narren und Esel suchten in den Wolken ihr Heil, er aber, der Jüngling, stand mit beiden Beinen auf der Erde und bedachte nur das, was just in seinen Wegen stand. Und ein Spielmann hatte auch nimmer viel Zeit, in den Kirchen Betwerk zu

treiben. Hunger tat weh, und der Magen war ein härterer Herrscher als die Jungfrau Maria.

Aechzend wandte er sich um. In dem matschigen Pfützenbelag des Bodens konnte man das Reißen in die Glieder kriegen. Ob Tauwetter draußen klitschte? Sonst hätte doch die Feuchtigkeit von Eis und Frost gefrieren müssen.

„Hatto, schläfst du?" fragte die Schwester leise. Er hörte, daß ihre Stimme zitterte. „Mir ist so angst! Sie schreien wieder und wollen mich töten! Hilf mir doch! In jedem Baum sitzt ein Gesicht, das höhnt..... das peitscht mich. Hatto!"

Immer verworrener klangen ihre Reden, immer stoßender preßte sie die Worte hervor. Er versuchte sich aufzurichten. Heiße Qual marterte ihn, nicht zu ihr zu können, hilflos angekettet zu sein, machtlos ihr Flehen zu vernehmen, und ein Schrei entrang sich ihm, ein aus Pein und Wut geborenes Auflehnen gegen sein Schicksal, daß es in einem gräßlichen Fluche ausklang.

„Hilf mir doch!" flehte sie. Ihre Zähne schlugen klappernd aufeinander. „Es ist so kalt, und der Pockennarbige greift nach mir! Er mordet mich! Mutter! Erbarmen, Erbarmen!"

Keuchend hörte er sie um sich schlagen und vermochte doch nichts von ihr zu sehen. Nur aus den Ecken schimmerten die grünlich leuchtenden Augen der Ratten.

„Gott! Verfluchter Gott, wenn du lebst, so rette Heila!" schrie er verzweifelt und riß an der rostigen Kette mit verzweifelter Kraft. Ein Zucken ruckte durch seine Glieder. Die Armspangen an seinen Gelenken waren zersprungen. „Heila, ich komme," schrie er jauchzend und tappte nach ihrem Körper. Und er fand sie. Er fühlte ihre fieberheißen Hände, vernahm ihren stoßenden Atem. „Heila, ich bin bei dir, so höre doch!"

Doch das Mädchen blieb stumm, nur vom Boden kreischte das Gequiek der Ratten grämlich und verärgert auf.

Mit zitternden Händen mühte er sich, ihre Kettenspangen zu öffnen. Er merkte nicht, daß er sich dabei die Finger blutig riß. Er fühlte nur, daß ihre Fesseln fielen. Auf seine Knie riß er die stumme Schwester, mit seinen eiskalten Händen suchte er ihre fieberheiße Stirn zu kühlen und rüttelte sie und bat und flehte. Kam das Erwachen?

Ein kurzes Zucken ging durch ihren leichten, abgemagerten Körper, und fremd, unvertraut schien ihm ihre leise Stimme, schon wie aus weiter Ferne herüberzuklingen:

„Hatto! So viel Sonne über der Heide, und Rehe... Siehst du nicht?... So hör doch!... Alle kommen sie zu mir und da... Hatto! Dort warten die Eltern, sie rufen... Nun weiß ich's... Es ist die Heimat... des fahrenden Volkes! Komm doch mit... Wo bleibst du nur?... Ich sehe dich nicht mehr... Hatto!"

Ihre Stimme war immer leiser geworden. Lang aus dehnte sie sich in seinen Armen und schwieg. —

Still saß er, seine Glieder zitterten unter ihrer leichten Last. Und er schien fast schon zu müde, zu gedankenmatt, um zu empfinden, daß er allein geblieben in der dunklen Grube des Kerkers zu Swine. —

In dieser Stunde wurde ihm die Gewißheit. Mochten grausam die Menschen ihre Verliese bauen, mochte ihr Haß in düsterer Umnachtung das Leben anderer vernichten. Es gab ein Land, fern allen Welten, es gab jene einsame, erdweite Insel der Abgeschiedenen, da die Allmacht auch für die armseligen Kinder des fahrenden Volkes eine Heimat erbaute! —

* * *

Düster hatte das böse Jahr begonnen. Düster schienen die kommenden Monde ihren lichtlosen Wanderweg über die Erde zu schleifen, und die Sonne mochte sich nur deshalb in die Wolken eingehüllt haben, weil sie der Menschen Jammer erbarmte. Im Volke aber wanderte die Verzweiflung umher, und sie paarte sich mit dem schwarzen Gaste, dem Teufel Pest. Mit zitternden Händen schrieben in den Klöstern die Mönche unter die Jahreszahl 1350: Gott sandte der sündigen Menschheit Verderben! Und mancher müde Greis, der den Gänsekiel eben frisch eintauchte, um von der Menschheit Schicksal zu reden, brach über den gelben Pergamenten der Geschichte zusammen, da der Pesttod ihm dies Beginnen verwies.

Auch in Swine, dem kleinen Dorf, wanderte das Entsetzen weiter. Eginhard, der Mönch, war der Seuche zum Opfer gefallen, und auch Herr Johannes vermochte sich nimmer ihrer zu erwehren. Mit seinem Tod hatte der Gefangenen Hunger begonnen! — Es fragte niemand mehr danach, wenn der Freund, der gestern noch gelacht, nicht zurückkam, man zitterte nur, wann kommt der schwarze Gast in meine eigene Hütte?

Rugin aber, der pockennarbige Pole, lebte. Hetzend und lauernd schlich er durch das kleine Dorf, saß in der Schenke, zechte und peitschte des Volkes Angst zu immer unruhigerem, verzweifelterem Wahne auf.

Einmal hatte der alte Dorfwirt ihn gefragt, weshalb er hier laure, weshalb er solch' glühenden Haß trage gegen das fahrende Volk?

Da war Rugin aufgefahren. Einem rasenden Tiere schien er zu gleichen, und seine Augen hatten irr geglüht:

„Der Satan ist dein Genosse, neugieriger Schuft! Frag noch einmal, und die Pest frißt deine schlotternden Glieder!"

Der Wirt war entsetzt zurückgeschreckt, und keiner wagte mehr, in ihn zu dringen, keiner ihm zu nahen. Doch im Dorfe ging seitdem eine Mär, die von Mund zu Mund flog. Der Pole habe das Handwerk der Gaukler belauscht, sein Weib aber sei ihm einst mit dem fahrenden Volke entflohen!

Rugin ruhte nicht. Nun die Mehrzahl der herzoglichen Knechte vom schwarzen Gaste gemordet, Vogt und Mönch den Pesttod gefunden, hatte er leichtes Spiel. Und er nutzte seinen Vorteil! Von Hütte zu Hütte schlich er und hetzte, in aller Reden drängte er sich ein:

„So lange das Satansvolk noch lebt, weicht nimmer die Pest von eurem Dorfe!"

In dem schwerfälligen Denken der Leute begann es zu haften. Murren und Groll zeugten sich aus der furchtbaren Angst der Gepeinigten. Und Rugin schürte, stachelte an, trieb vorwärts.

Aber man fürchtete das dunkle Verlies. Konnte der Teufel nicht statt der Fremden in ihm hausen, wie jetzt in der verkohlten Hütte Roslavas, wo man nachts das Jaulen von Katzen und das Zetern wimmernder Hexen gehört haben wollte. Ja, es gab viele, die dort abends nimmer mehr vorbeizuschreiten wagten, die von Gespenstern und mitternächtigen Dämonen gar düstere Kunde wußten.

Da erklärte Rugin sich bereit, er wolle mit etlichen Männern den Kerl erst aus der Grube holen, den solle man hängen, das Weib aber gäbe man klüglich zu ihm in die Hausung, da wolle er schon aus ihr herauszwingen, daß sie dem Teifel sich verschworen. Und er brauche sich nicht zu fürchten; denn er habe einen Talisman, den der heilige Vater zu Rom selbst geweihet.

Das Volk folgte ihm. Ein Haufe Wütender wandte sich zu der vom Pesttod geödeten Burg. Sorglich aber sang man den christlichen Bittgesang, von dem die Mönche sagten, er schütze vor des Satans unheimlicher Macht.

Feuerbrände trugen die Männer und zogen nach dem Flusse, da, an den Wehrzaun gelehnt, das Hafthaus düster sich abhob. Mit der Axt schlug Rugin die Bohltür in Trümmer, und das blanke Beil in der Hand, trat er ein.

Im Kerker raschelte es. Eilig wandten sich quiekende Ratten zur Flucht, und ein Aechzen schrie auf, grauenhaft... erschütternd ... in seiner heißen Qual.

Mit wirrem Haar und zerfallenem Gesicht hauchte todmatt der fast verhungerte Jüngling am Boden. Starr, glanzlos mit verschleierten Augen sah er seine Peiniger vor sich und preßte der Schwester Kopf wie schützend an seine Brust.

„Erbarmet euch meiner!" flehte er. „Tötet auch mich, wie ihr diese gemordet!"

Kalkblaß sahen die Männer sein Elend. Ihre flammenden Kienbrände zuckten unerbittlich grell über das Verzweiflungsbild dieser Grube.

„Laßt ihn", sagte ein alter Mann rauh und kehrte sich ab. „Gebt ihn frei!"

„Nein!" schrie Hatto entsetzt, „tötet mich! Seid nur einmal barmherzig! Spaltet mir den Kopf!"

Rugin lachte. Einen Klotz sadistischer Gier trug dieser echte Pole an Stelle des Herzens:

„Denkt an euch selbst! Solange einer dieser Brut noch lebt, lebt auch die Pest!"

Da riß man ihn auf. Von der toten Schwester fort, schleppte man den Taumelnden hinaus... Und das Volk brüllte Beifall!

„Zum Galgen!" heischte Rugin und warf den Kraftlosen zu Boden, daß der vom Hunger Zermürbte vom Schnee sich kaum mehr zu erheben vermochte.

„Der Pestbringer! Der Satan ist's!" lärmte die Menge und riß ihn mit sich. Einen weiten Weg schleppte man ihn und tobte und raste... als sei der Unglückliche wirklich der höllische Bote, als sei es ihr Recht, ihn zu töten.

Hatto empfand nichts. Wirr und zerquält fühlte er nur die todmüde Schwäche des Hungers, das abgestumpfte Trachten nach baldiger Ruhe.

Krähen geleiteten den johlenden Zug des Volkes, und von der See her grollte der Sturm unmutig, höhnend über das Rasen der Menschen.

„Bekenne", schrie Rugin und griff nach dem Stricke. „Bekenne deine Tat! Die Pest, sie ist der Gaukler Hexerei!"

Da richtete Hatto sich auf. Ein stolzes Licht glühte aus seinen Augen: „Narr!"

„Bekenne!" brüllte der Pole sinnlos vor Wut. „Sonst fressen die Krähen auch das Fleisch deiner Gespippin!"

Unbewegt antwortete der Jüngling, und doch schien ein düsteres Drohen in seiner Stimme:

„Und unser Blut fällt über euer Dorf!"

Wie eine wilde Verwünschung hatte das geklungen, wie der unentrinnbare Spruch des Weltgerichts.

Entsetzt wich man von dem Todgeweihten fort, doch die Augen der Menschen sahen sein Sterben nicht mehr. Starr und unverwandt hing aller Blick an Rugin, dem Polen, dessen aschgrau Gesicht schwellende Beulen bildete, dessen Gesicht zu zittern schien.... unter dem furchtbaren Griff des schwarzen Gastes.

War es der letzte Fluch, die Verwünschung des Unschuldigen? Die Pest begann zu rasen. Keine Hütte verschonte sie, kein Menschenherz schien mehr ihrem Eingriffe zu

trutzen. Nacht und Finsternis fielen über das unglückliche Dorf, es verödete, sank dahin, zerfiel. — — —

War es ein Tiefstand, ein Sturz der Menschheit in den Abgrund, das Jahr 1350? War es mehr? Umnachtung, sinnlose Verzweiflung des Geschöpfes „Mensch"? Stockte des Chronisten Hand, als er es aufzeichnen mußte, das furchtbare Jahr, das Wandern der Pest, die Verirrung der Völker unserer Erde, die ihr Opfer suchten?

Rätsel, da die Geschichte schweigt, und erdgebundene Menschen keine Lösung finden. —

Wir wissen nichts mehr von den Schuld und Sühne tragenden Bewohnern des uralten Dorfes Swine. Unser Auge sieht nur, daß aus Tod und Verfall die Meisterin Natur ein Neues geschaffen. Daß über das Dorf, über die verödete Trutzburg ein junges Werden schritt und eine Meerflut und Wettern sich entgegenstemmende Stadt erwachte, das Deutschlands grüne Oder schützende Swinemünde.

An das Meer.

Ew'ges Meer! In dunklen Gründen
wahrest du geheime Macht!
Schaumgekrönte Wogen künden
brausend sie der Sturmesnacht.

Aber wenn der Welle Saum
in der stilldurchblauten Luft
netzt des Ufers Sohle kaum,
liebend dich der Himmel ruft.

Leuchtend trägst du seinen Glanz,
bis sein Blut in dir verrinnt
und in lichter Sterne Kranz
ernst die Nacht ihr Lied beginnt,

das sich mit erhabnen Klängen,
wenn der Tiefe Orgel geht,
schwingt zu frommen Feiersängen
himmelan — wie ein Gebet.

Else Peter-Graffenberg.

Totenkult und Volkskunst in Pommern.

Von Walter Borchers.

Das Zentralerlebnis des einfachen und unverbildeten, überhaupt eines jeden Menschen ist der Tod, dafür als Beweis der große Reichtum an Totensitten und -bräuchen. Der mystischen alogischen Denkweise des Volkes liegt es, verschiedene zusammenhang'ose Ereignisse bei einem Todesfall in eine innere Beziehung zu dem Tod, zu dem Toten zu setzen. Realität und Irrealität, Wirklichkeit und Vorstellung, gehen ineinander über, verfließen ineinander. Der Tote lebt weiter, kann jederzeit wiederkommen und uns schaden. Diese Beziehungen des Lebenden zum Abgeschiedenen, von Wirklichkeit und Nichtwirklichkeit, bis zur äußersten Konsequenz durchdacht, ergeben so naive und rührende Vorstellungen wie die der Totenhochzeit: den unverheiratet Gestorbenen soll die Totenkrone Hochzeitsschmuck und Brautkrone bedeuten. Andererseits kommt man zu so grotesken Denkresultaten, daß man den Toten nicht nur Schuhe und Münze [1]) auf die Wanderung mitgibt, sondern auch Kamm, Rasierzeug, Tabakpfeife, die Schnapsflasche, den Regenschirm: also Projizierung menschlicher realer Verhältnisse auf die Welt des Uebersinnlichen, Irrationalen. Es ist daher von besonderer Wichtigkeit zu erfahren, wie und in welcher Form der Totenkult sich in dem künstlerischen Schaffen des Volkes manifestiert.

Die verschiedenartige Tradition in den einzelnen Gebieten Deutschlands — religiöse, gesellschaftliche, berufliche Bindungen — haben ein reiches unterschiedliches Totenzeremoniell und Brauchtum erzeugt, das seinen realen Niederschlag gefunden hat in der Totenkleidung, den Totenbeigaben, Totenkronen, Totenbrettern, Totentafeln, in den Marterln, in den Mord- und Sühnekreuzen [2]), die noch eine besondere rechtsgeschichtliche Bedeutung haben. Zu erwähnen sind ferner bemalte Totenköpfe, Friedhofleuchter, Grabmäler aus Holz, Stein, Schmiedeeisen, Sargschilder, Bahrtücher, Schiffe und gemalte Fensterscheiben, die dem Gedächtnis des Toten geweiht sind.

Nirgends spielt wohl die konfessionelle Bindung eine so große Rolle wie hier, nicht nur gegenständlich und formal, sondern auch ikonographisch sich auswirkend: bemalte Totenschädel in Beinhäusern, Marterln und Totenbretter wären z. B. im protestantischen Norddeutschland unmöglich. Der reichen ausgebildeten Ikonographie des Katholizismus stehen wenige protestantische Allegorien und Symbole des 17., 18. und 19. Jahrhunderts gegenüber. Ebensowenig dürfen wir den jüdischen Glauben vergessen, der interessante Zeugnisse in jüdischen Grabdenkmälern auf den Stadt- und Dorffriedhöfen in Osteuropa, in Westpreußen, in Prag, Breslau, Worms, Altona und anderen Städten hinterlassen hat meistens in Anlehnung an die christliche Kunst, aber doch vielfach mit eigener Ornamentik und Sym-

bolik: segnende Hände als Zeichen priesterlicher Würde, Levitenkrug, umknickende Palme usw.[3]), in Ostdeutschland beeinflußt von den Vorbildern der jüdischen Goldschmiede Polens, von Albert Wolf Jargonkunst genannt.

Auch die berufliche Bindung macht sich bemerkbar in der Vorliebe für gewisse Symbole und Embleme, die den verschiedensten Lebens-



Steinernes Grabmal aus Prerow (Darß)
Aus „Deutsche Volkskunst" Bd. 11: Pommern. Delphin-Verlag, München.

kreisen — Bauer, Müller, Fischer, Bergmann, Soldat usw. — entnommen sind. Darstellungen von geknickten Aehren, Harken, Beilen, von Schiffen und Fischen, von Windmühlen, von Bergmannsgeräten, Eisen und Schlägel, von Säbeln auf Grabmälern, Sargschildern und Bahrtüchern sind gar nicht so selten[4]).

Interessant ist ferner die landschaftliche Verteilung von Einzelformen der Totenehrungen wie der ostpreußischen Krötentafeln, der Sargschilder der Danziger und Elbinger Gegend, der Jamunder Brettkästen, der ostpommerschen Kaschubenkreuze, der bemalten Totenschädel im Salzburgischen[5]) usw. Vergessen dürfen wir nicht die Landschaft, in der dergleichen erstand, d. h. die geologische Beschaffenheit, die das Material der Grabmäler beeinflußte: waldreiche Gegenden bevorzugen Holzdenkmäler. In Norddeutschland, wo Granitfindlinge das geeignete Material abgeben, findet man Granitdenkmäler, an der See auf den Halliginseln wurden Sandsteinplatten importiert und, wie wir von Föhr wissen, an Walfischknochen angedübelt. Man benutzt heimisches Steinmaterial, so gibt es z. B. in Westfalen auf dem alten Olsberger Friedhof bei Bigge (Brilon) nur Schieferdenkmäler, Arbeiten aus der Mitte des 19. Jahrhunderts. Diese Reihe ließe sich beliebig erweitern, doch sollen alle diese Bemerkungen bei einer Untersuchung über Volkskunst und Totenkult in Pommern uns nur zu bedenken geben, welche äußeren und inneren Gründe in dem Schaffen des Volkes bestimmend gewesen sind. Wir müssen uns immer wieder vor Augen halten, daß Pommern Agrarprovinz ist, am Meere gelegen mit umfangreichem Binnenland, daß es wenige Klein- und Mittelstädte mit überwiegend protestantischer Bevölkerung hat, abgesehen von einer geringen katholischen Minderheit in Ostpommern (Bütow, Lauenburg).

Bei dem Begriff Totenehrung denken wir zunächst an den Friedhof mit seinen Grabmälern als an den sichtbarsten Ausdruck des Totenkultus. Leider müssen wir gestehen, sind alle diese Denkmäler aus Stein, Holz, Schmiedeeisen, Zeugnisse pommerscher Volkskunst, in ihrem Bestand bedroht, werden von Jahr zu Jahr in ihrer Zahl gemindert. Diesem Vernichtungsprozeß wurde ein wenig Einhalt geboten durch eine 1911 in Stettin veranstaltete Friedhofsausstellung, die eine Sammlung pommerscher Grabdenkmäler zeigte. Diese Grabmäler haben heute Aufstellung auf dem Stettiner Hauptfriedhof gefunden und geben einen hübschen Querschnitt pommerscher Grabmalkunst.

Grabsteine gibt es vornehmlich in Vorpommern und auf der Insel Usedom, natürlich auch in anderen Gegenden Pommerns, z. B. in dem Stolper Kreis. Auf Hiddensee und auf Mönchgut gibt es interessante frühe Zeugnisse aus dem 18. Jahrhundert — rohbehauene Granitsteine mit eingemeißelter Hausmarke und Todesjahr des Verstorbenen ähnlich wie auf Föhr.[6]) Granitdenkmäler sind seltener, schon aus dem Grunde, weil das Material schwer zu bearbeiten ist. Grabdenkmäler aus grauem Findlingsgranit mit abgerundeten oder abgekanteten Ecken, deren wuchtiger ernster Charakter nicht genommen wurde durch Polieren, finden sich im Demminer Kreise (Lindenberg und Hohenbollenthin). Andere Beispiele aus Schurow, Arnshagen, Glowitz im Kreis Stolp sind hier noch zu erwähnen.[7]). Daneben gibt es Kalksteindenkmäler, die sowohl auf Stadt- wie auf Dorffriedhöfen vor-

kommen. Leider wissen wir ganz wenig von den Werkstätten und Künstlern, die hier gearbeitet haben. Das Material, das auf unsere Zeit überkommen ist, ist reichhaltig und bedarf wissenschaftlicher Bearbeitung. Grabsteine aus Vilmnitz, Schaprode, Altefähr Kr. Rügen, aus Lindenberg und Hohenbollenthin Kreis Demmin, aus Wotenick, Brandshagen Kreis Grimmen, aus Neuenkirchen, aus Steinfurth Kr. Greifswald, aus Eixen Kr. Franzburg mögen hier wahllos als Beispiele einer heimischen Grabmalkunst genannt werden. Natürlich dürfen wir nicht an Laien denken, die so etwas in ihren Mußestunden gearbeitet haben, sondern erfahrene Fachleute waren hier am Werke. Daß diese bisweilen als Küster beruflich tätig gewesen sind, hindert durchaus nicht, sie zu Fachleuten, zu Steinmetzen zu stempeln, meldet uns doch das Küsterbuch von Abtshagen im Kreis Grimmen, daß Joachim Christian Soltow von 1793—1835 212 Grabsteine für die Dörfer des Kreises geliefert hat, den Stein in der Preishöhe von 20—30 Talern. Auch aus Rügen werden uns nach Adler ähnliche Fälle berichtet[8]). Bei den Grabmälern handelt es sich meistens um Stelen mit giebelförmigem Aufsatz, um rechteckige Steinwangen mit halbkreisartigem, flachbogigem und spitzbogigem Abschluß, um Steinwangen, deren Aufsatz vielfach ausgezackt und ausgesägt eine sehr unruhigen Kontur zeigt. Vielfach von der Stilrichtung des Klassizismus und Empire beeinflußt, zeigen sie im Flachrelief oder eingeritzt geflügelte Engelköpfe, Palmen, Kronen, Schmetterlinge, ausgelöschte Fackeln, das Sonnenauge, Efeu- und Eichenblätter, Wellenbänder und als plastischen Abschluß eine Krone oder Vase, Motive, die aus einer höheren Schicht stammend allmählich Kulturgut des ganzen Volkes geworden sind. Immer wieder begegnen uns die Engelköpfe mit ovalen oder runden frontal gegebenen Gesichtern. Nur die äußeren Umrisse sind gezeichnet und zwar in einer ganz naiven Weise. Besonders schöne Grabsteine finden sich in Griebenow und Wusterhusen Kr. Greifswald. Prachtvoll in ihrer geschlossenen Kontur wirken sie auch durch ihre vornehme Beschriftung. Es sind Arbeiten von einer Größe und Vornehmheit, wie wir sie selten wieder antreffen.

Besonders interessant und zwar ikonographisch sind die Grabmäler des Darß mit ihren Schiffsdarstellungen[9]), ein Hinweis auf den Beruf der Verstorbenen wie z. B. auf Föhr und in Blumenthal (Niedersachsen). Die Schiffe sind halbplastisch in Seitenansicht gegeben. Auch andere Symbole wie Anker und Ruder finden sich neben dem erlöschenden Licht und dem Auge Gottes und anderen Ausstattungsrequisiten aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts. Nach eingezogenen Erkundigungen stammt das Material aus Schweden[9*]).

Neben Kalkstein und Granit ist Holz als Material oft verwandt worden. Bei der Betrachtung von Holzgrabmälern müssen wir natürlich von der Voraussetzung ausgehen, daß ein anderes Material eine andere Technik und formale Behandlung bedingt. Die hölzernen Grabmäler aus Gützlaffshagen mit den gedrechselten Knäufen und Kugeln wären in Stein unmöglich. Dabei ist natürlich nicht ausgeschlossen, daß man versucht, die Eigenart des



Hölzerne Grabwange aus Gützlaffshagen, Kr. Greifenberg

anderen Materials nachzuahmen, so daß Steindenkmäler vorbildlich gewesen sind und nachgeahmt wurden in der Holztechnik, eine Beobachtung, die man in Vorpommern und Mittelpommern überall machen kann.

Holzgrabmäler sind in Pommern ganz selten noch anzutreffen. Leider müssen wir sagen, denn das Wenige, das uns überliefert ist, stellt den ländlichen Handwerkern ein gutes Zeugnis aus. Wir können annehmen, daß Holz als Material zu Denkmälern auch auf städtischen Friedhöfen verwandt wurde, erzählen doch nach Adler[10]) die Stralsunder Kriegsakten aus der Wallensteinschen Belagerung, daß die großen hölzernen Grabkreuze vor der Stadt entfernt wurden, um dem vorrückenden Feind weder als Deckung noch als Brennstoff zu dienen. Beispiele aus den Fried-

höfen in Stolp und Treptow a. R. erhärten diese Behauptung. Natürlich sind Denkmäler aus Holz eher der Verwitterung und Zerstörung ausgesetzt als aus Stein oder Schmiedeeisen. So weiß Adler[11]) zu berichten, daß noch gegen Ende des 19. Jahrhunderts zahlreiche Holzdenkmäler auf dem Darß vorhanden waren, die restlos vernichtet sind. Schon frühere Zeiten haben versucht, diese Arbeiten ländlicher Tischler zu verbieten und auszurotten. So wurde in Schwedisch-Vorpommern anno 1724 um einer falschen Sparsamkeit willen, um den Wald- und Holzbestand zu schonen, „den 13. Martii publiziret, daß auf dem Lande keine hölzerne Pfähle oder Kreutze denen Verstorbenen sollten nachgesetzet werden, wobey auf jeden Kontraventions-Fall 15 Rthl. Strafe gesetzet. Occasione dieses letzten Patents ist auch den 5. Maji 1725 an den Pastor Döling zu Rappin ein Rescriptum Regiminis ergangen nicht nur gewissenhaft Bericht abzustatten, ob nach der Zeit des publizirten Patents Phöste oder Kreutze den Leichen nachgesetzet werden, sondern auch . . . die Phosten und Kreutze, so seit dem emanirten Patent gesetzet worden, innerhalb 8 Tagen wegzuschaffen." Aus dem Bericht des Klerus an die kgl. Regierung entnehmen wir, daß Pastoren und Gemeinden mit diesen Bestimmungen nicht zufrieden waren, „daß sie wieder Freyheit erlangen möchten nach wie vor ihren Verstorbenen solche Kreutze und Phöste nachsetzen zu lassen . . . . auch würden sie gern andere als Eichenkreutze und Phosten setzen, wenn sie nur dazu wiederum Erlaubnis erlangen möchten.[12])

Dieser Bericht ist uns ein volkskundlich wichtiges Zeugnis, einmal weil uns die Form der Grabmäler geschildert wird: Pfosten, Pfähle und Kreuze, zweitens das Material: Eichenholz. Bei den Holzgrabmälern handelt es sich um Grabpfosten, um Grabwangen und Tafeln, um Grabkreuze und Grabkästen. Als Einzelerscheinungen sind dazu noch aufgeschlagene hölzerne Bibeln zu nennen.

Alle diese Erscheinungen zerfallen in zwei Gruppen: 1. in Grabmäler, die zeitlos ureigene Volkskunst darstellen, 2. in Totenmale, die mehr oder weniger von der Stilkunst beeinflußt sind. Gerade bei der letzten Gruppe kann man interessante Beobachtungen machen: Die bäuerliche und kleinbürgerliche Umwertung, Umsetzung von Formen der hohen Kunst, die Angleichung an schon Vorhandenes, die Verwendung zeitlich auseinander liegender Stilstufen. Besonders interessant sind die Grabwangen aus dem Kreis Greifenberg[13]) (Gützlaffshagen, Batzwitz, Rensekow, Robe, Trieglaff, Zarben), Eichenstelen, farbig bemalt und mit Kerbschnitzerei versehen, eine Kunst, die ja besonders in Küstengegenden Pommerns, in Fischerkreisen heimisch ist und so prachtvolle Denkmäler wie die Deeper Kästen uns hinterlassen hat. Es sind meistens rechteckige behauene Eichenbohlen, die sich nach oben zu verjüngen, runden, auch gerade abschließen, oft mit einem giebelähnlichen Aufsatz, mit Gesimsen und Bögen, mit vasenähnlichen Gebilden mit immer reicher werdender Bekrönung, mit aufgesetzten, gedrechselten Klötzchen und Kugeln und reicher Vergoldung. Als Schmuckformen sind Räder, Kreuze, Sterne, stilisierte Blumen und Blätter verwandt. Die besten Arbeiten stammen von dem Tischler Martin Butenhoff aus Gützlaffshagen aus der Mitte des 19. Jahrhunderts. Den Verfall kennzeichnen Grabmäler mit vereinfachten Formen mit einer Schrift, die mit Schablone aufgemalt, selten noch eingeschnitzt ist. Die barocke Bekrönung, der Kerbschnitt, die farbige Behandlung, besonders viel Gold, gab diesen eichenen Grabhölzern ein stattliches Aussehen. Uebrigens sucht man das Alter dieser Grabmäler zu erhöhen durch das Anstreichen von mit Seesand gemischten Farben.

Die Grabhölzer aus dem Greifenberger Kreis zeigen einen selbständigen Rhythmus, der sie durchaus von den Prerower Grabpfosten oder den Grabtafeln aus den Uckermünder, Dramburger, Pyritzer, Stolper Kreisen unterscheidet[14]). Diese Grabtafeln, oval oder viereckig und rechteckig gestaltet, mit aufgesetzten Urnen oder Giebelverdachung mit Säulen, Palmetten, Blätterfriesen, mit Fackeln, Louisseize-Schleifen, Akanthusblättern und eingefügten Metallspiralen wie auf einem Grabdenkmal aus Hammer bei Ziegenort, sind in der Regel von dem Klassizismus, Empire und der Biedermeierzeit stilistisch beeinflußt. Hier handelt es sich nur um Einzel-, nicht um Kollektiverscheinungen, nicht um Varianten ein und derselben Form. Ein Eigenleben führen die buntfarbigen und geschnitzten Grabtafeln des Weizackers. Allen diesen Grabmälern ist eigen, daß selten ein religiöses Motiv wie z. B. das Kreuz verwandt wird, der übrige Formen- und Motivschatz stammt aus der weltlichen Kunst.

Wir kommen nun zu den Grabkästen und hölzernen Gittergräbern aus Jamund. Das Grab ist hier eingefaßt von Brettern, die eine interessante Bemalung — Blumen und Blattmotive, Kreuze, Herzen, ähnlich denen auf den Jamunder Stühlen — und Sinn- und Bibelsprüche aufweisen. Wie fast überall in Pommern, so können wir auch hier den Einfluß der weltlichen Volkskunst auf die kirchliche spüren in der Verwendung gleicher Motive. Die Lebensdauer eines solchen Eichenkastens ist ungefähr 70 Jahre. Jamund, dessen Volkskunst ja weitberühmt ist, stand mit diesen Grabkästen bisher ganz isoliert da, doch scheint diese Sitte auch in andern Gegenden Pommerns

ausgeübt zu sein, so ein Beleg aus dem Jahre 1827 aus dem Dorfe Pegelow bei Stargard: „Die Gräber mit Leichensteinen oder hölzernen Kreuzen versehen ist hier nicht gebräuchlich, zuweilen aber werden sie mit einer Einfassung von Brettern umgeben, welche den Namen des



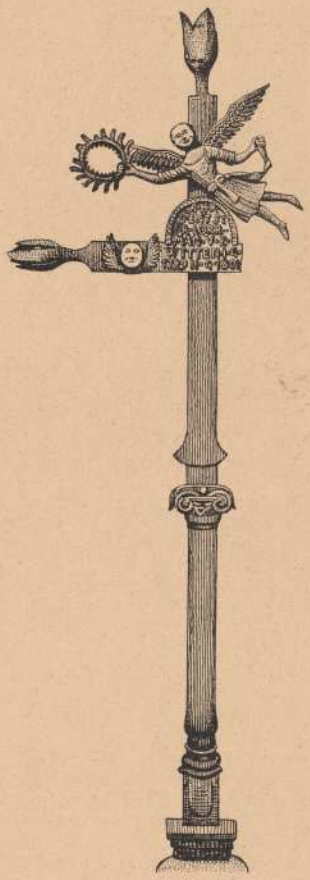
Kreuz aus Schmiedeeisen (Neuvorpommern)
Aus „Deutsche Volkskunst" Bd. 11: Pommern. Delphin-Verlag, München

Gestorbenen und einige Verse aus Kirchenliedern enthalten." [15]) Auch auf dem Darß war die Sitte der Holzrahmung des Grabbettes bekannt [15*]).

Ich erwähne noch hölzerne Bibeln oder Gesangbücher mit dem Namen des Verstorbenen, eine Sitte, die vereinzelt im Kreis Pyritz, als Kollektiverscheinung in Nest (Ostseebad) auftritt. Hier alles Arbeiten ein und desselben Meisters [15**]).

Bei allen diesen Grabmalformen handelt es sich um Arbeiten kleinstädtischer und ländlicher Tischler des 19. Jahrhunderts. Holzgrabmäler des 18. Jahrhunderts sind unbekannt, weil nicht überliefert. Daß dergleichen aber vorhanden war, bezeugen uns Nachrichten aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts. Das verarbeitete Holzmaterial ist Eiche, aber auch Kiefer. [16]) Eine einheitliche Entwicklungslinie läßt sich nicht zeichnen.

Schmiedeeiserne Totenmäler gibt es in allen Gegenden Pommerns, ohne daß sich charakteristische landschaftliche Typen herausschälen lassen, vielleicht abgesehen von dem ostpommerschen Kaschubenkreuz. Es sind immer wieder Variationen und Kombinationen einzelner Themen: 1. des Kreuzes aus gekantetem oder rundem Eisen mit aufgesetztem Anker und Tulpen, 2. der Eisenblechtafel, die entweder rund, halbrund, oval oder viereckig gestaltet ist und eingeritzt oder in bunter Schrift die Namen des Verstorbenen trägt, eingerahmt bisweilen von einem kunstreich geschmiedeten spiraligen Eisengitter und bekrönt von Kreuzen, Tulpen oder Lilien [17]). Doppel- und dreifache Kreuze, durch Spiralen verbunden, sind sehr häufig. Ich nenne hier noch Grabkreuze aus dem Weizacker und dem Kreis Greifenhagen und Saatzig aus gekanteten Eisenstäben, die durch Spiralen, Kreuze, Herzen und Anker, Symbole des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung miteinander verbunden sind. Auffallend ist die Dreizahl der Tulpen, mögen sie nun aus den Händen sprießen wie in Lindenberg, Kr. Demmin (jetzt Provinzialmuseum) oder sich aus einer Spirale entwickeln (Starkow, Kr. Franzburg). Das Motiv der



Schmiedeeisernes Grabmal aus Ranzin, Gr. Greifswald

Hand mit der Tulpe kommt auch in Gristow (Neuvorpommern) vor.

Niemals begegnen uns schmiedeeiserne Grabmäler mit barockalem üppigen Schmuck, wie er süddeutschen, bayrischen oder schlesischen Denkmälern eigen ist, sondern alle sind von einer Kargheit und Einfachheit, von einer feierlichen Schwere, die wohl ein Ausfluß nord-



Gedächtnistafel in Wachholzhagen, Kr. Greifenberg

deutsch-protestantischer Mentalität ist, mögen sie nun aus den Kreisen Rügen, Anklam, Saatzig oder Stolp stammen. Wie schon indirekt betont wurde, ist motivisch oft die Tulpe oder Lilie verwandt worden, weniger häufig kommt die Verbindung des Kreuzes mit dem Anker vor, wieder ein Hinweis auf den Beruf der Seefahrer, dort wo es sich um ausgesprochene Schiffsanker wie z. B. bei einem Grabkreuz bei Brandshagen, Kr. Grimmen, aus dem Jahre 1867 handelt.[18])

Ein volkskundlich besonders interessantes Beispiel dörflicher Schmiedekunst ist ein Totenmal aus Ranzin, Kr. Greifswald (s. Abb.), die Versinnbildlichung des Spruches: Ich will dir die Krone des Lebens reichen. Wiederum wie so oft ein Beweis der Umformungskraft der Volkskunst, die abstrakte Gedanken konkretisiert. Das Mal stellt eine Säule mit ausgeprägtem Kapitäl dar mit aufgesetztem Kreuz, das in drei Tulpen endigte (leider ist der eine wagerechte Balken abgebrochen). Das Kreuz zeigt in der Mitte eine halbrunde Inschrifttafel mit dem Namen des Verstorbenen: Lorkmann und Jahreszahl: 1801. Auf den beiden Querbalken befanden sich je ein geflügelter Engelkopf, so wie wir ihn schon bei den Grabsteinen gewöhnt sind. Ueber dem Rundschild schwebt quer in einer Diagonale, den Längsstab des Kreuzes überschneidend, ein Engel mit ausgebreiteten Flügeln, in der ausgestreckten Rechten den Kranz des Lebens haltend, mit der Linken kokett die Schärpe seines Gewandes aufhebend, wie eine Lebkuchenfigur wirkend, alles in einer köstlichen und wahrhaft naiven, rührenden Weise dargestellt. Spuren von Bemalung lassen sich hier wie auf anderen Grabkreuzen aus Pommern noch erkennen.

Einzigartig sind die sogenannten Kaschubenkreuze, die sich auf Ostpommern und zwar auf das einstige Siedlungsgebiet der Kaschuben beschränken. Es sind hufeisenförmige Eisenblechtafeln mit heruntergezogener Verdachung, bekrönt in vielen Fällen von Sonnen, Tafeln, die sich nach unten zu durch gebogene Eisenstäbe fortsetzen und sich treffen mit einem Bügel, der quer über die Tafel geht und nach unten zu gebogen ist.[19]) Wahrhaftig eine sehr merkwürdige Art. Die Beschriftung war nicht eingeritzt, sondern in bunten Farben aufgemalt. (vgl. Beispiel im Prov.-Museum Stettin.)

Alle diese Arbeiten sind Werke dörflicher Schmiedekünstler, zeigen in der Einfachheit und Schlichtheit der Gestaltung und Verwendung der Motive viel Wesensverwandtschaft mit mecklenburgischen und brandenburgischen Grabmälern. Wie ich schon betonte, gibt es in Pommern keine so leicht beschwingten und reich gestalteten Schmiedearbeiten wie in der Lausitz, Schlesien und Bayern. Das mag daran gelegen haben, daß die Schmiedekunst nicht so gepflegt wurde wie in den Städten Süd- und Mitteldeutschlands, wo kleine weltliche und geistliche Höfe und Residenzen, insbesondere die Kirche, als Ausstrahlungspunkte von geistigen und materiellen Kulturgütern außerordentlich anregend auf ländliche Künstler gewirkt haben. Vielleicht die einzige Ausnahme in dieser Hinsicht macht Anklam, das uns einen großen Reichtum an schmiedeeisernen Denkmälern hinterlassen hat.

Bisher haben wir nur die Friedhofskunst behandelt, einzugehen ist noch auf bäuerliche Epitaphien, Totentafeln, Totenkronen, und auch Schiffe zum Gedächtnis der Verstorbenen. Es ist mir unmöglich, die zahllosen bäuerlichen und kleinbürgerlichen Epitaphien zu erwähnen, ihre Künstler zu eruieren und sie entwicklungs-

geschichtlich darzustellen, unmöglich schon aus dem Grunde, weil sie wegen allzu geringer künstlerischer Qualität wenig beachtet und in der Literatur behandelt worden sind. Es liegt auch nicht in dem orientierenden Sinn dieses Aufsatzes, eine detaillierte bis ins Kleinste gehende Untersuchung über bäuerliche Epitaphien anzustellen. Doch möchte ich nicht versäumen, auf einige Beispiele als auf Vertreter einer Gattung hinzuweisen. Ich nenne die Pesttafel aus Warsin Kr. Pyritz, das Epitaph für den verstorbenen Karl Friedrich Wegener in der Sallenthiner Kirche Kr. Pyritz und 2 Schiffsbilder aus der St. Gertrudkirche in Stettin jetzt Provinzialmuseum. Alle diese Bilder stammen aus dem letzten Jahrzehnt des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts, alle in der gleichen handwerklichen Art gearbeitet. Die Meister sind unbekannt und schon mehr als einmal ist bei diesen und ähnlichen Gemälden wie bei Deckenmalereien die Frage aufgeworfen worden, ob hier nicht Maler tätig gewesen sind, die von Ort zu Ort reisten und hier und da Aufträge hatten. Eine solche Frage ist weder zu verneinen noch zu bejahen; denn selten wird uns eine klare Antwort und Auskunft zuteil werden.

Das Warsiner Bild der 1710 an der Pest verstorbenen Elisabeth Wegener und ihrer beiden Kinder, ein Oelgemälde auf Holz, zeigt im Vordergrund die betende Mutter knieend dargestellt, im Hintergrunde die Himmelsleiter mit den beiden Töchtern und in den Strahlenwolken Christus, der den Pestengel auf die Erde sendet. Bibelsprüche und eine lateinische Inschrift erklären wie ein Titulus die Sachlage. Die Komposition ist sehr trocken, besonders das Figürliche sehr mißraten, alles blockhaft und auf ein Minimum von Körper reduziert, die Malweise im Zeitstil um 1700, derb mit breiten fast impressionistischen Strichen, es mangelt an der minutiösen Feinheit. Das Sallenthiner Epitaph von 1690 ist ebenfalls in dieser steifen handwerklichen Manier gearbeitet. Diese Tafel des Paulus Friedrich Wegener zeigt Eltern und Geschwister des verstorbenen Kindes wie Soldaten aufgereiht am Kreuze stehend, während das Kind von Engeln zum Himmel getragen wird. Alle sind in derselben uniformen ermüdenden Langweiligkeit gemalt, alle in die gleiche Helligkeit und Farben getaucht. Interessant und lebendiger sind die beiden Schiffsbilder aus der St. Gertrudkirche in Stettin, Oelgemälde auf Holz zum Andenken an ein Schiffsunglück auf Callis (Calais) Clip. Wir sehen eine Stettiner Kogge unter schwedischer Flagge ihren Weg sich durch das aufgeregte Meer bahnen. Das ockergelbe Schiff mit den geblähten grauen Segeln, der koboldartigen Gallionsfigur, dem buntgemalten Heck mit der Darstellung der Madonna und dem Kind, mit den verzweifelten Menschen, die wie Farbflecke wirken, hebt sich gespenstisch gegen den düsteren Himmel und die dunkle tintenschwarze Flut mit den Schaumkronen ab. Die Komposition und impressionistische Malweise verrät einen handwerklichen Künstler, der seinen Zeitgenossen die Technik des Malens, das äußere Handwerk abgeguckt hat, der aber in seiner komplexen und befangenen wenig abwechselungsreichen Art des Schaffens doch ein Volkskünstler bleibt. Das geht allein schon daraus hervor, wie die Schrift über den Köpfen



Totentafel der sechs Kinder Kähler aus der Kirche in Köpitz, Kr. Cammin. Aufn. Dr. Balke.

der Seeleute angebracht ist, ängstlich und unfrei, wieder die Stelle eines Titulus vertretend, des Inhalts:

Wo Nordweststurm ansteht
So können wir es nicht wenden
Ach Gott, da muß auf Callis Clip
Sich unser Leben enden.

Das zweite Bild zeigt das gleiche Schiff, nämlich die gekrönte Liebe des Michael Stolt, mit Mann und Maus auf Cals Clip untergehen. Diese Gedenktafel ist 1696 von dem Bruder des 1694 umgekommenen Michael Stolt in die St. Gertrudkirche Stettin gestiftet worden. Beide Bilder stammen von dem gleichen Künstler; denn beide verraten die gleiche künstlerische Handschrift.

Wohl eins der interessantesten bäuerlichen Epitaphien ist die Tafel der beiden Kinder des Peter Runge aus Wachholzhagen Kr. Greifenberg von 1718 mit einer sehr lebhaft bewegten barocken Umrißlinie und aufgesetztem Kreuz. Dem Streben der Volkskunst nach Verlebendigung einer abstrakten Linie oder Form kommt diese sehr ausgezackte Tafel entgegen, insofern als die Randlinien des oberen Teils Leben gewinnen und sich zu merkwürdigen steifen stilisierten Gesichtern oder Masken





Totentafeln aus Wittichow, Kr. Pyritz (jetzt im Prov.-Museum)

formen. Die Tafel selbst ist in einem graubräunlichen Farbton gehalten und stellt in der linken unteren Ecke die beiden verstorbenen Kinder in einem repräsentativ feierlich steifen Habitus dar, ohne jede Betonung des Raums. Der übrige und größte Teil der Tafel wird ausgefüllt mit der langatmigen Aufführung der Lebensdaten. Dieses Epitaph ist in seiner Form einzigartig. Schließlich erwähne ich noch die Erinnerungstafel des Heinrich Strecker aus Morgenitz auf Usedom, eine verbäuerlichte Empiremalerei, eine Tafel mit der Darstellung eines plumpen Genius, der sich an einen Sockel mit einer sehr mißverstandenen Vase lehnt und eine Fackel löscht, ein Motiv, das aus der hohen zeitgenössischen Kunst stammt.

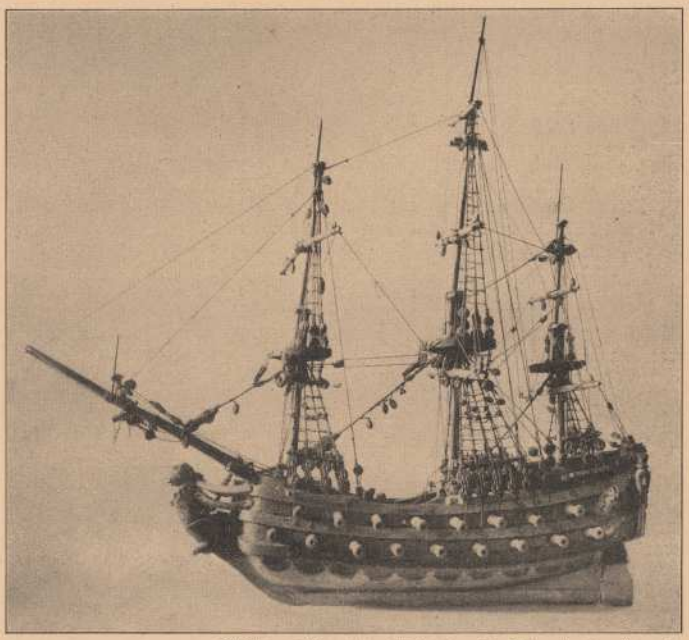
Während diese Gemälde mehr oder weniger von der zeitgenössischen Kunst beeinflußt sind, zeigen die Totentafeln, fälschlich immer Totenbretter[20]) genannt, mehr selbständigen eigenen und mehr zeitlosen Charakter. Natürlich braucht das nicht immer der Fall zu sein, wie uns 2 Totentafeln im Stettiner Provinzialmuseum (vgl. Abbildung) beweisen. Die Totentafel aus Köpitz[21]), den sechs verstorbenen Kindern des Schiffers Kähler gewidmet, zeigt eine plumpe barocke Giebelarchitektur, kraftvolle Säulen mit geschwungener Giebelverdachung zu beiden Seiten mißverstandene zerlappte Rokokoornamente und als Bekrönung einen Engel, der in seinen ausgestreckten Armen 2 Totenkronen trägt. Die Säulen werden unten von einem vorragenden Brett abgeschlossen, auf denen 2 Engel sitzen, die ebenfalls 2 Totenkronen halten. Die Figuren sind unendlich steif in ihrer Bewegung und derb. Die Tafel zeigt Verwandtschaft mit einer anderen von 1801, die im Aufbau gleich eine Säulenarchitektur, Giebel und bekrönenden Engel und zu beiden Seiten der Säulen bäuerlichen Akanthus zeigt, einer ertrunkenen Tochter des gleichen Schiffers Kähler gestiftet. Nur ist hier die Schwere der Architektur gemildert, die Formen sind leichter und zarter geworden. Der Giebel ist nicht mehr so schwer, ist weniger plastisch, die halbrunden Säulen haben sich zu aufgelegten Pilastern gewandelt, das Ornament hat nicht mehr die quellende Kraft wie zuvor. Diese Tafel ist nach dem Köpitzer Totenmal entstanden und stammt von dem gleichen Tischler Johann Daniel Vollbrecht aus Wollin. Bei einer Renovierung der Köpitzer Tafel fand man nämlich einen Zettel in einer Säule mit der Inschrift: Dieses ist verfertiget von Johann Daniel Vollbrecht Tischler in Wollin Den 9ten September 1784.

In vielen Fällen ist die Totentafel nichts weiter als ein Konsolbrett, auf dem die Totenkrone ruht. Der Kopfteil eines solchen Brettes pflegt dann eine ausgesägte Krone zu sein, während der untere Teil eine ziemlich bewegte Umrißlinie hat. Diese einfachen meist schwarzen niedrigen Konsolbretter tragen Namen und Daten der Verstorbenen. Reichere Bauern und Fischer ließen natürlich bei Dorftischlern prunkvollere Tafeln arbeiten, wie die Beispiele aus den Kreisen Pyritz, Usedom-Wollin und Cammin uns zeigen. Totentafeln aus Lüssow Kr. Greifswald aus dem Jahre 1749 und 1775 zeigen eine barocke bewegte Umrißlinie mit plastisch vortretender Konsole am Kopfende und

bunter Bemalung. Eine Tafel aus dem Jahre 1750 ist umrandet von einer bäuerlichen stilisierten, fast nicht mehr zu erkennenden Akanthusranke. Eine grün gestrichene Tafel aus Caseburg Kr. Usedom, jetzt Provinzial-Museum, mit aufgemalten Rosen und Blättern und nach unten zu in einem kühnen Schnörkel endend trägt die liebevolle Aufschrift: Dieses Kreutzelein ist Mein Carl Johann Wendt ist geborn den 15ten Dzbr 1807 gestorben d. 20. Aug. 1809 sein Alter 1 Jahr 9 Monath. Ich nenne noch Totentafeln aus Wittichow Kreis Pyritz: rechteckige buntgemalte Bretter, eingefaßt von Säulen und mit Giebel und Kronenaufsatz. Das Konsolbrett ist im oberen Teil der Tafeln angebracht und mit einem kleinen Gitter oder auch mit Holzpuppen eingefaßt, um das Herunterfallen der Totenkronen zu verhindern. Besonders reizvoll ist das Totenmal der Sophie Kuk mit der geschnitzten Krone und eisernem Kreuz und Adler als Aufsatz. Alle diese Tafeln wirken nur durch ihre Farbenpracht.

Diese Totentafeln sind sehr verbreitet gewesen und in ihrem Aufbau sehr uneinheitlich, Lokaltypen lassen sich nicht herausschälen. Die Formen wechseln, variieren, je nach Phantasie und Talent des betreffenden Künstlers. Wohl kann man bei den Tafeln des 18. Jahrhunderts den Einfluß des Barock und im 19. Jahrhundert klassizistische Einwirkungen auf das strukturelle Gefüge der Tafeln verhaben, doch haben diese Dorftischler es verstanden, die Formen der hohen Kunst ihrem eigenen Formwillen anzupassen und umzumodeln, so daß diese bäuerlichen Tafeln ihr eigenes und beinahe zeitloses Gesicht erhalten. Sie sind so Gemeinschaftsgut geworden, daß man eine pommersche Totentafel schwer von einer mecklenburgischen und brandenburgischen unterscheiden kann. Bei allen diesen Tafeln kann man die höchst interessante Beobachtung machen, daß selten Farben gewählt sind, die auf einander abgestuft sind, sondern solche, die mit einander kontrastieren und eine starke prunkvolle Buntheit erzeugen.

Totentafel und Totenbrett sind eigentlich zwei Begriffe, die man schwer von einander trennen kann. Schon Goethe beschreibt uns auf seiner Main—Rhein—Neckar-Reise am 5. September 1814 solche Totenkronen in der Kirche zu Ober-Ingelheim. Ich lasse die schon so oft zitierte Stelle folgen: „Ein wunderbarer Gebrauch war zu bemerken. Auf den Häup-



Aufn. Dr. Balke. Schiffsmodell aus der Kirche von Kl.-Stepenitz, Kr. Cammin

tern der steinernen Ritterkolosse sah man bunte leichte Kronen von Draht, Papier turmartig zusammengeflochten. Dergleichen standen auch auf Gesimsen, große beschriebene Papierherzen daran gehängt. Wir erfuhren, daß es zum Andenken verstorbener und verheirateter Personen geschehe. Diese waren der einzige Schmuck des Gebäudes.“ Auch auf Fontanes Schilderung der Kirche zu Alt-Geltow bei Potsdam (vgl. Wanderungen 1910, 3, S. 438) ist noch hinzuweisen. Die Totenkronen sind kleine hölzerne Drahtgestelle, mit Papierblumen, Flitter, Goldpapier, Zeugflicken umwunden und mit lang herabfallenden Bändern versehen. So saßen sie meistens auf den Konsolen der Totentafeln. Zunächst wurde die Krone als Ersatz der Brautkrone nur unverheirateten jungen Mädchen bestimmt, dann aber auch auf junge Burschen

und Kinder ausgedehnt, ein Zeichen der Unberührtheit und Reinheit. Diese Sitte der Totenkrone ist in fast allen Gebieten Deutschlands bekannt [22]), und auch Pommern hat darin keine Ausnahme gemacht. Leider verschwinden diese reizvollen Zeugen der Vergangenheit mehr und mehr, sie sind unansehnlich geworden und verstaubt und haben ihr farbenprächtiges Kleid verloren. Doch will ich nicht versäumen, auf eine interessante pommersche Totenkrone hinzuweisen, nämlich auf die Totenkrone von Nipperwiese bei Fiddichow a. d. Oder, welche von Haas ausführlich beschrieben worden ist. [23]) Reif und Bügel der Krone sind mit künstlicher Myrthe umwunden und tragen im Innern Samtstreifen, die mit Golddraht bestickt die Initialen H. P. aufweisen. Bunte lange seidene Bänder, mit Myrthenzweigen und künstlichen Blumen besteckt, mit herzförmig ausgeschnittenen Sammetstücken benäht, die die Buchstaben H. P. und W. S. 1847 zeigen. Sie sind ferner mit herzförmig ausgeschnittenen Papierstückchen besetzt, auf denen Sprüche und Reime geschrieben stehen, die bisweilen recht rührselig und prosaisch sind, wie z. B. „das Leben wird wie das Meereswasser nicht eher ganz süß als bis es gen Himmel steigt". Solche Kronen wurden meistens in der Stadt gekauft.

Wenig beachtet unter dem Gesichtspunkt Totenkult und Volkskunst sind Schiffsmodelle, die hier und da noch in Dorfkirchen an der Wasserkante hängen. So wissen wir von einem Schiffsmodell des 18. Jahrhunderts aus der Kirche von Kl. Stepenitz, daß es laut Kirchenbuch zum Andenken an den 1731 auf See verstorbenen C. Schulte der Kirche gestiftet worden ist. Es handelt sich um einen Zweidecker nach der Art der in Nordholland gegen Ende des 16. Jahrhunderts zu Hoorn neu erfundenen Fleute oder Gainze, [24]) einer Schiffsform, die sich jahrhundertelang in ihrer Grundstruktur erhalten hat. Unser Schiff ist ein Typ um die Mitte des 16. Jahrhunderts, mit kurzen Raaen an hohen Masten, mit einem Schiffskörper, der im obersten Deck eingezogen ist, und mit Bemalung des Unterwasserteils mit einer Wellenlinie. Gallionsfigur ist ein spukhaftes dämonisches Wesen, am Heck befinden sich ebenfalls Schnitzereien. Das Schiff ist bunt bemalt, viel zu groß sind die Kanonen und die Gallionsfigur, dagegen zu klein das Unterwasserschiff, das man für gewöhnlich ja nicht sieht, hierin gleich andern Schiffsmodellen gearbeitet.

Ueber pommersche Bahrtücher und Glasscheiben zum Gedächtnis von Verstorbenen kann an dieser Stelle noch nichts ausgesagt werden, da ich bisher nur urkundliche literarische Dokumente gefunden habe, aber nicht sichtbare Belege.

Zusammenfassend sei bemerkt, daß der Totenkult in Pommern außerordentlich interessante Volkskunstdenkmäler hinterlassen hat, denken wir nur an die Steingrabmäler in Vorpommern, an die Totenmale aus Granitquadern Kreis Stolp, oder an die Greifenberger Grabwangen, an die ostpommerschen Kaschubenkreuze, an die Jamunder Brettkästen oder schließlich an die vielen Totentafeln und Kronen des 18. und 19. Jahrhunderts. Den Reichtum an diesen Erscheinungsformen aufzudecken, das war das Ziel dieses Aufsatzes; denn die Volkskunstforschung Pommerns steckt noch in den allerersten Anfängen, und gerade auf diesem Teilgebiet haben wir noch viel zu erwarten.

Bei allen diesen Erscheinungsformen können wir sehr gut die verschiedenen Gesetze der Volkskunst beobachten, die Betonung des Hauptsächlichen, die Stilisierung, die schematisierende formelhafte Arbeitsweise, die ähnlich wie das mittelalterliche Bild zu ihrer Erklärung das Schriftband, den Titulus, benötigt. Diese Beobachtung ist sehr auf Totentafeln zu machen. Immer wieder können wir die Reduktion des Organischen auf eine einfache beinahe geometrische Form beobachten, vgl. z. B. das Epitaph von Warsin oder die Wachholzhagener Totentafel. Hervorzuheben ist die ungeheure Farbigkeit, die Vorliebe für Kontrastfarben. Auffallend ist ferner die Verknüpfung und Verpflechtung von Wahrnehmungsformen und abstrakten Gebilden, die keinen natürlichen Zusammenhang haben. Es gibt hier keine festumrissene Stilfolge, sondern wir haben es mit typischen unpersönlichen generellen Werken zu tun, mit Vorstellungsgebilden, die dem Assoziationsleben entstammen. Der Künstler verschwindet hinter seinem Werk, er ist der Nenner einer Gemeinschaftsgruppe, deren Denken, Fühlen und Wollen sein Schaffen verkörpert. Doch damit ist nicht gesagt, daß es den Begriff der historischen Individualität nicht gibt. Sobald nämlich das Individuum die Kraft hat, sich aus dem Kollektivbewußtsein und der Kollektivanschauung zu lösen, in dem Augenblick tritt ein Wandel und Wechsel des Stils ein. Man kann in diesem Fall eine Beeinflussung der hohen Kunst beobachten, dafür mag als gutes Beispiel das Epitaph des Wolliner Tischlers gelten.

Die Volkskunst ist eben mit anderen Maßstäben als die hohe Kunst zu messen, sie ist vielfach symbolisch verankert und keine l'art pour l'art-Kunst. Sie verfolgt andere Zwecke und Ziele als die Stilkunst, sie ist nicht so sehr historische Individualitätsforschung, und aus diesen Gründen bedarf das Schaffen einer Gemeinschaft einer anderen Betrachtungsweise. Volkskunst ist nicht um ihrer selbst willen geschaffen, sondern hat in der Regel die Tendenz des Zweckes, wie in unserm Fall die Totenehrung.

Anmerkungen:

[1]) Sarton: Die Totenmünze. Arch. f. Religionswissenschaft II S. 205 ff.

Derf.: Der Totenschuh. Z. f. Volksk. 4 S. 422 f.

[2]) Die Denkmalpflege in Pommern. Jahresbericht XXI. Stettin 1916, S. VIII, mittelalterliche Mordkreuze u. Wangen in Pommern, noch zwölf, ebensoviele verschiedene lassen sich urkundlich nachweisen.

[3]) Cohn, Gustav: Alte Judenfriedhöfe, insbesondere der Judenfriedhof in Krotoschin. Die Denkmalpflege 21. Jahrg. 1919. S. 60 ff.

Levy, Arthur: Jüdische Grabmalkunst in Osteuropa. Berlin. — Die Judenfriedhöfe in Pommern, — Stettin und Niederhof Kr. Grimmen z. B., — die Dorffriedhöfe in Groß Poplow, Kr. Belgard und Heinrichsdorf, Kr. Neustettin, sind mir unbekannt — beherbergen einige Grabmäler aus der Mitte des 19. Jhs., Tafeln, die ganz schmucklos sind mit Darstellungen des Sonnenauges, des Schmetterlings, der beiden Hände, der Palme, der geknickten Rose usw.

[4]) Lindner, Werner: Mark Brandenburg, Deutsche Volkskunst. Abb. 232 schmiedeeisernes Grabmal mit landwirtschaftl. Sinnbildern wie Harke, Forke, Beil usw.

Hahm, Konrad: Deutsche Volkskunst. Berlin. Taf. 114 Sargschild aus der Danziger Gegend mit aufrecht stehenden und geknickten Aehren.

Pesler, Wilhelm: Niedersachsen. Deutsche Volkskunst. Abb. 153 Grabmal aus Blumenthal mit Abb. eines Segelschiffes, Abb. 151 Grabmal aus Trupe mit Windmühle. Ebenso Häberlin, Karl: Frauentrachten und Trauerbräuche auf der Insel Föhr. Mitt. a. d. V. d. Kgl. Sammlg. f. dtsch. Volksk. Bd. 3 H. 2. Berlin 1909 S. 104 Abb. 15 Grabstein mit Schiff.

Lindner, Ludwig: Alte volkstümliche Grabmäler aus Norddeutschland. Elberfeld 1922. Grabsteine mit Schiffsdarstellungen aus Boldixum und Wyk a. Föhr.

Brunner, Karl: Ostdeutsche Volkskunde. Leipzig 1925. Abb. 67 Bahrtuch einer Fischerzunft mit Fischmotiven.

Weselscheid, Heinrich: Ruhrländische Grabsteine aus vier Jhd. Essen 1929. Beiträge zur Landeskunde des Ruhrgebietes Heft 1. S. auch Redslob, Edwin: Thüringen. Deutsche Volkskunst. München Abb. 211 Bahrtuch der Holzhauer in Georgenthaler Forst bestickt mit Axt, Säge, Baum.

[5]) Haberlandt, Arthur: Die volkstümliche Kultur Europas in ihrer geschichtlichen Bedeutung. In: Buschan, Illustrierte Völkerkunde. Stuttgart 2. Aufl. T. 2 S. 644. Pietätvolle Aufbewahrung von Schädeln in Beinhäusern in der Bretagne wie auch in Salzburg, Nordtirol und dem Salzkammergut. Vgl. Abb. 391 bemalter Totenschädel aus Hallstatt, Oberösterreich.

[6]) Häberlin: Trauertrachten und Trauertrachten auf der Insel Föhr. S. 105.

[7]) Hannig, Georg: Pommerns alte Grabmäler Stettin. S. 5 Abb.

Hardow, Rudolf: Alte und neue Grabdenkmäler im Stadt- und Landkreis Stolp. Stolp 1930. S. 48 Abb. 1, S. 49 Abb. 3 und 4.

[8]) Adler, Fritz: Pommern. Deutsche Volkskunst. S. 40.

[9]) Adler, Fritz: Deutsche Volkskunst, Pommern Abb. 201, 203 und 205 Grabmäler aus Prerow, Darß.

Schultze, F.: Grabdenkmäler auf dem Kirchhofe in Prerow. In: „Die Denkmalpflege", Jg. VI Nr. 7. Berlin 1904. S. 55—58.

[9*]) Derselbe S. 56.

[10]) Derf.: S. 39.

[11]) Derf.: S. 39.

[12]) Dalmer, Carl: Bericht über die schwedisch-pommersche Kirche vom Jahre 1731. Baltische Studien Bd. 19 H. 2. Stettin 1863. 121—122.

[13]) Lemcke, Hugo: Bau- und Kunstdenkmäler von Pommern Bd. IV H. XI. Kreis Greifenberg. Stettin 1914. Bakuck Fig. 3, Gützlaffshagen Fig. 63 u. 64. 65 (Bekrönung einer Grabwange) Reuskow Fig. 101, 102, 103. Robe Fig. 106. Trieglaff Fig. 151. Zarben Fig. 160.

Ebert, Johannes: Volkskundliches aus Gützlaffshagen. Unser Pommerland 9. Jg. 1924 S. 280.

Thiele, Th. G. u. Küsthardt, H.: Meisterwerke alter Grabmalkunst. Leipzig o. J. S. 309 Gützlaffshagen. S. 311 Treptow a. d. Rega und Umgegend von 1860—70.

[14]) Hannig, Georg: Pommerns alte Grabmäler. Stettin S. 3 Abb. Holzstele aus Prerow, S. 5 Holzmal aus Hammer. Abb.

Hardow, Rudolf: Alte und neue Grabmäler im Stadt- und Landkreis Stolp. S. 53 Nr. 14 Holzdenkmal von dem Friedhof zu Stolp. 1855. S. 55 Holztafel in Hebrondamnitz. Nr. 17 Holzgrabmal Bessin 1853. Nr. 18 Holztafel Neu-Jugelow.

[15]) Nachrichten über die im Jahre 1827 geschehene Wiederherstellung des im dreißigjährigen Kriege zerstörten Kirchturms in dem Dorfe Pegelow bei Stargard. Zusammengetragen von A. W. Granzen. Neue Pommersche Provinzialblätter Bd. 3. S. 112.

[15*]) Schultze, F.: Grabdenkmäler auf dem Kirchhofe in Prerow S. 57 Abb. 16.

[15**]) Schwindrazheim, Oskar: Deutsche Volkskunst in: Buschan, Georg: Das deutsche Volk in Sitte und Brauch. Stuttgart, 1922. S. 410.

[16]) Hoefert: Friedhofskunst Stettin 1914.

[17]) Adler, Fritz: Pommern. Vgl. Abb. 193, 198 und 199.

Hannig, Georg: Pommerns alte Grabmäler. S. 3 Abb. Schmiedeeisernes Mal aus Lindenberg.

[18]) siehe Adler Abb. 194.

[19]) siehe Hardow S. 21/22. u. S. 51 Nr. 10 Kaschubenkreuz aus Schmiedeeisen 2. H. 19. Jhd.

[20]) W. u. B. bei Lindner, Werner: Mark Brandenburg. Deutsche Volkskunst Bd. II. Abb. 228—30 angeblich „Totenbretter" aus den Kreisen Westhavelland, Lebus und Templin. Siehe Haberlandt, Michael: Die indogermanischen Völker des Erdteils (Europa) in Buschan. Illustrierte Völkerkunde. S. 195 u. Abb. 96 Die Sitte der bemalten Totenbretter, auf denen der Verstorbene vor der Einsargung aufgebahrt war, die dann ins Freie gestellt werden, . . . ist im bayrisch-fränkischen Stammesgebiete bis heute landschaftlich lebendig geblieben.

[21]) Siehe auch Balke, Franz: Volkskundliche Denkmäler aus dem Kreise Cammin. Heimatkal. des Kreises Cammin 1930. S. 72 Abb. 2.

[22]) Lauffer, Otto: Der volkstümliche Gebrauch der Totenkrone. Mitt. d. Vereins der Sammlung für deutsche Volkskunde Bd. 5 H. 1 Berlin 1916 S. 135. S. auch Balke, Franz: Ein gefährdetes Denkmal pommerscher Volkskunst. Stettin 1927 S. 7.

[23]) Blätter für pommersche Volkskunde 3. Jg. Nr. 9 S. 135 Sterbekrone aus Nipperwiese.

[24]) siehe Köster, August: Modelle alter Segelschiffe. Berlin O. 7. S. VIII. f.

Rundschau.

Otto Graunke 70 Jahre.

Am 3. Februar 1861 wurde Otto Graunke in Schivelbein in Hinterpommern geboren. Die sogenannte Oberschule in seiner Heimatstadt gab ihm reichliche Kost mit auf seinen Lebensweg. Otto wurde Soldat; er wollte auf diesem Wege Beamter werden. Das Bezirkskommando Stettin hielt ihn 6 Jahre, aber dann hielten ihn keine 10 Pferde mehr im bunten Rock; er bemühte sich um eine Stelle in der National-Versicherung in Stettin, wo er mehr verdiente, denn sein lyrisches Herz hatte er verloren. Heiraten wollte er das gute Mädchen, das ihm heute an seinem siebzigsten Geburtstag nach mehr als vierzigjähriger Ehe noch in Gesundheit zur Seite steht.

Er baute sich ein bescheidenes Nest in Pommerns Hauptstadt.

Und wie sah es sonst in diesem Nest aus? Arbeit war in den ersten Jahren die Zierde dieses jungen Bürgers, dessen Familie sich um einen Sohn und eine Tochter vergrößerte. Sang Mudding Graunke an der Wiege ihrer Kinder, dann sang es in dem Herzen des jungen Vaters in all den schönen Tönen, die nur dem Heimatdichter eigen sind.



Angeregt durch Fritz Reuter, John Brinckman und Klaus Groth griff Otto Graunke zur Feder. Waren es anfangs in seinem Buche „Affids" auch nur Läuschen und Riemels, so hatten sie doch den Vorzug, in plattdeutscher Sprache zum Leser zu sprechen. Das Buch wurde gekauft. Der Erfolg machte dem Dichter Mut; die zweite Auflage erschien. Immer neue Gedanken stürmten auf ihn ein, deren Wurzeln alle in der Heimat staken, in der lieben Heimat, wo man nicht achtlos am Sommer, Winter, Herbst und Frühling vorübergeht.

Sind die Klänge von Otto Graunke auch nicht ganz so voll wie die seines hinterpommerschen Landsmannes Albert Schwarz, so ist Graunke doch ein Lyriker von Gottes Gnaden. — Wie klingt sein Sang lebhaft an Klaus Groth an, wenn er dichtet:

Oft seih in'n Drom en Hüs'ken ick,
En Hüs'ken grünn von Win ümrankt;
Em hew ick einst, o sötes Glück,
Min' güllen Kinnertid verdankt.

Das zweite Buch „An'e Bät" kam heraus. Graunke wird besser, auch der Schalk blitzt den Leser an:

Kann't licht mi denken, leiwe Dirn,
Dat du woll niglich wirst tau hür'n,
Wil doch 'ne Dirn girn küssen deit,
Worüm dat Wurt jüst „Küssen" heit.

Das, was Albert Schwarz begonnen und auch meisterhaft zu Ansehen brachte, Dichtungen in hinterpommerscher Mundart, hat Otto Graunke weiter ausgebaut, besonders in seinem dritten Buche „Awendklocke". Hier ist er ganz Heimatdichter. Es ist völlig abwegig, wenn jemand über das hinterpommersche Platt die Nase rümpft. Es sollten nur alle wie Schwarz und unser Otto Graunke den Mut haben, in ihrer wahren Muttersprache zu dichten. Seine „Awendklocke" sind m. E. die besten Lieder. Es ist unmöglich, in dieser kurzen Besprechung all das Schöne aus dieser köstlichen Sammlung zu kennzeichnen; es muß bei einem Liede bleiben:

Awendfrede.

Uem't aflegen Hüf'ke weegt lif'te d' Wind;
Ull Mütterke sitt im Stüwke u' spinnt,
Im Aweloch warmt sick d' Pudel sí' Fell,
U' Miez, dei grif' Katt, liggt hinn're Hell.

Dei Klock geiht up negen. Dat Spinnrad schnurrt,
Uem d' tranig ull Lamp 'n Fleig rümmerburrt;
U' we'm eis recht nipp in'e Alkowe horkt,
De' hört m', wo prächtig al Botterke schnorkt.

„Lustige und irnste Leder" nennt Graunke sein nächstes Buch: „As't de Vagel sünq!" Auch hier noch oft sein hinterpommersches Platt, jedoch nicht so oft und auch nicht so voll und kräftig, wenn uns der Vogel auch die einzelnen Jahreszeiten vorzaubert in plattdeutscher Lyrik. — —

Der Weltkrieg traf auch unsern Dichter. Er sah seinen einzigen Sohn dahingehen und — — nicht wiederkommen. Stilles Sprechen heute von dem Helden. Aber ein bleibendes Denkmal, besser als in Stein und Erz setzte Otto Graunke seinem Kinde in dem Buche: „Achter düstre Dannen":

Achter düstre Dannen, wid in Polenland,
Deip in'n Holt verstecken, liggt en Hümpel Sand.

Achter düstre Dannen, up den Hümpel Sand,
Steiht en Krüz: En Dütscher stürw för't Vaderland.

Achter düstre Dannen rauht min leiwe Jung'
De in'n Krieg wir tagen vull Begeisterung.

Achter düstre Dannen, up den Hümpel Sand
Heww ick anno söfteihn still ein Bläuming plant't.

Achter düstre Dannen; keine leiwe Hand
Kann dat Bläuming plegen up den Hümpel Sand.

Man riet dem Dichter, „Achter düstre Dannen" nicht herauszugeben. Das wäre schade gewesen, hätt' Otto Graunke es nicht getan. Man soll nicht denken, daß in diesem Werk, das bestimmt mit seinem Herzblut geschrieben ist, die Verzweiflung vorherrscht. Nein, der Dichter pflückt auch hier von den Disteln Feigen und pflanzt am Grabe noch die Hoffnung auf, den Lebenden zum Troste.

So gehst Du nun, lieber Otto Graunke, in das achte Jahrzehnt! Geachtet, geehrt und geliebt von Deinen Lesern, besonders von Deinen Pommern, die außerhalb ihrer Heimat wissen, was sie Dir für die Erhaltung unserer Muttersprache verdanken. Nimm unsern Glückwunsch an, der aus tiefbewegten Herzen Dir entgegenklingt in all den Tönen, die Du in Deiner unsterblichen Kunst so oft angeschlagen hast.

Im Kreise der Deinen, in der Reichshauptstadt, Deinem neuen Wohnort, sollst Du bei Deiner lieben Tochter das Fest feiern, und recht, recht gesund sollst Du bleiben noch viele, viele Jahre an der Seite Deiner guten Frau! Ja, das sollst Du!

Willem Henschel.

Herausgegeben von der Heimatvereinigung „Unser Pommerland." Verantwortlich: Gustav Fischer, Stettin. Druck und Verlag von Fischer & Schmidt, Stettin. Nachdruck der Originalbeiträge ist nur mit Erlaubnis des Verlages gestattet. Alle Sendungen sind an den Verlag der Zeitschrift „Unser Pommerland", Stettin, Gr. Wollweberstr. 13, zu richten.

Verlagsort Stettin 16. Jahrg. 1931 Heft 3

Unser Pommerland

Monatsschrift für das Kulturleben der Heimat



Heimatvereinigung „Unser Pommerland"

Verlag von Fischer & Schmidt, Stettin

F B ERN HARDT

GEBRÜDER HORST

STETTIN

Paradeplatz 19, 20, 21, 22, 23
Gr. Wollweberstr. 19. 20, 21, 22

MODEWAREN UND AUSSTATTUNGEN

Leinen- und Wäschehaus

C. DRUCKER

Inhaber Julius Evers

STETTIN · ROSSMARKT 3

Erstes Spezialgeschäft für

Wäsche-Ausstattungen

Damenwäsche · Herrenwäsche
Kinderwäsche · Erstlingswäsche
Tischwäsche · Bettwäsche
Hauswäsche · Badewäsche
Leinen- und Baumwollwaren
GARDINEN UND STORES
METALL-BETTSTELLEN
BETTEN · MATRATZEN
Daunendecken · Steppdecken
Blusen in grosser Auswahl
Morgenröcke · Dirndlkleider
Sportjacken · Unterröcke
Kinderkleider



Lieber keine Absätze an den Schuhen als den „Großen Brockhaus" entbehren!

schreibt voller Begeisterung Herr A. S. aus Dearborn (USA.). Damit übertreibt er gewaltig, denn **bandweiser Bezug und bequeme Teilzahlungen** ermöglichen es jedem, sich das für den modernen Menschen unentbehrliche **Nachschlagewerk**

DER GROSSE BROCKHAUS

Handbuch des Wissens in 20 Bänden
anzuschaffen. Fragen Sie einen Buchhändler.

F. A. BROCKHAUS · LEIPZIG

Der Unterzeichnete ersucht um kostenlose, portofreie und unverbindliche Zusendung der reichbebilderten, anregenden Schrift **„Der Große Brockhaus neu von A–Z".**

Name u. Stand: .....

Ort u. Wohnung: .....

Pom. Heimatbücher

(plattdeutsche Reihe)

I. Band: **Reinke dei Voß** von Albert Schwarz. Mit Bildern von Ludwig Segebarth. Geb. M. 2.—

II. Band **De Ulenkraug** Roman von H. Bandlow. 2. Aufl.: Mit Bildschmuck von Otto Bittali. Geb. M. 5.—

III. Band: **Plattdeutsche Lyrik** mit besonderer Beziehung auf Pommern. Ausgewählt und eingeleit. v. Lic. Walter Schröder. Geb. M. 5.—

Greifenbücher

(hochdeutsche Reihe)

I. Band: **Ein Schrei.** Erzählung von Edmund Hoefer. Mit einer Würdigung Hoefers von Arnold Koeppen. Geb. M. 1.50

II. Band: **Aar und Greif.** Erzähl. a. d. Geschichte d. Stadt Pyritz v. Arnold Koeppen. Geb. M. 1.50

III. Band: **Menschen in Pommern.** Zehn Geschichten von Ulrich Sander. Mit Buchschmuck vom Verfasser. (Erscheint im Herbst 1931.)

Verlag von Fischer & Schmidt, Stettin.

Unser Pommerland

Monatsschrift
für das Kulturleben der Heimat

Herausgegeben von der Heimatvereinigung „Unser Pommerland"
Schriftleitung: Gustav Fischer.
Verlag von Fischer & Schmidt, Stettin, an den alle Zuschriften zu richten sind.
Zahlungen auf Postscheckkonto: Stettin Nr. 260

16. Jahrgang — März 1931

Diese Zeitschrift ist durch die Post, jede Buchhandlung oder vom Verlage zu beziehen. Bezugspreis vierteljährl. 3 M. Preis dieses Heftes 1 M

Inhalt des 3. Heftes: Seite

Der Birkenhof. Hinterpommersche Erzählung von E. Jeske.... 79
Die Stadt Stettin im Spiegel ihrer Medaillen von T. Hoffmann..... 83
Wo lag einst die Svolder-Insel von H. Lentz 90
Ein Seemannsabenteuer in Afrika von H. Vogel 93
Das Kloster Belbuck bei Treptow a. R. Geschichtliche Erinnerung an seine Begründung vor 750 Jahren von H. Bosse .. 96
Das Kloster Belbuck während der Reformationszeit..... 100
Klostersagen um Belbuck und Wischow..... 103
Albert Heintze. Zum 100. Geburtstag des pommerschen Germanisten von R. Heintze..... 106
Ueber Städtewappen von C. Staude 109
Wilhelm Peters, der Künstler von U. Sander.....111
Pommersche Lyrik.....106, 111, 114
Rundschau 114
Mitteilungen des Bundes Heimatschutz, Landesvereins Pommern (Pommersche Heimat)

Buchbesprechungen.

Thule, Ithaka, Vineta. Von Hans Lentz-Spitta, Neidenburg (O.-Pr.) Copyright 1929 by Wilh. Sauer, Roßleben. 32 Seiten. Preis 0,60 RM.

Von den drei Abschnitten des Büchleins geht der letzte den pommerschen Geschichtsfreund an und rechtfertigt daher einen Hinweis in unserer Bücherschau. Der Verfasser, der auch in unserer Zeitschrift schon zu Wort gekommen ist, läßt die Frage nach der Lage und dem Untergang von Vineta und der Jomsburg nicht ruhen, und man muß eingestehen, daß sein unermüdliches Streben das Vineta-Jomsburg-Problem um ein wesentliches Stück der endgültigen Lösung nahegebracht hat. Unter Berücksichtigung geologischer Vorgänge an der Ostseeküste und durch kritische Betrachtung ältester Quellen, wobei er sich von kühnen Schlußfolgerungen freihält, sucht er die Stelle, wo Vineta, Adam v. Bremens Jumne, lag, an der (ehemaligen) Pee-

Westermanns Monatshefte

die schönste deutsche Monatsschrift

halten sich allen gebildeten Kreisen bestens empfohlen. Auch Ihnen wird diese schönste deutsche Zeitschrift sicher gefallen ● Verlangen Sie eine Probenummer unter Benutzung des anhängenden Gutscheines.

Gutschein Gern sendet der Verlag von Georg Westermann, Braunschweig, gegen Einsendung von 30 Pfennig ein Westermanns Monatsheft im Werte von 2 Mark ●

Name: .....

Beruf: .....

Adresse: .....

Einbanddecken

für die Jahrgänge von 1921 bis 1930 von „Unser Pommerland" sind vorrätig und zum Preise von RM. 1,50 zu beziehen vom **Verlag Fischer & Schmidt, Stettin, Gr. Wollweberstr. 13.**

Hugo Minack Nachf.

Büro: Stettin, Elisabethstraße 59

★

Spediteur für Möbeltransport u. Möbellagerung

nemünde und jetzt die Jomsburg, die um 993 von Palnatoki erbaute und nach 50jährigem Bestehen 1043 von König Magnus von Norwegen und Dänemark eroberte und zerstörte Seeraubritterburg, an der Swine an. Stadt und Burg lagen nicht beieinander. Nur die Gleichsetzung der Jomsburg mit Jumne hat die Lösung des Vinetaräthsels so außerordentlich erschwert. Lentz-Spittas Vermutungen haben eine größere Wahrscheinlichkeit als andere Annahmen, so daß deutsche und skandinavische Forscher ihm beigetreten sind.

Baltische Schatten. Die Geschichte des Herrn von Richtenberg. Von Walter zur Ungnad. In Ganzleinen geb. 4 RM. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 1930.

Die Namen „von Richtenberg" und „zur Ungnad" sucht man im Gotha vergeblich. Wir haben es natürlich mit erfundenen Namen zu tun. Nur soviel kann verraten werden, daß der Verfasser ein gebürtiger Stralsunder ist. Auch die Geschichte des Herrn von Richtenberg mag erfunden sein; aber die Schilderung der Zustände in Estland nach dem Kriege beruht offenbar auf eigener Anschauung. Und dadurch bekommt das Buch eine höchst lebendige Darstellung und starkes Gegenwartsinteresse. Denn wer möchte nicht gerne von Augenzeugen wissen, wie es dem ringenden Deutschtum im alten deutschbaltischen Ordenslande jetzt ergeht! Hineinverflochten ist eine nicht alltägliche Liebes- und Ehestandsgeschichte mit tragischem Ausgang. Infolge besonderer Veranlagung der Frau muß die Ehe, der drei prächtige Knaben entsprossen sind, getrennt werden, und der Herr von Richtenberg findet seinen Tod in den Münchener Hitler-Kämpfen vor der Feldherrnhalle. So verschmilzt mit dem großen vaterländischen Leid auch das leidensvolle Schicksal des einzelnen. Es ist zu wünschen, daß das eigenartige Buch gerade auch in Pommern einen zahlreichen Leserkreis findet. Dr. Gülzow

Paul Struck. Ein Wiener Komponist aus Haydns und Beethovens Tagen von C. F. Hennerberg. Stralsund 1931. Druck und Verlag der Königlichen Regierungs-Buchdruckerei. 28 S.

Die Geschichte der pommerschen Musik ist bisher noch recht lückenhaft und dürftig. Deshalb begrüßen wir jeden kleinen Beitrag, so auch den vorliegenden, mit Freude. Das Büchlein über Paul Struck, einen aus Stralsund gebürtigen Musiker, der ein Glied der dort noch heute blühenden Familie gleichen Namens ist, zeigt wieder einmal, wie wenig der Prophet im eigenen Lande gilt. Die Pommern haben das musikalische Talent entweder überhaupt nicht gekannt und gewürdigt, oder sie haben es längst vergessen. Struck gilt als Wiener Komponist aus der Epoche Beethovens und Haydns, dessen Schüler er war und dessen

Huching!

Pommerscher Volkshumor. Gesammelt von Heinrich Bandlow

Preis RM. 1.25

Ein mixtum compositum, ein Gemisch von Schnurren, Witzen, Anekdoten, wie sie im Volke entstehen und vergehen, hat Bandlows kundige Hand gesammelt und sie mit gewohnter Fertigkeit in das mundartige Gewand gekleidet. Vieles hat dadurch besonderen Reiz erhalten. Freunden plattdeutschen Volkshumors wird dies Büchlein ein willkommener Begleiter und Bereiter froher Stunden sein.

Erstes Spezialgeschäft für

Teppiche

Dekorationen, Gardinen, Möbelstoffe, Tischdecken, Läuferstoffe, Felle etc.

A. Steckner, Toepffer's Nachf.

STETTIN, Kleine Domstraße 11 und 12

Photo-Kino-Radio-Apparate

Stettin Schattke Luisenstr. 67

Neue Filiale: Breite Straße 48.

***Radio-Apparate** führen wir Ihnen in Ihrem Heim unverbindlich vor.*

Langfristige Teilzahlungen.

Hotel Gust

Stettin

Grüne Schanze 15 Fernsprecher 30678

Gutbürgerliches Haus

nahe beim Bahnhof, Post, Rathaus, Amts- und Landgericht

empfiehlt seine bestens eingerichteten 50 Zimmer mit Warmwasserheizung, sowie Speisen u. Getränke zu soliden Preisen

Autogaragen — Tankstelle.



BARTHOLDT

GROSSE AUSWAHL IN ERSTKLASS. UND PREISWERT. FABRIKATEN

Kaiser-Wilhelm-Str. 55 (am Denkmal)

ALFRED KLEIN Samenhandlung

Gr. Schanze 11a, Fernspr. 31811

empfiehlt **Blumen-, Gemüse-, u. landw. Sämereien,** sämtliche **Schädlings-Bekämpfungsmittel, Rawabast, Kokosfaserstricke, Werkzeuge für Garten- und Baumpflege, Futtermittel für Geflügel und Kleintiere, Futterapparate und Trinkgefäße, Flügelklammern usw.**

Preisliste auf Wunsch kostenlos.

Kunstwerke er persönlich dem für Musik begeisterten Stockholm vermitteln durfte. Ein schwedischer Forscher erst hat diese schwedisch-wienerischen Beziehungen aufgedeckt, und durch Zufall sind sie nun auch in Stralsund bekannt geworden. In dem kleinen Büchlein werden veröffentlicht ein Brief über Struck und drei von ihm, dann eine Arbeit über die erste Aufführung von Haydns Oratorium „Die Schöpfung" in Stockholm, die über Strucks musikalische Tätigkeit in Schwedens Hauptstadt noch des näheren Aufschluß gibt, und schließlich ein Verzeichnis der 11 Kompositionen Strucks. Einige dankenswerte Ergänzungen, besonders nach der familiengeschichtlichen Seite hin, gibt Dr. jur. Joachim Lorenz Struck in der Einleitung.

Für die pommerschen Musiklehrer ist es beschämend, daß sie die Geschichte ihres Faches in bezug auf unsere Heimat so wenig pflegen. Oesterreich und Schweden müssen erst die Verdienste dieses Mannes aufdecken, ehe das zwischen ihnen liegende Pommern von seinem eigenen Sohn erfährt. sch.

Umstrittene Erde. Von Heybert Menzel. Heinrich Wilhelm Hendriock, Verlag, Berlin-Charlottenburg 2.

Das Erleben des großen Krieges ist in einer Reihe von Büchern gestaltet worden. Wer aber spricht von dem Nachkrieg, von dem schicksalhaften Geschehen um deutsches Land und Volk in der Ostmark! Und doch war die durch das Friedensdiktat uns entrissene Ostmark in mehr als einer Hinsicht ein Kernstück Deutschlands. Heybert Menzel, ein geborener Grenzmärker, weckt mit seinem Roman das Bewußtsein dafür. „Feinde marschierten und nahmen ein, was sie nie erobert hatten: heilige deutsche Erde." Und wenn die Nachfahren jener, die als Pioniere dem Osten einst die Kultur brachten, der Willkür interalliierter Kommissionen gegenüber sich machtlos sahen, so waren es doch nicht kraftlose Menschen, die Führer wie die Geführten. Wer könnte je einen Bürgermeister von Rohrstadt vergessen! Menzel zeichnete lebenswahre ostdeutsche Charaktere in seinem Erstlingsroman. Franz Mahlke.

Einmalige Gelegenheit

zum Erwerb hervorragender Werke zu zurückgesetzten Preisen.

Es handelt sich durchweg um gebrauchte, aber tadellos erhaltene Exemplare, die wir infolge besonderer Umstände an unsere Bezieher günstig abzugeben in der Lage sind.

Weltgeschichte der neuesten Zeit 1890—1925 Herausgegeben von Prof. Dr. Paul Herre. 2 Bände in Halbleder geb. Rm. 50.—

Deutsche Geschichte. Von Otto Kaemmel. 3. Auflage. 2 Bände, gebunden Rm. 12.—

Das Werden des deutschen Volkes. Von Walther Classen. 3 Bde. geb. Rm. 30.—

Der Weltbrand. Deutschlands Tragödie 1914–1918. Von Walter Bloem, mit Zeichnungen von Ludwig Dettmann, 2 Bände geb. Rm. 36.—

Der Weltkrieg 1914—1918. Dem deutschen Volke dargestellt von Hermann v. Kuhl, General d. Inf. a. D., 2 Bde., in Ganzlein. geb. Rm. 45.—

Rassenkunde des deutschen Volkes. Von Dr. Hans F. K. Günther. 13. Aufl. i. Gzl. gb. Rm. 14.—

Meyers geographischer Handatlas mit 101 Haupt- und 115 Nebenkarten u. alphabetischem Namenverzeichnis. In Halbleder geb. Rm. 32.—

Die Erde und ihre Völker. Ein geographisches Hausbuch von Dr. Willi Ule, Professor an der Universität Rostock. 2 Bde. i. Ganzl. geb. Rm. 56.—

Tausend und ein Schweizer Bild. Von S. A. Schnegg Monumentalwerk in Kupfertiefdruck, in Ganzleinen geb. Rm. 62.—

Deutsche Heimat. In Bildern von Hans Thoma. Monumentalwerk in Lichtdruck, geb. Rm. 20.—

Handbuch der deutschen Literaturgeschichte. Von Alois Bernt, in Ganzlein. geb. Rm. 20.—

Deutscher Wortschatz. Handwörterbuch der deutschen Sprache nebst Fremdwörterbuch. Von Wessely-Schmidt. Geb. Rm. 13.50

Deutsches Spielhandbuch. Herausgegeb. von Thilo Scheller, Turn- und Sportlehrer an der Preuß. Hochschule für Leibesübungen in Spandau. 2 Bände, geb. Rm. 12.—

Vorstehende Werke liefern wir unsern Beziehern, solange der Vorrat reicht, mit einem Nachlaß von 33⅓% auf die angegebenen Preise. Ratenzahlung ist möglich.

Buchhandlung Fischer & Schmidt
Stettin, Gr. Wollweberstraße 13.

Pommersche Bank

für Landwirtschaft und Gewerbe, Aktiengesellschaft

Kaiser-Wilhelm-Str. 1 **Stettin** Moltkestraße Nr. 15

Fernsprecher: Sammel-Nr. 25336

Telegr.-Anschr.: Pommernbank — Reichsbankgirokonto: Stettin — Postscheckkonto: Stettin 15500

Zweigniederlassungen: Anklam, Cammin, Falkenburg, Gollnow, Greifenhagen, Greifswald, Neustettin, Schivelbein, Stralsund, Swinemünde und Wollin

Erledigung sämtlicher bankgeschäftlichen Angelegenheiten.

Das pommersche Heimatbuch gehört in jede Familie!

„Dieser Band ist selbst für den Kenner Pommerns eine Ueberraschung durch die Fülle von Zeugnissen einer hohen Gestaltungs- und Schmuckfreude, wie sie hier zum ersten Male vereinigt sind", schrieb das „Neue Pommersche Tageblatt", Stargard, über

Pommern

Band 11 der Sammlung „Deutsche Volkskunst"
von
Dr. Fritz Adler

Mit über 200 Abbildungen auf Kunstdruckpapier
Kart. M. 7,50, Pappbd. M. 8,50, Leinenbd. M. 9,50

„Es ist sicherlich einer der fesselndsten und bemerkenswertesten Bände der vordienstvollen schönen Sammlung, weil er einer der reichsten ist, sozusagen voll unerhörter Prunkleistungen volkstümlicher Kunst."
„Hamburger Fremdenblatt".

Delphin-Verlag, München.



Gefilterte Moment-Aufnahmen aus freier Hand

„Photo-Einmal-Eins" Leitfaden für Anfänger Broschiert RM. 0,30. Erhältlich bei Ihrem Photohändler.

Ist es Ihnen nicht schon manchmal passiert, daß Sie keine Gelbfilter-Momentaufnahmen machen konnten, weil ihre angeblich „orthochromatische" Platte versagte? Die „Satrap-Braunschicht" ist ganz außergewöhnlich farbenempfindlich. Mit einem hellen Gelbfilter kommen Sie in den meisten Fällen aus. Sie brauchen mit Gelbfilter und Satrap-Braunschicht nur unwesentlich länger belichten, als wenn Sie ohne Filter photographieren. Nie kommen Sie in Verlegenheit, wenn Sie Gelbfilter-Momentaufnahmen aus freier Hand machen wollen. Zwischen orthochromatisch u. orthochromatisch ist eben ein Unterschied.

Satrap-Braunschicht-Platte o. I.

SCHERING-KAHLBAUM A.G. PHOTO-ABTEILUNG · BERLIN-SPINDLERSFELD

193 Dichter — 822 Gedichte

ALBERT SOERGEL

Kristall der Zeit

Eine Auslese aus der deutschen Lyrik der letzten fünfzig Jahre

Vossische Zeitung: „... eines der schönsten Geschenkwerke, das eine Großtat genannt zu werden verdient."

Ganzleinen RM. 12.—, Halbpergament RM. 18.—

Grethlein & Co., Leipzig/Zürich

Zu beziehen durch die Buchhandlung

Fischer & Schmidt, Stettin

DER MENSCH

Vom Werden, Wesen und Wirken des menschlichen Organismus

Herausgegeben vom Deutschen Hygiene-Museum
Schriftleitung:
Wissenschaftl. Direktor Prof. Dr. med. Martin Vogel.

XII, 420 Seiten und 333 Abbildungen und 14 Tabellen im Text, sowie 65 meist farbigen Tafeln. 1930. Lex. 8°.
In Leinen geb. 47,—.

Der Plan zu dem vorliegenden Werk „Der Mensch" ist gereift auf dem Boden der Erfahrungen, die in einem Zeitraum von fast zwei Jahrzehnten mit der Sammlung „Der Mensch" gewonnen wurden. Die Eröffnung des neuen Deutschen Hygiene-Museums ist nicht nur äußerer Anlaß zur Verwirklichung des lange gehegten Gedankens, sondern auch ihre Voraussetzung. Denn erst, nachdem die Sammlung „Der Mensch" auf Grund all der Erfahrungen und Ueberlegungen ihre endgültige Form gefunden hat, in der sie in dem Neubau des Museums eine bleibende Stätte findet, ist auch eine solche Darstellung in Buchform möglich geworden. Alle Fortschritte der inhaltlichen, wie der formalen Ausgestaltung der Sammlung sind daher auch dem Buche zugute gekommen. Die Eigenart des Werkes, die Notwendigkeit, Gemeinverständlichkeit und Anschaulichkeit der Darstellung mit exakter Wissenschaftlichkeit zu verbinden und dabei in allen Teilen eine einheitliche Linie anzustreben, hat an die Mitarbeiter nicht geringe Anforderungen gestellt.

Ausführlicher Prospekt kostenlos!

Johann Ambrosius Barth / Verlag
Leipzig.

Unser Pommerland

Monatsschrift für das Kulturleben der Heimat

Verlag von Fischer & Schmidt in Stettin.

16. Jahrgang | März 1931 | Heft 3

Der Birkenhof.

Hinterpommersche Erzählung von Erwin Jeske.

I.

Das Mysterium allen Lebens blüht im tiefen Dunkel und wächst am schönsten im Schatten des Geheimnisses.

Als ehedem die ersten Siedler die dichten Heidewälder zwischen Meer und Moor niederschlugen, um sie dem Leben fruchtbar zu machen, standen ihre Wesenstiefen in dem leis flackernden Lichte eines äußeren Christentums und dem Furchtverhältnis ureigenster Naturformen. Die Wälder starrten in schweigender Schaurigkeit, auf dem undurchdringlichen, wildwuchernden Moore brüteten abends weißliche Nebelschwaden, glimmte das Irrlicht und schrie die Mooreule.

Mitten hinein in Sumpf und Bruch trieben sie ihre Hausbalken, deckten die Dächer mit Moos und Schilf und rangen sich langsam zäh mit Schweiß und Blut zu Bauerntum und Familie.

Rings im Umraum lagen die Moorkaten, und in geringem Abstand davon streckte eine übermannshohe Dornenhecke dem herumstreifenden Raubzeug ihr stachlichtes Dickicht entgegen. —

Und der Norden schrieb heimlich Sprache, Wesensart und Urbild in die furchtoffenen Bauerngemüter, wenn die dunklen Herbstabende mit Windgeheul und Regenrauschen auf die Lehmwände klopften und die funkenstiebende Herdglut den Mund der erzählenden Alten beflackerte. Oder wenn in den langen, froststarren Winternächten die Wölfe über die Heide heulten, daß Lütt Annke frierend in die Kissen kroch und sich dicht an die ältere Schwester schmiegte. Aber im Sommerglast blühten die Himbeeren am Moorgehänge, und die Blaubeeren verschwendeten ihre mattüberhauchten Früchte an den jungen Mund. Allmählich fielen die Stämme, und Landschaft und Mensch stiegen freier aus dem dämmernden Schweigen ins hellere Daseinslicht. Die Kultur spellte ein paar Schienenstränge über den flächigen Rhythmus seiner Ebenen, die Sagen und Sänge krochen tiefer in die Vergangenheit und flüchteten ihr Schattenleben auf den Grund der Seelenschächte. —

II.

Auf dem Erbtum solchen Wesensgrundes, tief ins Unterbewußtsein der Erbmasse gepreßt, baut sich das Schicksal unserer Erzählung auf, die eine oft wiederholte Nachahmung darstellte, wenn sie nicht die Eigenart des hinterpommersch-nordischen Bauernmenschen zwischen Natur, Zeit und Wesenheit eindringlich beleuchtete. — — —

Auf dem einsamen Birkenhof am Moorwalde lebte in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die alte Marie Thiele und wartete kinderlos, verwitwet auf die unabwendbare Nacht ihres leidensgeprüften Lebens.

Ihren ersten Mann nahm ihr der Krieg, ihren einzigen Sohn verlor sie durch den tödlichen Biß der Kreuzotter, als sie das letzte Heu von der Waldtrift holten. Ihre zweite Ehe schien ebensowenig vom Glücke begünstigt, als ihr der Kindersegen versagt blieb, ihr zweiter Mann sich vor drei Jahren plötzlich legte und nicht mehr aufstand. Er war ein fleißiger Schaffner gewesen, und seine unsteten Augen trieben Knecht und Magd mehr, als es Worte vermocht hätten. Er tadelte oder befahl nur selten, aber dann lag eine zweideutige Schärfe in dem Aufreiz seiner Worte. Zwölf Jahre überlebte Marie Thiele noch das Ableben ihres Mannes, ehe man sie durch den sorgfältig beschnittenen Buchengang an seine Seite trug. Er ruhte in dem kleinen Gewölbe an der Waldspitze, von Eichen, Eschen und Birken überschattet und umflüstert. Das Neue und Seltene dieser Uebererdbestattung gab den Anlaß zu manchem dunklen Gerede bei Kätner und Bauer, und jeder mied nachts diese Geisterstätte. —

Der stattliche Hof mit seinem ansehnlichen Viehbestand, Wald, Wiesen, Roggen- und Haferfeldern befand sich damals in gewinnbringender Ertragfähigkeit, und man konnte

eigentlich, von den bösen Zungen abgesehen, von einer gewissen Wohlhabenheit reden. Eine verteilte Spannung lagerte allerdings in der Luft der zerstreuten Gehöfte, wenn man über das voraussichtliche Schicksal des Hofes nach Marie Thieles Tode spekulierte.

Es hatten sich im Laufe der letzten Jahre die Meinungen in zwei eifernde Lager gespalten. In solche mit natürlichem Gerechtigkeitssinn, die fest glaubten, daß der Hof dem Sohne ihrer Schwester zufallen würde, und solche mit dem Glauben an die grausame Unberechenbarkeit des menschlichen Herzens, die Jan Henning, den Großknecht, für den verschlagenen Erben hielten. Und die Rätselhaftigkeit allen Lebens gab unbegreiflicherweise den Letzteren recht.

Jan Henning werkte schon acht Jahre auf dem Birkenhof, war fleißig, anstellig und erspähte überall schnell seinen Vorteil. Seine Eltern taglöhnerten auf dem Bruchhofe, und mit 19 Jahren schickten sie ihn zu Marie Thiele, wo er sich bald durch willige Beflissenheit und die Kraft seiner Arme dem Bauer unentbehrlich machte. Als dieser dann vor drei Jahren starb, wurde er der eigentliche Verwalter des großen Hofes, und die vergrämte Besitzerin überließ ihm völlig den Gang der Dinge, überprüfte nur zuweilen die Ein- und Ausgaben, weil sie mit gefühlsmäßiger Frauenhaftigkeit in ihm die Sparsamkeit und den Fleiß ihres Mannes wiedererkannte.

Bei den Leuten auf dem Hofe war er wenig beliebt, und die Burschen aus dem Dorfe hielten keine feste Freundschaft mit ihm. Manche scheuten sogar seinen Umgang und fürchteten die Tiefe seines Blickes, in dem es glühte wie nachts im Moor. Seine Liebste war die Magd vom Bruchhofe, die rote Antje, die er oft spät am Abend schweigend aufsuchte und ebenso verließ. Viele schwatzten ihr Böses nach, ließen es aber nicht laut werden, da sich alle vor seinen harten Händen und seiner unnahbaren Verschlossenheit hüteten. So verdunkelte sich das Gerede zu undeutlichen Gebilden.

Eine Tatsache ließ sich allerdings nicht wegleugnen und bedeutete für das Dorf die Quelle allen Gemunkels. Man wußte nämlich, daß Marie Thiele seit dem Tode ihres Mannes heimlich trank und Jan, so oft er aus der Stadt kam, einen verdeckten Korb in die Wohnstube trug. Das Mädchen hatte neugierig gespürt und geklatscht, darauf hatte sie Jan vom Hofe gejagt. — Als Marie nach zwei Jahren starb, setzte das Testament Jan zum Vollerben des Birkenhofes ein. Die Zungengeläufigkeit im Dorfe verdoppelte sich, es hieß bald mit heimlicher Offenheit, Jan habe sich den Hof in der Trunkenheit bei der willenlosen Alten erschlichen. Wer aber wollte den Beweis antreten? Ein zweckloses Unterfangen, denn die Toten schwiegen, und Jan kümmerte sich wenig um das Gerede. Sein steinstarrer Wille trieb selbst sein eigenes Gewissen in eine bewußtlose Tiefe, und sein Jugendwahn verscheuchte die letzten Bedenken und Zweifel.

Antje zog bald darauf als seine Frau auf den Birkenhof, und man wußte noch lange von den glaskalten Blicken der beiden zu erzählen, mit denen sie die traulich würdige Dorfkirche beschritten. Als abends dann das „halbe Dorf" an den hellen Fenstern stand, drinnen die Fiedel kreischte und Jan und Antje in der bierheißen Stimmung beim Tanz die Dielen schütterten, gewann man nicht leicht den Eindruck, als hätte das junge Paar ein unrechtmäßiges Erbe anzutreten. Vielleicht ließ sich die Leutseligkeit und die unbewußte Art etwas herber an, als es die landläufige Gepflogenheit bot, aber eine reichlich gedeckte Tafel schlägt für den Augenblick die wärmsten Brücken.

III.

Wie der Machangel im Moore, so war eine Sage zäh in den Glauben des Landes gewachsen. So lange der Machangel in der Heide stand, grünte, blühte und Früchte trieb, am Abend unheimliche Schatten warf und im Nebel vermummte Gestalt wurde, glaubten die Bauern an die Erfüllung des Wortes, das auf dem dunklen Grund der Ueberlieferung gerankt war.

Landläufig raunte man nämlich im Volke: Wer sich unrechtmäßig in den Besitz eines Hofes setzte, dessen Erbtum gelange niemals an den dritten Erben. Im Laufe der Jahre ging die offene Rede bei Bauer und Gesinde, daß Jan Hennings Hof am dritten Erben verblühen mußte. Und dabei hatte ihm Antje in den verflossenen zehn Jahren fünf Kinder geschenkt, drei Knaben und zwei Mädchen, die sich alle der blanksten Augen, der rötesten Wangen und des kräftigsten Hungers erfreuten, wenn sie sich von Wald, Heide und Moor zu Antje in die Küche stahlen und um Brot bettelten. Sie schalt dann wohl, schickte sie nach irgendwelchen kleinen Verrichtungen, weil es Jan nicht wissen durfte und auf strenge Ordnung in den gemeinsamen Mahlzeiten hielt. Aber oft, wenn „Lütt Annke" oder der „kleine Peer", wie sie ihn umbenannt hatten, scheu auf den kalten Küchenfliesen hinter ihrer Schürze standen, mußte sie doch über den Kinderglauben lächeln und langte dann schnell in die Speisekammer.

So blühte der Hof unter des Bauern harter Arbeit und strengem Fleiß, blühten Haus und Kinder unter Antjes schaffender Hand und sorgender Mütterlichkeit und blühte

auch die Wohlhabenheit unter Scheuer und Dach. Der Birkenhof, kaum 100 Schritt vom Walde, zwischen Roggenfeldern und Kleewiesen, war an Stattlichkeit und Sauberkeit ein Musterbeispiel weit und breit, und seine abgelegene Einsamkeit schien ganz das Wesen seines wortschmalen Besitzers auszusprechen. Die Bauern mieden seinen Verkehr und sahen in ihm meist den unberechtigten Erbschleicher des Tagelöhners, dessen Glück und Wohl am dritten Erben zersprang. — So wuchsen auch die Kinder zu einer starken Eigenwilligkeit ihres Charakters heran, wozu sie die Einsamkeit des Moores, des Waldes und der Heide erzog. Gesprochen wurde auf dem Hofe wenig, das Gesinde fühlte den Willen des Bauern mit instinktmäßiger Notwendigkeit und unterwarf sich ihm ohne Widerrede.

Aber eines Sommers, als Jans Aeltester vom Heuwagen stürzte und mit gebrochenen Gliedern und viel Blut auf den Hofsteinen lag, trat der unheimliche Schatten ins Haus, der am letzten Abend aus dem Moornebel gekrochen war und fortab unter dem Dache blieb.



Caspar David Friedrich

Einsamer Eichbaum

Antje wollte Tränen um ihren flachsblanken Liebling verschütten, aber als sie des Bauern erschreckende Düsterkeit und harteckige Mundfalten gewahrte, gerann ihr Weinen in der Kehle wie das Blut an der Sonne. Ein scheues Schweigen klafterte fortan abgrundweit zwischen den granitstarren Schroffen ihrer Einsamkeiten, die einst der magische Bluttrieb des Nordens zusammenband. Oft, wenn ihn ihr Blick überraschte, ob es auf dem Felde oder beim Essen geschah, schien es, als klinge eine Ahnung darin oder eine bittere Klage.

Die Sommerglut brannte zu Ende, die Felder zeigten die leeren Stoppeln, und die Heide blühte mit leisem Singen, schimmerte rot im Mittagslicht und leuchtete Kupfer und Blut, wenn die Stämme im Walde lohten. Der reine Abklang erfüllter Reife brachte eine Reihe jener abgeklärten Tage mit sich, die in matter Tönung voll letzten Duftes und wehmutweichen Scheidens eine Stimmung auf die Sinne übertragen, die leise auf den Schlag des Herzens lauscht. Und wenn der Abend auf der Heide stand, Jan noch einmal in den Ställen nach dem Rechten sah und Frau Antje das letzte Geschirr mit den Mädchen wusch, die dabei ihre Lieder sangen, ging er, den der weiche Sang aus dem fruchtschweren Garten trieb, arbeitsschweren Schrittes bis zu den Moorwiesen. Dort starrte er verloren in den schwarzblockenden Wald und schrak zuweilen aus seiner grübelnden Versunkenheit, wenn ein Fisch im Moortümpel aufklatschte oder ein Mauersegler sitternd an ihm vorüberstrich. Daß er stark an irgendetwas dachte, konnte man leicht aus den Rauchwolken schließen, die er zuweilen heftig in die Abendluft stieß. Hier stand der Mensch in den engsten Klammern der Natur, die ihn wie ein Alp bedrückte und deren zweites Gesicht ihn wie ein Schatten überfiel. —

Die Jahre auf dem Birkenhof gingen und kamen, brachten und nahmen. Aus der lütten Annke war die braunglatte Anna geworden, die im letzten Winter auf den Schulzenhof gefreit hatte, dort viel Arbeit und Schulden vorfand, deren Löcher aber bald die reiche Mitgift zustopfte. Wilhelm, der Zweitälteste, hatte im letzten Sommer den Soldatenrock angezogen. Er schrieb ein paar Briefe mit ungelenken Fingern, daß ihm das neue Leben in der Stadt gut gefiele, und bat jedesmal am Schlusse um eine Kleinigkeit Geld. Das blieb aber oft aus, wenn der Bauer den Abstand der

Bittfolgen als zu kurz empfand. Antje wagte nicht, ihm heimlich Geld zuzustecken, obwohl Wilhelm sie öfter darum bat.

Der Schatten auf dem Birkenhofe wuchs und wuchs. Im Herbste legte sich Frieda, die älteste der beiden Töchter, auf das Krankenlager, von dem sie nicht wieder genesen sollte. Der Arzt kam und ging. Es sei an der Lunge, hieß es, Ueberarbeitung, Erkältung, es könne alles wieder besser werden, jetzt sei Ruhe und gute Pflege nötig. Aber ein weit herberer Schlag lauerte im Verborgenen und flatterte eines Nachmittags in Form eines Telegramms auf den Hof. Der Bauer stöhnte und starrte lange schweratmend aus dem Fenster. Antje trat leise in die dämmrige Wohnstube, hob das zerknitterte Papier von der Diele und sank erbleichend auf einen Stuhl. Während ihre Hände sich leicht befeuchteten, stieg ein Schluchzen steil in ihr auf und sank langsam wieder zurück. Die Kommandantur teilte mit, daß der Infanterist Wilhelm Henning sich gestern abend erschossen habe, eine Nachforschung der näheren Umstände bereits eingeleitet sei, mutmaßlich aber Schulden der Grund seien.

Die Tage, die nun folgten und nach der Beisetzung Wilhelms vergingen, litt es Jan nicht im Hause. Er trank auch nicht im Wirtshaus. Wilhelm sollte der Hoferbe werden, das stand bei ihm schon zur Zeit seines frühesten Spielalters fest. Obwohl er wenig von seiner Art besaß, hatte er ihm doch tief im Herzen einen Platz eingeräumt, aus dem ihn keiner der anderen Söhne verdrängen konnte. Er hatte ihn nie etwas von dieser Liebe spüren lassen, jetzt reute es ihn fast. Zum ersten Male sah er seinen Willen von einer stärkeren Macht gebrochen, sein Ich von einem härteren Schicksal in die Knie gedrückt. Er saß auf dem Koppelzaun und starrte erschüttert in die abendliche Bruchheide, wo die Schatten dichter und dichter aus den Moorlöchern sprangen, sich hurtig in die hohen Machangel schwangen und alles in eine dunkle Höhe wachsen ließen. Eine fast ungewöhnliche Klarheit sprach ihn aus dieser weltentrückten Stille an und rückte die Bilder mit qualvoller Schärfe vor seine zerrütteten Willenstrümmer. Damals, als das erste Blut auf dem Hofe klebte, fing er an, die Gefährlichkeit des Spruches zu wittern, der bei den Leuten umging. Aber Gerede ist Gerede, und Wille ist ein besserer Weg. Hing nicht sein Schweiß an dem Hofe, und schuf sein Wille nicht seine stolze Stattlichkeit? Aber weiter wagte er nicht zu denken, schlug alle Gedanken an eine Blutgerechtigkeit weit von sich. Der Roggen schwankte leis über den Rain und rauschte wellig im Schlummer der Nacht. Jan fror im Rücken, als ränne dort eiskühles Wasser.

Als im kommenden Frühjahr Frieda starb, traf ihn der Verlust nicht so schwer, wie er erwartet hatte. Die größte Höhe seines Leidensberges hatte er schon bei Wilhelms Tode überstiegen. Die Stuben lasteten jetzt schwerer und stiller. Frau Antje hatte leidtiefe Ränder unter den Augen und sprach sehr selten. Sogar das letzte Lächeln war weit von ihr geflohen. Peer mit seinen 18 Jahren war der letzte Erbe des Birkenhofes. Der Bauer schätzte seine Art nicht und stand ihm innerlich sehr fern. Peer war keine Bauernnatur, hatte wenig Lust, von früh bis spät zu schaffen, und hatte deshalb früher oft die harte Faust des Bauern gespürt. In den letzten Jahren wichen sich beide wie zwei Fremde aus. Antje besaß auch nicht die Kraft, zwischen ihnen zu vermitteln. Auch verstand sie ihren Peer in manchen Dingen nicht recht, wenn er ihr aus seinen abenteuerlichen Büchern vorschwatzte. Er lag damit, sooft es seine freie Zeit erlaubte, bäuchlings in den Kleewiesen oder träumte mit offenen Augen in den Himmel, wenn die Heide duftete oder die Sonne brannte. Er war ein Träumer und hatte wunderliche Gedanken, dabei war er von weichem Gemüt, und alles Schöne hatte Gewalt über ihn. Die bunte Fremde lockte ihn mehr als das Erbe des Bauern. Darum hätte es eigentlich keinen wundernehmen dürfen, als er sich eines Abends heimlich vom Hofe stahl mit wenig Geld und einem belanglosen Bündel, an der Waldecke Ihle, des Kätners Tochter, die Abschiedswehmut fortküßte und lachend versicherte, daß er sie bald als seine Braut nachholen werde, wenn er reich und berühmt sei. Sie hat ihn nie wiedergesehen, und keiner wußte etwas von seinem ferneren Schicksal.

Frau Antje glaubte es nicht zu überleben, und doch siegte ihre zähe Natur. Die beiden einsamen Menschen lebten den Rest ihres Lebens in schweigender Verbitterung und arbeitverdrossener Müdigkeit. Als Jan starb, wollten die Leute wissen, daß er unter entsetzlichen Verzerrungen heimgegangen und alle ein Grauen überflogen sei. Aber das ist eine böswillige Verdrehung der Wahrheit. Nach zwei Jahren fiel der Hof in fremde Hände. Antje hatte ihn verkauft und zog zu ihrer Tochter auf den Schulzenhof, wo sie bald das Zeitliche segnete.

Der alte Strom der Sage aber brach mit längst vergessenem Zauber erneut über die Helle des Tages und überschüttete manches Herz mit heimlicher Bangigkeit.



1



2 Vs



1



3





9





10



7a





7c



6a



5



6b



11



6



11

Die Stadt Stettin im Spiegel ihrer Medaillen.

Von Tassilo Hoffmann, Greifswald.

Schaugroschen, wie man mit einem schönen deutschen Wort früher die Medaillen nannte, sollen einmal das Bild einer bedeutenderen Persönlichkeit der Nachwelt überliefern, sie sollen aber auch, und diese Absicht herrschte besonders in der zweiten Hälfte des 17., der ersten des 18. Jahrhunderts vor, geschichtliche Ereignisse der Mitwelt kundtun. Gustav Adolf wie Karl XII. von Schweden, Ludwig XIV. und Napoleon in Frankreich, haben ebenso wie der Große Kurfürst, der große Preußenkönig später, die eminent propagandistische Wirkung der Medaille sich zu Nutze gemacht. In früherer zeitungsloser Zeit war, neben dem bald vergänglichen Einblattdruck vielleicht, der Schaugroschen das beste, das dauerhafteste Mittel, den Waffenruhm eines Eroberers seinen alten wie seinen neuen Untertanen zu verkünden, die Siege eines Herrschers seine Freunde wie vor allem seine Feinde wissen zu lassen. Da sich solche Medaillen auf Eroberung oder Verteidigung von Festungen, auf Huldigungs- und Siegesfeiern, kurz auf historische Ereignisse beziehen, ist es verständlich, daß in Pommern die Stadt mit der reichsten geschichtlichen Vergangenheit, Stralsund, viel reicher an Denkmälern dieser Art ist als selbst die Landeshauptstadt Stettin. Nicht nur, daß eine Medaille bereits vom Jahre 1605 die angeblich „vormahls Kayserl. Reichs-Stadt Stralsund" verherrlicht; schwedische, dänische, sächs.-polnische, schlesische, preußische und später französische Medailleure haben zu diesem Reichtum an Denkmünzen das Ihre beigetragen. Karls XII. Kämpfe um Stralsund und Schwedisch-Pommern haben zahlreichere Medaillen (Rügen, Peenemünde) ins Leben gerufen als die trotz des schwedisch-polnischen Krieges in Hinterpommern immerhin friedlichere Regierungszeit seiner beiden gleichnamigen Vorgänger in Stettin.

Der älteste bisher nachzuweisende Schaugroschen, der sich auf Stettin bezieht und sogar das Stadtbild wiedergeben will, stammt aus der Zeit Gustav Adolfs. Ohne Jahreszahl, wird die Medaille bald nach 1630 entstanden sein, als dem Schwedenkönig nach seinem unerwünschten Erscheinen vor der Landeshauptstadt und dem hier mehr oder weniger erzwungenen Bündnis mit dem Pommernherzog daran gelegen sein mußte, auch andere evangelische Fürsten zum Anschluß zu bewegen, wofür er ihnen den „edlen werthen Frid" in Aussicht stellte.

1.* Der geharnischte König mit Feldbinde und Kommandostab auf rechtshin sprengendem Pferde. Im Hintergrunde die Ansicht der umwallten Stadt, vorn das befestigte Lager bei der Oderburg (?). Die Umschrift gibt in auffälliger Schreibweise des Namens die ganzen Titel des Königs (die lateinischen Abkürzungen sind wie auch weiterhin hier stets in Minuskeln ergänzt):

* GVSTAWS · ADOLPVS · Dei Gratia SVECorum GOTHorum VANDalorumque REX MAGNus PRINCeps FINLandiae DVX ETHoniae ET CAReliae INgriae (dominus fehlt!) *

Rs. Der „siegreiche Löwe aus dem Norden" mit erhobenem Schwert und der geschlossenen Bibel in den Tatzen blickt zum strahlenden Gottesauge am Himmel. Dreizeilige Umschrift:

* DAS AVG GOTTES DES HERRN SEHE MICH AN IN GENADEN DAS ALLES GLVCKLICH MÖG ZV * SEINER EHR GERATHEN SEIN WORT ERHALTE ER VND STERCKHE MEINE * HANDT DER EDLE WERTHE FRID GRVNE IM TEVTSCHEN LAND *

Silber (auch in Zinn) — 47 mm; etwa 32 g — Hild. 23 (präglad i Stettin) Münzkabinett München.

Die Signatur: GTP, am Boden der Rs., gibt uns als Verfertiger dieser schönen Medaille den pfalz-neuburgischen Münzmeister Georg Thomas Pauer an, von dem wir aus dem folgenden Jahre eine weitere Medaille auf Gustav Adolf und eine solche auf des Kurfürsten Johann Georg I. von Sachsen Eintritt in den Kampf gegen den Kaiser kennen, die diesen gleichfalls zu Roß vor der Stadt Dresden zeigt.

Auch nach Gustav Adolfs Heldentod blieb Pommern bekanntlich in schwedischer Hand; als seine Tochter Christina der Regierung entsagte (1654), wurde Karl X. Gustav König und rüstete sogleich zum Kriege gegen Polen, wodurch Pommern Aufmarschgelände wurde. Karl Gustavs Anwesenheit aus diesem Anlaß in unserer Stadt

*) Die mit Sternchen versehenen Nummern der Medaillen sind auf der beigefügten Bildtafel wiedergegeben, die ihre Entstehung entgegenkommendster Ueberlassung der Originale seitens der Münzkabinette in Berlin, Gotha, München und Stockholm sowie der Münzhandlung L. Grabow-Rostock verdankt.

mag den hiesigen Goldschmied und Münzstempelschneider noch aus Bogislaws XIV. Zeiten, Gottfried Tabbert, bewogen haben, den schwedischen Landesherrn 1656 mit einer Medaille in Stettin zu begrüßen.

2.* Das gekrönte, nach rechts gewandte Brustbild in Harnisch mit umgelegtem Mantel. * CAROLUS GVSTAVUS * REX * SUECIAE *

Rs. Ansicht der Stadt von der Lastadie her, deren vordere Speicherreihe sichtbar ist; zwei Brücken führen über die Oder, auf der ein Schiff und mehrere Boote fahren, zur Stadt, deren Bollwerkmauer die winzig kleine Jahreszahl 16—56 trägt. Im Abschnitt Signatur: G * STETTIN * T

Gold: Slg. v. Liebeherr Nr. 25. — Silber 43,5 mm; etwa 29 g — Hild. 24 (präglad är den mycket sällsynt). Slg. des Verf.

Neben ziemlich wertlosen, vielfach vergoldeten späteren Abgüssen dieser Medaille gibt es einen offenbar früheren Stempel Tabberts mit abweichender Rs. (Liebeherr 27 — Hild. 24a), der aber beim Abprägen brach und den Medailleur noch im gleichen Jahre zur Anfertigung des hier vorliegenden neuen Rs.-Stempels nötigte.

Trotz des mit brandenburgischer Hilfe erfochtenen Sieges bei Warschau zogen sich Krieg und Verwüstung bald auf pommerschen Boden, drangen polnische Horden in Hinterpommern ein und erschienen sogar dicht vor Stettin. Im Spätsommer 1659 begann unter dem kaiserl. Feldzeugmeister Frhr. de Souches die Belagerung der Stadt, deren Bürgerschaft ebenso wie die Besatzung unter dem General Würtz treu zum Schwedenkönig hielten, sodaß die Einschließung nach sieben Wochen mit dem Abzug der Gegner endete.

Wieder war es der Stettiner Medailleur Gottfried Tabbert, der dieser damals über Gebühr gepriesenen Abwehr des Feindes von seiner Vaterstadt eine Medaille widmete, und zwar wiederum mit zwei verschiedenen Rückseiten. Sicher wollte Tabbert seinen Landsleuten den Ruhm an der Verteidigung nicht schmälern und spricht auf der einen Medaille den Dank für diesen Erfolg nächst Gott „der Belägerten Hand" aus. Aber — die Macht der Schweden scheint gefestigter denn je und damit der zunehmende Betrieb ihrer Münzstätte in Stettin in Kürze zu erwarten, und der Sohn des ehemals Hrzgl. Pommerschen Münzmeisters, Lukas Tabbert, hat die Kunst des Vaters gelernt! Da ist es zum mindesten klug, sich auch dem einflußreichen schwedischen Stadtkommandanten, Frhr. v. Würtz zu empfehlen — und so entsteht, in wohl nur ganz wenigen Exemplaren, die andere Aufschrift mit dem Dank an „Wirtzens Tapfere Hand".

3a. Unter strahlendem Gottesnamen die Ansicht der Stadt, ganz ähnlich wie bei Nr. 2, vom Strom her, der ein Schiff und nur ein Boot trägt. Im Abschnitt: ALTEN · STETTIN · IN · POM · und darunter Sign. G T Fecit.

Rs. In dreizeiliger Umschrift: STETTIN VERGIS ES NICHT, WIE DU GESEHN MIT FREVDEN, DIE SELBEN DIE DICH SEHR GE AENGSTIGET HINSCHEIDEN: DAS DU GESETZET BIST IN EINEN SICHERN STANT DAS DANCKE GOTT ALLEIN UND DER BELAEGERTEN HAND, und innerhalb eines Lorbeerkranzes doppelzeilig um den strahlenden Gottesnamen herum: * 1659 * DEN · 19 · SEPTEMB · IST · DIE BELEGERVNG DER STAT ANGEGANGEN. VND · DEN · 6 · NOV · AVFGEHO *

Silber — 46 mm, etwa 30 g — Hild. 40 (präglad i Stettin). Univers. Lund. Slg. Graf Bismarck-Osten. Slg. des Verf.

3b.* Vs. vom Stempel der vorigen Medaille. Rs. In ähnlicher Anordnung wie vorher, aber die äußeren Zeilen in Frakturschrift: Stettin vergiß es nicht, wie du gesehn mit Freuden die Feinde die dih sehr geän: gstiget hinscheiden Daß du gesetzet bist nun in einen sichern sta: nd Das dancke GOtt allein vnd Wirtzens Tapfrer Hand. Innen zweizeilig: 1659 DEN · 19 · SEPTEMB · IST · DIE · BELEGRVNG · DER · STADT · ANGEFANGEN · VND · DEN · 6 · NOV. WIDER · ABGEZO. Im Felde zwei von 2 wilden Männern gehaltene Wappenschilde mit gekröntem Greifenkopf und Querbalken unter Helm mit Greifenkopf darüber, unten die Sign. G T

Silber — 46 mm, etwa 30 g — Hild. 39 (präglad i Stettin).

Die überaus seltene massive Prägemedaille (Liebeherr 23, vergoldet) befindet sich außer im Kabinett Stockholm m. W. nur im Hrzgl. Münzkabinett Gotha; es gibt von diesem Stempel auch hohlgeprägte Plättchen (Kabinett Kopenhagen), die in der Poggeschen Sammlung in Stralsund in einen dunklen Holzrahmen eingelassen vorkamen.

In Anerkennung „der tapferen Resolution, Standhaftigkeit und Unverdrossenheit" während dieser Belagerung verlieh die Krone Schweden der Stadt Stettin ein Ehrenwappen:

innerhalb eines Lorbeerkranzes halten die schwedischen Löwen die Königskrone über den Stettiner Greifenschild. Auch sonst fanden die Gesandten der Stadt bei ihren zahlreichen Anliegen in Stockholm „gnädiges Gehör"; nur, daß diese leeren Versprechungen nicht das Mindeste an der wirtschaftlichen Notlage Stettins änderten. Und doch sollte Gottfried Tabbert noch ein letztes Mal Gelegenheit haben, seine Kunst in den Dienst der schwedischen Sache zu stellen. Für den minderjährigen Sohn des wenige Wochen nach der Befreiung Stettins verstorbenen Königs Karl Gustav leisteten Anfang August 1663 Rat und Bürgerschaft im Rathause und draußen auf dem Heumarkte vor „Statthalter und Regierung" das Treugelöbnis. Diesem wichtigen Aktus, der die Bestätigung der Privilegien der Stadt zur Folge hatte, widmete der heimische Künstler ein Hohlmedaillon mit einer überschwenglichen Kehrseiten-Aufschrift. Nur die Bildseite mit der seiner früheren Prägemedaille ähnlichen Stadtansicht sei hier kurz erwähnt, deren Abbildung gleichzeitig an anderer Stelle (Monatsblätter der Gesellschaft für Pomm. Gesch. u. Altertumskde.) erfolgen soll, weil wir in dem zusammengesetzten silber-vergoldeten Hohlmedaillon weniger eine eigentliche Medaille als eine Goldschmiedearbeit vor uns haben: ein Gegenstück zu des gleichen Künstlers „plastischer Darstellung der Belagerung von Stettin" im Stralsunder Heimatmuseum (vgl. Baltische Studien N. F. Bd. XXVIII).

4. Stadtansicht mit der Lastadie im Vordergrunde; oben die Umschrift: * SP: 122. Es musse wohlgehen denen die dich Lieben *; unten in Schriftkartusche dreizeilig: Die Stadt Alten Stettin In Pommern. Am Rande Sign. G—T
   Silber — 65 mm; 59,7 g — Hild. S. 384 Anm. (ungenau).
   Unikum in Slg. des Verf. Das Prov.-Mus. Stettin besitzt hiervon einen späteren Abguß.

Das „Glück", das die große Huldigungsmedaille Stettin unter diesem Karl prophezeite, wollte sich nicht einstellen. Im Gegenteil; Bitten, Wünsche und Beschwerden von seiten der Stadt bei der Regierung in Stockholm füllen die ganzen folgenden Jahrzehnte aus. Der Handel lag schwer danieder; die schwedische Münzpolitik, die dann später geradezu verbrecherische Formen annehmen sollte (der Bielkesche Prozeß), war schon in diesen Jahren namentlich für den Kleinhandel verhängnisvoll genug und tat das Ihre, die Unsicherheit im Lande zu vermehren. Und dazu die berechtigte Sorge um die Entwickelung der politischen Lage in Schweden selbst. Wirklich trieben die Zustände wiederum zum Kriege, in dem Pommern erneut das Kampfgelände abgeben mußte. Ende des Jahres 1674 begann der junge Schwedenkönig leichtfertig den Kampf gegen Brandenburg, und noch hatte sich sein Heer von der völligen Niederlage bei Fehrbellin nicht erholt, als der Große Kurfürst selbst im Hauptquartier bei Krekow erschien. Doch erst nach längerer Blockade und zuletzt nach starker Beschießung der Stadt ergab sich die schwedische Besatzung Stettins nach tapferer Gegenwehr am 27. Dezember 1677 dem brandenburgischen Kurfürsten, der am 6. Januar seinen feierlichen Einzug durch das Neue Tor nahm. — Hierauf bezieht sich die erste der Schaumünzen, die Friedrich Wilhelm wie nach seinem großen Sieg bei Fehrbellin so auch jetzt voll höchsten Selbstgefühls in Unmengen prägen ließ, in der deutlichen Absicht, dem Ruhm seiner Waffen möglichst weite Verbreitung zu verschaffen.

5.* Goldene Denkmünze, sog. Halbdukat. Der Kurfürst zu Pferde mit Zepter in der Hand, die Mauerkrone auf dem Haupt, sprengt rechtshin in ein Festungstor; darunter auf einem Schriftband: CLEMentia VICToris Rs. Fünfzeilige Aufschrift: STETTINO INGRATiam RECepto ET DATa QUIete POPulis Anno 1677 27. DEC
   Gold — 18 mm; etwa 1,75 g — v. Schrötter 2207-2209 — häufig.
   Sign. fehlt, doch ist die Annahme wohl zutreffend, daß hier die Arbeit eines Berliner Stempelschneiders vorliegt.
   Drei verschiedene Stempel können wir unterscheiden, die sich besonders auf abweichende Rs.-Interpunktion und Aenderung der Beizeichen erstrecken, ein Beweis für die Höhe der Ausprägung; auch silberne Dickabschläge (3,5 g) kommen vor.

Den Anforderungen von allerhöchster Stelle nach weiteren „Schaugroschen" auf diesen stolzen Sieg des Kurfürsten konnte die Berliner Münze allein nicht gerecht werden. Ein schon früher für Friedrich Wilhelm tätig gewesener Medailleur, Johann Höhn der Jüngere in Danzig, übernimmt die Mitarbeit. Während die auf der kurbrandenburgischen Münze geprägten Stücke Chr. Strickers trotz der wohl gemeinsamen Vorlage beider Medailleure etwas münzartiges haben, so daß man die Goldabschläge im entsprechenden Gewicht damals sicherlich als Doppeldukaten nahm und gab, sind die Gepräge Joh. Höhns äußerlich medaillenförmig und auch nach ihrem stark schwankenden Gewicht ausschließlich zu den Me-

daillen zu rechnen. Uns interessieren hier nur die verschiedenen Rückseiten, d. h. die Darstellungen der Stadt Stettin.

6a.* Vs. bei allen das nach rechts gewandte Brustbild des Kurfürsten mit dem Lorbeerkranz auf der meist lang herabwallenden Perücke und mit dem neuen Titel: FRIDericus WILHelmus ELector STETINi POMeraniae DUX

Rs. Stadtansicht mit strahlender Sonne, darüber LVCE RESVRGO NOVA. Im Abschnitt (oft über gekreuzten Palmzweigen) A. 1677. 27. DEC. (Stadt und Festung von verschiedenen Seiten gesehen.)

Sign. CS und I. H.; Vs. unter dem Brustbild.

Gold (4 und 2 Dukaten) — Silber 27 mm; 4,8 bis 6,7 g — überaus häufig.

Mindestens sechs Stempel, bei denen die Sonne auf den Geprägen bald links, bald rechts am Himmel steht, während auf Höhnschen Prägungen der abgeschossene Turm der Marienkirche und die eingeäscherte Jakobikirche im Stadtbilde angedeutet erscheinen.

6b.* Rs. Der brandenburgische Adler und der pommersche Greif halten gemeinsam das Kurzepter über die Stadt; oben FORTIOR HIS SIGNIS.

Auch hier liegen mindestens sechs Stempelabweichungen in Gold und in Silber von beiden Medailleuren vor. —

Schon vor Jahren konnte ich aus den Beständen des damaligen Münzkabinetts in Stettin (Monatsblätter 1914 S. 27 flg.) ein besonders interessantes Stück dieser Art besprechen, bei dem der während der Belagerung abgeschossene und später wieder aufgebaute Turm der Marienkirche inmitten des Stadtbildes mittels eines überaus fein gearbeiteten Mechanismus beweglich gestaltet ist, d. h. auf- und niederklappbar: sicher eine gleichzeitige Arbeit, vielleicht von der Hand des Medailleurs selbst.

Gegen Ende der Belagerung, d. h. zu Beginn des überaus starken Bombardements der Festung, erschien Friedrich Wilhelms Gemahlin, Dorothea von Holstein-Glücksburg, im Hauptquartier bei Güstow vor Stettin und soll hier „große Herzhaftigkeit" gezeigt haben. Und auch dieses Ereignis mußte die Mitwelt erfahren. Der Entwurf des früheren Berliner Münzeisenschneiders Erasmus Thomas Reußen zu dieser Medaille fand, wenn auch erst nach mehrmaligen Abänderungen, endlich die Genehmigung des Kurfürsten.

7a.* Die Brustbilder des kurfürstlichen Paares rechtshin. FR · WILH · Marchio Brandenburgensis Elector — DORothea NATa DVCissa HOLSatiae

Rs. Justitia mit Schwert und Wage sitzt zwischen Kriegstrophäen. NON NISI IUSTA PROBANTUR ARMA · Im Abschnitt achtzeilig: HISCE MUNITISSIMUM ILLUD POMERANIAE EMPORIUM STETINUM AD DEDITIONEM ADACTUM ET TRIUMPHALI POMPA OCCUPATUM D 27 DECEM · 1677

Sign. ETR auf dem Fell der Trommel links unter den Trophäen. Silber — 43,5 mm; 42,5 g —Slg. Graf Behr 1930 Nr. 410.

Mit dieser Rückseite war die Medaille in der numismatischen Literatur noch nicht bekannt, sondern nur in den folgenden beiden Fassungen:

7b. Aehnlich wie 7a (Vs. - Abbildung hier nach diesem Stempel.)

Rs. Stark vermehrte Waffengruppe, andere Verteilung der Schrift (ARMA), Fruchtgewinde u. a.

Silber — 43,5 mm; 42,8 g — Menadier 187. Münzkabinett Berlin.

7c.* Bei stempelgleicher Vorderseite mit 7b zeigt auch die Rs. übereinstimmende Darstellung und nur unbedeutend veränderte Schrift.

Silber — 43,5 mm; 43 g — Menadier 187 Anm. Münzkabinett Berlin.

Die Abweichungen der Rs.-Stempel sind bezeichnend: auf dem ersten, zweifellos ursprünglichen erscheint die stark verzeichnete Justitia reichlich unglücklich noch auf einem spärlichen Waffenhaufen. Da wird auf einem neuen durch Verkleinerung der Schrift, in der jetzt das Wort ARMA frei im Felde erscheint, Raum geschaffen, die Zahl der Fahnen links verdoppelt, und auf die rechte Seite wird ein tüchtiger Haufe von Kanonenkugeln aufgebaut. — Diese Fassung fand sicher den größeren Beifall des kurfürstlichen Kriegsherrn.

Noch eine letzte bisher unveröffentlichte Schaumünze auf die langwierige, aber doch endlich erfolgreiche Belagerung Stettins sei kurz erwähnt — eine abgelehnte Probeprägung offenbar —, deren Abbildung aus Gründen der Zweckmäßigkeit nicht auf der beigefügten Tafel, sondern hier im Text erfolgt.

8. Herkules-Stele auf Blitzbündel, an die ein linkshin stehender Greif gekettet ist; im Felde zwei Palmzweige. Darüber HERCULI — TERMINALI, darunter in drei Zeilen: SITINO CAPTO A. MDCLXXVII XIX. K. IAN.

Rs. In Blätterkranz Aufschrift in zehn Zeilen: FREDERICO WILHelmo ELectori MARCHioni BRandenburgensi QUOD. PROFLIGATO EGREGIA. VIRTUTE ET SITINO. POST. SEMestrem OBSIDionem EXPULSO. HOSTE PERNICIOSISSimo SUOS. ET ROMani IMPerii LIMITES. REDDidit INVIOLABILES

Silber — 43,5 mm; 35,8 g. — Unikum im Münzkabinett Berlin.

Wir haben Grund zu der Annahme, daß der Große Kurfürst die stolzen Aufschriften, die geistreichen Darstellungen seiner Medaillen selbst bestimmte. Die Idee der obenstehenden Arbeit dürfte, da füglich nicht an einen Stettiner Gelehrten zu denken ist, ihren Ursprung höchstens in der Umgebung des





Kurfürsten gehabt haben: sei es sein Wirklicher Geheimer Rat Otto von Schwerin, sei es der klassisch gebildete Ezechiel Spanheim, Männer, deren Namen im Zusammenhang mit des Kurfürsten höchstpersönlichem Interesse an seinen Medaillen genannt werden.

Mit Herkules, dem Vorbilde des mutigen und vor allem ausdauernden Kämpfers, wie mit dem römischen Grenzgott, dem die Unverletzlichkeit und der Schutz der Grenzen des Reiches obliegt, wird hier der brandenburgische Reichsfürst verglichen. Diese Auffassung stammt sicherlich nicht vom Kurfürsten selbst, wie auch das ungewöhnliche „Sitinum", der Irrtum in dem nach dem römischen Kalender hier auf Mitte Dezember angegebenen Datum der Einnahme Stettins u. a. offenbar fremden Einfluß zeigen. Wer den Stempel der, nach dem großen Riß quer durch das Wort HERCULI zu urteilen, schon beim ersten Abschlag gesprungenen Medaille geschnitten hat, können wir nicht einmal vermuten.

Die an sich berechtigten Hoffnungen des Großen Kurfürsten auf den dauernden Besitz der Stadt Stettin, deren Privilegien er sofort bestätigte, deren Handel er zu heben, deren eingeäscherte Kirchen für eigene Kosten aufzubauen er versprochen, machte bekanntlich der Friede von St. Germain zunichte. Nach gerade zweijähriger Tätigkeit der kurfürstlichen Behörden mußten die Brandenburger am 3. Dezember 1679 die Stadt räumen und die erneute Zeit der Schwedenherrschaft begann. Handel und Gewerbe blieben in ihrem traurigen Zustand wie vordem, alle Vorstellungen Stettins beim schwedischen König erzielten nach wie vor nur leere Versprechungen. Aus der schon oben angedeuteten Münzpolitik Karls XI. in den kommenden Jahren müßte man fast den Schluß ziehen, daß Schweden damit rechnete, auf die Dauer seinen festländischen Besitz doch nicht halten zu können. Die unterwertige Ausprägung des schwedisch-pommerschen Geldes in Stettin hat zu einer schmachvollen Aussaugung des Landes geführt und zwar unter Mitwissen, ja zum Privatvorteil des damaligen Generalgouverneurs von Pommern, Nils Bielke.

Zwei Medaillen leiten diese letzte Epoche der Schwedenzeit in Stettin ein, deren erste die „offene Stadt" von 1677 der voll bewehrten und unter Schwedens Krone wohlbewahrten Stadt im Jahre 1679 gegenüberstellen will.

9.* Stadtansicht (unter offensichtlicher Anlehnung an Tabberts Darstellung) Stettins von der Oder her, die hier zahlreiche Schiffe und Boote trägt; das strahlende Gottesauge fehlt, die Kirchturmspitzen zeigen vom Südwind rechtshin gedrehte Wetterfahnen. HAEC TRANSIIT GLORIA STETINENSIS Im Abschnitt vierzeilig: UTEBAR PRISTINO HOC FLORE AD ANNUM USQUE 1677 und zu Seiten der Jahreszahl Sign. E—F

Rs. Die Stadt in weiterer Entfernung vom Fluß innerhalb ihrer neu verstärkten Befestigungswerke, darüber auf gekreuztem Schwert und Zepter die schwedische Königskrone; die Wetterfahnen treibt der Wind aus Norden linkshin. - DEO VOLENTE HUMILIS

SUB ALIS CAROLI XI LEVABOR · Im Abschnitt vierzeilig: RESTITUE-BAR CAROLO: · XI REGI SUEC & D · 3 · DECEMB · ANNO · 1679 · darunter Sign. · E · F ·

Silber — 47 mm; etwa 28 g — Hild. 75 (slagen i Stettin). Herzogl. Münzkabinett Gotha.

Die meiste Wahrscheinlichkeit spricht dafür, die Initialen E—F in Engelhardt Fecit aufzulösen und an den später bei der Stettiner Münze angestellten Stempelschneider Joh. Reinh. Engelhardt zu denken. Wenn auch hier seine Münzstempel mehr als kläglich genannt werden, sodaß er bald seinen Abschied in Stettin erhielt, kennen wir doch aus Breslau, wo er dann seinen Wohnsitz nahm, einige E, I—E und E—F signierte ähnliche Geschichtsmedaillen des in der Tat schwachen Medailleurs, der übrigens später nach Stettin zurückkehrte und hier 1713 gestorben ist.

10.* Von der obigen Medaille fand dann der Rs.-Stempel im gleichen Jahre noch einmal Verwendung als Vorderseite für eine weitere Arbeit desselben Künstlers.

Rs. Der vor einem Waffenhaufen stehende geharnischte König, den befederten Helm hinter sich am Boden, empfängt einen Lorbeerkranz von der auf ihn zukommenden personifizierten Stadt Stettin; diese, in der Tracht der Zeit, steht auf blumigem Grunde, hinter ihr sitzen auf einem Strauch (?) zwei sich schnäbelnde Tauben. MARS ET VENUS OMNIA VINCUNT. Im Abschnitt Sign. · * E F * ·

Silber — 47 mm; 24 g. — Slg. Bratring 1912 Nr. 494.

Diese in der Fachliteratur nur im Kataloge der angeführten Sammlung abgebildete Medaille, heute unbekannten Verbleibs, konnte daher nur nach jener Abbildung hier wiedergegeben werden. Die beiden letzten Medaillen, wie es meist geschieht, als Zwitter-Medaillen zu bezeichnen, ist trotz der stets beiderseitigen Signaturen abwegig und auch auf der ersten liegt, wie wir sahen, keineswegs eine Inkongruenz der beiderseits verschiedenen Jahreszahlen vor.

Ob die „Liebe der Stadt Stettin" zu Schweden damals wirklich noch so groß war, wie sie Engelhardt auf seiner einen Medaille betont, ist zu bezweifeln; der auf der andern geweissagte Aufschwung der Stadt unter den „Flügeln Karls XI." erfolgte jedenfalls nicht. Als dann unter dessem Nachfolger Karl XII. die schwedischen Truppendurchmärsche, Einquartierungen und sonstigen Lasten kein Ende nahmen, Handel und Schiffahrt so gut wie ganz aufhörten, da mehrten sich die Kreise in der Bevölkerung Stettins, die als letzte Rettung der wirtschaftlich ruinierten Stadt den Anschluß an Preußen sahen. Der Starrsinn Karls XII., der ihm mehr und mehr auch die Sympathien seiner deutschen Untertanen verscherzte, beschleunigte den Verlust von Schwedisch-Vorpommern. In seiner Abwesenheit ward Stettin nach kurzer, ziemlich unblutiger Belagerung und Beschießung von seinen Gegnern eingenommen und erhielt Anfang Oktober 1713 preußische Besatzung. Friedrich Wilhelm I. erschien seitdem wiederholt in der Stadt, und, nachdem ihm der Friede zu Stockholm (1720) Stettin „in perpetuum" abgetreten, erfolgte am 10. August 1721 die feierliche Huldigung auf dem Schloßhofe, bei welchem Anlaß auch der König Friedrich Wilhelm eine Huldigungsmedaille verteilen ließ.

11a.* sog. Huldigungs-Halbtaler.

Brustbild des Königs nach rechts mit steifem Zopf, in verziertem Panzer mit Ordensband.

FRID · WILH · D · G · REX · BORVSS · EL · BRAND ·

Rs. Aufschrift in zwölf gebogenen Zeilen, darunter 1721. NACHDEM STETTIN SAMBT DEM DISTRICT ZWISCHEN DER ODER UND DER PEENE VON DEN SCHWEDEN AN PREUSSEN CEDIERET WORDEN, HABEN DIE UNTERTHANEN IHRE HULDIGUNG GELEISTET, DEN 10 AVG 1721 ·

Sign. L unter dem Brustbilde.

Gold (4, 5 und 8 Dukaten); Silber 38 mm; etwa 13 g — ziemlich häufig.

11b. Gleiche Aufschrift in elf geraden Zeilen; Datum hier X. AVG. MDCCXXI

Sign. F. M. — wesentlich seltener.

Die beiden Vs.- und den einen Rs.-Stempel schnitt der Berliner Medailleur Christ. Friedr. Lüders; den anderen weniger ansprechenden Rs.-Stempel der gleichzeitig an der Staatsmünze tätige Friedr. Marl. Daß Friedrich Wilhelm I. an seinen Medaillen so viel weniger als dem gleichnamigen Großvater gelegen war, zeigen beide Huldigungsmedaillen, deren Verfertiger zwar Schüler des berühmten Schweden Faltz in Berlin, aber diesem Künstler keineswegs ebenbürtig waren.

Die Regierungszeit Friedrichs des Großen, obwohl unter ihm zwei Jahre lang (1753/54) in unserer Stadt sogar eine preußische Münzstätte in Betrieb war und die verschiedenen zu seiner Zeit verausgabten

Denkmünzen an Zahl die seines brandenburgischen Ahnherrn weit übertreffen, weist nicht eine Medaille auf, die auf Stettin zu beziehen wäre. Die Huldigung Pommerns für Friedrich Wilhelm II. erfolgte am 25. September 1786 in der Provinzialhauptstadt (FIDES POMERaniae PRAESTita SEDINi) und diese Feier gab noch Veranlassung zur Ausprägung einiger verschiedener Medaillen von der Hand der Berliner Stempelschneider Loos und Abramson; sie wurden damals in Gold und Silber an die Stände und an die Bürger ausgiebig verteilt. Aber es handelt sich hier schon um ziemlich schablonenhafte Stücke aus einer ganzen Medaillen-Suite (14 Stück in einem Jahre), nur durch die Rs.-Aufschriften unterschieden. Auch die bewegte Zeit Friedrich Wilhelms III. hat keine heimischen Denkmäler dieser Art hinterlassen. Die schmähliche Kapitulation Stettins 1806 rief dagegen eine französische Medaille ins Leben, auf der in trauriger Gemeinschaft mit Spandau, Küstrin und Magdeburg auch die Stadtgöttin Stettins beim bloßen Erscheinen Napoleons „frappée d'effroi" die Schlüssel der Festung zu Boden fallen läßt! Nur die glückliche Beendigung der Freiheitskriege ließ in einer großen Reihe kleinster Denkmünzen mit der schwebenden Siegesgöttin und der Umschrift: „Gott segnete die vereinigten Heere" auch für Stettin anläßlich des Abzuges der Franzosen nach siebenjähriger drückender Okkupation noch ein Stück dieser Art entstehen, mit der Rs.-Aufschrift: Befreiung von Stettin d. 5. Dec. 1813.



Was sonst im 19. Jahrhundert — und leider noch darüber hinaus — die Medaillenkunst an Arbeiten, die sich auf Stettin beziehen, hervorgebracht hat, verdient nicht einmal Erwähnung; ganz gleich ob es sich um landwirtschaftliche oder gewerbliche Preismedaillen der 50er und 60er Jahre, Ausstellungs-Prämien der großen Veranstaltung zu Stettin 1865, um Medaillen aus dem Jahre des Kaisermanövers wie der Eröffnung des für unsere Stadt bedeutsamen Nord-Ostsee-Kanals (1895) handelt, oder um sportliche Ehrenpreise u. dgl. der ganzen letzten Jahrzehnte. Da ist noch die 1913 bei der Jahrhundertfeier der Befreiung Stettins vom damaligen Münzkabinett veranlaßte Wiedererweckung des kleinen Siegesjetons mit der Viktoria ein Lichtblick im Vergleich zu so traurigem Tiefstand eigener künstlerischer Betätigung auf dem Gebiete der Medaille.

Eine Reihe sog. Personen-Medaillen, d. h. von Denkmünzen auf hervorragende Persönlichkeiten, soweit sie in Stettin geboren oder gestorben sind, hier vornehmlich gelebt oder gewirkt haben, wäre noch anzuschließen. Auch an solchen Medaillen ist Stralsund wieder wesentlich reicher als Stettin. Da zudem die meisten derartigen Stücke künstlerisch ziemlich unbedeutend sind, genügt die bloße Aufzählung der für unsere Stadt in Frage kommenden Personen-Medaillen. Als Geburtsstätte geschichtlicher Persönlichkeiten sind hier Katharina von Rußland und General-Feldmarschall Graf Wrangel zu nennen. Auf den pommerschen Oberpräsidenten Sack schuf noch die Meisterhand von Leonh. Posch ein Bildnismedaillon, aber die spätere Medaille auf den Tod des verdienten Mannes zeigt keine Künstlerhand mehr. Dem in Stettin geborenen kurbrandenburgischen Staatsminister Frhr. v. Fuchs widmete der Danziger Medailleur J. Höhn 1692 ein noch recht ansprechendes Porträtstück, doch die zahlreichen Gebilde auf den 1712 in Stettin verstorbenen schwedischen Oberkonsistorialrat Dr. Joh. Friedr. Mayer sind schon wesentlich schwächer und gut hundert Jahre später die verschiedenen Gepräge auf den aus Stettin stammenden Berliner Chirurgen Dr. Heinr. Meyer geradezu „Fabrikware". Nur zwei rühmliche Ausnahmen aus dem 18. Jahrhundert sind hier zu erwähnen: die Vestnersche Arbeit auf den Stettiner Arzt und Anatomieprofessor Dr. Daniel de Superville, sowie die auf den damals in Stettin tätigen Gymnasialprofessor Oelrichs, den bekannten für die Münzkunde Pommerns besonders interessierten Geschichtsprofessor. Diese letzte Porträtmedaille, eine Schöpfung des Berliner Medailleurs Abramson, geht auf eine Modellierung ad vivum zurück, wie ich dies in einer Zusammenstellung des Abramsonschen „Werkes" nachweisen konnte, die ich hier abschließend nur anführe, weil gerade wir Pommern diesem Künstler eine ganze Reihe solcher Porträtmedaillen auf berühmte Landsleute verdanken: den Anklamer Cothenius, den Colberger Ramler, die Greifswalder Gebhardi, Heyn und J. Chr. Andreas Mayer, ferner auf den Stargarder Meierotto, Spalding aus Tribsees, sowie die Herren v. Hertzberg (Lottin, Krs. Neustettin) und v. Rüchel (Ziezeneff, Krs. Belgard) und schließlich auf den damaligen Kanzler unserer Landesuniversität, den um Schwedisch-Pommern verdienten Fürsten Friedrich Wilhelm von Hessenstein.

Wo lag einst die Svolder-Insel?[1]

Von Hans Leutz-Spitta.

Wieder einmal werden am Ostermorgen die Glocken von Vineta läuten; nun schon zum achtzehnten Male, seitdem mir am 18. Dezember 1913 bei Gelegenheit einer Aussprache mit Herrn Geh. Rat E. Keilhack in seiner geologischen Landesanstalt zu Berlin die Lösung des Vinetaproblems glückte: „Vineta, Adam von Bremens Jumne, lag an der (ehemaligen) Peenemündung auf einer Insel und ist um 1100 einer Sturmflut zum Opfer gefallen."[2]

Vielleicht habe ich noch einmal Glück, nämlich noch zu erleben, daß in zukünftigen Vinetaaufsätzen zu lesen steht, was bisher befremdenderweise nicht der Fall war, wem wir denn nun eigentlich die Lösung des Vinetarätsels zu danken haben (!).

Da die Frage, wo lag Jumne, und die von dieser ersten unzertrennliche zweite Frage, wo lag die 993 von Palnatoki erbaute Seeraubritterburg, genannt Jomsburg, nur nach vorheriger Rekonstruktion der Küste zwischen Dievenow und dem Ruden beantwortet werden kann, möchte ich versuchen, durch die nachstehenden Zeilen diese Rekonstruktion für die Jahre 1700, 1500, 1300 und 1100 durch die Geologen in die Wege zu leiten!

Man war bisher der Ansicht, die Seeschlacht am Svolder hätte im Oeresund bei Helsingborg stattgefunden. Dieser Gedanke wäre nicht so übel; denn Olavs Rückreise von der Küste von Wendenland aus nach Norwegen würde ja durch den Oeresund gegangen sein! Aber nach Gunlögs um 1200 in seiner „Historia Olavi Tryggvii filii" niedergelegten Schilderung von der Fahrt des Königs waren zwischen seinem Inseegehen und dem Ueberfall am Svolder nur so wenige Stunden vergangen, daß der an 275 km entfernte Oresund niemals hätte in Erwägung gezogen werden dürfen!

Dann macht Gunlög noch eine weitere, bisher wohl übersehene Angabe, hist. O. T. f., Kap. 265, noch einmal wiederholt Kap. 266, der Svolder läge „prae Vindlandia", die den Oeresund ohne weiteres ausschließt! Wohl aber paßt sie genau, wenn man mit mir annimmt, sie bezöge sich auf Wilhelm Deeckes — damals noch nicht ganz weggesacktes — „Oderbankland". In seiner viel zu wenig bekannten Arbeit „Die Oderbank" beweist uns Deecke, daß sich einst in der Ostsee an 50 bis 80 km nördlich von dem Moränenrest, welchem die einzelnen Berge der (heutigen) Inseln Usedom und Wollin ihre Entstehung verdanken, eine ähnliche Landfläche von West nach Ost hingezogen hat. Ihre Mergelmassen sind allmählich von den Wellen zerspült worden! Der Rest ist eine steinübersäte Untiefe, 7 bis 9 m unter Wasser, die Oderbank.

Ferner ist bisher nicht genügend beachtet worden die hochwichtige Bemerkung Zoellners in seiner „Reise durch Pommern", 1795, daß die Fischer noch zu seiner Zeit einige Segelstunden nördlich von Swinemünde aus den Booten steigen und neben ihnen stehen konnten. Ab und zu seien dort auch uralte Gebrauchsgegenstände mit den Netzen gehoben worden. Sicher würde diese Angabe durch ähnliche in den Fischereiakten, in Urkunden über Baggerarbeiten, wie sie Konsistorialrat Brüggemann z. B. in seinem „Vor- und Hinterpommern", 1784, Teil 2, Seite 244 (Neubau eines Hafens für Swinemünde ab 1740) benutzt hat, über Schiffahrt usw., ergänzt werden können!

Brüggemann schildert uns in seiner Arbeit sehr anschaulich, wie der von Süden kommende Swinestrom kurz vor seiner Mündung durch eine quer vorgelagerte Barre nach Osten abgelenkt wurde. Diese Barre wurde durchstochen. Der Strom erhielt eine neue, nach Norden gerichtete Mündung. Die alte wurde durch ein Packwerk verbaut. Sie ist aber heute noch als „nasse Wiese" mehrere Kilometer weit östlich von Osternothafen zu verfolgen, bis sie dann endlich unter der Düne verschwindet. Man muß staunen über die gewaltige Höhe dieser über der einstigen Swinemündung emporgewachsenen, also noch nicht 200 Jahre alten Düne!

Leider steht noch nicht fest, wann der letzte Rest von Deeckes „Oderbankland" unter Wasser gesunken ist. Wenn, wie ich vermute, erst nach dem Jahre 1000, so hätten wir damit einen guten Anhalt für die Zeit, während der die beim allmählichen Untertauchen von den Wellen aufgewühlten und nach Süden auf die Usedominseln und die Wolininseln geworfenen Sandmassen der Bank die heutige Ausgleichsküste haben bilden können. Zweihundert Jahre später muß dieser Prozeß aber schon im großen und ganzen beendet gewesen sein; denn Saxo spricht etwas vor 1200 in seiner „Dänengeschichte" von nur drei Mündungsarmen der Oder vom Haff in die Ostsee. Das sind Peene, Swine, Dievenow!

Wie dieses „Oderbankland" im großen, ist im kleinen auch die ehemalige Ostspitze von Rügen, Thiessow — Ruden — Oie, die einst nehrungsartig das hinter ihr liegende Haff,

[1] Schauplatz der Seeschlacht im Jahre 1000 zwischen König Olav Tryggvissohn und seinen Gegnern: Sven von Dänemark, Eirik, Hakons von Norwegen Sohn, und Olav von Schweden, in welcher der König durch Verrat besiegt wurde und sein Leben verlor.

[2] Vgl. Adam v. Bremens „Hamburgische Kirchengeschichte", 1074/1075, auch R. Hennigs „Rätselhafte Länder", Delphinverlag München, 1925, Seite 258.

heute der Greifswalder Bodden, von der Ostsee schied, den Sturmfluten zum Opfer gefallen! Auf der Südspitze der Oie erkennt man den Verlauf dieser „Nehrung" in südwestlicher Richtung weithin an einer Unmenge von großen, aus dem flachen Wasser ragenden erratischen Blöcken! M. E. das „fretum subalbidae speciei bei Jumne", von dem Adam v. B. in seiner Beschreibung der Stadt und ihrer Lage spricht. Entweder hat sein Gewährsmann hier die über dieser eben erst untergetauchten — auch heute

Aus diesem — scheinbaren — Irrtum, da Demmin doch 190 km von Peenemünde entfernt liegt, hat man früher den Beweis für Adams „Unglaubwürdigkeit" hergeleitet, ohne zu bedenken, daß damals die Stromstrecke abwärts von Demmin bereits als ein integrierender Teil des Haffes angesehen worden ist, wie die Schlei z. B.

Wichtig ist auch Adams bisher nicht beachtete Bemerkung bei Aufzählung der Slawenstämme von West nach Ost: „Ueber die Peene



Hans Hartig — Hünengrab am Meer (Motiv aus Rügen)

Verkleinerte Wiedergabe einer farbigen Künstlersteinzeichnung aus R. Voigtländers Verlag, Leipzig.

nur 2 bis 3 Meter unter Wasser liegenden — Untiefe ständig stehende weiße Brandung gemeint oder ihre heraufschimmernden weißen Sande. Adams zweites „fretum, viridissimae speciei, bei Jumne" ist nach Hennigs Ansicht der riesige Schilfgürtel gewesen, der den Peenemünder Haken, die Nordwestspitze von Usedom, einst umgeben hat und heute noch flankiert.

Die dritte Angabe: „Bei Jumne rast das Meer in ständigen, wütenden Stürmen", ist entweder ein — Druckfehler, oder von denen, die Jumne bei Wollin auf Wollin „ausgegraben" haben, übersehen worden. (!)

Weiter heißt es bei Adam v. B.: „Jumne liegt in der Nähe von Rügen" und „nicht weit entfernt von der im Ruderboot leicht erreichbaren Stadt Demmin[3]) an der Mündung der Peene".

hinaus" (gemeint die obere P.) „wohnen die Leutizen bis zur Oder; jenseits von dieser die Pommern". Mit der „Oder" ist hier die — Randow gemeint (!) Schwedt bis Ueckermünde.

Wo aber nun Vineta, das Tartessos des Nordens, einst gelegen hat, ist, da wir die ehemalige Mündungsstelle der Peene nicht kennen, ungewiß. Wer die neueste Seekarte des Reichsmarineamtes von dieser Gegend mit einer 50 Jahre älteren vergleicht, wird finden, daß der Veritasgrund — wann strandete dort die „Veritas"? — heute zwar fest mit der Insel

[3]) Dymine bei Adam, gemeint „Burg"; vgl. „Haus" Demmin! Der Name der Stadt Dymae in Achaia d. h. „Burg" ist genau so — „nordisch" wie südlich von ihr der Alph aios = Elv. Olympias Kult und die Spiele sind „nordisch"! „Ex Thule lux" (!) Vgl. auch Herman Wirths „Aufgang der Menschheit", E. Diederichs, Jena, 1928.

Usedom schon zusammenhängt, damals aber noch einen Teil der Untiefe: Ruden—Oie gebildet hat. Genau in der Mitte des Stromes dagegen liegt er auf einer von Carl Schuchhardt dem gedruckten Bericht seines Vortrages über Vineta vom 31. 7. 1923 in der Sitzung der Preußischen Akademie der Wissenschaften, Berlin, beigegebenen Admiralitäts-Seekarte.

Daraus folgt, daß die Peenemündung sich nach Westen vorschiebt, früher also mehr östlich gelegen haben muß! Und östlich vom, nicht „am" Ruden, mag auch noch der Steintrendel liegen und zu finden sein, in den die einstige Jumme-Insel (wie drüben im Bodden Kl. und Gr. Stubber) zusammengesunken ist. Auch die Oie würde, wenn nicht künstlich geschützt, längst zertrendelt sein! Das Wegsacken der Vineta schützenden Ostspitze von Rügen hat auch sein Schicksal besiegelt!

*

Während nun meinem „Jumne an der (ehemaligen) Mündung der Peene" — namentlich, nachdem auch Carl Schuchhardt dem zugestimmt hat, — kaum mehr widersprochen wird, kann die arme Jomsburg nicht zur Ruhe kommen. Man hat sie schon wie Vineta als — kata morgana behandeln wollen. Davon ist keine Rede!

Es gilt jetzt, zunächst einmal an Hand der Sagas festzustellen — und hierzu möchten diese Zeilen in erster Linie anregen — ob „der gute Hafen im Wendenland", den Olav Tryggvissohn nach Gunlögs „hist. O.T.f." im Herbst des Jahres 987, achtzehnjährig, von Bornholm südwärts steuernd, ansegelt, und in dessen Nähe er in einem oppidum Geira, eine der Töchter Burislavs, des Königs der Wenden — Véneter; heute noch sagt der Schwede „Vineta-Saga" — als Statthalterin ihres Vaters antrifft, der gleiche ist, wie der, an dem Palnatoki im Jahre 993 als Statthalter desselben Burislav seine „Jomsburg", d. h. „große Burg" — gegen die Dänen — erbaut!

Einige Monate nach seiner Ankunft heiratet Olav die Geira, verliert sie aber nach dreijähriger Ehe durch den Tod und geht wieder auf See. König von Norwegen geworden, besucht er im Jahre 1000 seinen Schwiegervater noch einmal in einer Erbschaftssache und tritt — vermutlich doch von dessen Burg, m. E. von Kammin, der „Steenborg" der Sagas, aus seine Todesfahrt zum Svolder an. „Svolder" kann ein Sammelname sein (!).

Wenn nun Georg Domizlaff in seinem Buch: „Die Jomsburg", J. J. Weber, Leipzig 1929, Seite 24 mit der Annahme, die er freilich nicht beweist, Olavs und Geiras oppidum und Palnatokis (spätere) Jomsburg hätten an ein und derselben Stelle gestanden, recht hat, dann ist die neuerdings wieder aufgetauchte Hypothese, die Stadt Jumne sei mit der Jomsburg „identisch" gewesen, beide an der Peene, als falsch zurückzuweisen; denn die westlichste Odermündung liegt nicht „südlich von Bornholm"! Wie darf man denn überdies eine Seeraubritterburg, „in der keine Weiber geduldet wurden", mit einer volkreichen Stadt, mit weitreichenden Handelsbeziehungen, mit Bürgermeistern, Ratmannen und „auf den Plätzen und Straßen mit silbernen Talern spielenden Kindern", aber ohne — Frauen und Mädchen (!) gleichstellen??

Auseinanderzusetzen, weshalb nun die Stadt der Burg auch nicht „benachbart" gewesen ist, ein weit verbreiteter Irrtum, dem nicht beizukommen ist — der Gleichklang beweist nichts —, fehlt es hier an Raum! Ich verweise auf Seite 25 meines Buches: „Thule — Ithaka — Vineta", Wilh. Sauer, Roßleben a. U. 1929, 60 Pfg. in dem Abschnitt „Vineta".

Ich setze die Jomsburg an der Swine an, weil im Westen Jumne die Peene, vermutlich auch den Ausfluß des Haffs, heute der Bodden, sperrte, und weil im Osten Kammin die Dievenow kontrollierte. Diese ist zwar um 1175 nach Saxo „fast ganz versandet". Das war sie aber vordem nicht; sonst stände die Burg Kammin nicht dort, wo sie — sicher, bevor das Aufprallen der Sandmassen von der wegsackenden Oderbank alle Buchten an der Küste ausfüllte und auch die Dievenowmündung verstopfte — erbaut worden ist!

Mithin bleibt von den drei Odermündungen nur die mittlere, die Swine, übrig; denn ganz „ungesperrt" war keine von den dreien.

Da wir aber nicht wissen, ob die Swine ihren Lauf vom Haff bis zur Ostsee seit Palnatokis Zeit beibehalten oder verändert hat, so ist auch die Frage, wo die Jomsburg nun gestanden haben kann, vorläufig schwer zu beantworten! Sie wurde nach 30jährigem Bestehen im Jahre 1043 vom König Magnus von Norwegen und Dänemark, zubenannt „Goda", d. h. „Herr", nordisch, aber nicht der „Gute" „Bonus", wie Gunlög denkt, erobert und niedergebrannt! „Magnum Bonum" ist zu viel des Guten (!).

Nun erzählt uns Saxo XVI. Seite 671, daß König Waldemar, sein Zeitgenosse, im Jahre 1172 „befohlen hat, die Ueberreste einer ausgebrannten Burg niederzureißen und die Steine in den Strom zu werfen". Außerdem, daß im gleichen Jahre von der Dänenflotte aus bei ihrem Zuge gegen Julin (Wollin) beim Durchsegeln der Swine — also nicht an deren Mündung — die „munimenta" einer Burg gesichtet worden seien, m. E. die Ruinen der Jomsburg!

Ich identifiziere nun aber des weiteren noch diese „munimenta" Saxos an der Swine und die „munimenta" der Jumneta civitas aus Helmolds „Slavenchronik" (um 1170) miteinander. Sie seien noch sichtbar, sagt Helmold, der zwar im großen und ganzen hier Adam von Bremens Beschreibung der civitas Jumne (1075) einfach kopiert, dann aber noch einen weiteren eigenen (!) Zusatz macht: „Diese Jumneta civitas soll ein quidam rex Danorum zerstört haben"! Man hat ihm von der Zerstörung der — Jomsburg durch Magnus erzählt, er aber hat sie für die von Adams Jumne gehalten!

Einen ganz ähnlichen Irrtum hat Saxo sich zuschulden kommen lassen, indem er die drei verschiedenen Plätze: Julin, Jumne und die Jomsburg mit ein und demselben Namen: „Julinum" — natürlich in gutem Glauben — bezeichnete.

Es gibt wohl kaum ein zweites Problem, dessen Lösung in ähnlicher Weise durch kritiklose Ueberschätzung des Wertes alter Chronikantenangaben um Jahrhunderte aufgehalten worden ist, wie das von der Jomsburg und von Vineta, der Königin der Städte im Norden!

Ein Seemannsabenteuer in Afrika.

Von Heinrich Vogel.

Eigentlich müßt ick disse Geschicht up Plattdütsch vertelln, so as ick sei hürt hew ut Käppen Flemming sin eigen Mund. Un ein sihr nördlichen Grog hürt dortau. Denn, wenn man so söß orr säwen intus hett, kümmt ein de Sack gor nich so lögenhaft vör.

Aewer mit min Plattdütsch is dat man so, so. Ick glöw, ick kann't sihr gaud, äwer de Lüd seggn mierstendeils: „Weiten'S wat, Herr? Reden'S läwer hochdütsch!" — Also denn los! Aewer seggn'S nacher nich, dat sick up Hochdütsch dat nich glöwen lett.

Die Bark „Glaube und Hoffnung", von Chile nach Deutschland unterwegs, hatte im Atlantischen Meere schweres Unwetter und mußte einen südafrikanischen Hafen anlaufen, um dort die notwendig gewordenen kleinen Ausbesserungen vorzunehmen. Der Kapitän mochte wohl wissen, welche Anziehungskraft die benachbarten Diamantenfelder auf das Schiffsvolk ausüben und daß regelmäßig ein paar von der Besatzung zu entweichen pflegen, blieb klugerweise draußen auf der Reede liegen und schickte seinen Bootsmann mit zwei jüngeren Leuten, die ihm vertrauenswert schienen, zum Einkauf in die Stadt.

Hein Rühlow, der Bootsmann, kannte die Gegend von früher her und erinnerte sich mit Vergnügen an den blauen Hai, eine in ganz Südafrika berüchtigte Seemannskneipe. „Do wiern Dierns! Jungedi! Jungedi! Sowat har ick min Lewdag nicht seihn! Un wenn dat hüt noch is as dunnemals, denn so..." Hier brach er seine Rede ab, indem er sich darauf besann, daß er den jungen Leuten doch ein gutes Vorbild sein sollte und der Kapitän ihnen eindringlichst ans Herz gelegt hatte, sich vor Weibern und starken Getränken in acht zu nehmen, ebenso vor den gaunerischen Händlern, die überall den Seeleuten wunderbare Wanduhren, gläserne Edelsteine und ähnliche Sachen anzudrehen wissen.

Glücklicherweise hatte Hein Rühlow einen alten Bekannten und langjährigen Fahrtgenossen in der Stadt, Malte Müggenburg, einen gebürtigen Stralsunder, der hier hängen geblieben war und einen kleinen Posten am Krankenhause bekleidete. Der freute sich über die Maßen, spendete freigebig sein Stralsunder „Nein Gott's Wuhrt", und die beiden Alten klönten und klönten, bis es den Jungen doch zu langweilig wurde. Sie erboten sich, inzwischen das Tauwerk einzukaufen, wollten sich auch noch ein wenig in der Stadt umsehen, und im blauen Hai werde man sich ja wieder treffen.

In der Stadt war nun nicht viel zu sehen: niedliche Wägelchen, von Kulis oder Kaffern gezogen, eine alte Kirche mit merkwürdigem, alleinstehendem Glockenturm, bei dem die Glocken vom Erdboden aus mittels langer Stricke geläutet wurden. Mit der Besorgung des Tauwerks, das der Kapitän zur Ausbesserung bedurfte, ließen sie sich Zeit, versäumten dagegen nicht, ein paar Straußenfedern und Eier als Andenken zu erstehen und landeten reichlich früh im Blauen Hai.

Hatte Malte Müggenburg sie mit dem reinen Wort Gottes vergeblich zu halten versucht, so fanden sie hier den unverfälschten Teufelstrunk, Whisky genannt, und sehr gefällige Mädchen, die ihnen gern Gesellschaft leisteten. Sie waren schon bei Kapwein und Champagner angelangt, spielten mit den Straußeneiern Ball und fächelten den Mädchen eifrig mit den Federn zu, als die beiden alten Seeratten erschienen, um sie zum Mittagessen abzuholen. „Dit is ja woll ne schöne Wirtschaft hier!" rief der Bootsmann mit sittlicher Entrüstung. „Wat sin mi dat för Zicken?" Worauf ihm die selige Antwort wurde: „Do seggst du Zicken to, Hein? För uns sin dat Dierns! Jungedi! Jungedi! Luder bunne! Jede Faßong un Kulör!"

Darin hatten sie leider recht. Hein Rühlow bemerkte nicht ohne sündhafte Anwandlung, daß sich die Zugmittel dieses Hauses seit seinem

letzten Hiersein um ein Bedeutendes vermehrt hatten, und da er aus eigener Erfahrung wußte, wie es zuzugehen pflegt, daß der Wirt nicht locker ließ, bis er seinen Opfern das Hemd vom Leibe gezogen hatte und sie dann auf die Straße warf oder in die Diamantengruben verhandelte, so war er begreiflicherweise in großer Sorge um seine Jungen, für die ihn der Kapitän verantwortlich gemacht hatte. Sie sagten es ihm gleich frei heraus, dies wäre das Land, da Milch und Honig fließt, und jeder Maat, der aufs Schiff zurückgehe, sei ein dreifacher Esel und Dummkopf, da er doch zu Lande in ein paar Tagen mehr verdienen könne als an Bord in seinem ganzen Leben.

Der Baas, ein langer Schotte mit einem richtigen Verbrechergesicht, beeilte sich, das zu bestätigen. Er kenne mehr als einen, behauptete er, der nur mit einem kleinen Matrosenbündel an Land gekommen sei und nun über Millionen verfüge. Dagegen wußte Hein nun wieder andere Fälle, wo Leute, die mit ihm an Bord gewesen, in Australien vom Schiff gelaufen und elendig im Busch verkommen waren. Außerdem lägen die Diamanten hier, so viel er wisse, tief in der Erde, die Arbeiter aber würden peinlich überwacht, und ein ehrlicher Mann käme überhaupt zu nichts.

Darauf lächelte der Wirt überlegen. Es gäbe so viele Kniffe und Schliche, und das einfachste sei immer noch, die Steine zu verschlucken. „Jawohl!“ rief Hein ärgerlich, „Und dann gibts Spritzen von hinten und vorn, und der arme Kerl muß Höllenqualen ausstehen wie jener Kaffer, der bei meinem Freunde Malte im Krankenhause liegt. Ich habe ihn noch vor ein paar Stunden gesehen. Der Mensch hat wohl eine Handvoll Diamanten verschluckt, und was hat er nu davon? Sag ihnen, Malte, was hat er nu davon?“

Der Stralsunder machte ein tieftrauriges Gesicht. „Nix, Hein! Nein gor nix! Nix as'n Dod! De Stein hebbn dat Ingedürm terreten, un nu liggt hei up Is in mine Dotenkammer. Morgen früh kommen de Herrn von de Kommission, un denn snieden's em den Buk up!“

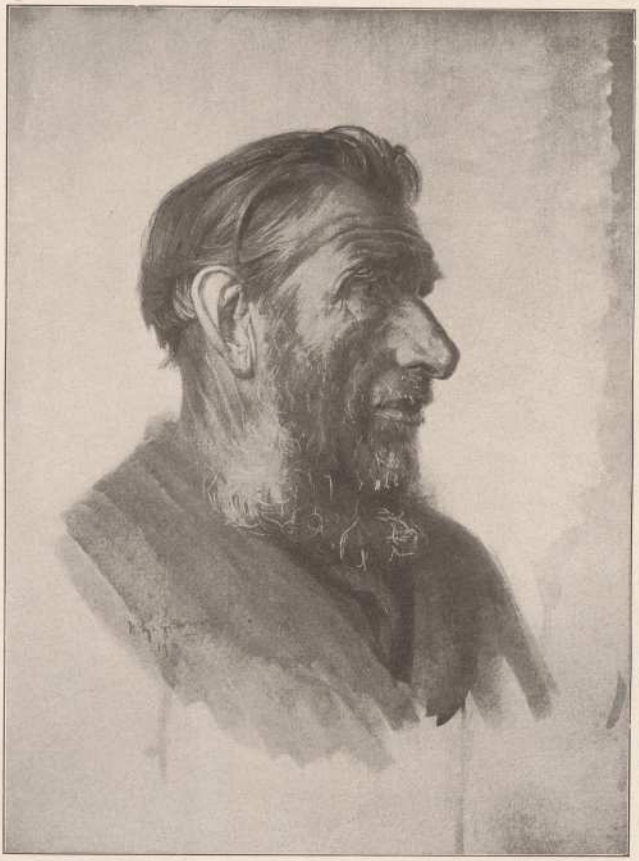
Hier wurde der Schotte sehr hellhörig und hätte gern Näheres erfahren. Die beiden Alten taten ihm denn auch den Gefallen und setzten den Fall mit vieler Umständlichkeit auseinander. Die beiden Jungmänner aber, Karl Achterberg und Emil Flemming, für die diese Diamantenschauergeschichte eigentlich berechnet war, hörten kaum noch hin, und die beiden alten Seebären zogen schließlich ohne sie wieder ab. — Es dauerte übrigens gar nicht lange, so flogen auch die lustigen Grünlinge zum Tempel hinaus. Ganz unfreiwillig und ohne zu wissen wie oder warum. Arm in Arm torkelten sie singend eine Strecke, schliefen unter einer Hecke ein, und als sie erwachten, war es bereits dunkel, Uhr, Börse, Wertsachen, alles verschwunden, auch das Geld, das sie für ihre Besorgungen vom Bootsmann erhalten hatten. Da war nun guter Rat teuer. Zuerst wollten sie sich nach den Gruben machen. Dann aber schlug ihnen doch das Gewissen. Hein Rühlows wegen. Dem mochten sie nicht so durchbrennen, und sehr betreten schlichen sie zu ihm und Malte zurück. Ihr Weg führte sie wieder an der alten Kirche vorbei, und beim Anblick der schönen Glockenseile kam ihnen der Gedanke, sich hier auf billige Art aus der Verlegenheit zu ziehn.

Sie kletterten an den Seilen bis unter die Glocken empor, zogen die Messer, und — ritsch! — hatte Karl Achterberg sein Tau durchschnitten und sauste mit ihm in die Tiefe, wo er ohne Atem liegen blieb und meinte, ihm müßten alle Rippen gebrochen sein. Emil aber, oben unter der Glocke, konnte sich vor Lachen kaum halten. „Korl!“, rief er zu ihm, „Korl, wat büst du bloß för'n Döskopp! Schnittst dat Tauenn bowen aw? Kiek, so mußt du dat maken!“ Und — ritsch! — schnitt er das Seil entzwei — als verständiger Mensch natürlich unterhalb.

Da hing er nun oben bei den Glocken, machte ein unbeschreiblich dämliches Gesicht, stangelte mit den Beinen nach rechts und links, versuchte vergeblich, den Glockenrand zu fassen und flehte den Kameraden um Hilfe an. Aber was konnte der tun? Leute herbeirufen? Dann kamen sie unfehlbar ins Loch. Das einzige wäre, die beiden alten seebefahrenen Freunde zu benachrichtigen. Bloß, rief Emil Flemming herab, er müsse sich beeilen, lange hielte er's nicht mehr aus, und wenn er falle, werde er sich ohne Zweifel das Genick brechen.

Karl Achterberg trabte also los. Er war noch nicht weit gekommen, da sah er eine lange Leiter an eine Hauswand gelehnt. Ohne Besinnen nahm er sie fort, schleppte sie zum Glockenturm und rettete den Freund noch im allerletzten Augenblick.

Jeder, der einmal in Todesangst eine halbe Stunde zwischen Himmel und Erde geschwebt hat, wird zugeben, daß der Mensch in solchen Fällen viele gute Vorsätze fürs ganze Leben fassen, und wenn er überhaupt vom Himmel zur Erde zurückkehrt, wenigstens für ein paar Stunden lang ein ziemlich guter Christ sein kann. So war es auch mit Emil Flemming. Sie seien doch eigentlich alle beide zwei recht sündige Kreaturen, bekannte er reuevoll. Nun aber wollten sie sich auch bessern, die verführerischen Seile ruhig liegen lassen und die Leiter wieder an Ort und Stelle schaffen. Wie sie aber an die Hauswand kamen, da lag da



Wilhelm Granzow — Stolpmünder Fischer

ein schwarzer Neger, nackt und bloß, rührte sich nicht und war allem Anschein nach aus der Bodenluke zu Tode gestürzt. Dem guten Emil kam das Wasser in die Augen. „Süh, Korl, das ist nu wieder so ein Fingerzeig von oben. Der Mann war gewiß auf keinem guten Wege, un nu hat er sich da zunichtgefallen!"

„Alles möglich!" erwiderte Karl. „Aber wenn es an dem ist, denn so mag Dieb zu Diebesgut, und wir tun am besten und schaffen ihn nach dem Glockenturm. Dann wird ein jeder denken, er hat die Seile stehlen wollen, und wir haben weiter keine Scherereien."

Sie hoben den Toten auf, waren aber noch nicht weit mit ihm gekommen, da hörten sie hinter sich fauchen und keuchen: „He! Holla! Her mit dem Schwarzen! Der Tote ist mein!"

Es lief ihnen eiskalt über den Rücken, und erschrocken ließen sie die unheimliche Last fallen. Es war aber nicht der Teufel hinter ihnen her, wie sie im ersten Augenblicke meinten, sondern nur sein afrikanisches Ebenbild, der Baas aus dem Blauen Hai, und der Tote war derselbe Kaffer, von dem Hein Rühlow und sein Freund erzählt hatten, daß er Diamanten verschluckt habe und morgen aufgeschnitten werden sollte. Der alte Gauner von Wirt war im Dunkeln in das Krankenhaus gestiegen, hatte sich den Kaffer aus der Totenkammer geholt, ihn, als er die Leiter nicht vorfand, zur Bodenluke hinausgeworfen und war durch einen andern Ausgang glücklich ins Freie entwischt, gerade in dem Augenblick, da die beiden Seeleute die kostbare Leiche davontrugen.

Von alledem wußten sie natürlich nichts, hatten aber wenig Neigung, den Toten abzugeben, noch dazu an diesen schuftigen Wirt. Der Mann redete viel von seiner Christen- und Nächstenpflicht, sagte, der Tote sei sein Angestellter gewesen und daß er ihn auf keinen Fall in fremden Händen lasse. Da er aber sah, daß die beiden Seeleute nach Art der Betrunkenen sich immer mehr auf ihre Sache versteiften und den Kaffer durchaus nach dem Kirchhof oder gar zur Polizeistation schaffen wollten, machte er ihnen einen Vorschlag zur Güte und erbot sich, einen Ersatzmann zu stellen, es solle ihr Schade nicht sein.

Die beiden Seeleute hatten zwar keinen Grund, dem Hallunken einen Gefallen zu tun, wurden aber durch diesen Vorschlag so neugierig, daß sie darauf eingingen und ihm nach seinem Hause folgten.

Da lag nun wirklich ein Mensch. Mitten im Unrat des geheimen Orts, der nach Landessitte nur aus einer Sitzstange bestand. Er war nicht tot, wohl aber fürchterlich betrunken. „Ach, min lew Gott", stöhnte er, „lot mi doch noch 'n bäten liggen. Ick will ja blot 'n bäten frische Luft hier schnappen!"

Da war es ihr Bootsmann Hein Rühlow. „O Hein!" klagten sie, „Hein! Wat möckst du uns för Zicken? Wo kümmst du hier in dissen Meß?"

Er wußte es wohl selber nicht; aber wie kamen die Jungen hierher? „Wie?" sprach er und tat sehr von oben herab, den ganzen Tag hätten sie sich nicht sehen lassen, und nun um Mitternacht gingen sie noch in den Blauen Hai? Ob sie denn gar kein Scham- und Ehrgefühl mehr hätten? Und was sie hier überhaupt suchten? Da erzählten sie ihm von dem Schwarzen und daß sie ihn zum Kirchhof bringen wollten. Als er das endlich begriff, wurde er aber teufelswild. Was? rief er, ihn eintauschen gegen einen Neger? Ihn, den Bootsmann Hein Rühlow, gegen einen wilden Unchristen? Daß sie so gottlose Buben seien, das hätte er ihnen niemals zugetraut.

Außerdem, wozu überhaupt dieser Handel? Da stecke sicher ein Schelmenstück dahinter. Der Baas sei dafür bekannt, daß er ein richtiger „Scharker" sei. Der nehme es von den Lebendigen. Nun mache er sich wohl gar noch an die Toten heran. Wer weiß, was er mit dem Schwarzen vorhabe? Vielleicht sei's der, der die Diamanten im Bauch habe. Man solle ihn nur aufschneiden usw. usw.

Er schimpfte so laut und lästerlich, daß man befürchten mußte, die Nachtwache komme herbei. Da machte der Wirt, dem am meisten daran gelegen war, das zu vermeiden, ein letztes Gebot. Als Entschädigung für Uhr, Börse und dergleichen wolle er ihnen fünf Pfund geben, nicht mehr und nicht weniger. Dafür sollten sie ihm den Toten lassen und sich sofort und lautlos aus dem Staube machen.

Sie nahmen das Geld, gingen zu Malte Müggenburg, holten ihre Einkäufe dort ab und schafften sie ins Boot. Aber Karl Achterberg ging in schweren Gedanken. Wenn das wirklich der Bursche gewesen sei mit den Diamanten im Bauch, dann so hätten sie wie vollkommene Esel gehandelt und mit dem Wirte mindestens halbpart machen können.

Hein Rühlow, schon im Boot und wieder ziemlich nüchtern, konnte sich nun nicht länger des Lachens enthalten. Er solle nur ruhig einsteigen, rief er dem Zaudernden zu, oder ob er etwa meine, Hein Rühlow könne solch Döskopp sein und einem abgefeimten Bösewicht und berüchtigten Schifferbaas einen Neger mit Diamantenbauch überlassen? Das sei doch alles bloß Schnickschnack gewesen, was er und Malte dem Wirte vorgeschwindelt hatten, und der schwarze Kerl hätte so wenig Diamanten ver-

schluckt wie sonst einer, sei vielmehr an ganz gewöhnlicher Schwindsucht eingegangen und mit fünf Pfund über und über bezahlt.

„Aber dorin hest du recht, Korl", fügte er hinzu, „der Baas ist noch viel zu billig weggekommen. Sein Whisky ist das wahre Sündenwasser, und dafür, daß sie mich in den Meß geschmissen haben, dafür willn wi em bät öwern Schlunk in sien eigen Schiethumpen stucken."

„He! Holla, Policeman! Im Blauen Hai liegt ein toter Mensch, dem hat der Wirt den Bauch aufgeschlitzt!"

„Un nu feste in die Riemen, Jungs! Mit dem „Scharker" wird die Polizei schon ganz alleine fertig!"

Das Kloster Belbuck bei Treptow a. R.

Geschichtliche Erinnerung an seine Begründung vor 750 Jahren.

Von Rektor Heinrich Bosse, Plathe.

Die zahlreichen ehemaligen Klöster in Pommern nehmen in der Geschichte und in der kulturellen Entwickelung unserer Heimatprovinz eine recht bedeutsame Stellung ein. Sie waren nicht allein Pflegestätten christlicher Frömmigkeit und seelsorgerischer Betätigung, sondern auch die Träger deutscher Kultur und Zivilisation. Ihnen verdankt das Pommernland seine Germanisierung, die Besiedelung zahlreicher Dörfer mit deutschen Kolonisten und die Gründung einzelner Städte. Die Stiftung der ersten pommerschen Klöster liegt noch in einer Zeit, in die das Licht der historischen Forschung kaum hineinzuleuchten vermag, sie stehen am Anfange der pommerschen Geschichtsschreibung. Die ersten zuverlässigen Nachrichten, die durch geschriebene Urkunden belegt werden können, berühren die Klöster. 750 Jahre sind es jetzt gerade her, daß eines der ersten Klöster im Pommernlande besiedelt wurde: das Prämonstratenser-Kloster Belbuck bei Treptow an der Rega.

Die beiden Missionsreisen Ottos von Bamberg in den Jahren 1124 und 1128 in das heidnische Pommern hätten die heidnischen Wenden nicht für das Christentum gewinnen können, wenn nicht die nachfolgende Arbeit der eingewanderten Mönche eingesetzt hätte. Besonders war es der von dem heiligen Norbert in Magdeburg gegründete Prämonstratenserorden, der in den Ländern östlich der Elbe eine reiche Tätigkeit entfaltete. Bald verschwanden die heidnischen Opferstätten. Gerne errichtete man damals gerade dort die neuen christlichen Kirchen, wo sich vordem die alten heidnischen Tempel und Heiligtümer befunden hatten. Nahe bei dem Flecken Trebetow an der Rega hatten die Wenden seit uralten Zeiten auf einem Hügel den weißen Gott des Lichtes — den Bialbog — verehrt. Als in dem Jahre 1180 die beiden pommerschen Herzöge Kasimir I. und Bogislaff I. in ihren Landen ein neues Kloster errichten wollten, war jener Hügel dafür ausersehen; das war nicht ohne Bedeutung. Einmal war das Kloster durch die Rega und einen See, der zu damaliger Zeit die heutigen Wiesen zwischen der Stadt und dem Klosterhügel einnahm, vor feindlichen Angriffen aus westlicher und südlicher Richtung einigermaßen gesichert, und während der langen Fastenzeit hatten die Mönche Gelegenheit zum Fischfang im See und in dem Fluß. Nördlich von dem Kloster, wo heute fruchtbare Felder sich ausdehnen, war ein Eichengehölz vorhanden, das noch im Jahre 1669 erwähnt wird und dessen Reste erst in der Mitte des 18. Jahrhunderts verschwunden sind. Vielleicht war es einst ein heiliger, dem Bialbog geweihter Hain.

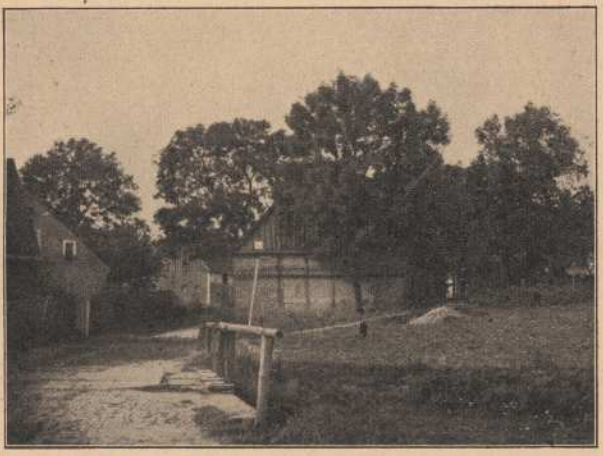
Die beiden Herzöge waren offenbar von dem segensreichen Wirken der Klöster überzeugt; in Vorpommern bestand seit 1153 das Kloster Stolpe, zwei Jahre später war das Kloster Grobe auf Usedom gegründet worden, und in den Gebieten östlich der Oder war das Zisterzienserkloster Kolbatz ein Stütz- und Mittelpunkt für die christliche Lehre. Denselben Segen, der von diesen Stiftungen in den wenigen Jahrzehnten ihres Bestehens ausgegangen war, erhofften die Herzöge auch von der beabsichtigten Gründung eines neuen Klosters am unteren Lauf der Rega.

Schwedische Mönche aus dem Kloster Lund sind es zuerst gewesen, die hier nun ihren Einzug hielten. Aber lange sind sie nicht in unserer Gegend geblieben. Wir wissen nicht, aus welchen Gründen sie wieder von dannen gezogen sind, wahrscheinlich hatten sie mit allzu großen Widerwärtigkeiten in dem Lande zu kämpfen, vielleicht ist auch ihr Lebensunterhalt zu dürftig gewesen, daß sie es vorzogen, wieder nach Lund zurückzukehren. Zum Unterhalt des Klosters hatten die Herzöge zwar elf Dörfer, die mit Namen in der Stiftungsurkunde aufgeführt sind, übergeben, aber davon war nur ein Dorf besiedelt, die anderen lagen „wüst" und waren wohl nahezu menschenleer. Man darf wohl annehmen, daß die Zerstörung der Dörfer in den letzten Polenkriegen erfolgt war; für das Kloster mußten die menschenleeren Dörfer und die verwüsteten Landgebiete völlig wertlos sein.

Es hat wohl in der ursprünglichen Absicht gelegen, diese Dörfer mit schwedischen Kolonisten zu besiedeln, aber der 1182 ausbrechende Krieg zwischen Pommern und den Dänen dürfte die Besiedelung verhindert haben.

Was im Jahre 1180 nicht gelungen war, ist ein Menschenalter später durch den frommen Eifer der Herzöge Bogislaff II. und Kasimir II. und deren Mutter Anastasia, die ihren Witwensitz in Treptow genommen hatte, zustande gekommen. Diesmal wandte man sich nicht wieder nach Schweden, sondern die herzoglichen Boten wurden nach reiflicher Ueberlegung nach Friesland geschickt, wo das Kloster Mariengarten in hohem Ansehen stand. Die beiden in Pommern vorhandenen Prämonstratenserklöster, Grobe auf Usedom und Broda bei Neubrandenburg, waren von Havelberg aus besiedelt worden und unterstanden dem Erzbistum Magdeburg. Wenn die pommerschen Herzöge, die sich von dem Camminer Bischof beraten ließen, sich nicht wieder nach Havelberg oder Magdeburg gewandt haben, müssen jedenfalls Gründe dafür vorhanden gewesen sein. Vielleicht haben die Ansprüche, die der Magdeburger Erzbischof an das Bistum Cammin stellte, dabei mitgesprochen. Jedenfalls hat aber noch ein anderer Grund dafür den Ausschlag gegeben. In Scharen strömten in dieser Zeit aus den übervölkerten Teilen Westdeutschlands deutsche Bauern nach dem Osten, wo ausgedehnte Länderstriche zur Ansiedelung einluden. Von dort her sollten auch die Bauern gewonnen werden für die Besiedelung der menschenarmen Besitzdörfer des Klosters. „Kommt, ihr Knechte Gottes", so heißt es in dem Schreiben des Herzogs, „ich will euch ein Land geben, in dem Milch und Honig fließt." Abt Sigehard brachte selber die friesländischen Mönche in das Pommerland. Bei dieser zweiten Gründung des Klosters wird urkundlich die herzogliche Zusicherung gegeben, daß alle den Mönchen noch nachfolgenden Klosterleute von Abgaben an den Herzog frei sein sollten. Die zum Klosterbesitz gehörenden Dörfer sollten dieselben sein, die auch 1180 den schwedischen Mönchen überwiesen waren; dazu kam noch ein wüstes Dorf Latin. Eine jährliche feste Einnahme von 20 Mark wird dem Kloster zugewiesen, die von dem Kruge in Kolberg entrichtet werden sollten. Der Camminer Bischof Sigwin war bei der Abfassung der Stiftungsurkunde zugegen, und er verlieh dem Kloster den Zehnten aus dem ganzen Lande Treptow mit Ausnahme einiger Dörfer, die bereits anderweitig vergeben waren. Aus dieser zweiten Stiftungsurkunde erfahren wir auch den Namen; bisher war dieser Ort „belbuc" genannt worden, hinfort sollte er „castrum sancti Petri" heißen, d. h. Burg des heiligen Petrus.

Es war eine große und schwere Aufgabe, die den friesischen Klosterleuten zugewiesen war. Die Seelsorge unter der Bevölkerung und die Werke christlicher Nächstenliebe erschöpften allein nicht ihre Tätigkeit. Wollte das Kloster von dem ausgedehnten Landbesitz Gewinn



Aufn. Müller, Treptow a. R. Wie es in Belbuck heute aussieht

haben, so mußten die wüst liegenden Dörfer erst wieder mit schaffenden Menschen belebt werden. Kolonisten aus den dicht bevölkerten Teilen des westlichen Deutschlands mußten durch lockende Versprechungen gewonnen werden. Die Bemühungen der friesländischen Mönche für die Kultivierung des Landes werden nicht erfolglos geblieben sein. Denn schon nach wenigen Jahren werden den Klosterleuten weitere Aufgaben gesteckt. 1214 schenkt der Herzog Bogislaff II. dem Kloster das Dorf Cossalitz am Gollenberge, aus dem sich später die Stadt Köslin entwickelt hat. Daß es dem Herzoge bei dieser Schenkung am Herzen lag, durch Einwanderung fremder Kolonisten das Land zu kultivieren, deutet ein Zusatz in der Schenkungsurkunde an, wonach alle Einwanderer, die bis dahin noch nicht unter seiner Herrschaft standen, von allen Lasten und Diensten frei sein sollten. Diese Schenkung kann als eine Anerkennung für Erfolge des Klosters in der Besiedelung angesehen werden. — Es hat immer in dem Bestreben der

Klöster gelegen, ihren Besitz und ihre Einnahmen ständig zu vermehren; denn nirgends wußte man es besser, daß Reichtum nicht bloß Ansehen, sondern auch Macht und Einfluß gewährt. Schenkungen an Kirchen und Klöster sind in jener Zeit auch immer als Gott wohlgefällige Werke angesehen worden, und die Geistlichen waren jederzeit bemüht, diese Auffassung bei Fürsten und Adligen, Reichen und Armen im Volke lebendig zu erhalten. Sagte doch schon Herzog Kasimir I., „es sei ihm von den Klostermännern (viri religioses) oft genug gesagt worden, nur diejenigen Güter seien für die Seligkeit des Menschen ersprießlich, die freigebig zum Nutzen der Kirche und zur Unterhaltung der „Armen Christi" gegeben würden." In dem ersten Jahrhundert seines Bestehens gelangte das Kloster besonders durch Schenkungen von den Landesfürsten, aber auch durch die Mildtätigkeit vieler Frommen, durch Kauf und Tausch zu immer größerem Vermögen und Ansehen. Wir finden bei allen pommerschen Klöstern zunehmenden Reichtum, der zuweilen so erheblich war, daß die Fürsten in bedrängten Zeiten aus dem Klostergut Anleihen aufnehmen konnten; dafür ließen die Klöster sich aber gerne wieder weitere Rechte und Vorrechte zubilligen. So haben auch die Belbucker Aebte gehandelt. Als im Jahre 1236 der streitbare Camminer Bischof Konrad III. verschiedene Uebergriffe in das Gebiet des Schweriner Bistums sich erlaubt hatte, fielen die mecklenburgischen Fürsten in Pommern ein und eroberten das Land bis zur Peene. Der Pommernherzog Wartislaff fand Unterstützung bei dem Markgrafen von Brandenburg, und um Geldmittel für diesen Krieg zur Verfügung zu haben, mußte er für den billigen Preis von 140 Mark dem Kloster Belbuck den ihm gehörigen Teil des Landes Treptow östlich von der Rega verkaufen. Bei diesem Handel verstand der Abt auch noch weitere Vorteile für sich zu gewinnen. Die Klosterhintersassen wurden fortan von allen Leistungen an den Landesherrn mit Ausnahme der Heeresfolge und des Burgdienstes befreit, aber das Maß der zu stellenden Aufgebote sollte allein vom Abt bestimmt werden. Ein solches Zugeständnis war bisher von den pommerschen Herzögen noch niemals eingeräumt worden, es zeigt aber, in welcher Notlage der Herzog sich damals befand.

Unter den Wohltätern des Klosters zeichneten sich besonders Wartislaff III. und Kasimir II. aus, auch Anastasia, die Witwe Bogislaffs I., hat dem Kloster mancherlei Zuwendungen gemacht. Am 7. Juli 1224 übergab sie dem Kloster 26 Dörfer, meist in der näheren Umgebung des Klosters gelegen. Im ersten Jahrhundert seines Bestehens war der Grundbesitz des Klosters ständig vermehrt worden. Die nähere Umgebung des Klosters war Eigentum desselben, aber auch in entfernteren Gebieten hatte es Grundbesitz erworben. In der Mitte des 13. Jahrhunderts war der Grundbesitz so ausgedehnt, daß Abt und Mönche sich mit dem Gedanken der Neugründung eines Klosters im Wendenlande befaßten. Herzog Wartislaff III. stand dem Plane wohlwollend gegenüber und übereignete dem Kloster 1253 600 deutsche Hufen an der Drage. Die beabsichtigte Gründung des Klosters kam aber aus unbekannten Gründen nicht zustande, und lange kann auch dieser Besitz nicht in den Händen der Belbucker Mönche gewesen sein; denn in einer Bestätigung der Klostergüter vom Jahre 1269 durch Herzog Barnim I. ist die Schenkung von 1253 nicht mehr aufgeführt.

Eine solche kolonisatorische Betätigung entsprach ganz und gar dem Orden der Prämonstratenser. Ausbreitung der christlichen Lehre und Kultivierung des Landes waren die beiden vornehmsten Aufgaben des Ordens, und dessen innere Organisation entsprach dieser doppelten Aufgabe. Jede Ordensniederlassung bestand aus zweierlei Angehörigen, den Priestern und den Laienbrüdern; nur die ersteren können als eigentliche Mönche angesprochen werden. Sie hatten die priesterlichen Verrichtungen innerhalb und außerhalb des Klosters wahrzunehmen und lagen den wissenschaftlichen Studien ob, dagegen hatten die Laienbrüder die weltlichen Angelegenheiten ihres Konvents zu erledigen; mit ihrer Hände Arbeit dienten sie dem Kloster auf den Ackerhöfen, betrieben die Mühlen, erbauten und besserten die Klostergebäude, bereiteten die Mahlzeiten u. v. a. Mit den geistlichen Angelegenheiten ihres Ordens hatten sie nichts zu tun, das Studium der Bücher war ihnen durch Ordensregel geradezu verboten.

Wenn die Herzöge das Aufblühen und Gedeihen der Klöster in ihrem Lande eifrig förderten, so wußten sie andrerseits auch wieder gewisse Vorteile aus ihnen zu ziehen. Bis in die Zeiten Bogislaffs X. hatten die pommerschen Fürsten keinen festen Wohnsitz. Sie zogen ständig umher, und die Klöster dienten ihnen vornehmlich zum Aufenthalt. Pommersche Herzöge sind wiederholt auch in Belbuck zu längerem oder kürzerem Aufenthalt gewesen. Die Laienbrüder waren geübte Meister in allerlei Künsten und Fertigkeiten, die bis dahin in dem wendischen Pommern ganz unbekannt waren. Zu jedem Kloster gehörte eine Ziegelbrennerei; aus den gebrannten Steinen wurden Kirchen und Klostergebäude errichtet. Schon bald nach der Besiedelung des Klosters wird die am jenseitigen Ufer des Flusses errichtete Ziegelbrennerei in Betrieb gewesen sein; erst vor einem Menschenalter hat sie ihren Betrieb eingestellt. Aus ihrer friesländischen Hei-

mat brachten die Belbucker Mönche die Fertigkeit mit, kunstvolle Wasserbauten aufzuführen. Auch in der Rega wurden sehr bald Schleusen und Fischwehre angelegt. Der Bau einer Wassermühle ganz in der Nähe des Klosters machte dem mühsamen Betrieb der solange von den Wenden benutzten Handmühle ein Ende. Auch die Wenden schafften ihr Brotgetreide nun lieber in die Wassermühle und entrichteten das Mahlgeld. Das gebräuchliche Getränk im Kloster war das Bier, das in einer eigenen Klosterbrauerei hergestellt wurde. Selbst die Nonnen in dem benachbarten Kloster Wischow waren an das Biertrinken gewöhnt. Die Camminer Bischöfe scheinen das Belbucker Bier geschätzt zu haben; alljährlich erhielten sie von hier zwei Lasten, zu deren Lieferung das Kloster verpflichtet war. Die aufgeführten Wasserbauten in der Nähe des Klosters sind noch heute stumme Zeugen des Unternehmungsgeistes der Belbucker Klosterleute. Der von dem Bruder Mentetus angelegte Kanal ist noch jetzt zum Teil in dem Georgenteich bei Treptow erkennbar. Daß unmittelbar in der Nähe des Klosters auch ein Obst- und Gemüsegarten vorhanden gewesen ist, geht aus späteren Aufzeichnungen hervor. Auf den Ackerhöfen waren die Klosterbrüder und die angesiedelten deutschen Bauern vorbildlich in der Bodenbearbeitung.

Oft genug sind freilich die ruhigen Tage des Klosterlebens durch Kämpfe und Streitigkeiten um wirkliches oder vermeintliches Recht unterbrochen worden. Die Belbucker Mönche waren auch streitbare Männer, die das Recht des Klosters wohl zu wahren wußten. Gleich in den ersten Jahrzehnten nach der Begründung des Klosters hatte es einen langwierigen Streit mit den Kolbergern um gewisse Salzpfannen, die der Herzog dem Kloster überlassen hatte. Ein neuer Streit mit Kolberg entbrannte um die Grenze zwischen Kloster- und Stadtgebiet, 1305 wurde darüber ein Vergleich geschlossen, doch nach 100 Jahren entbrannte abermals der Zwist. Mit der Stadt Schlawe war 1485 eine förmliche Fehde ausgebrochen; die meisten Händel waren aber mit dem umwohnenden Adel auszutragen. Die Wachholzen, die Manteuffel und die Gumtows standen zum Kloster im Vasallenverhältnis, aber nur selten sind sie gefügige Werkzeuge in der Hand des Abtes gewesen; oft genug haben sie ihre eigene Macht dem Kloster gegenüber zur Geltung gebracht. Die lange Fehde mit den Wachholzen spielt sich fast in dramatischen Formen ab. Am erbittertsten war aber der endlose Kampf gegen die Manteuffel in Kölpin, deren feste Burg im Jahre 1432 von den Klosterleuten erstürmt wurde. Am Tage nach der Eroberung fanden sich auch die Treptower und Kolberger ein und suchten so viel als möglich zu ernten, wo sie nicht gesät hatten. Auch das Verhältnis des Klosters zu der benachbarten Stadt Treptow ist nicht zu allen Zeiten ungetrübt gewesen. Den Klosterleuten war es angenehm, in unruhigen Zeiten unter dem Schutze einer wehrhaften Stadt zu wohnen, und bei der Gründung der Stadt war das aufgeblühte Kloster auch recht freigebig gewesen. Es konnte aber nicht ausbleiben, daß bei der vielfachen Berührung allerlei Reibereien entstanden, die zeitweise einen ernsten Charakter annahmen.

In geistlichen Dingen war das Kloster Belbuck von dem Camminer Bischof abhängig; der Abt des Klosters hatte dem Bischof den Eid zu leisten. Seit 1339 war es auch verpflichtet, bestimmte Abgaben an den Bischof zu entrichten. Ebenso wie der Herzog mit seinem Gefolge vom Kloster aufgenommen werden mußte, stand auch dem Camminer Bischof das gleiche Recht zu, nur war hier die Zeit auf drei Tage und drei Nächte festgesetzt. Um das Jahr 1330 stand es um das Camminer Bistum gar nicht gut. In den fortdauernden Kriegen zwischen Pommern und Brandenburg war auch das Bistum verwickelt; der Dom war zerstört worden, da tauchte der Plan auf, den Bischofssitz nach Belbuck zu verlegen. Es ist sogar 1332 ein solcher Antrag beim Papst gestellt worden, der die Aebte von Oliva, Peplin und Buckow mit der Untersuchung dieser Angelegenheit beauftragte. Aus den Verhandlungen ist zu ersehen, daß auch der Herzog und der Konvent des Klosters mit der Verlegung des Bischofssitzes einverstanden waren. Aus welchen Gründen der Plan aber nicht zur Ausführung gekommen ist, wissen wir nicht.

Inwieweit Künste und Wissenschaften in dem Kloster Belbuck eine Pflegestätte gefunden haben, ist heute schwer zu beurteilen. Hervorragende Leistungen der Belbucker Mönche in dieser Hinsicht sind jedenfalls nicht der Nachwelt überliefert. Das haben die Prämonstratenser Mönche auch nie als ihre vornehmste Aufgabe angesehen; sie waren mehr auf Predigt und Seelsorge bedacht als auf Wissenschaft.

Jahrhunderte hindurch haben die Mönche ihr Tagewerk vollbracht. Ihre Tätigkeit erschöpfte sich nicht allein in geistlichen Dingen; darüber hinaus haben sie für die Hebung des Landes in der näheren Umgebung außerordentlich viel geleistet. Waren einst die Klöster die festen Stützen der katholischen Kirche, so waren sie doch nicht fest genug gefügt, um dem Sturm standzuhalten, der im Jahre 1517 von Wittenberg aus das deutsche Land durchbrauste. Er rüttelte gewaltig an den alten Klosterpforten, und in wenigen Jahrzehnten lag die Burg des heiligen Petrus wie einst der Götzentempel Bialbogs in Trümmern. Belbuck sollte das erste Kloster sein, daß in deutschen Landen in weltlichen Besitz umgewandelt wurde.

Das Kloster Belbuck während der Reformationszeit.

In der katholischen Literatur über die deutsche Reformation ist oft zum Ausdruck gebracht, daß nicht die Mißstände in der Papstkirche, sondern in erster Linie die Habgier der weltlichen Fürsten, die sich an dem Kloster- und Kirchengut bereichern wollten, die wirkliche Ursache für die Kirchenspaltung gewesen sei. Gewiß haben die Fürsten und auch die Städte, wo sie konnten, zugegriffen, als der ausgedehnte Besitz in der Auflösung begriffen war. Als Herzog Bogislaff X. 1522 die Besitzungen des Klosters Belbuck in weltliche Verwaltung nahm, fand er das Kloster bereits verödet; es hatte keinen Sinn mehr, daß es weiter bestand. Das, was die Klöster um 1500 an Land und Gütern besaßen, war vor Jahrhunderten einst von den Fürsten geschenkt worden, und es war darum von Bogislaff X. durchaus nüchtern und praktisch gedacht, wenn er einmal sagte: „Wenn man den geystlikenn ere gudere nemen scholde, weren wy billik negher dorto, men die Maltzane." Es mag zugegeben werden, daß die Mißstände in den katholischen Kirchen und Klöstern nicht so groß gewesen sind, wie sie zuweilen dargestellt sind; in Pommern ist von eigentlichen Mißständen im kirchlichen Leben nur wenig festzustellen. Mag auch hier und da die einstige strenge Zucht in den Klöstern gelockert gewesen sein, so haben wir andererseits wie auch in Belbuck die Tatsache zu verzeichnen, daß hier zu Beginn des 16. Jahrhunderts Abt und Mönche um die Fortbildung in der Gottesgelehrtheit eifrig bemüht waren. Wenn in wenigen Jahren nahezu die gesamte Bevölkerung in den pommerschen Städten für die neue Lehre, die von Wittenberg ausging, gewonnen war, so ist das nicht aus der Veräußerlichung der gottesdienstlichen Handlungen heraus zu erklären, auch nicht allein aus der werbenden Kraft des reinen Evangeliums, sondern aus den allgemeinen Zeitverhältnissen heraus.

Die ersten Jahrzehnte des 16. Jahrhunderts waren für Pommern eine Zeit des wirtschaftlichen Niedergangs. Das hing zusammen mit dem Zusammenbruch der deutschen Hansa, die durch die Entdeckung Amerikas und die Auffindung der neuen Seewege ihre frühere Macht und Bedeutung verloren hatte. Ueberall im Lande machte sich Unzufriedenheit geltend, und da die tieferen Ursachen für die wirtschaftlichen Notstände der Zeit nicht erkannt wurden, suchte man sie in naheliegenden Erscheinungen, wie sie sich den Augen des Bürgers in seinem täglichen Leben darboten. Er sah die ungleiche Verteilung der irdischen Güter unter den Menschen; bei einer immer mehr um sich greifenden Verarmung war der Reichtum der Kirche noch größer geworden. Die vielen Priester der Stadt und die Mönche in den Klöstern führten ein bequemes Leben, und die reichen geistlichen Pfründe gestatteten ihnen ein sorgenloses Dasein, auf das der arbeitsame Bürger nur mit Neid schauen konnte. Dagegen mußte er sich jahraus jahrein in der Werkstatt und auf dem Felde abmühen und besaß kaum soviel, daß seine Familie satt zu essen hatte. Dagegen war die Kirche im Laufe der Zeit durch die mannigfachen Stiftungen, die ihr zuteil wurden, die größte Kapitalmacht geworden. Fast überall besaß sie in den Städten den umliegenden Grund und Boden und suchte durch hohe Pachtsummen möglichst hohen Gewinn zu erzielen. War es darum nicht natürlich, daß man in einer Zeit des wirtschaftlichen Rückganges die Ursachen für alle zutage tretenden Uebel in der Kirche sah, die eben alles beherrschte — auch das wirtschaftliche Leben? — Bei aller kirchlichen Betätigung hatte sich im Volke geradezu ein Unwille gegen die Kirche, ihre Diener und Einrichtungen angehäuft. Die offenbaren Mängel und Mißstände, welche im ausgehenden Mittelalter zu einer Veräußerlichung des Gottesdienstes nach unserer heutigen Auffassung geführt hatten, wurden damals wohl kaum als solche empfunden. Die allgemeine Unzufriedenheit richtete sich einzig und allein gegen die rein äußerliche Betätigung der Kirche, die mit ihrem Wesen nichts zu tun haben sollte. Die ländliche Bevölkerung dürfte davon kaum erfaßt worden sein; sie hatte auch den wirtschaftlichen Niedergang am wenigsten zu spüren. Wir haben sogar Belege, daß in den Bauerndörfern, die zu dem Kloster Belbuck gehörten, ein Wohlstand anzutreffen war; enthält doch eine Treptower Zunfturkunde dieser Zeit die bewegliche Klage, daß die jungen Handwerksmeister auf die Dörfer gehen, um eine Bauerntochter „mit ihrem vielen Gelde, der hogen medegifft und dem Brautstaht wegen" zu heiraten. Die ganze Reformationsbewegung ging auch ohne Eindruck auf die ländliche Bevölkerung vorüber. Aber als die Lehre von Wittenberg an die Ohren der bedrückten Bürger in den Städten drang, fand sie in den Herzen lebhaften Widerhall. Denn von dem Siege der neuen Lehre versprach man sich zugleich eine Befreiung von den wirtschaftlichen Nöten der Zeit.

Mit Herzog Bogislaff X. kam der tüchtigste Pommernherzog auf den Thron. Seine vornehmste Aufgabe erblickte er in der Umgestaltung seines Staatswesens. Die Macht im Lande hatten seine Vorgänger mit dem Camminer Bischof, den vielen Klöstern und dem widerspenstigen Adel teilen müssen. Bogislaff X. war kein Freund der Klöster, aber dennoch ein treuer Anhänger der alten Lehre.

Ihre Macht und ihr Reichtum erschienen ihm gefährlich. Bogislaff wollte der alleinige Herr in Pommern sein und versuchte darum, die Klöster von sich abhängig zu machen und Adel und Städte, die sich oft genug nicht um herzogliche Gebote und Verordnungen gekümmert hatten, in ihrer Macht zu beschneiden. Was seine Vorgänger zuweilen schon versucht hatten, gelang ihm, wenn auch nur langsam und nach Ueberwindung mancherlei Hindernisse. Schon 1491 hatte er sämtliche Klöster zu einer Landessteuer herangezogen, als er seine zweite Ehe mit Anna von Polen einging. Belbuck hatte hierbei folgende Lasten aufzubringen: 100 Rheinische Gulden, 22 Last Hafer, 6 Last Roggen, 60 Schafe, 4 Tonnen Butter, 16 Ochsen, 48 Schafe von den Bauern und 200 Hühner. Dem bisherigen Wanderleben des herzoglichen Hofes machte er endlich ein Ende und schuf sich eine feste Residenz. Damit hörte das Ablagerrecht in den Klöstern auf, und diese mochten froh sein, von der lästigen Verpflichtung befreit zu sein, und zahlten lieber alle Jahre an den herzoglichen Hof eine feste Summe. Mit dem Kloster Belbuck wurde ein solcher Vertrag bereits im Jahre 1494 geschlossen.

Als im Jahre 1517 Dr. Martin Luther seine 95 Thesen an die Wittenberger Schloßkirche schlug, stand an der Spitze des Belbucker Klosters der Abt Johann Boldewan. Er war in Greifenberg geboren, hatte in Greifswald studiert und dort die Magisterwürde erlangt; 1511 war er als Probst an das Jungfrauenkloster nach Stolp berufen worden, und seit dem folgenden Jahre bekleidete er geistliche Aemter in Treptow und Belbuck. 1517 wurde ihm die Würde eines Abtes übertragen. Johann Boldewan war ein Freund der Wissenschaften und war darauf bedacht, daß seine Priester und Mönche sich tüchtige Kenntnisse aneigneten. Bald nach der Uebernahme des Klosters errichtete er für sie im Kloster eine Mönchsschule, und als Lehrer gewann er dafür den tüchtigen Rektor der Treptower Schule, Johann Bugenhagen.

Die neue Lehre war in Treptow und Belbuck durch den Pfarrer Otto Schlutow zuerst bekannt geworden. Nach einem alten Bericht hatte ein Leipziger Freund die Lutherſche Schrift „Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche“ an Schlutow geschickt. Hier hat Bugenhagen sie in die Hand bekommen. Sein erstes abfälliges Urteil darüber ist bekannt; aber ein eingehendes Studium und gründliche Ueberlegung brachten ihn zu der Ueberzeugung, „daß die ganze Welt in äußerster Blindheit liegt und nur dieser Mann allein die Wahrheit sieht.“ Im Kloster und in der Treptower Bürgerschaft gewann die neue Lehre sehr schnell ihre Freunde. In Treptow hatte der zweite Geistliche, Johann Kurecke, in seinen Predigten heftige Angriffe gegen die katholische Kirche und ihre Lehren gerichtet. Seine Predigten hatten einen Aufstand des niederen Volkes zur Folge, der sich gegen die bettelnden, untätigen Mönche des Antoniter-Ordens, der in der Stadt eine Niederlassung hatte, richtete. Dieser mehr übermütige als bösartige Vorgang in den Treptower Straßen hatte weitere Folgen. In derselben Nacht brach ein Schwarm aufgeregter Leute in die Heiligegeist-Kapelle ein, zertrümmerte hier, was zu fassen war, und warf die geraubten kirchlichen Gegenstände in einen nahen Brunnen. Der Camminer Coadjutor, Erasmus Manteuffel, war über diese Vorgänge erbittert. Er verlangte von dem Herzoge, die Uebeltäter zu bestrafen, und bezeichnete die



Aufn. Müller, Treptow a. R. Wie es in Belbuck heute aussieht

Belbucker Mönche als die eigentlichen Anstifter der Kirchenschändung. Mehrere der Beschuldigten wurden rechtzeitig gewarnt und konnten sich durch die Flucht der herzoglichen Strafe entziehen. Johann Kurecke wurde allerdings verhaftet und auf dem Schlosse zu Körlin gefangen gehalten. Aber der Bürgermeister und der Rat der Stadt sowie der Abt Johann Boldewan bewirkten seine Freilassung. Bald darauf ist er doch seines Amtes entsetzt worden; wir finden ihn 1523 in Stralsund für die neue Lehre wirkend. Ob diese Vorgänge auch Bugenhagen veranlaßt haben, Treptow zu verlassen, oder ob er freiwillig dem Zuge seines Herzens folgte, kann nicht mit Bestimmtheit gesagt werden; ich neige allerdings zu der Annahme, daß er mehr dem äußeren Druck gewichen ist. In dieser Zeit starb der altersschwache Bischof Martin Karith in Cammin, und der bisherige Coadjutor Erasmus Manteuffel wurde sein Nachfolger, der fest entschlossen war, mit aller Schärfe gegen die „Martinisten“ vorzugehen.

Die Lehrer der Treptower Schule verließen mit ihren Schülern die Stadt, die Schule wurde aufgelöst. Der Belbucker Abt Johann Boldewan wurde gefangen gesetzt; nach seiner Freilassung wandte er sich ebenfalls nach Wittenberg, von wo er später als Pfarrer nach Belzig berufen wurde.

Das Belbucker Kloster war fast verödet; nur wenige Mönche waren dort verblieben, sie bildeten einen Konvent unter einem Prior. In dem Belbucker Gerichtsbuch werden 1521 und 1525 Joachim Pasewalk und später Joachim Kudal als Prioren genannt. Auf dem Treptower Landtage 1534 hatte der Herzog die Verpflichtung übernommen, für den Unterhalt der zurückgebliebenen Mönche zu sorgen. Der ausgedehnte Landbesitz des Klosters war in herzogliche Verwaltung übergegangen. Am 25. März 1535 bestimmte Herzog Barnim, daß die Belbucker Mönche mit Essen, Trinken, Kleidung, Feuerung und anderer leiblicher Notdurft unterhalten werden sollten. Zu ihren Diensten sollte ein „Fürbüter" und eine alte ehrliche Frau gehalten werden. Den Ordensleuten sollten bis an ihr Lebensende jährlich drei Gulden gegeben werden. Der frühere Prior, Joachim Pasewalk, sollte 6 Gulden bekommen; Joachim Kudal hatte inzwischen als Probst im Nonnenkloster zu Stolp ein Unterkommen gefunden.

Nikolaus Latzke, ein Mönch, der sich ebenfalls zur Lehre Luthers bekannte, ging 1530 als Pfarrer nach dem nahegelegenen Dorfe Triebs, wo er am äußersten Ende des Dorfes einen wüst liegenden Kossätenhof bezog. Die Einkünfte dieser Pfarre müssen aber sehr gering gewesen sein, da er sein Amt nach wenigen Jahren wieder aufgab und nach Langenhagen bei Treptow zog. Aber auch hier hat er offenbar Not gelitten; es wird berichtet, daß er 1540 aus Mangel an Nahrung von dannen zog. Nicht besser ging es drei Belbucker Mönchen, die Pfarrstellen in Rode, Zarben und Behlkow übernommen hatten. Ihnen waren die gleichen Einkünfte wie den im Kloster verbliebenen Mönchen zugesichert worden, jedoch hat das herzogliche Amt nichts mehr für sie gezahlt. Diese Pfarrer waren zugleich Mühlenmeister, wovon sie einige Einnahme hatten. Von dem Pfarrer in Zarben berichtet das Kirchenbuch, daß er auf dem Bergfried eine Bierschenke unterhalten hat. Von einem der Belbucker Mönche wird berichtet, daß er als erster unter den pommerschen Geistlichen sich im Jahre 1524 mit Dorothea von Manteuffel verehelichte; sein Name steht allerdings nicht fest, spätere Berichte nennen dafür Dionysius von Beggerow, den Sohn eines mecklenburgischen Edelmannes. Diesen Frevel sollte er mit dem Leben büßen; jedenfalls hat aber der schnelle Fortgang der Ereignisse ihn vor der Strafe bewahrt. Etwas besser war das Los der Nonnen im Treptower Jungfrauenkloster, deren Zahl 1535 auf acht angegeben wird. Sie behielten einstweilen einige regelmäßige Einkünfte aus den früheren Klosterdörfern an Vieh und Getreide.

Nach dem Tode des Camminer Bischofs Martin Karith (1521) war über die Wiederbesetzung des Bischofsstuhles ein Streit ausgebrochen, den der Herzog Bogislaff X. für sich auszunutzen verstand. Zum neuen Bischof war der bereits genannte Erasmus Manteuffel ausersehen; Graf Ludwig von Eberstein trat aber als ernsthafter Mitbewerber auf. Doch die Grafen von Eberstein waren nicht immer die Freunde der pommerschen Herzöge gewesen; sie hatten oft auf Seiten der brandenburgischen Kurfürsten gestanden, und ein Ebersteiner auf dem Bischofssitz wäre dem Herzog sehr unwillkommen gewesen. Bogislaff wandte sich dieserhalb an den Papst und rief seine Vermittelung an. Papst Hadrian IV. entschied sich für Erasmus von Manteuffel, bot aber dem Naugarder Grafen als Ersatz für das Bistum die Einkünfte des Klosters Belbuck an. Doch dem Ebersteiner waren die Einkünfte aus den Klostergütern nicht hoch genug, zumal er davon für die Ablösung des herzoglichen Ablagerrechts noch jährlich 400 Gulden nach Stettin zu entrichten hatte. Nur wenn der Herzog auf diese Summe ganz oder teilweise verzichten wollte, war er zur Uebernahme der Abtei bereit; doch Bogislaff wies dieses Ansinnen zurück, und der Graf Eberstein ging leer aus. Wenn der Papst als das Oberhaupt der Kirche an die Spitze eines Klosters einen Nicht-Geistlichen zu stellen gedachte, so konnte Bogislaff den Grund nicht einsehen, warum er nicht selber sich in den Besitz des Klosters bringen sollte. Die Klosterschätze wurden 1525 aufgezeichnet. Wann die Uebernahme der Klostergüter in herzogliche Verwaltung erfolgte, steht nicht genau fest. Aus den Besitzungen des Klosters wurde ein herzogliches Amt gebildet, an dessen Spitze ein Amtshauptmann stand, als erster wird uns Jakob Flemming, der zugleich Landvogt von Greifenberg-Wollin war, genannt. Im Jahre 1528 wird Hans Lepel als Hausvogt in Belbuck eingeführt. Beide verwalteten ihre Aemter nur vorübergehend. Am 13. Dezember 1529 wurde Albrecht von der Lancken zum Hausvogt und Verwalter eingesetzt, erst später führte er den Titel Amtshauptmann. In späterer Zeit ist die Stellung des herzoglichen Amtshauptmannes oft ein Ruheposten für tüchtige Beamte des Herzogs gewesen. Mit den wirtschaftlichen Angelegenheiten hatte der Amtshauptmann so gut wie nichts zu tun, sie unterstanden dem Rentmeister. Derselbe hatte Rechnung zu führen, Erträge einzubringen, Nutzungen in bestimmter Höhe in die herzogliche Kammer zu schaffen,



Otto Kuske

Wasserträgerin



dem Herzog oder seinem Vertreter Rechenschaft abzulegen. Die Stellung des Amtshauptmannes war mehr dekorativer Art, nur das Gerichtswesen handhabte er persönlich. Im Laufe der Zeit gewann der Rentmeister immer mehr an Einfluß gegenüber dem Amtshauptmann.

Die Lage der Bauern in den jetzigen Amtsdörfern änderte sich mit einem Schlage, nicht zu ihrem Vorteil. Waren sie solange nahezu selbständige Besitzer auf ihren Höfen gewesen und hatten nur geringe Abgaben an das Kloster gezahlt, so wurde ihnen ihre Abhängigkeit jetzt zum Bewußtsein gebracht. Die Abgaben wurden erhöht und mit großer Rücksichtslosigkeit eingezogen. Trägheit in den Dienstleistungen wurden strenge bestraft. Alte Gerechtigkeiten wie Holznutzung, Ausübung von Fischerei und Jagd hörten auf.

Für die Erhaltung der alten Klostergebäude ist wenig getan worden. Aus den Jahren 1558 und 1560 liegen Berichte vor, aus denen zu ersehen ist, daß der Verfall der Gebäude immer weiter fortschreitet. Nur die allernotwendigsten Ausbesserungen sind vorgenommen worden; in den herzoglichen Kassen fehlte das Geld, um mehr zu tun. Ueber Erhebungen und Feststellungen ist die Fürsorge nicht hinausgekommen. Um 1569, als Herzog Barnim in dem Jasenitzer Erbvertrage auf die Regierung seines Landes zugunsten seiner beiden Neffen verzichtete, taucht der Gedanke auf, in dem verlassenen Kloster zu Belbuck oder auch in dem Jungfrauenkloster zu Treptow eine Unterkunft für den bejahrten Fürsten herzurichten. In dem Jahre 1575 bekommt ein Heinrich Berinckhusen die Genehmigung, in dem ganzen Kloster mit Ausnahme der Klosterkirche, die von den Gebäuden noch am besten erhalten war, nach Salpeter zu graben. Der Zustand der Bauten veranlaßte die herzogliche Regierung zu der Verfügung, daß zwei Kossäten im Kloster freie Wohnung mit Gartenland zu „nottürftigem Kool und Zwiebel" erhalten sollten, mit der Verpflichtung, die Aufsicht über das Kloster auszuüben und weitere Beschädigungen durch Abtragen der Mauern zu verhindern. Die schadhaften Stellen in den Mauern sollten mit Lehm ausgebessert werden; die Tore sollten geschlossen bleiben und nur eine Pforte „vor unsere Amtsleute, ihre gewerbe in Unserem Herrenhofe zu bestellen", geöffnet sein.

Durch ein unabwendbares Ereignis wurde das Kloster völlig zur Trümmerstätte, Am Osterdienstage des Jahres 1560 schlug der Blitz in die Peter- und Paulskirche ein, und sie brannte nieder; nur die Wohnung des Priors und der Turm blieben unbeschädigt. Letzterer stand noch 56 Jahre und stürzte dann gleichfalls an einem Osterdienstage zusammen. Bei dem Brande wurde auch ein Teil des alten Klosterarchivs ein Raub der Flammen. 1618 standen von der Kirche nur noch die Umfassungsmauern. Als die Herzogin Sophie, die Gemahlin Philipps II., nach dem Tode ihres Gemahls ihren Wohnsitz in Treptow nehmen wollte, wurden zu dem Ausbau des verfallenen Nonnenklosters in der Stadt die notwendigen Mauersteine aus den Belbucker Ruinen gebrochen. Um 1676 war die Zerstörung schon so weit vorgeschritten, daß nur noch von einer „wüsten Stelle des ehemaligen Klosters" geredet wird.

Nach und nach siedelten sich zwischen den Klosterruinen einzelne Tagelöhner an, die für die Benutzung der Aecker und Gärten eine jährliche Abgabe zu entrichten hatten. Einzelne dieser Belbucker Ansiedler erwarben durch Kauf kleine Besitzungen, 1748 werden sechs, 1760 neun und 1795 siebzehn Eigentümer aufgeführt. Jetzt befinden sich dort 18 Hoflagen.

Auf dem Hügel an der Rega, wo einst heidnische Priester ihrer Gottheit dienten, wo dann fromme Mönche ihr Kloster bauten und Jahrhunderte hindurch in stiller Andacht nach den Regeln ihres Ordens lebten, wo pommersche Herzöge oft Einkehr gehalten haben und wo Bugenhagen die erste Geschichte des Pommernlandes schrieb, erhebt sich jetzt ein freundliches Dorf. Nichts erinnert mehr an die Klosterzeit als der Name, der abgeleitet ist von der heidnischen Gottheit, die hier ihren Tempel hatte. Längst ist auch der letzte Mauerrest gebrochen, von dem der Hofrat Brummer vor 100 Jahren schrieb: „Die alten Mauern, in unbesiegbarer Festigkeit Menschengeschlechter und menschliche Einrichtungen überdauernd, erinnern, wenn des Menschen wandelbarer Sinn sie nicht stürzt, vielleicht noch Jahrhunderte lang an die vergangene Herrlichkeit." Nichts ist geblieben als der Name und die Erinnerung.

Klostersagen um Belbuck und Wischow.

Das Kloster Belbuck bringt durch List das Dorf Betsin in seinen Besitz.

Zwischen der Stadt Treptow und dem Stadtwalde hat in alter Zeit ein großes Dorf mit Namen Betsin gelegen. Der Besitzer des Dorfes war Siegfried von Lobesde, auch Lobese genannt. Die listigen und habgierigen Mönche des Belbuckes hätten schon längst gern das Dorf mit seiner Feldmark in ihren Besitz gebracht. Durch eine List ist ihnen das auch gelungen. Nach dem Tode ihres Abtes wählten sie sich Siegfried von Lobesde zu ihrem neuen Abte, wobei sie ihn überredeten, seine Besitzung dem Kloster zu übergeben, weil

er als Klosterbruder kein Eigentum besitzen dürfe. Seine Erben und Nachkommen, die heute noch unter dem Namen Labes oder Laabs zahlreich in der Umgebung Treptows wohnen, sind leer ausgegangen und sind auch nicht wieder aus der Armut herausgekommen.

Das verschwundene Bild des Götzen Bialbog.

Vor hundert Jahren erzählte man sich in Treptow noch von einem Bilde, das den Götzen Bialbog darstellen sollte. Dieses Bild soll immer in dem Kloster Belbuck aufbewahrt worden sein. Nach der Aufhebung des Klosters ist es in die Wohnung des Präpositus in Treptow gekommen. Im Jahre 1820 stellte der damalige Superintendent in Treptow Nachforschungen nach dem Verbleib des Bildes an, die aber erfolglos geblieben sind.

Der feste Turm zu Mönchgrund.

Zu den einstigen Besitzungen des Klosters Belbuck gehörte auch das heutige Vorwerk Mönchgrund. Der Name soll dadurch gebräuchlich geworden sein, daß sich in früherer Zeit bei dem Vorwerk ein fester Turm befand, der als Gefängnis für die Mönche in Belbuck diente, die durch Ungehorsam oder andere Vergehen gegen die Klosterregel sich strafbar gemacht hatten. Die Reste der Gefängnismauern will man noch in viel späterer Zeit gesehen haben.

Die Mordwange bei Spinnkaten.

Der alten Adelsfamilie von Wachholz gehörten seit mehreren Jahrhunderten die Güter: Wachholzhagen, Krähenkrug, Hohendrosedow, Herrenhof, Meyersberg, Küssin und Schruptow. Auf die Güter hatte es der listige Abt Nikolaus vom Kloster Belbuck abgesehen. Und es gelang ihm auch einmal, Jost von Wachholz zu überreden, die genannten Güter dem Kloster abzutreten. Als Gegengabe bekam Jost von Wachholz die damaligen Klostergüter Dargislaff, Schwedt, Overschlag, Jarchow, Molstow, und obendrein wurde er noch verpflichtet, aus seinen Waldungen der Mühle zu Behlkow das notwendige Holz und dem Mühlenmeister jährlich 20 Fuder Brennholz zu liefern. Doch bald merkten die Wachholzen, daß sie bei diesem Tausch arg betrogen waren, und ihr Zorn richtete sich gegen das Kloster. Als Jakob von Wachholz einmal auf seinem Grund und Boden einen Dienstmann des Klosters ertappte, der hier in unbefugter Weise die Jagd ausübte, erschlug er denselben. An dem Ort der unglückseligen Tat wurde ein Stein errichtet, und man erzählt sich, daß, solange dieser Stein aufrecht steht, der ungerechte Handel Gültigkeit haben soll; sobald der Stein aber umfällt, soll das unrechtmäßig erworbene Klostergut wieder in den Besitz der Familie von Wachholz übergehen.

Der verborgene Schatz in Belbuck.

Zu den reichsten Klöstern im Pommernlande hat einst das Kloster Belbuck gehört. Neben den vielen Gütern und Dörfern, die das Kloster als Eigentum hatte, waren auch in dem Kloster selbst große Schätze in Gold, Silber und Edelsteinen angesammelt. Als das Kloster aufgehoben wurde, mußten die letzen Mönche auswandern, aber sie konnten nicht alle Schätze mitnehmen. Einen großen Teil ihres Goldes und Silbers mußten sie in einem unterirdischen Gewölbe zurückgelassen und verbergen. Man weiß in dem heutigen Dorfe Belbuck aber, daß von Zeit zu Zeit verkleidete Mönche aus dem Kloster Oliva nach Belbuck kommen, um nachzusehen, ob die Schätze noch an ihrem Ort sind. Die Mönche sind mit der Trümmerstätte des ehemaligen Klosterrs durchaus vertraut und betrachten mit großer Aufmerksamkeit nach den erhaltenen Weisungen die aufgesuchten Plätze.

Leute, die sich später an dem verlassenen Klosterorte aufgebaut haben, haben häufig in den Schuttstellen nachgegraben. Niemand hat bisher die Schätze entdecken können. Aber einmal soll ein großer Schlüssel aus wertvollem Metall unter dem Schutt gefunden worden sein, der für einen geringen Preis an einen Juden verkauft wurde. Nahebei — sagt man — wäre das Schatzgewölbe gewesen. Der Finder hat aber nicht genau acht gegeben, wo der Schlüssel gefunden wurde, und nun ist das Gewölbe nicht mehr zu entdecken.

Die dort verborgenen Schätze sollen so gewaltig sein, daß davon das ganze Kloster in seiner alten Pracht wieder aufgebaut werden könnte.

Der unterirdische Gang des Klosters Belbuck.

Von dem Kloster Belbuck hat in ganz alter Zeit ein unterirdischer Gang nach dem Nonnenkloster Wischow auf der anderen Seite von Treptow geführt. Der Gang ging unter der Stadt Treptow und der Rega hindurch. Bei Ausschachtungsarbeiten in der Stadt ist man zuweilen schon auf den Gang gestoßen; niemand ist aber weit darin vorgedrungen, weil er an vielen Stellen schon gänzlich verfallen ist. Diesen Gang haben einst die Mönche angelegt, um heimlich zu den Nonnen in dem benachbarten Kloster Wischow zu gelangen.

Der silberne Sarg der Herzogin Anastasia.

Die Gemahlin Herzog Bogislaffs I. hatte nach dem Tode ihres Mannes die Burg Treptow zu ihrem Witwensitz erwählt. Die fromme Herzogin hat in den langen Jahren, die sie noch in Treptow zubrachte, täglich mit den Nonnen in dem Kloster Wischow verkehrt, das sie einst gestiftet hatte. Nach ihrem Tode

wurde der silberne Sarg, in den sie gelegt war, auch in der Klosterkirche beigesetzt. Als dann später das Kloster von Wischow in die Stadt Treptow verlegt wurde, haben die Nonnen auch den Sarg der Herzogin mitgenommen und haben ihn wieder in der Nikolaikirche, die nun zu ihrem Kloster gehörte, in die Erde gesetzt. Später ist auf der Stelle, wo das Nonnenkloster einmal gestanden hatte, ein Schloß gebaut, das heute noch vorhanden ist. Der silberne Sarg der Herzogin soll sich noch jetzt unter dem Schloß befinden.

Die Glocken der Wischower Kirche.

Bei dem Dorfe Wischow, das der Sage nach in einer einzigen Nacht vom Erdboden verschwunden sein soll, stand in alten Zeiten ein Nonnenkloster, das die fromme Herzogin Anastasia gestiftet hatte. Obwohl in der Nähe des Klosters die Finkenburg lag, war es doch allzusehr den Angriffen feindlicher Nachbarn ausgesetzt, und nach der Gründung der Stadt Treptow wurde das Kloster in die neue Stadt verlegt. Das Eigentum des Klosters ging dabei in den Besitz des Klosters Belbuck über, dessen Abt auch das Nonnenkloster unterstellt war. Ein großes Gefallen fanden die Belbucker Mönche an dem schönen Klang der Klosterglocken zu Wischow. Als einst der Kirchturm durch den Blitz beschädigt war und nun für die Glocken ein einfacher Glockenstuhl erbaut werden sollte, meinten die Mönche, für ein so armseliges Türmlein seien die herrlichen Glocken viel zu schade. Sie wollten die Glocken nach Belbuck schaffen und ihnen da einen würdigen Platz in der Klosterkirche geben.

Eines Tages kamen sie, die Glocken zu holen. Einen ganzen Tag hatten sie angestrengt gearbeitet, ehe die Glocken auf dem Wagen standen. Aber soviel Pferde sie auch vor den Wagen spannten, sie kamen mit ihrer Last nicht einen Schritt vorwärts. Da sprach ein frommes Bäuerlein: „Halten zu Gnaden, Herr Abt, aber ich meine, die Tränen der frommen Frauen hängen sich so schwer an die Kirchenglocken, daß wir sie nicht von hinnen zu bringen vermögen."

Das ging dem Abt zu Herzen. „Nicht wollte ich fremdes Gut," sprach er, „auf unrechtmäßige Art gewinnen, — aber was soll nun mit den Glocken geschehen? Konnten wir sie mit so großer Mühe nur herunter bekommen — hinauf schaffen wir sie nimmer. Doch laßt uns versuchen".

Kaum hatten die Mönche die Hand an die Glocken gelegt, so war es, als höben sie sich von selbst empor. Zwei Mönche trugen sie ohne Anstrengung an ihren alten Platz, und oben angelangt, begannen die Glocken zu läuten, ohne daß jemand an den Strängen zog. Da sahen die Mönche, daß sie auf unrechten Wegen gewesen waren, und beugten sich vor Gott. Die Glocken hängen noch heute in dem Kirchlein, das keinen Turm mehr hat; aber noch jetzt klingt ihr Ton so wundersam, als wollten sie sagen: „Gott hilft aus Gefahr."

Die beiden in der Wischower Kirche vorhandenen Glocken sind — wie sich die Leute in den zu der Kirche gehörigen Dörfern erzählen — von zwei Schwestern gestiftet worden mit Namen Anna und Susanne. Die Glocken werden jetzt noch nach diesen beiden Namen benannt. Mit diesen Namen rufen sich auch die beiden Glocken gegenseitig zu; denn ihr Klang bedeutet: „Anna — Susanne, Anna — Susanne.

Der Papenhagen in Langenhagen.

Als die evangelische Lehre in Pommern eingeführt wurde und die Klöster in weltlichen Besitz übergingen, mußten die Mönche ihre alten Klöster verlassen. Ein Mönch des Klosters Belbuck begab sich nach dem nahegelegenen Dorfe Langenhagen, wo er in großer Armut das Wort Gottes nach der neuen Lehre predigte. Ein wüstliegender Bauernhof, der keinen Besitzer mehr hatte, wurde ihm als Wohnsitz zugewiesen. Der Teil von dem langgestreckten Dorfe Langenhagen, in welchem der Pfarrhof lag, wurde nun der Papenhagen genannt und heißt auch heute noch so.

Die Verschwörer wider die Ehe.

Der erste Priester, der sich in Pommern nach dem Beispiele Dr. Martin Luthers verehelichte, war der Prior des Klosters Belbuck, Dionysius Beggerow aus Treptow, der sich 1524 mit Dorothea von Manteuffel verheiratete. Da das gegen die Satzungen der katholischen Kirche verstieß, erhoben die beim alten Glauben verbliebenen Pfaffen ein großes Geschrei und brachten bei dem Rate in Treptow zu Wege, daß er sollte gefangen gesetzt werden. Dazu schreibt Daniel Cramer in seinem Pomrischen Kirchenchronicon: „Dazu denn vier Personen auß dem Raht geschworen, denselbigen nicht zu warnen, sondern ihn zu vberantworten, wie dann auch geschah. Aber in der Ersten Nacht darnach, gieng derer einer frisch vnd gesund zu Bette, da ward in der Nacht erst ein solch Gespenst, daß sie ihn mit dem Halse darauff vmgekreckelt funden, lag bis in die andre Nacht in bitterkeit des Todes, konte kein Wort reden, alleyn mit den zweyen Fingern, da er mit geschworen hatte, ein Zeichen gab, als sollte er anzeigen, daß es ihm vm des Eydes willen geschehen were. Also halff ja Gott demselbigen Priester auß dem gefehrlichen schweren Gefengnuß, daß man allhie die Gnade vnd Hülffe Gottes, dort aber bey jhnen den Zorn GOttes spürete".

Die Heilquelle bei dem Kloster Wischow.

Als die Herzogin Anastasia auf dem Hügel von Wischow, wo ehemals ein Dorf mit gleichem Namen gestanden hatte, ein Jungfrauenkloster erbauen ließ, war die Stätte bereits ein uralter Wallfahrtsort. Denn in der Nähe der Kirche am Westabhang des Hügels rieselte eine Quelle, zu welcher alljährlich von weit her zahlreiche Kranke und vor allem Gelähmte kamen, die hier durch den Gebrauch des heilkräftigen Wassers die Gesundheit und den Gebrauch ihrer Glieder wieder erlangten. Es soll oft vorgekommen sein, daß die Kranken, die auf Krücken den Weg zum Kloster gemacht hatten, ohne dieselben wieder heimkehren konnten und die Krücken auf dem Altar der Kirche als Opfergabe zurückließen. Solche Krücken sind noch lange in der Kirche gezeigt worden.

Heute fließt die Quelle nicht mehr. Es soll einmal ein Jude das Wasser entweiht haben, indem er in der Quelle das erkrankte Bein seines Pferdes gewaschen hat. Durch diese Entweihung hörte zunächst die Heilkraft des Wassers auf, und schließlich versiegte sie ganz.

Wirksame Gebete in der Wischower Kirche.

In früherer Zeit glaubte man weit in der Umgegend von Treptow, daß Gebete in besonderen Notfällen und Fürbitten für Seefahrer, Kranke und andere von Gefahr Bedrohte in der Wischower Kirche wirksamer und erfolgreicher wären als irgendwo anders. Besonders in den Stranddörfern hat sich dieser Glaube lange gehalten.

Frau im Märzland.

Vorfrühling! Vorfrühlingssonnentag!
Wir schreiten schwer durch Moor und Heide,
herzglücklich — jungglühend beide —
im Blute springt ein heißer Schlag.

Wie die Lerche singt! Wie die Lerche steigt!
Wir schwingen wie Blüten im Winde
und tragen alles in unserm Kinde,
tief in den Schoß des Glücks geneigt.

Wie die Sonne schweigt! Wie die Weiden blühn!
Und alles leuchtet: Komm! Vergiß!
Ich träume tief und weiß gewiß,
es wird ein reifer Sommer glühn. — —

Erwin Zeske.

Albert Heintze. Zum 100. Geburtstag des pommerschen Germanisten.

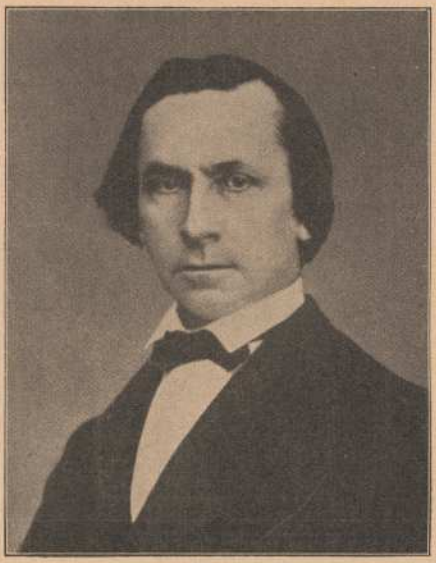
Von seinem Sohne Rudolf Heintze, Stolp.

Albert Heintze wurde am 30. März 1831 zu Naugard in Pommern als ältestes Kind des dortigen Rektors Wilhelm Heintze und seiner Frau Karoline geborene Tobold geboren. Die Eltern waren beide sehr fleißig, an Körper und Charakter aber sehr verschieden. Die Mutter war klein und hatte ein sanftes Wesen, der Vater dagegen war groß und sehnig, energisch und zeigte trotz Herzensgüte oft eine ziemlich schroffe Außenseite. Von den Eltern ist viel auf den Sohn in glücklicher Mischung übergegangen.

In Wachholzhagen, wohin sein Vater als Pfarrer versetzt war, verlebte Albert Heintze seine Jugend bis zum 15. Lebensjahr. Bis zu diesem Alter führte der Vater selbst den ganzen Unterricht seines Sohnes Albert und seiner übrigen 4 Kinder durch.

Mit 15 Jahren kam Albert Heintze in die Obersekunda des Marienstiftsgymnasiums in Stettin und genoß in den 3 Jahren seiner Schulzeit den Unterricht hervorragender Lehrkräfte, von denen er besonders Bonitz sehr hoch schätzte. Im Jahre 1849 bestand Heintze das Abiturientenexamen und ging nach Halle, um dort Theologie zu studieren. Allein der nachhaltige Einfluß von Bonitz zog ihn von der Theologie zur Philologie. Vielleicht war auch die Tatsache, daß Heintze eine so schwache Stimme hatte, von Einfluß auf diese Umstellung. Als er dann Halle mit Erlangen vertauscht hatte und die belebende und begeisternde Einwirkung von Nägelsbach erfuhr, stand sein Entschluß fest, sich ganz der Philologie zu widmen. Leider schon nach Jahresfrist mußte er Erlangen verlassen, um seiner Militärpflicht in Preußen zu genügen. Er diente sein Jahr beim Kaiser-Franz-Garde-Grenadierregiment ab, indem er daneben sich mit Universitätsstudien beschäftigte. Im Herbst 1854 bestand Heintze die Prüfung mit voller Lehrbefähigung für Latein, Griechisch, Deutsch und Geschichte. Einer Eingebung während des Examens folgend, ließ sich Heintze mit Rücksicht auf seine anfänglichen theologischen Studien ohne weitere Vorbereitung in Religion prüfen und errang immerhin noch eine Lehrbefähigung für untere Klassen, eine Errungen-

schaft, die er später scherzhaft zuweilen zum besten gab. Neujahr 1855 ging er als Hilfslehrer an das Gymnasium in Köslin unter dem trefflichen Direktor Adler; im Herbst 1856 trat er eine feste Stelle bei dem in Bildung begriffenen Bugenhagianum in Treptow an der Rega an. Im Herbst 1857 wurde Heintze an das Gymnasium nach Stolp berufen. Da es in Stolp an einer Lehrkraft für hebräischen Unterricht fehlte, machte Heintze auch das hierzu nötige Examen und hat dann unter den hervorragenden Direktoren Koek, Schütz, Reuscher und Göthe bis 1. Oktober 1895 gewirkt.



Albert Heintze

Seine Unterrichtsfächer waren hauptsächlich Deutsch, Religion, Hebräisch, Geschichte und Erdkunde. Seines Amtes waltete er in vorbildlicher Treue. Stets war es sein eifrigstes Bestreben, seinen Schülern zu nützen, nicht nur in den Wissenschaften, sondern auch in sonstigen Nöten. Gerechtigkeit stand bei ihm obenan. Die Verfehlungen seiner Schüler beurteilte er mit Nachsicht, und zuweilen stellte er sich als Ordinarius schützend vor seine Schüler und milderte das zu scharfe Urteil eines strafsüchtigen jungen Lehrers. Dafür haben seine Schüler ihm dauernd in höchstem Maße Dankbarkeit bewahrt. Am wärmsten kam das zum Ausdruck in einer kunstvoll ausgeführten Huldigungs- und Dankadresse, die eine Anzahl in Berlin in angesehenen Stellungen befindlicher Herren ihrem Lehrer zu seinem 70. Geburtstag sandten.

Besonders lag es Heintze am Herzen, seine Schüler im Deutschen zu fördern und ihnen Liebe zu guter deutscher Lektüre einzuflößen. Da die wenigen Unterrichtsstunden, die damals der deutschen Sprache am Gymnasium und an der Realschule eingeräumt waren, ihm nicht genügten, hielt Heintze für seine Schüler der Prima und Obersekunda literarische Kränzchen in seiner Wohnung ab, in denen an einem Abend ein klassisches Drama mit verteilten Rollen gelesen wurde, wobei Heintze wissenswerte Erklärungen einfügte. Zur Erfrischung wurde meistens Tee mit Rum und Kuchen verabreicht, wobei der Kuchen fast, der Rum ganz verbraucht wurde. Nebenamtlich gab Heintze auch in den ersten Klassen der namhaften Heinemannschen Höheren Privat-Töchterschule viele Jahre deutschen Unterricht und erwarb sich auch die Liebe der Schülerinnen in reichem Maße.

Durch Störungen im Sehvermögen, die ihn schon als Schüler beunruhigt hatten, bildete sich bei ihm die Befürchtung heraus, sein Augenlicht ganz zu verlieren. Dann hätte er seine wissenschaftlichen Arbeiten nicht mehr vollenden können. Diese zermürbende Aussicht machte ihn mehrmals derart kleinmütig, daß er sich unfähig zu geistiger Arbeit fühlte. Dieser Zustand veranlaßte ihn schließlich, nach 39jähriger Amtstätigkeit in den Ruhestand zu treten. Dies war ihm zum Heil. Durch die liebevolle Pflege seiner zweiten Gattin, die es durch Milde und ermunternden Zuspruch verstand, seinen Mut immer wieder zu stärken, gesundete Heintze vollständig und konnte die letzten 10 Jahre seines Lebens dazu verwenden, seine wissenschaftlichen Arbeiten zu einem gewissen Abschluß zu bringen.

Diese Arbeiten bewegten sich ausschließlich auf dem Gebiet der Germanistik. Von seinen vielen Werken seien einige herausgegriffen: „Gut Deutsch“ (das 14 Auflagen erlebt hat), eine Anleitung zur Vermeidung der häufigsten Verstöße gegen den guten Sprachgebrauch und ein Ratgeber in allen Fällen schwankender Ausdrucksweise. Das Buch wurde veranlaßt durch ein Preisausschreiben des Deutschen Sprachvereins, der es als beste der neun eingesandten Bewerbungsarbeiten durch eine Ehrengabe ausgezeichnet hat. Heintze konnte diese Arbeit in so vollendeter Form liefern, weil er seine bisherige Lebenszeit an einem großen Werk gearbeitet hatte, betitelt: „Deutscher Sprachhort“, ein Wörterbuch, erschienen 1900. Schließlich sei noch erwähnt: „Latein und Deutsch“, eine Schrift, die der überwältigenden Bevorzugung des lateinischen Unterrichts an den Gymnasien entgegentrat und die Notwendigkeit einer Kürzung der Stundenzahl zugunsten des deutschen Unterrichts darlegte

(erschienen 1902). — Mehrfach wurde er wegen seiner Ansichten angefochten, besonders von fanatischen Anhängern des lateinischen Unterrichts. Diesen Anfechtungen ist Heintze mit ruhiger Sachlichkeit entgegengetreten.

Schließlich hat sich Heintze auch als Dichter bewährt. Seine kurzen Dramen in gebundener Sprache, die fast sämtlich historische Stoffe behandeln, sind oftmals an Mädchenschulen und in Töchterheimen aufgeführt worden.

Von seinen Gedichten, die meist Stoffe aus Geschichte, Sage und Märchenwelt behandeln, sind nur einige in Zeitschriften veröffentlicht, drei Kommerslieder im Liederbuch der Verbindung „Wingolf", der er als Student angehörte. Im Verwandtenkreis trug Heintze gern die neu und ganz heimlich verfaßten Gedichte mit rezitatorischem Geschick vor. Er verlangte dabei völlige Ruhe. Neben meist ernsten Gedichten mit erhebendem Inhalt oder Abschluß kam in manchen Gedichten überraschend ein köstlicher Humor zum Ausdruck.

Heintze las viel, aber nicht immer nur wegen des Inhalts, sondern oft wegen der Form. Fand er eine Form, die ihm als Beleg für seine Bücher paßte, so erhielt der Rand einen kleinen, kaum sichtbaren Bleistiftstrich. Sein ganzes Denken war eben auf gutes Deutsch gerichtet. Nur wenn er den Inhalt allein genießen wollte, blieb der Bleistift in Ruhe.

Heintze war naturgemäß ein guter Kunde für Buchhandlungen, aber auch für Buchbinder, denn seine in vier Bücherspinden untergebrachten Bücher mußten alle gebunden sein, die lateinischen mit roten, die griechischen mit blauen Rückenschildern. Er hielt auf genaue Sortierung und sah es deshalb ungern, wenn jemand sich selbst ein Buch herausnahm. Nur seinem 1½jährigen Enkel erlaubte er, daß er eines der untersten Fächer ausräumte, und freute sich darüber. Durch diese peinliche Ordnung wußte er in seiner Bücherei so genau Bescheid, daß er zu jeder wissenschaftlichen Frage, die er zunächst mündlich beantwortete, sofort das betreffende Buch mit der einschlägigen Stelle unter dem Ausspruch: „Hier steht es" zeigen konnte.

Die Liebe zum deutschen Drama machte Heintze auch zum Freund des Theaters, sodaß er das früher sehr bescheidene Stolper Theater gern besuchte. Er wußte dann in der Familie recht anschaulich das Gehörte, besonders humoristische Szenen, unter gelinder Nachahmung der Schauspieler, vorzutragen. Auch Musik liebte er sehr, besonders guten Gesang mit verständlichem Text. Die Loeweschen Balladen, deren Komponisten er von seiner Schulzeit in Stettin kannte, hörte er sehr gern. Für das Oratorium „Die Bekehrung des Augustinus", komponiert von Gustav Boenig, hat er die dramatische Dichtung verfaßt. Er hatte die Freude, der ersten Aufführung beizuwohnen, und erntete, ebenso wie der Komponist, einen Lorbeerkranz.

Eigenartig persönlich war seine Tracht. Er trug einen dunklen Gehrock, Chemisette und Klappkragen und für ihn angefertigte Seidenbinde. Sein schönes schwarzes Haar trug er so lang, daß die Ohren meist verdeckt waren. Daraus entstand unter den Schülern die dauernd sich erhaltende Mär, daß ihm eine Ohrmuschel bei revolutionären Umtrieben abgeschlagen sei und daß er mit Fritz Reuter zusammen auf der Festung gesessen habe. Beides war lächerlich verkehrt, denn Heintze war erst zwei Jahre alt, als Fritz Reuter zur Festungshaft verurteilt wurde.

Reisen unternahm Heintze sehr wenig. Solange seine Eltern noch in Wachholzhagen mit seiner reizvollen Umgebung wohnten, verbrachte er mit seinem Sohn die Sommerferien dort. Bei schönem Wetter wurde dann auf abwechselnden Wegen eine Wanderung an den Ostseestrand unternommen, an der „Liebelose" entlang oder über den „bunten Berg", eine hohe Düne mit weitem Rundblick bis zum Kolberger Dom, oder durch die „Plantage" mit den Franzosenkanonen, die dort als Markpfähle aufrecht eingegraben waren. Zuweilen verstieg man sich zu einer Fahrt im „Seelenverkäufer" über den Eiersberger See nach dem Seebad Horst. Alles junge Volk: Sohn, Neffen und Nichten, die im Pfarrhaus zu Besuch waren, nahmen an diesen anregenden Wanderungen teil. In der letzten Zeit machte sich Heintze noch einmal auf den Weg, um nach sorgfältig vorbereitetem Plan eine Pommernrundfahrt zu Verwandten und alten Freunden zu unternehmen zur Auffrischung alter Freundschaften — und zum Abschied für das Leben.

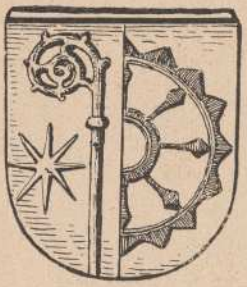
Alkoholischen Getränken tat Heintze wenig Abbruch. Nachmittags ging er gern in eine Konditorei oder in ein freundliches Gartenlokal, um dort eine Tasse Kaffee zu trinken und die ausliegenden Zeitschriften durchzusehen. Denn zu Hause wurde meist nur Stolper Presse gehalten. Geraucht hat Heintze nur einmal im ganzen Leben. Das war, als er auf der Universität in einem Theaterstück, das er selbst geschrieben hatte, einen zum Rauchen Bekehrten darstellen mußte. Dagegen hatte er für seine Gäste stets in einem alten Schmuckkästchen gut rauchbare Zigarren im Haus. Im öffentlichen Leben ist er nicht hervorgetreten. Sein stilles, bescheidenes Wesen machte ihn dazu nicht geeignet.

Nach erfolgreichem Leben wurde er am 20. März 1906 im Alter von fast 75 Jahren in Stolp zur ewigen Ruhe abberufen.

Sein Grabkreuz trägt die Inschrift: „Wer in Segen säet, wird auch in Segen ernten."



Stadtwappen Labes



Stadtwappen Freienwalde



Wappen von Werben

Ueber Städtewappen.

Von Curt Staude, Zoppot.

Die Wappenkunde ist eine der wichtigsten Hilfswissenschaften der Geschichte; sie bildet im Verein mit der praktischen Ausführung der Wappen — der Wappenkunst — einen bedeutenden Zweig der mittelalterlichen Kultur- und Kunstgeschichte.

Die Wappenkunde der Städte nun ist ein wenig beackertes Gebiet. Die Freunde des Wappenwesens interessieren sich begreiflicherweise in erster Linie für ihre Familienwappen, und erst die Beschäftigung mit der Geschichte und Darstellung des eigenen Familienwappens und der Wappen der Ahnen lassen auch den Sinn für andere wappenkundliche Dinge aufkommen. Hier sind es gerade die Städte- und Gemeinde-Wappen, die der Darstellung der Familiengeschichte einen schönen Schmuck verleihen. Denn da fast alle Städtewappen ohne Helm und Kleinode sind, so können die Schilde der Städtewappen in Ecken von Stammbäumen, Ahnentafeln, an Archivschränken, aber auch innerhalb der Familiengeschichten als recht wirkungsvoller Schmuck angebracht werden, der dem Kundigen die Herkunft des Geschlechtes oder der Ahnen andeutet. Wenn nun die Städtewappen zu diesem Zwecke noch nicht so verwendet worden sind, so kommt das daher, daß denselben nicht das nötige Interesse entgegengebracht wurde und auch brauchbare Städtewappensammlungen fehlten. Die großen Lexika enthalten nur die Wappen der größeren Städte, und die bisher erschienenen Wappenbücher sind noch recht unvollständig, nur auf größeren Bibliotheken einzusehen und im freien Buchhandel für die Allgemeinheit unerschwinglich. Die Abteilung Städtewappen im großen Siebmacherschen Wappenbuche, Verlag Bauer & Raspe, Nürnberg, ist teilweise recht fehlerhaft und nur mit großer Vorsicht zu gebrauchen, desgleichen die im Verlage Justus Perthes in Gotha erschienene Städte-Wappensammlung, die zudem noch unvollständig ist. Auch die in den Jahren 1894 bis 1913 von Professor Hupp, Schleißheim, geschaffene Sammlung „Die Wappen und Siegel der Deutschen Städte, Flecken und Dörfer" kam für die Allgemeinheit ebenfalls nicht in Frage, da dieselbe nur in einer kleinen Auflage von 400 Exemplaren gedruckt worden ist und sich jetzt nur in den großen Staatsbibliotheken befindet. Im Buchhandel ist dieselbe vollständig vergriffen.

Es ist daher außerordentlich zu begrüßen, daß Professor Hupp der Kaffee-Handels-Aktien-Gesellschaft in Bremen das Recht übertragen hat, seine Sammlung neu herauszugeben und fortzusetzen, wobei die Wappendarstellungen in Form von Reklamemarken verwertet werden. Ohne Zweifel leistet die oben genannte Gesellschaft damit eine Arbeit von kultureller Bedeutung. Sie gibt ihren Kaffeepackungen nützlicherweise Gutscheine auf Wappenmarken oder Sammelhefte bei, wodurch jeder Sammler sich kostenlos in den Besitz der Marken setzen kann. Wer diese Marken sieht, wird zugeben müssen, daß die Reklame hier in unaufdringlicher Weise angebracht worden ist, nämlich nur auf den gummierten Rückseiten der Marken und in einem nur wenig in die Augen fallenden Aufdruck auf den Heften. Jeder, der nur einigermaßen auf dem Gebiete der neueren Wappenmalerei Umschau gehalten hat, der weiß, daß neben dem bekannten Geschichts- und Wappenmaler, dem Heraldiker des „Deutschen Herold" G. A. Closs, Berlin, die Arbeiten Professor Otto Hupps, hervorgebracht in „klassischem Können", wie das kunsterfahrene „Schweizer Archiv für Heraldik" einmal sagte, die meisten heraldischen Leistungen der Gegenwart überragt haben. In seinem neuen Werke vereinigt sich vollkommener Weise wissenschaftliche Behandlung des Stoffes und zeichnerische Darstellung. Die Sammlung hat nicht nur künstlerischen, sondern auch pädagogischen Wert durch die so anschauliche heraldische Aufklärung und die Mit-

teilungen von historischen Begebenheiten, die im Zusammenhange mit den Wappen stehen. Für unsere Schuljugend haben die Wappen zudem große erzieherische Bedeutung. Es ist zu wünschen, daß dieses wichtige Mittel zur Hebung der Heimat- und Familienkunde überall die verdiente Beachtung und Förderung erfahren möchte.

Die Städtewappen haben ihren Ursprung in den städtischen Siegeln. An die Urkunden wurden im Mittelalter die Siegel der in ihnen als Aussteller oder Zeugen genannten Personen oder Körperschaften zur Beglaubigung angehängt, und so bedurften denn auch die Städte oder deren Obrigkeiten natürlich eines Siegels. Erst seit dem 14. Jahrhundert darf man mit Recht von wirklichen Städtewappen



Stadtwappen Gollnow



Stadtwappen Zachan



Stadtwappen Regenwalde

sprechen. In Deutschland gibt es etwa 3000 Städte und Dörfer im Besitze eines eigenen Ortswappens. Im allgemeinen fehlt der Helm; dagegen sind die Schildhalter nicht selten. Häufig ist der Ortspatron als Schildhalter gewählt.

Was die Bilder anbetrifft, so kann es nicht verwundern, daß ein großer Teil von Städtesiegeln bei dem bekannten kirchlichen Sinn des Mittelalters recht häufig Stadt- und Landesheilige enthält. Das hauptsächlichste unterscheidende Merkmal der Stadt vom Dorf war neben der Anlage in früheren Zeiten der Mauerkranz mit seinen Tor- und Verteidigungstürmen, wenngleich es auch befestigte Dörfer und unbefestigte Städte gegeben hat. Deshalb findet man Mauerkronen, Tore, aber auch andere Gebäude, besonders Kirchen, Rathäuser und Schlösser in den Wappensiegeln der Städte recht häufig. Die Bilder vieler Wappen sind ihrem Namen entlehnt und bilden so eine Art Rebus, der ihn erraten läßt. Außerdem fand man in mittelalterlichen Zeiten ein auf den äußeren Klang anspielendes Bild recht schön. Eine große Anzahl von Städtewappen enthält dann Bäume, Sträucher, Blumen, Tiere, unter denen besonders heraldische oder natürliche Adler, Löwen, Greife, Stiere, Bären, Wölfe, Füchse, Leoparden, Störche, Fische etc. äußerst häufig sind. In den alten Siegeln wurden ferner zur Ausfüllung des leer gebliebenen Raumes gern gewisse Bilder verwendet, so Sonne, Halbmond, Sterne, Kreuze, Wecken oder Spindeln, Tränen, Sporenrädlein, Mühl- oder Wagenräder, Kugeln, Kesselhüte, Jakobs-Muscheln, Wächter auf Türmen, heraldische Rosen, Lilien, Tulpen, Kleeblätter und auch Buchstaben. Oft wurde das Siegelbild auch nach der Berufstätigkeit der Bewohner gewählt, z. B. ein Schiff, Anker oder Fische, wenn die Stadt See-, Flußschiffahrt oder Fischerei, Bergleute oder auch nur Schlägel und Eisen, wenn sie Bergbau, Holzkufen, wenn sie Salzsiederei betrieb. Natürlich haben die meisten Wappen im Laufe der Jahrhunderte mehr oder weniger größere Wandlungen durchgemacht, und ein größerer Teil hat seine künstlerische Wirkung dadurch verloren, daß die deutschen Behörden vielen Städten die Führung eines Wappens entweder verboten oder streitig machten, weil darin das große Staatswappen vorkam. Das frühere Heroldsamt hat ferner oft die Schuld, daß manche Städte und Dörfer ihre alten schönen Wappenbilder in unhistorische Darstellungen umändern mußten.

Von dem Wappenwerk der Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft Bremen sind nunmehr bereits fünf Hefte mit 1440 Wappenbildern erschienen. Behandelt sind folgende deutsche Freistaaten und Provinzen. (Anzahl der bisher erschienenen Wappen ist in Klammern gestellt). Anhalt (18), Baden (90), Bayern (162), Braunschweig und Lübeck (18), Hannover (126), Hohenzollern (9), Hessen (72), Hessen-Nassau (72), Lippe, Schaumburg-Lippe, Hamburg (18), Mecklenburg-Schwerin und Strelitz (45), Oldenburg (18), Rheinprovinz (126), Freistaat Sachsen (90), Provinz Sachsen (126), Schlesien (126), Schleswig-Holstein (36), Thüringen (72), Westfalen (90), Württemberg

(126). Die ganze Sammlung soll etwa 3000 Wappen enthalten, wozu noch die Wappen der Freistaaten bezw. Provinzen kommen, sodaß nunmehr fast die Hälfte erschienen ist.

Um die Fortsetzung der Wappensammlung zu gewährleisten, ist es sehr zu wünschen, daß alle Freunde der Familien- und Heimatkunde sich mehr mit der Wappenkunde unserer deutschen Städte und Dörfer beschäftigen und sich der geringen Mühe des Sammelns (was ja, wie schon oben bemerkt, kostenlos ist) unterziehen möchten, zumal die Sammlung „Deutsche Ortswappen" einmal hohen Wert haben wird.

Vorfrühling im Moor.

Ginge eine Frau mit Leid in den Augen
durch diese Sonnenklare im Moor,
ihr Blut wurde tiefer auf den Wangen reifen
vor Sehnsucht und Süße . . .
die der Lenztag lächelnd verglüht. —
Alle Birken leuchten
in schneeweißer Fraulichkeit. —
Sonne wittert
auf brackigem Moorwasser
und herbt einen zitternden Duft
weit über die Triften.
Kiebitze taumeln trunknen Flatterfluges . . .
die Hasel blühn im kühlen Wind.
Ein Vogel singt
ganz fern im Bruch
nach neuem Glück. —

Erwin Zeske.

Wilhelm Peters, der Künstler. Von Ulrich Sander.

In den kleinen Hafenstädten der Münde oder auch in den entlegenen Badeorten der Küste finden sich hin und wieder noch Menschen, Persönlichkeiten, die von der Zeit vergessen zu sein scheinen. Irgend eine kleine Rente, ein aufgewertetes Legat oder auch ein bescheidenes Erbteil ermöglichen ihnen ein unabhängiges Dasein. Im Notfall verhilft eine Agentur oder Aushilfsarbeit im Badebüro zur Erleichterung des Lebensunterhalts. Aber fast immer bildet ein kleines Eigentum, ein Häuschen oder ein lebenslängliches Wohnrecht die Grundlage für oft seltsame Entwickelungen. Alte, schöngeschwungene Mahagonimöbel pflegen sich hier gehalten zu haben; Vorfahren hängen ernst und streng in Oel und Pastell auf altmodischen Tapeten mit Südseelandschaften und Papageien. Ein Paradiesvogel steht unter der Glasglocke auf der marmornen Spiegelkonsole, und auf dem Korridor hängen Assagais von Basutos oder Zulus, Alligatoren, die bunten Strohschilde der Neger, eine ausgestopfte Raubmöve oder eine Dreimastbark mit allen ihren Einzelheiten peinlichst geschnitzelt und getakelt. Sicherlich lebt noch eine alte Tante oder Cousine oder Schwester im Haushalt und schlürft immer stöhnend, immer kränklich, immer neugierig und immer etwas zu tun durch blitzsaubere Zimmerchen, in denen es nach Bohnerwachs, Mottenpulver und starkem Kaffee riecht. Die Fenster, noch immer jene alten, vornehmen, gewölbten Gläser, die es kaum mehr gibt, werden nur morgens zum Reinmachen geöffnet und bleiben tagsüber wegen Zuges geschlossen. Meist gehört zu solchem Hauswesen ein eisgrauer, verfetteter Spitz oder Dackel, der entweder auf Plüschsesseln oder draußen im winzigen Hintergarten auf sonnenwarmen Fliesen schläft, und eine entsprechende Katze. Immer stehen in feinen, alten Vitrinen seltsame Kristallgläser oder auch buntes, englisches Steingut, geschliffene Zuckerdosen aus Rubinglas, Kaffeetassen K P M weißgold, das ehrwürdige Meißener Weinlaubmuster mit Goldrand. Schnurrige und merkwürdige Menschen sind es meist, aber von einem aussterbenden Persönlichkeitswert und einer oft umfassenden Bildung des Geistes wie des Herzens.

Wilhelm Peters war so ein zeitvergessener Mensch. Ich kenne ihn, wie er noch in der Blüte seiner besten Jahre, ein schöner, großer Mensch, eine Rolle spielte in der kleinen, verschlafenen Stadt. Ich brachte bei Verwandten meine Schulferien zu und mußte Onkel Peters dann stets Guten Tag und Adjö sagen, ein Besuch, der mir reizvoller als mehrere andere und ähnliche Besuche, die unter allen Umständen abzustatten waren, erschien. Onkel Peters und seine Tante Augustine waren mir eine Art Märchen, und erst später, als ich seine Lebensgeschichte erfuhr, sie verstehen und ihn fast noch zwei Jahrzehnte beobachten konnte, rundete sich das Bild.

Wenn jemand bei uns Peters heißt, so ist spätestens der Großvater Kapitän gewesen. Hier war es schon der Vater, Hermann August Peters, plattdeutsch Peiters gesprochen. Er fuhr lebenslänglich mit seinem Dreimaster „Hermine Peters" auf Südamerika Tabak, Salpeter, Farbholz und Guano. Seine zierliche Hermine, die ihr Leben hindurch warten und warten mußte, um den strengen, übermächtigen

Mann so selten einmal bei sich zu haben, hatte ihm nur diesen einen Jungen, Wilhelm Peters, geschenkt und sonst stickend und strickend auf dem Fensterplatz hinter Myrthen, Pelargonien, Metallglanzbegonien, Gummibäumen und Rosmarin gesessen, während von einer Konsole beiderseits des Fensters übervoll blühende Glockenblumen herabhingen und der Kanarienvogel neben ihr an der Wand seine hellen Lieder sang. Der Junge war stets seine eigenen Wege gegangen. Die Mutter konnte ihm nichts sagen, und der Vater war nicht da. Strom und Münde gaben ungeheuer weiten Spielraum. Verwegene Freunde zu Wasser und zu Lande waren genug vorhanden. Bollwerk ist Jungenparadies. So war Wilhelm Peters seiner Mutter, die darüber grämlich aber wortlos die Stirn in Falten zog, entglitten und seinem Vater nie nahe gekommen. Längst besaß er die heute übliche Selbstverantwortlichkeit der Jugend und tat und ließ nur alles so, wie er, Wilhelm Peters, es wollte. Dabei gedieh er, bekam breite Brust, harte Arme und klare Augen beim Schwimmen, Segeln, heimlichen Jagen und Herumstreifen. Die Schule fiel ihm leicht. Er lernte schnell und behielt gut, aber war nicht mit besonderer Anteilnahme dabei. Seine Schmetterlings- und Eiersammlung, sein Herbarium und Aquarium machten ihm mehr Freude. Er kannte alles Getier und Gewächs seiner Heimat, jeden Dampfer, der einkam oder ausging, die Jachten und Schoner, die einzelnen Tucker meist noch dazu persönlich. Praktisch wurde er dabei und anstellig. Aber trotz allen jugendlichen Ungestüms, trotz des väterlichen Willens und der vererbten ausgeprägten Männlichkeit stieg ihm, je älter er wurde, die träumerische Weichheit seiner Mutter auf, deren Zierlichkeit er bei aller Kraft seines Körpers zu einer gewandten, ja fast eleganten Schlankheit vollendete. Allen Menschen war er sympathisch, den Honoratioren der Stadt wie den Bollwerksbrüdern, den alten, steifen Damen wie dem langzöpfigen Jungvolk seines Alters.

Da kam der Vater zurück, verkaufte sein schönes Schiff, legte das Geld mit den nicht unerheblichen Ersparnissen an, indem er gute Wiesen aufkaufte und verpachtete, freute sich noch eines ruhigen Jahres abends auf der Bank vor der Haustüre, trank seinen Grog bei Nessin, stand aber eines Morgens nicht recht wohl auf und war abends tot. Nur ein Vierteljahr ging Hermine Peters in dem sie noch zierlicher und durchsichtiger kleidenden Schwarz, wurde immer weniger, sah stumm und grämlich mit immer größeren Augen, deren wasserhelle Bläue zuletzt fast weiß schien, auf ihren großen, schönen Jungen, mußte sich legen und verblich. Nun wäre er allein gewesen, wenn nicht Tante Auguste, die einzige Schwester des Vaters, aus ihrem Altjungfernstift zu ihm übergesiedelt wäre. Von nun an ging Wilhelm Peters bis auf die Befriedigung seiner häuslichen Bedürfnisse ganz und gar eigene Wege, über die er nur sich selbst Rechenschaft ablegte. Allerdings nach Maßstäben, die ungewöhnlich waren. Er wollte mit seinem Pfunde wuchern, harmonisch werden, seine Persönlichkeit pflegen und ausbauen, bis sie in die Vollendung gelangt wäre.

Die Schule ließ er hinter sich, diente sein Jahr sofort bei einem Marinetruppenteil an Land ab und studierte. Das Leben erschien ihm so bunt und vielseitig, daß er alles und darum nichts studierte. Ein junger, norddeutscher Mensch voller Eigenart, der über nicht unbeträchtliche Mittel verfügt, wird nach bürgerlichen Begriffen nie „etwas" werden, weil er zuviel wird. So ist es auch Wilhelm Peters gegangen. In Hamburg studierte er Kaufmann, in München Kunst, in Berlin Volkswirtschaft, in Heidelberg und Göttingen Jura, in Paris Frankreich, in London England. Wie sein seliger Vater ging er auch auf große Fahrt nach Indien und Amerika. In die Form eines Berufes sich zu pressen, ist ihm niemals gelungen. Er verzehrte seine zweihundert Taler im Monat meist auf Reisen, eifrig beobachtend, sammelnd, planend und von unruhigstem Wissensdurst getrieben. Nur zum Herbst kehrte er alljährlich auf einige Wochen zu Hause an, brachte sein Segelboot in Ordnung und streifte die Küste ab, wo er überall Bekannte aus allen Schichten der Bevölkerung hatte. Schließlich gab er das Studium ganz auf, wie er sich auch aus seinem Militärverhältnis herausgezogen hatte, und wohnte im Winter in München, im Sommer zu Hause. Mit den Jahren — er war etwa fünfundvierzig, als ich ihn kennenlernte — wurde er seßhafter und baute sich immer tiefer in seiner Heimatstadt ein, erneuerte sein Haus und richtete es, in liebevoller Sorgfalt das Alte schonend, für sich so ein, wie es ihm gefiel.

In diese Zeit etwa fiel der Beginn seiner Liebe zu Christine Schmidt, der Tochter von Konsul H. C. Schmidt und Söhne. Beides schöne, großgewachsene, grundanständige und kluge, gütige Menschen, haben sie sich bis an das Ende treu geliebt, ohne sich zu heiraten. Was sie daran gehindert hat, weiß man nicht. Es tut auch nichts zur Sache. Beide wirtschaftlich unabhängig, sicher blutvoll und sinnenhaft, nur wenige Häuserbreiten auseinander wohnend, jederzeit in der Lage, sich zusammenzutun, haben sie sich ein Menschenalter hindurch herzlich geliebt, sind zusammen gereist, haben sich täglich mehrmals besucht, kannten sich bis in die letzten Falten des Wesens genau, haben aber nicht den Weg zu gemeinsamem Leben gefunden. Ich sehe die beiden

hochgewachsenen, schönen Menschen noch in den sogenannten Anlagen spazierengehen. Christine Schmidt mit ihrem kühnen Wikingerprofil und den strahlend-blauen Augen unter dem Glanz des schweren, weizenblonden Scheitels, und Wilhelm Peters, wie immer auf das sorgfältigste gekleidet, in seiner straffen, elastisch schreitenden Gestalt sich fröhlich unterhalten. Viel ist in der kleinen Stadt über das sonderbare Paar gemunkelt und geklatscht worden. Aber es war ihnen völlig gleichgültig. Jedes Mal, wenn ich zu Besuch dort war, hörte ich: „Und denke dir, Onkel Peters heiratet noch immer nicht!" Ein unerhörtes Verhalten nach Ansicht der braven Bürgerlichkeit.

Eines Abends saß ich mit bei Nessin am Stammtisch, ein stets geldklammer Student. Da sagte Onkel Peters: „Jung, pump' mir eins einen Taler, ich will für dich auch eine Kant' dafür spielen!" Ich lieh ihm meinen allerletzten Reisetaler — und bekam zehn gewonnene dafür wieder.

Einmal wurde ich zu einer Segelpartie eingeladen, eine große Ehre für mich, denn Wilhelm Peters mochte nicht jedermann. Aber meine gute Tante ließ mich nicht mit. „Um Gotteswillen, mein Kind, diese Verantwortung kann ich vor deinen Eltern nicht übernehmen!" Onkel Peters machte nämlich sehr gründliche und ausgedehnte Segelfahrten, bei denen es hoch herging. Einmal hatte sich ein junger Assessor bei einer solchen Fahrt einige Zähne ausgefallen, als er mit sichtlicher Schlagseite von einer Landung wieder an Bord gehen wollte. Einmal hatte Wilhelm Peters sich und seine Gäste umgesegelt, erst diese aus dem Wasser geholt und sie rittlings auf das gekenterte Boot gesetzt. Er selbst hatte seine Sachen säuberlich auf einer nahen Boje befestigt, war dann an Land geschwommen und kam mit einem Strandboot zurück.

Wilhelm Peters war nicht nur ein Lebenskünstler, auch wenn er seine Hauptaufgabe nicht zu Ende brachte. In späteren Jahren vertiefte er sich auch mit reichem Kunstsinn und fein geschulter Auffassung in die Ausübung seiner sonderbaren Gaben. Er spielte Klavier und Mandola, die tiefe Schwester der Mandoline, beides ohne Schule. Stundenlang konnte er in allen Tonarten phantasieren, benutzte hauptsächlich die schwarzen Tasten, da ihm die weißen zu hart schienen, und war in der Lage, Gewitter, Sturm, auch den Charakter, ja den Gang von Mitmenschen musikalisch wiederzugeben. Er ließ die See brausen, den Weststurm heulen, ließ den Donner grollen und knatternd den nahen Blitz bersten. Er phantasierte über eine Hyazinthe, eine Sonnenblume, den Finkenschlag, die wilden Gänse. Er komponierte wiegende Fischerwalzer, tänzelnde, klingelnde Märsche, hüpfende Volkstänze, zarte Liebeslieder und Heimatmelodien, die einem wundersam ans Herz gingen, nie gehörte, seltsame Klänge, aus einer reifen, gepflegten, kristallklaren und tief empfindenden Menschlichkeit. Jedem Volke konnte er die Eigenart aus den Tasten zaubern.

Und nun erst die Mandola! Sie hing an einer warmen Innenwand und wurde nur gespielt, wenn das Wetter danach war. Andernfalls „schlief" sie und wurde nach kurzer Probe wieder zur Ruhe gebracht, weil die Fasern nicht „offen" wären. Wilhelm Peters hatte die Mandola mit stählernen Lautensaiten bespannt und entlockte ihr zwei- und dreistimmig orchestervolle Melodien. Einmal besuchten wir ihn nach dem Abendbrot; es war eine weiche, warme Nachtigallennacht. Eine köstlich-kühle Bowle war unter dem alten Apfelbaum bereitet. Der schwere Duft der Brasilzigarren stand in der feuchten, dunklen Küstenluft unbeweglich. Da nahm Wilhelm Peters, glücklich und gelöst von dem Wunder dieser Nacht, die Mandola und spielte. Schwedische Volkslieder, russische Tänze, schottische Melodien, Wiener Walzer und zum Schluß „Es waren zwei Königskinder" in immer träumerischeren und sehnsüchtigeren Akkorden und Variationen, daß es uns alle erschütterte. Nur wenige Häuser weiter saß vielleicht in der hohen Gartenhalle der andere Mensch, hörte wohl die zitternden Klänge über Hecken und Büsche hinweg, und konnte doch nicht mit ihm zusammenkommen. Nach diesem Lied gingen die Worte unserer Unterhaltung nur noch wie einsame Boote über den nächtlichen Strom schwer und mühsam hin und her. Tagelang ließ sich Wilhelm Peters dann nicht sehen. Er schämte sich wohl, seine Gefühle uns gedeutet zu haben.

Aber noch eine andere, feine Kunst pflegte er in seinem Gartenkabinett: das Aquarell und den Farbholzschnitt. Seine große Hand, die über die Mandola fast unsichtbar flog, malte zart und duftig, wie ein Windhauch über dem Wasser. Quellend und saftig schwammen die reinen, wenigen Farben seiner Blätter. Keine Wolkenstimmung, keine Welle, kein Strand und kein Bollwerk, das er nicht in ihrem innersten Gehalt stilrein erfaßt hätte. Er verlor auf dem Wege vom Auge über den Arm fast nichts. Und er diente mit seiner starken, breiten Persönlichkeit gern zartester Feinheit. Dabei konnte er erheblich grob werden und war am Stammtisch gefürchtet, wenn etwa ein neuer, lärmiger und aufdringlicher Gast auftauchte.

Viele hundert Holztafeln hat er geschnitten und immer feinere, immer duftigere Farben gesucht. Ihm genügte ein einziger gelungener Druck. Manche Blätter waren von einem Aquarell kaum zu unterscheiden. In behaglicher Zeitlosigkeit schnitzte er meisterhaft die zerrissensten Gegenstände heraus und verband

Umriß und Farbe zu packendster Einheit. Immer aber stand er auf seinem Mutterboden, schwamm in seinem Wasser, sah seine heimische Luft.

Während des Krieges betätigte er sich freiwillig bei der Hafenzollverwaltung. Zum Frontdienst schon zu alt, rechnete er sich scherzhaft zum Seesturm dritten und allerletzten Aufgebots. Als die Inflation kam und die Wiesenpacht, einmal bezahlt, schnell wertlos machte, beschaffte er sich eine Wein- und Zigarrenvertretung, besuchte kaufmännisch gewandt, ganz dem Geschäft gewidmet und angepaßt, die Güter und Gaststätten der Umgegend.

Mit der Goldmark kam für ihn ein schöner Herbstabend. Er konnte wieder reisen, besuchte die früheren Feinde und studierte die Kriegsfolgen, ging auch nochmal auf große Fahrt nach Amerika, bereiste auch den aufblühenden Süden, den sein verstorbener Vater so oft angelaufen hatte, und revidierte sein Weltbild nach der veränderten Lage. Ueber Deutschland war sein Urteil knapp und klar: zunächst innere Konsolidierung auf dem Grunde neuer, zukunftsfroher Gedanken, mit weitreichenden und gründlichen Reformen, dann hinaus in die Welt, noch einmal, aber sorgfältiger und gesunder vorbereitet als das erste und mißglückte Mal. Er glaubte fest an sein Volk und meinte wiederholt, daß die andern draußen schon „siegeskrank" seien, längst ehe die Zeitungen so schrieben.

Christine Schmidt lebt heute noch als einzige ihrer Familie. Die alte Firma hat sich aufgelöst, Eltern und Geschwister sind weggestorben. Noch heute ungebeugt, schön und frisch geht sie am Sonnabend nachmittag auf den Friedhof, ordnet Vergißmeinnicht und Goldlack auf den Gräbern ihres Hauses und besucht dann, nur wenige Schritte weiter, ein Einzelgrab, in dem Wilhelm Peters zur Ruhe gegangen ist, als er sich, dicht an die Siebenzig heran, zum ersten Male in seinem Leben erkältet hatte. „Wilhelm Peters, geboren am 11. Januar 1860, gestorben am 27. März 1928" steht einfach und deutlich auf dem gewaltigen Findling, den er sich schon bei Lebzeiten gesichert hatte.

Tante Augustine ist, uralt, wieder in ihr Altjungfernstift zurückgezogen.

Drei Söhne der Stadt studieren jeweils auf Kosten der „Wilhelm-Peters-Stiftung" und haben damit lediglich die Verpflichtung übernommen, einmal im Jahr eine Auslandsreise zu unternehmen.

Die Grabstelle aber ist darauf eingerichtet, daß die, mit der er im Leben aus unbekannten Gründen nicht zusammenkommen konnte, eines Tages, wenn ihre Stunde geschlagen hat, nun wenigstens im Tode neben Wilhelm Peters zu liegen kommt.

Gott der Nacht.

Wenn des Tages Tod
dich verfehrt,
wenn die tiefe Menfchennot
dein Herz befchwert,
dann blicke auf zur Sternenpracht
am hohen Baldachin der Nacht!
Da fchwebt auf glänzendem Gefieder
ein Heiliges zu dir hernieder,
es kühlt fich deine heiße Stirne
im Anhauch reiner blauer Firne;
du brauchft dem Sinne frommer Sagen
nicht zweifelvoll mehr nachzufragen:
Fernes wird nah und Nahes fern;
du fpürft in deines Herzens Schlagen
Gott deinen Herrn.

Alfred Weimershaus.

Rundschau.

Gottlieb Mohnike und Carl Coppius, zwei vorpommersche Heimatforscher.

In den Januartagen jährten sich zum 150. und zum 100. Male die Geburtstage zweier Männer, die heute zu Unrecht fast ganz vergessen sind, deren Verdienste um die Geschichte ihrer Heimat aber nicht hoch genug eingeschätzt werden können: Gottlieb Mohnike und Carl Coppius.

Zuerst soll hier von dem älteren der beiden Männer die Rede sein. Gottlieb Christian Friedrich Mohnike wurde am 6. Januar 1781 in Grimmen als Sohn eines Kaufmanns und Ratsherrn geboren. Bis Ostern des Jahres 1794 besuchte er die Stadtschule seiner Vaterstadt, dann wurde er in die dritte Klasse des Stralsunder Gymnasiums aufgenommen. Im Herbst des Jahres 1799 ging Gottlieb Mohnike nach Greifswald, um Theologie zu studieren. Neben theologischen trieb er hier aber auch philologische, philosophische, historische und naturhistorische Studien. Mohnike hörte damals u. a. Vorlesungen bei seinem großen Landsmann Ernst Moritz Arndt, mit dem er durch Freundschaft bis an sein Lebensende verbunden war. Im Herbst des Jahres 1801 ging er nach Jena; hier hörte er u. a. bei Hegel und Schelling. Nach seiner Rückkehr, im Jahre 1803, wurde er kurz nach Ostern durch den Generalsuperintendenten Schlegel geprüft und ihm die Erlaubnis erteilt, zu predigen. Vom Herbst 1803 bis Ostern 1810 war er Hauslehrer bei zwei rügenschen Familien. Nach einer dreijährigen Amtszeit als Konrektor am Greifswalder Gymnasium wurde Mohnike am 22. November 1813 vom Rat der Stadt Stralsund an die St. Jakobikirche berufen und am 14. Februar 1814 in sein Amt eingeführt. Am 1. Januar 1819 wurde er zum Konsistorial- und Schulrat ernannt und im Jahre 1839 zum Stadtsuperintendenten gewählt. Am 6. Juli 1841 erlag Gottlieb Mohnike einem Lungenleiden, das ihn schon lange Jahre gequält hatte. Sein Biograph Zober sagt u. a. von ihm in seinem Nekrolog: „Niemals hat er irgend

Einem absichtlich wehe gethan; unendlich Viele hat er aufgerichtet durch Lehre, Trost, Ermahnung und thätige Unterstützung. Seine ganze Erscheinung war die personificirte Leutseligkeit." Mohnike wurde in der Sakristei des St. Jakobikirche beigesetzt. Das Pastorenhaus von St. Jakobi, in dem er während seiner Stralsunder Amtszeit gewohnt hat, erhielt vor einer Reihe von Jahren eine Gedenktafel mit folgender Aufschrift: „Hier wohnte D. Gottlieb Mohnike von 1814—41."

Mohnikes Name ist eng verknüpft mit dem des großen schwedischen Dichters Esaias Tegnér, dessen bedeutendster deutscher Uebersetzer er wurde und mit dem ihn eine lange und innige Freundschaft verknüpfte. Besonders bekannt wurde seine Uebersetzung der berühmten Frithjofsage, der „volkstümlichsten aller ausländischen poetischen Schöpfungen"; von den nicht weniger als achtzehn deutschen Uebersetzungen, die im Laufe des letzten Jahrhunderts herauskamen, wird auch heute noch Mohnikes (in 28. Auflage bei Hermann Gesenius in Halle) als die beste bezeichnet. Von den etwa vierzig selbständigen Arbeiten und Uebersetzungen, die uns von Mohnikes Hand vorliegen, gilt ein großer Teil der nordischen Geschichte und Literatur. Zober hat daher recht, wenn er von Mohnike sagt: „Er ist unstreitig als derjenige deutsche Gelehrte zu nennen, der die skandinavische Literatur ganz besonders auf deutschen Boden verpflanzt hat." In Schweden erkannte man dies Verdienst schon zu seinen Lebzeiten dadurch an, daß man ihn zum Ritter des Nordsternordens ernannte die schwedische Akademie ehrte ihn im Jahre 1840 durch ihre große goldene Medaille, und der damalige schwedische Kronprinz Oskar schenkte ihm als Dank dafür, daß Mohnike ihm die deutsche Gesamtausgabe der Tegnérschen Gedichte zugeeignet hatte, ebenfalls eine goldene Medaille mit seinem Bilde. Vom preußischen König hatte er übrigens den Roten Adlerorden III. Klasse erhalten.

Mohnikes Name als Heimatforscher lebt heute noch weiter durch seine Herausgabe der Selbstbiographie des Stralsunder Bürgermeisters Bartholomäus Sastrow, Aufzeichnungen, die in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts entstanden und die Material zur Reformationsgeschichte und zur heimischen Kulturgeschichte von höchstem Wert enthalten. Weiter ist hier seine Neuherausgabe der 1510 erschienenen „Klagen" Ulrich von Huttens gegen die Loetze in Greifswald zu nennen, der Mohnike eine wertvolle Arbeit über Huttens Jugendleben voranstellte. Dieses Werk bedeutet einen überaus wichtigen Beitrag zur Lebensgeschichte Huttens und zugleich zur Kulturgeschichte unserer Heimat. In diesem Zusammenhang mögen von seinen Werken noch genannt werden: „Geschichte des Kirchengesanges in Pommern von der Reformation bis auf unsere Tage", „Die Dichter, Melodien und Lieder des Stralsundischen Gesang-Buches", „Die Geschichte der Buchdruckerkunst in Pommern" und „Geschichte der Buchdruckereien in Stralsund bis zum Jahre 1809".

Auf Anregung des Schreibers dieser Zeilen wurde in Grimmen, dessen größter Sohn Mohnike ist, das Haus, das heute an der Stelle seines Geburtshauses steht, an seinem 150. Geburtstag mit einer Gedenktafel aus schwedischem Granit geschmückt, die folgende Aufschrift trägt: „Hier wurde D. Gottlieb Mohnike, Literatur- und Geschichtsforscher, am 6. 1. 1781 geboren."

Der zweite Mann, von dem ich hier sprechen will, ist ein Stralsunder Kind. Carl Ferdinand Coppius wurde am 10. Januar 1831 als Sohn eines angesehenen Kaufmanns in Stralsund geboren. Von 1842 bis 1849 besuchte er das Gymnasium seiner Vaterstadt; er wäre gern, wie die meisten seiner Vorfahren, Pastor geworden. Sein Vater aber wollte ihn lieber zum Kaufmann machen und nahm ihn bei sich in die Lehre. Bald aber sah er ein, daß der Sohn sich nicht zum Kaufmann eigne, und er stellte ihm frei, zur Schule zurückzukehren und doch Pastor zu werden. Der Sohn entschloß sich nun aber für die Justizbeamtenlaufbahn. Am 23. Oktober 1853 wurde er beim Königlichen Kreisgericht in Stralsund als Applikant eingestellt. Hier rückte er allmählich bis zum Aktuar I. Klasse auf. Am 24. Juni 1868 wurde ihm das Amt eines Sekretärs beim Hypothekenamt in Grimmen kommissarisch übertragen; am 1. Juli 1869 erhielt er es endgültig. In Grimmen war er bis zum 1. Dezember 1885 im Amt. Bereits am 13. November dieses Jahres war er durch ein von Kaiser Wilhelm I. persönlich unterzeichnetes Patent zum Kanzleirat ernannt worden. Im Frühjahr des Jahres 1888 siedelte Coppius mit seiner Familie nach Stralsund über, wo er am 8. Oktober 1912 hochbetagt starb und auf dem alten Frankenfriedhof beigesetzt wurde.

Carl Coppius war ein überaus fleißiger und sorgfältiger Heimatforscher. Den Niederschlag seiner Arbeit finden wir einmal in drei Druckschriften, von denen die eine dem Andenken Gottlieb Mohnikes und des Grimmener Superintendenten Bindemann gilt, die zweite von dem großen Schwedenkönig Karl XII. und seinem Gedenkstein in der Mauer des Stralsunder Kasernenhofes erzählt und die dritte eine Geschichte der Stralsunder Schützenkompagnie enthält, und in einer stattlichen Anzahl wertvoller Zeitungsaufsätze zur Heimatgeschichte, die meist in stralsundischen Zeitungen veröffentlicht sind. Außerdem besitzen wir von ihm eine Reihe von Handschriften. Er schuf u. a. eine für die Grimmener Stadtgeschichte äußerst wichtige Materialsammlung (er schöpfte dabei vornehmlich aus dem Grimmener Stadtarchiv, das er in den Jahren 1886/87 sorgfältig ordnete), ferner Sammlungen zu einer Geschichte der Stadt Stralsund, eine Arbeit über Stralsunds Häuser und ihre Besitzer, ein Verzeichnis der Testamente im Städtischen Archiv zu Stralsund, ein umfassendes Register zur Stralsundischen Zeitung bis 1800 usw. Sein Hauptwerk aber ist seine Geschichte der Stadt Grimmen, die er nach jahrelangen, sorgfältigen Vorarbeiten im Jahre 1888 vollendete, die aber leider ungedruckt blieb, da der Magistrat der Stadt Grimmen, als Coppius sie ihm für eine verhältnismäßig geringe Summe anbot, den Kauf ablehnte.

Die Stadt Grimmen würde Carl Coppius und zugleich auch sich selbst am schönsten ehren, wenn sie sich entschließen würde, — ebenso wie sie es vor Jahresfrist mit Mohnike tat — einer Straße den Namen Carl-Coppius-Straße zu geben. Das würde einen würdigen, wenn auch späten Dank an den um Grimmen besonders verdienten Mann bedeuten!

Walther Koß.

Marie Gerbrandt.

Zu ihrem 70. Geburtstage am 3. Februar 1931.

Wenn es heute in der Heimat immer noch Menschen gibt, die das Schaffen dieser ostdeutschen Frau nicht kennen oder nicht gebührend würdigen, so liegt die Ursache dafür bei ihr selber. Denn so gut sie die bodenständigen Gestalten ihrer zahlreichen Romane im rechten Lichte aufzuzeigen weiß, so wenig ist es ihr gegeben, sich selber ins rechte Licht zu setzen. Und eben dieser taktische Fehler ist ihr menschlicher Vorzug, eine Eigenschaft, die gerade in diesen Zeitläuften wenig anzutreffen ist. Sie hat nie zu denen gezählt, die von sich reden machen, die ihr Werk förderten aus Eigensucht oder Eitelkeit. Diese deutsche Frau, die nicht kämpferisch im Sinne scharfer Polemik hervorgetreten ist, hat als Kämpferin um die deutsche Ostheimat dennoch verdienten Anteil dadurch, daß sie uns in ihren Werken Menschen zeigt, die von starkem Heimatgefühl beseelt sind, wie etwa in der Gestalt des Lutz (,,Familie Wesselingk"): „Es wird auf uns ankommen, ob wir unser Deutschtum zu behaupten wissen. Sollten wir die Kultur, die wir hier geschaffen haben, in Hände geben, denen Kultur nur immer ein Luxus der höheren Klassen

war? Bis ins Volk, bis in die Wurzeln unseres Wesens muß sie gehen, dann werden wir immer die Ueberlegenen sein."

Nicht eine Kämpferin allein ist sie in lebengesättigten Romanen, — sie ist die seelenvolle Frau vor allem, die alles verstehende und verzeihende Frau. Wer sie kennt, der weiß, daß ihr eigenes Frauentum sich ausspricht, wenn die Pfarrfrau in dem Roman „In der Strömung" sagt: „Schilt dich nicht zu sehr, wenn deine Gedanken, deine Sinne sich verirrten. Das ist vielen geschehen, und mehr als tapfer standhalten kann man nicht. Vor allem sage dir stets, daß ich dich ganz begreife und alles verzeihe, daß kein Gedanke in mir ist, der dir einen Vorwurf macht." Manche mögen es Schwäche nennen, wenn eine Frau so verzeihen kann, und lieber das Todesurteil über ihre Ehe sprechen. Wenn es nicht Stärke war, was hier aufbrach, so war es doch Größe, Reife einer Persönlichkeit, die wieder gütig alles ins Gleis zwingt. Und diese gütige Bescheidenheit, dieses edle Frauentum findet so vielfältig Ausdruck in ihrem Werk und Wesen.

Marie Gerbrandt, in Klein-Falkenau im Kreise Dirschau geboren, wohnt seit langem in Berlin. Sie ist heute, wie sie es immer war, lebhaft interessiert am Zeitgeschehen, besonders auch am literarischen Leben der Gegenwart. Ihr Heim ist während der Wintermonate in regelmäßigem Turnus ein Treffpunkt vornehmlich ostdeutscher Dichter und Dichterinnen. Man kann sagen, daß sie es ganz im stillen zur Pflegestätte eines Kulturkreises macht, wo auch andere Gehör finden und dadurch nicht selten Anregung und Förderung erfahren. So hat sie — selber bescheiden im Hintergrunde bleibend, — schon manch junges Talent ins rechte Licht gerückt.

In ihr Heim, das sie mit ihrer rührigen Schwester Elwine teilt, seien Dank und Wunsch als bescheidene Geburtstagskerzen getragen.

Franz Mahlke.

Adolf Vögtlin

zum 70. Geburtstag am 25. Februar 1931.

Sehr verschieden ist das Licht der Sterne, das 1870 und 1914 über der Deutschen Schweiz flammte. Im Sedanjahr hielten die beiden überragenden Vertreter deutsch-schweizerischen Schrifttums zum geistigen Mutterlande: Gottfried Keller, des Volkstums größerer Tiefe entstiegen, von der Sprachenmischung nicht erfaßt, mit der Selbstverständlichkeit, die ihm als Goethes natürlichem Sohn zukam, und Conrad Ferdinand Meyer, der lange geschwankt hatte, ob sich sein schöpferischer Trieb nach Paris oder Weimar-Wittenberg entladen sollte, mit der feurigen Unmittelbarkeit des endlich heimgekehrten Sohnes. Bei ihm bedeutet sein „Hutten" Denkstein und Wegweiser der neuen Zeitwende.

Zu Beginn des Weltkrieges erschien in den Augen des geistigen Deutschlands der Schweizer Carl Spitteler berechtigt, Goethes verwaisten Weltdichterthron wenigstens als Statthalter einzunehmen. Avenarius war sein Prophet, der „Kunstwart" in jedem Heft eine Spitteler-Nummer. Da geschah das Unerwartete: Spitteler warf das Steuer nach Gallien herum und riß den weitaus größten Teil seiner Landsleute und ihrer Presse in sein Fahrwasser hinein. Marianne erwies sich dankbar durch eine französische Spitteler-Gesamtausgabe; diesseit des Rheins aber sprach man von „Ephialtes dem Zweiten".

In jenen wildbewegten Tagen nun gehörte Mut, Ueberlegenheit und herzhaftes Wesen dazu, in Wort und Werk die deutsche Farbe zu bekennen; und das hat der Mann getan, dessen wir heute mit Achtung, Stolz und Ehrfurcht gedenken: Adolf Vögtlin.

Erst Gymnasiallehrer, dann Seminarlehrer von Beruf, Doktor der Philologie, hat er nach den Worten von Karl Ernst den geistigen Zusammenhang mit Deutschland nicht nur in seinen früheren Dichtungen gewahrt, er betont ihn auch in seiner „Geschichte der deutschen Dichtung" (Schultheß und Cie., Zürich) und hat sich während des Weltkrieges aufs entschiedenste gegen die geforderte Verleugnung der deutsch-schweizerischen Verwandtschaft mit den Sprachgenossen im Reich eingesetzt. Selbst nach dem Kriege, unter anderem gelegentlich eines 1921 in Bern und Basel gehaltenen Vortrages, erklärte er: „Dieser Verleugnung Folge leisten, hieße in des Wortes eigentlichster Bedeutung für uns so viel wie den Geist aufgeben."

Eine solche aufrechte Gesinnung soll dem Tapferen unvergessen sein. Wir schulden ihm Dank und sind in der glücklichen Lage, diesen Dank abtragen zu können; denn Adolf Vögtlin ist ein Novellist von Rang und hat auch als Lyriker und Dramatiker Wertvolles geleistet.

Seinen beiden großen Landsleuten gegenüber besitzt er nur die unerläßliche Familienähnlichkeit, ist im übrigen aber ein Eigener, ein Mann des wohlklingend aufgelösten Gegensatzes: er geht keiner Wirklichkeit aus dem Wege, behandelt sie jedoch mit schönheitreifem Feingefühl und adliger Hochgesinnung. Er liebt die Heimat, ehrt das Deutschtum und achtet die Fremde; er schreibt im „Scharfrichter von Eger" einen „Goethe-Roman", spricht den Personen und Schicksalen seiner Erzählung „Bittanova" in Schillers Lichtgestalt ihre Berechtigung und ihr Urteil und ist doch so wenig einseitig eingestellt, daß es zu seiner Menschwerdung gehört, wenn er den Geistern des Französischen, Englischen, Spanischen und Italienischen durch Uebersetzungen huldigt; er nimmt seine Stoffe wie im „Meister Hansjakob" gerne aus der Reformationsgeschichte und läßt selbst den katholischen „Scharfrichter von Eger" lutherisch sprechen, vereint aber „Hans Jakob" mit „Sephora" und dem Bande „Sein großer Freund" zu der Sammlung „Heilige Menschen", indem er „das Ewige in der Menschenbrust gegen das Zeitlich-Getrübte im Religionswesen" als das Höhere aufruft; er greift in seine Kindheit hinein, indem er „Das Vaterwort" lebendig macht, und offenbart innigste Dorfvertrautheit, sobald er „Das neue Gewissen" weckt, — doch meistert er auch das rein Seelische der „Bittanova" und wählt ein Sanatorium der Schweiz als Schauplatz, damit Berlin, Bern und England sich während des Krieges begegnen können; er bleibt nicht nur der Kleinwelt seiner Heimat überlegen, er ist auch Herr der Ferne: einmal in „Simujahy", einer Königsfrau, die einem Weißen auf Sumatra gleichstrebende Gattin wird, dann in dem schönsten Volksbuch, das die letzten Jahrzehnte uns geschenkt haben, in seinem „Heinrich Manesse", einem Abenteurerroman, der Seite für Seite mit atemraubender Gewalt Schicksal auf Schicksal türmt und doch getragen wird von der Macht aufbauender Selbsterziehung und erlösender Liebe.

So steht Adolf Vögtlin vor uns, ein Realist voll Idealität, ein Schweizer voll Deutschgesinnung, ein Künstler, dessen Schaffen und Leben wie bei Keller ein Singgedicht geworden ist, ein Kulturdenker, dem alles Ringen nur der „Sinnen- und Seelenmumult im bräutlichen Vorhof", alle Erfüllung aber jene Ehe, die es ermöglicht, daß — nach einem Goethewort — „in harmonischem Anschaun sich vollende das Paar, finde die höhere Welt".

Dieser Mann verkörpert Führertum als Künstler und als Mensch. Wen sollte es nicht gelüsten, mit ihm eine Strecke Wegs zu wandern, und wäre es nur, weil wir ihm danken müssen, dem in bösen Tagen das Bruderwort nicht auf der Lippe erfror.

Hermann Ploetz.

Eheschließungsformalitäten in Greifswald um das Jahr 1500.

Die Ehen wurden gewiß auch früher schon im Himmel geschlossen. Nicht aber brauchte das Brautpaar, wie heute, den „schicksalsschweren" Gang zum Standesamt anzutreten. Ein Standesamt gab es um 1500 noch nicht. Dennoch war die damalige Zeit nicht minder arm an Formalitäten, deren Erfüllung für die Begründung der Ehe Bedingung war. Auch damals

schon erschwerten sie den Brautleuten den Weg zum Ziel ihrer Wünsche, im übrigen aber sind sie mit den heutigen Formen der Eheschließung nicht vergleichbar. Jede Stadt hatte ihre eigenen Sitten und Gebräuche. In der einen waren sie noch urwüchsiger und origineller als in der andern. Auch unser altes Gryps von 1500 war in dieser Beziehung nicht rückschrittlich. Welchen Bräuchen sich ein Greifswalder Bürger bei seiner Eheschließung zu unterwerfen hatte, erfahren wir von Bartholomäus Saftrow, der, wie wohl bekannt, am 21. 8. 1520 in Greifswald geboren wurde, dort von 1546—1551 die Stelle eines „erwählten" Stadtschreibers bekleidete und der, bevor er im Jahre 1578 Bürgermeister von Stralsund wurde, eine Greifswalderin zur Frau nahm. Saftrows Erzählung vom Greifswalder Eheschließungsbrauche, die ja zugleich ein Stück Greifswalder Geschichte bringt, ist folgende:

„Anno 1551. Lunae 2. Februarij (am 2. Februar des Jahres 1551) war zum Gripswalde (Greifswald) meine Hochzeit; ging auf den Nachmittag (altem Gebrauch nach) auf den Stein.

Und dieweil ich fast der letzeste Breutigam, so (der) auf den Stein ging, achte ich nicht unzimblich (halte ich es nicht für unziemlich), den ritum (Brauch) zu beschreiben, darin disser Proceß gehalten worden.

Beschreibung des Steingandes (Steinganges) zum Gripswalde.

Auff den Nachmittag nach dreyen (nach 3 Uhr), als auf den Abendt die Hochzeit angoen (angehn) solte, versamlten sich die geladen (Gäste), und (die) dem Breutigam Beistandt leisten woelten (wollten), zu jhme; gingen nach dem Marckete (Markte) nach der Seiten der Schuestrassen (Schuhagen), der Brautmann zuwischen (zwischen) zwen (2) Burgermeistern oder, so (wenn) die nicht vorhanden, den Furnemsten (Vornehmsten) in dem Prozeß. In der Tühren (Tür) auf der Schwellen des Hauses, recht (rechts) auf der Schuhestraßen (Schuhagen) Ortte, lag ein vierkantig Ehlstein (Oelstein oder Ahlstein); dar gingk der Brautmann allein hinauf, die andern alle blieben ungefehr 50 Schrit zuruck in ordine (Reihe), wie sie gangen (gingen). Da stunt (stand) der Brautmann gar alleine, und die Spielleute midt jhren Pfeiffen, und hoffirten jhme (machten ihm den Hof), etwan ein Par pater noster (Vaterunser) lang; kam alsdann der Brautmann wider herunter zwischen den beiden Burgermeistern, oder bei den (denen) er vorgangen (vorher ging), und gingen also samptlich nach dem Hause, darin die Hochzeit sein solte, da wurden Braut und Breutigam zusammende gegeben. Sagen (man sagt), das der Brautmann sich derwegen alleine auf den Stein bloß one einichen (ohne einigen) Beistandt hat stellen müssen, wo (weil, wenn) jemandts Einsage hette (Widerspruch dagegen zu erheben hätte), jollichs (solches) er noch vor der Copulation (Zusammengebung) gewertig sein möste (vorbringen müßte). Wie es dan einem widerfahren sein solte, als er auf dem Stein gestanden, das Knechte und Jungen geruffen hetten: Hanrei! Hanrei! (betrogener Ehemann). Als er derwegen gantz unmudig (unmutig) herunter zumn Bürgermeistern kommen, hetten sie jhne midt den Worten zufriden sprochen: „Kert euch nur an das Schreien nicht, die Straßenpengels (= bengels) pflegen es also zu machen."

Wo mag wohl jener „Ehlstein" aus dem Schuhagen geblieben sein, auf dem scheinbar nach alter Väterfitte das vollzogen wurde, was wir heute „Aufgebot" nennen? Dr. A.

Was bedeutet der Name „Julo"?

Es ist zwar über den Namen der schönen bewaldeten und vielbesuchten Kuppe des Julo bei Gotzlow nördlich Stettins von Namenerklärern mancherlei geschrieben worden, ohne daß es jedoch gelungen wäre, ein einwandfreies Ergebnis zu erzielen. Die Forscher sind sogar zu völlig voneinander abweichenden Anschauungen hinsichtlich seiner Herkunft gelangt. Es müssen also gerade bei ihm besondere Schwierigkeiten vorliegen. Aeltere überlieferte Formen, mit denen für alle Etymologie des Namens eine gesicherte Grundlage zu gewinnen wäre, fehlten bisher. Natürlich schwebten damit alle Deutungen in der Luft.

Die Ansicht des von „Heimatschriftstehlern" überschätzten Heinrich Berghaus galt vielen als feststehend und unantastbar. Er bringt den Namen mit dem Julfest der Germanen in Verbindung. „Jul war das größte Fest bei den alten Skandinaviern, und ebenso auch bei den Germanen dem Sonnengott Freyr gefeiert. Das altnordische, auch den alten Deutschen bekannte Wort Hiol, Jol, Jul bedeutet Rad. Das Rad war aber das Symbol der Sonne. Man feierte also ein Sonnenfest, und zwar das Geburtsfest der Sonne, die um die Zeit, nachdem sie auf den äußersten Punkt ihrer



Eine der Schluchten des Julo.

scheinbaren Bahn zurückgedrängt ist, Gott naht, dann aber siegreich von neuem ihren Lauf beginnt und mit jedem Tag weiter vorrückt. Julfest ist das Fest der Wintersonnenwende, ein Vorspiel des Frühlings-Anfangs. Man glaubte, daß um diese Zeit die Götter und Göttinnen vom Himmel zur Erde herabstiegen und Umzüge unter den Sterblichen hielten, um Segen und Gedeihen zu spenden. Es scheint, daß unsere Altvordern ihr Julfest auf hochgelegenen Punkten gefeiert haben. Eine Meile unterhalb Stettins erhebt sich über dem am linken Oderufer belegenen Fischerdörfchen Gotzlow eine ansehnliche Höhe, 250 Fuß über der Oder; diese Höhe führt den Namen Julo. Auf ihr wurden ohne Zweifel die Opfer des Julfestes dem Sonnengott dargebracht." Danach scheint man also einen Ortsnamen vor sich zu haben, der, aus germanischer Zeit stammend, die Slawenzeit überdauert hat. Demgegenüber ist aber immer besondere Vorsicht am Platze; denn diese Möglichkeit läßt sich eher widerlegen als stützen. Zudem schweigt sich Berghaus über das o am Ende aus. Auffällig ist auch, daß der Name dieses großen germanischen Festes sich nur in diesem Flurnamen bei uns erhalten haben sollte. Wie groß ist dagegen die Zahl der Johannisberge, die gemeinhin für Stätten der Sonnenwendfeste gehalten werden.

Eine kuriose Erklärung lieferte vor einigen Jahren Professor Knoop. Dieser Gelehrte hatte den Einfall,

den Namen Julo aus der Sprache zu erklären, aus der er nach seiner Ansicht allein erklärt werden darf und kann, aus der plattdeutschen. „Das ganze Julogebiet gehört zu dem Dorfe Stolzenhagen, und Stolzenhagen war ein plattdeutsch redendes Dorf. Niederdeutsche Ansiedler haben es einst begründet, und sie haben dem ihnen gehörenden Berge auch den Namen gegeben. Nun spricht noch Berghaus von einem Bestand kräftiger Eichen und Buchen auf dem Berge. Wie zahlreich und stark werden sie einst gewesen sein, als die alten niederdeutschen Kolonisten einwanderten! In solchen alten und kräftigen Eichen und Buchen aber befinden sich zahllose Baumhöhlen, und diese sind, wie man weiß, ein Lieblingsaufenthalt von „Ulen", von Eulen. Solche Vögel mögen die Einwanderer oft genug im Schlafe gestört haben. Was war natürlicher, als daß die plattdeutsch redenden Stolzenhagener nun den ganzen Berg „Ulenbarg, Ulebarg, Ulbarg", also Eulenberg nannten! Sie konnten ihm eine passendere Bezeichnung gar nicht geben." — „Die Bezeichnung war rein lokal und nur in Stolzenhagen und der nächsten Umgebung bekannt, bis Stettiner Ausflügler mit dem Berge auch den Namen „entdeckten", und jetzt erst haben Stettiner Unkenntnis der plattdeutschen Sprache, ein bißchen romantische Veranlagung und etwas gelehrte Schiebung aus dem plattdeutschen „Ul" mit Anlehnung an die (so!) sehr bekannten Namen Julin ein hochdeutsches „Jul" gemacht, das dann von Stettiner Gelehrten alter Sitte gemäß in ein lateinisches „Julo" verwandelt wurde." „Sie (die Deutung) ist natürlich und entspricht durchaus den tatsächlichen Verhältnissen." Diese Erklärung spottet ihrer selbst und weiß nicht wie. Es ist willkürliche Spielerei oder fast eine Mißhandlung, durch die von dem wehrlosen Namen die Bestätigung einer vorgefaßten Meinung erzwungen werden soll. Unbegreiflich erscheint auch, daß Professor Knoop, der oft auf die Schwierigkeit der Ortsnamenforschung hingewiesen und zur Vorsicht in der Deutung geraten hat, bei dem Julo-Problem alle seine Mahnungen selbst außer acht läßt.

Auch Professor Dr. Alexander Brückner, den man wohl für den bedeutendsten Slawisten in Deutschland halten darf, ist geneigt, den Namen Julo überhaupt lieber als unslawisch und von einem Besitzer oder Anwohner entlehnt zu betrachten. „Falls der Name Julo alt ist," schreibt er außerdem, „könnte er als Verballhornung von Jihlo (= Jlow von Jl: Letten, Ton vgl. Eylau u. a.) gedeutet werden." Damit sind wir nun übergegangen zu den Erklärungen der Slawisten, die das Wort für slawisch ansehen.

Nach Meinung des Lehrers Paul Bauk bedeutet Julo „vielleicht Turm von Kulo". Er steht also selbst nicht für die Richtigkeit ein. Und was ist nun Kulo? Anhaltepunkte gibt er dafür auch nicht. Ueberhaupt wer die Erklärungsweisen Bauks kennt, wird sie als unwissenschaftlich ablehnen müssen. Sogar Namen wie Lastadie, Sommersdorf, Gerdshagen u. a. hält er für slawisch. Man muß also Bauks Deutung zum mindesten als sehr fraglich bezeichnen.

Auch Berghaus vermutete anfangs in Julo ein slawisches Wort. Er meint: „Seine waldigen Berge und Täler hallen wider von den Melodien der gefiederten Sänger, von deren einem der Julo offenbar seinen Namen erhalten hat, von der Grasmücke, Motacilla modularis, die in einigen slawischen Sprachen „Jula" heißt." Diese Etymologie ist unmöglich, „da es in keiner slawischen Sprache das Hauptwort Jula = Grasmücke gibt", wie mir Professor Dr. Ernst Mucke schreibt. Und Professor Dr. Al. Brückner kommentiert die Berghausche Deutung so: „Jula, julit, im Russischen wohl bekannt, bedeutet nur das „Drehen (auch den Brummkreisel) und Schwänzeln, ist also ausgeschlossen." Im übrigen nennt Berghaus hier einen Vogel, der den eigentlichen und an sich häufigen Grasmücken nahesteht, nämlich die Heckenbraunelle (Motacilla modularis ist der alte wissenschaftliche Vogelname), aber sich weder durch Gesang und Aussehen, noch durch sonstiges Benehmen auffällig macht und selbst dem Vogelfreund wenig bekannt ist.

Professor Dr. E. Mucke, dem aber ebenso wie Professor Dr. Al. Brückner ältere Namensformen nicht vorgelegen haben, gibt — mit diesem Vorbehalt — folgende Erklärung: „Der Name ist slawisch-pomoranisch. Jedenfalls sind der Stadtname Julin und der Bergname Julo von demselben slawischen Grundwort abgeleitet. Da gibt es nun zwei gleichartige Möglichkeiten der Ableitung, und zwar entweder von altslawisch volja = Wille, Freiheit (altslaw. v = w) oder von altslawisch vol = Ochse; ersteres lautete in pomor. und polab.-slaw. Form wuljo (juljo), letzteres wul (jul). a) Wuljo (julo, weiches l) Freiheit: der Berg kann diesen Namen erhalten haben, weil er frei von allen Abgaben war, wie die Orte namens „Freiheit", oder er stand zur freien Benutzung der Bewohner. b) Wul (jul) Ochse: davon Wulo(w) bzw. Julo(v), ergänze ehlum = Ochsenkoppe, Ochsenberg. Was am besten paßt, müßte ein Oertlichkeitskenner entscheiden." Eine ansprechende Erklärung, mit der Mucke das Beste gewollt hat. Ihm standen aber ältere Formen nicht zu Gebote, und so mußte er im Ungewissen bleiben. Aber abgesehen davon, daß er nur von dem modernen Namen ausging, hat er den Fehler begangen, Julo und Julin von derselben Wurzel abzuleiten. „Letzteres ist seiner Bildung nach sicher slawisch, ob aber auch im Stamm?" äußert Dr. F. Lorentz. Aber auch aus einem historischen Grunde ist diese Identifizierung nicht zulässig. „Julin hat es nie gegeben, es ist dies eine pure Erfindung der Chronisten, die ebenso in Wollin den Namen Julius (Caesar) wie in Wolgast den Namen seiner Schwester Julia Augusta wiederfanden! Nur Wollin und Wolgast sind echt und alt (ersteres = russ. Volyn, alter Burgname, danach das Land Wolhynien, zu vol = Ochs gehörig). Die Erklärung, die Brückner zu Wolgast gibt, tut hier nichts zur Sache und sei übergangen. Brückner, der immer ein staunenerregendes Wissen auch um die entlegensten Einzelheiten bezeugt, scheint recht zu haben. In herzoglichen Urkunden jedenfalls tritt nur der Name Wollin auf. Julin ist nur eine Fiktion der Gelehrten des 12. Jahrhunderts.

Wir sind also bisher zu einer befriedigenden Erklärung nicht gelangt. Eine Gewißheit kann eben nur durch den Nachweis einer alten Namensform erreicht werden. Um die ursprüngliche Form wiederzufinden, zugleich aber, um zu prüfen, ob die heutige im Volksmunde gebräuchliche Form die ursprüngliche ist, müßte man den Namen möglichst weit in die Vergangenheit zurückverfolgen. Ich habe das nun zwar mit der ausgesprochener Absicht, das Julo-Rätsel zu lösen und alte Namensformen zu suchen, nicht getan, konnte aber bei archivalischen Studien, die andere Dinge betrafen, oft zufällig von dem kritischen Namen Notiz nehmen. Ich selbst habe dem Namen von jeher slawische Abkunft zugesprochen. Lag doch die Vermutung nahe, daß bei dem heutigen Auftreten von slawischen Ortsnamen auf — ow in der Nachbarschaft (Grabow, Bredow, Züllchow, Gotzlow, Warsow, Wussow) auch im Namen Julo ein slawisches Wurzelwort verborgen liegt. Manchen hat das fehlende w stutzig gemacht. Das will wenig besagen. Ich kenne Fälle, wo durch Feldmesser, Kartographen, die fremd waren, Fehler in Karten gebracht worden sind. Das scheint auch bei unserm Namen der Fall zu sein. Es gibt eben nicht nur Fehler in Büchern, sondern auch auf Karten. Jedenfalls bin ich in Aktenfaszikeln der ehemaligen Kriegs- und Domänenkammer zu Stettin, (aus dem 18. Jahrhundert), dreimal dem Namen begegnet, zweimal als Julow, und was noch mehr überraschte, einmal als Golow. Und letztere Form stellte ich auch auf Karten fest. Auf einer alten Generalstabskarte (etwa 1837) steht deutlich „Golow", auf der Karte des Kreises Randow von 1845 ebenfalls „Golow". Auch in älteren Druckschriften fand ich beide Formen.

Der Wechsel von G und J im Anlaut ist hierzulande nichts Seltenes. Als Analogon für diese Umwandlung sei an das echt stettinische „Falkwiese" erinnert, das in dieser Schreibung sogar in einem märkischen Sagenbuche wiederkehrt. Der Herausgeber hat hier offenbar dem Namen die lautgerechte, volksübliche Aussprache zugrunde gelegt. Mit Julo verwandte Namensformen gibt es eine Menge, so Flurnamen wie Golleţ, Gulitzbusch, Juleitzenberg, im Jüleitz u. ä., dann Ortsnamen wie Goblitz (1173 und 1317 goliz), Gülitz (1314 Julist), Guhlow, Gohlis u. ä.

So glaube ich mit diesen älteren Namen Julow, Golow vermittelnde Formen erschlossen zu haben, d. h. einmal solche, die die slawische Abkunft erweisen, dann solche, die zu einer befriedigenden Deutung des Namens führen können. Was bedeuten sie? Alle diese Namen sind zurückzuführen auf das altslaw. gol. Seine Grundbedeutung ist, wie alle Slawisten übereinstimmend angeben, nackt, kahl, bloß, baumlos. Diese Abstammung unseres Namens hat auch Lorentz ohne Kenntnis alter Formen geahnt: „Ein Stamm jul — ist mir nämlich nicht bekannt, doch wäre es möglich, daß das u gar kein echt slawisches u ist, sondern ein westpommersches, das aus urslavischem o entstanden ist: dann wäre an Zusammenhang mit russ. jalyj „güst, unfruchtbar, unbearbeitet (vom Lande)" zu denken. Aber das ist natürlich höchst unsicher, da bisher über die westpommerschen Lautvorgänge nichts bekannt ist. Auch Paul Kühnel, Alexander Brückner, Ernst Mucke, Gustav Hey leiten obige Namen von der Wurzel gol her. Zweitens bedeutet gol aber auch Wald, Forst, Heide, und merkwürdigerweise zieht Paul Vauk an anderer Stelle diesen Sinn zur Erklärung des Julo heran, vielleicht mehr zufällig richtig als bewußt. Dieser Doppelsinn des slawischen Wortes darf nicht überraschen. Wir haben etwas Aehnliches. Der Pommer nennt seinen Wald oft Heide (Ueckermünder Heide, Buchheide, Ostenheide u. a.); er versteht aber auch unter Heide nicht mit Wald bestandene, nur mit Heidekraut bewachsene, öde Flächen, oder wie „Im Wald und auf der Heide" wenigstens die nicht der Kultur unterworfenen Landstrecken im Gegensatz zum Walde. In jedem Falle aber würde der Name einen topographischen Hinweis enthalten, indem er die Ortsbeschaffenheit zur Zeit der slawischen Siedelung kennzeichnet. Welcher Sinn des slawischen Wurzelwortes jedoch ursprünglich auf den Julo zutraf, wagen wir nicht zu entscheiden. Heute ist er bewaldet. War's immer so?

R. B.

De Prinzessin im Galgabag bei Falkabog.

Wu ruhig us leew ull Droag boch flütt. Se is a nauhdenklich Kind u dröhmt am leewsta va dem hoga Himmel, de sich so froh i ähr speegla ded. Jau, se kennt dä Himmel good u givt sia Bild trüg wedde, off he düsteschwat grullt, off he hübsch blank utfüht ode as Purpur im Oawendrot bloda ded. U hüt? Ach, wu lacht he hüt i Middagsbloag, wu brennt he i Middagsgloot. Dat Waute schient still to stoahn. Kiewid u Schnepp, Ent u Dommel sitta still im Schölp am Oewe. Bloß de bloaga Bottevögel, de nie möd sin u ümme Döst no Sönnalicht hewwa, de glitzriga Libella danza up u nedde im begnögta Leewsspell. Guldig Mummla u witt Seerosa schwemma dröhmend up dem kloara Waute.

U de Fischejung dröhmt uk mit Oogen, de vull Glück sin. Gli, gla, glu schleet de Krüselwell va upspringenda Fischa a fiena Koahn. He kiekt up u horkt, horkt up dat Wautegemurmel, up dat Bloomagefluste u up dat Windraunen. Dat alles rädt gewiß va dä ulla düstra Mär, va dem Geheimnis ut dem Galgabag, de doch goar ni so düste utfüht, de doch so ruhig u sanft va dem Droagöwe upstiggt.

Oewe woahr is't, he hät ni ümme i so schönem Frühjoahrsgrön Fröd maukt u ni ümme mit so prächtiga Oahra i dä bloaga Himmel hoch käka as hür. Mit fasta Müra u trutziga Töma starrt hier ees — d' is all lang här — an düste Burg in't Land. U düste was uk dat Geschlecht, dat hier husa ded, machtvull u haat. Se künna ni fründlich lacha, nee, höchstens häßlich u höhnsch, so höhnsch, dat't hoch in't Luft gella ded, wä gequält Sklawa wimmernd to ähra Föta lega. Wä öwe dat glinzend Löf'gild tüscha ähra Fingra blinka ded, dä kü ma ähr Oogen lüchta seha.

Doch een was dor, de lü föt lacha, o so föt, so sinnbetörend! Swaantja was't, de schönst va alla wendscha Prinzessinna i dissa Wildnis, de schönst u grausamst ut dem ganza Stamm. Kea Peerd was ähr to wild, kea Nitt to driest — kea Hirsch to flink — kea Herz to waam u to good, dat se ni to gewinnen — u to vestöten trachta ded. Alloawend seet se i ährem Eenbohm im Droagaschölp, keek no Enta u Schneppa, no Wildgas' u Negge ut, u mit ährem fichera Flitzboaga reet se alles rute ut dem Himmelsflog. Aehr Rixaogen glinzta dä i Luft am Mord.

U de jugendfrisch, schöa Fischejung ut dem Nachboardörp süht de Unoahboar, de Stolz u Staak bie ährem Jagdvegnügen im Oawendsönnaschien — u is gliek ährem Zauberbann vefalla. „Laut mi mit di fischa, laut mi mit di joaga! Bloß dia Deene wü ick sin!" Se nimmt 'na hä. He deent ähr trüg, vegett Boaite u Mutte.

U, ach so ball, i glögna Middagsstun, dunn brennt sia Herz i sinnverwirrta Leew: „Giw mi dia Herz, du Hog u Stolz!" Se kiekt 'na a — so wonnig, so vull Vespräken! „Kiek, dissa Ring, leew Jung, kiek, wu he funkelt, wu he blitzt mit siena roda Glücksteena! Ick schmiet 'na i dit Waute. Bring 'na mi wedde, u du schast no hüt mie'n Leew schmecka!" Blitzend flügt de Guldring i dat glitzig Waute. Ist dat würklich de sönnig Jüngling, de em jauchzend nauhspringt? — Nie mehr hät ma em wedde seha!

Doch sie'n Mutte kennt väl düste Weisheet. Se kennt uck dat Herz va gooda u schlechta Lüda. Se wüßt uck va Swaantjas Frugasmacht u va ähra gieriga Bosheet. Se föhlt uck dat Unheil, dat ähra leewa Söhn treffa ka. U groad hüt driwt se de Mutteiorg ut dem Husi'. Se vekrüppt sich im Schölp am Oewe, hört groad no de lockend Räd u füht, o Schreck, ähra Junga im Waute veschwinna — u a furchtboar Flauk hallt ut ährem Mund döch de bang Middagsstill: „Flauk di, du verucht kullherzig Mörderin! Vesinka scha dia Schloß i dissa Baggrund, verwelka die'n Lippapracht! Töwa u sangka schast du i dä kulla Wagnacht, bet es de edelst u schönst va alla Fischejungas sich erbarma ded, diena schöriga Mund to pussen!"

De Flauk vehallt. Schuddernd steht Swaantja, de niemoals Angst u Bangnis kennt hät. Se kiekt bäwernd in't Waute. Is se dat würklich no, de ees so Schwathoarig, Glootögig mit dä seerosig wittschimmernda Wanga u nu mit dem entstellta Mul u dem hoakanäsiga Uhlagesicht? Zitternd schläpt se sich dä Bag ruppe, üm sich im Schloß to vestäken. Bang' sett 't se dä Foot döch dat isenbeschloagen Dor. Dunn! — a furchtboar Dunneschlag — de Boddem zittet — Schloß u Prinzessin sin verschwuna. An grön Hald lacht dor, wo no üwen de trutziga Müra u Pfeile hoch in't Luft starrta. Oewe bloage, roda, gäla Bloma stimmet guldig Sönnalicht. —

Bäl Joahr sin kauma u goaha. Ut dä öda wendscha Wildnis is blögend dütsch Fruchtland wora. Doch dä vezauberta Prinzissin kümmt kea Erlöse. Es i jedem Joahr, i dä schönsta Tied, am Sönnawenddag, a dem doch väl Geheimnis openboar ligga, löst sich ähr Zauberbann. Wä i dä Middagsstun de veer u de twölw Klokaschläg vom Falkabogscha Kirchtom halla, steht se sehnsuchtsvull up. dem Bag i ähra stolza Gliedepracht, ümwallt va dem schwata Lockahoar und breedt biddend beed Aam ut. Manch Jüngling geht dä up dä Bag; doch Entsetzen döschschuddet sin Glieda, wä he sich neddebückt, um ähr schörig Krötamuhl unne dä Hoakanäs' to pussen. Umsuß röpt se:

„Deck 'na Dook up Näs' u Wang u puß mi driest u mauk mi rasch gesund!" Doch de veer u twölw Klockaschläg sin rasche vellunga, als sich de bedröwt Jung besinnt. Kloagend u jammernd mut de unglücklich Prinzessin i ähr höllisch Reich trögtrecka.

Ees was dat Erlösungswark fast vullbröcht. All Fischejungas im Dörp hadda sich öwerwunna, dä schäriga Mund to pussen, bloß de eene, up dä alles ökom, de schönst u best, de köm ni. He höl unne dem Hollebusch sia blond Mäka im Aam: „Wat kümmet mi dat kull Zauberwiew? Mi treckt ni ähr schwat Lockakopp, ähr stolz Schloß u ähr blank Guld u Sülwe!" De Klockaschläg sin vehallt — se mut wiede töwa up dä Erlöse. Wu lang no? Jau, wä ka up de Froag Antwurt gäwa? Anton Heller.

Vom Pommernbund in Berlin.

Der „Pommernbund zur Förderung heimatlicher Kunst und Art" veranstaltete am 28. Januar im Friedenauer Ratskeller seine Hauptversammlung und anschließend einen Heimatabend, der dem Gedenken des Heimatdichters Benzmann und des großen Postreformators Heinrich von Stephan gewidmet war.

Der Vorsitzende, Herr Kammergerichtsrat Gribel, erstattete den Jahresbericht, der das Wirken und die weitere günstige Entwickelung des Vereins widerspiegelte. Er gedachte dankend und lobend aller derjenigen Damen und Herren, die sich selbstlos für Vorträge zur Verfügung stellten; die Kassenverhältnisse seien geordnet, die Bücherei sei weiter ausgebaut und harre der fleißigen Benutzung seitens unserer Mitglieder.

Im Anschluß daran widmete Herr Bendlin dem leider zu früh in Steglitz verstorbenen Landsmann Benzmann warme Worte, und Herr Studienrat Hinze trug einige seiner Werke vor. Herr Geheimrat Nossle würdigte die ihm aus seinem Familienkreise bekannte Jugendzeit Stephans, seine außerordentlichen Leistungen in seiner postalischen Laufbahn und seinen beispiellosen Aufstieg aus eigener Kraft. Herr Ludwig Preiß brachte einige humorvolle Episoden aus dem Postleben zum Vortrage.

Der Abend war eingerahmt durch Klaviervorträge von Frl. Köhnlein, verlief wieder in voller Harmonie und hielt die Anwesenden lange beisammen.

Im Februar vereinte der „Pommernbund" seine Mitglieder und Freunde zu einem „Plattdeutschen Abend" im Friedenauer Ratskeller. In bekannt launiger Weise begrüßte Willem Henschel die Versammlung und ganz besonders den als Ehrengast erschienenen plattdeutschen Dichter Otto Graunke-Schivelbein, indem er ihm gleichzeitig die herzlichen Glückwünsche des Pommernbundes zu seinem eben vollendeten 70. Lebensjahre aussprach. Als Dank für die ihm zuteil gewordene Ehrung erfreute Herr Graunke die Anwesenden mit einigen Vorträgen aus seinen Werken und sang hierauf in jugendlicher Frische noch einige heitere Lieder mit Klavierbegleitung. In wechselnder Folge trugen weiter zu dem Gelingen des Abends bei: Gertrud Brandes (Lieder zur Laute), Willem Henschel (Pommersche Witze), Dr. Hintze (Gedichte) und Ludwig Preiß (Vorlesungen). Die Zuhörer dankten den Mitwirkenden mit lebhaftem Beifall und trennten sich erst spät mit dem allgemeinen Wunsch, noch recht oft solche angenehmen Stunden verleben zu können.

Vom Verein der Pommern in Spandau 1927.

Der Spandauer Pommernverein hatte zum 21. Februar seine Mitglieder und deren Angehörige, Freunde und Bekannte zu einem Winterfest in der „Neuen Welt" eingeladen. Trotz der drückenden Wirtschaftsnot, die alle Volksschichten zu der größten Sparsamkeit zwingt, war der mit den Pommernfarben geschmückte Festsaal bis auf den letzten Platz gefüllt. Nach einigen auserlesenen Konzertstücken begrüßte der 1. Vorsitzende, Landsmann Wilhelm Neise, die Festgesellschaft, ganz besonders die Abordnungen der „Gesangsvereinigung Heimatklänge" und des Spandauer Reichswehrbataillons. Mit treffenden Worten streifte er dann das stark ausgeprägte Zusammengehörigkeitsgefühl der Pommern und wies auf Zweck und Ziel der Pommernvereine hin, die sich im großen Reichspommernbund zusammengeschlossen haben. Er forderte alle noch fernstehenden Landsleute auf, durch Beitritt zum Pommernverein mitzuhelfen, die Liebe und Treue zum Heimatlande wachzuhalten und zu pflegen. Nachdem Pommern Grenzland geworden, gelte es heute mehr denn je, der Heimat die Treue zu halten und im Verein mit den Brüdern auf der heimatlichen Scholle pommersche Kultur und Muttersprache zu schützen. Er beendete seine Ausführungen mit einem dreifachen „Pommernheil" auf die ferne Heimat, worauf das von Landsmann Neise nach Text und Melodie verfaßte neue Pommernlied „Heil dir, mein Pommerland" durch den Saal brauste. W. D.

Vom Neuruppiner Pommernbund.

Seit Anfang des vorigen Jahres besteht auch in Neuruppin eine landsmannschaftliche Vereinigung der Pommern, die mit Genugtuung in ihrer ersten Jahreshauptversammlung auf eine erfolgreiche Arbeit zurückblicken konnte. Die regelmäßigen Monatsversammlungen wie auch die sonstigen Veranstaltungen hatten stets starke Anziehungskraft auf die Landsleute ausgeübt und werden es hoffentlich auch fernerhin vermögen. Mit der stattlichen Mitgliederzahl von 120 begannen wir das neue Vereinsjahr und hoffen, daß auch in diesem Jahre noch recht viele der hier so zahlreich vertretenen Landsleute den Weg zu ihrem Heimatbunde finden werden.

Auch die am 3. März stattgefundene Monatsversammlung hatte wiederum einen guten Besuch aufzuweisen. Einen weiteren Schritt beim Aufbau unseres Pommernbundes unternahmen wir durch die Gründung einer Gesangsabteilung und deren Anschluß an den hiesigen Schubert-Chor. Im Monat Mai wollen wir mit dem Berliner Pommernbund sowie der landsmannschaftlichen Studentenverbindung „Sedinia" hier ein Heimatfest feiern. Geplant sind Begrüßungsabend, Besichtigung der Sehenswürdigkeiten der Stadt Neuruppin, am Sonntag Dampferfahrt in die Neuruppiner Schweiz, gemeinschaftliches Mittagessen in Tornow, Spaziergänge von dort. Die endgültige Festfolge wird nach erfolgter Rückäußerung der Berliner Landsleute die nächste Versammlung beschließen. Jedenfalls bürgt unser Festausschuß unter unserm bewährten Landsmann Roland dafür, daß wir schöne gemeinsame Stunden mit unsern lieben Berliner Gästen verleben werden. Ueber unsern Heimatdichter Adolf Pompe, den Dichter unseres schönen Pommernliedes „Wenn in stiller Stunde", trug unser 1. Vorsitzender, Landsmann Bütow, aus der Monatsschrift „Unser Pommerland" unter Hinweis auf den kürzlichen 100. Geburtstag des Dichters dessen Lebensgang und interessante Mitteilungen über die Entstehung unserer Pommernhymne vor. Auch über den auf der vorjährigen Reichspommerntagung erstmalig vorgeführten Pommernfilm, der nunmehr nach teilweiser Ueberarbeitung auch als Lehrfilm anerkannt ist, konnten wir aus verlesenen Kritiken entnehmen, wie damit durch unsere Heimatprovinz ein prächtiges Mittel geschaffen ist, um auch die Reichspommern im Geiste in die Heimat zu führen und so die Liebe zu ihr zu erhalten und zu vertiefen. Der Vorstand wird das Nötige unternehmen, daß dieser Film im Laufe des Jahres auch in Neuruppin zur Vorführung gelangt. Plattdeutsche Vorlesungen und Tanz hielten die Landsleute nach Schluß des geschäftlichen Teils der Versammlung noch länger in bester Stimmung beisammen.

— z —

Herausgegeben von der Heimatvereinigung „Unser Pommerland". Verantwortlich: Gustav Fischer, Stettin. Druck und Verlag von Fischer & Schmidt, Stettin. Nachdruck der Originalbeiträge ist nur mit Erlaubnis des Verlages gestattet. Alle Sendungen sind an den Verlag der Zeitschrift „Unser Pommerland", Stettin, Gr. Wollweberstr. 13, zu richten.

Verlagsort Stettin 16. Jahrg. 1931 Heft 4

Unser Pommerland

Monatsschrift für das Kulturleben der Heimat



Heimatvereinigung „Unser Pommerland"

Verlag von Fischer & Schmidt, Stettin

EBERHARDT

12 MAI 1931

GEBRÜDER HORST
STETTIN

Paradeplatz 19, 20, 21, 22, 23
Gr. Wollweberstr. 19, 20, 21, 22

MODEWAREN UND AUSSTATTUNGEN

Leinen- und Wäschehaus

C. DRUCKER

Inhaber Julius Evers

STETTIN ★ ROSSMARKT 3

Erstes Spezialgeschäft für

Wäsche-Ausstattungen

Damenwäsche · Herrenwäsche
Kinderwäsche · Erstlingswäsche
Tischwäsche · Bettwäsche
Hauswäsche · Badewäsche
Leinen- und Baumwollwaren
GARDINEN UND STORES
METALL-BETTSTELLEN
BETTEN · MATRATZEN
Daunendecken · Steppdecken
Blusen in grosser Auswahl
Morgenröcke · Dirndlkleider
Sportjacken · Unterröcke
Kinderkleider

Ein Nachschlagewerk
braucht jeder moderne Mensch –

aber ein „Brockhaus" muß es sein!

Verlangen Sie unverbindlich Prospekte in einer Buchhandlung

F. A. Brockhaus, Leipzig C1, Querstr. 16

Pom. Heimatbücher
(plattdeutsche Reihe)

I. Band: **Reinke dei Voß** von Albert Schwarz. Mit Bildern von Ludwig Segebarth. Geb. M. 2.—

II. Band: **De Ulenkraug.** Roman von H. Bandlow. 2. Aufl.: Mit Bildschmuck von Otto Bittali. Geb. M. 5.—

III. Band: **Plattdeutsche Lyrik** mit besonderer Beziehung auf Pommern. Ausgewählt und eingeleit. v. Lic. Walter Schröder. Geb. M. 5.—

Greifenbücher
(hochdeutsche Reihe)

I. Band: **Ein Schrei.** Erzählung von Edmund Hoefer. Mit einer Würdigung Hoefers von Arnold Koeppen. Geb. M. 1,50

II. Band: **Aar und Greif.** Erzähl. a. d. Geschichte d. Stadt Pyritz v. Arnold Koeppen. Geb. M. 1,50

III. Band: **Menschen in Pommern.** Zehn Geschichten von Ulrich Sander. Mit Buchschmuck vom Verfasser. (Erscheint im Herbst 1931.)

Verlag von Fischer & Schmidt, Stettin.

Unser Pommerland

Monatsschrift

für das Kulturleben der Heimat

Herausgegeben von der Heimatvereinigung „Unser Pommerland"

Schriftleitung: Gustav Fischer. Verlag von Fischer & Schmidt, Stettin, an den alle Zuschriften zu richten sind. Zahlungen auf Postscheckkonto: Stettin Nr. 260

16. Jahrgang — April 1931

Diese Zeitschrift ist durch die Post, jede Buchhandlung oder vom Verlage zu beziehen. Bezugspreis vierteljährl. 3 M. Preis dieses Heftes 1 M.

Inhalt des 4. Heftes: Seite

Der Altar der ehemaligen Gertrudkirche in Stettin u. der Riemeraltar der Nikolaikirche in Stralsund mit ikonographischen Parallelen von W. Borchers 121

Jürgen Bernd von Ramin, ein heimatlicher Gutsherr im 18. Jahrhundert von H. Beckmann .. 127

Wer die Heimat liebt wie du von F. Mahlke 134

Die Greifwalder Oie von K. Brandenburg 136

Vogelleben und -Sterben auf der Greifswalder Oie von U. Dunkel 140

Lotte Fehlhaber von U. Sander 143

Der Kuckuck im pommerschen Volksglauben von J. Wegner 146

Kinderspiele von H. Vogel .. 149

50 Jahre Randower Kreissparkasse von F. Schöne ... 151

Pommersche Lyrik 136, 139, 145

Rundschau 154

Bücherschau 156

Mitteilungen des Bundes Heimatschutz, Landesvereins Pommern (Pommersche Heimat)

Buchbesprechungen.

Die Orts- und Flurnamen des Kreises Grimmen (Vorpommern) von Dr. Fritz Kohls. Greifswald. Ratsbuchhandlung L. Bamberg, 1930. 187 Seiten. Preis 5,— RM.

Die Arbeit hält durchaus einen Vergleich mit den früher erschienenen größeren Beiträgen zur Flurnamenkunde Pommerns aus, sie übertrifft sie sogar in manchem. Ein Hauptvorzug ist die Uebersichtlichkeit ihrer Anlage. Zur Gewinnung des Namenmaterials sind besonders Karten herangezogen und wohl restlos ausgeschöpft worden; auch Urkundenbücher und Akten haben manche Namen hergegeben. Ein beträchtlicher Teil wurde durch Fragebogen und persönliche Reisen gewonnen (S. 9). Von der Gesamtzahl der Flurnamen (über 2 200) stammt gut ein Drittel (über 700) aus mündlicher Ueberlieferung. Es ist erfreulich, daß trotz großer Schwierigkeiten aus dieser Quelle heute noch eine solche namhafte Zahl zusammengekommen ist.

Die eigentliche Abhandlung beschäftigt sich zunächst mit den slawischen und deutschen Ortsnamen. Auf eine Erklärung der slawischen Namen wird verzichtet; zwar gibt der Verfasser dafür seine Gründe an (S. 15); dennoch

Westermanns Monatshefte

die schönste deutsche Monatsschrift

halten sich allen gebildeten Kreisen bestens empfohlen. Auch Ihnen wird diese schönste deutsche Zeitschrift sicher gefallen ● Verlangen Sie eine Probenummer unter Benutzung des anhängenden Gutscheines.

Gutschein Gern sendet der Verlag von Georg Westermann, Braunschweig, gegen Einsendung von 30 Pfennig ein Westermanns Monatsheft im Werte von 2 Mark ●

Name: .....

Beruf: .....

Adresse: .....

Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt!

Bilder aus der Geschichte einer pommerschen Familie

von Hermann Hollender.

100 Seiten Oktav. Preis RM 1,50.

Die Abhandlung ist ein neuer Typ der familiengeschichtlichen Darstellung, die den trockenen Chronikenstil vermeidet und statt dessen lebensvolle Einzelbilder aus der Geschichte der eigenen Familie gestaltet, umrahmt von den Ereignissen der Heimat- und Zeitgeschichte.

Verlagsbuchhandlung Fischer & Schmidt, Stettin.

Hugo Minack Nachf.

Büro: Stettin, Elisabethstraße 59

★

Spediteur für Möbeltransport u. Möbellagerung

muß gesagt werden, daß nicht nur einwandfreie Deutungen vieler Namen vorliegen und der Verfasser sich auch bei Fachmännern wie Alexander Brückner und Ernst Mucke hätte Rat holen können. Kohls führt aber auch seinen Grundsatz nicht überall streng durch. Eine bemerkenswerte Ausnahme machen die Ausführungen über Grimmen. Kohls kommt dabei zu dem Ergebnis: Grimmen ist ursprünglich ein slawischer Flurname (S. 21). Demgegenüber sei auf den möglichen Zusammenhang mit einem Worte hingewiesen, das dem englischen grime (Schmutz), to grime (besudeln), grimy (schmutzig) entspricht und wohl auch zu dem plattdeutschen grimmeln (schmutzig werden) zu stellen ist. Vielleicht steckt doch ein germanischer Wortstamm in Grimmen, zumal er auch in nichtslawischen Gegenden vorkommt. An dieser Stelle mag auch die Ansicht des Privatgelehrten Erwin Volckmann, der den Namen Grimmen ebenfalls aus dem Deutschen erklärt, eingefügt werden (vergl. Unerklärte Niederdeutsche Straßennamen in Hamburg und anderswo. Hamburg 1917, S. 25). Von Wichtigkeit sind die Schlüsse, die sich aus den Ortsnamen für die slawische Besiedlung und deutsche Kolonisation ergeben. Es folgen in dem andern Hauptteile des Buches die Flurnamen. Bei der zusammenfassenden Betrachtung der wenigen slawischen Flurnamen geht der Verfasser, wenn auch im allgemeinen, auf deren Sinn ein (S. 55 u. 56). Die deutschen Flurnamen werden in Sachgruppen aufgeteilt, nach Herkunft und Bedeutung untersucht und kulturgeschichtlich ausgewertet. Die Deutung ist verständig und vorsichtig. Kaum irgendwo scheint Willkür und Leichtfertigkeit in dem Versuch der Namendeutung zu liegen (S. 130). Im übrigen werden als Hauptaufgabe die allgemeinen Grundsätze der Flurnamengebung im Kreise Grimmen herausgestellt: Eine agrarisch sich betätigende Bevölkerung . . . . . benutzt die konkreten Gegenständlichkeiten der Außenwelt und die Erscheinungsformen des alltäglichen geistigen, sozialen und religiösen Lebens, um aus einem praktischen Bedürfnis heraus die Flurstücke zweckmäßig zu benennen (S. 132). Besonders dankenswert ist die alphabetische Verzeichnung der Flurnamen (S. 136 ff.) in Anlehnung an die von der Zentralstelle für deutsche Flurnamenforschung bearbeiteten Ratschläge für das Sammeln von Flurnamen. Daraus sind ohne weiteres ersichtlich die Gemarkung und der Charakter der Flurstelle, die Quelle des Namens und ein Hinweis auf Textstellen, an denen der betreffende Name ausführlicher besprochen wird.

Alles in allem hat der Verfasser eine sehr mühevolle Arbeit geleistet, und dazu eine recht inhaltreiche, die vieles in sich birgt, was auch andere Gebiete Pommerns angeht, und die andern Flurnamenforschern sehr wohl als Muster und Wegweiser dienen kann. Und darüber hinaus ist sie mit ihrer Unmenge von Einzelmaterial eine be-

Huhing!

Pommerscher Volkshumor. Gesammelt von Heinrich Bandlow

Preis RM. 1.25

Ein mixtum compositum, ein Gemisch von Schnurren, Witzen, Anekdoten, wie sie im Volke entstehen und vergehen, hat Bandlows kundige Hand gesammelt und sie mit gewohnter Fertigkeit in das mundartige Gewand gekleidet. Vieles hat dadurch besonderen Reiz erhalten. Freunden plattdeutschen Volkshumors wird dies Büchlein ein willkommener Begleiter und Bereiter froher Stunden sein.

Erstes Spezialgeschäft für

Teppiche

Dekorationen, Gardinen, Möbelstoffe, Tischdecken, Läuferstoffe, Felle etc.

A. Steckner, Toepffer's Nachf.

STETTIN, Kleine Domstraße 11 und 12

Photo-Kino-Radio-Apparate

Stettin Schattke Luisenstr. 67

Neue Filiale: Breite Straße 48.

***Radio-Apparate** führen wir Ihnen in Ihrem Heim unverbindlich vor.*

Langfristige Teilzahlungen.

Hotel Gust

Stettin

Grüne Schanze 15 Fernsprecher 30678

Gutbürgerliches Haus

nahe beim Bahnhof, Post, Rathaus, Amts- und Landgericht

empfiehlt seine behaglich eingerichteten 30 Zimmer mit Warmwasserheizung, sowie Speisen u. Getränke zu soliden Preisen

Autogaragen — Tankstelle.



BARTHOLDT

GROSSE AUSWAHL IN ERSTKLASS. UND PREISWERT. FABRIKATEN

Kaiser-Wilhelm-Str. 55 (am Denkmal)

Einbanddecken

für die Jahrgänge von 1921 bis 1930 von „Unser Pommerland" sind vorrätig und zum Preise von RM. 1,50 zu beziehen vom **Verlag Fischer & Schmidt, Stettin, Gr. Wollweberstr. 13.**

deutsame unmittelbare Quelle für Wirtschaftshistoriker, Geographen, Namen-, Siedlungs- und Volkskundeforscher. Besch.

Jahrtausende reden . . Von Paul Seelhoff. Die Weltgeschichte in einem Band. Großformat, fast 400 Seiten, mit einem Kartenanhang, zahlreichen Bildern, Stichwortverzeichnis und Uebersichtsregister. In Ganzleinen gebunden. Preis 6,— RM. Neufeld & Henius Verlag, Berlin.

Durch die grundstürzenden Veränderungen und Erschütterungen der letzten Jahrzehnte, durch unsere politische Not hat das alte Wort „Treibt Geschichte" wieder neuen Sinn bekommen. Mit ganz anderem historischen Verständnis, mit neuen Erkenntnissen sehen wir beispielsweise heute die Sendung Friedrichs des Großen, die Zeit der Befreiungskriege, aber auch den zähen Eroberungswillen und die koloniale Betätigung Großbritanniens. Das Bestreben, aus der Geschichte zu lernen, ist heute in weiten Schichten lebendiger denn je. Nur hat die heutige Generation eine Abneigung und auch keine Zeit mehr, Geschichtsbücher von 10, 20 Bänden zu wälzen, die zudem meist vom Standpunkt einer ganz anderen Epoche an die Betrachtung geschichtlicher Ereignisse herangehen.

So ist es ein Verdienst Paul Seelhoffs, das ganze Arsenal historischen Wissens in einem Band darzubieten. Wie war dies ohne Zugeständnis an die vollständige Umfassung des ungeheuren Stoffs möglich? Die Lösung des Rätsels liegt in der knappen Form der Seelhoffschen Darstellung, die mit größter Gedrängtheit das tiefschürfende Wissen des modernen Historikers verbindet. Bei aller Knappheit ist die Darstellung von einer Lebendigkeit und Spannung, die kaum zu überbieten ist.

Ein vollständiges Uebersichtsregister, ein umfangreiches Stichwortverzeichnis, außerdem ein vorzüglicher Kartenanhang ermöglichen die Benutzung des reichillustrierten Buches auch als Nachschlagewerk. Der Preis von 6,— RM. schafft die Möglichkeit, die Seelhoffsche Weltgeschichte zu einem Volksbuch zu machen.

Einmalige Gelegenheit

zum Erwerb hervorragender Werke zu zurückgesetzten Preisen.

Es handelt sich durchweg um gebrauchte, aber tadellos erhaltene Exemplare, die wir infolge besonderer Umstände an unsere Bezieher günstig abzugeben in der Lage sind.

Weltgeschichte der neuesten Zeit 1890—1925 Herausgegeben von Prof. Dr. Paul Herre. 2 Bände in Halbleder geb. Rm. 50.—

Deutsche Kulturgeschichte. Von Friedr. Zoepfl. 2 Bd., 580 und 709 Seiten mit 572 Textbildern. In Leinen gebunden RM. 51.—

Geschichte der deutschen Kunst. Von H. und O. Luckenbach. 503 Seiten, mit 572 Abb. und 86 Tafeln, In Leinen geb. RM. 12.—

Die Burg im Wandel der Weltgeschichte. Von Prof Dr. Carl Schuchhardt. 350 Seiten mit 358 Abb. u. 15 Taf. In Leinen geb. RM. 27.—

Henius Weltatlas mit 100 Haupt- und über 100 Nebenkarten von Prof. Dr. Oswald Muris und Kart. Otto Wand. In Leinen geb. RM. 48.—

Kristall der Zeit. Eine Auslese aus der deutschen Lyrik derletzten50Jahre von Albert Soergel. (822 Gedichte von 193 Dichtern.) In Leinen geb. RM. 12.–

Der Naturarzt. Aerztlicher Ratgeber für Gesunde und Kranke von Prof. Dr. Franz Schönenberger, Berlin. 2 Bd. in Leinen geb. RM. 28.—

Deutsche Heimat. In Bildern von Hans Thoma. Monumentalwerk in Lichtdruck, geb. Rm. 20.—

Handbuch der deutschen Literaturgeschichte. Von Alois Bernt, in Ganzlein. geb. Rm. 20.—

Deutscher Wortschatz. Handwörterbuch der deutschen Sprache nebst Fremdwörterbuch. Von Wessely-Schmidt. Geb. Rm. 13.50

Deutsches Spielhandbuch. Herausgegeb. von Thilo Scheller, Turn- und Sportlehrer an der Preuß. Hochschule für Leibesübungen in Spandau. 2 Bände. geb. Rm. 12.—

Vorstehende Werke liefern wir unsern Beziehern, solange der Vorrat reicht, mit einem Nachlaß von 33⅓% auf die angegebenen Preise. Ratenzahlung ist möglich.

Buchhandlung Fischer & Schmidt
Stettin, Gr. Wollweberstraße 13.

Pommersche Bank

für Landwirtschaft und Gewerbe, Aktiengesellschaft

Kaiser-Wilhelm-Str. 1 **Stettin** Moltkestraße Nr. 15

Fernsprecher: Sammel-Nr. 25336

Telegr.-Anschr.: Pommernbank — Reichsbankgirokonto: Stettin — Postscheckkonto: Stettin 15500

Zweigniederlassungen: Anklam, Cammin, Falkenburg, Gollnow, Greifenhagen, Greifswald, Neustettin, Schivelbein, Stralsund, Swinemünde und Wollin

Erledigung sämtlicher bankgeschäftlichen Angelegenheiten.

Jahrtausende reden...

Eine illustrierte Weltgeschichte in einem Band

von Paul Seelhoff.

Großformat. 392 Seiten. mit über 100 Bildern, einem Kartenanhang, Stichwortverzeichnis und Uebersichtsregister, Ganzleinenband, wirkungsvoller, bunter Schutzumschlag RM. 6.—

Ein Werk wie dieses liegt im Zuge der Zeit, denn unsere heutige Generation hat weder Sinn noch Zeit mehr für Weltgeschichten von 10 bis 20 Bänden. Erst die knappe Zusammenfassung des gewaltigen geschichtlichen Wissens in einem Bande — volkstümlich, lebendig und mit meisterlicher Beherrschung des Stoffes geschrieben — wird Hunderttausende und vor allem die Jugend wieder dazu bringen, Geschichte zu treiben.

Neufeld & Henius Verlag, Berlin.



Gefilterte Moment-Aufnahmen aus freier Hand

„Photo-Einmal-Eins" Leitfaden für Anfänger Broschiert RM. 0.30. Erhältlich bei ihrem Photohändler.

ist es Ihnen nicht schon manchmal passiert, daß Sie keine Gelbfilter-Momentaufnahmen machen konnten, weil Ihre angeblich „orthochromatische"-Platte versagte? **Die „Satrap-Braunschicht" ist ganz außergewöhnlich farbenempfindlich.** Mit einem hellen Gelbfilter kommen Sie in den meisten Fällen aus. Sie brauchen mit Gelbfilter und Satrap-Braunschicht nur unwesentlich länger belichten, als wenn Sie ohne Filter photographieren. Nie kommen Sie in Verlegenheit, wenn Sie Gelbfilter-Momentaufnahmen aus freier Hand machen wollen. Zwischen orthochromatisch u. orthochromatisch ist eben ein Unterschied.

Satrap-Braunschicht-Platte o. I.

SCHERING-KAHLBAUM A.G. PHOTO. ABTEILUNG · BERLIN-SPINDLERSFELD

Musik für das pommersche Haus

In unserm Verlage erschienen:

a) Plattdeutsche Lieder.

1. **Wi sünd de Nedderdütschen** von Ph. Gretscher
2. **Min Pommerland** von C. Adolf Lorenz.
3. **Leiw Pommerland** von Philipp Gretscher.
4. **Herr Gott, dat is min Bäden** von Philipp Gretscher.
5. **Abendleed** von Philipp Gretscher.
6. **Schlap, min Kinting** von C. Adolf Lorenz.
7. **Unſ' Diern** von Otto Straeck.
8. **Unſ' Häweimann** von Philipp Gretscher.

   Diese Lieder sind für eine Singstimme mit Klavierbegleitung bearbeitet. Die Gedichte stammen sämtlich von Walter Schröder.
9. **Lat di Tid** von Philipp Gretscher. Dichtung von Paul Warncke.
10. **Slaopleedken** von Wilh. Schnippering Dichtung von Ferdinand Zumbrock.
11. **Jn'n Mai** von E. Magnus Dichtung von Joh. Meyer

    Die Lieder 9—11 sind für gemischten Chor bearbeitet und vom Agem. Plattdeutschen Verband preisgekrönt.

b) Hochdeutsche Lieder.

1. **Pommernlied** von Philipp Gretscher Gedicht von Hermann Ploetz.
2. **Studentenabschied** von Willi Süßke Gedicht von Paul Richter.
3. **In lichtblauer Seide** von Willi Wapenhensch Gedicht von Arnold Koeppen.
4. **Kinderreigen** von Willi Süßke Text und Anordnung von Paul Richter.

   Diese vier Lieder sind für eine Singstimme mit Klavierbegeitung bearbeitet.

Der Preis jedes Musikstücks beträgt 1 Mark.

Bei Sammelbestellungen von Schulen und Vereinen wird hoher Rabatt gewährt.

Fischer & Schmidt, Verlagsbuchhandlung, Stettin



Nikolaikirche in Stralsund — Altar der Riemer und Beutler (1451)

Aufnahme: Staatliche Bildstelle, Berlin

Unser Pommerland

Monatsschrift für das Kulturleben der Heimat

Verlag von Fischer & Schmidt in Stettin.

16. Jahrgang | April 1931 | Heft 4

Der Altar der ehemaligen Gertrudkirche in Stettin und der Riemeraltar der Nikolaikirche in Stralsund

mit ikonographischen Parallelen. Von Walter Borchers.

Der Altar aus der St. Gertrudkirche in Stettin, jetzt im Provinzialmuseum, und der Riemeraltar aus der Nikolaikirche in Stralsund fallen durch ihre ungewöhnliche ikonographische Behandlung auf. Beide werden deshalb hier zusammen genannt, obwohl sie stilistisch nicht zusammengehören, sondern weil der Vergleichspunkt die Versinnbildlichung gelehrter kirchlich-symbolischer Gedankenkreise ist.

Der Altar aus der ehemaligen St. Gertrudkirche in Stettin ist uns nur bruchstückhaft erhalten; Seitenflügel, Aufsatz und Predella fehlen, unvollständig ist der Mittelschrein. Auf jeder Seite des uns erhaltenen Altars sind je zwei Szenen dargestellt, die von einander durch schmale Zwischenräume, ausgefüllt durch lateinische Inschriften, getrennt sind. Auf der linken Seite im oberen Feld sehen wir auf einer schmalen Reliefbühne vor Goldgrund Moses und das Wunder des feurigen Busches, Moses gehörnt, Gottvater mit Nimbus und Weltkugel und dazu als Unterschrift: Rubus ignescit sed minus igne calleseit. Der Brombeerstrauch brennt, aber er verbrennt nicht; vgl. Moses II, Kap. III, V. 2. Auf der gleichen Seite unten links wird das Wunder des blühenden Stabs Aarons erzählt. Links von der Bundeslade erkennen wir Aaron mit Bischofshut, hinter ihm zwei Männer, einer durch den spitzen Hut als Jude gekennzeichnet. Auf dem Altar steht der grünende und blühende Stab Aarons, auf den sich die Taube des heiligen Geistes niederläßt. Die Ueberschrift zu dieser Szene lautet: Haec contra morem perduxit virgula florem (Gegen das natürliche Gesetz hat diese Rute Blüten getrieben) Mos. IV, Kap. XVII, 6. 8. Auf der rechten Seite im oberen Feld zwischen zwei ansteigenden Hügeln ist ein junger gepanzerter Ritter kniend dargestellt, der betend seine Arme erhebt zu einer Wolke, aus der die Hand Gottes sichtbar wird. Vor dem Ritter liegt ein weißes Fell. Also Gideon und das Vlies. Das Wahrzeichen des ihm verheißenen Sieges über die Midianiter sollte das betaute Vlies auf der trockenen Erde und andererseits das trockene Vlies auf dem nassen Erdboden sein. Die Unterschrift: Rore madet vellus permansit arida tellus (Das Vlies wird vom Tau naß, die Erde bleibt aber trocken). Richter Kap. VI, 36—40. Als letzte Szene folgt die Vision des Ezechiel. Er steht mit einem Buch vor einem tempelartigen Gebäude, auf dessen offenem Dach der König, der Herr, erscheint, dazu die Ueberschrift: haec porta clausa permànsit non sine causa (Diese Tür bleibt nicht ohne Grund verschlossen). Vgl. Ezechiel 44, V. 2: Und Jahve sprach zu mir: Dieses Tor soll verschlossen bleiben und nicht geöffnet werden. Niemand darf durch dasselbe eintreten, denn Jahve, der Gott Israels, ist durch dasselbe eingetreten, darum soll es verschlossen bleiben.

Leider wissen wir sehr wenig von diesem Altar[1]), über seine Herkunft, den Künstler usw. Es fehlt uns immer noch eine genaue stilistische Untersuchung dieses Werkes. Es ist hier nicht meine Aufgabe und auch nicht meine Absicht, eine stilkritische Analyse und kunstgeschichtliche Einordnung dieses Reliktes eines Altars zu geben, doch möchte ich nicht unterlassen, auf die Qualität dieser Malereien, auf ihren offensichtlichen Zusammenhang mit Meister Bertram und seiner Schule hinzuweisen. Vergleiche mit dem Grabower, Buxtehuder, Harvestuder Altar und dem vor kurzer Zeit von dem Museum für Kunst und Landesgeschichte in Hannover erworbenen Altar, Vergleiche mit Arbeiten, die von Meister Bertram von Minden beeinflußt sind, mit dem Warendorpaltar in Lübeck und vor allem mit dem Altar der Antoniterkirche in Tempzin[2]) und einem verwandten Wismarer Altar lassen uns zu diesem Schluß kommen. (Vgl. ähnliche anekdotenhafte

Komposition, z. B. Aarons Stabwunder des Gertrudenaltars und Josef mit dem blühenden Stab auf dem Tempziner Altar.[3]) Doch ist der St. Gertrudaltar archaischer, noch nicht so detailliert, das Genrehafte nicht so betont wie auf dem Tempziner Altar, Menschen und ihre Handlungen lapidarer, summarischer, auch die Landschaft und Architektur blockhafter, altertümlicher. Mit allem Vorbehalt können wir den St. Gertrudaltar stilistisch noch vor 1400 ansetzen.

Zunächst erscheint uns die Verbindung, der innere Zusammenhang dieser Gemälde rätselhaft, doch geben uns die Inschriften und besonders Vergleichsmaterial genug Handhaben zur sicheren Erklärung und Bestimmung. Ein erschwerendes Moment zur genaueren Analyse ist natürlich die bruchstückhafte Erhaltung. Was auf den Seitenflügeln dargestellt war, können wir nicht mit Bestimmtheit sagen, vielleicht Szenen aus dem Physiologus, dem mittelalterlichen klassischen Handbuch der Tiersymbolik. Die vier alttestamentlichen Szenen: Moses mit dem brennenden Dornbusch, Aaron mit dem blühenden Stab, Gideon und das Vlies, die porta clausa — die Vision des Ezechiel — sind der älteren marianischen Typologie entnommen, sie alle künden das Lob der jungfräulichen Mutterschaft Mariens. Künstle[4]) führt als ältestes Beispiel der typologischen Marienverherrlichung das linke Seitenportal der Westfassade der Kathedrale von Laon[5]) an. Dargestellt ist im Tympanon die Anbetung, darunter Verkündigung Mariens, Geburt Christi, Verkündigung an die Hirten; an den Wandsäulen: Maria Heimsuchung, Darstellung Jesu im Tempel; in den vier Archivolten: 6 Engel, Kampf der Tugenden gegen die Laster, und Szenen aus dem Physiologus und dem Alten Testament, die uns in diesem Zusammenhang besonders angehen: Gideons Vlies, der brennende Dornbusch, Daniel den Drachen vernichtend, Daniel in der Löwengrube von Habakuk gespeist, die Jungfrau mit dem Einhorn, Balaam weissagend (Orietus stella ex Jacob), Nabuchodonosors Traumgesicht von der Statue, Salbung eines Königs, die verschlossene Türe (porta clausa), die erythreische Sibylle, die Jünglinge im Feuerofen. Das Laoneser Portal können wir nach Mâle mit Hilfe einer Predigt des Honorius v. Autun deuten, ohne daß wir mit Mâle anzunehmen haben, daß der Künstler sein Programm unmittelbar aus dem Honorius Augustodinensis schöpft.

Nach Honorius d'Autun[6]): Moise est un buisson ardent que la flamme ne pouvait consumer et au milieu duquel Dieu lui apparut. C'est là une figure de la Sainte Vierge, car elle porta en elle la flamme du Saint-Esprit, sans brûler du feu de la concupiscence . . . Aaron, sur l'ordre de Dieu mit un bâton desséché dans l'arche d'alliance, et le lendemain le bâton fleurit et produisit son fruit. Le bâton stérile qui donne son fruit, c'est la Vierge Marie, qui met au monde Jésus Christ, à la fois Dieu et homme. . . Gidéon juge d' Israël étendit une toison dans l'air et la rosée du ciel y descendit, sans que l'air fût mouillé. La toison, où descend la rosée est la Sainte Vierge qui devient féconde; l'air qui reste sèche est sa virginité . . .

Ezéchiel vit une porte toujours fermée par la quelle seul passa le roi des rois, et après y avoir passé il la laissa fermée. Sainte Marie est la porte du ciel qui avant l'enfantement, pendant l'enfantement et après l'enfantement resta intacte . . . .

Mit wenigen Worten gesagt, bedeutet der brennende Dornbusch die reine schuldlose Empfängnis Mariens, die das Feuer des heiligen Geistes in sich trug, ohne von dem sündhaften Feuer der Begierde entflammt zu sein. Der dürre Stab Aarons, der plötzlich grünt und Früchte trägt, ist die Jungfrau Maria, die Jesus gebiert. Das Vlies Gideons, benetzt von dem Tau des Himmels, ist Maria, die einen Sohn empfängt, das trockene Vlies bedeutet ihre Jungfräulichkeit. Die Tür, die verschlossen ist und sich nur einmal dem König der Könige öffnet, ist Maria als Tor des Himmels, welche vor, in und nach der Geburt Jungfrau blieb.

In die gleiche ikonographische Gruppe der symbolischen Darstellung der virginitas inviolata beatae Mariae gehören Zyklen in Amiens[7]) (Cathédrale, bas reliefs du portail occidental porte de droite) und St. Quentin[8]) (vitrail de la collégiale Abside, chapelle située dans l'axe de l'église 3e vitrail à gauche).

Die französischen Beispiele stammen aus dem 13. Jahrhundert; ich nenne noch deutsche Parallelen des 15. Jahrhunderts aus Rostock[9]), Bonn[10]), Neuwerk[11]), Schleißheim[12]), Lachen[13]) (Kanton Schwyz), die die gleichen Zyklen bringen. Der Rostocker Hochaltar der Kirche zum heiligen Kreuz zeigt auf seinen gemalten linken Außenflügeln in einem quadratförmigen Mittelbild die Verlobung der heil. Katharina mit dem Christuskind. Auf jeder Seite des Quadrats befinden sich als Abschluß lünettenartige Bilder mit Darstellungen aus dem Physiologus begleitet von lateinischen Inschriften: Der Pelikan, mit seinem Blute seine Jungen nährend, Maria mit dem Einhorn, der Phönix auf dem Holzstoß, und schließlich der Löwe, der in den Erdspalt hineinbrüllt, um seine Jungen durch seine gewaltige Stimme wieder zum Leben zu erwecken. In den 4 Ecken der Tafel außerhalb des Kreises, der Quadrat und Lünetten umfaßt, erblicken wir





Seitenbilder des Altars der ehemaligen Gertrudkirche in Stettin (Prov.-Museum)

die uns schon bekannten alttestamentlichen Typen der unbefleckten Empfängnis: oben links den feurigen Busch, rechts: das Stabwunder, unten links: Gideon vor dem Vlies knieend und rechts: Ezechiel vor der verschlossenen Pforte. Der Außenflügel des Rostocker Altars zeigt Verwandtschaft mit der Mitteltafel eines gemalten Triptychons des Bonner Provinzialmuseums, angeblich aus der abgebrochenen Kirche S. Maria ad gradus in Köln, eine Tatsache, auf die schon Clemen und Paul [14]) hingewiesen haben. Dargestellt ist die Madonna mit dem Kind und ringsherum gruppiert die allbekannten alttestamentlichen Symbole der unbefleckten Empfängnis Marias. In die gleiche Reihe gehört noch eine Tafel aus der Klosterkirche Neuwerk. Zu nennen ist hier ferner ein Gemälde aus der Galerie zu Schleißheim. Schließlich mache ich noch auf einen Altarbehang der St. Gotthardkirche aus Brandenburg [15]) aufmerksam und vor allen Dingen auf einen Behang aus der heiligen Kreuzkapelle zu Lachen im Kanton Schwyz, jetzt Züricher Landesmuseum. Auf beiden ist als Hauptmotiv der hortus conclusus mit der Einhornjagd dargestellt [16]). Tugenden in Gestalt von Hunden, mit den Namen Misericordia, Justitia, Veritas und Pax bezeichnet, von einem Engel, von Gabriel, geführt, jagen das edle Wild. Sowohl in Brandenburg wie in Lachen kommen neben vielen anderen Motiven auch die schon so oft genannten alttestamentlichen Symbole vor.

Die Einhornjagd der als Hunde dargestellten Tugenden im hortus conclusus läßt uns auf ein ebenso merkwürdiges ikonographisch sehr interessantes Motiv aufmerksam werden, auf die Kreuzigung Christi durch die Tugenden. Dieses Motiv begegnet uns auf dem Riemeraltar in der Nikolaikirche Stralsund um 1451. [17]) Der Riemeraltar ist ein Pentatychon mit einem dritten unbeweglichen Flügelpaar, er ist leider nicht vollständig erhalten. Nicht interessieren uns hier die Malereien der einzelnen Flügel: die Heiligen, Andreas, die Madonna, die Darstellung der Bergpredigt, der Heilung des Aussätzigen, des Wunders am blutflüssigen Weibe, der Unsichtbarmachung Jesu als vielmehr die Schnitzereien der Innenflügel und zwar die Mitteltafel, deren Thema die Darstellung der Dreieinigkeit und der allegorischen Kreuzigung Christi ist. Wir sehen den Gekreuzigten, zu seinem Haupte Gottvater in einer Wolke. Die Taube, das Symbol des heiligen Geistes, ist nicht mehr vorhanden, den Spuren aber nach erkennbar, rechts und links je ein posaunenblasender Engel. Zu Füßen des Heilands erkennen wir Maria und Johannes, einen sitzenden Propheten (wahrscheinlich Jesaias — kein Titulusschreiber wie Paul behauptet) mit aufgeschlagenem Buch auf den Knien, und 2 weibliche Figuren, welche damit beschäftigt sind, die Füße Christi an das Kreuz zu nageln. Die linke Frau hat den Arm zum Schlage erhoben, die rechte hat gerade zugeschlagen, ersichtlich aus den Armresten, wie überhaupt aus der Körperhaltung. Unter dem linken Arm Christi befindet sich eine schwebende Halbfigur, deren Hände eine Lanze gehalten haben müssen. Das frühere Vorhandensein von 3 Figuren ver-



Gemalter Schrein des Fronleichnam-Altars in Doberan (um 1340)

Speere auf Christus. Merkwürdig aber erscheint die allegorische Zuspitzung, daß Christus um seiner Tugenden willen leiden muß, daß ihn seine Tugenden ans Kreuz bringen. Wir können noch nicht darlegen und beweisen, auf welche mystische Anschauungen unser Thema zurückgeht, ob in der Literatur der Mystik Vorlagen oder Parallelen vorhanden sind. Jedoch müssen wir noch eine andere Quelle berücksichtigen, die anregend gewirkt hat: Jesaias Kap. 4, 1 eine messianische Weissagung. Wir lesen bei der Beschreibung des verwüsteten Jerusalems, das seiner Männer beraubt ist: 7 Frauen werden einen Mann ergreifen an jenem Tage und zu ihm sprechen: Unser eigenes Brot wollen wir essen, in unser eigenes Gewand uns kleiden Nur laß uns deinen Namen tragen Befreie uns von Spott und Schande. Daß diese Stelle bei Jesaias in dem Sinn der Kreuzigung Christi ausgelegt wurde, geht aus einer Inschrift des Fronleichnamsaltars in Doberan hervor. Auf den Flügeln des Altars sind die 4 großen Propheten dargestellt. Jesaias mit einem Spruchband Cap. 4, 1 Apprehendent septem mulieres virum unum. (Es werden 7 Frauen einen

mögen wir noch an den Umrißlinien auf der Mitteltafel zu erkennen, 2 Frauen an den Kreuzesarmen, die wahrscheinlich Christi Hände festnageln und eine schwebende Halbfigur unter dem rechten Arm Christi, deren Tätigkeit nicht ganz klar ist, die aber irgend etwas getragen haben muß. Alle 6 Gestalten trugen Kronen. Wen stellen die 6 Frauen dar? Ihre Namen und Funktionen erfahren wir durch Vergleich mit ikonographischen Paralleldarstellungen. Auf dem Doberaner[18]) Fronleichnamsaltar, auf einer Glasmalerei aus Wienhausen[19]), ferner auf einem Wandgemälde des 15. Jahrhunderts in der Marienkirche zu Königsberg (Neumark)[20]) u. a. lesen wir ihre Namen: Obedientia, Perseverantia, Caritas, Pax, Justitia usw., es sind also die 6 Gestalten Tugenden, die Christus an das Kreuz nageln. Ganz selten erscheint dieses Motiv der Kreuzigung in der mittelalterlichen Kunst, so daß Paul und Habicht zu dem Schluß kommen, daß „eine solche Kunst im Mönchstum wurzelt", daß es sich um mystische Vorstellungen handelt, die in Cistercienserkreisen gepflegt wurden.[21]) Verständlicher ist uns die Lesart und Fassung, daß Christus von den Sünden gemartert wird, vgl. Jesaias 53, 5 vulneratus est propter iniquitates, so zielen 14 Sünden auf einem Wandgemälde in St. Nikolaus in Wismar ihre



Glasgemälde des 14. Jahrhunderts aus Wienhausen
Aufn. Staatl. Bildstelle, Berlin.

Mann ergreifen.) Auf dem Riemeraltar sind nur 6 Tugenden dargestellt, während auf der Doberaner Tafel wie auf einem Wandgemälde in Mollwitz 7 Frauen die Kreuzigung vollziehen. Der Fronleichnamsaltar ist in der Zeit von 1438—41 entstanden, wie Paul überzeugend nachgewiesen hat.

Die Mitteltafel stellt die Kreuzigung Christi dar, um ihn die 7 Tugenden mit beschrifteten Nimben, die Obedientia setzt ihm die Dornenkrone aufs Haupt, zwei Tugenden auf Leitern stehend, rechts und links vom Kreuze, nageln die Hände Christi an. Die Inschriften sind: Humiliavit semet ipsum, factus est obediens prout usque ad mortem: Mortem autem crucis (Er erniedrigte sich selbst, er ist gehorsam bis an den Tod, aber bis an den Tod des Kreuzes; und: Veritas mea et misericordia mea (Meine Wahrheit und mein Mitleid.) Unter der Frau links die Perseverantia mit drei Nägeln und Kelch in den Händen, ihr korrespondierend auf der andern Seite die Caritas, die Lanze in die Seite des Herrn stoßend und das Blut aus der Wunde mit einem Kelch auffangend. Ueber der Perseverantia befindet sich ein Spruchband folgenden Inhalts: Cum dilexisset suos, qui erant in mundo, in finem dilexit eos (da er die Seinen, welche auf der Welt waren, geliebt hatte, liebte er Sie bis ans Ende). Justitia und Pax knien am Boden, um die Füße Christi anzunageln. Dazu mögen wir eine nicht mehr vorhandene lateinische Inschrift dieses Altars heranziehen:



Altarbild der Warendorpkapelle im Lübecker Dom (Holzplastik 1372)

Misericordia me spinis coronavit,
Charitas latus meum perforavit,
Patientia me flagellavit,
Benignitas clavum in dextram manum fixit,
Mansuetudo clavum in sinistram manum,
Pietas clavum in dextrum pedem fixit,
Humilitas clavum in sinistrum.
bonitas me ligavit
sed iustitia in his locum non habet.

Misericordia setzte mir eine Dornenkrone
aufs Haupt,
Charitas durchbohrte meine Seite,
Patientia geißelte mich,
Benignitas schlug mir einen Nagel in die rechte Handfläche,
Mansuetudo in die linke.
Pietas schlug den Nagel in den rechten Fuß,
Humilitas in den linken.
Bonitas band mich,
Justitia aber hat unter ihren keinen Platz.

Das Thema der symbolischen Kreuzigung Christi durch die Tugenden begegnet uns, soweit wir die Literatur kennen, elfmal in der mittelalterlichen Kunst; und zwar in der Zeitspanne des 13. bis Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts in Miniaturen auf Wand- und Glasmalereien, auf geschnitzten und gemalten Altären. Paul erwähnt nur vier Beispiele, während Voß bei seiner Beschreibung der Stadt Königsberg in den Kunstdenkmälern der Provinz Brandenburg die Zahl auf zehn vermehrt hat. Bei der Seltenheit des Themas nennen wir alle Darstellungen.

1) Miniatur des 13. Jhd., ehemals im Regensburger Kloster zum heiligen Kreuz, das Original leider seit 1860 verschollen.[22a]) 2) Miniatur eines Reliquienkästchen in St. Emeran Regensburg, 13.—14. Jhd.[22b]) 3) Flügelaltar in Doberan, gemalt, 1338—1341.[22c]) 4) Glasgemälde des 14. Jhd. aus Wienhausen.[22d]) 5) Miniatur einer Handschrift in Engelberg.[22e]) 6) Flügelaltar im Lübecker Dom, Warendorp-

Kapelle, Holzplastik 1372.[22f]) 7) Wandgemälde in der Marienkirche zu Königsberg Neumark.[22g]) 8) Wandgemälde in Mollwitz aus dem Anfang des 15. Jhd.[22h]) 9) Riemeraltar aus der Nikolaikirche Stralsund, geschnitzte Mitteltafel um 1450.[22i]) 10) Holzschnitt im Museum zu Darmstadt um 1470 bis 1490.[22j]) 11) Gemälde aus dem Anfang des 16. Jhd. im Augsburger Maximilians-Museum. Die Zahl der Tugenden schwankt bei sämtlichen Darstellungen zwischen 4, 5, 6, 7 und 10 (Augsburg 16. Jhd.). Erwähnenswert noch ist die leider verschwundene Inschrift des Warendorp-Altars[23]), die auf 5 Wunden Bezug nimmt, die 5 Tugenden Christo schlagen. Von dem allgemeinen Typus der Kreuzigung weichen der Holzschnitt aus Darmstadt ab (Caritas schießt Christus einen Pfeil in die Seite) und das Wienhausener Glasgemälde (Caritas umarmt Christus mit der Linken und erdolcht ihn mit der Rechten), während auf den anderen Darstellungen die heilige Lanze eine Rolle spielt. Wie ich schon betonte, ist die Quelle der Ueberlieferung unseres Themas nicht mit Sicherheit festgestellt. Vielleicht sind hier mehrere Anschauungen ineinander geflossen und miteinander verquickt. Die verschiedene Anzahl und verschiedene Verwendung darf uns nicht allzu stutzig machen, da wir mit der Persönlichkeit und Eigenart des Künstlers und auch des Auftraggebers rechnen müssen. Ikonographisch ist noch die Tatsache interessant, daß dem Riemeraltar in Stralsund, dem Fronleichnamsaltar in Doberan, dem Warendorpaltar in Lübeck und dem Wandgemälde der Marienkirche in Königsberg das Motiv der gekrönten Tugenden eigen ist.

Allen diesen Altären, Gemälden liegen Gedanken und Anschauungen zugrunde, die von der Mystik beeinflußt sind. Diese Darstellungen sind nicht so sehr Volksgut und Eigentum der Masse gewesen, als vielmehr Besitz mönchischer gelehrter Kreise, vor allen Dingen, wie schon gesagt, der Cisterzienser, in deren Kirchen und Klöstern wir dergleichen Tafeln, Bilder, Altäre vorfinden.

Leider ist Norddeutschland kunsthistorisch noch wenig erforscht worden, um unsere Themata erschöpfend behandeln zu können. Wir müssen noch auf manche künstlerisch wie ikonographisch, formal wie inhaltlich wichtige Entdeckung gefaßt sein. Um aber zu einer sicheren und vollständigen Lösung unserer Aufgabe zu gelangen, muß noch eins als Vorbedingung gelten: die Aufdeckung der literarischen Quellen, die genauere Erforschung der Beziehungen zwischen Kunst und Literatur.

Anmerkungen:

[1]) Stephani, G.: Die Klappaltäre im Altertumsmuseum zu Stettin. Monatsblätter 1894 Nr. 11 S. 162—164 (beschreibt als erster den Altar der St. Gertrudkirche, doch hat er sich in vielen Punkten geirrt: Aufteilung des Altars, Vision des Ezechiel, Datierung).

[2]) Zum Problem Meister Bertram von Minden: Schlie, Friedrich: Die Kunst- und Geschichts-Denkmäler des Großherzogtums Mecklenburg-Schwerin Bd. III. Schwerin 1899.

Lichtwark, Alfred: Meister Bertram tätig in Hamburg 1367—1415. Hamburg 1905.

Heubach, Hans: Die Hamburger Malerei unter Meister Bertram und ihre Beziehungen zu Böhmen. Jahrb. d. kunsthist. Instituts der Zentralkommission für Denkmalpflege. Hrsg. v. Max Dvorák Bd. X. Wien 1916.

Schmitz, Hermann: Die deutsche Malerei vom ausgehenden Mittelalter bis zum Ende der Renaissance. Handb. f. Kunstwissenschaft, hrsg. v. Burger-Brinkmann.

Rohde, Alfred: Die Ausklänge des Bertramschen und die Vorbedingungen des Francke'schen Stils im Norden. Monatshefte f. Kunstw. Hrsg. v. O. Biermann Jg. XIII. Leipzig 1920.

Worringer, Wilhelm: Die Anfänge der Tafelmalerei. Deutsche Meister. Hrsg. v. Karl Scheffler u. Curt Glaser. Leipzig 1924.

Conrades, Berthold: Niedersächsische und hanseatische Plastik um 1400. Leipzig Diss. Rostock 1930. S. 26 ff.

Reisserscheid, Heinrich: Der Tempziner Altar. Eine Wismarer Arbeit von 1411. Rostock. Mecklenburgische Bilderhefte. Hrsg. vom Institut f. Kunstgeschichte der Landesuniversität. H. IV.

Winkler, Friedrich: Der neue Bertramaltar in Hannover. Cicerone H. 19/20 S. 592.

[3]) Beyer, Oskar: Norddeutsche gotische Malerei. Braunschweig, Hamburg 1924. S. 33 Abb. Flügelbilder vom Tempziner Altar, oder Reisserscheid, Heinrich: Der Tempziner Altar Taf. III.

[4]) Künstle, Karl: Ikonographie der christlichen Kunst Bd. I. Freiburg i. B. 1928 S. 92.

[5]) Aubert, Marcel: Die gotische Plastik Frankreichs 1140—1225. München 1929. Taf. 65.

[6]) Mâle, Emile: L 'art religieux du XIII e siècle en France. Paris 1923. S. 149.

[7]) derselbe S. 152.

[8]) derselbe S. 152.

[9]) Schlie, Heinrich: Kunst- und Geschichtsdenkmäler von Mecklenburg-Schwerin. Bd. 1. S. 179/80. Taf.

[10]) Cohen, W.: Katalog der Gemäldegalerie Bonn. Bonn 1914. Nr. 187. Abb. 2 u. 3; Die Kunstdenkmäler der Rheinprovinz, bearb. von P. Clemen. V. Düsseldorf. S. 198 u. Abb. Taf. 17; Clemen und Firmenich.

Richartz: Meisterwerke westdeutscher Malerei auf der kunsthist. Ausstellung Düsseldorf. 1904. Taf. 5. Kat. Nr. 88.

[11]) Schmitz, Hermann: Die deutsche Malerei vom ausgehenden Mittelalter bis zum Ende der Renaissance. Handbuch der Kunstwissenschaft T. II, 2. Niederdeutschland. Berlin-Neubabelsberg. S. 398. Abb. 482; Clemen, Paul: Kunstdenkmäler des Kreises Gladbach. S. 76, Taf. VIII.

[12]) Schlosser, Julius: Jahrb. der kunsthist. Sammlung des Kaiserhauses. 1903. XXIII.

[13]) Schmitz, Hermann: Bildteppiche. Geschichte der Gobelinwirkerei. Berlin 1919. S. 102.

[14]) Clemen, Paul: Die Kunstdenkmäler der Rheinprovinz V. Bonn. S. 198.

Paul, Max: Sundische und lübische Kunst. Greifswald. Diss. Berlin 1914. S. 92 Anm.

[15]) Wernicke, E.: Ein Antependium der St. Gotthardkirche zu Brandenburg. 21.—25. Jahresbericht des hist. Vereins zu Brandenburg. 1894.

[16]) Künstle, Karl: Ikonographie der christl. Kunst. Bd. I. S. 338/9. Die ... Ausgestaltung des Bildes zur Jagdszene mit den durch Tugenden benannten Hunden entwickelt sich erst von der Mitte des 15. Jhd. an. Sie beruht auf Vorstellungen, die im 15. Jhd. durch die



Kreuzigung Christi durch sieben gekrönte Jungfrauen (Wandgemälde)
Marienkirche in Königsberg (Neumark)



Mysterienspiele volkstümlich wurden. Danach hätten, als Gott mit dem Plan umging, seinen Sohn Mensch werden zu lassen, die Justitia und Misericordia einerseits, die Veritas und die Pax andererseits gestritten. Schließlich siegten die Misericordia und die Pax; Die Verkündigung konnte erfolgen .... Mit der Einführung des Einhorns in die Szene ergab sich die allerdings geschmacklose Ideenassoziation, Gabriel als Jäger und die Tugenden als Hunde darzustellen.

17) Paul, Max: S. 69 ff u. Abb. XIV.

Stralsund. Aufgenommen von der Staatlichen Bildstelle. Beschrieben von Fritz Adler. Berlin 1927. Abb. 29.

18) Schlie: Bau- und Kunstdenkmäler von Mecklenburg-Schwerin. Bd. 3. S. 607 f. Paul, Max: S. 13 ff.

19) Celle und Wienhausen. Aufgenommen von der Staatlichen Bildstelle. Beschrieben von C. Habicht. Berlin 1930. S. 57. Abb.

20) Die Kunstdenkmäler der Provinz Brandenburg. Bd. VII. T. I. Kreis Königsberg. Berlin 1928. S. 46.

21) Celle und Wienhausen. Berlin 1930. S. 56 und Paul, Max: Sundische und lübische Kunst. S. 93.

22 a) Mittheil. der ... Zentralkommission für Erforschung der Baudenkmäler. 1865. Bd. X. S. 83: Waltersdorf: Regensburg in Vergangenheit und Gegenwart. 1896. Aufl. 4. S. 422 Nr. 64 b.

b) Waltersdorf: Regensburg in Vergangenheit u. Gegenwart. S. 352. Nr. 8.

c) Schlie, Friedrich: Die Kunst- und Geschichtsdenkmäler des Großherzogtums Mecklenburg-Schwerin. Bd. III. S. 607 u. Abb.

Paul, Max: Sundische und lübische Kunst. Diss. Greifswald. Berlin 1914. S. 13 f.

d) Celle und Wienhausen. Aufgen. von der Staatl. Bildstelle, beschrieben von C. Habicht. Berlin 1930. S. 56. Abb. S. 57.

e) Berger: Handbuch der kirchlichen Kunstaltertümer. S. 520. Fig. 441.

f) Bau- und Kunstdenkmäler der freien und Hansestadt Lübeck. Lübeck 1920. Bd. 3. S. 134. Mitteltafel des Warendorp-Altars.

g) Die Kunstdenkmäler der Provinz Brandenburg. Bd. VII. T. 1. Kreis Königsberg. Berlin 1928. S. 46 ff.

h) Lutsch, H.: Kunstdenkmäler der Provinz Schlesien. Bd. 2. S. 359.

Loeillot de Mars: Erklärungen der Wandmalereien zu Mollwitz. Berlin 1871.

i) Paul, Max: Sundische und lübische Kunst. Diss. Greifswald. Berlin 1914. S. 78 f. Taf. 14.

Stralsund. Aufgenommen von der Staatl. Bildstelle. Beschrieben von Fritz Adler. Berlin 1927. Abb. 29.

j) Escherich, Meta: Einblattdrucke des Museums zu Darmstadt. Taf. 20.

23) Bau- und Kunstdenkmäler der freien und Hansestadt Lübeck. Lübeck 1920. Bd. 3. S. 134: Mitteltafel des Warendorp-Altars.

Jürgen Bernd von Ramin,

ein heimatlicher Gutsherr im 18. Jahrhundert.

Von Heinrich Beckmann.

Im 17. Jahrhundert ging die Brandfackel des Dreißigjährigen Krieges über unsere Heimat hinweg und richtete grauenvolle, unbeschreibliche Verwüstungen an. Noch am Ende des Jahrhunderts, 50 Jahre nach dem Kriege, waren die Wunden nicht geheilt. Da wurde am 10. 3. 1693 in Stolzenburg dem Gutsherrn von Ramin nach drei Töchtern ein Sohn und Erbe geboren, der die Namen Georg Bernhard erhielt, sich später aber selbst Jürgen Bernd von Ramin nannte. Der dreijährige Knabe verlor den Vater durch den Tod. Der kinderlose Oheim Bogislav Ernst von Ramin in Daber und Bartold Friedrich von Ramin zu Boeck wurden Vormünder und männliche Erzieher. Bogislav Ernst lebte viel in seinem Hause in Stettin in der Großen Domstraße. Zur Zeit des heranwachsenden Knaben regiert in der Heimat der Schwedenkönig Karl XII. Familiennachrichten eines alt angesehenen Geschlechts und andere Belehrungen beeinflussen den bildsamen Geist des Jünglings. Auf dem Stammsitz der Väter in Ramin stirbt in diesen Jahren der Gutsherr und bald nach ihm auch der unmündige, männliche Erbe. Nach altem, deutschen Lehnrecht können die zurückbleibenden Schwestern mit der Mutter die Grundherrschaft nicht erben, sondern haben sie nach angemessener Frist zu räumen. Doch die schwedische Regierung nimmt es nicht so genau. Mutter und Töchter sind vorläufig im Besitz. Ein Bruder des Vaters will zwar als Oheim des zuletzt Verstorbenen das Lehen für sich in Anspruch nehmen, erhält es aber nicht. Schon als es des Verstorbenen Vater erhielt, hatten die Vormünder von Jürgen Bernd es für diesen gefordert und die Rechtmäßigkeit nach ihrer Meinung nachgewiesen, doch ohne Erfolg. Jedenfalls vermählt sich jetzt 1712 der noch nicht zwanzigjährige Jürgen Bernd von Ramin mit der ältesten Schwester Elisabeth Eleonora von Ramin in Ramin, die fast auch noch ein Kind ist; wenn wir den Angaben im Kirchenbuche Glauben schenken dürfen, ist sie erst 1¼ Jahre alt gewesen.

Jürgen Bernd kommt nun häufiger nach Ramin, hört bald darauf, daß das uckermärkische Retzin verkäuflich ist, und erwirbt es durch Kaufvertrag vom 9. 5. 1713 im Retziner Pfarrhause. Noch ist er nicht einmal großjährig, hat aber selbstverständlich den dringenden Wunsch, es zu werden. Doch der Vormund verweigert seine Zustimmung, da er sich mit seinen Schwestern noch nicht auseinandergesetzt hat.

In dieser Zeit gehen in der Heimat weltgeschichtliche Dinge vor. Der erste König von Preußen stirbt, Friedrich Wilhelm I., der strenge Soldatenkönig, besteigt den Thron. Die Belehnung Jürgen Bernds mit dem ucker-

märkischen Retzin verzögert sich nach dem Kauf um fast ein Jahr. Dann endlich erfolgt sie, und bald darauf wird er auch für großjährig erklärt. Sofort betreibt er nun die Belehnung mit seinen Stammgütern, die mit Stolzenburg verbunden sind. Die schwedische Regierung gibt ihm die Belehnung; doch die Tage dieser Regierung sind gezählt. König Friedrich Wilhelm I. hat bereits den Vertrag darüber abgeschlossen, daß Mittelpommern mit Stettin ihm zufallen soll. Wenige Jahre später fühlt er sich so gesichert in dem Besitz des Landes, daß er befiehlt, die Belehnung der Ritterschaft zu vollziehen. Jürgen Bernd reicht daher sofort am 5. 3. 1717 sein Gesuch ein, gibt seine persönlichen Verhältnisse an und zählt seine Güter auf. Ererbt hat er ½ Stolzenburg, ½ Pampo, ½ Lentzen, ¼ Blankensee, ½ Theerofen, ½ Glashütte — wo sein Großvater kurze Zeit nach dem großen Kriege die Glashütte angelegt hatte. Erheiratet habe er Ramin. Damit habe er in Stolzenburg, Pampow, Lentzen 8 Ritter-Hufen 7½ Morgen, in Ramin 6 Hufen 23 Morgen Ritteracker. Er scheint sich schon des damals neuen Maßes, der Landhufen mit je 30 Morgen bedient zu haben. Aus einer wenig später gegebenen Aufrechnung geht hervor, daß Jürgen Bernd den Morgen Acker noch immer mit 300 Quadratruten rechnet, also pommersche Morgen zählt. Da diese Rute noch etwas länger ist als die uns heute bekannte, war ein Morgen Land etwa doppelt so groß wie ein Magdeburger Morgen. Er hat demnach in Stolzenburg, Pampow und Lentzen etwa 124 ha und in Ramin 101 ha steuerfreien Ritteracker gehabt. Berechnet wurde bei den Hufen stets nur das wirklich beackerte und bestellte Land. Jürgen Bernd versäumt auch nicht, auf die bedeutenden Lasten hinzuweisen, die auf den Gütern ruhen. Anwartung und „gesamte Hand", eine lehnsrechtliche Formel, die sich auf das Erbrecht in den Gütern der Familie von Ramin bezieht, habe er auf Schmagerow, Salso, Sonnenberg, das pommersche Retzin, Lebbehn, Ladenthin, Petershagen, Brunn, Daber, Boeck, Woltersdorf, Kasekow und Krackow.

Im Stammsitz Ramin hatten die Schwestern einen Vergleich geschlossen, daß die ältere Elisabeth Eleonora nur Ramin, die jüngere Marie Luise dagegen das Vorwerk Salzow, dazu Schmagerow — mit dem es nun fast 200 Jahre in enge Verbindung kam — Sonnenberg und Retzin erhalten solle. Jürgen Bernd scheint ihr auch noch das uckermärkische Retzin überlassen zu haben, denn sie tritt dort nun als Kirchenpatronin auf und empfängt die Pacht von dem märkischen Krüger.

Der junge Gutsherr von Ramin hat sein ganzes Leben hindurch immer das eine große Ziel vor Augen: alle Lehengüter der Familie einzulösen und an sich zu bringen; er schreckt dann auch nicht davor zurück, ein Gut einmal auf eine Reihe von Jahren aus der Hand zu geben, wenn er damit seinem Ziele näherkommt. Es gab damals eine besondere Art der Verpachtung, eine wiederkäufliche Abgabe auf eine bestimmte Anzahl von Jahren. Der Abgebende erhielt dann gleich die mehrjährige Pacht in einer Summe Geld und konnte damit etwas anfangen.

Vor etwa 100 Jahren waren Gebiete aus der Grundherrschaft der Ramine in Pfandbesitz eines Stettiner Kaufmanns geraten. Dessen Erben konnten sie, da sie drei Meilen hinter Stettin in den Raminschen Gütern lagen, doch nicht nutzen. Jürgen Bernd zahlt ihnen 1718 „bar und auf einem Brette" 900 Reichsthaler zurück, und sie treten ihm den Neuendorffschen See und die Neuendorffsche Heide wieder ab. Käufer und Verkäufer bitten den König um Genehmigung, die denn auch bald erfolgt.

Jürgen Bernd wohnte in Stolzenburg, dort im Norden des Kreises lag der Schwerpunkt seiner Wirtschaft. Ramin war für ihn etwas abgelegen. Er konnte eine größere Geldsumme gebrauchen; entschlossen trat er 1719 Ramin auf 12 Jahre an Viktor von Bröcker ab. Kränkend war es anscheinend für ihn, daß ihm in seinem Wohnorte nur die Hälfte gehörte. Schon der Bruder seines Urgroßvaters hatte die andere Hälfte einer Tochter vererbt — was lehnsrechtlich gar nicht zulässig war — und die Herren von Schack hatten die Güter seitdem ohne Lehnrecht besessen und sogar weiter verpfändet. Jürgen Bernd will sie nun einlösen und vom König im Besitz geschützt sein. Friedrich Wilhelm I. gibt auch Befehl an die Vorpommersche Lehnskammer, die Sache zu prüfen. Das geschieht; Jürgen Bernd zahlt 600 Rchtl. Abfindung, und schon 1720 wird ihm der Besitz von ½ Stolzenburg, ½ Pampow, ½ Lentzen, ¼ Blankensee, ½ Glashütte und ½ Theerofen, Schackescher Anteil, bestätigt. Aus den Verhandlungen erfahren wir bemerkenswerte Einzelheiten, so z. B. daß die Bewehrung für einen Bauern, damit er wieder wirtschaftsfähig sei — Inventar — 150 bis 175 Taler, daß eine Scheune zu bauen ohne das Bauholz 21 Taler gekostet habe; ein Ochse gilt 15 Taler, eine Kuh 9 Taler, zwei Pferde zusammen 33 Taler, eine Sense dagegen 1 Taler 4 Groschen.

In der Bauernarbeit lag jedoch jetzt nach dem großen Kriege nicht mehr der Hauptgewinn für den Gutsherrn. Ueberall regte sich das Bestreben, die Gutsbetriebe zu erweitern und selbst zu leiten und anzuordnen. Jürgen Bernd wird aufgefordert, nach Berlin zur Belehnung zu kommen. Das war gewiß eine Gelegenheit, im Frühling eine schöne Reise

zu machen. Er bittet höflich, einen Vertreter beauftragen zu dürfen, der dann auch den Eid für ihn leistet. Er könne wegen der bereits begonnenen Heu- und der zu erwartenden Kornernte nicht kommen.

Rastlos beschäftigt ihn der Gedanke an „seine" Güter. Vorsorglich schließt er mit seinem kränklichen Oheim Bogislav Ernst schon 1722 einen Vertrag über Daber. Da der Oheim zweimal kinderlos verheiratet war und die Frauen wertvolle Mitgiften in das Gut eingebracht hatten, die ihre Verwandten zurückfordern durften, werden alle Verpflichtungen schon rechtzeitig genau festgelegt. Jürgen Bernd erbt nach Lehenrecht die unbeweglichen Güter, doch soll die Witwe auf Lebenszeit den Nießbrauch haben. Erst nach ihrem Tode soll er das Gut in Besitz nehmen. Sollte er dann auch schon tot sein, bekommt es sein zweiter Sohn, Bogislav Karl, das Patenkind des Oheims. Die Güter sollen aber nicht zerstückelt werden, und daher darf der Vater dem Sohne dafür weniger von seinem Eigentum zuwenden. Das Wohnhaus in Stettin in der großen „Thumbstraße" [1]), in dem dieser Vertrag geschlossen wird, soll Frau v. R. verbleiben; wenn sie es verkaufen will, soll J. B. der Nächste dazu sein.

Schon 1725 schließt er mit dem Oheim und dem General von Lepel, dem damals Boeck auf lange Jahre verpfändet war, einen eingehenden Vertrag über Holzkaveln, Wiesenstücke und andere Dinge. Es sind durch die verschiedenen Linien der Familie von Ramin in dem Gebiet Sonnenwald und Ahlgraben-Günnitz so viel Gerechtsame an Teilstücken entstanden, so viel Verwirrungen durch Jagd- und Aufhütungsrechte hervorgerufen worden, daß endlich einmal Klarheit geschaffen werden muß, die nun erfolgen soll. Jürgen Bernd ist anscheinend mit großem Eifer vorgegangen, denn am Schluß heißt es: „Die gepfändeten Hammel wird Herr von Ramin sofort zurückgeben." Wir hören ferner, daß Blankensee zur Hälfte nach Boeck mit 20 Hufen gehört, und daß Jürgen Bernds Leute dort 21 Hufen haben. Wenn Boeck eine Herde austreibt, darf es in Blankensee an drei Tagen in der Woche hüten, wenn aber die ganze Schäferei auf einmal kommt, dann nur an zwei Tagen. Der „rothen Schäferey" des Herrn von R. soll ein Gleiches vergönnt sein. Sie darf am Montag, Dienstag, Mittwoch und die Boecksche am Donnerstag, Freitag und Sonnabend hüten.

Im selben Jahre noch schließt Jürgen Bernd einen Vertrag mit dem General und Staatsminister von Borcke, der gern das Lehnrecht über Ladenthin haben will, das Jürgen Bernd von einem Verwandten her seit einigen Jahren besitzt. Mit königlicher Genehmigung tritt ihm der General dafür das Lehnrecht über Sparrenfelde ab. Dieses Gut war vor dem 30jährigen Kriege ein reines Bauerndorf. Jetzt war dort ein Gutsbetrieb. Die günstigere Lage und die eigene Ackerwirtschaft reizten wohl Jürgen Bernd zu dem Wechsel.

Auch aus Schmagerow wurden um diese Zeit die letzten Bauern verdrängt oder durch günstige Angebote veranlaßt, in andere Dörfer zu ziehen. Schmagerow wurde ein reines Gutsdorf; auf die Arbeit der Bauern scheint man verzichtet zu haben, denn Retziner Bauern zahlen schon 1728 jährlich für jede Hufe 10 Taler Pension (Pacht).

1729 löst Jürgen Bernd in Plöwen einen Bauernhof von 4 Hufen, der früher nach dem Vorwerk Lentzen dienstpflichtig gewesen war, lehnsrechtlich wieder ein und vererbpachtet ihn auf ewige Zeiten gegen eine bestimmte Abgabe. Von persönlichen Diensten ist der neue Pächter sowie seine Nachkommen befreit, hat auch schon eine einmalige Summe von 300 Talern bezahlt. Weiterhin wird er jährlich 45 Taler (Pension oder Dienstgeld) entrichten, und zwar 25 Taler zu Weihnachten an die Kirche in Stolzenburg, weil 1726 v. Ramin von ihr die Kirchen- oder Gottesheide erhalten hat, 20 Taler zu Johannis (24. 6.) an die Herrschaft in Stolzenburg. Der Pächter hat nun alle Glücksfälle für sich, aber auch alle Unglücksfälle, darf in Notzeiten nicht mehr auf die Hilfe der Herrschaft hoffen, muß auch alle Lasten und Steuern, alle öffentlichen Abgaben selbst tragen. Wenn der Gutsherr oder der Erbpächter stirbt, muß jedesmal dieser Vertrag binnen Jahresfrist wieder bestätigt und mit 10 Talern eingelöst werden. Für einen Stall, der dem Erbpächter Schultz noch fehlt, bewilligt ihm Jürgen Bernd noch ein Schock Bauholz aus dem Pampowschen Gehölz. Künftig muß er das Bauholz kaufen. — Die Befreiung des Bauernstandes bahnt sich mehr und mehr an.

Um diese Zeit hatte Jürgen Bernd auch in Stolzenburg und Pampow wichtige Veränderungen vorgenommen. Er verlegte nämlich mit Genehmigung den Ritteracker aus Pampow nach Stolzenburg und den dortigen Bauernacker nach Pampow. So wurde sein Wohnort ein reines Gutsdorf und Pampow ein Bauerndorf. Zweifellos schuf er damit klare Verhältnisse, die für beide Teile besser waren.

In dem Vertrage mit Schultz in Plöwen wird 1729 Jürgen Bernd zum erstenmal Landrat genannt. Er war damit nicht Verwaltungsbeamter, sondern Vertreter der grundbesitzenden Ritterschaft im Landtage. Er scheint aber auch in dieser Eigenschaft eine lebhafte Tätigkeit entwickelt zu haben; denn die Fremdennachweisungen in Stettin melden bei den

[1]) Große Domstraße, gegenüber vom Marienplatz.

Angekommenen gar oft: Der Herr Landrat von Ramin aus Stolzenburg. Er pflegte dann im Landeshause — heute Heimatmuseum — abzusteigen, da dort Zimmer für die Landräte, die Vertreter der Provinz, bereitgehalten wurden.

In dieser Zeit scheint auch die erste Gemahlin des Landrats von Ramin gestorben zu sein, denn er setzt fest, daß sein ältester Sohn aus erster Ehe einmal Ramin mit Nebengütern erben soll. Er vermählt sich dann mit Beata Lucretia von Schwerin-Löwitz. Ein Sohn aus dieser Ehe stirbt bald wieder, so daß ihm nur Kinder aus der ersten Ehe verbleiben.

Das Gut und Dorf Brunn war ein altes Lehen der Familie von Ramin. Durch Verpfändungen war es wohl in den Besitz der Marienkirche in Stettin gelangt. Jürgen Bernd schließt 1738 mit dieser einen Hauptvergleich, der auch im nächsten Jahre bestätigt wird. Doch die Kirche räumt erst das Gut auf bestimmten Befehl, der auf Drängen Jürgen Bernds von der Regierung erteilt wird.

Auch an anderer Stelle waren noch unklare Verhältnisse. Die Stolzenburger Forst erstreckte sich vom Aalbach bei Günnnitz bis zur Randow bei Jägerbrück. Doch waren auf der ritterschaftlichen Seite noch die verschiedenen Linien der Familie von Ramin beteiligt wie Krackow, Boeck und Daber. Auf der staatlichen Seite war das Falkenwaldische Revier, die Jasenitzsche und Ueckermündische Amtsheide, das Mützelburgische, Ahlbecksche und Eggesinsche Revier. Die Grenzmale sind nicht mehr genau zu erkennen und werden nun im Herbst 1739 neu vermessen, damit nicht wieder Streitigkeiten vorkommen. 329 Grenzmale aus Ziegelgruß unter Erdhügeln werden errichtet, und Jürgen Bernd verspricht, zu bequemer Jahreszeit gerade, große Feldsteine legen und auf der einen Seite Königliche Heide, auf der andern Stolzenburgische Heide einhauen zu lassen. Das ist auch geschehen, und noch heute ist eine Anzahl von Steinen auf der Grenze mitten in den Forsten, die nur noch Kreisgrenze zwischen Randow und Ueckermünde ist, vorhanden.

Inzwischen hatte in Preußen ein Thronwechsel stattgefunden, und Jürgen Bernd von Ramin bittet sofort um Belehnung mit seinen Gütern. Nach einigen einleitenden Worten teilt er mit, daß er vier Söhne habe. Christian Friedrich ist schon Regierungsrat in Stettin, Karl Bogislav ist Leutnant im Schwerinschen Regiment in Frankfurt, Jürgen Wilhelm ist dort Fähnrich und Ludwig Otto ist noch zu Hause. An Lehngütern besitzt er

1. das Rittergut Stolzenburg mit pertinentien Lentzen, Pampow und halb Blankensee, darin 16 Hufen 5 Morgen Ritteracker,

2. Rittergut Ramin mit den dazu gehörigen Bauern (damals noch 8) mit 9 Hufen 12 Morgen 18¾ Ruten Ritteracker,

3. das Rittergut Brunn mit der wüsten Feldmark Glambeck mit 6 Hufen 3 Morgen 48⅝ Ruten Ritteracker,

4. das steuerbare Gut Sparrenfelde

5. die halbe Heide Günnitz als ein Stück, so die Krackowschen Ramine ehemals besessen.

Ferner zählt Jürgen Bernd dann auch die altväterlichen Lehne auf, die in fremden Händen sind. Er nennt da

1.. das Gut Daber cum pertinentiis, hat seines seligen Vater-Bruders Frau,

2. das vierte Teil an Boeck,

3. vier Bauernhöfe in Plöwen,

4. die Güter Sonnenberg, Schmagerow, Salzow und Retzin, soweit es pommersch ist. Diese Güter zu ¼ besitzt der General von Grevenitz als Mitgift seiner Frau und was sie sonst noch daraus zu fordern hat.

5. Das halbe Gut Lebbehn mit der wüsten Feldmark Kyritz, die wiederkäuflich vergeben (verpfändet) sind.

6. Das Dorf Kasekow.

7. Das Gut Krackow, welches die von Plötz besitzen, gegen deren Belehnung er wie schon bei der vorigen Huldigung (1717) protestiert haben will.

8. Die halbe Heide Günnitz, die auch die von Plötz haben, deren Belehnung er sich verbitten wolle.

9. Drei Viertel von Boeck, die im Konkurs den Gläubigern zugesprochen worden sind, und die jetzt auch von Lepel besitzt, der auch das eine Viertel zu 2) und zwei von den vier Bauernhöfen in Plöwen in Pfandbesitz hat.

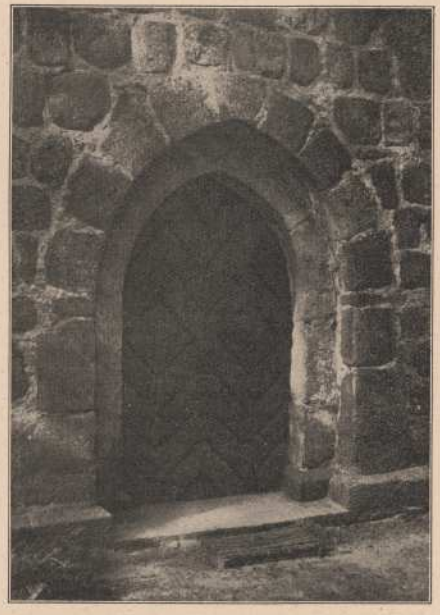
Erhalten hat Jürgen Bernd ferner durch einen Verwandten 1739 die Ansprüche der „gesamten Hand" auf das Gut Plötz im Demminschen Kreise. Und endlich hat er noch ein Recht auf ein neues Lehnstück, das Nemecker Anteil in Daber, das zur Zeit noch seines Oheims Witwe in Nießbrauch hat. Nachdem Jürgen Bernd noch die Uebersicht über den Ritteracker mit 31 Hufen 20 Morgen 67 Ruten (etwa 325 ha Ackerland) gegeben hat, bittet er um Belehnung, um einen Generallehnbrief und gelobt alles, was er schuldig sein sollte, willig zu bezahlen. Jürgen Bernd von Ramin, Königlich Preuß.. Vor-Pommerscher Landrat und Direktor des Randowschen Creises. Er war also jetzt nicht nur Vertreter der Ritterschaft, sondern übte als Direktor des Kreises auch die Tätigkeiten des heutigen Landrats aus.

Die Lehnskanzlei arbeitet gründlich und daher langsam. Erst nach drei Jahren erhält Jürgen Bernd den erbetenen Lehnbrief für das ganze Geschlecht. Bei dem Raminschen Anteil in Boeck mit seinem Zubehör im Zusammenhang mit dem Neuendorffschen See

wird auch noch von der „wüsten Feldmark Neuendorf“ gesprochen. Das Dorf Neuendorf, das schon 1544 in den Akten wüste Feldmark genannt ist, war aus dem Gedächtnis der Leute schon verschwunden. Jürgen Bernd findet, daß im Lehnbrief das ganze Gut Krackow nicht erwähnt wird; er erhebt dagegen feierlichst Verwahrung, da ihm das Gut zustehe und nicht den von Plötz.

Im Sommer 1745 ist Jürgen Bernds zweiter Sohn Karl Bogislav anscheinend nicht mehr Soldat, denn der Vater übergibt ihm das Gut Brunn mit Hammelstall, damit er selbständig wirtschaften kann. Bisher hatte es ein Pensionarius, Herr Petri, gehabt, der natürlich eine Pacht zu zahlen hatte. Karl Bogislav braucht nun die Pension nicht zu zahlen, sondern nur an die St. Marien-Stiftskirche jährlich 103 Scheffel 15 Metzen Roggen, 151 Scheffel 12 Metzen Haber und 13 Taler 12 Groschen Geld. Auch bekommt der Sohn Jagd und Fischerei sowie als mütterliches Erbteil 2000 Taler. Das Wohnhaus zu Brunn läßt der Vater noch auf seine Kosten neu ausbauen. Er behält sich allerdings vor, später noch, z. B. im Testament, eine Aenderung zu treffen. Dann muß Karl Bogislav das Gut Brunn mit bestellter Winter- und Sommersaat abgeben. Der Vater scheint ihm gut geholfen zu haben; der Sohn quittiert mit Dank am folgenden Tage über den Empfang der 2000 Taler und ein Jahr später noch einmal über 600 Taler. Es war für ihn wie eine Vorbereitungs- und Probezeit, da er voraussichtlich bald das große Gut Daber zu übernehmen hatte.

Jürgen Bernd schritt wieder einmal zu einer bedeutsamen Handlung; denn er verkauft wiederkäuflich auf 24 Jahre, von Trinitatis 1747—1771 das Gut Sparrenfelde an Jochim Detloff von Plötz für 11 000 Rchtl. zu 24 gg (guten Groschen) oder 36 Stettinischen. Er braucht das Geld, denn er will die Güter Schmagerow, Sonnenberg, Retzin und Salzow einlösen. Unter den Verkaufsbedingungen finden wir, daß der Käufer und seine Leute zu den landesüblichen Metzen in der Brunnschen Mühle müssen mahlen lassen. Der Käufer muß eine schon vorbereitete Scheune von 150 Fuß Länge bauen lassen. Er erhält dazu alle neuen Ziegelsteine, die schon angefahren sind. Wenn noch Steine fehlen, sollen sie durch Feldsteine ersetzt werden. Das Bauholz einschließlich der Bretter und Latten bekommt er aus der Stolzenburgschen Heide, muß nur den Lohn für Behauen und Schneiden bezahlen, auch den Lohn für die Bauhandwerker. Bei künftiger Reluition (Wiedereinlösung) werden nur die Meliorationskosten erstattet. Wenn der Käufer etwas zum Plaisir (Vergnügen) anlegt, wird es nicht erstattet. Die bei Sparrenfelde vorhandenen Eichen und Obstbäume müssen wohl bewahrt bleiben. Der Käufer darf keine abhauen, nur die vertrockneten Bäume verbrauchen. Schon 1754 verkauft Frau von Plötz — nach dem Tode ihres Gemahls — das Gut an Karl Bogislav von Ramin in Brunn, da der Vater sich des Relutionsrechtes begeben hat, für 12 000 Taler. Darin sind alle Meliorationskosten enthalten: massive Scheune, ein Flügel am Hause, ein Stall auf



Portal der Kirche in Ramin,
einer der ältesten Quaderkirchen des Kreises Randow
Aufn. Hugo Krause, Stettin

dem Hofe und ein Wohnhaus auf dem Kossätenhofe. Karl Bogislav borgt sich von dem Senator Masch in Stettin das Geld, das er mit 5 % bei halbjährlicher Aufkündigung verzinsen muß.

Die Schwägerin Jürgen Bernds, Marie Luise von Grevenitz geborene von Ramin war inzwischen gestorben. Ihr Gemahl, der General von Grevenitz, war dauernd im Dienste des Königs in den verschiedensten Garnisonstädten; ihn fesselten wohl die pommerschen Güter nicht mehr. Er verkaufte sie bereitwillig am 14. 10. 1746 für 25 000 Taler, von denen 2000 Taler sofort bezahlt werden, an Jürgen Bernd. Dieser nimmt in den nächsten Jahren bemerkenswerte Veränderungen vor. Da 1737 das Randowbruch trockener und daher brauchbarer geworden war, nahm er den Retzinern

die Wiesen östlich ihrer Feldmark beim Krebssee ab und ließ einen Grenzgraben ziehen, der überall möglichst weit an den Acker herantrat, beim Kirchenkamp ihn sogar durchschnitt. Den Kamp vereinigte er mit dem Gutsacker in Ramin und gab der Retziner Kirche dafür ein Stück von dem hügeligen Feld zwischen dem Burgwald und dem Rötsee, das bis dahin wohl noch ein Teil von Salzow gewesen war.

1754 ist Jürgen Bernd zum zweitenmal Witwer und gedenkt sich wieder zu verheiraten. Seine Söhne sind bereits im Mannesalter, eine Tochter auch schon seit 12 Jahren verheiratet. Sein Stolz ist sein Aeltester, der als Regierungspräsident zu den höchsten Beamten des Königs gehört. Er will nun eine Majoratstiftung machen, die aber sein zweiter Sohn Karl Bogislav und auch der dritte, Jürgen Wilhelm von Ramin, nicht unterschreiben, wodurch naturgemäß eine unfreundliche Spannung entsteht. Der Vater übergibt nun 1755 seinem ältesten Sohne die Güter Ramin, Retzin, Schmagerow, Sonnenberg und Salzow im Werte von 50 000 Taler. Christian Friedrich soll aber seinem jüngsten Bruder Ludwig Otto 25 000 Taler herausgeben oder mit 5 % verzinsen. Die Burg- und Jagddienste der Untertanen sowie 400 Taler jährlicher Rente behält sich der Vater vor. Wenn wir den Ausdruck Burgdienste auch vielleicht nur als eine alte Formel zu fassen brauchen, so konnten die Jagddienste von großer Bedeutung werden. In den ausgedehnten Stolzenburgischen Waldungen gab es noch Wölfe und Wolfsjagden, vielleicht auch große Hirschjagden, wozu viele Treiber herbeigerufen wurden.

Der Regierungspräsident erfreut sich keines langen Lebens. Schon 1762 ist er tot, und die Vormünder seiner Söhne muten die Güter, d. h. sie melden die Lehensberechtigung an, wobei sie allerdings erfahren, daß Retzin kein Lehengut mehr ist. Bei erlangter Großjährigkeit sollen sich die Mündel zur Ableistung der Untertänigkeitspflicht melden.

Jürgen Bernd wird in dieser Zeit von schweren Schicksalsschlägen getroffen. Schon in der Schlacht bei Kunersdorf im Siebenjährigen Kriege ist sein Sohn, der Hauptmann Jürgen Wilhelm von Ramin auf dem Felde der Ehre gefallen und hat Kinder hinterlassen, die noch der Fürsorge bedürfen. Nun ist 1762 auch sein ältester Sohn gestorben, und wie der Vater später bitter bemerkt, hat ihm die Frau Präsidentin die Kinder ins Haus geschickt. In allen Fragen von Bedeutung scheint er sowieso auch auf den Gütern des Sohnes mitgesprochen zu haben. 1766 legt er diesen Gütern einen Teil seiner Stolzenburgischen Forst zu, um sie mit den nötigen Holzungen zu versehen. Nach drei Jahren hat er aber eingesehen, daß dieser Zustand leicht zu Weiterungen und Prozessen führen kann, darum nimmt er die Stücke zurück und gibt den Enkeln dafür 12 000 Taler in guten Obligationen auf Güter im Kreise Randow — auf Woltersdorf, Wartin, Damitzow, Keesow, Rothenklempenow, Boeck und Mewegen. Dann können sie sich jederzeit das nötige Brenn- und Bauholz kaufen.. Jetzt mischen sich aber die Vormünder ein, erheben Klage beim Vormundschaftsgericht und wollen diese Abänderung nicht zugeben. Jürgen Bernd schreibt überzeugt und stolz an den König, und der Alte Fritz gibt dem vielerfahrenen Großvater recht. Wenn die Güter geteilt werden, soll jeder der drei Enkel hiervon 4000 Taler erhalten. Der Großvater bestimmt das Geld zu einem fideicommiss und trifft Anordnungen, wie sie etwa beim Tode eines Bruders vererbt werden sollen.

Die Vormünder der Söhne bereiten ihm noch öfter Aerger. Er hebt darum in einem Schriftstück hervor, was er für sie und ihre Güter getan hat. In Ramin hat er zum Brau- und Wirtschaftshause — wohl noch das heutige Schloß — 150 000 Stück Mauersteine, 36 000 Dachziegel, alles Glas, alle eisernen Gitter und Fensterzargen in der untersten Etage, alles kieferne Bauholz und alle Dielen zu den Böden geliefert. „In Salzow habe ich das neue Verwalterhaus in meiner Heide verbinden lassen, alles Holz dazu gegeben, auch den Maurermeister aus meinem Beutel bezahlt, ebenso den großen Viehstall in Lebbehn. 3800 Rchtl. habe ich ohne Interessen (Zinsen) zur Bezahlung der Frau Präsidentin Haus vorgeschossen und bin zufrieden gewesen, daß mir das Geld nach und nach bezahlt worden. In Schmagerow habe ich eine Kirche gebaut, da die alte eingefallen und der Gottesdienst im herrschaftlichen Haus mußte gehalten werden; ich habe dazu alle Maurer- und Ziegelsteine von Stolzenburg aus gegeben, alles Bauholz, Bretter, Latten aus meinen Forsten, auch alles Glas und Eisen, allen Kalk vor bar bezahlt und Maurer, Zimmerleute und Tischler bezahlt. 10 Jahre habe ich meine Enkel, da die Frau Mutter, die Präsidentin von Ramin, ihre Söhne mir ins Haus schickte, unterhalten und zwar anfänglich 5 Personen, einer davon verstarb in dem andern Jahr, den ältesten habe 2 Jahre bei Professor Stießer in Stettin aus meinem Beutel und 1 Jahr in der Realschule in Berlin gehabt, den zweiten habe 8 Jahre und die zwei jüngsten zehn volle Jahre mit allem versorgt, Hofmeister, Tanzmeister und Laquaien gehalten, mit Kleidung, Wäsche usw. versehen."

Als Jürgen Bernd von Ramin 81 Jahre alt ist, hält er es für angebracht, seinen letzten Willen aufzusetzen und sein Testament zu machen. Wenn die Enkel des ältesten Sohnes

sich die Güter teilen, sollen sie drei Kavelen machen: 1. Ramin und Sonnenberg, 2. Lebbehn — das anscheinend der Regierungspräsident während seiner Wirtschaftszeit eingelöst hat —, 3. Schmagerow, Salzow und Retzin. Zu jeder Kavel kommen dann noch 4000 Taler. Die Schwestern haben von den 12 000 Talern nichts zu beanspruchen; ihr Vermögen bleibt in den Gütern; sie erhalten 6 % Zinsen.

Daber bekommt der zweite Sohn Karl Bogislav von Ramin. Er soll weiter nichts haben, da der Vater noch in Daber hat viel hineinstecken müssen. Brunn muß Karl Bogislav herausgeben, da er sich 1745 damit einverstanden erklärt hat. Er hat sich in Brunn der Ziegelei angemaßt, hat die Holzungen verwüstet und den Kindern des Hauptmanns, seines Bruders, die jährlich zu zahlenden 200 Taler nicht entrichtet. Stirbt er ohne männliche Erben, so soll der älteste Sohn vom Präsidenten Daber erhalten. Sparrenfelde und Lebbehn gehören nicht zu Jürgen Bernds Erbschaft.

Die andern Güter sollen in zwei Teile gehen. Zu einem Teile gehören Brunn, Glambeck, Hammelstall und die Holzung auf den Brunnschen Feldern im Werte von 13 814 Talern. Zum anderen Teile gehören Stolzenburg, Pampow, halb Blankensee, Lentzen und 4 Hufen in Plöwen. Jedoch die Raminsche und die Braunschweigsche Kavel auf der Beke (Aalgraben) nebst der Fischerstelle auf dem Neuendorffschen See, Rothebaum genannt, soll zu Daber gelegt werden, dagegen von Daber die Habichtshorstschen Kavelen an Stolzenburg. Stolzenburg soll nie geteilt werden. Da die Viehtare von 1754 und einige Dinge wie Glashütte, Theerofen und die Karpfenteiche zu hoch bewertet waren, der Tiergarten ebenfalls keinen Nutzen bringt, soll Stolzenburg nur mit 100 000 Talern eingesetzt werden. Der jüngste Sohn Ludwig Otto und die Söhne des verstorbenen Hauptmanns sollen um diese beiden Erbteile losen. Die Töchter bekommen nur, was ihnen in der Ehestiftung versprochen, womit sie sich zu begnügen haben und zufrieden sein müssen.

Zu jedem Erbteil Ramin, Stolzenburg und Brunn legt Jürgen Bernd noch 20 000 Taler Kapital als Majorat. Wenn er kann, will er noch Güter kaufen, trifft auch noch Bestimmungen über die weitere Vererbung. Diese Majorate sollen nie abgeändert werden.

Ein fernerer Verwandter hat einst Boeck und einige Hufen in Plöwen an Graf von Lepel verkauft. Jürgen Berndt hat sich beim Kammergericht darüber beschwert und auch schon ein obsiegendes Urteil erreicht; aber es steht noch eine Berufung aus. Stirbt er vor Beendigung dieses Prozesses, so sollen die Erben mit dem Geld, das er auf der Bank hat, den Prozeß weiter führen, um das alte Raminsche Stammhaus Boeck zu erhalten und immerdar zu conservieren. Die männlichen Nachkommen vom ältesten und vom 3. Sohne, die keine Güter kriegen, sollen darum losen. Nur einer soll es haben, soll es bei Lehnrecht ohne Schuld und Beschwerde abtreten.

Er hofft und hegt zu seinen Nachkommen das Zutrauen, daß sie sich seinen Bestimmungen willig fügen und nicht widersetzen, sonst werden sie sich Gottes Ungnade und Unsegen zuziehen, welches er ihnen nicht wünscht. Bleibt nach der Reluition von Boeck und Plöwen noch Geld übrig, so soll es geteilt werden. Aber Karl Bogislav bekommt nichts, sondern seine Töchter, und wenn eine davon stirbt, dann soll es die andere haben. Es darf nicht mit ihres Vaters Vermögen vermengt werden. Wenn sich ein Erbe widersetzt, so soll er nichts als das Legitimam — den gesetzlich gebührenden Erbteil — haben.

Wie begreiflich, fochten Karl Bogislav und eine Tochter das Testament an und erhielten dann auch in einem Vertrage mehr als nach den Bestimmungen des Vaters. Die Güter blieben in vier Erbteilen, doch kam Günnitz noch zu Brunn. Durch das Los erhielten die Söhne des Hauptmanns das Dorf Brunn mit den dazu gehörigen Besitzungen und Ludwig Otto von Ramin bekam Stolzenburg.

Am 24. 4. 1775 starb Jürgen Bernd von Ramin und wurde am 28. 4. in seinem Erbbegräbnis in Stolzenburg beigesetzt. Johann Christoph Schütze, Prediger zu Stolzenburg und Blankensee hielt ihm die Leichenpredigt. Er führt aus, daß der Verstorbene mit anfänglich wenigem Vermögen zu einem seltenen Glück erhoben worden sei. Er habe sich einer dauerhaften Gesundheit erfreut, sei wenig krank gewesen. Der Prediger rühmt an ihm die schöpferische Kraft, die Geschäftigkeit und den Fleiß. Stolzenburg hat er neu aufgebaut. Die viel bebauten Felder, die eben gemachten Auen, die viel angelegten Vorwerke, viel erbaueten Hütten und die fischreichen Teiche zeugen von seiner Tatkraft. Er war ein sorgfältiger Vater, besonders für Kindeskinder, ein treuer Freund, ein unausgesetzter Besucher des Gottesdienstes, hat sich aber selbst für den größten Sünder gehalten. „Von so manchen Sünden, wozu ihn seine Leidenschaften oft verführt, ihn frei zu sprechen, würde wahre Beleidigung für ihn sein."

Er hat Großes gewollt und für seine Zeit Großes erreicht, an vielen Orten klare Verhältnisse geschaffen, die noch heute ihre Bedeutung haben. Und daher zählen wir ihn zu den großen Männern der Heimat.

Wer die Heimat liebt wie du.

Von Franz Mahlke.

Eine Kleinstadt im östlichen Grenzgebiet — jenseits der Pfähle. Ernst Eichmanns Augen glitten über die Firmenschilder. Ein melancholisches Lächeln stahl sich in seine Züge, als er die fremden Namen las. Welche Wandlung! — Und das alles in wenigen Jahren. Er kam zum Markt. Die spitzen Giebelhäuser hingen sich schwermütig in den Armen. Ihre Augen waren blind und stierten auf das schmutzige Pflaster. Als er vor das Haus trat, in dem seine Mutter ihm einst die Wiegenlieder sang, fiel ihm das Kinn auf die Brust, und ein schmerzhaftes Zucken flog um seinen Mund. Er wandte sich ab und bog in die Nebenstraße ein. Dort war ehemals das Blumengeschäft, das einzige im Städtchen.

Er klinkte die Tür auf. Eine Wolke, gemischt aus Tabaksqualm und Schnapsgeruch, schlug ihm entgegen. An einem Tisch in der Ecke saßen einige Arbeiter mit aufgelegten Ellenbogen um eine Schnapsflasche. Die blauen Mützen hingen ihnen im Genick. Zwei fragwürdige Mädchen mit verwilderten Haaren legten die Arme um ihre Schultern.

Ernst Eichmann schritt zum Schenktisch und bat den Wirt um Auskunft über das Blumengeschäft. Der sagte etwas Polnisches und machte eine abwehrende Bewegung. In der Ecke erwachte ein Hohngelächter. Ernst Eichmann antwortete mit einem verächtlichen Blick über die Schultern. Die polnischen Zechbrüder duckten sich wie vor einem Peitschenhieb und waren stumm. Mit festen, gemessenen Schritten verließ Ernst Eichmann die Schenke. Als er unter den Fenstern vorüberschritt, prasselte das häßliche Lachen aufs neue gegen die Scheiben. Lumpen — nichts als dies haßgeprägte Wort fiel von den Lippen des Vorüberschreitenden in die Gosse.

Ein Schulmädchen lief ihm in den Weg, und er wiederholte seine Frage. „Nima nica". — Das Kind lief ebenso erschreckt wie erstaunt, sich flüchtig umschauend, die Gasse hinab.

Ernst Eichmann bog hinter den letzten Häusern in einen tannenflankierten Weg ein. Er hielt einen Augenblick inne, brach ein paar Reiser aus dem dichten Gehölz. Ein Vogellied perlte aus dem Gezweig. Irgendwoher kam Antwort der fragenden Vogelstimme. Er lauschte dem innigen Zwiegespräch der beiden Vögel. Im Weiterschreiten sagte er: Und euch nennen die Menschen unvernünftige Kreaturen.

In einigen Minuten stand er an der Friedhofspforte. Schief hingen die eisernen Torflügel in den verrosteten Angeln. Ein Flügel knarrte auf. Der einsame Pilger hielt den Hut mit beiden Händen vor der Brust. Sein Haupt neigte sich für einige Sekunden, dann ging er weiter. Jeder Schritt war ein Gebet. Durch Gräberreihen ging er zu einem efeuüberwucherten Hügel. Ueber sein Gesicht lief ein Zucken, als seine Seele die Meißelschrift in Stein langsam abtastete: Karl Eichmann, Hauptmann d. R., gef. im deutsch-polnischen Grenzkampf. Seine Nägel preßten sich schmerzhaft in die Handteller, und in seiner Kehle gurgelte ein Schwur um das Wort: Vater — — —

Er steckte den Tannenbruch in die Hügelerde. Der Duft der Reiser schwebte wie ein Segen über dem Efeubett. In die Sinne des Sohnes aber stahlen sich gemach jene Tage des Aufruhrs, des Ueberfalls, des bitterbösesten Kampfes mit jenen polnischen Minderheiten, die Jahrzehnte hindurch jede deutsche Kulturarbeit beargwöhnten. Da fanden sich alle deutschen Brüder der Ostmark in einer Phalanx. Es standen Graubärtige und Milchgesichter in einer Front, bis eine allmächtige Grenzfestsetzungskommission kam, um ihren eigensten Interessen zu dienen. Zwischen den Zähnen Ernst Eichmanns stolperte ein galliges Lachen. —

Ein Griff in seinen Armmuskel, und zwei polnische Polizisten fuhren ihn an. Ernst Eichmann richtete sich hoch auf und biß die Lippen fest zusammen. Ein Muskel sprang wie ein Sturmriemen vom Ohr bis zur Kinnlade. Seine Augen befahlen, — und die Polizisten ließen die Hände schlaff herabfallen.

„Was wollen Sie am Grabe meines Vaters?"

Sie antworteten in polnischer Sprache und standen mit hilflosen Gebärden vor ihm.

Ernst Eichmann wandte ihnen den Rücken zu, neigte das Haupt zum Gebet, eine lange Zeit. Dann brach er ein paar Blätter aus dem Efeugerank und tat sie sorgfältig zwischen die Seiten eines kleinen Buches. Seine Hand fuhr streichelnd über den Namenszug seines Vaters, und dann sagte er zu den polnischen Beamten: „Kommen Sie!"

Ernst Eichmann schritt aufrecht die Friedhofsallee entlang. Die Polizisten schlenderten hinter ihm her. Die Vögel zwitscherten wie ehedem. Da war die Schenke wieder. Die Fenster flogen auf. Flüche und geiferndes Lachen. In der Gasse gafften ein paar Neugierige und Nichtstuer. Kinder liefen mit bis zum Haus des Kommissars, wo die Polizisten mit Ernst Eichmann verschwanden.

Im Dienstraum wies man den „Gefangenen" auf die Anklagebank. Nach einer Weile tat sich eine Seitentür auf. In einem alten polnischen Uniformrock mit wenigen Knöpfen

schlurfte in Filzpantoffeln der Kommissar herein und begann fließend polnisch zu sprechen.

„Ich nehme an, daß Sie mich nach meinen Personalien gefragt haben. Bitte, hier sind meine Ausweise. Da in meiner Vaterstadt hauptsächlich deutsch gesprochen wurde und ich des Polnischen nicht mächtig bin, Sie aber, wie ich weiß, in der deutschen Schule das Deutsche gelernt haben, bitte ich, in meiner Muttersprache mit mir zu verhandeln."

Der Kommissar musterte ihn sehr genau und fand seine deutsche Sprache wieder.

„Was wollen Sie in unserm Lande?"

„Das Grab meines Vaters besuchen."

„Ja, dem haben wir es damals besorgt."

Ernst Eichmann federte auf, griff an die Brüstung vor der Anklagebank, daß das Gestäbe knackte.

„Wieso, meinen Sie nicht? — Stimmt doch? Er ist tot, total — und kann uns nicht mehr schaden."

„Herr — Kommissar, — ich — bin — wehrlos," knirschte Ernst Eichmann heraus.

„Ganz recht, sind Sie, total!"

„Und die Gelegenheit benutzen Sie, meinen toten Vater und mich zu beleidigen?"

„Wir benutzen jede Gelegenheit."

„Zu jedem Zweck. Das erfahre ich eben wieder zu meinem Schmerz und zu Ihrer Schande. Das wissen wir alle — als Volk, und das ist das Geheimnis Ihrer Erfolge."

„Was sagen Sie da? — Hm, ich habe schon verstanden. Ist übrigens ganz unsere Sache."

„Bitte sehr, durchaus ganz Ihre Sache."

Der Kommissar schnüffelte die Ausweispapiere sehr genau durch: „Hm, stimmt, total! — — — Wollten Sie wirklich nichts weiter hier in unserm Lande, als auf den Kirchhof gehen?"

„Ihr Land ist das Land meines Vaters und bleibt es trotz allem, was geschah. Und dieses Land bleibt immerhin meine Heimat."

„Sie meinen also, ganz sicher sind wir vor Ihnen nicht."

„Das Schwert ist zerbrochen, aber die deutsche Seele nicht!"

„Da müssen wir uns also vorsehen vor Ihnen?"

„Das stelle ich in Ihr Belieben."

Der Kommissar fuhr unruhig mit den Händen in den Papieren herum, warf mißtrauisch abgebrochene Blicke über die Brüstung, murmelte etwas vor sich hin und schlurfte durch die Seitentür hinaus.

Nach einer Stunde überreichte ein Gerichtsdiener den beiden Polizisten einen Zettel. Die griffen Ernst Eichmann in die Armmuskeln und führten ihn in eine Gefängniszelle.

* *
*

Der Grenzanzeiger meldete: Bei Eckartswalde fischte ein Landarbeiter eine im Strom treibende Flasche auf, die den Brief eines grundlos gefangen gesetzten Deutschen an seine Frau enthielt:

„Mein Weib, Du wartest, wartest und weißt nun, daß es Stunden gibt, die wie Zangen in das Herz greifen. Ich kann nicht zu Dir, weil die Gewalt es will. Durch eine List bin ich zu dieser Flasche gekommen, die ich durch den Ausguck meiner Gefängniszelle in den markwärts wandernden Strom werfe mit diesem Brief. Vielleicht, ach ja, vielleicht bringt er ihn heim zu dir. Dann weißt Du alles, was ich in den Zwanzigzeilenbriefen Dir nicht sagen darf.

Ein Jahr Gefängnis — das ist sehr lange, wenn die Sehnsucht einsam träumt. Aber sei froh, Du Meine, wie ich es bin. Du weißt es, daß es nichts anderes war als Liebe, die zu den heiligen Stätten der Kindheit mich trieb. Und Du verzeihst es mir, nein, Du bist stolz darauf, daß mein deutsches Blut aufwallte, als man mit Hilfe falscher Zeugen und Indizien mir Spitzelabsichten unterschob, daß ich mit meinen Worten wie mit einem Degen stieß, als man den Offizier in mir beleidigte. — Das war's: was ihnen ein Recht gab, mich in der Hauptstadt zu verurteilen und mich dann zum Hohn in das Heimatgefängnis zu stecken. Sie werden Dir irgend etwas Schreckliches von mir geschrieben haben. Ich konnte Dir bis dahin nichts schreiben, weil die Zensur es so will. Nun aber fliegt mein Herz zu Dir, denn ich glaube, daß die alten treuen Wellen, die an meiner Gefängnismauer weinen, mit diesem Brief durch märkische Wiesen wandern.

Ich lächle, und ich schreibe Deinen Namen oft in das Fleckchen Himmelsblau, das mir geblieben.

Frißt unser Zeisig wieder? Ja, — er wird sich sehr gegrämt haben, als ich nicht wiederkam. Ich habe so viel Zeit. Das Gefängnis ist so dumpf und halbdunkel. Dein liebes Bild aber ist bei mir. Nein, Du! Und weißt Du das Wunderbare? Jeder Gedanke an Dich wird mir ein allerliebstes Röslein. Und das Flußband, das uns verbindet, ist es nicht eine silberne Brücke, von Gott für uns gebaut? Ich komme ja wieder — wenn die Rosen blühen.

Was ich so lange hier tun werde? Mein Herz schweißen aus dem Wissen um die Geschichte dieses meines ostmärkischen Heimatlandes. Das geht wie mit Riesenhämmern in mir. Waren es nicht Brüder deutschen Stammes, die in grauer Vorzeit hier rodeten und jagten, liebten und litten, lachten und siegten! Die Kreuzritter sehe ich bei mir in der halbdunklen Zelle, die Schildwacht hielten

an Warthe und Weichsel, und ich fühle ihre Hand. Burgen sehe ich, Wahrzeichen deutschen Geistes und deutscher Hände. Der Domherr von Frauenburg besucht mich in meinen wachen Träumen, und nicht zuletzt ist es der Weltweise von Königsberg, der den kategorischen Imperativ mir tief in die Seele geprägt hat. Oder, wenn ich so fernschauend in das Fleckchen Himmelsblau luge, kommt der Pfarrer und Philosoph Herder zu mir herein mit ein paar fliegenden Blättern: Von deutscher Art und Kunst.

Und so viele kommen, ganze Heerzüge dringen durch die dicksten Kerkermauern. Nein, ich bin nicht einsam. Wohl bin ich eingesperrt, aber absperren, abwürgen läßt sich Geistiges, Seelisches nicht. O nein, das wächst riesengroß, das bricht vulkanhaft auf, wenn man es einzuebnen meint, und reißt jene zuletzt in einen Lavastrom, die sich durch ihren Uebermut verführen ließen.

Mein Weib, warte — und wenn die Zange noch so schmerzhaft in dein Herz greift, warte! Ich komme — wenn die Rosen blühen.

Und einmal reißt die graue Wolkenwand im deutschen Ostland. Wie Pilger werden wir heimkehren und an den Gräbern unserer Väter knien. Wir werden wieder an grünen Ufern wandern, Wellengespräche werden in unser Ohr fallen, und wir werden sie aufnehmen wie eine Sage aus dunklen Tagen, wie eine böse Mär aus einem verklungenen Leben.

Unter feindlichem Spruch.

Ich weiß eine Linde weichselwärts;
Die sinnt vor einer niederen Tür.
Der Wind wiegt wie ehedem jedes Herz,
doch die Linde trägt unsagbaren Schmerz;
sie kann nicht zu mir, ich kann nicht zu ihr.

Es hat ein feindlicher Spruch uns getrennt;
darüber sinnen wir Tag und Nacht.
Wenn einer der Heimat Namen nennt,
wie dann die alte Wunde brennt!
Es trennte uns beide höhnend die Macht.

Es wiegt meine Linde den Glauben gleich mir:
Einst werden wir wieder beisammen sein!
Und es gibt kein Dort, es gibt kein Hier.
Ich stehe — ein König — in niederer Tür
und weiß, was sie raubten, ist wieder mein.

Franz Mahlke.

Die Greifswalder Oie. Von Karl Brandenburg.

An der Ostseite der Insel Rügen zieht sich von dieser bis zur Mündung der Peene und bis zur Insel Usedom eine breite Sandbank hin, auf der die Greifswalder Oie und der Ruden liegen. Beide Inseln schließen den Greifswalder Bodden von der Ostsee ab. Die Oie, „das Helgoland der Ostsee," ist im Sommer der Anziehungspunkt für viele Fremde. All die vielen Tausende, die im Sommer nach Rügen fahren oder die Bäder auf Usedom-Wollin besuchen und von dort einen Abstecher nach Rügen machen, kommen an der Oie vorbei oder statten ihr einen Besuch ab.

Sie ist der Rest einer viel größeren eiszeitlichen Erhebung. Das zeigen die vielen großen Felsblöcke an, die überall um die Insel herum zerstreut liegen und von der Zerstörungsarbeit des Meeres ein beredtes Zeugnis ablegen. Die Oie hat die Form einer Birne, die mit ihrer Spitze nach Südwesten zeigt und allmählich nach Norden zu ansteigt. Während sie im Süden kaum 20 Fuß — etwa 6 Meter — hoch ist, erreicht sie im Norden eine Höhe von 80 Fuß — etwa 25 Meter. Der Boden besteht vorwiegend aus Lehm und Ton und stellt einen ausgezeichneten Ackerboden dar. Nähert man sich der Oie, so leuchten schon von ferne die gelben Lehmufer. Wind, Wellen und Sturzseen haben sie zerrissen. Unaufhörlich nagen die tobenden Wogen und reißen neue Erdmassen mit sich in die Flut. Besonders gefährlich ist diese Zerstörung an dem Nordufer gewesen. Der Landverlust war hier so groß, daß man Vorkehrungen treffen mußte, um den Leuchtturm, der sich an dem Nordende der Insel erhebt, zu schützen. Nachweislich ist das Nordufer in den Jahren 1728—1819 um fast 40 Meter zurückgegangen. Heute hat man einen breiten, festen Steinwall in weitem Bogen in die See hinausgebaut, um die Wellen zu brechen und dadurch die stark geschädigten Ufer vor weiterem Verfall zu schützen. Die Oie hat nur einen Flächeninhalt von etwa 50 Hektar. Sie ist 1,5 Kilometer lang und 600 Meter breit. Man braucht kaum eine Stunde, um die Insel zu umwandern.

An der Ostseite der Oie finden wir ein kleines Inselwäldchen, in dem die verschiedensten Baumarten vertreten sind. Vorherrschend sind Eichen, Weißbuchen, Ulmen und Eschen. In großer Zahl sind auch wilde Obstbäume vorhanden, die wir überall auf der Insel finden, selbst an den steilen Lehmufern. Unterholz trifft man in dem Wäldchen kaum an. Daher hat man nach allen Seiten freie Durchblicke und einen schönen Ueberblick über die ganze Insel. Sehenswert sind die gewal-

tigen Dornbüsche am Strande, die in ihrer Blütezeit weithin leuchten und der Insel ein eigenartiges Gepräge geben. Infolge ihres Alters haben sich einzelne Weißdornbüsche zu kräftigen Bäumen entwickelt, die einen Stammdurchmesser bis zu 30 Zentimetern und eine Höhe von etwa acht bis zehn Metern haben. Besonders bemerkenswert sind an diesen Bäumen die teilweise künstlich gestutzten Kronen. Man ging zu dieser Maßnahme über, damit die Bäume dem Andringen der Stürme besser widerstehen können. Die Kronen sind dicht ineinandergewachsen. Vereinzelt ist am Strande die Stechpalme zu finden, die unser ganz besonderes Interesse beansprucht, allerdings vor dem Aussterben steht, wie mir Inselbewohner bei meinem letzten Besuch bestätigten. Die überall bei uns an der Ostseeküste bekannten Strandgräser sind auf der Insel nicht sehr verbreitet. Von den Feldfrüchten sind Weizen und Gerste am meisten vertreten. Infolge des ausgezeichneten Bodens sind die Ernteerträge hier fast noch besser als im Pyritzer Weizacker.

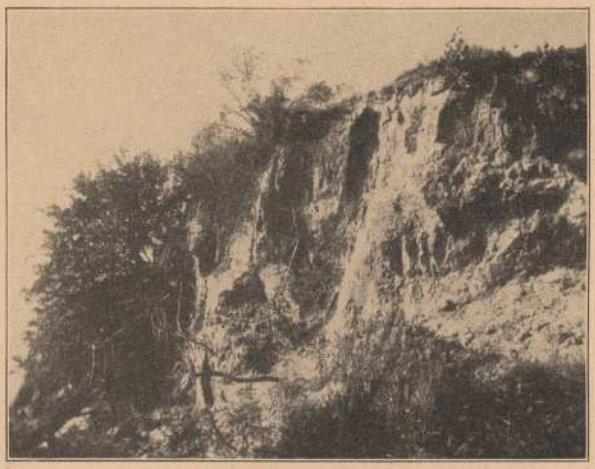
Die einzige Landungsstelle der Insel liegt an der Südwestseite, wo auch der Fischereischutzhafen angelegt ist. Auf einem schmalen Wege kommt man durch das kleine „Inseldörfchen" am Walde vorbei zum Leuchtturm. Während es in früheren Jahren drei Pächter und drei Bauernhöfe auf der Insel gab, ist heute nur noch ein Pächter dort, der ausschließlich Landwirtschaft treibt. Gegen Zahlung der verhältnismäßig geringen Jahrespacht von zusammen 540 Mark, hatten die drei Pächter die Nutzung vom Staate erworben. Neben der Ackerbewirtschaftung betrieben sie am Ende des letzten Jahrhunderts noch einen ausgedehnten Seefischfang. Später widmeten sie sich ganz der Landwirtschaft, die nicht so große Gefahren mit sich brachte und bequemer war! Diese drei Familien führten ein friedliches Dasein. Durch Heiraten untereinander waren sie auch verwandtschaftlich eng verbunden und in allen Notfällen auf die gegenseitige Hilfe



Uferschutz am Nordrande der Greifswalder Oie

angewiesen. Oft vergingen Wochen, ja Monate, bis sie mit dem Festlande in Verbindung kamen. Besonders schlimm war es im Winter, wenn die Insel vom Treibeis eingeschlossen war, oder wenn heftige Stürme sie umtobten und der Boots- und Schiffsverkehr unterbrochen war. Durch diese Abgeschlossenheit bildete die Insel von je eine kleine Welt für sich. Auf der Oie gibt es keinen Kirchhof, keinen Geistlichen und keinen Arzt. Wenn auch in neuerer Zeit die Verbindung mit dem Festlande bedeutend besser geworden ist, so muß der „Bedarf" doch auf dem Festlande, in Cröslin oder Peenemünde, gedeckt werden. Die Toten müssen mit dem Schiff nach dem Friedhof in Cröslin gebracht werden. Im Winter ist dieser Transport oft recht schwierig. Wie berichtet wird, soll in einem Falle eine Leiche 6 Wochen lang über der Erde gestanden haben.

Stattet man im Winter der einsamen Insel einen Besuch ab, so wird man überall herzlich empfangen. So ist die alte Volkssage von dem Bettler auf der Oie durchaus verständlich. Als das Eis im Winter hielt, „walzte" er zur Oie. Von den Insulanern wurde er als „Seltenheit" bestaunt und mit großer Gastfreundschaft lange Zeit bewirtet.



Das hohe Lehmufer am Nordende der Greifswalder Oie

Die alten Bauernhäuser sind Fachwerkbauten mit Strohdach. In dem unteren Geschoß befinden sich drei größere Stuben nebst Kammern und der Küche. Außerdem sind noch einige Giebelzimmer vorhanden, die durch die schöne Aussicht besonders einladend sind. Jedes Wohnhaus ist mit den erforderlichen Ställen und Scheunen umgeben. Jeder der alten Pächter hatte 4 oder 5 Pferde, Kühe, Schweine und auch Ziegen in stattlicher Zahl. Auch der jetzige Pächter hat einen größeren Viehbestand und lebt in durchaus guten Verhältnissen. Neben seinen Arbeitsleuten und Angestellten bewohnen noch Lotsen und zwei vom Staat angestellte Leuchtturmwärter mit ihren Familien die Insel. Besonders schwierig ist auch die Erziehung der Kinder, da keine Schule auf der Oie ist. Die Zahl der Einwohner schwankt zwischen 20 und 30.



Das Seemannsheim auf der Greifswalder Oie

Eine Tatsache verdient noch Erwähnung. Um 1880 herum war ein Gendarm auf der Insel stationiert. Er sollte dort Ordnung halten und für Ruhe sorgen, wenn Eindringlinge „Händel" mit den Bewohnern anfingen. Sie sollen oft groben Unfug verübt und den einzigen Brunnen verunreinigt haben, der sich auf der Insel befand. Auch kam es vor, daß sie den Brunnen ausschöpften und dann heimlich mit ihren Booten verschwanden. Heute ist ein Landjäger dort nicht mehr anzutreffen. Nachdem die Insel in den Besitz des Preußischen Staates übergegangen ist, wurde vieles anders. Für einen besseren Verkehr mit dem Festlande und vor allen Dingen für eine regelmäßige Postverbindung wurde Sorge getragen. Auch ein Telephonanschluß wurde geschaffen. So ist die Oie heute nicht mehr so von der Welt abgeschnitten wie vor 100 Jahren noch.

Die Geschichte der Oie ist äußerst bewegt und läßt sich viele Jahrhunderte zurückverfolgen. Wie Kantzow mitteilt, soll sie einst eine Kultstätte der Slaven gewesen sein. Später gehörte sie zur Stadt Wolgast und soll nach Mitteilung verschiedener Heimatforscher im Jahre 1291 an die Stadt Greifswald gekommen sein. Schon damals hatte die Insel eine große Bedeutung als Stützpunkt für den Fischfang. Zu dieser Zeit war die Insel noch nicht dauernd bewohnt. Nur während der Sommerzeit nahmen die Fischer hier einen längeren Aufenthalt und erbauten am Rande des Inselwäldchens ihre armseligen Hütten. Später — im Jahre 1527 — pachtete ein Greifswalder Ratsherr die Insel. Er mußte während der „Fischzeit" für die Stadt die Gerichtsbarkeit ausüben und auch sonst „überall nach dem Rechten" sehen. Als der Feldmarschall Karl Gustav Wrangel Gouverneur von Schwedisch-Vorpommern war, wurde ihm im Jahre 1668 für seine persönlichen Bedürfnisse die Insel auf Lebenszeit zugewiesen. Die Stadt Greifswald hatte sich nämlich von ihm eintausend Taler geliehen und mußte als Pfand dafür die Oie geben. Wrangel war ein leidenschaftlicher Jäger und wollte hier ungestört seiner Passion nachgehen. Wie berichtet wird, hat die Stadt erst lange nach Wrangels Tode die Oie wieder eingelöst. Um 1750 waren bereits drei Bauernfamilien dort ansässig. Da die brandenden Fluten immer mehr zerstörten, die Küste immer mehr abbröckelte, sah sich der Preußische Staat 1883 — auch aus anderen Gründen — veranlaßt, der Stadt Greifswald die Oie für 52 000 Mark abzukaufen. Seit dieser Zeit ist für den Schutz ihrer Küste und die Wohlfahrt ihrer Bewohner viel getan worden.

Die unzähligen Steinklippen in der Nähe der Oie sind für die Schiffahrt sehr gefährlich, und jeder Schiffsführer und Fischer weiß, daß hier große Vorsicht geboten ist. Wie Heimatforscher berichten, war die Insel schon im Mittelalter allen Seefahrern, die die Pommersche Bucht durchfuhren, als „Richtungspunkt" gut bekannt. Besonders gefährlich war natürlich die Fahrt während der Nacht, und manches Schiff ist an den Klippen zerschellt. Es ist daher begreiflich, daß mit immer größerem Nachdruck die Forderung laut wurde, ein Lichtsignal auf der Oie zu schaffen. Während man auf Arkona bereits 1828 einen Leuchtturm erbaut hatte, entschloß man sich 1832, auf der Oie lediglich eine Leuchtbake zu errichten. Mit der Zunahme des Schiffsverkehrs erwies sich dieser Wegweiser bald als

nicht zuverlässig genug und — besonders bei schlechtem Wetter — nicht mehr als ausreichend. So kam es, daß ein langgehegter Wunsch der Fischerbevölkerung und eine alte Forderung der Seefahrtsorganisationen mit dem Beschluß, an der Nordspitze der Oie einen massiven Leuchtturm zu errichten, im Jahre 1853 erfüllt wurde. Schon zwei Jahre später konnte der Bau vollendet und dem Verkehr übergeben werden. Vor wenigen Monaten waren es also 75 Jahre her, seit der Leuchtturm in Betrieb genommen wurde. Jedem Unwetter Trotz bietend, schaut er weit aufs Meer hinaus, und wie ein warnender Finger gleitet Abend für Abend sein helles Licht über die dunkle Flut.

Da Unwetter in der Nähe der Oie sehr häufig sind und meistens plötzlich auftreten, wurde an der Westseite 1877 ein Schutzhafen erbaut. In erster Linie ist er für Fischereifahrzeuge als Nothafen gedacht, doch können auch größere Schiffe hier vor Anker gehen. In einem der schmucken, idyllisch gelegenen Bauernhäuschen errichtete man ein Seemannsheim, in dem die Fischer und Seefahrer, die durch den Sturm zu einem unfreiwilligen Aufenthalt gezwungen werden, eine gute und billige Unterkunft finden. Bis vor einigen Jahren ging es in diesem Heim sehr patriarchalisch zu. Der Heimvater mußte an jedem Abend mit seinen Gästen eine Andacht abhalten. Alkoholische Getränke wurden nicht verabreicht. Nachdem der Fremdenverkehr auf der Oie von Jahr zu Jahr zugenommen und der jetzige Pächter eine Sommerhalle erbaut hat, wurde auch im Seemannsheim manches anders.



Caspar David Friedrich — Morgennebel

Morgennebel.

Der Morgen entsteigt der atmenden Flut,
ihr Reiz kann nicht länger ihn fesseln;
da braut sie giftige Nebelbrut
an ihren wallenden Kesseln.

Dann sendet sie hurtig himmelwärts
mit herrischem Winke die Schergen
und heißt in der Eifersucht wütendem Schmerz
sie die Sonne vorm Morgen verbergen.

Jedoch von der Sonne Bogen springt
ein Hagel von spitzen Geschossen,
und wo ein Nebel getroffen versinkt,
da fliehen die feigen Genossen.

Doch Mutige machen die Pfeile stumpf,
daß sie ohne Wirkung entfliegen,
umklammern der Feindin Haupt und Kumpf —
Wird sie siegen oder erliegen?

Hans Goethe.

Vom Verfasser erschien eine Auswahl seiner Gedichte im Verlage von Fischer & Schmidt in Stettin, die wir unsern Lesern warm empfehlen. Preis RM. 1.50.

Vogelleben und -Sterben auf der Greifswalder Oie.

Von Ulrich Dunkel, Carlshagen a. Usedom.

Nicht mit Unrecht wird die Greifswalder Oie das Helgoland der Ostsee genannt. Dieses kleine Eiland übt im Sommer eine starke Anziehung auf alle Badegäste der Inseln Usedom und Rügen aus. Kommt aber der Herbst mit seinen regnerischen und stürmischen Tagen und Nächten, dann ist es hier still und ruhig geworden. Selten läuft noch ein Vergnügungsdampfer den Hafen an. Andere Gäste bevölkern nun die Oie — unsere nordischen Zugvögel.

Als Vogelzugstraße verdient die Greifswalder Oie ganz besondere Beachtung. Im Herbst und Frühling vollzieht sich hier ein großartiger Vogelzug, sodaß es an manchen Tagen in den Hecken und Gärten von Vögeln wimmelt. Mehr denn je sollte die Wissenschaft ihr Augenmerk auf die Oie richten.

Die Zugvögel, die ich während meines Aufenthaltes auf der Nachbarinsel beobachten konnte, kamen aus Nord-Osten, aus der offenen See. Es scheint also, daß die Oie das Bindeglied zwischen Südschweden und Vorpommern bildet. Kaum denkbar ist es, daß die Oie von der Küstenleitlinie beeinflußt wird, daß es sich hier etwa um einen Zug in „breiter Front" handelt.

Langjährige Beobachtungen und ausgiebige Vogelberingung am Licht des Leuchtturmes würden völlige Klarheit schaffen.

Für die westliche Ostsee ist ohne Zweifel die Greifswalder Oie von ähnlicher Bedeutung, wie es Helgoland für die Nordsee ist. Die Oie ist Stützpunkt und Ueberfliegungspunkt der Zugvögel, die im Frühjahr nach Norden eilen, um im Herbst in entgegengesetzter Richtung zu ziehen.

In besonders dunklen Herbstnächten, in denen die Zugvögel während ihrer Reise über die Ostsee mit Sturm und Regen zu kämpfen haben, suchen sie ermüdet gern einen Ruhepunkt. Da lockt nun die Greifswalder Oie mit ihrem hellen Leuchtfeuer die Vögel an. In Scharen fliegen sie der Lichtquelle entgegen, werden von den Strahlen geblendet und sausen mit voller Wucht gegen den Leuchtturm oder gegen die Scheiben. So gehen jährlich nach Aussage des Leuchtturmpersonals etwa 800 bis 1000 Vögel zu Grunde; denn am Turme sind keine Schutzmaßnahmen getroffen worden [1]). Ein kleiner Schutzring, der rings um den Turm läuft, ist fast völlig zwecklos, da er als Ruheplatz nur von ganz wenigen Vögeln benutzt wird. Die größere Zahl von ihnen stürzt in die Tiefe. Die Leuchtturmwärter verwenden einen Teil der reichen Beute. Jedoch können nicht alle Vögel von ihnen genommen werden. Die meisten der verunglückten Tiere werden vergraben.

Meine Beobachtungen stelle ich im Folgenden zusammen. Versäumen möchte ich nicht, Herrn Dr. Herold in Swinemünde Dank auszusprechen für seine Anregungen und Auskünfte. Seine Arbeit im „Naturforscher", Jahrgang 1928/29 Heft 2 (Verlag Hugo Bermühler, Berlin-Lichterfelde) ist für mich die Grundlage meiner Beobachtung auf der Oie geworden.

Im Jahre 1927 war der Anflug von Wein- und Singdrosseln besonders stark. Zwei Säcke voll wurden von diesen toten Tieren gesammelt. Mit welcher Wucht die Tiere vom Turm stürzen, ist daraus zu ersehen, daß ihnen die Stoppeln eines Kornfeldes in der Nähe des Turmes quer durch den Leib getrieben wurden. Viele brechen sich auch die Flügel, fliehen in das nahe Ufergebüsch und führen bis Anfang des Winters ein jämmerliches Leben. Sterben sie nicht vor Hunger, so schlägt der Sperber sie, wenn sie auf das freie Feld hinausflattern. Der kühne Räuber geht sogar soweit, daß er die Vögel des Nachts im Lichtkegel schlägt, was von Dr. Herold und später auch von mir beobachtet werden konnte.

Vom Licht geblendete Hohl- und Ringeltauben flogen gegen einen beim Leuchtturm stehenden Signalmast und blieben daran „kleben". Stare krochen oft in das Gasabzugsrohr oben auf dem Turm. Sie fielen in den meisten Fällen auf die Lampe, wurden hier stark versengt und mußten vom Wärter befreit werden.

Größere Vögel, wie Enten, Brachvögel, Rohrdommeln und Kraniche ziehen häufig oberhalb des Lichtkegels, fliegen dann aber doch noch gegen das Zinkdach des Leuchtturms. So stießen 1926 in der Nacht vom 21. bis 22. September 6 Kraniche gegen den Turm und stürzten in die Tiefe, ebenso im September 1922. Schwäne ziehen meist unter lauten Rufen am Turm vorbei.

Neben diesen Arten fliegen aber regelmäßig und in Massen die besten unserer Singvögel gegen den Turm. Im Nachfolgenden zähle ich die Vögel auf, die ich am Turm fand, bzw. lebend eingefangen habe, und die Arten, die bisher gefunden wurden: Stock- und Krickenten, Haubentaucher, Säger, Wasserrallen, getüpfelte Sumpfhühner, grünfüßige Teichhühner, Bläßhühner, Waldschnepfen, Bekassinen, Sanderlinge, Wein-, Sing- und Schwarzdrosseln, Stare, Buch- und Bergfin-

[1]) Schutzmaßnahmen sollen jetzt (1931) getroffen werden laut Verordnung des Verkehrsministers.

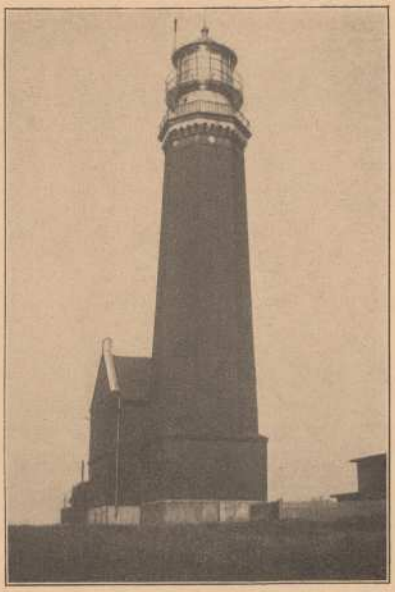
finken, Lerchen, Rohrsänger, Schwirle, Rotkehlchen, Rotschwänzchen, Bachstelzen und Goldhähnchen.

Bei dem häufig auftretenden Nebelwetter an der Ostseeküste fliegen die Vögel auch am Tage gegen den Turm. Besonders sind es die Arten, die eine sehr große Flugschnelligkeit entwickeln. Im November 1928 erhielt ich eine Ralle, welche vormittags 11 Uhr bei starkem Nebel gegen den Turm geflogen war.

Bei meinem viertägigen Aufenthalt auf der Greifswalder Oie wehte in der Nacht vom 6. bis 7. Oktober 1928 der Wind aus Südwesten, der sternlosen Himmel und Staubregen brachte. Diese Umstände hatten einen starken Vogelzug zur Folge. Ich gebe die Beobachtungen dieser Nacht aus meinem Tagebuch wieder:

21,30 Uhr bin ich am Fuße des Turmes. Schon von unten sehe ich, daß einige Vögel gegen den Turm fliegen, anscheinend sind es Bachstelzen. Auf der Galerie, die rings um den Turm läuft, finde ich eine Bekassine. Sie ist betäubt und wird von mir in den Wachtraum gebracht, in dem sie sich später wieder erholt.

An den hohen, dicken Scheiben flattern Singdrosseln. Schnell fange ich auch die ein, ehe sie sich verletzt haben. Links ab vom Turm höre ich Regenpfeifer, die nach Westen ziehen. Gegen 22 Uhr setzt sich der erste Star auf den Schutzring und wird von mir gefangen. Das Vogelleben wird jetzt lebhafter um den Turm; denn Drosseln und Stare fliegen dagegen und fallen auf die Galerie. Viele stürzen auch nach unten. Im Lichtkegel erkenne ich jetzt Bachstelzen, Rotkehlchen und Rotschwänzchen. Auf der unteren Galerie finde ich einen Sanderling, der nur betäubt ist. Gegen 23 Uhr wimmelt



Der Leuchtturm auf der Greifswalder Oie

es von Bekassinen. Gleichzeitig klatschen sie auch schon gegen die Scheiben und fallen in die Tiefe. Im Licht huschen Zaunkönige, Enten fallen mit dumpfem Gepolter gegen das Dach. Vergeblich versuche ich nach Rotkehlchen zu greifen. Ein Windstoß — und sie entschwinden meinen Augen. Rallen poltern gegen die Scheiben, 5 liegen tot auf der oberen Galerie. Lerchen drücken sich in Todesangst an den Boden. So geht es weiter, rastlos greifen die Lichtstrahlen wie Riesenarme über das Meer und ziehen mit unheimlicher Gewalt die Vögel in ihren Bann. Gegen 2 Uhr morgens läßt das unsichtige Wetter nach, die Luft wird klar und der Vogelzug schwächer. Die von mir eingefangenen Vögel zeichnete ich mit Helgoländer Vogelringen und setzte die Schar nach Erlöschen des Leuchtfeuers in Freiheit. In den Nächten vom 4.–6. herrschte ziemlich gutes Wetter. Trotzdem flogen eine Anzahl Vögel gegen den Turm.

4. bis 5. Oktober, nachts: viele Bachstelzen flattern um den Turm. Später zeigen sich Drosseln und Bergfinken. Ca. 15 Vögel tot.



Der kleine Wald an der Ostseite der Greifswalder Oie

5. bis 6., nachts: der Himmel ist halb bedeckt. Starker Weststurm. In den Lichtstrahlen blitzen viele Vögel oft zugleich auf. Sperber jagen im Lichtschein. An den Scheiben flattern oft Vögel, werden immer wieder vom Sturm abgetrieben. Ca. 10 Vögel tot, die gleiche Zahl eingefangen.

Um alles Beobachtungsmaterial zusammen zu haben, gebe ich die Aufzeichnungen aus dem „Naturforscher" von Dr. Herold an dieser Stelle wieder:

„Am 22. Oktober 1922 las ich am Turm auf: 5—6 Steinschwätzer, 3—4 Gartenrotschwänze, 2 Mönchsgrasmücken, 10—12 Rotkehlchen, 1 Star, 1 Schwirl, 1 Kranich.

22. 9. 1927: Eine Raubmöwe am Telegraphendraht (Stercorarius pomarina).

2.—5. 10. am Turm aufgelesen: 1 getüpfeltes Sumpfhuhn, 1 Flußrohrsänger, 1 Wiesenpieper.

4.—5. 10.: Tauben und Drosseln fliegen gegen den Turm. 6 Tauben tot.

6.—10. 22 tote und verletzte Vögel am Turm und auf der Galerie."

Im Monat November 1928 hatte der Oberleuchtturmwärter Tietz mir freundlicherweise seine Beobachtungen aufgeschrieben. Auch aus diesen konnte ich ersehen, daß besonders bei Süd-West-Winden und bei Regen oder Nebel Anflug am Turm stattfindet, besonders von Drosseln, Bekassinen und Waldschnepfen. Es wurden zuweilen in einer Nacht ein Wassereimer voller Kleinvögel gesammelt.

Vom Vogelzug, der sich am Tage über der Insel abspielt, geben meine Aufzeichnungen folgenden Aufschluß:

Am 4. 10. 28, morgens in den Büschen überall Zaunkönige und Rotkehlchen. Im Wäldchen viele Sing- und Schwarzdrosseln, Züge von Wiesenpiepern fliegen nach Westen über die Insel. Auf den Steinen am Hafen ruhen 8 Heringsmöwen. Auf einem Granitblock am Ostufer ein Kormoran. Weiter draußen fischen 20 Schnatterenten. Am Nachmittage kommen ca. 70 Buchfinken von Osten und fallen laut lockend im Wäldchen ein. Heckenbraunellen jage ich auf. Ueberall finde ich Gerupfe von Singdrosseln und Rotkehlchen.

5. 10. morgens: Kleinvögel überall zahlreich in den Büschen, wie am Vortage. Die Zaunkönige sind außerordentlich zutraulich. An 100 Stück klettern zwischen der Pestwurz am Ostufer herum und lassen mich oft bis auf Armeslänge herankommen. Schwalben ziehen in größeren Trupps nach Westen, desgleichen Saatgänse. Aus einem Stoppelfelde gehen 100 Bergfinken hoch. In der Abenddämmerung suchen viele Rotkehlchen zwischen den Steinblöcken am Ufer nach Nahrung. Ein Sperber kreist in der Luft am Südufer.

6. 10.: Viele Buch- und Bergfinken ruhen in den abgeernteten Feldern. Stare und Drosseln massenhaft im Wäldchen. Ueber dem Wäldchen kreisen 6 Bussarde, 4 verschwinden später nach Südwesten. Schwalben und Wiesenpieper ziehen wie gewöhnlich.

Als Brutvogel gibt Dr. Herold die Brandgans an. Stare brüten noch in den hohlen Bäumen des Wäldchens. Bachstelzen und Feldlerchen wurden während des ganzen Sommers beobachtet.[2])

Zum Schluß führe ich noch Beobachtungen älteren Datums an:

Hübner, Avifauna von Vorpommern und Rügen (Weigel, Leipzig. 1908).

Seite 17: Eisvogel, seltener Durchzügler auf der Oie.

Seite 17: Mandelkrähe, Mai, August, Durchzügler auf der Greifswalder Oie.

Seite 19: Kolkrabe, erscheint gelegentlich im September auf der Greifswalder Oie.

Seite 23: Wiedehopf, erscheint gelegentlich im Mai und September auf der Greifswalder Oie.

Seite 35: Rotsterniges Blaukehlchen, gelegentlich im Mai und September auf der Oie.

Seite 48: Steppenhuhn, Mai 1888 am Leuchtturm.

Neubauer, Artenliste der Vögel von Usedom-Wollin. (Pomm. Naturforsch. Gesellschaft, Stettin 1925).

Seite 25: Hausrotschwanz, im Steilufer brütend, beobachtet von Dr. Herold.

Seite 30: Heuschreckensänger, 30. 10. 1922 beobachtet von Dr. Herold.

Seite 34: Norweg. Jagdfalke, vom Oiepächter dortselbst geschossen (?).

Seite 35: Wachtelkönig, Herbst 1924, Leuchtturm Oie.

Seite 36: Rostgans, 1 Stück geschossen auf Oie.

Robien erwähnt in seiner Vogelwelt Pommerns (Pomm. Naturforsch. Gesellschaft, Stettin 1928) ebenfalls einige obenstehende Arten und hält die Oie für einen bedeutenden Beobachtungspunkt. Er fordert deshalb eine dauernde Beobachtungsstation auf der Greifswalder Oie.

[2]) Die Brutvögel der Oie sind im Frühjahr 1930 festgestellt worden.

Lotte Fehlhaber. Von Ulrich Sander.

Ich war mit der Küstenbahn eben angekommen, schlenderte den Anberg zum Dorf Tuchtenhagen hoch und bedachte die Quartiersuche. Jetzt im August die paar schönen, ruhigen Tage wollte ich mich am Strande sonnen. Rechts lagen die schweren, großen Höfe der Bauern, links zur See hinunter, so hatte mir der Schaffner gesagt, wohnten die kleinen Leute, Fischer und Büdner; dorthin wollte ich. Aber gleich zu Anfang der sogenannten „Trift" fesselten mich zwei fliegende Möven aus Schmiedeeisen, die ich auf den Torpfeilern eines kleinen Strohdachhofes erblickte. Es war die kühne, knappe Arbeit eines Künstlers. Die eine Möve hatte er im Jagdstoß dargestellt, wie sie vielleicht dicht vor dem Aufschlag auf das Wasser mit hohen, bremsbereiten Flügeln, gierig Schnabel und Rumpf auf das Ziel gereckt, noch die letzte Sekunde in der Luft liegt. Die andere Möve dagegen hatte sich gerade vom Wasser erhoben, sich abgedrückt, emporgeschnellt, und wollte mit dem Fischchen im Schnabel hoch und weiter. Möwen haben ein schmerzliches Flugbild wie die Augenbrauen von Ricarda Huch. Und in der ekstatischen Gier der Jagd, in dem jauchzenden Stoß auf die Beute und dem kraftvollen, wehenden Ruck des Aufstiegs schrien mir die Flügel, schienen mir einen hellen, wehen, ernsten und durchdringenden Schrei auszustoßen. Die vielleicht zu sorgfältige und darum schwerfällige Arbeit des Künstlers hätte sich wohl in dem Verfahren vergriffen; solche Möwen müßten eigentlich wohl nicht geschmiedet, sondern, wenn man sie bilden kann, bei geschlossenen Augen gegossen werden, dachte ich. Aber wiederum: so etwas wollte geschmiedet sein. Und gerade, weil es geschmiedet war, ergriff es durch die Gegensätzlichkeit des Verfahrens und des spröden Werkstoffes.

Somit bekam ich bei dem Schmied Fehlhaber in Tuchtenhagen wegen der Möwen eher ein Zimmer für die letzten beiden Augustwochen, als ich es geträumt hatte. Ein sonderbarer Mensch: früher Seefahrer, dann Bauer und Fischer, Schmied und Inhaber der Sammelstelle des Bernsteinmonopols, Gatte der Berta Fehlhaber, geborenen Stöwhase aus dem Nachbardarf Liepower Deep, und Vater seines einzigen Kindes Lotte, eigentlich Charlotte Fehlhaber, ein Name, der meines Wissens soviel wie „gelber Hafer" bedeutet.

Als mir diese Lotte Fehlhaber am Abend das Abendbrot (welch ein köstliches Wort!) in mein sonnenfunkelndes, duftendes Giebelzimmer brachte, ach, bin ich da erschrocken! Ein königlich edles Stutfüllen! Eine scheue, graziöse Antilope! Nein, eine Möwe, die Möwe, die vorn auf den Torpfeilern so schmerzlich stumm mit ihren Flügeln schrie. Und noch jetzt eben, wo ich dies Erlebnis niederschreiben will, schreckt es wieder in mir hoch. Ich habe die Fenster zum lichtflimmernden Lietzensee weit auf, das summende Dröhnen der nächtlichen Stadt liegt über den Dächern, und die kühle, herbe Luft der Septembernacht fällt in Strömen über die Fensterbretter. Ein verirrter Brachvogel rief eben klagend über den Häusern nach seinen anderen, und nur er hat mich dazu gebracht, daß ich den Schreibtisch feierlich ordnete, mir Papier zurechtschnitt und mich zum Schreiben setzte wie ein Priester, der sich vor dem Heiligsten beugt. So bin ich erschrocken, als dies junge, dumme Ding in mein Giebelzimmer trat, in dem ich mich ausgebreitet hatte von den kleinen Scheiben des Fensters bis zur gescheuerten Schwelle, von der niedrigen, geweißten Decke bis zu der freundlichen Sauberkeit der altväterlich ungestrichenen Streusanddielen.

„Guten Abend! Ich bringe das Essen!" ertönte eine holdselig scheue Stimme durch das rote Feuer der Abendsonne. Zart belegt, schmelzend, kühl, besorgt und doch abgegrenzt ertönte die Stimme. Wie eine Glocke aus mattem Silber. Als stießen die breiten Rotweinschalen alter Herren mit schwarzseidenen Käppis leise und voll an.

Ich wußte nichts weiter zu sagen als „Vielen Dank", stand am Fenster und sah zu, wie Lotte Fehlhaber mir den Abendbrottisch deckte, flink, gewandt, lautlos, zierlich. Mit einem raschen, glatten Strich legte sie das Tischtuch auf. Da stand schon der Teller neben der Tasse, die bauchige Teekanne neben dem Asternstrauß, zwei Sorten Wurst, ein Stück Käse, die gelbe Butter neben dem Ei im Becher, das derbe, grobe Brot in dünnen Schnitten. Die feinen, langen Arme flogen spielend über den Tisch, der schmale Kopf beugte sich prüfend noch einmal und — ach, da hatte ich das gehäkelte Deckchen auf der Sofalehne verschoben, und federnd, ein rankes Bein aus dem kurzen Waschkleid nach hinten winkelnd, langte der ebenmäßige, wendige Leib über den ganzen Tisch, und eine schmale, flinke Hand strich das Deckchen wieder glatt.

„Bitte!" ertönte die dunkle Glocke. Wiederum wußte ich nichts weiter zu sagen als „Vielen Dank!"

Ein unmerkliches Neigen des schmalen Kopfes, ein Herumreißen des hohen, birkenschlanken Körpers, und ich war allein.

Noch lag das kurze, tönende „Bitte!" im Raum.

Wo hatte ich diese Stimme doch schon gehört?

Seltsam! Von einem Mann. Von einem blutjungen, süddeutschen Leutnant am Narotschsee, in den kläglichen und unfreundlichen Umständen einer überstürzten Ablösung. Sie war aus dem Dunkel einer schneenassen Tauwetternacht auf mich zugekommen und hatte mich so verzaubert, daß die Anderen mich im Quartier auslachten, weil ich um das Leben dieses schönen, jungen Menschen fürchtete. Die Stimme schien mir schon nicht mehr von dieser Welt. Wiederum hatte mich Stimme und Mensch betroffen. Ich aß. Die Sonne verblich und verlosch hinter einem weiten, blauen Band. Dann färbte sich der Himmel apfelgrün, und in der erkaltenden, klaren Herbstluft flogen kleine, zerfranste Wolken heran. Im Westen standen sie dunkelviolett vor dem hellen Himmel, im Osten schwammen sie unter dem fahlen Widerschein in ein graues Nichts hinein.

Ich wich einer erneuten Begegnung, etwa beim Abräumen, aus und ging an den Strand. Eine hohle Dünung zerbrach polternd auf dem ersten Riff. Der verwachsene Dünenbusch baute ein schwarzrotes Gitterwerk über das letzte, ersterbende Leuchten von Himmel und Wasser. Mich hatte dieser holdselige, strahlende Mensch in dem Augenblick des kurzen Zusammentreffens beglückt und hoch emporgerissen.

Standen die Fenster meines Giebelzimmers offen, so sogen die blauweißen Tapeten die Feuchtigkeit der Luft ein, dehnten sich und knackten leise. Sandkörner vom Putz lösten sich und rieselten und raschelten zwischen Papier und Wand herab. Schloß ich die Fenster, so zogen sich die Tapeten wieder zusammen und knackten abermals leise. Las ich abends im Bett, so schwirrten späte Falter zur Lampe und stießen sich schurrend die Flügel in den dunklen Ecken. Die See dröhnte zum Fenster hinein, und der Nachtwind blähte die Gardinen auf, rauschte in den bald verfärbten Obstbäumen und strich mit seinem kühlen Hauch über mein Bett. Die ersten zehn Nächte konnte ich kaum einschlafen. Funkelnde Träume von einem schönen, jungen, feurigen Weibe beunruhigten meinen Schlaf. Ich sah weite, flache Gefilde, ährenschwer und wiesengrün in strahlender Sonne, leuchtende, weiße Segelwolken darüber und huschende, tiefblaue Wolkenschatten. Dann flog bleigrauer Nebel darüberhin, und ein Nebelhorn schrie. Aber die Sonne brach in gleißendem Silber wieder durch, und nun ertönte eine glockenhelle, schmelzende Stimme in unsagbar schönen, niegehörten Liedern. Ich wurde fast krank vor Sehnsucht.

Allzu dichte Annäherung ist bei aller Gastfreundschaft in Norddeutschland nicht erwünscht. So sprach ich den Schmied und seine Frau nur selten. Auch die Tochter wußte es so abzupassen, daß der Tisch stets in meiner Abwesenheit gedeckt und abgeräumt wurde. Das Mittag nahm ich im Gasthof ein. Aber es stand ein Duft in meinem Giebelzimmer wie von blühendem Klee und reifen Wiesen vor Sonnenaufgang. Nur einmal trafen wir uns auf der Treppe. Sie wollte mir als Gast des Hauses die Stufen freigeben, ich war zu betroffen, um ihr sofort Platz zu machen. So gingen wir auf der schmalen Treppe mit schönen Worten und erregtem Lächeln aneinander vorbei. Und streiften uns ganz flüchtig.

Erst am viertletzten Abend lernte ich die Familie eigentlich kennen. Von Südwest war ein spätes, schweres Gewitter heraufgekommen. Die Eilung fiel über die Küste her, daß die Bäume sich bogen. Dann klatschten schwere Tropfen auf den Kies der Wege, dröhnende und knatternde Schläge folgten dem jähen Licht der Blitze, und wir mußten ins Haus, die wir dem mächtigen Bild draußen vor der Tür zugesehen hatten. Man bat mich, mit in das Wohnzimmer zu kommen. Blitzsauber, geräumig, wohl einfach, aber in freundlichem, bescheidenem Geschmack, erhellte es sich unter der Lampe. Wir kamen uns näher im Gespräch. Der Schmied hatte dicht bei meiner Heimatstadt auf dem Lande gearbeitet. Ja, wir hatten zu ganz verschiedenen Zeiten in derselben Küstengarnison gestanden. Aus dem Krieg kannten wir beide die belgische Küste. Das gab genug Unterhaltung. Die Mutter strickte. Draußen grummelte das abziehende Gewitter, und ein gleichmäßiger Regen rauschte nieder. Lotte saß lässig und stumm in dem Großvaterstuhl am Ofen und hörte zu. Große, glänzende Augen leuchteten aus dem Halbdunkel. Bei unserer derben Unterhaltung unterlief wohl einmal ein herzhafter Witz. Dann läutete aus der Ofenecke ein altsilbernes, verstohlenes Lachen auf, ein paar lange Arme falteten sich vor dem emporgezogenen Knie, und der birkenschlanke Leib wiegte sich leise auf und nieder. Da entdeckte ich die schwarze Laute an der Wand und bat um ein Lied.

Wie seltsam! Zu bebendem Wohlklang ertönte die altsilberne Glocke: „Der Tod von Flandern". Die Trommel dröhnte, und dumpf verhielt sich die lodernde Stimme des jungen Weibes. Atemlos und erschüttert hörte ich dies Lied. Die großen, glänzenden Augen schimmerten feucht aus dem Halbdunkel und starrten mich an. Die Mutter legte die strickenden Hände in den Schoß und seufzte. Der Schmied zog verlegen an seiner Pfeife. In das Schweigen tickte die Uhr überlaut, daß ich sie hätte anhalten mögen, und die erregte See brauste



Wilhelm Schmidthild

Windstille im Hafen

dumpf in der Ferne. Es tropfte draußen vom Dach in eine Lache.

Ich bat um mehr.

Jauchzende Lieder entströmten zu den klingenden Griffen der jungen Brust. Die drei Zigeuner lagen unter dem Baum. Sonne und Regen müssen ja sein. Ein schwerblütiges Masurenlied von Ufer zu Ufer in sehnsüchtigem Moll folgte. Die wogende Melodie „In meines Vaters Garten".

Weit standen alle Tore offen.

Spät in der Nacht gingen die Alten schlafen.

Wir beide waren in ein lebhaftes Gespräch vertieft. Wie konnte dieser hochgespannte Mensch erzählen! Ich entdeckte Reichtum über Reichtum. Und wie hatte ich mich geirrt! Das war nicht nur ein schönes, wildes Strandkind, sondern reines, unverbrauchtes Blut hatte in der Stadt eine sehr sorgfältige Erziehung und Schule genossen, aus der Lotte Fehlhaber erst zu Ostern nach Hause gekommen war. Und alles, was ihr dargeboten war, hatte sie mit frischen, unbelasteten Sinnen in sich aufgenommen, in den jungen Händen gewogen, geprüft und das Beste behalten. Nun hatte sie Sehnsucht weiterzukommen. Sie wollte fort von Hause und bat mich, für sie in einem guten, großen Hause eine Tätigkeit zu besorgen. Wie gern wollte ich dieser vertrauensvollen Bitte entsprechen.

Erst jetzt sah ich sie in der Nähe. Das knappe, glänzende, kurze Haar lag flach um die hohen Schläfen. Feine, blütenfrische Rasse leuchtete aus hellen Augen und roten Backen, auf denen sich Sonnenbräune und ein zarter Pfirsichflaum trafen. Alle Linien spielten und sprangen. Hoch und spitz stießen steile, junge Brüste gegen das dünne Sommerkleid. Ein erstaunlich flacher Gürtel sprang zu breiten, flachen Hüften vor, aus denen sich die geschwungenen Schenkel entwickelten, bis sie auf gemeißelte Knie stießen und sich auflösten in ein langes, gehämmertes Bein, fein abgesetzt und mit spielender Muskel, die den schmalen, wippenden Fuß in der Sandale hielt. Eine Seele, rein und blank wie die Morgensonne, strahlte aus der suchenden Kraft des sehnsüchtigen jungen Weibes.

Als wir gegen Morgen nach zuletzt flüsternder Unterhaltung hinaufgingen, wo sie in dem mir gegenüberliegenden Giebelzimmer schlief, — wer wird es mir verdenken — hielt ich oben auf der dunklen Diele Lotte Fehlhaber mit heißen Küssen im Arm. Da zerschmolz das herbe, kühle, junge Küstenweib mir unter den Händen. Als der Riegel drüben sich leise vor die Tür geschoben hatte, kehrte ich um, badete in dem fahlen Licht der Morgenfrühe, wanderte bis zum nächsten Strandorf, badete bei strahlendem Sonnenaufgang nochmals und kam erst zurück, als Frau Fehlhaber schon das Vieh gefüttert und getränkt hatte. In der Schmiede an der Trift erklang schon der Hammer auf dem glühenden Hufeisen.

Lotte brachte verschämt und hochrot das Frühstück. Rasch entzog sie sich mir. Aber meine Bitte um Spaziergänge in den nun allerletzten drei Tagen gewährte sie mir.

So sind wir dann jede freie Stunde am Strande gewesen, haben oben auf der sonnenheißen Düne gelegen, zusammen gebadet und gesprochen, was sich nur besprechen ließ. Da lag eine blühende Landschaft vor mir, ährenschwer und wiesengrün in strahlendem Sonnenlicht. Funkelnd und schimmernd breitete sich eine frische, unberührte Seele aus, ein heller, geschliffener Verstand sprang aus der Enge ihres Alltags geübt und geruht auf. Kostbar aber und in bezaubernder Schönheit, in der ganzen rankrassigen, hochbordigen Eleganz des Küstenblutes schwamm neben mir zwischen den Riffen in holdseliger Nacktheit das unter den ersten Küssen erblühende, vollblütige Weib.

Die letzten Stunden flogen uns nur zu schnell aus den Händen.

Ehe ich aber den Anberg wieder hinunter zum Frühzug der Küstenbahn gehen mußte, da schob sich sachte in der letzten Nacht der Riegel der anderen Giebelstube zurück, und in leiser Zwiesprache, die keines anderen Menschen Ohr und Urteil unterliegt, wurde Lotte Fehlhaber ein ganzes Weib. Und über ein Kleines wird auch ihr Wunsch, in ein großes und gutes Haus zu kommen, erfüllt sein. Sie wird sich dies Haus selbst schaffen können . .

Heimverlangen

Meine Schritte werden schwer,
wenn ich doch daheim erst wär!
Und es sorgt und sinnt die Seele,
ob sie nicht des Weges fehle
zwischen diesen dunklen Bäumen
in so rätselvollen Räumen;
grauer Nebel fällt
auf die stille Welt,
und verhüllt ist mir das Sternenzelt.

Auch das Herz schlägt müd' und schwer,
wenn's doch erst zur Ruhe wär!
Hinter mir des Tages Hasten,
möcht ich mich zum Lager tasten,
möchte still und ohne Regen .
mich in seine Kissen legen . . .
Nur noch fern und zag
pocht's wie Uhrenschlag,
und versunken ist der Erdentag.

Alfred Weimershaus.

Der Kuckuck im pommerschen Volksglauben.

Von Ida Wegner.

Um alles, was da „kreucht und fleucht", um die gesamte Natur und ihre wundersamen Auswirkungen flicht der Volksmund und -glauben seine wunderbaren Blüten. Was wundert es uns, daß er sich auch sehr eingehend mit dem Kuckuck, diesem seltsamen Rätselvogel, befaßt? Ja, es wäre in der Tat ein Wunder, wenn er sich mit diesem nicht befassen würde.

Ist der Kuckuck dem Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts immer noch ein Wesen mit einem etwas dämonischen Anstrich, um wieviel mehr war er es unseren Voreltern. Nach dem Volksglauben um Zinnowitz ist der Kuckuck der Vogel Wodans. Er war dazu ausersehen, Botschaften nach allen Richtungen der Windrose zu tragen, die er einem anderen Untertanen nicht anvertrauen konnte. Da der Kuckuck nach dem allgemeinen Volksglauben nur in den Sommermonaten als solcher unsere Felder und Wälder belebt und sich danach in einen Stoßvogel (Sperber) verwandelt, nimmt man in dieser Gegend auch an, daß der Kuckuck als Sperber in der Zeit der zwölf heiligen Nächte den wilden Jäger auf seinen Luftfahrten begleite und je nachdem den Menschen Heil oder Unheil bringe. Ob die letzte Annahme auf der Tatsache basiert, daß die Zieheltern eines jungen Kuckucks diesen niemals aus ihrem Nest werfen, sondern ihn mit rührender Selbstaufopferung füttern, sei dahingestellt. Es ist ja hinlänglich bekannt, daß der einfache Sinn der Landbewohner immer zwischen einer guten und bösen Folge unterscheidet, und diese Richtschnur allen Dingen unterlegt.

Von jeher gilt der Kuckuck im allgemeinen als sehr klug, und man nimmt von ihm an, daß er die Gabe der Weissagung in einem höheren Maße besitze. Dies glaubt man nicht allein in ganz Pommern, sondern auch in allen Teilen des Reiches, sicher auch weit über seine Grenzen hinaus.

Die Redensart „Das weiß der Kuckuck!" die heute als ein Ausspruch des Verdrusses zu werten ist, hatte früher einen tieferen Sinn und sollte in der Tat bekunden, daß dem Kuckuck ein tieferes Wissen von verborgenen Dingen eigen sei.

Aber nicht allein zu Wodan bringt man den Kuckuck in Beziehung, sondern auch zum Teufel. Wer kennt nicht den Ausspruch: „Hol dich der Kuckuck!" Gemeint ist der Teufel. „Der Kuckuck und sein Küster" heißt in der Volkssprache: Der Teufel und sein Anhang oder der Teufel und sein Diener, der Teufel und seine Großmutter. Unter den gefiederten Waldbewohnern gilt der Wiedehopf als der Kuckucksküster, der auch, als sein wirklicher Gefährte, im Frühling mit ihm kommt, im Herbst mit ihm scheidet und in der Größe, in der Einförmigkeit des Gesanges und überhaupt in seinem ganzen scheuen, unheimlichen Wesen ihm nicht sehr unähnlich ist.

Das Rheinweinlied des „Wandsbecker Boten", das vom Blocksberge singt:

„Der Blocksberg ist der lange Herr Philister,
er macht nur Wind wie der,
drum tanzen auch der Kuckuck und sein Küster
auf ihm die Kreuz und Quer"

hat diese Beziehungen verewigt.

Um Tempelburg hält man es für ein Unglück, wenn auf Wegen des Waldes, die man passieren muß, der Kuckuck sichtbar wird. Der abergläubische Köhler hält sowohl den Kuckuck wie auch den Wiedehopf für verwunsche Unholde der Vorzeit, die von jeher dem Menschen Unheil bringen, wo man ihnen auch begegnet. Nach dem Glauben dieser Gegend soll der Kuckuck die Eigenschaft besitzen, die Gestalt eines schönen Jünglings anzunehmen, in der er dann die jungen Mädchen und Frauen zu verführen versucht. Aber nicht allein die Gestalt eines jungen Mannes soll er annehmen, sondern auch die einer berückend schönen Jungfrau, weiß man um Ahlbeck. In dieser Gestalt wird er sich natürlich nicht an die jungen Mädchen, sondern an die Vertreter des anderen Geschlechts heranmachen, um diesen Gefahr zu bringen.

Im Rheinlande fand ich auch die Annahme, daß die von Heinrich Heine und Julius Wolf besungene sagenhafte Lorelei oder Lurley nach dem letzteren ein derartig verzaubertes Wesen, ein Kuckucksvogel gewesen sei.

Um Neuwarp gilt der Kuckuck als Frühlingsbote. Sein Ankunftstermin liegt um die Mitte des April. Der Volksmund sagt: „Am 18. kommt er; am 19. muß er kommen." Doch hält er sich keineswegs an diese beiden Termine. Sehr oft kommt er auch wesentlich früher, niemals aber vor Anfang April.

Die Zeit liegt nicht so weit zurück, wo man jenen Tag, an dem man zum erstenmal im Jahre seinen Ruf vernahm, als einen festlichen ausgab und ihn auch als einen solchen beging. Wahrscheinlich erklärt sich diese Handlungsweise mit der Annahme, daß der Vogel übernatürliche Kräfte besitze und es nicht gut sei, ihn zu erzürnen. Ich möchte annehmen, daß man auch diese Handlungsweise von dem seltsamen Verhältnis der Zieheltern des Kuckucks herleitet und in diesem ein Vorbild sieht, das nachzuahmen nützlich und unheilverhindernd sei.

Vor allen Dingen wurde der Tag des ersten Kuckucksrufes in Westfalen festlich begangen. Wer den Ruf des Kuckucks zuerst vernahm und ihn im Dorf meldete, bekam ein Ei oder auch andere Werte der Wirtschaft geschenkt.

Um Ahlbeck gilt der Tag, an dem man seinen Ruf zum erstenmal vernimmt, als Zauberzeit. Wer an diesem Tage geheime Wünsche hat, darf sie dem Kuckuck offenbaren. Er sorgt für deren Erfüllung.

Um Nipperwiese sieht man auch heute noch im Kuckuck einen Göttervogel, der die Gabe der Weissagung besitzt. Wenn man ihn im Frühling zum erstenmal hört, so gibt die Zahl seiner Rufe die Jahre an, die man noch zu leben hat. Man fordert den Kuckuck durch folgenden Reim zur Hergabe seines Wissens auf:

„Kuckuck, Kuckuck, sag mir an,
wieviel Jahre ich noch leben kann" oder

„Kuckuck überm Hüttel,
wann muß ich anziehen meinen Sterbekittel?"

Um Wollin fragen die jungen Mädchen und Burschen den Kuckuck nach dem Jahr des Eheschlusses. Werden ihnen viele Jahre angegeben, d. h. ruft der Kuckuck sehr oft und scheint ihnen die Frist bis zu dem erwünschten Ziel zu lange, dann wandeln sie eigenmächtig die erhaltene Zahl in Monate um. Ob mit oder ohne Berechtigung, wurde mir nicht gesagt.

Es soll hier auch Menschen geben, die den Kuckuck nach der Zahl der Liebhaber und Liebhaberinnen fragen, die ihnen über Jahr beschert werden.

Um Swinemünde hält man darauf, daß man Geld und möglichst großmünziges Geld in der Tasche hat, wenn der Kuckuck zum erstenmal im Jahre ruft. Man muß, wenn man seinen Ruf vernimmt, möglichst lebhaft mit dem Gelde klimpern. Dank dieser Vorsichtsmaßnahme soll man das ganze Jahr hindurch Genüge an Geld haben. Wer den Kuckucksruf ohne Geld in der Tasche vernimmt, hat im Laufe des Jahres an diesem Mangel.

Um Neustettin gilt es als feststehende Tatsache, daß man über Jahr hungern muß, wenn dieses Gefühl im Augenblick des ersten Kuckucksrufes vorherrscht. Wen der Ruf aber gerade bei einer Mahlzeit überrascht, der wird immer zu essen und in Fülle haben.

Um Altdamm fragen junge Frauen den Kuckuck, wieviel Kinder ihnen der Himmel beschert.

Um Pasewalk ist man davon überzeugt, daß die Liebe zu einer Person des anderen Geschlechts erwidert werden muß, wenn man im Augenblick des ersten Kuckucksrufs an diese sehr intensiv denkt und in Gedanken wähnt, sie im Arm zu halten.

Entgegen dieser erhoffenden Wirkung heißt es um Wolgast, daß man beim ersten Kuckucksruf ebenfalls an eine Person des anderen Geschlechts denken soll, deren Zuneigung als lästig empfunden wird. Während man sich bei der ersten Handlung die erhoffte Wirkung als vollzogen denkt, muß man hier Gedanken der Abwehr hegen und diese mit entsprechenden Gesten wie Fortwinken unterstützen.

Um Stralsund sagt man, daß es ein unfruchtbares Jahr gibt, wenn der Kuckuck noch nach Johanni ruft. Dasselbe nimmt man auch an, wenn er den Wohnungen nahe kommt.

Entgegen dieser Meinung sieht man um Naugard ein ganz besonderes Glück in dem Umstande, wenn der Kuckuck in das Nest eines Haussperlings seine Eier legt. Noch größer soll das Glück sein, wenn er sich hierzu ein Schwalbennest aussucht.

Um Anklam aber gilt es als unheilbringend, wenn der Kuckuck sein Ei in das Nest eines Hausvogels legt zu einer Zeit, wenn eine Braut im Hause ist. Von dieser nimmt man in dieser Gegend an, daß sie ihrem zukünftigen Manne die Treue nicht halten, sondern sich unzählige Liebhaber heranlocken wird.

Um Penkun gilt es als ein sehr großes Glück, wenn sich der Kuckuck auf das Dach eines Wirtschaftsgebäudes oder gar des Hauses setzt. Das Glück wirkt sich in jenem Gebäude aus, auf dessen Dach sich der scheue Vogel setzt. Sitzt er auf dem Dache des Pferdestalles, ist das Glück hier zu erwarten. Sitzt er aber auf dem Dache des Hauses, ist das Glück hier zu erwarten. Befindet sich zu dieser Zeit aber ein Kranker im Hause, so wird der Kuckuck zum Todesboten; er kündet das nahe Ende des Kranken an.

Um Wangerin weiß man, daß man Glück auf einem Gange zu erwarten hat, wenn man den Kuckucksruf auf diesem zum erstenmal im Jahre hört. Dem Diebe aber kündet er Mißerfolg und Gefangennahme, wenn er den Ruf des Rätselvogels hört, wenn er sich auf unredlichen Wegen befindet.

Um Stolp heißt es, daß man auf die Himmelsrichtung zu achten hat, aus der der Kuckucksruf zum erstenmal zu hören ist. Kommt der Ruf aus dem Osten, kündet er Glück. Wommt er aus dem Westen, kündet er Unglück.

Um Misdroy weiß man, daß man böse Füße bekommt, wenn man vom ersten Kuckucksruf mit bloßen Füßen überrascht wird.

In den Dörfern um Bahn ist man fest davon überzeugt, daß im Hause ein Mädchen zu Fall kommt, wenn im Frühjahr ein Kuckuck sich in der Nähe des Gehöftes sehen läßt oder gar in den Garten kommt.

Um Plathe heißt es, daß man, wenn man zum erstenmal den Kuckucksruf hört, so-

fort die Augen schließen müsse. Trotz geschlossenen Auges soll man geistig die Personen und Umstände sehen, die im Laufe des Jahres entscheidend auf das eigene Schicksal einwirken.

Um Ueckermünde greift man, wenn man zum erstenmal den Kuckucksruf vernimmt, mit der Hand rückwärts, ohne sich jedoch umzusehen. Was man hier greift, soll ein wirksames Vernichtungsmittel gegen Wanzen und anderes Ungeziefer sein.

Um Stettin gilt der Kuckuck als willkommener Frühlingsbote, als Verkünder von Glück und Ehesegen, als Wahrsager, als loser Schalk, als Possenreißer, aber auch als Liebesbote. Es heißt hier von ihm, daß man ihm Botschaften an ferne Lieben auftragen soll, die er getreulich vermittelt.

Um Köslin ist man davon überzeugt, daß kranke Menschen, wenn sie bis zum ersten Kuckucksruf leben, wieder gesunden und noch ein Jahr des Lebens sicher haben. Die weitere Entscheidung hängt von ihrem Verhalten bis zum nächsten Kuckucksruf ab. Hierher gehört auch wohl der bekannte Ausspruch: „Er hört den Kuckuck nicht mehr rufen".

Es sei hier der Erzählung des Mönches von Heisterbach gedacht: Im Jahre 1221 habe ein Klosterbruder, dem die Strenge des Ordens lästig geworden, den Kuckuck um die Zahl seiner noch übrigen Lebensjahre befragt und zweiundzwanzig Rufe gezählt. Darauf habe er beschlossen, zwanzig Jahre lang allen irdischen Genüssen zu fröhnen und seine Bußzeit bis zum einundzwanzigsten Jahr auszusetzen. Doch der Tod ereilte ihn entgegen des Kuckucks Weissagung schon im zwanzigsten Jahr, und der eitle Mönch mußte in seinen Sünden dahinfahren, auf daß das gottlose Orakel keine Bestätigung finde.

Die fromme Entrüstung, mit welcher der gläubige Cäsarius sich über das Teufelsorakel äußert, läßt sowohl den allgemeinen Volksglauben an dies Orakel, als auch das Bewußtsein eines heidnischen Ursprunges genau erkennen.

Um Stargard suchen Mädchen, die die Liebe eines bestimmten Mannes erringen wollen, die Nester der Kleinvogelwelt nach eingeschmuggelten Kuckuckseiern ab. Von diesen stellen sie irgend eine Speise her oder mischen sie doch einer solchen bei. Diese geben sie dem betreffenden Burschen zu essen und sind davon überzeugt, daß er nun ihrer Liebe für immer verfallen ist.

Um Greifswald sucht man im Walde nach den verlorenen Federn eines Kuckucks. Diese stopft man mit Gänsefedern zusammen in das Ehebett eines jungen Paares. Diese Federn sollen die gegenseitige Liebe und Treue des Paares garantieren.

Um Kolberg sagt man, daß zur Zeit des ersten Kuckucksrufes Kinder nicht in den Wald gehen dürfen, weil um diese Zeit die Verwandlungskraft des Vogels sehr stark ist und nicht nur er selbst jede gewünschte Gewalt annehmen kann, sondern auch die Kinder in irgend eine zu verwandeln vermag.

Auch hier wähnt man, daß der Kuckuck zu himmlischen Mächten in Beziehung stehe, was zweifellos auf den ehemaligen Glauben der alten Germanen zurückzuführen ist, die in ihm den Begleiter und Vertrauten Wodans sahen.

Auch einige Pflanzen bringt man zum Kuckuck in Beziehung. So um Falkenburg das Knabenkraut (Orchis morio, mascula und maculata). Man nennt es Kuckucksblume. Es heißt, daß man die Wurzel zur Mittagsstunde des Johannistages ausgraben muß. Man darf die Pflanze aber nicht mit den Händen berühren, sondern man muß diese zuvor mit dichten Handschuhen bekleiden. Zum Ausgraben verwendet man eine silberne Münze. Wer diese Wurzel ständig auf dem bloßen Körper bei sich trägt, hat Glück im Spiel und das Geld wird ihm nie alle. Bringt man den oberen Teil der Pflanze in den Viehstall oder zieht man die Pflanzen in der Nähe desselben, dann nehmen sie den Kühen die Milch, heißt es um Dramburg.

Den Repräsentanten der Oxalideen, den Sauerklee, Oxalis acetosella, nennt man Kuckucksklee und sieht in ihm ebenfalls einen Unglücksbringer, wenn er in der Nähe des Hauses zu finden ist, oder wenn er in größeren Mengen auf der Viehweide auftritt. Ich gehe in der Annahme wohl nicht fehl, daß der tiefere Sinn dieser Ablehnung in dem hohen Oxalsäuregehalt dieser Pflanze zu suchen ist, von der die Wissenschaft heute lehrt, daß sie schädlich wirkt.

In den Dörfern um Rummelsburg nennt man die beiden wildwachsenden Malvenarten: Malva silvestris, auch Roßpappel genannt, und Malva vulgaris, auch Käsepappel genannt, Kuckucksblumen. Die durchbohrte Wurzel dieser Pflanzen trägt man hier an einer Schnur auf der bloßen Brust und nimmt von ihr an, daß sie veraltete Leiden der Luftwege zu heilen vermag.

Um Ratzebuhr bezeichnet man die Küchenschelle (Pulsatilla pratensis) als Kuckucksblume und verwendet sie ebenfalls gegen verschiedene Leiden.

Um Bublitz bezeichnet man den weißen Andorn (Marrabum vulgare) als Kuckuckskraut. Die ganze Pflanze ist mit einem weißen Pilz bedeckt. Sie riecht eigenartig gewürzig und schmeckt bitter, etwas salzig. Die Blätter dieses Strauches verwendet man gegen veraltete Katarrhe der Luftwege und gegen chronische Hautausschläge.

Auf Rügen bezeichnet man das Wiesenschaumkraut (Cardamine pratensis) als Kuckucksschaumkraut. Aus den getrockneten Blumen dieser Pflanze bereitet man hier einen Tee gegen das Scharlachfieber.

Mit dem Namen „Kuckucksspeichel" bezeichnet man um Pyritz einen speichelartigen Schaum, den man im Frühjahr vielfach an Büschen und Pflanzen, vorwiegend auf Wiesenpflanzen und hier am meisten auf dem Wiesenschaumkraut findet. Es ist bekannt, daß dieser Schaum von der Larve der Schaumzikade erzeugt wird. Diese nährt sich von dem Saft der Pflanze, und zum Schutz gegen andere Tiere hüllt sie sich in die selbstbereitete Schaummasse ein.

Auch dem deutschen Imker ist die Bezeichnung Kuckuck gleich bedeutend mit List und Trug. So nennt er Schmarotzerbienen, die ihre Eier in die Zellen anderer legen und dort weiter versorgen lassen: Kuckucksbienen.

Wer rohe Kuckuckseier vor dem Bebrüten vor Sonnenaufgang austrinkt, erhält die Kunst des weisen Schweigens, heißt es um Gollnow.

Kinderspiele. Von Heinrich Vogel.

Kaum, daß der letzte Schnee zerronnen ist und die Sonne etwas wärmer vom Märzenhimmel scheint: gleich wimmelt's auf der Straße von Kindern groß und klein, die „Brummer" hüpfen, „Kullern" rollen, und da und dort sieht man auch wohl ein „Humpelparadies".

Das muß so sein. Weil's alte Sitte ist und weil's die Jahreszeit gebeut. Oder soll man etwa „Trundelreifen" im Winter spielen und im Frühling Drachen steigen lassen?

Nein, jedes Spiel hat seine Zeit. Jetzt ist Frühling, und da wird „gebrummt". Ein jeder Knirps verschafft sich Stock und Bindfaden — im Notfall tut's auch Mutters Schürzenband — kauft sich für einen Sechser den schönsten „Steinsetzer" und treibt den Kreisel, wie es schon die kleinen Römerkinder taten und die braunen Leute am Nil. An solchen einfachen Dingen werden auch Jahrtausende nichts ändern.

Oder doch? Ist dieser kleine, geringelte Holzkegel derselbe rohe Klumpen, an dem sich die Vorzeit ergötzte? Wie kommt er eigentlich dazu, sich einen Brummer zu nennen, da er doch ziemlich sang- und klanglos umherspringt. Viel eher paßt das Wort für den lackierten Blechkessel, der, aufgezogen, mit sanftem Aeolsharfenton durchs Zimmer summt. Er tut zu fein, als daß man nicht bei ihm nach einfacheren Ahnen suchen sollte. Und gibt es nicht noch heutzutage solche rohen Urwaldbären, aus Nüssen oder Holz geschnitzt, die, mit der Schnur in Gang gesetzt, jenen geheimnisvollen Brummton hören lassen, der einfachern Gemütern Vergnügen oder Grauen bereitet? Möglich, daß so ein Ding in Pommerns Hinterwäldern noch heute sein Wesen treibt.

In unserer Jugend war das Brummern ein sehr einfaches Spiel und gänzlich frei von Regeln. Oder hätte wirklich einer damals schon „auf Tor" gebrummt mit Angriff und Verteidigung nach Punkten und Gesetzen? Doch die Kultur, die alle Welt beleckt, hat sich aufs Brummen auch erstreckt. Wir sehens ja an jedem Weihnachtstisch, wie man modern geworden ist und daß man auch noch als erwachsener Mensch ein Viertelstündchen sein Vergnügen an diesen bunten Blechtellerchen haben kann, die ein Spiralstock kunstvoll in Bewegung setzt und die im Grunde die wohlbekannten Brummer sind. Doch scheint's, als hätten auch moderne Kinder noch größere Freude an dem alten Hosenknopf, durch den der Vater ein Streichholz steckt und den er auf dem Tische tanzen läßt, gerade so, wie es der Fullahjunge mit seinem Lehmkloß und der kleine Indianer mit seinen Nüssen macht.

Hier möchte ich fragen, gibt es schon eine Kulturgeschichte des Kinderspiels? Ein Werk, das bis in vorzeitliche Fernen geht und räumliche und zeitliche Abwandlungen aufdeckt? Das könnte uns sicher Aufschluß geben, ob solche Spiele und Beschäftigungen Erfindungen des Kindes sind oder ob sie aus der Welt der Großen herabgesunken zu den Kleinen. Aber vielleicht waren die Erwachsenen jener Zeiten in ihrer seelischen Beschaffenheit nicht allzuweit vom Kind entfernt.

Es muß wohl tief in der Natur des Menschen, ja des Tieres, begründet sein, daß man am Rollen, Kreiseln, Kugeln solch Vergnügen hat. Denn das Spiel mit den rollenden Kugeln ist bei jung und alt noch heute gleicherweise beliebt, nur daß die Alten ihr Billard- oder Kegelspiel geregelter und sportmäßiger betreiben als wir Jungen unser simples „Murmeln".

Bei mir und meinen Freunden war's eine wahre Leidenschaft. Wir spielten Antatsch, Kesseln und Schuffeln mit und ohne Weitlegen. Mit Glas- und Tonkugeln, mit Soldaten- und Hosenknöpfen. Die ohne Oesen hatten den geringsten Wert. Sie hießen Flinsen. Am meisten schätzte man gefüllte

Wappenknöpfe. Das waren „Dutzendjeller". Es gab gerißne Burschen, die sich bei allen Löchern eingefuppst hatten, und gab auch noble Charaktere, die einen Teil des Kugelgewinns nachher vergrabschen ließen. Man sieht, hier hatte sich schon eine besondere Fachsprache ausgebildet. Sie hat sich gänzlich umgeformt. Wie auch das Spiel. Die Jeller sanken mit der uniformierten Herrlichkeit des alten Reiches in das Grab. An ihre Stelle sind Stahlkugeln der Radlager getreten. Der alte Kessel hat sich in eine Zigarrenkiste umgewandelt mit Löchern wie beim deutschen Billard, man schuffelt noch, man schmeißt auch noch ins Loch. Was aber fängt solch alter Knabe wie ich mit diesen neumodischen Spielausdrücken an, mit Zipp und Backs, Backskohn und Antick, Däumer, Spohn, Parisern oder Englisch Lang?

Nichts ist beständig, möcht man sagen, nur der Wechsel. Aber auch hier heißt es cum grano salis. Der Grundgedanke blieb sich gleich.

Was wäre denn der Urgedanke beim Humpelparadies? Liegt diesem Hinken durch die aufgezeichnete Figur vielleicht ein alter Mythentanz zugrunde? Und warum humpeln bloß die Mädchen? Die Jungen tun da selten mit. Vor fünfzig Jahren gab's in unserer Gegend nur eine Form des Humpeleinmaleins, wobei man seinen bunten Scherben mit dem Fuße durch Himmel, Hölle und alle sieben Fächer schubsen mußte. Doch fanden sich auch schon Neuerer, die „Schnecke" für feiner hielten. Heute sieht man das „Mal" nur selten noch. Jetzt zeichnen sich die Humpler Kreuze mit den Namen der Wochentage, Vierecke mit vielen Fächern und erschweren sich das Spiel mit Kaffeetragen, Schräggehn, Blindgehn und was weiß ich noch. Es zeigt sich hier dieselbe Erscheinung, die man auch beim Probeball beobachtet, daß ganz einfache Spiele verändert und erweitert werden. Wie auch beim Messerwerfen, wo sich die Jungen die unsinnigsten Abwurfstellen an ihrem Körper ausklamüsert haben. Man fragt sich, sind derartige Umformungen auch in früheren Zeiten so schnell erfolgt, oder soll man sie erklären und begründen mit der Hast der Gegenwart und einem neuen Geist?

Ich hatte den großen Vorzug, meine Jugend am Rand der Großstadt zu verbringen, wo vom Lande beständig neues Blut auch in die Kinderspiele drang. Da lernten wir die hundert spielerischen Beschäftigungen, in denen die Hütejungen Meister sind: einfache Zeitvertreiber aus Borke, Binsen, Rinde, Bast und Federn. Es fehlt an Raum, das alles auch nur aufzuzählen. Da übten wir die hundert Knabenspiele, Kuhlsög, Zick und Stein und was es sonst noch gab. Und überall an lauen Sommerabenden erklangen Kinderreigen: „Machet auf das Tor. Wir pflücken dem Bauer die Schoten ab. Wo seid ihr denn so lang geblieben?" usw. Man könnte ganze Seiten damit füllen.

Spielt man noch heute so? Wohl hier und da. Man hat neue aufgenommen, die uns lächerlich erscheinen: „Hans, du stinkst" oder „Mutter, es ziept". Man hat alte vergessen. Was wir bedauern.

Im allgemeinen, scheint mir, spielt man weniger. Vielleicht nur, weil man keinen Platz mehr hat. Oder gibt es auch solche Helden, die selbst auf dem Asphalt das einst so sehr beliebte „Sumsen", das Rasenstechen, ausüben? Gibt's Jungen, die auch auf hartem Straßenpflaster die herrliche Kuhlsau treiben?

Sie scheint selbst auf dem Lande auszusterben. Denn auch dort fehlt es bereits an Raum. Der Anger ist bebaut und eingehegt. Die Brache unterm Pflug. Die Wirtschaftsordnung auf den Kopf gestellt. Das Dorf im besten Zug, sich städtisch aufzuputzen, selbst seine Seele zu verkaufen. Die Schule tut das ihrige. Im guten Glauben. Ertüchtigung der Jugend, und jeder Gemeinde ihren eigenen Platz zum Jugendspiel! Und ist doch unter hundert Fällen hundertmal nichts weiter als ein Fußballplatz. Da herrscht die straffe Zucht. Da gilt's, Rekorde aufzustellen. Da wird der urtümliche Mensch normalisiert und standartisiert. So mordet der Sport das deutsche Spiel.

Alles ist im Fluß, sagt der Weise. Und das ist auch wohl gut. Aber daß dabei so viele Wässerlein vertrocknen müssen, daß der schöne Strom so arg gezwungen, in Regeln und Kanäle gezwängt wird, das will uns Aelteren, die wir an größere Freiheit gewöhnt sind, nicht recht gefallen. Wir sehen darin eine schmerzliche Verarmung deutschen Gemüts.

Und also komm ich zu den Müttern. „Es klingt so wunderlich." Sie sind es, die die goldnen Schätze unsrer Seele heben. Sie, denk ich, werden sie auch ferner hüten. Dazu gehören all die kleinen Nichtigkeiten, die Ammenreime, Fingerspiele, die ersten kindlichen Beschäftigungen, die spielweise sich von Geschlecht zu Geschlecht vererben. Oder sollte auch das schon vergessen sein? Sollten unsere jungen Mütter sich nun nicht mehr daran erinnern, wie sie selber „Schrap, schrap Fisch" gemacht, wie sie „Dies eß ich, dies trink ich" gespielt, „Zwei Knaben wollten Wasser holen" und ähnliche Dinge? Schad wär's darum.

Es ist ein weites Feld, das wir hier nicht beackern, sondern nur flüchtig mustern wollten, ein Feld, das unter unsern Augen sein Aussehn stetig ändert. Hier wäre eine dankbare Aufgabe für unsere jungen Volkskundler,

die ganze Provinz zu durchforschen, festzustellen, was alles an Spiel und spielerischen Beschäftigungen noch vorhanden ist und wie es sich zeitlich und räumlich verknüpft. Es gäbe einen stattlichen Band, und sehr wahrscheinlich würden wenigstens wir Alten uns herzlich daran erquicken. Die Jugend aber könnte daraus lernen, wie man spielt? — Nicht doch! Die Jugend wählt sich ihre Spiele selbst, und vorgesetzt und aufgewärmt behagt die Kost ihr selten. Da werden wir uns also wohl an die große Menge wenden: „Wer rettet das Spiel?" Höchstwahrscheinlich wird dann wie einst in unserer Jugend beim Schwarzen Mann aus vollem Hals die Antwort kommen: „Niemand! Niemand!"

50 Jahre Randower Kreissparkasse.

Ein Beitrag zur Selbstverwaltungsarbeit der pommerschen Landkreise.

Von Landrat Dr. Friedrich Schöne.

Am 1. April dieses Jahres blickte die Randower Kreissparkasse in Stettin auf ein fünfzigjähriges Bestehen zurück. Dieser fünfzigjährige Geburtstag fällt in besonders ernste Zeit, die gerade im Kreise Randow, dem Gewährverbande dieses Instituts, durch die besorgniserregende Notlage der Landwirtschaft und der Industrie mit ihrer beängstigenden Begleiterscheinung der immer weiter gesteigerten Arbeitslosigkeit besonders bedrohlich gekennzeichnet ist. Mit verständlichem Neid richten sich daher unsere Blicke auf die ersten Jahrzehnte stetiger glücklicher Entwicklung der Sparkasse, die im Grunde nur die damalige regelmäßige und durch Konjunkturschwankungen kaum je fühlbar erschütterte allgemeine Aufwärtsentwicklung der deutschen Gesamtwirtschaft wiederspiegelt. Der Rückblick richtet sich alsbald aber auch auf die unerhörten Erschütterungen, denen in den Jahren des Weltkrieges und insbesondere in den für jedes Geldinstitut so außerordentlich verhängnisvollen folgenden Jahren des Währungsverfalles, auch die Randower Kreissparkasse als ein Einzelglied im großen Räderwerk der deutschen Gesamtwirtschaft ausgesetzt war, und schließlich verweilt der Rückblick nicht zuletzt auf demjenigen Teil des letzten Jahrzehntes, in welchem auf der selbst durch Kriegs- und Inflationszeit unversehrt gebliebenen und damit gleichsam in einer Feuerprobe als bewährt erwiesenen Grundlage entschlossen neu aufgebaut werden mußte, um die Gedanken und die Ziele, die einst bei der Gründung der Sparkasse maßgebend gewesen waren, erneut zu verwirklichen.

Die Gründung der Randower Kreissparkasse und die ersten beiden Jahrzehnte ihres Bestehens sind unlöslich verbunden mit dem Namen des Mannes, der fast 30 Jahre lang (1873 bis 1900) an der Spitze des Kreises Randow gestanden hat und dem es beschieden gewesen ist, in jenen Jahrzehnten beispiellosen wirtschaftlichen Aufschwunges nach der Reichsgründung in den Grenzen des Randower Kreises eine mit dem Gesamtaufblühen des deutschen Wirtschaftslebens schritthaltende, verheißungsvolle Entwicklung zu erleben und mit pfleglicher Hand zu betreuen und zu fördern. Dieser Mann, der Landrat Heinrich von Manteuffel war es, der als besonders glückliches Mittel solcher pfleglichen Betreuung die Einrichtung einer Sparkasse für seinen Kreis erkannte, und diesen Gedanken, kaum als richtig erkannt, alsbald mit aller Energie und Hingabe in die Tat umsetzte. In einem Abriß ihrer Geschichte, den die Randower Kreissparkasse aus Anlaß ihres fünfzigjährigen Bestehens zusammengestellt hat, ist es auch heute noch interessant und lehrreich nachzulesen, wie gewissenhaft und umsichtig die Vorbereitungen getroffen und die Vorverhandlungen geführt wurden. Hier möge es genügen zu erwähnen, daß der Randower Kreistag am 15. Dezember 1880 einstimmig die Errichtung der Sparkasse beschloß und der Oberpräsident diesen Beschluß am 7. Januar 1881 genehmigte. Die eigentliche Eröffnung der Sparkasse in dem neben dem Kreishause angemieteten Kassenlokal, Marienplatz 4 in Stettin, fand am 1. April 1881 statt. Mit ihrer Verwaltung war der Rechnungsrat Gans betraut. Daneben waren zur erleichterten Benutzung durch die kreisangehörige Bevölkerung fünf Annahmestellen, oder wie man sich damals noch ausdrückte „Rezepturen" in Altdamm, Gartz, Löcknitz, Penkun und Pölitz vorgesehen.

Damit war dem Kreise Randow dieses wertvolle Instrument in die Hand gegeben, und es galt nun zu erweisen, daß es auch wirklich den Gedanken und Plänen seines Schöpfers gerecht zu werden vermochte. Der Landrat von Manteuffel hat es noch erleben dürfen, daß seine Absichten und Hoffnungen sich, vielleicht über eigenes Erwarten hinaus, erfüllen und verwirklichen sollten. Ihm war es darum zu tun gewesen, nicht nur ein zuverlässiges eigenes Kreisinstitut zu gründen, um der Bevölkerung des Kreises Gelegenheit zu geben, ihre Spargelder sicher und zu ange-

messenen Zinssätzen anzulegen, er hatte auch der kreditsuchenden Bevölkerung des Kreises, insbesondere den wirtschaftlich schwächeren Schichten, die Möglichkeit bieten wollen, zu denkbar günstigsten Bedingungen, auf solidester Basis Darlehen aufzunehmen, um so in fruchtbarer Wechselwirkung durch Zusammenfassung der Ueberschußerträge von Arbeit und Sparsamkeit die Ertragsquellen zu stärken und die Früchte ihrer gesteigerten Ergiebigkeit wiederum als Einlagen aufzunehmen, um sie erneut dem Kreislauf des Wirtschaftslebens zuzuführen, ein Vorgang, der sein sinnfälligstes Vergleichsstück in dem sich dauernd erneuernden Blutkreislauf des gesunden Menschenkörpers besitzt.

Für die neue Kreissparkasse war es ein beachtlicher Erfolg, daß sie schon am Ende ihres ersten Lebensjahres über einen Einlagestand von mehr als einer halben Million Mark verfügte, am Schluß des vierten Jahres war die erste volle Million überschritten, am Schluß des 6. die zweite, am Schluß des 8. (31. März 1889) die dritte, 1890 die vierte, 1896 die zehnte, 1900 die vierzehnte. Im März 1900 verstarb der Landrat von Manteuffel und konnte seinem Nachfolger, dem Grafen von Westarp, das von ihm ins Leben gerufene Institut im Stadium verheißungsvollster Entwicklung hinterlassen. Von dem Vermögen der Sparkasse waren im Jahre 1900 4,7 Millionen in Hypotheken, 2,3 Millionen in Anleihen von Gemeinden und Korporationen (einschließlich des Kreises selbst), 7,3 Millionen in Inhaberpapieren angelegt. Schon ein Jahr nach der Gründung war die Stadt Stettin in den Geschäftsbereich der Sparkasse einbezogen worden, um bei mangelnder Nachfrage aus dem Kreise selbst hypothekarische Beleihungen auch im Stadtgebiet vornehmen zu können. Im Jahre 1897 fand eine entsprechende Ausdehnung des Geschäftsbereiches auch auf andere Kreise und Gemeinden der Provinz Pommern statt und damit ein Hinausgehen über die Grenzen des Gewährverbandes und der Stadt Stettin als des Belegenheitsbezirkes der Sparkasse, wie es im Laufe der späteren Entwicklung den Sparkassen unter dem grundsätzlich richtigen Gesichtspunkt verwehrt wurde, daß die Prüfung der Sicherheit der Anlagen über die Grenzen des näheren Bezirkes hinaus in einem Maße erschwert wird, welches die unbedingte Mündelsicherheit z. B. der hypothekarischen Beleihungen allzu leicht in Frage stellt.

In die Zeit des Landrats Grafen von Westarp fällt die Gründung des Pommerschen Sparkassenverbandes (1903), dessen Aufgabe die Förderung und Vertretung der gemeinsamen Interessen aller kommunalen pommerschen Sparkassen ist. In diese Zeit fällt auch die Eröffnung der heute noch bestehenden Nebenstelle in Züllchow, die sich einer der Hauptstelle entsprechenden Parallelentwicklung zu erfreuen hatte. Die Zahl der „Rezepturen" war vorübergehend bis auf 17 erweitert. Schon im Jahre 1892 war das bisher angemietete Haus Marienplatz 4 angekauft worden.

In den Jahren 1900—1914 setzte sich die Entwicklung der Kasse nur noch in gesteigertem, ja manchmal sprunghaftem Tempo fort. Schon im Jahre 1903 war der Einlagebestand auf mehr als 20 Millionen gestiegen, 1906 auf 30 Millionen, 1911 auf 40, am Schlusse des Jahres 1914 betrug er fast 46 Millionen. Eine solche Entwicklung stellte an alle Organe der Sparkasse hohe und höchste Anforderungen, erforderte daneben selbstverständlich eine fortschreitende Erweiterung des Personalbestandes und immer erneute Vervollkommnung des gesamten Verwaltungsapparates. Den „Vorstand" der Kasse bildete seit jeher und bildet heute noch ein Gremium (früher „Kuratorium" genannt) aus ehrenamtlichen, gewählten Mitgliedern unter dem Vorsitz des Landrats, welches in grundsätzlich monatlichen Sitzungen über alle die Sparkasse berührenden Angelegenheiten, insbesondere ohne Ausnahme über die einzelnen Anlagen des Sparkassenvermögens berät und beschließt. Hierbei beweist sich die berufständische Gliederung innerhalb des Vorstandes ebenso wertvoll, wie die sich ergänzenden Einzelkenntnisse je nach der örtlichen Herkunft der Vorstandsmitglieder aus den einzelnen geographischen Kreisteilen.

Der Weltkrieg und die darauf folgende Zeit stellte die Sparkasse, wie schon angedeutet, vor unerhörte und bisher nie gekannte Aufgaben. Einzelheiten wiederzugeben ist in diesem Rahmen nicht möglich. Das Anwachsen des Einlagenbestandes (bis zum Jahre 1921 als dem Jahre des letzten noch einigermaßen normalen Abschlusses auf 128 Millionen) bedeutet natürlich eine Scheinblüte und zwar in Wirklichkeit nur die Kehrseite des damals immer stärker einsetzenden Währungsverfalles. Die Ziffern schwollen ins Ungemessene, ja Groteske. Immer aufs neue Spalten neue Spalten in den Büchern eingeführt werden, um die phantastischen Zahlen, die man sonst nur aus astronomischen und erdgeschichtlichen Begriffen in ungläubiger Erinnerung hatte, aufzunehmen. Von heute auf morgen mußte man sich an neue Vorstellungen gewöhnen, die einem am Tage zuvor noch krankhaft angemutet hätten und uns auch heute wieder — gottlob — phantastisch erscheinen. Immerhin mag der Abschluß des Jahres 1923 gleichsam als Kuriosität hier in Ziffern wiedergegeben werden:

Einer Einnahme von
104 583 912 669 879 260.00 Mark
stand eine Ausgabe von
41 092 939 818 432 382.00 „
gegenüber, so daß sich ein Bestand von
63 490 972 851 446 878.00 Mark
ergab. Am Ende der Inflation, im Augenblick der Stabilisierung verfügte die Sparkasse also über einen Bestand von 63 490 Billionen Mark = 63 490.— Rentenmark, demnächst Reichsmark. Das war alles, was von den 45 Millionen gerettet war, oder zunächst doch nur gerettet schien. Etwas änderte sich das Bild mit der Aufwertungsgesetzgebung, durch die immerhin ein beträchtlicher Teil des hypothekarischen Bestandes von rund 12 Millionen (1914) mit 25% aufgewertet wurde. Demgegenüber trat aber auch die Verpflichtung der Sparkasse, die Sparguthaben aufzuwerten, eine Verpflichtung, die nunmehr abschließend für Pommern auf 21% festgelegt ist. Tatsächlich handelte es sich in dem Augenblick, als man in Deutschland ernüchtert aus dem Inflationstaumel aufwachte, auch für die Randower Kreissparkasse darum, gleichsam ganz von vorn wieder anzufangen. Dieser Anfang war im Vergleich zu dem ersten vor jetzt 50 Jahren, auf der einen Seite erschwert, auf der anderen Seite erleichtert. Erschwert insofern, als es sich darum handelte, das aufs schwerste erschütterte Vertrauen einer tief enttäuschten, weitgehend verbitterten und völlig verarmten Bevölkerung wieder zu gewinnen, erleichtert durch das Vorhandensein eines eingespielten Apparates und eines Personalbestandes, der auch in den ernstesten und verzweifeltsten Zeiten der Kriegs- und Inflationszeit in unbeirrbarer Gewissenhaftigkeit und Hingabe seine Pflicht getan und damit die Grundlage und den Rahmen unversehrt erhalten hatte, die den Neubau zu stützen und zu tragen hatten. So wurde die Arbeit entschlossen und zuversichtlich in Angriff genommen. Im Jahre 1924 siedelte die Sparkasse in die schönen neuen Räume in dem von dem Landrat Dr. Poeschel für den Kreis erworbenen Hause Falkenwalder Str. 1 über, wo von Anfang an die Möglichkeit bestand, der Sparkasse neben jeder organisatorischen Verbesserung in allem erforderlichen Umfange die technischen Errungenschaften neuzeitlichen Sparkassenbetriebes zur Verfügung zu stellen, (umfangreiche Tresoranlagen, Schankfächervermietung und dergleichen). Die schon seit geraumer Zeit der Sparkasse angegliederte Giroabteilung wurde auf den Maschinenbetrieb umgestellt, die Umstellung des Gesamtbetriebes auf den Maschinenbetrieb steht unmittelbar bevor. Die Werbung um das Vertrauen der Bevölkerung, unterstützt durch die umfassende Aufklärung des provinziellen und des Deutschen Sparkassen- und Giroverbandes zeitigte erfreulichen Erfolg, unterstützt offenbar durch das Wiedererwachen soliden Geschäftssinnes und die entschlossene Abkehr der im Grunde seit jeher durch Sparsinn ausgezeichneten Randower Bevölkerung von der Spekulationswut, die in den Inflationsjahren unser gesamtes Volk ergriffen und hypnotisiert hatten. Die verarmte Bevölkerung fand überraschend schnell den Weg wieder zu der Sparkasse, der sie einst zu vertrauen gelernt hatte. Schon im ersten Jahre der festen Währung wurde wieder ein Umsatz von über 10 Millionen und am Schluß des Jahres ein Einlagenbestand von über 1 Million Reichsmark erreicht.

Die folgenden Jahre brachten ein Anwachsen des Einlagenbestandes, wie es selbst in den erfolgreichsten Jahren der Vorkriegszeit nicht erlebt wurde. Schon im Jahre 1925 betrug der Einlagenzugang mehr als 4 Millionen, im Jahre 1926 stieg der Einlagenbestand auf mehr als 11 Millionen. Er ist seitdem jährlich um durchschnittlich rund 6 Millionen weitergestiegen, so daß er heute 35 Millionen beträgt und damit nur noch um etwa 10 Millionen hinter dem Stande des Jahres 1914 zurückbleibt.

Von unschätzbarem Werte hat sich dieses Neueinströmen der Spargelder bei der Randower Kreissparkasse nach Tempo und Umfang für die Bevölkerung des Kreises, für seine Gemeinden und auch für den Kreis als Kommunalverband selbst erwiesen, weil die Sparkasse so in der Lage war, das allenthalben mit äußerster Dringlichkeit hervortretende Kreditbedürfnis der Privatwirtschaft sowohl, wie der kommunalen Wirtschaft in weitestem Umfange und zu Bedingungen zu befriedigen, wie sie sonst kein anderes geldgebendes Institut zu bewilligen vermochte, jedenfalls nicht bewilligte. Und wenn Privatwirtschaft und öffentliche Hand in den Grenzen des Kreises in dieser Zeit nach der Stabilisierung der Währung auf den mannigfachsten Gebieten die Kriegsschäden auszugleichen, Versäumtes nachzuholen und unausweichlichen Aufgaben gerecht zu werden mit Erfolg unternehmen konnten, so wird dies in weitestem Ausmaße der Förderung durch die Sparkasse verdankt, die keine Thesaurierungspolitik trieb, sondern das ihr anvertraute Geld auf unmittelbarstem und schnellstem Wege in Kanäle leitete, die die Wirtschaft zu beleben und zu kräftigen geeignet waren. Ein äußeres Kennzeichen des neuen Wachstums der Sparkasse stellt dabei die Gründung zweier neuen Nebenstellen in Löcknitz und Odermünde dar, deren verheißungsvolle Entwicklung bestätigt, daß mit der Einrichtung einem Bedürfnis der Bevölkerung Rechnung getragen ist.

So ernst die Zeiten sind, so darf die Randower Kreissparkasse doch heute, wo sie in das 6. Jahrzehnt ihres Bestehens eintritt, aus dem stetigen Wiedergewinn vorher verlorenen Terrains die zuversichtliche Hoffnung schöpfen, daß sie auch in Zukunft imstande sein wird, der sparenden Bevölkerung ebenso zuverlässig dienstbar sein zu können, wie der kreditsuchenden. Mögen in den nächsten Jahrzehnten auch der Randower Kreissparkasse Rückschläge nicht erspart bleiben, so wird doch das Festhalten an den Gedanken und Zielen, die zu ihrer Gründung führten, und die Leitsatz und Gemeingut alle derer geworden und immer geblieben sind, die im Dienste der Sparkasse stehen, dazu verhelfen, daß das Vertrauen in den Geist der Sparkasse nicht erschüttert und damit die sicherste Bürgschaft für den Erfolg geschaffen wird. Mit solchem Vorsatz, in solcher Gesinnung und voll solcher Zuversicht überschreitet die Sparkasse die Schwelle des zweiten Halbjahrhunderts und wird den kostbarsten Lohn ihrer Arbeit darin erblicken, daß sie sich bewußt sein darf, innerhalb der Randower Grenzen am wirtschaftlichen Aufbau und damit an ihrem Teil am Wiederaufstieg des deutschen Vaterlandes mitgearbeitet zu haben.

Rundschau.

Eine Bestallungsurkunde von Jürgen Berndt v. Kammin für den Organist. u. Schulmeister zu Stolzenburg Herrn canditatus theologiae Misch.

Mitgeteilt von Max Draeger.

Demnach der wohledle und wohlgelehrte Herr Misch, candidatus theologiae, den Organisten- und Schulmeisterdienst allhier in Stolzenburg anzunehmen gesonnen ist; als hatt man Ihme vor Antritt seines Ambts eine ordentliche Bestallung verschrieben und zu seiner künftigen Nachricht folgende Puncte, so er bey diesem offitio zu beobachten, oder auch zu genießen hatt, vorlegen wollen, nemlich:

1. Gleichwie vorausgesetzt wirdt, daß gedachter Herr Misch sich jederzeit eines ehrbaren, stillen undt christlichen Wandels befleißiget, sein Ambt treu undt unverdrossen verrichtet, sich für Zänkerey, Völlerey und andern unchristlichen Wesen hütet, der Hochadelichen Herrschaft und Patronen, wie auch dem Pastori dieses Orthes gebührenden respect und Gehorsam bezeuget; er werde
2. die Orgel nicht allein gehörig zu tractieren undt nebst dem Chorale die Praeludien zu spielen wissen, sondern auch das Werk in gutem Stande erhalten und mit dem Stimmen umbgehen können. Diesem noch wird in specie verlanget,
3. daß er als Schulmeister die Kinder täglich die gehörigen Vor- und Nachmittagsstunden in Lutheri Catechismi sambt denen darüber gemachten Erklärungen, in der Bibell und Gesangbuch unterrichtet.
4. Alle Sonn- und Festtage nachmittags, wenn anders der Pastor nicht Gottesdienst hält, in der Kirchen die Vesper abwartet, und nach Befinden entweder aus der postill die Predigt, über die gewöhnliche Sonntags-Epistell oder aber ein Capitel aus der Bibell nebst einem Psalm und Haubt-Stück aus dem Catechismo vorlieset, auch an Staht des jetzigen Küsters die Gesänge nebst der Orgel anstimmt.
5. Hiernach muß er alle Morgen, des Winters umb 6 Uhr, im Frühjahr undt im Herbst umb 5 Uhr undt des Sommers umb 4 Uhr, wie auch des Mittags undt Abends läuten. Desgleichen
6. die Uhr auf dem Kirch-Thurm ordentlich stellen und darauf fleißig acht haben.
7. lieget ihm als Organist ob, alle Sonn- und Festtage, weder Advent noch Fastenzeit ausgenommen, wie auch die Bußtage undt Sonsten, wenn öffentlich Gottesdienst gehalten wirdt, es mag Vor- oder Nach-Mittage sein, auch unter währender Communion die Orgell zu spielen undt sein Ambt abzuwarten.
8. Davor bekömbt nun vorgenannter Herr Misch zu seiner bequemlichen Wohnung und Ergötzlichkeit ein Haus undt Garten in Stoltzenburg, wovon er nicht das Geringste abgeben darf, sondern frey von allen Abgaben ist.
9. erhält er für Haltung der Schule wöchentlich vor jedes Kindt, so solche frequentiert, sechs Pfennige. wie auch jährlich ein Fuder trocken Brennholz. Und wenn er durch seinen Fleiß in der Nachbarschaft bekannt wird, kann er sich Hoffnung machen, daß er wohl die Anzahl seiner Scholaren vermehret, als auch durch privat information im Rechnen und Schreiben er sein Schulgeld höher bringen werde.
   Hiernachst empfanget er
10. wegen seines Organisten-Dienstes, solange der gegenwärtige Küster noch am Leben, jährlich von der Kirche zehen Reichs-Thaler, und von dem adelichen Hofe gleichergestaldt zehen Reichs-Thaler an baarem Gelde, vor Besorgung aber der Uhr und vor das Läuten bekombt er Sechs Scheffel Rogcken Stettinische Maaße alten Gebrauchs noch von der Kirche.
11. Würde auch der jetzige Küster, so bereits über 30 Jahr im Ambte gewesen, undt nach dem Lauf der Natur vor Ihm mit dem Tode abgehen, solt er als Küster bey der Stoltzenburgischen Kirchen, sambt dehren Eingepfarrten, als Pampow, Lentzen, Glashütte und anderen Stoltzenburgischen pertinentien sogleich in Bestallung genommen werden, und alle die Gebühren von Hochzeiten, Kindtaufen, Begräbnissen undt andern accidentien, so der bisherige Custos in Ansehung des Küsterdienstes bey der oft gemeldeten Stoltzenburgisch-Kirchen genießet, zu heben haben.
    Dahingegen fallen
12. die vom adelichen Hofe Ihme als Organisten zum Soulagement jährlich versprochenen zehen Reichs-Thaler weg, und muß er sich alsdann an den jährlich zu erhebenden zehen Reichs-Thaler, so die Kirche Ihm reichet, begnügen lassen.
13. Wenn ferner er bey Hochzeiten von den Braut-Leuthen requiriret würde, die Orgel mitzuspielen, sollen sie Schuldig seyn, jedesmahl wann sie freye Leute sind, ihm acht Groschen zu geben undt zugleich mit zum Hochzeitsmahl zu bitten; Seinde es aber Unterthanen, solt er vier Groschen bekommen. Sonst aber hatt er als Organist von den Hochzeiten nichts zu praetendiren.
14. Zuletzt ist noch anzumerken, daß wenn was ohne Verschulden des Organisten an der Orgell baufällig wird oder aber zu verbessern ist, soll die Kirche die darauf gewandte Kosten über sich nehmen; dagegen was Kleinigkeiten sind, z. B.

eine Pfeife zu löthen, zu Stimmen pp. thut billig der Organist umbsonst.

15. Schließlich so soll über dieser Bestallung die confirmation von dem Königlichen Geistlichen Consistorio zu mehrerer Festhaltung erbeten werden.

Stoltzenburg, den 25. Oktober 1734.

Jürgen Berndt v. Rammin.

Große Reusen zu Sanierungszwecken.

Wer Schulden hat, nimmt heute gewöhnlich Kredit auf; denn er hat kaum andre Mittel, um seine Finanzen zu sanieren, wenn er seinen Etat schon bis aufs äußerste schrumpfte. Früher, in der guten alten Zeit, gab es noch unbeschränkte Sanierungsmöglichkeiten. Man schaffte sich halt große Reusen an, und schon balancierte der Etat wieder. Schon diese Tatsache allein verdient überliefert zu werden. Zugleich ist es aber auch interessant zu erfahren, welch gewaltige Dimensionen diese Reusen hatten. Unsere pommerschen Fischer in ihrer heutigen wirtschaftlichen Bedrängnis werden entweder an der Wahrheitsliebe des Chronisten zweifeln oder wünschen, vor 378 Jahren gelebt zu haben. Bartholomaeus Sastrow erzählt uns in seiner Selbstbiographie über die Reusen folgendes:

„Anno M. D. XLII. (im Jahre 1542) ungeferlich (ungefähr) ist ein Denschmann (dänischer Mann) ins Landt zu Ruyen (Rügen) zu Christoff von der Lancken kommen, und als er gesehen die Gelegenheit seines Sitz, hatt er gesagt, wen (wenn) Christoff dieses Orts in seinem Gute der Art Reusen, als sie in Dennemarken (haben), gebraucht, wurde er im Wercke entfinden (dafür sorgen), das er einer Reusen mehr geniesen (genießen) konte, als 2 der größten Heuser im Stralsundt (zu ergänzen: die größer sind als); und, ob er ime woll eigentlich berichtet, wie die Ruse (Reuse) formiert, wie lang, wie tieff und gros sie sein möste (müßte), so hatt er ihme doch auf sein bittlich Anhalten zwo aus Dennemarken geholt. Mit denselben hatt er so viell gefangen, das er aus allen Schulden, darin er gar tieff gesessen, kommen ist.

Solliches sein irer zween zum Stralsundt, der eine ein Rathmann, Herr Cordt Osebornе, der ander ein furnehmer Burger, Oloff Lorber genannt, des altisten (ältesten) und furnehmsten Burgermeisters, Herr Christoff Lorbern, altister, und des Rathmanns Herr Cordt Osebornes, Schwester Sohn, von Christoff von der Lancken berichtet worden, und als man gesehen, das die beiden großen Vorteill mit den Rusen geschafft, haben sich andere ire Vorwandten (Verwandten) dessen auch beflissen, das irer 6 oder 7 Lorberianer geworden sein, die in die Proner Wike, Grabow, Bardischen Boddem, Bodenstedter Boddem, Saler Boddem, Varenkamp, vor dem Lubben, Prerower Strom und andere mehr aus dem großen Strande einfließende engere Stromlein, dadurch der Hering und andre Fische in der Lieke Zeit (Laichzeit) in obengeschribene (obenbeschriebene) Boddeme (zu ergänzen: geht) darin bleiben musse, darumb her spatziert, darin samet (gelaicht) und sich vormeret (vermehrt) — (wolliche (welche) Boddeme sein umbher mit Dorffern und Howen (Höfen) bebawet (bebaut); der Bauren darin ire beste und furnehmste (hauptsächlichste) Narunge, darvon sie mit Weib, Kindern und Gesinde leben, ihre Pflichte (Abgaben) entrichten, und alle Unpflichte leisten, die Fischerei sein mus) gesetzt haben (die, die Fischerei bedingt). Nun sein die große Rusen also formiert (derart), auch der Länge, Tieffe und Weite, das man darmit die engen Strome aus der See dermaßen zusetzen konne (versperren konnte) das allem Bischwerk, in die Boddeme zutretten, gewertt und vorbotten wurt.

Dan die Ruse an ime selbst ist so gros, hoch und weit, das sie den engen Eingang schleust, also kein Bisch in die Boddeme oder binnen Landts Wassere gestattet; item das Vorsetzelte (Flügel der Reuse), so recht mitten gegen die Ruse wurt gesetzt, das der Bisch an beiden Seiten desselben zur Rusen zulaufft, ist von 60, 70 und mehr Badem (Schritte) lang, das die Ruse fast das Schar erreicht, das alle Bische vorlangst dem Vorsetzelte an beiden Seiten in die Reuse gehet, oder an demselben sich zurugge stost (stößt) in dem weiten Strant, also vor dem engen Eintritt über und in die Boddeme nichts kommen kan, sondern die an Bischen vorwustet (vernichtet), und darumbher (herum) wonende Bauren zu Unvormugenheit (Unvermögenheit), und irer Herschafft zur Armut, großen Schaden und Nachteill, wegen Nichtentrichtunge (Nichtentrichtens) der Pfechte (Abgaben) und Leistunge sonst schuldiger Dienste, wolliches (welches) inen daher zubezahlen und zuleisten unmuglich (unmöglich) ist, geraten mussen."

Wat dem einen sien Uhl, is dem andern sien Nachtigall (und umgekehrt), das zeigt sich auch hier. Die Vollreusenfrage wurde Gegenstand eines langwierigen und umfangreichen Prozesses, in dem nicht weniger als 280 Eide geleistet wurden. Das Ergebnis dieses Prozesses war, daß die Reusenbesitzer die Vollreusen nicht mehr verwenden durften. Sie legten zwar gegen dieses Urteil Berufung ein, zogen diese aber später wegen Aussichtslosigkeit zurück. Dr. A.

Vom Pommernbund zu Berlin.

Der „Pommernbund zur Förderung heimatlicher Kunst und Art" veranstaltete im Friedenauer Ratskeller wiederum einen seiner beliebten Heimatabende. Nach einer Begrüßungsansprache des Vorsitzenden, Herrn Kammerger.-Rat Gribel, nahm das langjährige Mitglied, der weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus bekannte Tierplastiker, Herr Martin Meyer-Pyritz, das Wort zu dem Vortrag „Aus meiner Künstler-Laufbahn". In geistreicher und interessanter Art schilderte er, wie in ihm durch seinen kunstliebenden Vater schon in früher Jugend die Freude zu künstlerischer Betätigung geweckt wurde. Ernste Studienjahre an der Akademie brachten ihn bereits früh mit hervorragenden Männern wie Anton v. Werner und Adolf v. Menzel in Berührung. Der Vortragende bemühte sich, den Anwesenden den Unterschied zwischen Kunst und Kitsch klarzumachen, und geißelte mit trockenem Humor die Verständnislosigkeit und Gleichgiltigkeit, mit der sogar oft gebildete Laien dem bildenden Künstler begegnen. Er wies darauf hin, daß ein wahres Kunstwerk auch immer eine gute Kapitalsanlage sei. Viele in- und ausländische Kunstausstellungen wurden von Meyer-Pyritz mit bestem Erfolg beschickt. Zum Schluß seiner Ausführungen modellierte der Künstler mit Meisterhand dem Kopf eines anwesenden Vorstandsmitgliedes.

Solovorträge auf der Geige, von Herrn Kammerger.-Rat Gribel in vollendeter Weise zu Gehör gebracht und am Flügel begleitet von H. Joecke, umrahmten den außerordentlich fesselnden Vortrag.

Vom Neuruppiner Pommernbund.

In der am 3. Osterfeiertag stattgefundenen und von Mitgliedern und Gästen gut besuchten Monatsversammlung konnten vier Landsleute als neue Mitglieder aufgenommen werden. Nach Bekanntgabe von Dankschreiben mehrerer Landsleute für vom Verein ausgesprochene Glückwünsche zum Geburtstage sowie von eingegangenen Kartengrüßen fand eine nochmalige Besprechung des am 30. und 31. Mai geplanten Besuches des Berliner „Pommernbundes zur Förderung heimatlicher Kunst und Art" statt. Als Einquartierungskommission wurden hierfür die Landsleute Bütow Mohnke, Normann und Uecker gewählt. Einer Einladung der hiesigen Vereinigung der Schleswig-Holsteiner zu ihrer April-Versammlung ist inzwischen entsprochen worden. Auf das uns zugegangene neue Nachrichtenblatt der Pommernvereine, Gruppe Berlin, wurden die Mitglieder hingewiesen. Nach Besprechung über die im Juli in Stralsund stattfindende 3. Reichspommerntagung wurde unser 1. Vorsitzender, Landsmann

Bütow, einstimmig als Vertreter des Ruppiner Pommernbundes für die Tagung gewählt. Dem geschäftlichen Versammlungsteil schloß sich wieder ein gemütlicher an, der besonders verschönt wurde durch die musikalische Umrahmung seitens der Söhne unseres Landsmanns Henke, denen auch hier nochmals bestens gedankt sei. — z. —

Von den Pommern in Leipzig.

Der Verein Heimattreuer Pommern zu Leipzig beging am 22. 3. 31 im Gesellschaftshaus „Metropol" sein 1. Stiftungsfest. Der 1. Vors. des Vereins, Apoth. Schwerdtfeger, konnte außer zahlreichen Landsleuten aus Halle, Naumburg, Erfurt und Berlin die Vertreter der in der Arbeitsgemeinschaft zusammengeschlossenen Grenzverbände sowie die Presse und weitere Gäste begrüßen. Mit großem Beifall wurden die Begrüßungsworte, die Landsmann Schwerdfeger an unseren Landsmann, Deutschlands obersten Richter, Herrn Reichsgerichtspräsident Dr. Dr. Bumcke und Gemahlin richtete, unterbrochen. In seiner Festrede sprach Stadtschulrat Buske (Halle) über Ziele und Bestrebungen der Pommernvereine. Er wies auf die schwierige Lage des zum Grenzland gewordenen Pommernlandes hin und rühmte die Treue, die es in schweren Zeiten zu halten gelte. Reichsgerichtspräsident Dr. Bumcke fand prächtige Worte für die Heimatliebe, die heute in Zeiten der Haltlosigkeit und Zerrissenheit wertvolle Bindungen zu geben vermöge. Landsmann Dr. Klindt, Vater des sehr gut entwickelten „Einjährigen", sprach als 1. Vors. des Reichspommernbundes und brachte zusammen mit der ansehnlichen Festgesellschaft unserer lieben Heimat ein kräftiges „Pommern-Heil!" Ernst wie die Ansprachen waren auch die künstlerischen Vorträge gehalten. Das ganze Programm trug den Stempel der Einheitlichkeit und ging in einen harmonisch verlaufenen Festball über. In ausgezeichneter Feststimmung verliefen die Stunden leider viel zu schnell, werden aber allen Teilnehmern noch lange angenehm im Gedächtnis bleiben. — In der Generalversammlung am 17. 4. wurde der bisherige 1. Vorsitzende, Landsmann Schwerdtfeger, einstimmig wiedergewählt. Zum 2. Vorsitzenden wurde neu Landsmann Gützlaff, zum Kassierer Landsmann Beutin und zum Schriftführer Landsmann Granzow wiedergewählt. G.

Bücherschau.

Die Einnahme der Stadt Frankfurt/Oder durch Gustav Adolph am 3. April 1631 von Felix Plage. Verlag Trowitzsch & Sohn, Frankfurt/Oder, 1931. 55 S. 4° und 18 Tafeln. Kart. 3,— RM., geb. 4,— RM.

Das Eingreifen Gustav Adolphs entschied über die Geschicke einer ganzen Reihe deutscher Städte. Sein Zug durch Pommern, Mecklenburg, Brandenburg und Sachsen erscheint als ein strategisch wohl überlegter Festungs- und Schanzenkrieg, der reich an Spannungen und unerwarteten Wendungen war und historisch-politisch auf den Pfeilern zweier Ereignisse von größter Tragweite ruhte: Der Eroberung von Frankfurt/Oder und dem Entsatz von Magdeburg. Der Entsatz mißlang nach langen Bemühungen, die Eroberung glückte im unvergleichlichen Ansturm eines einzigen Tages. Ueber diese beiden Ereignisse spannt sich der ganze erste Akt des schwedisch-deutschen Krieges von der Landung Gustav Adolphs in Pommern bis zum endlichen Abschluß seines Paktes mit den Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen. Das vorliegende Buch bietet inhaltlich viel mehr, als der Titel verspricht; denn das erschütternde Schicksal der unglücklichen Stadt wird hier hineingestellt in einen zeitgeschichtlichen Zusammenhang, durch den ihr Fall erst seine Deutung erfährt. Wir erleben die Entwicklung der Dinge, die es Gustav Adolph erst möglich machte, die eine Hälfte Deutschlands in Waffen gegen die andere zu führen. Auch die politischen Vorgänge, welche die kriegerischen Unternehmungen begleiten, sind mit einer Fülle von packenden Einzelheiten zu einem lebendigen Bericht zusammengefaßt, den ein reiches Bildmaterial unterstützt. Die Schilderung hat aber wohl noch einen tieferen historischen Sinn; denn mit aller Deutlichkeit stellt sie vor Augen die Schicksalsverbundenheit aller deutschen Volksteile östlich der Elbe im Falle eines kriegerischen Einbruchs, woher er auch immer kommen mag.

Alle Freunde einer vertieften Heimatkunde werden das neue Werk Plages mit Gewinn und Genuß lesen.

Von Amiens bis Aleppo. Ein Beitrag zur Seelenkunde des großen Krieges aus dem Tagebuch eines Feldarztes von Theo Malade. J. F. Lehmanns Verlag, München 1930.

Wieder ein neues Kriegsbuch! Nachgerade haben wir doch genug davon und übergenug! Das war mein erster Gedanke, als mein Blick auf das reichlich bunte Deckelbild fiel; dann erst las ich den in der oberen Ecke ziemlich versteckten Namen des Verfassers: Theo Malade. Nun, was Malade schreibt, den wir Pommern mit Stolz als halben Landsmann ansprechen, ist immer wertvoll; da wird es auch sicher dies Buch sein. Und diese Erwartung ist nicht betrogen worden. Ob der Verfasser schlicht erzählt, ob er schildert oder Betrachtungen anstellt: sein Werk fesselt von Anfang bis Ende mehr als der spannendste Roman. Und es ist nicht nur der intime Reiz des persönlichen Erlebnisses, nicht nur die kernige dichterische Sprache, nicht der Glanz der farbensatten Schilderungen und erst recht nicht die bunte Fülle der Ereignisse, was so gewaltig packt, sondern in erster Reihe die grundehrliche Wahrhaftigkeit und Unerschrokkenheit des Verfassers. Was in diesem Buche steht, ist nicht erdichtet, das ist wahr bis in die kleinsten Züge, das ist erlebt von einem Manne mit den scharfen Augen und dem klaren Kopfe des Arztes und dem warmen Herzen eines gütigen Menschen. Wie scharf erfaßt und zugleich versteht er den leidenschaftlichen Deutschenhaß des ungebildeten und gebildeten französischen Pöbels: „Freiluftabteilung der schwersten Station eines Irrenhauses. Diagnose: Kriegspsychose." Und wie bereitwillig erkennt er an, daß der einzelne Franzose, selbst der gewöhnliche Mann, auch dem kriegsgefangenen Deutschen gegenüber menschlich denkt und fühlt, sobald man mit ihm in ein vernünftiges Gespräch kommt! Wie wird er den sonst übelbelaunndeten Russen gerecht, soweit er sie auf dem Siegesvormarsch bis Minsk kennen gelernt hat! Wer selbst im Kriege mit Franzosen und Russen zu tun hatte, wenn auch größtenteils nur mit verwundeten und kriegsgefangenen, wird sein Urteil bestätigen.

Neu für mich sind des Verfassers Aeußerungen über das Verhältnis der Türken oder besser der türkischen Befehlshaber zu uns Deutschen. „Was heute nicht ist, ist morgen — vielleicht! So spielt sich hier das Leben ab ... Nichts ist wahr von der gegenseitigen Freundschaft, die man uns eingeredet hat, und die der Deutsche dem Türken tatsächlich entgegenbringt. Von Kriegsbegeisterung und Kameradschaftlichkeit keine Spur ... Der Türke sieht in uns nicht die Helfer in nationaler Sache; sondern er betrachtet sich als den uneigennützigen Verbündeten, dem Deutschland Dank schuldet. Dabei ist er mißtrauisch und empfindlich. Ein Vergleich, den Admiral Souchon ... anwandte, mag stimmen: Sie sind wie die Kinder, halten die Hände über den Kopf und rufen: Seht, so groß sind wir!" Und an einer anderen Stelle: „Der Türke ist kein Organisator und ist kein Kolonisator. Er ist, wo immer er herrscht,

nichts als brutaler Despot." Aehnliche Urteile über türkische Lotterwirtschaft, über elende militärische Zustände, über das Fehlen der Munition, der notwendigsten Medikamente, Nahrungsmittel und Bekleidungsstücke, über Bestechlichkeit und amtliche Verlogenheit finden sich in Fülle. Der Verfasser hat zwei Jahre seines dreieinhalbjährigen Kriegsdienstes in der Türkei zugebracht (auf dem gänzlich mißglückten Vorstoß gegen den Suezkanal, an der Dardanellenfront und in Mesopotamien); man darf also mit Recht sein Urteil als maßgebend ansehen. Auch wenn er beklagt, daß unter den geschilderten Verhältnissen selbst die deutschen Truppen demoralisiert wurden und eine zunehmende innere Auflösung begann!

Scharfe Worte findet der Verfasser gegen den militärischen Bürokratismus, den man „amtlich mit dem schönen Wort ‚Kompetenzschwierigkeiten' bezeichnet", noch schärfere gegen den „Ordenshandel." „Zuerst schmücken sich die höheren Stäbe; dann werden die aktiven Offiziere bedacht, und dann, der Reihe nach, die andern . . ." „Das Fürchterlichste des Krieges, es ist nicht der Tod, trägt der Mann — der Mann, der mit dem schweren Tornister auf dem Buckel und in engbegrenzter Bewegungsfreiheit marschiert, der vom Marsch auf Feldwache zieht, in wüstester Situation dem Feinde gegenübersteht und mit Handgranaten kämpft oder, wie meine Krankenträger, die Verwundeten aus dem Feuer holt. Und die äußere Anerkennung dafür? Es ist am besten, man schweigt darüber." —

Wenn ich über das für manche Leser vielleicht Interessanteste des Buches: die Gefangennahme in Péronne, den Leidensweg durch Frankreich, das spätere Arbeiten unmittelbar hinter der Front oder gar im Unterstand, die Fahrt durch Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Serbien, Bulgarien, die Türkei, Kleinasien, Palästina, die Suezexpedition usw. usw. nichts gesagt habe, so ist das absichtlich geschehen, ich wollte, soweit das einer Besprechung möglich ist, Malades Werk erscheinen lassen als das, was es sein will, als einen Beitrag zur Seelenkunde des großen Krieges. Das Buch sei auf das beste empfohlen. — r.

Unsere Heimat. Bilder und Urkunden aus Geschichte und Volkstum des Kreises Grimmen. Bearbeitet und herausgegeben von Mittelschullehrer Dr. Fritz Kohls. Verlag Grimmer Kreiszeitung, Grimmen 1931.

Das Schicksal des Kreises Grimmen war es bisher, daß über sein Wesen und seine Geschichte nur sehr wenig in der pommerschen Heimatliteratur zu finden war. Bis vor kurzem gab es nur ein paar — noch dazu hier und da verstreute — Arbeiten, die sich zudem mehr an Fachkreise wandten oder bestimmte Sondergebiete behandelten. Dann aber kam das schöne Sonderheft „Der Kreis Grimmen" der Zeitschrift „Unser Pommerland". Und nun erscheint gar ein stattliches Buch und will diesen Kreis aus seinem unverdienten Dornröschenschlaf wecken. Schon, daß es wurde, bedeutet in unsern Tagen eine Tat, für die man denen, die es ermöglichten und schufen, nicht genug danken kann. Aber was es wurde, das macht uns noch freudiger: ein echtes, rechtes Heimatbuch, ein Buch, das die Art der Menschen und der Landschaft dieser Ecke unseres Pommernlandes widerspiegeln will, ein Buch, das uns von der Vergangenheit künden und in die Zukunft weisen will. Denn die Menschen, die vor uns waren, kämpften, litten und siegten ja auch für uns, und sollten wir nicht gerade heute mehr denn je aus der Vergangenheit unseres Volkes lernen?

Ein Rundgang durch den Inhalt des Buches mag dartun, wie vielseitig und wertvoll zugleich es ist.

Sinn und Willen des Werkes deutet uns sein Herausgeber. Der Leser soll es hinnehmen „als Bemühen, dazu beitragen zu wollen, die Heimat verstehen zu lehren, damit daraus die Liebe zu ihr noch inniger werde!" Einen knappen, aber vorbildlichen und wissenschaftlich fest gegründeten Querschnitt durch die Vorgeschichte des Kreises gibt H. J. Eggers. Von grundsätzlicher Bedeutung ist auf Prof. Dr. Otto Schmitts prächtige reich bebilderte Arbeit über die Kunstdenkmäler des Kreises, die aufzeigt, wes der Kreis an Bau- und Kunstdenkmälern besitzt, welcher Epoche es entstammt und welcher Wert ihm beizumessen ist. Es folgt ein aufschlußreicher Beitrag Erhard Frödes über das Mannhagener Moor und ein fesselnder Aufsatz Dr. Kohls' über die Ortsnamen des Kreises. Urkunden zur Geschichte des Bauernstandes und zum Uebergang des Landes an Preußen bereichern diesen ersten Teil. „Aus der Geschichte der Dörfer ds Kreises Grimmen" heißt der zweite; er bringt eine stattliche Reihe wertvoller Beiträge zur Geschichte einzelner Dörfer des Kreises; auch hier wählte der Herausgeber zahlreiche Urkunden aus, die vortrefflich die einzelnen Arbeiten unterstreichen, so über das Verbot des Schmuggelhandels, den Postverkehr in Pestzeiten und endlich eine Verordnung aus der Franzosenzeit. Der dritte Teil „Zur Geschichte der Städte des Kreises Grimmen" beginnt mit einem Abdruck der ältesten Privilegien der drei Kreisstädte; es folgt das wunderbar schöne Stimmungsbild Paul Steinmüllers „Die Stadt Grimmen", das beweist, daß dem Dichter das Wesen der Stadt ganz offenbar geworden ist. „Zwei Bilder aus Grimmens Vergangenheit" von Karl Demmel, „Der Brand von Tribsees" von Pastor Fickert, Abschnitte aus dem Grimmener Stadtrezeß von 1741, aus der Feuerordnung der Stadt Grimmen vom Jahre 1779, aus der Loitzer Holzordnung von 1782, der Bürgereid der Grimmener Bürger und ein Verzeichnis der Handwerksmeister in Grimmen im Jahre 1800 bedeuten wertvolle Beiträge zur Stadtgeschichte des Kreises. Im letzten Teil „Aus dem Volkstum unserer Heimat" erzählt F. Siegel „Wie es auf dem Rittergute Wendisch-Baggendorf um das Jahr 1750 zuging". Dr. F. Kohls weiß anschaulich vom Volksglauben im Kreise Grimmen zu plaudern, und Walther Koß steuerte eine Arbeit über das trübe Kapitel des Hexenwahns im alten Grimmen bei. Die düstere Sagengestalt Baggus Speckins erweckt F. Siegel zu neuem Leben. Von Erntebräuchen in Seedorf erzählt E. Riebe und aus der Geschichte der früheren Krugwirtschaft in Klein-Rakow Kantor Schulz. Einen fesselnden kleinen Beitrag widmet endlich O. Schumacher der Wiedingschaberei in Loitz. Das prächtige Buch beschließt Kreisschulrat Paul Völker mit Worten „Unseren Gefallenen zum Gedächtnis"; er teilt zum Beginn zwei Feldpostbriefe aus dem großen Kriege mit und knüpft dann an das schöne Gefallenendenkmal in Kirch-Baggendorf an. Besonderes Lob verdient die hervorragende technische Leistung, die der Verlag mit diesem Werk lieferte. Es ist sauber gedruckt, mit zahlreichen klaren Bildern geschmückt und geschmackvoll gebunden: eine wertvolle Bereicherung unserer Heimatliteratur.

W. Koß.

Die wandernde Schule. Bilder aus dem Leben in den Jugendherbergen und Schülerlandheimen Hinterpommerns. Herausgegeben von Oberregierungsrat Karl Templin. Preis geb. 9,— RM. 228 Bilder, Grundrisse, Karten. Verlag des Reichsherbergverbandes, Gau Pommern, Stettin, Scharnhorststr. 26. 1931.

Dieses Buch bezweckt den Abbau und den Aufbau. Es erscheint mit bestimmten Absichten und Zwecken — es ist eine Werbung und Rechtfertigung. So gilt es hier nicht nur über ein literarisches Dokument, sondern eine ideologische (und soziologische Tat zugleich zu urteilen. Zuerst darf nicht vorausgesetzt werden, daß die Gedankengänge der Jugendbewegung geistiges Allgemeingut der Väter und Mütter und z. T. auch der Lehrer dieser Kindergeneration geworden sind. So redet auch dieses Buch, durch den Mund der Lehrer,

von den Widerständen, Hemmnissen, sperriger Unvernunft und ideologischer Rückständigkeit, die sich immer und wieder dem Gedanken der „wandernden" Schule entgegensetzen. Gegen geistige Befangenheit und kulturpolitisches Hinterwäldnertum kämpft man am erfolglosesten mit rationalistischen Begründungen. Daher wird hier nichts „begründet — bewiesen". Die Existenz dieses Buches an sich, ist die literarische Begründung und Rechtfertigung des Jugendherbergwerkes, besonders in Hinterpommern. Wer nicht selber durch den Aufenthalt in einem der großen Heime oder aus Kindermund die glückhafte Rechtfertigung dieser Tat eines jugendbejahenden Geistes erfuhr, kann hier nicht aus tiefster Quelle schöpfen. Akademiker und Volksschullehrer, Aufsichtsbeamte und Zeltgenossen, höhere Töchter aus den Städten und naive Kaschubenkinder von der Grenze breiten bescheiden, in Wort und Bild, in beglückendem Stolz, den das unverfälschte Erlebnis der Natur und des Gemeinschaftsgeistes gebar, vor uns aus, was ihnen Jugendherbergen, Landschulheime, Zeltlager vermittelten. In dem Zusammenhange kommt dem mit der Sachlichkeit des 13-Jährigen geschriebenen Aufsatz gleiche Ueberzeugungskraft zu wie dem erzieherisch-didaktisch reflektierenden des erfahrenen Schulmannes. Wir lesen nicht nur, sondern erleben, von welchem ethischen Gehalt schon ein kurzer Heimaufenthalt für unsere Außenseiter und widerborstigen Lebenskameraden sein muß. Hier herrscht Ordnung, aber kein Zwang; Zucht, aber kein Drill; Leibesübung, aber kein Wettsport; Gleichheit, aber Spezialisierung; Geistesarbeit, aber kein Training des Intellekts; Lebenshilfe, aber kein Drückebergertum; hier wird nicht von der Natur geredet, sondern ihr „nachgegangen"; sie wird erlebt am glänzenden See, in bergiger Endmoränenlandschaft, am Menetekel des Grenzsteins, in der Einsamkeit der Dünenwelt, vor der nächtlichen Brandung der Salzsee. Ueber und in allem wirkt der fördernde, anregende, planende Geist des spiritus rector, dem wir verdanken, daß Ostpommern eines der mit Jugendheimstätten best besiedelten Teile Deutschlands ist — des Dezernenten für Jugendpflege bei der Reg. Köslin, des Oberregierungs- und Schulrats Karl Templin. Er, der sozusagen der ideelle Herbergsvater aller Heime war, ist in diesen Tagen nach Schneidemühl versetzt worden. Sein Scheiden aus dem Bezirk wird uns nur dadurch erleichtert, wenn wir hoffen, daß ihm dort gleiche Arbeit und gleicher Erfolg beschieden sei. — Doch hier kann nur angerührt werden, was als ideeller Zweck dem Buch zu Grunde liegt, wo es abbauen, wo es aufbauen möchte. — Alle Dinge haben auch eine sachliche Außenseite, und denjenigen von-heute-bis-morgen Menschen, den kühlen Rechnern, die uns gerne das runde Sümmchen vorhalten, das in dem Herbergswerk steckt und opferfreudig noch weiterhin (Jugendburg Bütow) aufgebracht wird, möchte das Buch zeigen, daß von diesen Zellen der Lebensfreude und edelster Menschenerziehung jetzt und immerfort starke Quellen der Volksgesundung zurückfluten, die nicht zu teuer erkauft sind. Lebendig und jung ist nur die Generation, deren Pläne noch im Zukünftigen zu wirken beabsichtigen. Daher reden denn alle in diesem Buche, die Gelehrten und Unmündigen von einer neuen Gläubigkeit, die erwächst aus Heimaterlebnis und veredeltem Menschentum. Zum Buch: Wer nur die über 200 Bilder durchblättert, vergißt das Rechnen; der Zweifler wird zum Gläubigen. Viele Bilder sind künstlerisch wertvolle Lichtbilder, mit manchmal kultiviertem Gefühl für die Stimmungen und Reize der Landschaft. Oefter hat der Kameramann aber Situationen aus dem ernsthaftlustigen Leben der Heiminsassen festgehalten. Dem guten Willen verzeihen wir einige fototechnisch nicht einwandfreie Stücke. Sämtliche Heime und Herbergen zeigen sich von innen und außen, meist bewimpelt von fröhlichen Kindern. Der Architekt läßt uns durch Grundrisse in Gerüst und Aufbau der großen Heime sehen. Kartenausschnitte veranschaulichen interessante Wanderwege. Ortsbilder und Lagepläne dienen der Orientierung. Häufig wird auf Naturdenkmäler, Herrensitze, Werkanlagen, Aussichtspunkte usw. hingewiesen, so daß sich der Führer noch beizeiten „belernen" kann und seinen Wanderplan dementsprechend aufstellt. Man sollte nicht einwenden, das Buch hätte keinen dauernden Wert und sei zu teuer. Einmal dient der Ueberschuß ja wieder dem Herbergswerk und dann ist es eine unerschöpfliche Quelle für Werbe- und Aufklärungsveranstaltungen der Schulen, Vereine, Jugendverbände gerade durch sein vielseitiges Bildmaterial und die Selbstdarstellungen. Ferner findet der Führer zusammengestellt die amtl. Bestimmungen über Jugendwandern und Jugendherbergen, Mahnungen, Ratschläge, Tagesordnungen, Arbeitspläne, Wanderwege in Hinterpommern und ähnliches. Gern hätte man auch von einem Freund der Sache einen Leitartikel gesehen, der die geistesgeschichtlichen Zusammenhänge erörtert hätte, auf denen sich das im Buche vorgestellte Werk aufbaut. Auch ist kaum die Rede, wie die Heime schon ideale Zusammenkünfte der Lehrenden gewesen sind und wie sie auch zu Sammlungsstätten erwerbsloser Jugendlicher geworden sind. — Hoffentlich findet das Buch Eingang in alle Schulbibliotheken und viele Bücherschränke von Vätern wandernder Kinder. Denn es muß schon ein recht verrotteter alter Sünder sein, der nach dem Lesen nicht beschließt, dieses Jahr auch mit seinen Kindern ins Landschulheim zu ziehen.

S. Gliewe.

Haus- und Ahnenbuch. Von Dr. Ludwig Finckh. Buchschmuck von Margret Ertl-Wolfinger. Verlag C. A. Starke, Görlitz, 1930, 34 Seiten, 2°. Preis 5,60 RM.

Alles was Finckh in seiner so feinsinnigen herzlichen Weise schafft, bedarf eigentlich gar keiner Empfehlung. Macht es doch keiner Finckh nach, weitschichtige Zusammenhänge, Betrachtungen und Beiträge über Sinn und Ziele der Familien- und Ahnenforschung dem Zweifler und Kritiker der Familienforschung so in einfacher Weise klar zu machen, daß es in Verstand und Herzen haften bleibt (z. B. Der Ahnengarten, Der Ahnenhorst, Ahnenbüchlein). Als ich das Haus- und Ahnenbuch aber zu Weihnachten von dem so liebenswürdigen Dichter zum Geschenk erhielt, war ich trotzdem überrascht von dem „Herrlichen" was hier Dichter und Künstlerin zum Nutzen der Familienforschung geschaffen haben. Das Buch lockt förmlich zu Eintragungen. „Weißt du Menschenkind, wer du bist? Wer du warst vor grauen Zeiten und wohin du gehst? Aus der Asche unserer Urahnen sind wir gekommen, und wir werden selber zu Asche werden. Was du erforscht, kommt deinen Nachfahren zugute, darum versuche auch du es. Es wird dir und den Deinen Freude machen und reichen Segen bringen." Solche und ähnliche Worte braucht der Dichter und zeigt so den Weg, den man einschlagen soll.

Auf festem büttenähnlichen Papier, mehrfarbig gedruckt mit Kartonumschlag, Lederrücken, seidenschnurgeheftet, enthält das Buch folgende Abschnitte: Ursprung Wappen, Name, Stammtafel, Ahnentafel, Ahnengeschichte, Ahnenbilder, Dein Leben, Arbeit an Dir, Hochzeit, Kinder, Die Ernte und Schnitter Tod. — Die Worte umrahmt von feinsinnigen, herzerfreuenden Zeichnungen. Das ist eine Familienchronik, wie sie sein soll. Ein Buch von bleibendem Wert, geeignet als prächtiges Festgeschenk. Es wird niemand reuen, die Blätter sorgfältig auszufüllen, den Nachkommen zu Nutz.

Curt Staude, Zoppot.

Herausgegeben von der Heimatvereinigung „Unser Pommerland." Verantwortlich: Gustav Fischer, Stettin. Druck und Verlag von Fischer & Schmidt, Stettin. Nachdruck der Originalbeiträge ist nur mit Erlaubnis des Verlages gestattet. Alle Sendungen sind an den Verlag der Zeitschrift „Unser Pommerland", Stettin, Gr. Wollweberstr. 13, zu richten.

Verlagsort Stettin 16. Jahrg. 1931 Heft 5

Unser Pommerland

Monatsschrift für das Kulturleben der Heimat



Heimatvereinigung „Unser Pommerland"

Verlag von Fischer & Schmidt, Stettin

E B ERN HARDT

GEBRÜDER HORST

STETTIN

Paradeplatz 19, 20, 21, 22, 23
Gr. Wollweberstr. 19, 20, 21, 22

MODEWAREN UND AUSSTATTUNGEN

Leinen- und Wäschehaus

C. DRUCKER

Inhaber Julius Evers

STETTIN ★ ROSSMARKT 3

Erstes Spezialgeschäft für

Wäsche-Ausstattungen

Damenwäsche · Herrenwäsche
Kinderwäsche · Erstlingswäsche
Tischwäsche · Bettwäsche
Hauswäsche · Badewäsche
Leinen- und Baumwollwaren
GARDINEN UND STORES
METALL-BETTSTELLEN
BETTEN · MATRATZEN
Daunendecken · Steppdecken
Blusen in grosser Auswahl
Morgenröcke · Dirndlkleider
Sportjacken · Unterröcke
Kinderkleider

Ein Nachschlagewerk
braucht jeder moderne Mensch –

aber ein „Brockhaus" muß es sein!

Verlangen Sie unverbindlich Prospekte in einer Buchhandlung

F. A. Brockhaus, Leipzig C1, Querstr. 16

Pom. Heimatbücher

(plattdeutsche Reihe)

I. Band: **Reinke dei Voß** von Albert Schwarz. Mit Bildern von Ludwig Segebarth. Geb. M. 2.—

II. Band: **De Ulenkraug.** Roman von H. Bandlow. 2. Aufl.: Mit Bildschmuck von Otto Bittali. Geb. M. 5.—

III. Band: **Plattdeutsche Lyrik** mit besonderer Beziehung auf Pommern. Ausgewählt und eingeleit. v. Lic. Walter Schröder. Geb. M. 5.—

Greifenbücher

(hochdeutsche Reihe)

I. Band: **Ein Schrei.** Erzählung von Edmund Hoefer. Mit einer Würdigung Hoefers von Arnold Koeppen. Geb. M. 1.50

II. Band: **Aar und Greif.** Erzähl. a. d. Geschichte d. Stadt Pyritz v. Arnold Koeppen. Geb. M. 1,50

III. Band: **Menschen in Pommern.** Zehn Geschichten von Ulrich Sander. Mit Buchschmuck vom Verfasser. (Erscheint im Herbst 1931.)

Verlag von Fischer & Schmidt, Stettin.



Mein Junge — Gemälde von Prof. Fritz Rhein

Aus Velhagen & Klasings Monatsheften

Unser Pommerland

Monatsschrift für das Kulturleben der Heimat

Verlag von Fischer & Schmidt in Stettin.

16. Jahrgang | Mai 1931 | Heft 5

Fritz Rhein.

Von Dr. Charlotte Steinbrucker.

Als Maler führender Persönlichkeiten ist Fritz Rhein der Historiograph der Gegenwart geworden. In unübertrefflicher Weise gelingt es ihm, hinter der äußeren Form das Wesen der Erscheinung zu entschleiern.

Er wurde 1873 in Stettin als Sohn eines Majors, der später den Rang eines Generals der Infanterie erreichte, geboren. Da sein Vater mehrfach dienstlich versetzt wurde, verlebte er seine Jugend an verschiedenen Orten. In Freiburg im Breisgau stand er staunend dabei, wenn sein Vater, der auch ein großes Interesse für Literatur bekundete, mit einem Schüler Canons Köpfe nach der Natur malte, und heiß stieg der Wunsch in ihm auf, es beiden gleichzutun. Die Möglichkeit einer ersten künstlerischen Ausbildung erhielt der Knabe seit 1883 in Berlin durch den sonntäglichen Unterricht des Malers Striowski. Nachdem seine Eltern nach Kassel gezogen waren, setzte er seine künstlerische Ausbildung bei Louis Kolitz, dem Bildnis- und Schlachtenmaler und Direktor der dortigen Akademie weiter fort. Von ihm übernahm er auch die Vorliebe für helldunkle Farbtöne, die sich durch das Studium der Niederländer Franz Hals und Rembrandt noch steigerte. Die von Rhein in Kassel gemalten Bilder sind schwer in der Farbe und befangen im Ausdruck, lassen aber bereits die Möglichkeit späterer Meisterwerke voraussahnen. Als er 1893 durch eine rousseauhafte Naturschwärmerei dazu veranlaßt wurde, die Akademie zu verlassen, reichten seine Geldmittel nur für einen Aufenthalt im Hessenland. Aus demselben Grunde war es ihm auch unmöglich, dem Rate seiner Freunde Noah Bantzer und Hans von Volkmann nachzukommen und seine Studien in Paris fortzusetzen. Seine Vermögenslage gestattete ihm nur einen Aufenthalt in München, wo er bei dem Ungarn Holossy, der besonders den Sinn für das Physiognomische im Bildnis in ihm weckte, und bei dem Diez-Schüler Paul Höcker jene Anregungen empfing, die ihn dem Pleinairismus und dem Impressionismus näherbrachten, ohne daß die Kasseler Schule von Kolitz bei ihm zu wirken aufhörte. Von den modernen Malern machten Leibl, Zorn und Besnard einen großen Eindruck auf ihn.

Nach vier erfolgreichen Studienjahren führte ein Auftrag Rhein nach Berlin, wo er die Bekanntschaft von Max Liebermann, Leistikow und Kurt Herrmann machte. Im Jahre 1899 fiel ihm der Michael Beer-Preis zu, der ihm einen einjährigen Aufenthalt in Rom gestattete, wo er seinen Münchner Lehrer Paul Höcker wiederfand. In Italien malte Höcker besonders viel Freilichtakte. Später wandte er sich nach Oberfranken und Kassel und wurde hier von neuem mit der deutschen Landschaft besonders vertraut.

Da ihm das Provinzleben bald nicht mehr behagte, siedelte er 1901 dauernd nach Berlin über. Hier wurde er Mitglied der von Max Liebermann geleiteten Sezession, welche Manet zum Vorbild erwählt hatte. Rhein war jedoch bei der Ausführung der ihm allmählich immer zahlreicher erteilten Porträtaufträge und bei seinen Landschaften bemüht, sich dem Einflusse Manets zu entziehen. Nachdem ihm mehrfach auf den Ausstellungen der Berliner und Münchener Sezession Anerkennung zuteil geworden war, und der Deutsche Kunstverein und Privatleute Bilder von ihm angekauft hatten, konnte er im Jahre 1906 einen eigenen Hausstand gründen. Er fand in seiner Frau, deren geistreiches, liebenswürdiges Wesen er in mehreren Bildnissen (z. B. Dame mit dem Schleier, Berlin, Nationalgalerie) vortrefflich gekennzeichnet hat, eine verständnisvolle Helferin und Förderin seiner Arbeit. Die nach Holland unternommene Hochzeitsreise gab seiner Vorliebe für Rembrandt und Hals neue Nahrung und lieferte ihm zahlreiche reizvolle Landschaftsmotive. Durch einen ersten Aufenthalt in Paris gewann seine Malweise erheblich an Farbigkeit. Der Villa Romanapreis des Deutschen Künstlerbundes gestattete Rhein den Aufenthalt in Florenz und befreite ihn als Maler ganz von dem Helldunkel seiner Jugend.

Den Weltkrieg erlebte er in vorderster Front auf dem Kampfplatz an der Maas zwischen Toul und Verdun als Reservefeldwebel und Leutnant der Infanterie, wo er ganz einzigartige Aquarelle aus der wirklichen Kriegszone schuf, die sich heute fast alle im Besitz der Nationalgalerie befinden. Vor einigen Jahren siedelte Professor Rhein, ohne sein Berliner Atelier aufzugeben, nach Paris über, das sein Schaffen in verheißungsvoller Weise neu belebt hat.

Bereits vor Kriegsausbruch galt Rhein als einer der ersten Porträtmaler, und ständig hat man ihm nach dieser Richtung erhöhte Anerkennung zuteil werden lassen. Er ist Bildnismaler aus innerem Antrieb, und dieses Gebiet seiner Tätigkeit wurde demgemäß vielfach von ihm bevorzugt. In unübertrefflicher Weise gelingt es ihm, die kulturell hochstehende Persönlichkeit der Gegenwart in malerisch konzentrierter, psychologisch vertiefter Form darzustellen und mit sicherem künstlerischen Gefühl das richtige Format und den passenden Hintergrund für sie zu finden. In der Farbengebung läßt er eine weise Beschränkung walten. Reiche Wirkungen weiß er dadurch zu erzielen, daß er in einem nüchternen Grundton einzelne kräftige Farben aufleuchten läßt. Während seine ersten Bildnisse noch dunkel wirken, nehmen seine Farben später ständig an Helligkeit zu, bis das Licht sich wie ein leuchtender Strom in seine Gemälde ergießt und den dargestellten Personen und Dingen den Schein bewegten Lebens verleiht. Besonders die Bilder der Nachkriegszeit sind in eine lichte Atmosphäre gesetzt. Von einem helltonigen Hintergrund hebt sich die Erscheinung des Porträtierten ab.

Im Jahre 1908 malte Rhein seine Frau, 1909 den General von Gebsattel, 1910 seinen Sohn und den Schriftsteller E. Frisch. Nachdem er seinen Vater bereits 1901 porträtiert hatte, malte er 1912 noch einmal das gütig und kraftvoll wirkende Bildnis des feingebildeten alten Herrn in bräunlichen, helldunkeln Tönen. Aus den schlicht aufgefaßten Selbstbildnissen des Künstlers sprechen die Geradheit seines Charakters und die Vornehmheit seines Wesens deutlich zum Beschauer.



Prof. Fritz Rhein — Selbstbildnis

Rhein schuf sodann eine Reihe von Porträts führender Persönlichkeiten auf den verschiedensten Gebieten, welche Berühmtheit erlangt haben. Zu ihnen gehören die der Generäle von Kluck, von Beseler, von Mackensen, von Lettow-Vorbeck, von Schoeler, des Geheimrats Duisberg, des Kommerzienrats Mamroth, der Geschäftsführer der Discontogesellschaft Solmssen und Mosler, des früheren Direktors der Deutschen Bank Geheimrat Steinthal, ferner des Direktors der Nationalgalerie Ludwig Justi, des Gelehrten Adolf von Harnack, des Bildhauers Fritz Klimsch, des Schauspielers Herbert von Meyerinck, des Geigers Kulenkampff und anderer. Aus Anlaß des siebzigsten Geburtstags des Geheimrats Louis Hagen bestellte die Aktiengesellschaft Köln-Rottweil, deren Aufsichtsratsvorsitzender er ist, sein Bild für ihren Berliner Sitzungssaal. In diesen Porträts ist weniger Gewicht auf eine naturalistische Aehnlichkeit gelegt als auf eine Erfassung des Wesentlichen in Form und Farbe. In dem Bilde des Komponisten und ehemaligen Intendanten der Berliner Staatsoper Max von Schillings tritt uns die feine Künstlernatur des bekannten Komponisten entgegen, dessen Wesen nicht nur durch den Kopf, sondern auch durch die Körperhaltung vortrefflich charakterisiert ist. Ein Mann von naturfrischer Gesundheit und klarem, unerschrockenem Blick tritt uns in dem Bildnis des in feldgraue Uniform gekleideten Generals von Strantz entgegen. Französisches Temperament spricht aus dem Bildnis eines Rechtsanwalts. Eine seltene Konzentration des sinnenden, in sich gesammelten Geistes zeigt das 1925 gemalte Bildnis des in die Ferne blicken-

den Romandichters René Schickele. Welch einen psychologischen Gegensatz bildet dazu das Porträt des in gerader, aufgerichteter Haltung sitzenden Reichsbankpräsidenten Hjalmar Schacht.

Einen besonders großen Erfolg hat Rhein mit seinen Frauenbildnissen erworben. In diesen konnte er seine ganze Meisterschaft, seelische Eigenart, graziöse Anmut und feine Farbenverbindungen zur Wirkung bringen, entfalten. Ruhe und diskrete Vornehmheit im Ausdruck verrät das Bildnis der Frau Hermann aus Aachen. Zart und frisch im Ausdruck des Gesichts, frei und doch gespannt in der Haltung, geistig bestimmt und gleichzeitig fein in der Empfindung wirkt das Bildnis der Tochter des Reichsbankpräsidenten Schacht. Eine besonders geschmackvolle Farbengebung zeigt das Bildnis der graziösen Baronesse Digeon von Monteton. In dem Bildnis der Frau von Heyden-Below stellt er den vornehmen Typus norddeutschen Adels in seiner herben Schlichtheit dar. Wundervoll gelungen ist ihm auch das Bildnis der Elisabeth von Heyking, der Enkelin Bettina von Arnims, mit ihren durchgeistigten Zügen und rätselvollen melancholischen Augen. Daß ihm charakteristische Frauenköpfe ebenso gut gelingen, beweist sein Porträt der Romandichterin und Pazifistin Annette Kolb.

Rhein war zu allen Zeiten auch als Landschafter tätig. Der Einfluß des Impressionismus äußert sich bei ihm in Landschaften und Städtebildern von leuchtender Helligkeit, in denen er sich erfolgreich bemüht, das gebrochene Tageslicht im Sinne der Franzosen wiederzugeben und grellen Sonnenschein strahlen zu lassen. Eine besondere Meisterschaft zeigt er in der Wahl des Gegenständlichen und des Bildausschnitts. Sie verbinden mit einem feinen malerischen Empfinden eine sorgfältige Zeichnung und eine abgerundete Gesamtanschauung. So lenkt er unsern Blick auf verschiedenfarbige Häuserfronten in Bellamy-Cade, auf einen zierlichen barocken Turmhelm in Veere, auf eng ineinander geschachtelte alte Backsteinhäuser und das südgotische Rathaus am Markt in Middelburg auf der Insel Walcheren (Berlin, Nationalgalerie), auf das verwirrte Takelwerk eines Dreimasters in Wismar oder das Treiben und Fahren in der Großstadt auf dem Bilde der Potsdamer Brücke in Berlin.

In zahlreichen Studien und Bildern malte er die holländische Tiefebene mit ihren Grachten und Dünen, Weiden und Märkten, alten ehrwürdigen Städten und Fischerdörfern. In dem Bild „Spielende Kinder in Holland" überwiegt das Figürliche: mehrere in leuchtendes Blau gekleidete Meisje ergötzen sich vor einer grellroten Hauswand beim Marmelspiel. Seine späteren landschaftlichen Gemälde und Aquarelle sind vorzugsweise als charakteristische Farbstimmungen aufgefaßt. Der Künstler stellt sonnige französische Landstraßen mit kalkig-staubiger Bodenfarbe, die sich zwischen grünen Obstbäumen und rosa Häusern hinziehen, dar. Das Schimmern der Sonne auf grauen Wänden, toten Mauern und Dächern kontrastiert er mit dem kräftigen Grün der Bäume. Er bevorzugt Motive, die halb Landschaft, halb Seestück oder halb Stilleben sind, wie z. B. Blumengärten und Treibhäuser, in denen die üppige Farbenpracht sich vereinigt mit dem flimmernden Lichtspiel der bald durchsichtigen, bald mattierten Scheiben und dem duftenden Dunst, der aus den Treibbeeten aufsteigt. Oft werden die miteinander harmonierenden Farbflecke durch einen einzelnen besonders leuchtenden Ton beherrscht. Zur Zeit bietet die Stadt Paris mit ihren Uferstraßen, Inseln und Parks in der Umgebung dem Künstler reizvolle Landschaftsmotive.

Als stimmungsvolle Augenblicksstudien aus Holland, Belgien, Frankreich, der Schweiz, Italien, Baden und Lothringen sind vor allem seine Aquarelle anzusehen. Er pflegt ihnen eine feste Bleistiftvorzeichnung zugrunde zu legen und die Farben leicht darüber hinwegzutuschen, was seinen Blättern Festigkeit und Raumtiefe verleiht und ihm die Möglichkeit feiner atmosphärischer Wirkungen bietet.

Die Meisterschaft Fritz Rheins, zarte Farben in geschmackvoller Weise miteinander zu verbinden, kommt auch in seinen Stilleben zum Ausdruck. Bei diesen finden wir dieselbe Entwicklung wie bei seinen übrigen Bildern von den schweren dunklen Farben zu zarten zitternden Nuancen. Vielfach fügt er den Stilleben Stoffe in malerischem Faltenwurf bei, gleichsam als ob er seine Blumen kleiden möchte.

Im Felde schuf Fritz Rhein als Erholung nach anstrengendem Dienst erst mit Bleistift und Pinsel, später nur in Wasserfarben eine Reihe der verschiedenartigsten Skizzen. So setzte er kriegerische Eindrücke in Bewegungs-, Licht- und Farbeneindrücke um und schilderte sie ergreifend als Stimmungsbilder. Seine temperamentvollen Kriegsskizzen stellen mit liebevoller Anteilnahme marschierende Kolonnen, biwakierende Truppen, brennende Dörfer, platzende Granaten, blitzende Leuchtkugeln in Gräben, ruhende Feldsoldaten und tote Körper in Stacheldrahtverhauen in überzeugender, erschütternder Weise dar. Es sind weniger die Schrecken des Krieges als die Luft-, Licht- und Farbenstimmungen und die Probleme der Komposition, die ihn dabei fesseln.

Um Meta Möller. Von Ulrich Sander.

Fischer wohnen gern für sich. Im Binnenland, an den großen Flüssen und Strömen, heißen ihre Siedlungen „Kietz" und beherbergen die uralten wendischen Fischerfamilien unter Ellern und Linden. An den Mündungen und Küsten aber, meist in der Nähe der Hafenstädte, gibt es immer einen „Vogelsang", ein „Siederland", einen „Damm" oder eine „Münde", wo die Katen mit einer Wurt Eigenland hinter dem Hause, Pachtland vom Magistrat oder Kloster, und einem Trennstück Torfwiesen in Haufen oder langen Reihen zusammenstehen.

Meta Möller ist in einem solchen „Vogelsang" Hamburger Weg Nr. 14 zur Welt gekommen. Ihr Vater fuhr mit dem noch rüstigen Großvater mütterlicherseits den Kutter Bog. 37. Ihre Mutter war die Tochter von Johannes Henk II, der drei Häuser weiter Hamburger Weg Nr. 17 wohnte. Von ihr soll sie das rote Haar und heiße Blut, auch die Sommersprossen haben. Aber andere sagen, daß der leichte Sinn auch von ihrem eigenen Vater stammen könne. Friedrich Möller war nämlich zur Welt gekommen, ein wenig vorher, ehe seine Mutter Marie Treu dem alten Großvater Möller in der Kirche zugesprochen war. Und da sie während der Saison als Zimmermädchen im Hotel „Seeblick" gedient hatte, munkelte man, daß sie dort ihren ersten Sohn von jenem Major empfangen hätte, der, ein reicher Junggeselle, seinen Urlaub auf der Münde zugebracht und sich mit dem schönen, wilden Menschenkind eingelassen hatte. Jedenfalls kamen Jahre hindurch nicht unerhebliche Zahlungen durch die Post in den Katen. Friedrich Möller hatte auch so etwas Vornehmes an sich: hochgewachsen, auffällig schlank, trug er einen schon kahlen, aber kühnen und klugen Kopf mit einem prächtigen Schnurrbart. „As'n Major!" sagten die alten Leute. In seiner Jugend war er kein Spielverderber gewesen und hatte erst lange unter den keineswegs engherzigen Töchtern des Vogelsangs Umschau und Prüfung gehalten, ehe er sich für Johannes Henk II seine jüngste Tochter, die auch Meta hieß, entschied. Und auch dann soll er es mit der ehelichen Treue nicht übermäßig genau genommen haben. Wenn die Fischer Vergnügen hatten und es kreischte irgendwo im Garten auf, dann schüttelten die alten Weiber an ihrem Klatsch- und Kaffeetisch den Kopf und sagten: „Dor hett Frie'ch doch all wedder een vör!" oder „De Kierl is doch ut Rand und Band!" oder: „Mein Gott, ick fegg!"

Ich habe Meta Möller, die Tochter, eigentlich nur ein einziges Mal mit Bewußtsein gesehen, aber das werde ich nicht so leicht vergessen. Ich kam abends in das Haus ihres Vaters und wollte frühmorgens mit auf See. Da stand sie am Herd und buck Kartoffelpuffer, warf sie zum Wenden in die Luft und fing sie mit der Pfanne geschickt wieder auf. Jedesmal flammte ihr prangendes, hochrotes Gesicht, von unten beleuchtet, dann jäh auf. Damals mochte sie kurz vor dem zwanzigsten Jahr sein und war voll aufgeblüht. Sie erfreute sich einer derben, kraftvollen Schönheit und hatte etwas Strotzendes an sich, wie etwa die flämischen Mädchen, die so aussehen, als müßten sie gleich hinter dem nächsten Busch ein Kind haben. Es war Rauch und Dampfdunst in der niedrigen Küche und einer nach dem andern der zahlreichen Familie holte sich die jeweils fertigen Puffer auf seinem Emailleteller ab.

Wie es in einer solchen abgeschlossenen Siedlung ist: man kennt sich untereinander auf das genaueste, weiß die tiefsten Geheimnisse, klatscht und mäkelt übereinander nach besten Kräften — es ist der Ehrgeiz eines Korps, der die Kameraden durch Spott zur Höchstleistung treibt, — und hält in guten und bösen Tagen doch stets hilfsbereit bis zum Einsatz des eigenen Lebens wie Pech und Schwefel zusammen. Noch immer galt es als der vornehmste Beruf, bei seinem Vater auf dem Kutter mitzufischen, bis der Alte mit krummen Knochen auf den Ofenplatz ging oder umkam. Blieb der eine Sohn mit auf See, so sprang der nächste ein, oft aus der Handwerkslehre hinweg unter Zahlung der vertraglichen Strafe für Abbruch der Lehrzeit.

Unter den jungen Leuten war viel Kampf um Meta Möller. Bis auf zwei aber konnte sich keiner rühmen, bei ihr Gnade gefunden zu haben. Das rauhe Gewerbe, die harte Salzluft und heiße Sonne, das tagelange Auf-See-Liegen und die unverbildete Grobheit des einfachen, aber kerngesunden Volkes ließ es beinahe zu Mord und Totschlag kommen, wenn es um Meta Möller ging. Sie war auch wohl die Schönste auf dem ganzen Vogelsang. Elisabeth Olhoff war wohl im Gesicht hübscher, aber ihre Gestalt kam doch nicht mit; sie war zu dick und dubsig. Helene Steinkraus hielt es wieder umgekehrt. Ihr Wuchs war noch feiner und schlanker, aber die spitze Nase und die blecherne Stimme störten den Eindruck. Als einzige kam eigentlich Frieda Bruß in Betracht. Aber sie stammte aus einem stillen Hause und hatte nicht genug Blut im Leibe, um Meta Möller ernstlich Abbruch zu tun. „De Nonn", sagten die jungen Leute, „de Nonn, de is mi tau spack."

Meta Möllers erster Liebhaber war Heinrich Kieker. Aber er ging nur während der

Schulzeit mit ihr, und da er nicht Fischer wurde, sondern in der Stadt Schneider lernte, weil drei Brüder von ihm auf dem Kutter fuhren, fiel er bald ab. Er blieb auch zu schüchtern, denn Meta Möller hatte Haare auf den Zähnen und wollte gebändigt sein. Heinrich Kieker befriedigte auf die Dauer ihre Ansprüche an Männlichkeit nicht und nahm sich den Korb so zu Herzen, daß er als Geselle fortmachte. Der Schönste war er auch nicht. Körperlich nur zart, kleidete ihn seine Nase schlecht, die unter einer zu weit sich vorwölbenden Stirn eigentlich nur aus einem Knubbel mit zwei Löchern bestand. Er war aber ein guter und lustiger Junge, der besser reden konnte als die anderen, dafür aber um so häufiger von den maulfaulen Stärkeren die Jacke voll bekam, daß er den nächsten Tag nicht zur Stadt fahren konnte.

Ernster stand es schon, als sich Meta Möller mit Karl Zander zog. Schon junger Mann bei Louis Bröker hinter dem Ladentisch, verfügte er über eine Reihe von Vorzügen meist dinglicher Art, wie Schokoladenplätzchen, Rosinen, Backpflaumen und Zuckerkand, die einen verhältnismäßig tiefen Eindruck auf ein Mädchenherz zu machen geeignet waren. Von Dauer aber konnte auch dies nicht sein, denn wie konnte ein Mädchen von Meta Möllers Art sich mit einem Heringsbändiger einlassen! Außerdem paßte ihr die etwas schmierige Eleganz von Karl Zander nicht, der in ihrem Verkehr allzu viele Redewendungen aus seinem Kundendienst einflocht, die, einmal gehört, wohl geistreich schienen, schließlich aber doch zu süßlich und geleckt, ja geradezu albern wirken mußten. So gab sie ihm eines Tages den Laufpaß. Trotzdem ärgerte sie sich, als Karl Zander schon am nächsten Tage mit Luise Mews ging.



Prof. Fritz Rhein
Dame mit dem Schleier
Nationalgalerie, Berlin

Leo Kalinowski dagegen kam ihr innerlich sehr viel näher. Er wohnte bei seiner verwitweten Mutter in den letzten Häusern der Vorstadt, kam zu Rad heraus, war katholisch und darum sehr interessant, und noch dazu Harmoniumspieler in den Amor-Lichtspielen, die kurz vor der Brücke allabendlich in feenhaftem Lichterglanz erstrahlten. Er hatte so etwas Einschmeichelndes, Lyrisches an sich, konnte sehr schön singen und mußte Klavier spielen, wenn die jungen Leute abends beim Krüger zusammen waren und tanzen wollten. Aber zwei Fehler hatte er, die ihn Metas Liebe kosteten: er war nicht echt in der Farbe und hatte sich einmal mit mehr gerühmt, als ihm Meta zugestanden hatte. Und dann hatte er keinen reinen Teint, sondern Mitesser unter der Hornbrille. Und das stieß Meta Möller, abgesehen davon, daß er ein „Utlandscher" war, doch so ab, daß sie den Verkehr zunächst abkühlte u. dann einschlafen ließ. — Durchaus ernsthaft und in allen Ehren wurde sie schon sehr früh von einem Verehrer umworben, der ihr vielleicht viel geboten hätte, mehr als sie nach den ortsüblichen Auffassungen zu beanspruchen gehabt hätte. Das war der Geschäftsführer der Fischverwertung, der in der Stadt wohnte, aber sein Büro in der Räucherei hatte, Ewald Lange. Er war Witwer. Seine Frau war ihm weggestorben, als sie das zweite Kind bekam. Und nun saß er mit schönem Gehalt und einer gut möblierten Wohnung bei seinen beiden kleinen Würmern und suchte eine neue Frau. Ihm war Meta Möller aufgefallen; er kannte die Familie und wußte, daß sie tüchtig war. Auf Geld und Aussteuer sah er nicht. Das hatte er selbst. Er wollte eine junge, schöne und geschickte Hausfrau

haben. Alles andere würde er schon machen. Es war mit den erfreuten Eltern so gut wie abgeschlossen, als er eines Tages damit herauskam. Aber Meta konnte sich nicht für ihn erwärmen, und es blieb bei zwei, drei Spaziergängen.

Dagegen brachte sie für Georg Schönkopf, den jungen Lehrer, eine gewisse Neigung auf, ja, heimlich liebte sie ihn wohl wieder. Aber weil er ein Gebildeter war, der etwa denken könnte, daß er sich zu ihr hinabließe, wo sie von einfachem Stande war, das machte sie zu hart und verschlossen gegen ihn. Dabei meinte es der Lehrer durchaus gut und ernst mit ihr. Aus einer Bauernfamilie des Binnenlandes verstand er etwas von Rasse und freute sich des schönen, jungen Weibes. Lücken der Bildung hätte er sich auszufüllen getraut. Sie sollte erst einige Monate bei seinen Eltern auf dem großen Hofe sein, und dann wollte er sie heiraten. Sein Gehalt war ja noch gering, aber sie bekämen von zu Hause, soviel sie haben wollten. Und wenn sie darauf Gewicht legte, wolle er sich versetzen lassen, selbst wenn es ihm nur mit Mühe gelungen sei, aus dem Binnenland an die Küste zu kommen. Aber alles dies nützte nichts. Es blieb heimlich zwischen den beiden jungen Menschen ein Graben, über den sie nicht hinwegkamen. So entfernten sie sich wieder von einander, sehr zum Kummer des jungen Lehrers und wahrscheinlich auch mit heimlichen Schmerzen bei Meta Möller, die sie natürlich nicht merken ließ. Hätte Georg Schönkopf sie so zu nehmen gewußt, wie es Sitte bei den jungen Leuten war, im stürmischen Angriff, und hätte er vielleicht einmal ganz offen gefragt und wäre in sie gedrungen, was sie nun eigentlich gegen ihn hätte, so wäre es doch noch geworden. Aber die zarte Werbung mit Worten und Briefen war ihr zu fremd, um sie verstehen zu können. Es war schade um dieses Mißverständnis, denn es wäre ein schönes Paar geworden. Der Lehrer hätte gewußt, was ihm ins Haus kam, und Meta Möller wäre gut angekommen. Sie hätte sich und anderen sehr viel Leid erspart. Aber es ist und bleibt so: ein jeglicher geht seine eigenen Wege, und schließlich ist der Mensch doch das einsamste Wesen auf der Welt. Mit der natürlichen Härte und Schicksalsergebenheit des unverbildeten Volkes geht es so, wie es gehen soll. Und nicht anders. Und geht es doch anders, dann bleibt immer noch für ein Mädchen das Wasser übrig. Es sind im Lauf der Jahrhunderte viele Mädchen von Vogelsang, und nicht gerade immer die Schwächsten und Häßlichsten, in den Strom gegangen. Eines Tages ist es soweit, alle Gedanken laufen verquer und finden keinen Ausweg mehr. Dann wurden sie ein paar Tage gesucht und am achten Tag meist draußen auf See von den Kuttern angetroffen oder irgendwie bei einem ganz bestimmten Strand. Dort, wo der Strom vor den Riffen seine Last ablegte, morgens im Sand gefunden.

Meta Möller überwand diese Sache wohl, aber sie bekam einen Sprung dabei. Es war ihr doch wohl tiefer gegangen, als sie selbst es wahr haben wollte. Sie wurde hart und hastig, dann wieder übertrieben lustig und ausgelassen. Sie weinte nachts in ihrer Kammer und wußte nicht recht, warum eigentlich. Es ist oft vorgekommen, daß es nachts an ihr Fenster klopfte, aber sie ging auf nichts ein. Dabei war sie schöner denn je geworden. Schwere, steile Brüste staken unter Linnen und Kattun, kaum daß sie Platz hatten; knaß und kurz ging das Schürzenband um die schlanke, biegsame Taille, und hart, rund und voll Saft und Kraft saß und stand alles so, wie es mußte. Eine Pracht war es, das junge Weib anzusehen. Ihre Stimme tönte wie volles Metall, die großen, grauen Augen leuchteten in schwimmendem Glanz, das rotgoldene Haar schimmerte wie Seide in der Sonne, und blühend prangten die roten Backen mit ihren Sommersprossen. Ein wilder, heißer Duft ging von ihr aus, und wenn sie hart arbeitete, strömte der Schweiß unter den Achseln einen würzigen, betörenden Geruch aus, der die Männer verrückt nach ihr machte. Aber je mehr sie andere entflammte, um so herber und kühler wurde sie. Zu Hause war sie fast unleidlich. In herrischer Schroffheit riß sie die Zügel an sich, gab der Mutter grobe Worte und ging mit funkelnden Augen selbst auf den mächtigen Vater los, wenn man ihr nicht den Willen tat.

Ganz Vogelsang sprach über den Fall, und man war schadenfroh und auch wohl neidisch genug, um dem stolzen, schönen Menschen dies Mißgeschick zu gönnen.

Die Familie versuchte, Meta Möllers Verkehr mit Georg Schönkopf wieder in Gang zu bringen. Man sprach mit ihr, aber sie nahm kein Wort an. Die Mutter grämte sich, denn sie hielt etwas von ihrem Kind und wollte es so gern in bessere Verhältnisse als die eigenen bringen.

Ihr Großvater, Johannes Henk II, nahm sie eines Sonntagmorgens vor, als ihm der Augenblick günstig schien. Ein lebens- und leiderfahrener alter Mann, sprach er sachte auf sein schönes Enkelkind ein: „Wat is di denn, lütt Deerning? Rä doch eis wedder mid em! He is'n gauden Kirl! Hei mag di leiden! Sall ick eis mid em räden?" Aber da schrie Meta Möller auf: „Loat din Hand dorvon af, Grotvadding, dat geiht mi allein up dei Wilt an un füß kein Minschen nich!"

Das war alles, was der alte, wohlmeinende Mann mit rührender Zartheit erreicht hatte, die seinem Gewerbe sonst fremd war.

Auch der alte Großvater Möller, der Patriarch der Gemeinde Vogelsang, seit mehr als vierzig Jahren ihr Vorsteher, mit dem heute längst ausgestorbenen Kopf des alten Kaisers, wollte seiner Enkeltochter behilflich sein. Ihm standen die großen, leeren, von Salzwasser und Wind ausgebeizten Augen schon voll Wasser, ehe er überhaupt anfing. Und er mußte schon sein amtliches Vorsteherdeutsch zur Hand nehmen, um sich ausdrücken zu können, was ihm auf der Seele lag.

„Meta!" sagte er, „Meting! Und mücht' ick uck eins mit Dich zu Wort bringen, was es mit Dich ist. Wo ist es denn mit Dich un ihm? Woselbst Ihr Euch doch man noch bei Gegenwärtigem wohl gut seid!" Aber da war es schon vorbei. Meta Möller hatte die Tür schon hinter sich zugeworfen und ging, die Schürze vor den Augen, schluchzend nach Hause. Es war durch diese Bemühungen nur schlimmer geworden. In jedem Blick, in jedem Wort sah Meta Möller nur unerwünschte Versuche ihrer Angehörigen, sich in ihre Angelegenheiten einzumischen. Oft fuhr sie bei den harmlosesten Unterhaltungen hoch, schrie: „Ihr seid ja alle gegen mich!" und ging hinaus.



Prof. Fritz Rhein René Schickele
Aus Westermanns Monatsheften

Auch Georg Schönkopf hatte sich weiter um sie bemüht, obwohl Meta jeden Annäherungsversuch auf das schroffste zurückwies und in weitem Bogen auswich, wenn sie den Lehrer ankommen sah.

Eines Tages erschien sein Vater, ein prächtiger, stolzer Bauernkopf, bei Möllers, sprach vom Wetter, von den Schweinepreisen, von Kühen und Fischen und kam schließlich damit heraus, daß ihm viel daran läge, wenn sein Sohn wieder mit Meta Möller zusammenkommen könnte. Ihm und seiner Frau wäre sie als Schwiegertochter jederzeit willkommen. Und wenn ein alter, wohlhabender Bauer sich den blauen Anzug anzieht, einen steifen Kragen mit umgeplätteten Ecken umbindet und eine Reise antritt, um als Freiwerber für seinen Sohn bei den Eltern eines mittellosen Mädchens anzuhalten, dann ist etwas dabei. Es war ohne Erfolg. Bei Meta Möller hatte sich ihre scheue Liebe versetzt, und sie war zu stolz, um sich zu ändern. Man hätte vielleicht garnicht daran rühren sollen, sondern zunächst abwarten, bis etwa der Zufall ein erlösendes Zusammentreffen herbeigeführt hätte.

Kriminalbetriebsassistent Treu, der Bruder der Mutter, wurde zu Rate gezogen, da man ihn aller Schliche und Kniffe für berufsmäßig fähig hielt. Er hieß in Vogelsang allgemein „Heinrich — Sonst nein", weil er bei seinen zahlreichen Zeugenvernehmungen vor Gericht mit der militärischen Kürze eines alten Wachtmeisters der Feldartillerie bei Aufnahme der Personalien als guter Bekannter stets zu sagen pflegte: „Heinrich, Kriminalbetriebsassistent, 52 — Sonst nein!" Obwohl er Metas Patenonkel war, versagte seine Kunst in diesem Fall. Sie tat so, als hätte sie seine Worte garnicht gehört. Dem Onkel war sie sonst zugetan, weil er ein lustiger und offener Kerl war, der in der Familie als Beamter, noch dazu auf einem so gefährlichen und schwierigen Gebiet, viel galt und schon oft kraft seines Amtes Schwierigkeiten behoben hatte. Man rief ihn, wenn Männer ihre Frauen schlugen oder Frauen auf Abwege geraten wollten oder Kinder in in Gefahr waren, vom rechten Wege mehr abzuweichen, als nach Brauch und Sitte üblich war.

Georg Schönkopf hatte sich schließlich noch hinter den allseits geachteten und verehrten Vertrauensmann von Vogelsang gesteckt, Herrn Kapitän Kroß, der dicht vor den Molen in seiner „Filla Henriette" vor Anker gegangen war. Als Fischersohn von Vogelsang hatte er es zu Vermögen gebracht und galt als der erste Mann von Vogelsang. Zu ihm kam als Schiedsmann alles, was Geld brauchte oder sonst Sorgen hatte. Aber in diesem schwierigen Fall war seine Kunst und Macht am Ende. Als er Meta einmal traf und sie bei der Hand nahm, um eben ganz vorsichtig mit seinem freundlichen Reden zu beginnen, riß Meta Möller sich los: „Loatn's mi los, Herr Kaptein, ick weit all, woans Sei rut willn! Ick goah min eigen Gang!"

Und den ging sie. In Jammer und Elend.

Am richtigsten traf ihr anderer Onkel, Johannes Treu, den Kern der Sache. Zwar war er kein Meister der freien Rede, stotterte vielmehr auf das erbärmlichste und hieß all-

gemein „Stamerhans" in Vogelsang; auch sagte man ihm nach, daß er beschränkten Sinnes, wenn auf See auch noch so tüchtig sei. Hatte er doch, bei einer Sache mit gestohlenen Aalen vor Gericht auf die Frage des Richters „Wer sind Sie?" als Zeuge mit einem lauten und vernehmlichen, wenn auch gestotterten „J—Ja!" geantwortet.

„H—h—h—hochmut k—k—k—kommt v—v—v—vor d—d—d—die F—F—F—F . . ., —k—k—kommt vor die F—Fall!" hatte er zu Meta gesagt. Das war alles, war auch wohl richtig, half aber nichts mehr. Gewiß war es Hochmut, falscher Hochmut eines leidenschaftlichen und blutvollen Menschen, der geglaubt hatte, der andere dächte vielleicht zu gering von ihm, der darum die Nase absichtlich zu hoch trug und sich doch geirrt hatte, nun aber den Irrtum sich und dem anderen nicht mehr eingestehen wollte, weil er sich damit zu erniedrigen glaubte.

Schließlich bemühte man den Pastor um die Sache. Pastor Henk entstammte noch weitläufig der alten Vogelsangschen Familie, hatte vom vielen Studieren und Leben in dämmrigen Räumen große, blaue Glasaugen bekommen. Er nahm sozusagen mit voller Blende auf, nicht scharf abgeblendet, wie seine Sippe draußen im grellen Licht von Himmel und Wasser. Deren Augen waren eigentlich nur Schießscharten, je schmaler um so besser und schärfer. Der Geistliche aber hatte nur noch schwache Ansätze von Lidern, während seine Blutsverwandten ihre schweren Visiere kaum noch mehr auseinander bekamen, als es gerade nötig war. Nur zum Sterben noch. Aber auch dieser Versuch, der letzte, Meta Möller umzustimmen, mißlang. Steif und ernst hörte sie die Worte des Pastors an, der eindringlich an ihr Herz schlug. Mit „mein liebes Kind" hatte Pastor Henk begonnen, „Kindchen" sagte er, als er sie schmelzend glaubte, „min lütt Kinting" hieß es, als er selbst, aber nicht Meta Möller, geschmolzen war. Das hart mit sich ringende Weib erwiderte nur kurz: Ich bin nicht Willens dazu, Herr Pastor!" Damit ging sie. Gegenüber dem Pastor etwa nicht zu bestehen, wäre Feigheit für sie gewesen.

Damit war Georg Schönkopf endgültig erledigt, und es begann Meta Möllers Weg in ein dunkles Schicksal.

Denn nun griff sie Ferdinand Ratzlaff, so wie sie gegriffen sein wollte. Nicht mit zarter Werbung, mit Briefen und schweren, sehnsüchtigen Gesprächen, sondern mit harter Hand. Ratzlaff war der verwegenste Fischer von Vogelsang. Mit seinem neuen, starken Kutter Vog. 47, getauft „Unverzagt", ritt er über das Wasser. Vor dem Ruderhaus hatte er als Unterschied von anderen einen kleinen Schornstein eingebaut, durch den der Motor knallte. Saß ein anderer Kutter irgendwo auf einem Haken fest, so holte Ratzlaff ihn bei jedem Wetter herunter. War draußen etwas zu suchen: Ratzlaff fand es. Aus altem wendischen Urstamm, war er der heißblütige und unbeschränkt anerkannte Führer der Jungen. Eigentlich ein wilder Hund, ein grober Knecht, war er doch ein ehrlicher und grundanständiger Kerl, ein Mann nach dem Geschmack Meta Möllers.

Als ihr eines Abends alles gleich war und sie heiß vom Tanz mit ihm draußen auf der Bank am Strom saß, schenkte sie ihm alles, was sie zu vergeben hatte; das heißt, er nahm es sich, weil er sie richtig anzufassen verstand. Sie war in seinen Augen längst überständig und, zum Lieben wie geschaffen, mußte sie eben schleunigst und mit Leidenschaft angebrochen werden. Inbrünstig gab sich Meta dem forschen Kerl hin, aber sie liebte ihn nicht, sie bewunderte ihn nur. Er war für sie nur ein Werkzeug. Entflammt und gelöst, nahm sie sich einen anderen Mann zu Herzen: Wilhelm Fiß, einen älteren Einspänner, der, fein und selbstbewußt, stets für sich war. Aus welchem Grunde er nicht bei guten Zeiten geheiratet hatte, weiß man nicht. Vielleicht hatte er nicht die gefunden, die ihm zusagte, vielleicht auch hatte die, die er mochte, ihn nicht angenommen. Eine Schwester, deren Mann mit ihrem gemeinsamen Vater auf See geblieben war, führte ihm den Haushalt. Sein Kutter war Vog. 23, ein älterer und schwächerer. Aber Zucht und Ordnung herrschte an Land wie an Bord. Man sparte. Mit Sorgfalt wurde Haus, Garten und Vieh gepflegt, gut und fleißig gefischt, gewandt verkauft, nicht zu viel gewagt, und nicht immer gleich alles aufs Spiel gesetzt. Wilhelm Fiß war ein schöner Mensch, groß, schlank, mit einem Kopf wie Eckener oder Heinrich Mann, den der blonde Spitzbart vorzüglich kleidete. Er trank nicht im Uebermaß, wenn er sich auch nicht lumpen ließ. Aber er blieb immer für sich, still, scheu, besonnen und ordentlich.

Vielleicht mochte Meta Möller an ihm etwas entdeckt haben, was ihr an Georg Schönkopf gefallen hatte und was jedem jungen Weibe gefällt: die geordnete und gesicherte Wirtschaft. Dazu kam seine zuverlässige und sympathische Männlichkeit, die einer Frau wohl zusagen konnte. Er wäre ein guter Ehemann gewesen, der zusammenhielt und etwas an sich brachte.

Mit Ferdinand Ratzlaff spielte Meta. Gewiß gehörte sie ihm, aber nicht für ewig. Sie ließ ihn wochenlang zappeln und warf sich dann dem halb Verrückten wieder auflodernd in die Arme. Sie schmollte mit ihm und ergab sich dann doch wieder dem Verzweifelnden. Heiraten, das wußte sie, würde sie den nicht. Da-

zu war er ihr zu unausgeglichen und nicht sicher genug. Immer wenn Ferdinand es zu toll trieb, dann bemühte sie sich um Wilhelm Fiß. Sie umwarb ihn gerade, machte ihm schöne Augen und zeigte sich von ihrer besten Seite, der Fraulichkeit und Mütterlichkeit. Schön konnte sie sein, wunderschön, wenn sie ruhig und wohllautend mit ihm sprach und ernst und vernünftig ihre Ansichten gab. Aber Wilhelm Fiß rührte und rückte sich nicht. Selbstverständlich war ihm Metas Verhältnis zu Ferdinand Ratzlaff bekannt. Soetwas läßt sich ja garnicht verbergen. Und solange sie sich mit dem abgab, kam sie für Wilhelm Fiß garnicht in Betracht. Sonst hätte er mit sich über diese Sache wohl schon reden lassen. Zu Hause aber warnte die mißtrauische Schwester, die sich nicht von einem leichtsinnigen Ding verdrängen lassen wollte, von Haus und Herd und dem Bruder.

Es dauerte lange, bis Wilhelm Fiß nur ein wenig Feuer fing. Er war bedächtig und beinahe schwerfällig. Meta tanzte gern mit ihm, denn er konnte tanzen. Wer es nicht von Hause aus konnte, lernte es bei der Marine ja Sonntags in Laboe oder Möltenort mit den schönen Kieler Mädchen. Aber das Tanzen allein machte es nicht. Meta erwärmte ihn wohl, wenn sie weich und wohlig in seinem Arm dahinschwebte, die schweren Brüste dicht an seinem breiten Brustkasten, ihren schönen, wilden Kopf mit dem leuchtenden Rothaar flach an den kraftvollen Mann gelehnt, der sich des heißen Blutes in seinem Arm sehr wohl zu erfreuen schien. Mit ihren schwimmenden, klaren Augen sah sie strahlend zu ihm empor und schmiegte sich, wie schutzbedürftig und eines Hafens sicher, an ihn. Das blieb nicht ohne Wirkung.



Prof. Fritz Rhein — Baronin Hornstein

Aus den „Horen"

Ferdinand Ratzlaff ließ sie an solchen Abenden ganz abfallen, aber ohne mit ihm zu brechen. Sie rechnete mit dem Feingefühl des Weibes darauf, daß ein wenig Eifersucht nicht schaden könne. Da sie sehr wohl wußte, daß sie im Ruf stand, ihre Gunst außer an Ferdinand anderweitig noch nicht verschenkt zu haben, daß sie nicht heute mit diesem, morgen mit jenem ging, sondern herrisch und spröde die Männer eher abstieß als anzog, so hielt sie sich für wertvoll genug, um den Mann zu erregen, auf den sie es abgesehen hatte. Und richtig: Wilhelm Fiß wurde unruhig. Er begann, sich um Meta Möller zu bemühen. Längst hatte ihm seine Schwester die Veränderung angemerkt, hatte erst mit Andeutungen, dann mit Tränen, schließlich mit harten Worten gewarnt. Aber soetwas hat es noch immer nur schlimmer gemacht. Wochenlang sprachen die Geschwister nicht miteinander. Der häusliche Friede war zerstört. Und erst recht keimte nun in Wilhelm Fiß der Wille, sich selbständig zu machen. Er holte Meta Möller abends oft zum Spazierengehen in den Dünen ab. Er forderte sie fast zu jedem Tanz auf; und die Leute im Dorf sprachen schon davon, daß das wohl ein Paar geben würde. „Kiek! Sei kriegt em rümme!" oder „den'n hett'!" oder „hei koakt all!"

Aber gerade als Wilhelm Fiß zu sieden begann, gab Meta Möller sich wieder mit Ferdinand Ratzlaff ab. Sie wollte den steifen, scheuen Mann windelweich sehen. So wie er war, genügte er ihr noch nicht. Tagelang ließ sie sich nicht sehen und sprechen, saß mit Ferdinand abends in den Dünen und forderte Wilhelm nicht einmal auf, wenn Damenwahl ausgeblasen war, obwohl er mit seiner treuen Beständigkeit sie mindestens einen um den anderen Tanz geholt hatte.

Das führte zu Streit zwischen den beiden Männern. Erst gab es Sticheleien an der Teke, dann kam man ins Schubsen, und nur die anderen trennten die Männer, ehe es mehr gegeben hätte. Wilhelm Fiß war in innerlichem Aufruhr. Nun erst recht wollte er das Mädchen haben, und nicht einmal der verwegene und gefürchtete Ferdinand Ratzlaff sollte es ihm streitig machen.

Als der Besonnere versuchte es Wilhelm Fiß zunächst im guten mit Ferdinand Ratzlaff. Er sprach mit ihm abends am Bollwerk, als Ferdinand auf seinem Kutter stand. Daß Meta Möller mit hochroten Backen und verhaltenem Atem unten in der Koje saß, daß ihr das Herz hoch im Hals schlug, als sie die Männer reden hörte, das wußte Wilhelm allerdings nicht.

„Führst Du hüt Nacht uck, Fer'nand?"

„Nee, Willem! Du uck nich?"

„Nee, hüt nich, Fer'nand!"

„Wat hest Du för de gäl Farw gäwen, Fer'nand?"

„Nägentig Penning, Willem!"

„Bi Bröker?"

„Nee, bi Fineliußen!"

„Wadd't so bliewen, Fer'nand?"

„Jau! Ostenwind! Willem!"

„Meenst Du, Fer'nand?"

„Jau, Willem!"

„Dei Meuw' fleigen hüt öwer Land!"

„Loat sei doch, Willem."

„Jau, sei fleigen hüt öwer Land."

Und nun war es so weit.

„Fer'nand!"

„Wat wiß Du, Willem?"

„Loat de Deern!"

„Loat Du de Deern!"

„Ick loat s' nich!"

„Ick uck nich!"

„Denn nich!"

„Nee, ick loat s' nich!"

„Nee, ick segg Di, ick loat s' uck nich!"

„Denn lettst Du ehr nich!"

„Nee, t' dauk uk nich!"

„Denn is't jo gaud!"

„Jau, denn is't gaud!"

„Mi' ist't recht so!"

„Mi uck!"

„Dann war'n wie jau seihn!"

„Joawoll, wie warn't seihn!"

Ferdinand stand noch immer breitbeinig, die Hände in den Hosentaschen vergraben, auf dem Kutter. Wilhelm setzte nun den rechten Fuß auf den Uferbalken. Meta mußte unten im Dunkeln ein paar Mal schlucken, so kam es sie an.

„Fer'nand, Du schacherst üm de Deern rümmer, un dann lettst Du ihr sitten!"

„Nä' doch nich, Minsch!"

„Ick segg Di dat man!"

„Wat geiht Di dat an, Willem?"

„Dat geiht mi sihr an, Fer'nand!"

„Worüm geiht Di dat wat an, wat ick mid dei Deern hew, Willem! Dat is min Deern! Sök Di doch n' anner Deern, Willem!"

„Nee, Fer'nand, mi is dat irnst üm de Deern!"

„Mi uck! Dat segg ick Di!"

„Dat seggst Du so, Fer'nand! Is jau nich de irst!"

„Nu holl an, Minsch! Wisch' din eegen Näs!"

„Min Näs is kloar, Fer'nand!"

„Min uck, Willem!"

„Ick kenn Di jau, Fer'nand. Du büst 'n feinen Kirl, äwer loat din Hand von dit Mäken!"

„Büst Du de Paster, Willem?"

„Du büst de Satan, Fer'nand, Du kippst de Deern, un denn sitt sei door!"

„Nu goah wieder, Willem. Ick will Di nich mihr hür'n mit din Predigt!"

Ferdinand machte sich am Boot zu schaffen und tat so, als sei Wilhelm Fiß nicht mehr da.

„Letzt Wurd, Fer'nand: loat de Deern!"

„Büst Du noch door, Willem?"

„Jewiß bün't noch hier. Ick goah groa so, as ick will un nich Du!"

„Un ick dau mid de Deern groa so, as ick will un nich Du! So, nu'st naug vertellt!"

Da stand Wilhelm Fiß noch eine Zeit und mußte dann gehen.

Er hat die Nacht beim Krüger gesessen und immerzu getrunken, ohne duhn zu werden. Erst als er gegen Morgen nach Hause wollte, merkte man ihm an, daß er schwere Beine hatte.

Nun war es ihm gleich. Der Kampf ging jetzt auf Tod und Leben.

Seine Schwester kannte ihn garnicht wieder.

Der sonst so nüchterne Mann begann auszugehen, kam auch wiederholt erst morgens mit schwerer Schlagseite wieder nach Hause. Aber er arbeitete jetzt für drei, wurde waghalsig und tollkühn, daß die Schwester immer in Todesängsten saß, wenn er noch nicht eingelaufen war. Er straffte sich in diesem Kampf, konnte ganz grelle Augen bekommen und mit den Zähnen knirschen. Der zweite Mann ging von Bord, weil es mit dem Chef nicht mehr auszuhalten sei. Nachdem erst einmal ein Wechsel an Bord eingetreten war, kam man aus der Veränderung garnicht mehr heraus. Wilhelm Fiß verlangte von seinen Leuten Unmenschliches, machte es aber immer selbst vor.

Nachdem er, gereizt, seine Kräfte geprüft und gelockert hatte, griff er an. Meta Möller erlag seinem Ungestüm, ehe sie es sich gedacht hatte. Eines Abends in der Düne, als sie wieder einmal mit ihm, statt mit Ferdinand ging, bedrängte er sie, bis sie willenlos mit sich tun ließ, was er wollte. Es schien ihr, als sei da doch noch eine ganz andere Kraft dahinter als bei Ferdinand Ratzlaff.

Ferdinand wußte sehr bald, was geschehen war. Als ob man ihn reizen wollte, ging Wilhelm Fiß mit Meta Möller am Liegeplatz vorbei in die Dünen, wo Ferdinand doch alles sah und auch wohl sehen sollte.

Wie in einem dunklen Schicksal trieb Meta die beiden Männer aufeinander. Beiden gehörte sie, fast willenlos, beide nahmen sich, was ihnen zuständig schien. Flach, schmal und blaß ist Meta zwischen den beiden Männern geworden, die ihr Tag und Nacht keine Ruhe ließen. Zu Hause schalten sie über dies Treiben. Was kümmerte es Meta Möller? Längst war sie über die zu Hause hinweg und tat und ließ mit ihren dreiundzwanzig Jahren gerade das, was sie für richtig hielt. Sie hatte bei sich und den beiden Männern einen Sturm entfacht, den zu beschwören, selbst wenn sie es gewollt hätte, sie garnicht mehr in der Lage war.

So kam der erwartete Zusammenstoß.

Eines Abends fielen, als die Männer am Schuppen der Fischverwertung standen, einige Sticheleien von den anderen. Erst sprang Ferdinand darauf an und erwiderte. Dann sagte Wilhelm Fiß sein Wort dazu, und schon wurde es still im Kreise. Die Männer standen sich drohend gegenüber. Ferdinand kochte, Wilhelm war in eisiger Ruhe.

Der alte Klaus Toebe wußte, was kam, und sagte: „Tauirst de Metzer ut de Tasch!"

Die beiden Messer flogen ins Gras.

Dann brach der Sturm los.

Ferdinand hatte den ersten Hieb.

Er ging zu kurz.

Da hatten sie sich auch schon zu fassen.

Die harten Fäuste schlugen dumpf in die Gesichter, auf die Brust. Ein abgleitender Hieb Wilhelms schlug Ferdinand einen Lappen aus der Stirn, riß ihm ein Büschel Haare mit weg und die Mütze ab.

Wilhelm hatte zu tun, denn er keuchte nach einem Stoß in die Brust. Aber der erst machte ihn richtig wild. Ferdinand war rasch und stämmig, Wilhelm zu groß und schlank. Aber er hatte den längeren Arm dafür.

Man schlug sich so, daß der Bürger denken würde, jeder Schlag wäre tödlich. Aber die harten, gestählten Körper konnten etwas vertragen.

Schließlich wälzte sich das Paar stöhnend und ächzend am Boden. Ferdinand blutete wie ein abgestochenes Schwein aus mehreren Wunden. Sein eines Auge quoll zu. Aber er hatte mehrfach die Oberhand, weil er flinker war. Saß aber ein Schlag von Wilhelm, dann lag Ferdinand wieder unten.

Es ging bis zur Kampfunfähigkeit.

Der alte Klaus Toebe, der so etwas nicht zum ersten Mal sah, hatte die Leitung. Partei durfte im Ring nicht sein.

Als sie wohl eine halbe Stunde gekämpft hatten, mit röchelndem Atem am Boden gelegen hatten, ohne daß einer des anderen Herr werden konnte, blies Klaus Toebe ab.

„So, nu'st naug! Hoch! Ein as de anner!

„Nu hewt Ji Juch woll allens utseggt!" Der Kampf blieb unentschieden. Blutend und dreckig, in dampfendem Schweiß, mit fliegender Brust, Schaum vor dem Mund und kreideweiß in der zerrissenen Kluft, gehorchten die beiden dem alten Mann.

Ganz gegen Regel und Brauch mußte jemand geklatscht haben. Am nächsten Tage erschien der Landjäger, vernahm Parteien und Zeugen, und nach vier Wochen standen die beiden vor Gericht. Daß es um Meta Möller gewesen wäre, davon fiel auch unter Zeugeneid kein Wort. Sie hatten sich eben wegen irgendetwas geschlagen.

Die dreißig Mark Geldstrafe hatten sie schon in der Brusttasche und bezahlten unmittelbar nach dem Urteil in bar. Lumpen lassen wollten sie sich nicht.

An der Kasse müsse bezahlt werden, sagte der Richter, Zimmer 3, im Erdgeschoß. Und sie brauchten erst nach Zustellung und Rechtskraft des Urteils zu bezahlen.

Sie wollten es aus der Welt haben und gleich bezahlen, sagten sie.

Damit war äußerlich Frieden. Aber der Kampf ging weiter. Nach wie vor gehörte Meta beiden.

Da griff ein Höherer ein.

Eines Abends bei Schneesturm lief Vog. 47 „Unverzagt“ nicht ein. Die andern Boote hatten ihn auch aus den Augen verloren. Ferdinand Ratzlaff hätte noch östlich dicht unter Land vor der Wabowmündung Netze zu stehen gehabt. Nach denen hätte er wohl noch sehen wollen. Zwei so erfahrene Fischer wie die beiden Ratzlaff Vater und Sohn und dann auf dem starken, neuen Kutter, da brauchte man wohl keine Angst zu haben.

Aber die Frauen standen schon auf der Düne und weinten.

Es wurde Nacht, und das Boot war noch immer nicht zurück. Man rief den Leuchtturm an, aber der hatte nichts Auffälliges bemerkt. Der Schnee trieb im Nordwest, daß man die Augen nicht aufmachen konnte. Es ging Brandung, von Stunde zu Stunde mehr. Das Boot kam noch immer nicht. Und wäre es gekommen, hätte es wohl kaum noch einlaufen können, so stark war der Westsog vor den Molenköpfen.

Endlich, als es schon dämmerte, kam Nachricht durchs Telephon: vor der Wabowmündung läge ein Kutter in Seenot auf dem ersten Riff. Zu Rad und Wagen mit Nahrung und Kleidung machten sich die Fischer auf, um dem Kameraden zu helfen. Ausfahren konnte keiner mehr. Es wäre auch zwecklos gewesen.

Der Kutter lag schon hoch auf dem Sand. Die See machte ihn fest, wie es heißt. Ein Mann, das konnte man erkennen, hatte sich am Mast festgebunden. Der andere war nicht zu sehen. Man konnte ihn auch nicht sehen, denn Ferdinand Ratzlaff war schon gleich nach Mitternacht über Bord geschlagen und mit seiner schweren Kleidung vom Strom zwischen den Riffen mitgenommen.

Man versuchte, den Vater zu retten.

Von Land aus ging es nicht.

Raketenleinen nahm der Mann an Bord nicht mehr auf.

Mit einem Strandboot an den Kutter heranzukommen, gegen die Brandung, war hoffnungslos.

Schließlich rief man die Regierung an, und der Stationsdampfer lief trotz des Sturmes aus, setzte ein Boot in Lee mit drei wackeren Männern, darunter Wilhelm Fiß, aus, die sich mit den auflandigen Wellen an den Kutter heranarbeiteten. Sie kamen wohl heil an Land, aber der Mann, den sie im Boot hatten, war schon tot.

Als die See abstillte, versuchte der Regierungsdampfer, den Kutter abzuschleppen. Jedoch rissen die Trossen. Den Kutter hatte die See schon zu fest gemacht, um ihn in Ruhe zerschlagen zu können. Vierundzwanzig Stunden in solcher Brandung des kalten, schweren Winterwassers zu liegen, hielt auch Vog. 47 „Unverzagt“ nicht aus.

Als die See wieder ruhig geworden war, machten die andern ihn frei und schleppten ihn zwischen sich in den Hafen.

Das Wrack brachte in der Versteigerung, die die Versicherung vornehmen ließ, 20 Mark. Es war nur mehr Brennholz. Der Motor wurde für 2000 RM. versteigert, 7000 RM. hatte er gekostet.

Was nun?

Wilhelm Fiß war seinen Nebenbuhler los.

Glück aber hat es ihm und Meta Möller nicht gebracht. Der Tote, den man nach acht Tagen weit östlich gefunden hatte, stand zwischen ihnen wie ein Gespenst, wie ein Leichnam in fahlem Laken. Von Ferdinands Todestag an war ihr Verhältnis zueinander von Grund auf geändert. Als wäre sie des Ausgleichs beraubt, hielt Meta sich von Wilhelm zurück. Sie träumte zuviel von Ferdinand, und der ernste und strenge Wilhelm machte ihr Angst. Es stiegen ihr jene Bedenken auf, unter denen der kraftvolle, der überkräftige Mensch weit mehr zu leiden hat als der schwächliche; sie meinte, daß sie kein Glück hätte und haben sollte, daß es ihr Schicksal sei, unglücklich zu werden und unglücklich zu machen. Man kann sich in der Stadt wohl kaum vorstellen, welche Gedanken ein so unverbildetes und tierhaft schönes Weib in sich bewegt. Niemals denkt es in kühl beherrschter Ueberlegung, sondern es wühlt und wühlt, kratzt sich die Finger blutig, sieht sich die Augen aus dem Kopf, sehnt sich nach allem, was sie von sich gestoßen hat, und zergrämt sich die Gedärme, um scheinbar sinnlos und völlig für andere Menschen unverständlich das Törichteste zu tun, was gerade möglich ist.

Vielleicht hing es auch mit ihrem Zustand zusammen. Sie trug damals gerade ein Kind unter dem Herzen. Von einem der beiden Männer konnte es nur sein. Sie wünschte, es wäre von Ferdinand. Man weiß nicht, ob es ihre Absicht war, sich des Kindes zu entledigen. Jedenfalls kam es zu einer nicht lebensfähigen Frühgeburt. „De Hoar, de wir'n Fer'nand sin!“ raunten sich die alten Weiber zu. Und in ihren Schmerzen hatte Meta wiederholt Ferdinands Namen gerufen.

Wilhelm Fiß umgab sie mit aller Zärtlichkeit, derer er fähig war. Aber sie war wohl nicht am Platze. Meta hätte nun mehr denn je einer harten, erbarmungslosen Hand bedurft, um im Kurs zu bleiben. Das konnte Wilhelm nicht, und so entglitt sie ihm wieder, kaum daß er sie erobert hatte.

Als ihm seine Schwester mit Befriedigung versetzen mußte, daß nach ihren Nachrichten Meta mit einem verheirateten Nachbarn eine Liebelei angefangen habe, die schon zwischen ihr und der Frau zu Handgreiflichkeiten geführt hätte, auch da gab Wilhelm das Weib noch nicht auf. Zu hart hatte er um sie ringen müssen. Er versuchte es noch einmal, ging hin zu Theodor Thadewaldt, Vater von fünf Kindern, und sprach offen mit ihm.

„Thedor, is dat wohr mit di und de Deern?" Theodor Thadewaldt war ein leichtsinniger, aber offener Mensch. Er fragte:

„Wußt du de Deern wat daun, Willem, denn segg ick goarnicks: Un wenn du ehr helpen wußt, denn segg ick: jau, sei's bi mi west, sif Moal un dunn nich mihr. Un wedder kümmt sei uck so nich. Min Ollsch schlügt sei dod. Wägen de Kinners. Mi fall't recht sin."

„Ick dank di, Thedor! Ick will ehr helpen. Mi is dat irnst üm de Deern!"

Theodor Thadewaldt strich sich seinen großen Schnauzbart, machte die Augen feucht und drückte Wilhelm die Hand:

„Help ehr man, Willem, dat's n bannig Deern!"

„Wat an mi is, ward moakt, Thedor!"

Dann nahm Wilhelm das Weib vor und drang in sie. Zum ersten Mal in ihrem Leben war sie weit auf und zugänglich. Daß man sie bei dem verheirateten Mann ertappt hatte, war gegen Brauch und Sitte von Vogelsang und darum schimpflich. Das ging Meta Möller nahe, sich so vergessen zu haben. In heißen Tränen, unter erschütterndem Schluchzen gestand sie:

„Wilhelmke, leiw' Wilhelmke, schloag mi dod, ick mag nich mihr! Wilhelmke, schloag mi dod, süß goah'k int Woater! Ick bün di nich wihrt, ick bün di nich wihrt!"

Aufschreiend warf sie sich über Wilhelm Fiß, dem selbst die Tränen kamen. Er redete ihr zu, aber es half nichts. Sie hatte sich in den Kopf gesetzt, daß sie seiner unwürdig wäre, und damit schied er für sie aus. Sie entzog sich ihm für die Zukunft, und keine Macht der Welt konnte sie wieder zusammenbringen, die beiden Menschen, die für einander geschaffen zu sein schienen: er ernst, schwer, gediegen, zuverlässig; sie leichtblütig, heiß, leidenschaftlich und der straffen Führung bedürftig.

Als sie merkte, daß man ihr den Fehltritt mit Theodor Thadewaldt nachtrug, war Meta Möller eines Tages verschwunden. Ihre Angehörigen suchten den Strom und die Kanäle ab, aber es fand sich nichts. Endlich nach acht Tagen, als man schon auf See nach ihr fischte, kam eine Karte aus Hamburg:

„Liebe Eltern! Ihr möchtet mir vergeben, was ich getan habe. Ich bin in Hamburg in Dienst gegangen und bin willens, nicht mehr wiederzukommen. Wilhelm Fiß mögt Ihr von mir grüßen. Er soll mich man ganz vergessen. Es grüßt Eure liebe Tochter Meta."

Der Vater fuhr sofort nach Hamburg, konnte aber keine Spur finden. Man schrieb an die Polizei, aber alle Nachforschungen waren vergeblich. Sie wird sich Papiere auf einen anderen Namen beschafft haben, um ihre Herkunft zu verwischen. Hamburg ist groß, und es läßt sich dort leicht untertauchen. Wenn es sein muß, tief und für immer.

Dieser Schlag traf Wilhelm Fiß schwer. Seine Schwester triumphierte: „Hew'k di dat nich glick seggt, dat de Deern nicks dögt! Un du mößt ehr noahloopen as nee leepsch' Tööl!"

Wilhelm verbot seiner Schwester das Wort und kam erst gegen Morgen wieder. Ihm war das sonst so geruhige und freundliche Leben zerstört.

Heimlich legte er eines Tages in einem Nachbarhafen an und fuhr nach Hamburg, um Meta Möller zu suchen und zurückzubringen. Er hatte alles für sie an Bord. Aber wo er auch suchte, in den Vorstädten die Elbe entlang, in den dunkelsten Gassen von St. Pauli, auf der Polizei und am Bollwerk: Meta Möller hat er nicht gefunden.

Kam aber mal ein Schiff aus Hamburg, dann war Wilhelm Fiß bald da. Eines Tages lief der Schoner „Renate von Glücksburg" aus Hamburg mit Stückgut ein. Es war ein warmer Sommerregen gefallen, und der Schoner lag mit trocknenden Segeln am Bollwerk.

Wilhelm Fiß fragte den Steuermann nach Hamburg, nach Verdienst dort, wie es mit dem Absatz von Fischen dort sei, wie die Mädchen dort seien, ob der Mann zufällig vielleicht eine ziemlich große, schlanke, aber etwas völlige Person mit rotem Haar angetroffen habe. Aber der Steuermann erwiderte, daß es in Hamburg viele Rotwösse gebe, aber die er näher beschrieb, von denen konnte keine Meta Möller sein.

Eines Tages legte ein Dampfer, der nach Hamburg ausging, an und setzte einen Matrosen, der sich das Bein gebrochen hatte, ab. Wilhelm Fiß ließ alles stehn und liegen und sprang als Ersatzmann ein, er, der stolze, freie Fischer als Matrose! In Hamburg lief er dann wieder alle Meldestellen, alle üblen Gassen, alle Kais und Bollwerke ab, ging von Dampfer zu Dampfer und fragte nach einer rothaarigen Person, die jetzt wohl Sommersprossen im Gesicht hätte. Sie lachten schon über ihn, aber Auskunft konnte ihm keiner geben.

Als sein Reisegeld zuende und alles Suchen vergeblich war, sah er sich nach einer Gelegenheit für die Rückreise um. Er strich vom frühen Morgen bis in die Nacht am Bollwerk umher, horchte und lauschte und hörte nur immer wieder auf seine Frage: „Wenn sei weg is, denn is sei woll in St. Pauli. Un door loat se man; door is sei ut de Wild".

Endlich fand er einen Schlepper, der in den nächsten Tagen nach seinem Strom auslief, um einen Schleppzug chemischer Erde dorthinzubringen, bat um Mitnahme und wurde an Bord genommen.

„Dei hett' sick wat in'n Kopp sett't!" sagten sie an Bord und gingen freundlich mit dem verschlossenen Mann um. Am liebsten wäre Wilhelm Fiß ganz in Hamburg geblieben. Vielleicht würde er sie doch noch finden, nach der er suchte.

Wieder auf Vogelsang, nahm er wohl die Fischerei noch einmal auf, aber nicht mehr mit dem alten Eifer. Er verhalf noch dem Bruder von Ferdinand Ratzlaff, einem weniger tüchtigen Fischer, durch Bürgschaft zu einem eigenen Kutter. Als der unzuverlässige und leichtfertige Mensch, der weit hinter seinem verstorbenen Bruder zurückblieb, mit dem Kutter zu Bruch ging, mußte Wilhelm Fiß fast sein ganzes Erspartes für ihn hingeben; er tat es, ohne mit der Wimper zu zucken. Es war ihm fast friedlich zu Mut, für seinen gebliebenen Nebenbuhler und dessen Familie einen Schaden zu erleiden, als wollte er ein Opfer bringen. Das Schicksal aber ließ sich nicht bestechen. Auch weiterhin blieb Meta Möller verschollen. Später nahm er dann Metas jüngste Schwester als eigen an und verschrieb ihr bei Lebzeiten sein Grundstück und seinen Kutter so, daß sie einmal einen selbständigen Fischer heiraten könnte. Auch legte er ein Sparkonto für sie an und brachte den größten Teil seines Verdienstes ihr zu Gute.

Ausdrücklich aber machte er bei dem alten, gewitzten Notar aus, den die Fischer von Vogelsang zu bemühen pflegten, wenn sie etwas verschreiben oder beklagen wollten, daß, sollte Meta Möller nach seinem Tode noch wieder auftauchen, sie unter allen Umständen, sie mochte sein wie sie wollte, in den lebenslänglichen Nießbrauch von Grundstück und Kutter treten sollte.

Der alte Notar, der ja viel Absonderliches gewohnt war, schüttelte mit dem Kopf und riet ab. Man wisse ja doch garnicht, wenn überhaupt, in welchem Zustande Meta Möller auftauchen könne. Sie sei dann vielleicht einer solchen Uebereignung völlig unwürdig.

Da ging Wilhelm Fiß beinahe hoch. Es solle dabei bleiben, wie er es sich gedacht hätte. Und wie Meta Möller wäre, wenn sie käme, und was sie täte, das ginge niemanden etwas an, weder den Herrn Notar noch sonst jemanden.

Also blieb es dabei.

Meta Möller trieb sich wer weiß wo herum, und zu Hause warteten Eigentum und ein braver Mann auf sie. Daß sie bei ihrer Veranlagung vor die Hunde gegangen sei, darüber bestand auf Vogelsang kein Zweifel. Bis auf Wilhelm Fiß.

Einmal kam ein Matrose durch Vogelsang, der früher auf einem Kutter gedient hatte. Er behauptete zwar, Meta Möller in Samt und Seide in einem berüchtigten Lokal auf der Reeperbahn gesehen zu haben, und sie sei noch schöner geworden, als sie früher war. Aber Wilhelm Fiß gab dem Mann 100 Mark unter der Bedingung, daß er weitererzählte, nein, nein, sie sei es doch nicht gewesen, er habe sich wohl geirrt.

Selbst auf diese Nachricht hin, die mindestens nicht unwahrscheinlich war, verlor Wilhelm Fiß noch nicht den Glauben an Meta Möller. Er wartete mit Geduld, wie man an der Küste ein Lebenlang mit Geduld auf Verschollene zu warten gewohnt ist.

Nach Hamburg aber ist Wilhelm Fiß nicht wieder gefahren.

Mit anderen Frauen hat er sich auch nicht mehr abgegeben. Sein Erlebnis mit Meta Möller hatte die aufgesparte gewaltige Kraft in ihm ausgebrannt und zur Ruhe gebracht.

Das Fischen ließ er dann sein. Er hatte keine Freude mehr an der Arbeit. Sie war ihm leid geworden.

Er nahm sich Emil Dethloff als Führer seines Kutters auf günstigen Anteil an und blieb von nun an an Land. Meta Möller hatte seinen Willen zerbrochen. Wie früher saß er in seinem reinlichen Hause zu Tisch, arbeitete am Tage ein wenig im Garten, schnitzte auch wohl ein Schiffsmodell oder strich an seinen Gebäuden herum. Ab und zu ging er in die Stadt zur Volksbücherei und las dort das Hamburger Fremdenblatt. Dem Fräulein vom Büro fiel er dadurch auf, daß er sich stets auch die abgelegten Nummern ausbat und sie genau durchlas. Insbesondere studierte er die Lokalnachrichten und — die Gerichtsberichte. Man erzählte sich auf Vogelsang, daß er von Zeit zu Zeit noch bei der Polizei anfragte und auch in den Zeitungen nach Meta Möller suchen ließ. Gegen 1000 Reichsmark Belohnung, wie einige zu wissen glaubten.

Was sonst in der Seele des Mannes vorging: wer weiß es? Merken ließ er sich nichts, und ihn zu fragen, traute sich niemand.

So etwas macht man an der Küste auch ganz allein mit sich ab.

Wer heute nach Vogelsang kommt und von der Uferbahn links gleich am Bollwerk, wo die Kutter liegen, entlang geht, kommt hinter dem Schuppen der Fischverwertung an den Signalmast und das steinerne Häuschen, in dem die Bälle und Kegel aufbewahrt werden. Unter einem Schutzdach hängen dort die Wetterkarten und Sturmwarnungstelegramme hinter Drahtgeflecht aus.

Dort wird er bei jedem Wind und Wetter zwei Männer stehen sehen: der kleinere und dickere ist August Blödorn, der Zeit, Geld und alle seine sieben Kinder gut untergebracht hat. Der andere: noch immer kerzengerade und straff, ist Wilhelm Fiß. Er hat nichts zu verlieren und keine Lust mehr, noch etwas anzufangen. Darum steht er tagaus, tagein und sieht mit glanzlosen, schmalen Augen den Strom entlang, über die Molen hinweg, ja hoch über den Horizont hinaus in die himmelweiten Wolken. Und nur, wenn er hört, daß ein Schiff aus Hamburg gemeldet ist, macht er sich fertig und geht dann fragen, ob nicht jemand eine schlanke, doch völlige Person mit rotem Haar und Sommersprossen in Hamburg angetroffen habe, es sei, wo es wolle.

Deulemont, Mai 1917.

In Deulemont wohnt das Entsetzen.
Brandschwarzer Schutt, Tapetenfetzen,
zerknickte Balken an den Decken,
Steinstaub und Trümmer aller Ecken.
Die Straßen von schweren Granaten zerrissen,
elender Hausrat, Lumpen und Kissen,
Ein Vogelbauer und dann wieder
blutrote Rosen und weißer Flieder.

Wir liegen am Hause im blühenden Garten,
reglos und stumm und warten und warten.
Seit vier Uhr funkt der Engelsmann.
Dumpf rollen seine Granaten heran.
Ratsch! Rumps! Dachziegel rasseln,
Schuttwolken steigen, Sprengstücke prasseln.
Das Haus fiel ein, 's ist weiter kein Schaden,
doch drunter liegen vier Kameraden.
Wir greifen zum Spaten. Der eine ruft:
„Mutter! Ich sterbe! So kommt doch! Luft!"
Wir ziehn ihn hervor. Die andern sind tot.
Die haben es besser. Die sind aus der Not.
Wir aber, wir liegen im blühenden Garten,
reglos und stumm und warten und warten.

Die Lüfte heulen und ungewittern,
der Boden wankt, die Mauern zittern.
Ratsch! Rumps! Und wieder Jammerschrei,
blutige Fetzen und hirniger Brei!
Dies ist die Hölle! Dies ist das Ende!
Da faltet manch einer die zitternden Hände:
O wär es vorbei und alles vollbracht! — —
So wird es Abend. So wird es Nacht.
Und immer noch dies Heulen und Flirren,
dies nervenverdrehende, heisere Sirren,
Geschrei und Gestöhn und Granatenknall — —
und im Fliederbusch singt eine Nachtigall.

Heinrich Vogel.

Claus Hintze.

Das Schicksal eines Hofnarren. Von Friedrich Wilhelm Selbach.

Der Morgen graute über der herzoglichen Residenz Alten-Stettin. Ein rüstiger Wanderer schlenderte neugierig und seelenvergnügt am 17. März 1599 durchs soeben geöffnete Stadttor. — Nennen wir ihn Bill Groth. — Unsern Bill Groth nahm es alsbald sehr wunder, daß hier in Alten-Stettin zu so früher Morgenstunde schon alles — alt und jung — auf den Beinen war. Neugierig mischte er sich unter die freudig angeregte Menge. Zu seinem nicht geringen Staunen erfuhr er, daß eine Hinrichtung im Gange war. Aber da nahte man schon mit dem armen Opfer. Voran schritt würdevoll der Scharfrichter in seinem blutroten Gewande. Dahinter kamen seine Gehilfen, die roten Kapuzen über die Gesichter gezogen, so daß nur die Augen sichtbar waren. In ihrer Mitte trieben sie ein verängstigtes Menschenkind vorwärts. Auf seinem Kopfe saß eine Schellenkappe. „Wer ist der Delinquent?" fragte Bill Groth. „Claus Hintze", lautete die Antwort, „des Herzogs Hofnarr!" — „Was hat er verbrochen?" — „Das erfährst du nachher in der Zunftherberge ausführlich," sagte der Befragte. „Ich muß mit und sehen, was jetzt geschieht." Sprach's und verschwand in dem johlenden Menschenknäuel, der in seinem Strome nun auch Bill Groth mitriß und hinausbrachte vor dasselbe Stadttor, durch das er kurz zuvor hereingeschritten war.

Draußen am Rabenstein brach gerade, als Bill Groth ankam, eine Amtsperson den Stab über den Sünder und verkündete mit weithin schallender Stimme, daß der Verurteilte

sein Leben verwirkt habe, sintemal und alldieweil er seinen allergnädigsten Landesfürsten, den Pommernherzog Johann Friedrich meuchlings in Wollin von der Brücke ins Wasser gestoßen habe, so daß der erlauchte Nichtschwimmer drum und dran gewesen sei, elendiglich zu ertrinken. „Ein nichtswürdiger Ge-



Grabplatte für den herzoglichen Hofnarren Claus Hintze in der Turmhalle der Kirche zu Friedrichswalde

selle!“ sagte sich Bill Groth und fand es nach dem Rechtsempfinden seiner Zeit durchaus in der Ordnung, daß der Bösewicht nun für dieses todeswürdige Majestätsverbrechen so in aller Oeffentlichkeit unter jedermanns Spott und Hohn gerichtet werde.

Bill Groth wußte eben nicht den näheren Zusammenhang. Der Herzog litt nämlich an einem schleichenden Fieber. Sein schlechter Gesundheitszustand war das Tagesgespräch des Hofgesindes. Auch Claus Hintze ging es sehr nahe, daß gar keines der heilsamen Tränklein des hochweisen Hofmedikus verfangen wollte. Sein Herr, sonst kein Freund von Traurigkeit, war und blieb apathisch, und Claus Hintzens Narrenpossen nötigten ihm kaum ein schwaches Lächeln ab. Da hörte der höfische Spaßmacher eines schönen Tages von einem alten Weibe: Bös müsse bös vertreiben. Das Fieber sei durch einen Schreck angeflogen und müsse auch durch einen Schreck wieder vertrieben werden. Alsbald reifte in seinem Narrengehirn der Entschluß, die erforderliche rettende Tat an seinem Herrn zu vollbringen. Und wie der Herzog anderen Tages fieberschwach und abgespannt in der Märzensonne auf der Zugbrücke zu Wollin stand und teilnahmslos in die glitzernde Flut starrte, da machte sich unversehens Claus Hintze an ihn heran. In einem günstigen, vom Gefolge unbewachten Augenblick stieß der Narr den Fieberkranken jäh in die Seite, so daß er das Gleichgewicht verlor und in die winterlich kalte Flut stürzte. In der Nähe weilende Fischer brachten den mit den Wellen ringenden Herzog zwar sogleich wieder halb ohnmächtig ans Land. Man fürchtete das Schlimmste; aber siehe da, das kalte Bad hatte gewirkt; der Fieberbann war gebrochen. Und der Genesende, er machte nicht etwa seinen Hofnarren zum Oberhofmedikus, nein, maßlose Empörung wallte in seiner selbstbewußten Seele auf, und die ganze Schale seines herzoglichen Zornes ergoß sich auf das Haupt des Attentäters, der es doch so herzensgut gemeint hatte. Zunächst wurde er gefaßt und in den Kerker geworfen, wo man mit ihm nach damaliger roher Sitte gewiß nicht glimpflich umging. Schließlich gewannen aber doch die besseren Gefühle in dem Herzog die Oberhand. Er erinnerte sich so manches lustigen Augenblickes, den ihm der Spaßvogel mit seinen derben Einfällen bereitet hatte, und schließlich war sein jüngster Narrenstreich auch zu seines, des Herzogs Wohlbefinden ausgeschlagen. Aber Strafe mußte sein, und wäre es nur zum Schein. So verfügte er denn die Todesstrafe; der weitere Verlauf der Dinge lag ja immer noch in seiner Hand.

Und so sah denn unser Fremdling, wie man sich nunmehr auf dem Richtplatz zur Vollstreckung der Todesstrafe anschickte. Die Henkersknechte zerrten den armen Schächer zum Richtblock und verbanden ihm die Augen. Der Scharfrichter machte sich die Gelenke frei und griff in eine Hülle, die sein Richtzeug enthielt. Als er den Arm herauszog und hochreckte, schrie die Menge vor Lachen. Aus seiner erhobenen Faust ragte nicht das Richtschwert, sondern eine Riesenwurst. Auch der mittlerweile auf der Richtstätte mit seinem Gefolge erschienene Herzog schüttete sich aus vor Lachen, als nunmehr die pralle Wurst klatschend auf den entblößten Nacken des Schalks niedersauste. Der Betroffene zuckte auf und sackte jäh zusammen. Als nunmehr die Knechte ihn

aufrichteten, schlotterten seine Gliedmaßen leblos umher. Und wie man ihm die Binde vom Gesicht riß, erstarb urplötzlich das Johlen und Gelächter der Menge, denn — man sah in das entsetzensstarre Antlitz eines Toten.

So nahm der durchaus der damaligen Zeit entsprechende, rohe Scherz diesen üblen Ausgang. Und weil eben diese Begebenheit nicht aus dem Rahmen der damaligen Kultur und Gesittung herausfiel, so glaubte der Herzog — ohne daß man ihm heute daraus einen Vorwurf machen kann —, genug getan zu haben, wenn er dem Genossen so mancher fröhlich durchzechten Nacht, dem Bereiter tollen Zeitvertreibs und lustiger Kurzweil, „ein ehrsames, christliches Begräbnis" bereitete. In seinem Heimatorte, einst Butterdorf, noch zu seinen Lebzeiten aber nach ihm Hintzendorf benannt, setzte man den Hofnarren bei.

Unter einem stattlichen Eichbaum des alten Dorfkirchhofes in Hintzendorf stand noch vor hundert Jahren eine ungefähr 2 Meter hohe und 1 Meter breite Steintafel, die ehemals das Grab des Hofnarren deckte. Ein Chronist jener Tage ließ sich irrtümlich berichten, auf dem Steine sei Claus Hintze in Hirtentracht zu sehen. Um seine Hüfte sei ein Strick gegürtet. An diesem Strick sähe man etliche junge Gänse, am Halse aufgeknüpft, baumeln. Diese Angaben, einer üppigen Phantasie entsprungen, fußen auf der Ueberlieferung. Dieser zufolge hat der Herzog Johann Friedrich III. einst in jungen Jahren den originellen Burschen in solcher Aufmachung getroffen. Darüber befragt, erklärte der pommersche Eulenspiegel, seine Mutter habe ihm dringend ans Herz gelegt, beim Weidegang die jungen Gänse ja behutsam beisammen zu halten, damit nicht — wie bereits geschehen — der Fuchs ihm eine Gans stehle. Diese Weisung der Mutter habe er nun, wie der Anblick zeigte, aufs gewissenhafteste befolgt. Der tolle Einfall des Gesellen gefiel indes dem Herzog so ausnehmend, daß er ihn als Spaßmacher nach Stettin an seinen Hof zog.

In Wirklichkeit sieht man auf dem Grabstein, der sich jetzt in der benachbarten Schloß- und Amtskirche zu Friedrichswalde im Kreise Naugard befindet, einen Mann mit schütterem hängenden Schnurrbart. Er trägt die höfische Tracht des Reformationszeitalters. Sein bis zu den Knien herabfallendes Wams weist Spitzenbesatz auf. Er hat am Gürtel eine Tasche und um den Hals eine Schaumünzenkette. Seine Rechte trägt einen Schleuderstab, wie ihn die Hirten besitzen. Seine Linke macht mit dem Drohfinger eine Geste, die — wie die Bildumschrift verrät — ihm wesenseigen gewesen sein soll. Das lateinische Distichon der Textumrahmung meldet zu deutsch: „So trug zur Schau seinen Kopf, seine Hand, seine Bewegungen und sonstige Zeichen Hintze, der ein ganzer Narr war". — In der Ecke des Reliefs liegt ein geleerter Bierhumpen, zum Zeichen, daß Claus Hintze der Trinkunsitte seiner Zeit nicht abhold war.

Auf dem Friedhofe zu Hintzendorf kündet eine Holztafel an jener bereits erwähnten Eiche den Ort der letzten Ruhestätte des Narren. Wenn im Frühling der Saft im Stamme des knorrigen Baumriesen aufsteigt und in den Wipfeln die Blätter sprießen, dann erwacht auch sicherlich etwas von den in seinen Wurzeln ruhenden sterblichen Ueberresten des Schalks zu neuem Leben. Und wenn's im Sommer in den Blättern und Zweigen geheimnisvoll rauscht und raunt, dann ist's, als spräche sein Geist zu unserer Zeit, die ebenso humorarm ist wie die damalige und nach jedem Zeichen ausgelassener Lustigkeit begierig lechzt.

Allerlei in einer Maiennacht.

Von Dorothea Hollatz.

Der Nachthimmel tat sich auf und spendete der Welt eine kürbisgelbe Butterblume. Die hing still und träge an dem wellenlosen Teppich und gähnte. Es gab so wenig zu sehen. Eine gute Hand nahm sie behutsam und setzte sie von Zeit zu Zeit ein Stückchen höher, so daß ihr Gesichtskreis sich weitete und sie mit einem Mal auf ein aufgeschlagenes Bilderbuch herabschaute. Sie hing wie eine mächtige Lampe senkrecht über den Feldern, und was sie sah, war dieses: Ein fernes Dorf mit schimmernden Dächern und einem nadelspitzen Kirchturm, dann Büsche, Zäune, kleine eckige Felder voller Jungsaat und Klee und dazwischen schmale silberne Wege, und nah am Weg die Hürden, darin die Schafe schliefen, an die hundert Schafe, darunter ganz kleine, die von oben gesehen wie Wollgrasflöckchen an der mütterlichen Erdenbrust ruhten. Daneben die Hundehütte und der Schäferkarren mit zwei großen Rädern, einem runden Schornstein und einem winzigen Guckloch.

Auf der niedrigen Holztreppe saß Michael und aß Reisbrei, und als er satt war, stellte er den Rest in den Karren, hockte sich auf die unterste Stufe, so daß seine Kniee fast bis über seinen Kopf hinausreichten, und guckte in die maihelle Nacht. Der warme Duft der Schafe drang ihm tief in die Lungen, er schnalzte mit der Zunge vor Behagen und dachte an Mar-

lene. Gott, war sie fein und zierlich! Man getraute sich kaum, sie anzufassen. Er wartete auf sie: Es war Vollmond und Maiennacht, — warum sollten da nicht Wunder geschehen? Er nahm seine Flöte und blies. Die Töne tanzten rauh und eckig aus dem Wacholderholz, denn er hatte das eine Holz zu tief eingeschnitten und das Mark zu wenig herausgebohrt. Aber wen störte das? Seine Schafe schliefen, und mit der großen Butterblume da oben stand er schon lange auf gutem Fuß. Die nahm nichts übel.

Quer durch den Klee schritt eine schwere Frauengestalt. Michael erschrak: Er erkannte Kunigunde, die ihm keine Ruh ließ, seit er auf dem Erntedankfest einen festen Kuß auf ihre feuerroten Lippen gedrückt. Sie war stark und kampfbereit wie eine Kanone, und Michael war nicht der einzige, dem vor ihrer Kraft und Fülle graute.

Als sie bei dem Schäfer angelangt war, zupfte sie an der zärtlichsten Saite ihres Herzens: „Michael?" Der Junge schwieg verlegen. Sie kannte dieses Schweigen, das die Wut in ihr hochblies, und stemmte die Fäuste in die Hüften: „Sitzt mit deinem Blasrohr da, gafft in den Himmel und spielst den Unschuldigen, was?" Michael blinzelte an ihr hinauf, bis er ihr Gesicht fand, das breite, böse und doch hübsche Gesicht. „Weib, wenn du mir so..o.o kommst —". Er pfiff einen langen, dünnen Ton in die Nacht hinaus und sah ihm gedankenvoll nach. Kunigunde schöpfte Atem: „Michel, wir haben uns doch immer vertragen". — wieder blinzelte er nach oben mit einem verteufelt frechen Lachen —, „du kannst mir doch ruhig alles sagen."

„Ich habe dir nichts zu sagen, als daß ich müd' bin und mich schlafen legen werde." Er klopfte auf die hohen Kniee, stand auf und freute sich, daß er ein gut Teil größer war als das Weib. Sie drängte ihm zu: „Ist es wahr, daß du die Marlene geküßt hast?" Ihr ganzer Leib war ein neugieriges Flüstern. Michael trat zurück, sah sie an, sah auf seine groben Schuhe und steckte die Hände in die Hosentaschen. Er überlegte. Dann machte ein holdes Lächeln sein Gesicht jung und jubelnd, und seine Lippen öffneten sich schelmisch zu dem hoffnungsvollen Bekenntnis: „Noch nicht."

Kunigunde glühte vor Zorn. Noch nie war es ihr so klar geworden, daß er nichts von ihr wissen wollte. Sie drehte sich um, daß ihre Röcke schwangen, warf den Blick über die Schulter zurück und rief: „Nimm dich in acht, du loser Bub du." Schwer und böse wie sie gekommen, ging sie wieder. Der Hund knurrte. Michael blieb stehen, wo er stand, und der Mond schaukelte sich wieder ein Stückchen höher hinauf zum lieben Gott.

Kunigunde setzte sich an den fernen Feldrain und brütete über Rachegedanken. Drüben, an der anderen Seite, tastete sich eine kleine Gestalt an den Büschen entlang und schlug den Weg zu der Hürde ein. Und nun, da sie mitten im Feld stand, mondhellerleuchtet, ward es Kunigunden klar, daß es Marlene war, die da Nachtspaziergänge machte. Schau, schau, die kleine, unschuldige Marlene!

Das schlanke Mädchen mit den buttergelben Zöpfen hielt den Kopf gesenkt und machte große langsame Schritte, so als täte es nicht gern, was es tat, und könne doch nicht dagegen an. Sie ging auf Michael zu und berührte seinen Ellbogen, um ihn zu wecken, denn er war im Stehen etwas eingedruselt. O, was machte der Junge für pflaumengroße Augen, als er Marlenchen in einem kirschrotleinenen Kleid vor sich stehen sah. „Das ist ja herrlich," stotterte er und nahm die runden Mädchenhände in seine holzbraune Hirtenfaust, „das ist ja wie im Märchen", und er zwinkerte dem Mond einen freundlichen Dank zu. „Hu, du hast aber kalte Hände. Komm, wir wärmen uns." Selig schlüpften sie in die kleine Hütte. „Richtig, da ist auch noch Reisbrei, und da, gib acht, Kind, da ist ein Topf mit Farbe. Wirf ihn nicht um." Sie setzten sich auf den Schemel neben sein schmales, kariertes Bett und aßen den Reisbrei auf. „Reisbrei", meinte Michael tiefsinnig, „ißt man sich nie über".

Aber es war zu heiß in der Hütte, und es roch nach Teer und Farbe, und als der Mond wieder ein Stückchen höher sprang, sah er Michael und Marlene neben den Schafen im kühlen Gras liegen. Sie zählten die Sterne und schliefen darüber ein, fest und sorglos, so wie Kinder schlafen, die ohne Sünde sind.

Kunigunde hatte schlecht aufgepaßt; sie hatte wohl gesehen, daß Marlene zu dem Buben in den Karren gestiegen war, aber nicht, daß sie beide die kleine Treppe wieder heruntergeklettert waren. Wie eine dicke Schlange schob sie sich über das Feld; frech und ohne Herzklopfen stand sie vor dem Schäferkarren, in dem sie die beiden schlafen glaubte. Und nun flüsterte ihr der Teufel etwas ins Ohr: Leise hob sie mit weitgespreizten Armen den Schäferkarren, sacht zog sie an, und behutsam schob sie ihn vor sich her, durch den duftenden Klee hindurch, über die samtweichen Wiesen und Grasmatten bis zur ebenen Straße, die zum Dorf führte.

Wie gut geschmiert sind die großen Räder: Lautlos drehen sie sich. Der Karren ist schwer, aber was Kunigunde will, bringt sie auch zu Ende. Lächerlich will sie den Michael machen, und die Marlene will sie ins unsaubere Gespött der Leute ziehen. Bis ins Dorf schiebt sie den hölzernen Kasten und stellt ihn neben

die Pumpe. Sein Schatten sieht aus wie ein vorweltliches Tier.

Die gute Butterblume des Himmels hatte das alles gesehen und freute sich wie ein Spitzbube auf den Morgen. Sie hatte den besten Platz. Sie sah die schlafende Herde und daneben, in Grasgrün gebettet, Michael und Marlene, die im Schlafe lachten. Sie sah neben der Dorfpumpe die unbewohnte Schäferhütte, und sie sah das helle Fenster Kunigundens, die nicht schlafen konnte vor Erwartung.

Doch dabei mußte sich der Mond den Hals ausrecken, denn er hatte inzwischen manchen Sprung in die Tiefe getan, und nun, da die ferne Helligkeit des Tages in breiten Strömen nahte, geschah es wie jeden Morgen, daß es ihm zu hell vor den Augen wurde und er nichts mehr unterscheiden konnte. Weise lächelnd zog er sich zufrieden in sich selbst zurück. Ordnung in diese köstliche Unordnung zu bringen, überließ er willig und großzügig dem steigenden Tag.

Dem Menschen.

Liebe die Erde! Du bist ihr Kind.
Das Blut, das in deinen Adern rinnt,
hat sie gegeben.
Durch sie bist du. Was du auch beginnst,
ob du nach fernsten Welten sinnst
und sehnsuchtsvolle Wünsche dich durchbeben:
Dein Dasein dauert einen Augenblick;
da darfst du leiden, lieben, raffen.
Dann kehrst du in die Ewigkeit zurück
zu Gott, der dich und sie erschaffen.

Heinz Kuglin.

Ein Greifswalder Inquisitionsprozeß aus dem Jahre 1652.

Von Hans-Joachim Medem.

Am 30. März 1652 erscheint Barbara Schroeder aus Hadebow bei Greifswald vor den Deputierten der Universität Greifswald, den „inspectores des Gutes Eldena", und klagt, daß die Zimmer-Wittesche und ihre Tochter Thrine ihr ihren Mann, der sie jetzt treulos verlassen habe, durch teuflische Künste abspenstig gemacht hätten. Thrine Witte habe zu einem Dorfmädchen „Worte hören lassen, so sehr nachdenklich wären." Sie hätte mit Carsten Kagemann ein Verhältnis gehabt, das nicht ohne Folgen geblieben sei, aber ihre Mutter habe ihr „etwas präpariret, welches sie in Teufels Namen zu sich nehmen müssen, worauf sie der Frucht ledig worden, welche sie zwischen zwei Ziegelsteinen begraben." „Wenn sie jemand ängstigen wollte, so nähme sie einen Topf, täte Nadeln darein und setzte ihn auf Feuer", „wann sie begehrte, daß sie einer lieben sollte, wüßte sie Rat darin; auch wenn er ihr nachlaufen sollte." Und weiter klagt sie, die Wittesche habe ihrer Schwiegermutter vor der Hochzeit sagen lassen, „sie sollte ihres Sohnes rechten Schuh schicken, so wollte sie etwas darein tun, daß er ihrer Tochter Thrine feind werden sollte."

Die Richter versprechen ihr daraufhin, der Sache auf den Grund zu gehen und senden das Protokoll dieser Sitzung an die juristische Fakultät der Universität Rostock mit der Bitte um Anweisung, was geschehen solle. Am 23. April 1652 kommt der Bescheid aus Rostock, daß man „aus der beschehenen Denunciation förmliche Articel abfassen" solle, und die „Mutter und Tochter, jede absonderlich darüber singulariter singulis zu befragen, und wenn sie die articel alle oder deren etzliche leugnen, mit den Zeugen zu confrontieren" seien. So geschieht es auch, und nachdem 29 Fragen, „articuli inquisitionales", aufgestellt sind, beginnen die Verhöre.

Als erster Zeuge wird am 10. Mai in Eldena Marie Lehlen vernommen, „eine Dirne von 13 Jahren, weiß den Katechismum und insonderheit das 2. und 8. Gebot, ist zweimal zu Gottes Tische gewesen und will am nächsten Sonntag wieder hingehen." Sie bestätigt alles, was die Schroeder gesagt hat. Der Trank, den Thrine Witte eingenommen habe, wäre aus „Schornsteinruß, Mondtaubeneiern, Sprengel und Kirschbaumborke" gebraut gewesen. Marie Lehlen ist der Hauptzeuge gegen Thrine und belastet sie schwer, während alle anderen Zeugen, die nun in großer Zahl folgen, wenig wissen und ihre Aussagen zumeist auf das „Hörensagen" stützen. Zum Schluß wird Thrine verhört. Ihr Vater ist Zimmermann in Wampen gewesen und sie wäre anno 1631 „wie der Obrist Perusi zu Tode gekommen, geboren und sei nunmehr 21 Jahr." Auf Befragen leugnet sie alles ab. Schließlich wird sie auf Bitten von zwei Bauern, die für sie bürgen, entlassen. „So ist der Thrine Witten und ihrer Mutter vergönnt worden, daß sie in Jochen Dehnen seine Stube gehen"; die beiden Bauern aber sollten „ihnen die bevorstehende Nacht Gesellschaft leisten bis auf weiteren Bescheid."

Am nächsten Tag wird das Verhör fortgesetzt. Die alte Schwiegermutter der Barbara

Schroeder sagt aus, daß sie „ihre Tage dasselbe nicht vernommen, noch gehöret hätte". Andere jedoch zeugen gegen sie. „Ob nun wohl hierauf Thrine Witten vorgefordert und nochmals über die Inquisitionales examiniret, auch dabei zu Gemüte geführet worden, was so viele Zeugen wider sie eidlich ausgesaget, so hat sie dennoch in Güte nichts bekennen wollen." Sie wird wieder entlassen und Joachim Dehnen zur Bewachung und Beschützung übergeben, „damit ihr noch zur Zeit keine Unlust noch Schimpf zugefüget werden möchte". Am 13. Mai jedoch wird durch den Rektor der Universität befohlen, daß Thrine Witte „als eine Gefangene geschlossen und custodiret werden solle".

Am 15. Mai geht die Verhandlung weiter. Nachdem noch ein Zeuge gehört worden ist, wird Thrine vorgeführt und ihr vom Richter ins Gewissen geredet: „Weil nun viele Zeugen gehört, sie aber nichts in der Güte bekennen wollte, indessen aber nicht glaublich, daß die Zeugen falsch geschworen, sondern denselben viel mehr, als ihr in dem Falle geglaubt würde, so solle sie sich wohl bedenken, ob sie in der Güte die rechte Wahrheit sagen wollte; wenn nicht, sollten und müßten die Zeugen vorgestellt und mit ihr confrontiret werden." Thrine antwortet: „was sie wüßte, das wahr wäre, wollte sie gerne sagen, was aber auch nicht wahr wäre, könnte sie auch nicht bekennen." Nun findet die Gegenüberstellung mit den Zeugen statt, die aber auch zu nichts führt. „Als man nun für dieses Mal nicht weiter mit ihr kommen können, ist sie dem Landreiter übergeben, daß er sie wiederum verwahre."

Am 22. Mai wird Thrine wieder vernommen und ihr vorgehalten, „man hätte zwar nicht nötig, daß man sie weiter in der Güte fragen oder examinieren durfte, sondern was man täte, wäre bisher alles ihr zum Besten



Wieck bei Greifswald: Nach dem Fang
Aufn. Herta Peter.

geschehen, da man sie gerne alles Schimpfs und Verlusts so viel wie möglich entheben wollen. Wollte sie es nun bekennen, hätte sie wohl große Ursache dazu, wollte sie es aber nicht tun, so möchte sie ihre Gefahr sehen, und sich nur dessen versichern, daß man sie nach diesem nicht mehr dergestalt sprechen werde". Thrine leugnet weiter hartnäckig und sagt, daß ein Hauptzeuge, Olaff Bentschen, garnicht zeugen könne, „da er nicht zu Gottes Tische gewesen". Darauf wird ihr gesagt, „man vernehme recht wohl, woher es käme, daß sie sich dergestalt und hartnäckig stellte; nämlich daß wohl böse Leute ihr solches an die Hand gegeben hätten. Ob ihr aber selbige wohl oder übel geraten hätten, dasselbe würde sie ohne Zweifel zu ihrem geringen Frommen gar zu zeitig erfahren". Als sie weiterhin ihre Unschuld beteuert, wird „hierauf dem Landreiter, bei dem sie bisher in seinem Hause gewesen und fast zu viele von ihren Freunden und ihrer Mutter besucht worden, befohlen, daß er sie auf dem Closter im Kreuzgange in eine Kam-



Aufn. Herta Peter. Wieck bei Greifswald: Letztes Haus am Bodden

mer bringen solle, woselbst nicht jedermann zu ihr kommen könne".

Die ganzen Akten werden mit der Bitte um Aeußerung ihrer „rechtlichen Meinung" an die juristische Fakultät in Greifswald geschickt, die darauf antwortet, daß, wenn Thrine Witte auf nochmaliges Vorhalten nicht bekennen wollte, sie befugt seien, „dieselbe dem Angstmann vorzustellen und mit seinen Instrumenten terrieren zu lassen".

Am 29. Mai findet in Eldena die nächste Sitzung statt. Vergeblich wird in Thrine Witte gedrungen und ihr mit der Tortur gedroht. „Sie blieb nach wie vor bei ihrem Leugnen." „Ob man nun wohl der eingeholten Rechtsbelehrung nachgehen und sie dem Angstmann zur Territion vorstellen sollen, derselbe auch draußen vorhanden gewesen, so hat man es für diesmal nicht tun lassen wollen, weil es fast spät am Abend gewesen und auch der Meister aus Greifswald fast Bedenken getragen, mit Territion zu verfahren, also hat man es hierbei bewenden lassen müssen".

Auch die Verhandlung am 31. Mai bringt nichts Neues heraus. „Weil sie nun in der Güte nichts bekennen wollen, ist der Angstmann eingefordert, welcher die Leiter an die Wand gesetzt, die Linii festgemacht und seine Instrumenta, davon er eine ganze Anzahl gehabt, alle hervorgekriegt, eines nach dem anderen vorgezeiget, berichtend, wie sie gebrauchet würden, und was für Künste darin steckten. Hierauf ward sie nochmals allen Fleißes angemahnet, sie sollte freiwillig und in Güte bekennen." „Der Angstmann sprach ihr auch ernstlich zu, sollte die Wahrheit sagen oder auch erfahren, wie leicht er die Künste abfragen wollte, wenn er ernst gebrauchen sollte." Thrine jedoch bleibt bei ihrem Leugnen. Vergeblich wird ihr ausgemalt „in was für Verachtung sie kommen würde, wenn sie der Angstmann angreifen sollte". Aber „ob man nun wohl inständig von ihr zu wissen begehret, so hat man dennoch von ihr nichts erfahren mögen". Daraufhin wird sie in das Gewahrsam zurückgebracht.

Das nächste Aktenstück ist nun ein Brief ihrer Greifswalder Verwandten an den Rektor der Universität, in dem sie bitten, für Thrine Witte, „Amtes halber gebührende Sorgfalt zu haben, damit sie wider Recht in keinem Wege gravieret oder ihr zur Ungeduld einige Ursache und Anlaß gegeben werden möge", da doch bekannt sei, „daß durch harte Gefängnis und continuierliche Bedrohungen solche Leute zuweilen aus Ungeduld und des Teufels Einraunen dasjenige, was sie niemals betrieben, zustehen, ja sogar verzweifeln und an der Seele Schiffbruch leiden."

Die Folge ist, daß auf Wirken des Rektors die juristische Fakultät beschließt, „daß, weil nach jüngst auf unsere eingeholte Erkenntnis vorgenommene Territion keine neuen Indicien sich aufgefunden, nunmehr wider Thrine Witte ferner nichts vorzunehmen, sondern sowohl die Mutter aus der Bürgen Händen zu erlassen, als auch die Tochter, Thrine Witte, ihrer gefänglichen Haft auf abgeschworene gewöhnliche Urfehde zu entlassen sei".

Diese Urfehde folgt im letzten Aktenstück, in welchem sie „einen leiblichen Eid" schwört, „daß ich auf dieses Amtsgefängnis, nun und zu keinen Zeiten wehen (fluchen) wollte, noch solches gegen die löbliche Universität, den Herrn Hauptmann, das Amt, dessen Diener, und insonderheit die, so mich in Haft gebracht, und dieses Gefängnis befördert haben, außerhalb Rechtes und mit der Tat nicht wolle wehen noch eifern, noch durch mich selbst noch durch andere zu geschehen verursachen, sondern ich mein Leben bessern und hernachmals alle Mittel, Wege und Gelegenheit, wodurch ich einige Argwohn und Verdacht verursachen und auf mich laden möchte, nach höchstem Vermögen vermeiden, auch mich zu jeder Zeit, wann ich wieder gefordert werde, gebührlich einstellen wolle, so wahr mir Gott helfe und sein heiliges Evangelium.

Anno 1652, 8. Juli hat Thrine Witte diese Urfehde geschworen. Actum Eldena, in des Herrn Hauptmanns kleineren Unterstube."

Pommersche Geflügelrassen.

Von Paul Jahnke, Greifswald.

Die Geflügelrassen sind im wesentlichen auf zweifache Art entstanden. Entweder hat ein besonders begabtes Talent die Rasse selbständig herausgezüchtet, oder die Züchter eines ganzen Landes oder doch Bezirkes haben daran gearbeitet. Im ersteren Falle ist die Rasse in wenigen Jahren entstanden und — mit der nötigen Reklame — auch verbreitet worden, im letzteren haben Jahrzehnte dazu gehört, sie herauszuzüchten, und viele haben über ihren Heimatbezirk hinaus wenig oder gar keine Verbreitung gefunden. Gewiß hat bei letzteren auch häufig ein einzelner den Anstoß zur Entstehung der Rasse gegeben, oder sie ist durch ihn wesentlich in ihrer Vervollkommnung und besonderen Eigenart gefördert worden; aber dieser Einfluß ist nie so stark gewesen, daß man den Betreffenden als Herauszüchter angesehen hat. Nun ist es interessant festzustellen, wie einzelne Völker in der Herauszüchtung neuer

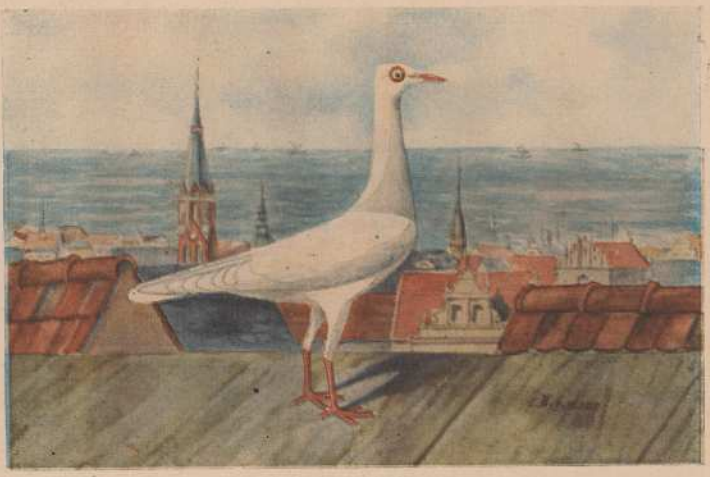


Pommerscher Kröpfer (blaugeherzt)

Geflügelrassen, die sämtlich auf dem zweiten Wege entstanden sind. Sie weisen fast sämtlich besondere Eigenarten auf, nehmen daher auf dem Gebiete der Rassegeflügelzucht hervorragende Stellungen ein, und die meisten sind weit über die Grenzen ihres Entstehungsgebietes, manche auch im Auslande verbreitet. Zwei Vertreter des Wassergeflügels und fünf Taubenrassen verdanken wir pommerscher Züchtungskunst.

Da ist zunächst die pommersche Gans. Pommersche Spickbrüste sind im ganzen Deutschen Reich bekannt und berühmt. Und nicht ohne Grund. Denn keine Gans übertrifft unsere pommersche an Breite der Brust und Stärke des Fleischansatzes, und ebenso steht sie an Zartheit des Fleisches und Güte des Fettes obenan. Dabei ist sie äußerst genügsam, leicht mästbar und von geradezu unverwüstlicher Gesundheit. Sechs Monate alte Ganter erreichen ein Lebendgewicht bis zu 18 Pfund, während sie gemästet auf ein Schlachtgewicht von 20 bis 30 Pfund und darüber gebracht werden können. Das Züchtungsgebiet der pommerschen Gans ist Neuvorpommern und Rügen sowie die angrenzenden Gebiete von Mecklenburg und Altvorpommern. Die mittel- und ostpommersche Gans ist bedeutend kleiner. Leider ist die Gänsezucht, die hauptsächlich in den Händen der Kätenleute liegt, infolge der veränderten Wirtschaftsweise sehr zurückgegangen. Noch in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts wurden im Herbst tausende von lebenden Gänsen (ruch Gäus) auf die Märkte der vorpommerschen Städte gebracht, die hier

Rassen Hervorragendes geleistet, während andere gar kein Talent als Züchter gezeigt haben, wie die Schweden, Norweger, Griechen und viele andere. An züchterischer Begabung steht der Engländer wohl unbestritten an der Spitze. Was er auf dem Gebiete der Pferde-, Rinder-, Schaf-, Hunde- und nicht zuletzt der Geflügelzucht geleistet hat, steht unerreicht da, und bis heute ist er anderen Völkern Lehrmeister und Vorbild gewesen. Aber auch im Pommern steckt ein gut Stück Züchtertalent. Das beweisen die von ihm herausgezüchteten



Stralsunder Hochflieger

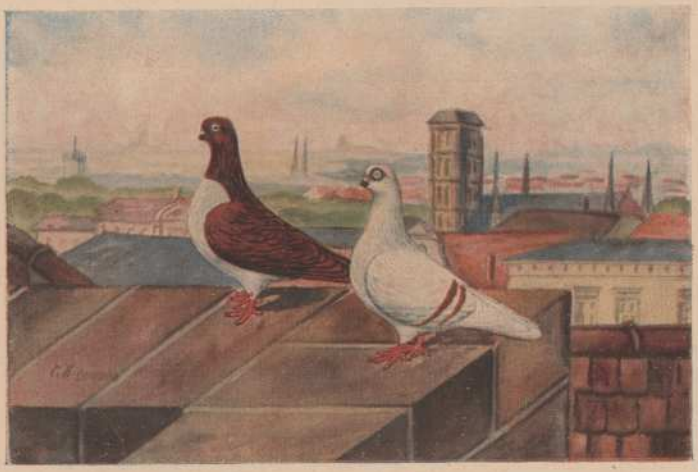


Stargarder Zitterhälse, rot und gelb

von kleinen Handwerkern, Gewerbetreibenden und Beamten gekauft und dann gemästet wurden. Man unterschied eine freie Mast mit Hafer und eine Zwangsmast mit aus Gerstenschrot hergestellten Nudeln. Letztere wurde am meisten angewendet. Sowohl die Hafer- wie auch die Nudelmastgänse wurden reißend gekauft und auch in alle Gegenden unseres Vaterlandes verschickt. Jetzt ist dieser blühende Erwerbszweig erloschen, da keine lebende Gans mehr auf den Märkten erscheint, und auch die Zahl der auf die Wochenmärkte gebrachten Bratgänse (kahl Gäus) ist bedeutend zurückgegangen.

In dem Züchtungsgebiet der pommerschen Gans ist auch die Pommernente entstanden. Sie wird in zwei Farbenschlägen gezüchtet, blau und schwarz; jede trägt an Vorderhals und Brust einen weißen Latz, eine Zeichnung, die man bei keiner anderen Entenart findet. Der blaue Farbenschlag wurde früher Schwedenente genannt, wohl weil seine Entstehung in die Zeit fällt, als Neuvorpommern und Rügen noch schwedisch waren. Der schwarze war unter dem Namen Uckermärker Ente bekannt. Vielleicht haben in der Uckermark namhafte Züchter des schwarzen Farbenschlages gelebt, denn die Zuchtgebiete der beiden Farbenschläge sind nicht getrennt gewesen, um so weniger, als die blaue Farbe hier wie bei den blauen Hühnerrassen eine Mischfarbe ist, in der Zucht also außer den blauen schwarze und weiße Tiere fallen (nach den Mendelschen Regeln 2:1:1). Da die schwarzen Tiere reinerbig sind, ist durch ihre Weiterzucht der schwarze Farbenschlag entstanden.

Die Pommernente ist die einzige Rassenente, die deutsche Züchtungskunst hervorgebracht hat. Sie ist äußerst wetterhart, ein guter Futtersucher und -verwerter, schnellwüchsig, leicht mästbar, fleißig im Legen, wenig brütend, aber dann zuverlässig und gut führend. Sie zeichnet sich durch zartes, feinfaseriges Fleisch, guten Fettansatz und sehr daunenreiches Gefieder aus. Es ist deshalb bedauerlich, daß sie selbst in ihrer Heimat so wenig gehalten und gezüchtet



Stettiner Kupferweißbauch und Braunbänder

wird und vielfach durch verschiedene ausländische Rassen, besonders die Pekingente, verdrängt worden ist, die ihre Vorzüge in keiner Weise erreichen.

Unter den Taubenrassen sei zuerst der pommersche Kröpfer genannt. Er gehört zu den größten Taubenarten und ist so recht das Sinnbild des Pommern: groß, breit, behäbig. Wenn man ihn mit seinen großen „Latschen" (10—15 cm langen Federn an den Füßen) auf dem Schlage oder Dache einherstolzieren sieht, meint man gleichsam den wuchtigen Gleichschritt pommerscher Grenadiere vergangener Zeiten zu hören. In den Städten Neuvorpommerns ist er herausgezüchtet worden. Das Material dazu haben wir wahrscheinlich vor mehr als 200 Jahren auf dem Seewege aus Holland erhalten, wo man heute noch eine ähnliche Kröpferart findet. Unser Kröpfer wird in reinweiß, weiß mit schwarzem oder blauem Schwanz und „gehezt" in blau, schwarz, rot und gelb gezüchtet. Unter letzterer Bezeichnung ist die bekannte Elsterzeichnung zu verstehen: Schwingen, Unterbrust, Bauch und Rücken weiß, alles übrige farbig. Dazu kommt noch als besonderer Schmuck ein breites, halbmondförmiges weißes Band, das sich über den Kropf hinzieht, das sogenannte Herz. Eine Schar Kröpfer mit stramm aufgeblasenem Kropf, die langen Flügel oben und unten zusammenschlagend, den Schlag umkreisend, gewährt einen herrlichen Anblick.

Die vier übrigen in Pommern herausgezüchteten Taubenrassen gehören der großen Familie der Tümmler an. Der bekannteste unter ihnen ist der Stralsunder Hochflieger. Er teilt mit unserem Kröpfer Herkunft und Heimat und hat sich weit über die Grenzen seiner Heimat, ja des Vaterlandes viele Liebhaber erworben. Und mit Recht, denn er gehört figürlich zu den schönsten Flugtauben. Sagt doch G. Prütz-Stettin in seinem Musterbuch, das in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erschien, schon von ihm: „Vergleicht man die Gestalt dieses Tümmlers mit der anderer, so fällt der Vergleich in ähnlicher Weise aus wie der zwischen einem edlen Renn- und einem Ackerpferde oder zwischen einem Windhunde und einem Neufundländer". In den letztvergangenen 60 Jahren ist die Figur der meisten Tümmler erheblich verbessert worden, aber auch die Züchter des Stralsunders sind nicht müßig geblieben, so daß auch heute noch der Stralsunder figürlich an erster Stelle steht. Der lange, schmale, edelgeformte Rumpf wird von hohen Ständern graziös getragen. Die langen, gutgeschlossenen Flügel liegen nur lose am Körper an, und der vorstehende Flügelbug erinnert an seine ärgsten Feinde: Habicht, Sperber und Wanderfalke, denen er an Fluggewandtheit nichts nachgibt. Auf dem langen, dünnen, geraden Halse sitzt der trockene, lange, schmale, eckige Kopf. Dieser eckige Kopf ist ein besonderes Charakteristikum, das wir bei keinem anderen Langschnabeltümmler finden. Der Stralsunder wird nur in Weiß gezüchtet. Aber der breite feurigrote Fleischrand, der das lebhafte Auge mit hellperlfarbiger Iris umgibt, sowie der rosarote Schnabel bringen eine wohltuende Abwechselung in die Eintönigkeit.

Die Flugleistung, derentwegen die meisten Tümmler von den Liebhabern gehalten werden, ist beim Stralsunder ganz hervorragend. In engen Spiralen windet sich der dichtgeschlossene Schwarm in kurzer Zeit in die Oberluft, dem Auge des ihn gespannt verfolgenden Besitzers kaum noch sichtbar. Hier kreist er dann, etwas auseinandergezogen, mehrere Stunden in großen Bogen über dem Schlage zur Freude des Flughalters. Aufregend wird die Sache, wenn der „Vogel", einer der vorhin genannten Raubvögel, den Schwarm angreift. Kaum ist der Feind erkannt, so schließt sich die Flucht eng zusammen und strebt immer höher empor, so verhindernd, daß der Räuber über ihn gelangt, um von oben in den Schwarm zu stoßen. Selbst wenn es gelingt, geht der Stoß meistens fehl, da es dem Stößer bei dicht geschlossener Flucht an einem sicheren Ziele fehlt. Nur wenn ein Tier vom Schwarm abspritzt — sei's ein Jungtier, das noch nicht fest eingejagt ist, sei's eine vor dem Legen stehende Taube, die infolge des mit sich getragenen Eies in ihrer Flugfähigkeit behindert ist, fällt es dem Räuber fast immer zur Beute.

Nahe verwandt mit dem Stralsunder ist der pommersche schaukappige Tümmler, der hauptsächlich in den Städten Stettin und Stargard herausgezüchtet worden ist. Meiner Ansicht nach ist er aus einer Kreuzung zwischen dem Stralsunder und dem Danziger Hochflieger hervorgegangen. Mit ersterem hat er die weiße Farbe, das schöne Perlauge mit dem breiten, roten Rande, den rosafarbenen Schnabel und die Figur gemein, obgleich letztere gröber und nicht so hochgestellt ist. Vom Danziger hat er den runden Kopf mit der schönen Kappe (Muschelhaube) geerbt. Sein besonderes Merkmal, das ihn wieder von allen anderen Tümmlern unterscheidet, ist die Schaukappe. Das sind kleine, $^1/_2$ bis 1 cm lange Federchen, die wagerecht über dem Auge vom Kopfe abstehen, also gewissermaßen einen Augenschirm bilden und dem Tiere ein eigenartiges Aussehen verleihen. Auch dieser Tümmler ist ein guter Flieger. Leider ist diese eigenartig schöne Taube wenig über ihre engere Heimat hinaus verbreitet.

Stargard ist auch die Heimat des Stargarder Zitter- oder Schwanenhalses, wieder eines langschnäbligen

Tümmlers mit besonderer Eigenart, die bei keinem anderen Langschnabel anzutreffen ist. Das ist der Zitterhals. Der lange, dünne Hals wird von der Taube oft ruckartig weit nach hinten durchgedrückt, so daß eine zitternde Bewegung entsteht, vom Züchter „Zittern" oder „Schlagen" genannt. Auf diesem Halse sitzt ein kleiner, zierlicher Kopf mit langem, dünnem Schnabel, und auch die Figur paßt sich dem Hauptrassenmerkmal an, so daß der Stargarder ein harmonisches Bild darbietet. Er ist auch ein guter Truppflieger und wird oder wurde in fast allen Farbenschlägen und Zeichnungen gezüchtet. Am meisten verbreitet und am vollkommensten herausgezüchtet sind der rote und gelbe Farbenschlag. Auch diese eigenartige Rasse hat außerhalb der Heimat viele Liebhaber gefunden.

In Stettin und seiner näheren und weiteren Umgebung ist der vierte im Bunde, der Stettiner Tümmler, entstanden. Er gehört im Gegensatz zu den drei Langschnäblern zu den kurzschnäbligen Tümmlern. In jahrzehntelanger, mühseliger Arbeit ist es den Züchtern gelungen, diesen Tauben einen ganz kurzen Schnabel anzuzüchten. Dieser fügt sich in die feinen Linien des hochstirnigen, würfelförmigen Kopfes harmonisch ein und bietet mit der kurzen, zierlichen, graziösen Figur einen entzückenden Anblick. Auch durch sein munteres, zutrauliches Wesen schmeichelt er sich in das Herz des Züchters ein, den er durch seine vorzüglichen Flugleistungen erfreut, und dem er durch seine trotz des kurzen Schnabels nicht besonders schwierige, dankbare Zucht, die sich auf die verschiedensten Farben und Zeichnungen erstreckt, immer neue Anregungen bietet.

Einen wenn auch nicht immer zutreffenden Schluß auf die Beliebtheit und Verbreitung einer Rasse kann man aus der Meldezahl auf maßgebenden Schauen ziehen. So standen auf der Internationalen Taubenschau im November 1930 in Berlin 112 Stralsunder Hochflieger, 68 pommersche Kröpfer und 63 Stargarder Zitterhälse, aber nur 10 Stettiner und keine Schaukappigen. Daß die beiden letzten Rassen so gering oder garnicht vertreten waren, liegt in der Natur des Pommern begründet. Auch die übrigen pommerschen Rassen waren früher auf den Schauen außerhalb des Heimatgebietes wenig oder gar nicht vertreten. Erst als für die Hebung und Verbreitung einzelner Rassen Sondervereine gegründet wurden, wurde die Sache anders. Mögen auch diese Zeilen der Förderung und Verbreitung der pommerschen Rassen dienen, denn der Pommer braucht sich der Erzeugnisse seiner Züchtungskunst wahrlich nicht zu schämen.

Die Abbildungen sind dem Werke „Unser Hausgeflügel" (Bd. 2: Mustertaubenbuch) von Oswald Wittig (Verlag Fritz Pfenningstorff, Berlin) entnommen.

Philologie. Ein Lobgesang von Otto Voß.

I.

Der Student der Philologie Erich Reimann saß noch immer beim Schein der Schreibtischlampe und arbeitete. Er war damit beschäftigt, seine Kollegshefte zu redigieren, d. h. die Nachschriften, mittels deren er die Vorträge der Professoren nach Möglichkeit festzuhalten suchte, zu überlesen und an lückenhaften Stellen aus dem Gedächtnis zu ergänzen.

Es war ungewohnte und freudlose Arbeit, aber es mußte sein, wenn das katzenjämmerliche Gefühl, im Lauf von zwei Semestern den Geheimnissen der Wissenschaft noch keinen Schritt näher gekommen zu sein, einer sozusagen moralischen Beruhigung weichen sollte. Er hatte in geradezu chronischer Fleißanwandlung — „wie werde ich energisch?" — nun schon eine Woche lang dieser Gewissenskur obgelegen, hatte dem Kollegschwänzen und dem Abendbummel abgesagt und ein musterknabenhaftes Leben geführt. Ja er hatte dem kategorischen Imperativ sogar das Opfer gebracht, die reizende Heli, die sonst von der Stunde des Geschäftsschlusses an seine Abende und halben Nächte mit ihrem Geplauder und noch mit mancherlei anderem zu füllen pflegte, nun schon sieben Tage lang standhaft zu meiden. Also wenn das Merkmal der Tugend dieses ist, daß sie das Leben schwer und sauer macht, dann war er gewißlich beängstigend tugendhaft gewesen. Wenn aber andererseits die Weisen behaupteten, nur Arbeit und Pflichterfüllung könne in der Seele wahres Glücksgefühl erzeugen, dann stimmte hier etwas nicht. Entweder irrten besagte Weisen, oder seine Arbeit war irgendwie um den Segen betrogen. Ach, schwer und dunkel und von Prüfungen überschattet sind die Wege der Strebenden und Suchenden.

Der angehende Philologe vertiefte sich noch einmal in den Gedankengang der letzten Vorlesung. Professor Dröhnbartel hatte mit Aufwand schreckhafter Gelehrsamkeit zu beweisen gesucht, daß eine Verszeile in dem mönchslateinischen Geschreibsel eines obskuren mittelalterlichen Lehrgedichtfabrikanten nicht vom Verfasser selbst herrühre, sondern von einem noch viel obskureren Ueberarbeiter hinzugefügt sei, und daß dieser Ueberarbeiter wiederum den

erwähnten Vers einer Vorlage entnommen habe, die ihrerseits auf eine literarische Quelle zurückgehe, die zwar nicht überlieferungsgemäß erhalten, aber zur Ermöglichung solch wundersamer Zusammenhänge notwendigerweise zu rekonstruieren sei, sofern man nicht der ganz unglaubhaften Hypothese Raum geben wolle, daß in Rede stehende Zeile ihrem Schreiber gleichsam aus Nichts und wieder Nichts und gewissermaßen ganz von selber eingefallen sei. Erst bei der Suche nach dem Vorbild der rekonstruierten Quelle könne man wieder festeren Boden gewinnen, weil die Spur hier auf ein Virgilgedicht führe, das uns zwar leider verloren, dessen ehemalige Existenz jedoch einwandfrei durch das Zitat eines Grammatikers des 3. nachchristlichen Jahrhunderts belegt sei. Diesem Grammatikus habe das bejammernswerterweise verschollene Virgilgedicht wenn auch nicht in vollständiger Fassung, so doch im Exzerpt vorgelegen, und es sei in allem Unglück noch als Glück zu begrüßen, daß dieses Exzerpt gerade diejenigen Virgilworte enthalten habe, die, durch das Zitat des Grammatikers auf uns gekommen, sich als Quelle jenes rekonstruierten Gewährsmannes erwiesen, der, durch Vermittlung eines nochmaligen Zwischenträgers, die Vorlage bildete für den Ueberarbeiter des mönchlateinischen Lehrgedichts.

Erich Reimann hatte ein Gefühl, als quelle ihm wie einem Wiederkäuer im Schlund ein säuerlicher Speiseknödel hoch, der zwar nicht von ihm, sondern von einem anderen vorgekaut war, aus dessen bitteren Säften er aber gleichwohl die Diagnose zu stellen habe, vor wieviel Tagen er gegessen sei, ob er Kohlroulade, Zwiebelfleisch, Rollmops oder Schmalzkuchen enthalte und in welchem Speisekeller das Geköch gemischt, gewürzt, gesotten und gebacken sei.

Auch die Tugend hat Grenzen, und auch der kategorische Imperativ versagt, wenn seinem Nacheiferer vorgestriges Zwiebelfleisch in die Kehle kommt. Der junge Märtyrer pfefferte das Kollegheft in die Zimmerecke, stützte den Kopf in beide Hände und versank in dumpfes Brüten. Die Gedankengänge, die sich dabei in seinem Innern abspielten, hätte er selber im Urtext nicht mehr aufzuzeichnen vermocht; nur das Endergebnis einer langen, quellenkritisch nicht rekonstruierbaren Verbindungsreihe trat wieder klar und sichtbar in die Erscheinung. Er holte nämlich aus der Schublade das Bild eines reizenden Mädchens hervor, lehnte es vor sich an den Briefbeschwerer und begann mit hingebendem Interesse die lieblichen Züge zu betrachten. Als dies eine Weile geschehen war, nahm er ein Zettelchen zur Hand und schrieb darauf folgendes Gedicht:

Lieber Schatz! Nach Deinem Mund
sehn' ich mich zu jeder Stund;
möcht mit innigem Entzücken
meine Lippen darauf drücken.
Fern von Dir hab ich nicht Ruh,
denn nur Du, mein Schatz, nur Du
kannst das Leben mir verschönen!
Komm! Ich rufe Dich mit Sehnen!

Er kouvertierte das Brieflein und adressierte: An Frl. Helene Liebgesell, Warenhaus Blumenreich, 3. Etage, Kravattenabteilung. Das würde er morgen vormittag durch Boten bestellen lassen, und Heli würde ihm seine einwöchige Untreue verzeihen und seiner philologisch abgekämpften Seele schon morgen abend Gelegenheit geben, sich wieder holderer Studien zu befleißigen.

II.

Professor Dröhnbartel schritt zum Katheder, putzte die Brille und begann seinen Lehrvortrag:

Meine Damen und Herren! Wir kommen heute zu einem Dichter, über dessen Leben und Werk die Literaturwissenschaft bisher noch wenig sichere Resultate aufzuweisen hat. Es handelt sich um eine erst kürzlich gefundene Handschrift, den Codex Rimanensis, so genannt nach dem angeblichen Namen des Verfassers Erich Reimann, hinsichtlich dessen natürlich sofort die Vermutung auftaucht, daß wir es mit einem Pseudonym zu tun haben, eine Vermutung, die um so näher liegt, als der Name „Reimann" die Reimschmiedekunst des Autors zu versinnbildlichen scheint. Sie finden Näheres über die Frage nach der Echtheit bezw. Fingiertheit des Namens in der lichtvollen Abhandlung von Dr. Bregenschwund im Archiv für literarhistorische Forschung, Jahrgang 87, Band 12, Supplement 3, Seite 950 bis 1610. Die erste textkritisch revidierte Ausgabe des Codex Rimanensis besorgte mein verdienstvoller Kollege Müllsieber, und ich lege meinen Zitaten im wesentlichen den Wortlaut dieser Ausgabe zu Grunde, wenn ich auch in Einzelheiten nicht umhin kann, von Müllsiebers Meinung abzuweichen.

Eine Probe der Reimannschen Kunst gibt Ihnen folgendes Gedicht:

Lieber Schatz! Nach Deinem Mund
sehn ich mich zu jeder Stund;
möcht mit innigem Entzücken
meine Lippen darauf drücken.
Fern von Dir hab ich nicht Ruh,
denn nur Du, mein Schatz, nur Du
kannst das Leben mir verschönen!
Komm! Ich rufe Dich mit Sehnen!

Meine Damen und Herren! Es ist ein sogenanntes Liebesgedicht, das ich Ihnen vorlas, als solches unverkennbar gezeichnet durch die zweimalige Anrede „Lieber Schatz", durch die Sehnsucht des Dichters nach der Geliebten und durch den Wunsch nach ihrem Erscheinen

am Schlusse der Dichtung. Wir müssen der in Frage stehenden Schöpfung text- und quellenkritisch nähertreten und im Zusammenhang damit auch Einzelfragen der Real- und Formalinterpretation aufwerfen.

Zunächst: An wen sind die Verse gerichtet? Müllsieber vertritt die Anschauung, es sei ein junges Mädchen, gewissermaßen die Braut des Dichters, die, wenn ich so sagen darf, in verwegener, dem bürgerlichen Anstand zuwiderlaufender Sprechweise in das Haus ihres Liebhabers gerufen werde. Bei aller Hochachtung vor dem Scharfsinn des tiefschürfenden Forschers und geistvollen Gelehrten muß ich ihm an dieser Stelle widersprechen. Meine Damen und Herren, richten Sie Ihr Augenmerk noch einmal auf die beiden letzten Zeilen: „kannst das Leben mir verschönen! Komm! Ich rufe Dich mit Sehnen!" — Ich muß mit aller Entschiedenheit bei der Behauptung beharren, daß diese Worte einer textkritischen Prüfung nicht standhalten. Der Reim „verschönen — Sehnen" ist dem formalistisch geschulten Ohr schlechthin unerträglich. Mag der Dichter inhaltlich auch nicht zu den überragenden Gestaltern zu zählen sein, die metrische Sauberkeit seiner Verse ist immerhin derart, daß er sich eine solche Nachlässigkeit der Reimbehandlung nicht hätte zu schulden kommen lassen. Es gilt also, durch eine naheliegende Konjektur das Aergernis zu beseitigen und zunächst den reinen Wortlaut des Originals wiederherzustellen. Mag nun der Dichter selbst durch flüchtige Handschrift die Textverderbnis veranlaßt haben, oder mag sich der Fehler im Laufe der Ueberlieferung eingeschlichen haben, es unterliegt für mich keinem Zweifel, daß das letzte Wort „Sehnen" in „Söhnen" zu korrigieren ist. „Komm! Ich rufe Dich mit Söhnen". Sie sehen, damit fällt auch die Annahme, ein Liebhaber rufe ein leichtsinniges Mädchen zu illegitimem Besuch in seine Behausung. Vielmehr vereint ein Vater, offenbar ein Witwer, seine Sehnsucht mit derjenigen seiner verwaisten Söhne, um entweder in zärtlichem Gedenken den Schatten der geliebten Toten heraufzubeschwören oder um der Frau, die seinen Kindern zweite Mutter werden soll, den Eintritt in das verlassene Heim nahezulegen. Ich beabsichtige, diese Auslegung im Novemberheft der Monatsschrift für Textkritik und Handschriftenforschung der Gelehrtenwelt zu unterbreiten, und es wird nicht ausbleiben können, daß meine Abhandlung auch die umstrittene Persönlichkeit und die Lebensumstände des Dichters Reimann in ganz neuem Lichte zeigt.

Doch kehren wir wieder zu unserem Gedichte zurück. Der Verfasser spricht davon, daß er sich sehne, seinen Mund auf den der Geliebten zu drücken, also das zu tun, was wir bei anderen Dichtern durch das Substantiv „Kuß" oder das Verbum „küssen" ausgedrückt finden. Meine Damen und Herren, über die physiologische und psychologische Bedeutung des sogenannten Kusses zu sprechen, würde an dieser Stelle zu weit führen. Ich verweise Sie auf das grundlegende Werk des Seniors der Akademie Gotthilf von Blödewitz, der auf grund erschöpfender Materialsammlung und tiefsinniger phänomenologischer Deutung einwandfrei bewiesen hat, daß die Lippenpaarung zweier zumal geschlechtsverschiedener Menschen stets einen Ausdruck von Zuneigung darstellt, eine Auffassung, die aufs beste mit der Gesinnung vereinbar erscheint, die unseren Dichter der von ihm angerufenen Frau gegenüber beseelt.

Es entsteht nun die überaus schwierige und interessante Frage, woher Reimann das Kußmotiv in seine Dichtung übernommen, d. h. welche literarische Quelle er für den Gedanken der Mundpaarung benutzt hat. Ich sagte Ihnen bereits, daß wir bei aller formalen Glätte der Versform dennoch ein überragendes Genie in ihm nicht sehen dürfen; es verbietet sich also von vornherein, das Kußmotiv als seine eigene Schöpfung und persönliche Erfindung anzusprechen. Da das zitierte Fundamentalwerk von Blödewitz zur Zeit des Dichters noch nicht existierte, ist die Zurückführung der Reimannschen Küsse auf Blödewitzische Gelehrsamkeit offenbar nicht angängig. Das in Rede stehende Problem harrt noch in seiner ganzen wissenschaftlichen Bedeutung der exakten Behandlung und Klärung durch einen gewissenhaften Bearbeiter, und ich möchte den Damen und Herren, die bei mir zu promovieren gedenken, diese Untersuchung als Doktordissertation empfehlen. Es würde zunächst in umfangreicher Stoffsammlung zu erweisen sein, wo in der vorreimannschen Literatur der Kuß Erwähnung findet. Sodann wäre es Aufgabe, nachzuprüfen, welche der gesammelten Dichterstellen dem Poeten Reimann direkt oder indirekt, d. h. durch eigene Lektüre oder durch Gewährsmänner bekannt sein konnten, zu welchen den Kuß besingenden Verbänden, Richtungen, Schulen oder Dichtergruppen seiner Zeit er evtl. persönliche Beziehungen hatte, kurzum: woher und auf welchem Wege der Gedanke, eine geliebte Frau zu küssen, bewußt oder unbewußt, als offenkundige Nachahmung oder ungewollte Reminiszenz in sein Schaffen eingedrungen ist. Ich zweifle nicht, daß wissenschaftlichem Ernst und Wahrheitswillen der schöne Lohn beschieden sein wird, auch dies noch ungeklärte Problem mit dem Licht der Erkenntnis zu durchleuchten.

Glauben Sie nicht, meine Damen und Herren, die Frage sei müßig oder unwesentlich! Die Wissenschaft kennt schlechthin nichts Unwichtiges und Belangloses; alles, was im Bereich menschlichen Denkens liegt, hat

Wert und Bedeutung als Baustein für den weltüberspannenden Bau des Wissens und Erkennens, und ob Sie den Gebrauch des Kommas bei Goethe oder die Verwendung des Wörtleins „aber" bei Schiller zum Gegenstand Ihrer wissenschaftlichen Bemühungen machen, es trägt doch schließlich dazu bei, den Tempel der Wahrheit seiner im Unendlichen liegenden Vollendung entgegenzuführen. —

Donnerndes Beifallgetrampel der Examenssemester belohnte die ins Weltanschauliche hinausweisende Schlußwendung, und etwa ein Dutzend bebrillter Jünglinge und stockbeiniger Studiermädchen drängte sich an Dröhnbartels Katheder, um nähere Angaben zu erbitten über die anempfohlene Doktordissertation.

III.

Von dem Getrampel erwachte Erich Reimann, und als er sich die Augen rieb, war ihm, als habe seine Wirtin schon mehrmals energisch an die Tür getrommelt. Er rief ihr zu, daß er munter sei, stürzte im Nachthemd ans Schreibpult, zerriß den Umschlag mitsamt dem Gedicht und warf die Fetzen in den Papierkorb. Er würde nach dem Frühstück anstatt in Dröhnbartels Kolleg persönlich ins Kaufhaus gehen und mündlich ausrichten, was er Heli zu sagen hatte. Auch würde er sie inständigst bitten, alles zu vernichten, was an ähnlichen poetischen Ergüssen von seiner Hand in ihrem Besitz war. Er wenigstens wollte, was an ihm lag, nicht mitschuldig daran werden, daß die kommenden philologischen Generationen zu tiefschürfender Forschung Gelegenheit fänden.

Wie aber, wenn seine Wirtin den Inhalt des Papierkorbes nicht verbrannte, sondern nur in den Müllkasten entleerte?! Konnte nicht irgend ein Müllfieber...? Entsetzlicher Gedanke! Und der Verstörte holte die Schnitzel wieder heraus, öffnete die Ofentür, entzündete das Häuflein mit dem Streichholz und wich nicht vom Platze, bevor das letzte Restchen des apollinischen Brandopfers in Flammen aufgegangen war.

Sumpfseeserenade.

Von Egon von Kapherr.

Zwischen nassen Moorwiesen und schwankenden Sümpfen liegt ein langer, schmaler See. Ein träger Wiesenbach schlängelt sich durch den Talgrund und strömt langsam durch den See hindurch, staut sich am Wurzelwerk und am Gebüsch der vielen Sumpfweiden und an den dichten Feldern von Schachtelhalmen, Rohr, Binsen und Wasserschierling. Das Wasser ist lau und trübe und wimmelt von allerhand kleinem Getier, von Algen und winzigen Krebschen, von Gewürm und Geschneck. Halb bedeckt ist der Spiegel des Baches mit weißen und gelben Wasserrosen. Aber sie haben ihre Köpfe, ihre schönen, leuchtenden Blumenkelche noch nicht über die Oberfläche des Sumpfbaches gesteckt; denn noch schlummert süße Blütenpracht in modriger Tiefe, und nur das junge Blatt schaukelt über der Flut, wenn unten die dicken Karpfen und Schleie im Sumpfboden buddeln und die Blasen aufsteigen und oben zerplatzen. Oberhalb, im Fichten- und Föhrenwalde, wo das Bachwasser schneller fließt, ist sandiger und steiniger Grund. Dort ist das Wasser klar, und das Bachneunauge zappelt stromauf und saugt sich an grünbewachsenen Steinen an. Dort murmeln die Wellen über große Steinblöcke, die mit grünem Moos bewachsen sind, über alte Fallbäume, die der Wind vor vielen Jahren, Tote zu Toten bettete. An beiden Ufern wachsen in breiten Feldern Kelchfarne und Schwertlilien. Der Wasserstar läuft auf dem Bachgrunde und lauert auf den Steinen nach Larven der Köcherfliege und anderem Kleingetier. Lustige Schmerlen und andere Fischlein tummeln sich in den Kolken des tiefen Wassers. Dort lauert auch die rotgepunktete Forelle; denn wo Leben ist, ist auch Tod. Wo aber der Bach in die Seeaue strömt und seinen Lauf im Gewirr des Schierlings, der Weidenbüsche und Schachtelhalme verlangsamt, wo der Kalmus streng duftet, kriecht auf dem Boden der Krebs. An sonnigen, flachen Stellen wimmelt es von Pferdeegeln, von Köcherlarven und Wasserschnecken, von der Brut der kleinen Flußkarausche und der sumpfliebenden Schleie. Am Schachtelhalm steht lauernd der Hecht, Rotaugen und Blutflosser ziehen in Scharen durch das Brachsenkraut und die Wasserpest. Wo eine stille, tiefe Stelle ist, ist der blanke Spiegel verschwunden, und ein dichter Pelz grüner Entengrütze läßt keinen Sonnenstrahl in die Tiefe.

Immer breiter wird der Bach, immer träger wird sein Lauf, immer zahlreicher sind die Wasserrosenblätter und die Hohlstengel des Schierlings, das Laichkraut und das Gewirr der anderen Wasserpflanzen. Auf den feuchten Ufern dehnen sich große Felder sattgelber Sumpfdotterblumen und des blauen, hohen Vergißmeinnicht. Wenn es die Sonne um die Mittagswende recht ernsthaft meint, burren schwere Brummer und Schillebolde, blaue Wasserjungfern und vielerlei Gekäfer durch die feuchtwarme Luft. Sie klammern sich an die leise hin- und herschaukelnden Stengel der Binsen, des Fahnenschilfs und Rohres und schwir-

ren wieder davon, als ob sie Eile hätten und furchtbar viel zu tun. Denn jedwedes Getier tut wichtig in seiner Art; denn es sieht ja die Welt mit seinen Augen an und fühlt sich Mittelpunkt in ihr. Für den dicken Karpfen und die Schleie ist der Seegrund die Welt, für den Schilfbold das Feld der Binsen und für den Frosch der laue Wasserspiegel, Schilf, Kalmus, Rohr und Entengrütze. Des einen Gesichtskreis reicht ein wenig weiter, des anderen kürzer, doch jedes Tier wähnt sich als Mittelpunkt der Welt, gerade so — wie Du.

Ein vielstimmiges Konzert von Drosselrohrsängern und Schilfammern knarrt seine lustigen, unmusikalischen Strophen, kleine schwarze, wie Elstergefieder schimmernde Wirbelkäferchen kreisen spielend an der Oberfläche, und der gelbrandige Wasserkäfer macht Jagd auf Kleingetier und Fischchen um die Wette mit seinem großen schwarzen Verwandten. Immer neue Scharen von Fliegen brummen und surren auf. Mitunter flattert die Kuhstelze über die Felder der Seerosenblätter und läuft über sie hin, springt nach den Brummern, Faltern und Fliegen und strebt in ruckendem, welligen Fluge zum anderen Ufer hinüber. Ein betäubender Geruch liegt im heißen Dunst des Mittags, und wenn ein Hecht durch die Schachtelhalme fährt oder eine Ente mit ihren kleinen Daunenjungen, dann wackeln die Stengelchen hin und her, und auch der Schierling schwankt. Blau lacht der Himmel über der grünblumigen Landschaft, und die Glut flimmert über der Aue. Schwalben flitzen über das Schilfgewirr hin und her, und hoch unter den weißen Wölkchen schießt der Baumfalke dahin. Kiebitze quienen im Wiesengelände, sichelschnäblige Kronschnepfen jagen mit ängstlichem Getriller hinter krächzenden Krähen her oder hetzen den Rohrweih, der schwankenden Fluges nach Beute späht. Auf der kleinen Seefläche führt ein Zwergtaucherpaar seine Jungen, schwarzweiß gestirnte Wasserhühner rudern mit ihrem Nachwuchs und lassen ein sanftes tüt, tüt hören. Mitunter schwirrt eine Bekassine aus dem Riedgras der Wiese, gaukelt in schrägem Balzfluge über den Sumpf und läßt ihr meckerndes Schnurren hören.

Der See ist flach, doch unter dem Schlammgrunde ist die Tiefe; unergründlich und kalt. Dennoch wimmelt es von allerhand Geschupp: grüngoldige Karauschen und düstergrüne Schleie sind hier neben alten Moorkarpfen, Quappen und Welsen. Auch der Barsch lebt hier an kühlgrundigen Stellen, wo die Quellen der Tiefe eisiges Wasser nach oben schicken, und der Hecht steht zwischen den Binsen und lauert glotzäugig auf seine Beute. Haubentaucher knarren auf der Seefläche, Enten verschiedenster Art bevölkern das Schilf, und auch die kleine Rohrdommel klettert darin. Auf schwankender Wiese aber stelzt der schwarze Waldstorch, der hinten im Auwalde, auf alter, knorriger, halbgestorbener Kiefer seinen Horst hat. Seeschwalben eilen mit gaukelndem Fluge hin und her und lassen ihr sanftes Kirrr, kirrr tönen, Lachmöven kichern, und unter der Himmelsbläue schwebt der schwarze Milan.

Auch ein paar Stichlinge sind hier und da zu finden. Sie bauen sich ein kleines Nestchen, aus allerhand Kraut zusammengewebt. In dieses Nestchen kommen die Eierchen der Frau Stacheline. Wenn die Kleinen ausgeschlüpft sind, so haben sie dort Schutz und Herberge. Väterchen aber bewacht den Ausgang, huscht ein und aus und versorgt die Jungen. Meist ist es der Vater, der die Kleinen emsig pflegt. Väterchen Stachelmann ist Pförtner und wacht über die Sicherheit der Familie. Wie Stachelmann aufpaßt! Auf seinem Rücken und an den Seiten hat er spitze, lange Stacheln, und wehe dem friedlich vorbeirudernden Fisch, der zu nahe an das Nestchen kam; denn schon kommt Stachelmann herbeigeschossen und piekt ihn aus Leibeskräften. Selbst der gierige Hecht und der gefräßige Barsch würden es nicht wagen, solch Stacheltier zu verschlucken; denn sie wissen es wohl, daß der Bissen ihnen übel bekäme. Wer wird auch mutwillig Stacheln verschlucken? Aber sie reißen aus; Hecht und Karpfen, Blei und Barsch, wenn Stachelmann wütend droht. Und sie wissen, weshalb. Schwer verletzen können ja die kleinen Stacheln des Stichlings nicht, aber schon allein die zornige Wut, mit der Stachelmann angreift, macht Furcht und Schrecken, und selbst der Hecht will seinen Frieden haben und ein geruhiges Dasein, wenn er nicht gerade hungrig ist und Jagd auf andere Fische macht. Am wenigsten kümmert sich die dicke Quappe, die unten im Schlamm liegt unter dem versunkenen, alten Einbaum, um die Stichlinge. Zwar frißt sie auch gerne kleine Fische, ganz so wie der Aal, der neben ihr im Sumpfboden wühlt, noch lieber aber Laich. Wenn aber Aal und Quappe über sich das Geflitze der Stichlinge sehen, schütteln sie sich vor Entsetzen, und es kommt ihnen ein Kratzen in die Kehle, als hätten sie schon aus Versehen so ein Ding verschluckt. Große, dicke Karpfen und Karauschen schwimmen träge umher und schnappen nach Fliegen und Wasserkäfern. Dann geht es: schmatz, schmatz, und die grüne Decke der Entengrütze schwankt von trägem Flossenschlage. Der alte Krebs, der unten zwischen den Wurzeln der Uferweiden herumkriecht, kann sich nicht genügend wundern und ärgern über das Hin- und Hergeflitze der Stichlinge, die einen Schwarm silberblitzender Ukeleis auseinanderjagen, weil sie zu nahe ans Nestchen kamen.

„Ihr seid ja verrückt", meint er, „mit Eurem Hin- und Hergesause. Warum seid Ihr denn so wütend, Ihr kleinen Biester? Kein Fisch denkt daran, Euch zu fressen, weil Ihr so schlecht schmeckt und stachlig seid!"

„Das ist eine unerhörte Frechheit!" meint Stachelmann. „Wir sollen schlecht schmecken? Wir denken garnicht daran. Wir schmecken ganz genau so gut wie andere Fische. Aber wir sind ungeheuer tapfer und stark und dazu scharf bewehrt."

„Ihr seid Wasseraffen, weiter garnichts", meint der Krebs. „Ein eingebildetes Pack seid Ihr, weder stark noch wohlschmeckend, sondern bloß frech und boshaft. Und ich bin überzeugt, daß Euer Fleisch giftig ist. Doch — mir kann das ja einerlei sein, an mir könnt Ihr herumpieken, so viel Ihr wollt; durch meinen Panzer gehen Eure Stacheln nicht."

Es war ein Glück für den Krebs, daß er ein wenig schwerhörig war; denn sonst hätte er das Hohnlachen des Aales gehört, der ein wenig abseits im Schlamm steckte und zuhörte. „Na warte man, alter Panzermann", murmelte der Aal, „wenn Du erst Deine harte Rüstung abwirfst und Dir die neue Jacke wächst, dann bist Du weich und gut verdaulich. Dann krieche ich Dir in Dein Krebsloch nach, nehme Dich beim Wickel und schlucke Dich in mich hinein — so wahr ich Fettke Schlängelmann heiße!"

„Schmatz, schmatz", machten die dicken Karauschen und Karpfen, und die Schleie wühlten am Grunde, daß die Sumpfgasblasen hochstiegen und an der Oberfläche platzten.

Wenn die Sonne weit hinter den Wiesengründen am Saum des Hochwaldes sinkt, glüht der ganze Sumpfsee in sattem Gelb und Purpur. Der Kalmus und das Rohr bluten, und Feuerglanz liegt über den sattgrünen Binsen. Dann schnellen Fische aus der Flut, überall plätschert es im Gewirr der Schachtelhalme, Entenrufe tönen, Bekassinen meckern, Kronschnepfen flöten, Kiebitze schreien und die Rohrspatzen erheben ein gewaltiges Konzert.

Jetzt ist die Zeit der großen Sänger gekommen; das Sumpforchester ist erwacht. Am Tage sangen die kleinen Künstler ihre Lieder, die Künstler des Schilfwaldes, des Riedgrases und der Binsen. Jetzt aber kommen die Großen, die Künstler von Fach und Beruf. Viele hochglotzende Augen tauchen aus der Flut, grüne Köpfe erscheinen, gelblich gestreifte Rücken, schwärzlich gefleckte, gespreizte Klunkerhände, und mit taktmäßigen Rucken schwimmt die Schar der grünen Wasserfrösche der Mitte des Wassers zu. Darin liegt viel Ordnung und Manneszucht; denn Quabbelmann Großpietsch, der berühmte Orchesterdirigent, hält auf Pünktlichkeit und richtige Bewegung. Wie sie einschwenken in gut gerichteten Reihen, wie sie den Kreis schließen, wie sie stillstehen und langsam den Hinterkörper sinken lassen! Dann aber blähen sich grauweiße Blasen an den Backen der Frösche, und es schallt die große Arie vom Abendstrahl und vom lauen, gewärmten Wasser:

Quooarr, errer — ker, errer.

Immer mächtiger schwillt das Sumpforchester an; dröhnend schallen die Bässe, laut schmettern die Tenöre. Des Basses Grundgewalt wiegt vor. Denn Quabbelmann Großpietsch ist der Meisterdirigent für Baßharmonie, und nur sanft darf der Nachhall der hohen Stimmen tönen: Kurr, kurer — quaks. Dazwischen tönen die Lieder der Teichrohrsänger, das Flöten der schwarzen Wasserhühner, das Knarren der Drosselrohrsänger und das Pfeifen des Sumpfhühnchens.

Voller Bewunderung lauscht alles der Großkunst des Philharmonischen Orchesters. Es ist eine gewaltige Melodie, das Lied vom roten Abendstrahl. Ein alter Großfrosch, Wups Glibbermann mit Namen, komponierte einst diese Hymne in grauer Vorzeit. Ewig wird sein Name fortbestehen, es sei denn, die Sumpfwelt lebte nicht mehr: Quorr, korr, orar — ker, errer — orra, karr, schallt das Sumpforchester aus geblähten Backenblasen herrlich empor. Und: korle, korle, korle — kiek, kiek, kiek, schmettern die Rohrsänger hochmusikalisch dazu. Schmatz, schmatz, machen die Karpfen, und vom anderen Ufer, wo der viele Kalmus steht, tönt die Musik der feinen Instrumente: Das Lied von der lauen Nacht, komponiert von Unkmeier und Sumpfmann, den Musikmeistern der Teichunken aus längst vergangener, alter Zeit. Füitt, füitt ruft der Wasserfuhrmann, das Sumpfhühnchen dazwischen, und von Zeit zu Zeit schmettert das Quaken einer alten Märzente hinein: Bäk, bäkbäkbäkbakbak. Immer lauter wird das Orchester, immer kräftiger schmettert die Symphonie.

„Gloria, gloriola", pfeift der Pfingstvogel von der Spitze der alten Ulme am See. „Krätsch", antwortet seine grünlich gefärbte Gattin.

„So, da wären wir nun", meint der Pirol, sein dottergelbes Gefieder spreizend und schüttelnd. „Trotzdem wir aber dieses Jahr gerade zehn Tage später angekommen sind als sonst, muß ich bemerken, daß das Klima noch keineswegs südlich anmutet."

„Ach", seufzt die grünliche Gattin, „die Welt ist stark rückständig geworden. Auch Nachbar Starmatz beschwert sich: wenig Fliegen und Brummer. Es ist eben gar kein Klima nicht."

„Himmel, Olle, sprich doch nicht so falsches Pirolisch. Du müßtest doch beiläufig wissen, daß eine doppelte Verneinung eine Bejahung ist!"

„Schon wieder diese Schulmeisterei", ärgert sich die Pirolin. „Ich spreche, wie mir der Schnabel gewachsen ist, und damit holla. — Im übrigen will es Abend werden. Zu tun haben wir ohnehin nichts, und mit der Nestbauerei jetzt schon anzufangen hat gar keinen Zweck. Wir wollen zum kleinen Waldsee fliegen und uns das große Symphoniekonzert anhören."

„Meinetwegen", meint der Pirol gelangweilt, „wenn mein Flöten Dir nicht mehr genügt, kannst Du das Sumpftheater mit anhören. Was Ihr Weiber doch immer in Konzerte und Opern zu rennen habt! Als ob es im stillen Walde nicht viel schöner wäre, besonders wenn ich pfeife: gloria, gloriola — krätsch!"

„Liebes Männchen, sei nicht böse. Ein wenig Abwechselung kannst Du mir schon gönnen. Bedenke doch, wie lange es her ist, daß wir das herrliche Sumpfkonzert nicht gehört haben. Denn das Gequake und Gequäke dort unten in Afrika kommt doch mit dieser nordischen Orchestermusik nicht mit. Meister Starmatz erzählte mir, das Orchester sei ganz hervorragend in diesem Jahre. Zwei berühmte Dirigenten wechseln sich ab. Quabbelmann Großpietsch heißt der eine. Er ist Spezialist für Bässe. Der andere aber heißt Patsch Quabbelmann und soll ein Genie sein, ein Frosch von hervorragenden Gaben. Er war im vorigen Jahre noch als Solist tätig, Du erinnerst Dich doch? Jetzt aber ist er zweiter Dirigent neben Großpietsch."

„Im vorigen Jahre war doch auch noch Glitsch Qualstermann als Dirigent tätig", meint der Pirol.

„Ach", sagt die Frau Pirolin, „ich wollte es Dir verschweigen, aber — da Du mich selbst nach dem großen Künstler fragst, muß ich Dir schon die Wahrheit sagen: Denke Dir, Nachbar Starmatz erzählte mir von dem schrecklichen Ende des großen Künstlers. Ich wage es kaum auszusprechen: Qualstermann, der arme, ist längst im — Storchenmagen, und Großpietsch dichtete und komponierte ihm zu Ehren ein großes Requiem und die Arie: „Selig sind die Schnellverdauten".

„Das ist allerdings eine traurige Kunde", meint der Pirol. „Aber das soll uns nicht abhalten, schleunigst hinzufliegen und das Orchester zu hören; denn heute ist ein wärmlicher Tag, und ich bin überzeugt, daß alle Stare, Amseln, und was da noch alles in den Büschen herumflattert und zwitschert, zur Stelle sein werden. Wenn wir also noch einen guten Platz haben wollen, müssen wir uns sputen."

Er breitet die schwärzlichen Flügel aus und schießt wie ein gelber Goldfunke durch das frische Grün der Bäume. Schwirrend folgt ihm seine Frau.

Die beiden hatten Glück, und im Geäst eines schon mit zarten Blättern geschmückten Birkbaumes fanden sie einen guten Platz. Sie kamen keinen Augenblick zu früh; denn der Dirigent Patsch Quabbelmann kam bereits in kurzen, hastigen Rucken in die Mitte des Tümpels geschwommen, ließ seinen Hinterkörper ein wenig sinken, hob das breite Spaltmaul in die Höhe, blies seine Backen auf wie bohnengroße, weißliche Säcke und intonierte die Arie vom lauen Pfuhl: Quoarr, quarr — kex, erex, keks. Auf diesen Schall hin schwamm eine Reihe großer, grüner Wasserfrösche auf den Dirigenten zu und stellte sich ihm gegenüber auf. Hochglotzende Augen, breite Mäuler waren über der Flut, gespreizte Froschhände ruderten sachte im Takt des herrlichen Liedes: Quarr, quarr, korx.

Platsch, platsch, platsch, hörte man auf der anderen Seite viele jüngere Frösche ins Wasser schießen. Es waren die Tenöre, die jetzt in doppelgliedriger Reihe heranruderten und sich hinter den Orchesterleiter gruppierten. Mächtig brauste der erste Satz auf, herrlich schwangen sich die Tenöre zu gewaltiger Höhe. Aber des Basses Grundgewalt herrschte unter der Leitung des genialen Großpietsch vor. Ziezieziе—krrr, krrr krrr machte die Rohrammer dazwischen und Korlekorlekorlekorle — kiekkiekkiek, sangen die Drosselrohrsänger.

„Er ist wirklich ein genialer Dirigent", meinte die Frau Pirolin andächtig. „Wie er die Bässe beherrscht, wie die Tenöre einsetzen, und welche Zartheit in den hohen Lagen!" Sie hob das Gelenk des linken Flügels zum Auge und trocknete sich eine Rührungsträne.

Jetzt wandte Patsch Quabbelmann seinen dicken Kopf nach der Rohrseite hin. Er hob die gespreizte rechte, klunkerfingrige Froschhand, und schon erklang aus dem Schilf der schmetternde Chor der Rohrspatzen: Korlekorle — kiekkiekkiek und das feine piccicato-adagio des kleinen Sumpforchesters unter Führung des tüchtigen Solisten Unkmann: ukukuk — ükükük — ukukuk.

Die Sonne sank. Brummend und summend flogen Mücken und Fliegen um Schilf und Kalmus. Eine Nachtschwalbe gaukelte über den Tümpel. Quitt, quitt, quitt — zirr, zirrzirr rief sie dabei und schnurrte. Jetzt machte Patsch Quabbelmann mit beiden Händen die Beruhigungsgebärde, nach allen Seiten gleichzeitig, mit dem dicken Kopfe nach den Tenören hinnickend. Und ganz fein wie dünner Glockenton aus heimlichem Sumpfgefilde fiel in das leise Unkenlied der schallende Sang der Tenöre ein: Ukukuk—u—ük, u—ük, u—ük, ukukuk — — Quarr, quarr—rex, rex, kex, rex, kekex.

Am Rande des Tümpels, wo der Graben in die Wiese hinausläuft, tönte der dritte Satz der Symphonie vom lauen Pfuhl. Es waren

dies die braunen Landfrösche, die, zartsinnig und fein wie ein sanftes Echo, die Melodie wiederholten: Pürr, pürrpürr — quok, quok, quok. — Ukukukuk kamen Unkenrufe dazwischen, und das Wasserhühnchen machte fü—itt, fü—itt.

Jetzt aber dirigierte Großpietsch den Chor der Bässe und Baritöne, und wie leises Donnerrollen schwoll die Melodie: Quarr, quarr, quarr — oarr, quarr, orrer, rerrerrer, keker.

Dann schmetterte der Tenor des berühmten Teichsängers Pietschke Qualstermann, des Sohnes des verstorbenen Dirigenten, dazwischen mit der Arie: „O, wie schön ist es im lauen Teich!" Ganz sanft klang der Chor darein und füllte mit Bässen, Baritönen und Tenören die Flut der Bässe. Patsch Quabbelmann rann bereits der Froschschweiß von der grünen Stirn. Er wandte sich nach allen Seiten, gab Zeichen: er wehrte mit beiden Klunkerhänden nach rechts ab, drehte sich seitwärts, winkte den Bassisten, und dröhnend setzte die gewaltige Flut der Töne des fünften Satzes ein. Jetzt kam das große Requiem mit dem herrlichen Liede: „Selig sind die Schnellverdauten". Der feine, klare Sopran des jungen Froschfräuleins Quabbeline Glibbermann, einer aufstrebenden Sängerin, begann die Arie in leisem pianissimo.

„Himmel, wie schön", meinte die Frau Pirolin. „Diese geniale Führung und dann die Schulung in den Stimmen, die geschmackvolle Auswahl der Themata!"

„Gloria, gloriola" pfiff der Pirol.

Das Thema wechselte. Großpietsch löste Quabbelmann als Dirigent ab. Quabbelmann verbeugte sich nach allen Seiten und erntete großen Applaus. Geschmeichelt nickte er den Zuhörern zu und schwamm dann ab durch die Mitte. — Eine neue Symphonie brauste auf, lebhaft im Takt, temperamentvoll und laut.

„Eine ganz andere Methode", meinte die Frau Pirolin. „Der alte Großpietsch hat doch immer noch ein kolossales Temperament. Von wem ist die Symphonie?" „Gloria, gloriola", pfiff der Pirol. „Es ist die große Symphonie in zwölf Sätzen von Sumpfmeier und Glups. Glups ist längst im Storchenmagen. Sumpfmeier lebt noch, er war früher Baßsolist, ist aber jetzt in den Ruhestand getreten und lebt still und zurückgezogen in einem Nebengraben des Tümpels. Er ist allgemein hochgeachtet und geschätzt und erhielt erst neulich noch das Prädikat „Quabbligkeit" für seine hohen Verdienste um den Sumpfgesang."

Schon ertönte sacht der nächste Satz, dem ersten leise angepaßt. Wie fernes, weiches Echo klangen die Stimmen vom Grabenrande her. Aber allmählich schwollen die Töne, und endlich brauste ein Orkan durch das Schilfgewoge; denn mit voller Wucht setzte die Musik zu einem gewaltigen Oratorium ein, das der alte Sumpfmeier seinem verstorbenen Freunde Glups zu Ehren kürzlich in die Symphonie hineinkomponiert hatte. Da blieb kein Auge trocken. Selbst Rotkäppchen, der Specht, hörte auf, am Wipfel der Brandkiefer zu klopfen und zu hämmern, so herrlich und rührend war die klassische Musik.

Plötzlich tönte ein Rauschen, gerade als die Sonne mit ihren letzten Strahlen in den runden Wipfeln der alten Ulmen, Eichen und Buchen spielte. Wie ein großes, schwarzweißes Schiff kam es dahergeschwebt, streckte lange, rote Beine aus und — stand am Rande des Tümpels.

„Rette sich, wer kann — kerrer!" tönte die Stimme des Bassisten Kleinpietsch und — glupp, glupp, glupp, glupp verschwanden die Frösche in der Tiefe der Flut. Adebar Langbein aber, der Storch, hatte mit dem langen Siegellackschnabel ein zärtlich umschlungenes Pärchen Taufrösche erwischt, verschluckte die Beute und vernichtete so mit einem Ruck und Schluck zwei hoffnungsvolle, junge Froschleben.

„Es ist eine Gemeinheit", meinte der Pirol, „gerade in die schönste Musik hineinzukommen und zu stören."

„Dem Himmel sei Dank, daß wenigstens der Dirigent und die größten Künstler gerettet sind. Die armen, braunen Frösche!" seufzte die Pirolin. „Und doch — welch bittersüßes Los, so im Tode vereint, so mitten aus der Liebe heraus zu sterben." Sie hob das linke Flügelgelenk zum Auge und wischte sich eine Träne ab. Der Storch aber lief auf seinen Stelzen eilig über die Wiese, breitete die Schwingen aus und wuchtete sich empor, flog über die Wipfel der Eichen und verschwand in der Richtung nach dem Menschendorfe zu.

Da tauchten wieder nach und nach hochglotzende Augen auf, breite Mäuler, gespreizte Klunkerfinger. Und wieder schwamm Patsch Quabbelmann, der Dirigent, vor die Ordnung der Sänger. Die Backen blähten sich auf, und die Trauersymphonie von Qualstermann und Tümpelsprung ertönte: „In memoriam".

„Ein ekelhafter Lärm", meinte Stachelmann zu seiner Frau. „Dieses verflixte Froschorchester! Keinen Augenblick haben die Kinderchen Ruhe, und der beste Abendschlaf wird gestört. Gerade der Schlaf vor Mitternacht aber ist so wichtig für das Gedeihen der Kinder."

„Schmatz, schmatz", machten die Karauschen und Karpfen; denn sie waren musikalischer als die Stichlinge und freuten sich über das Konzert.

„Ach", sagte die Frau Pirolin schmelzend, „welcher Zartsinn, welche Schönheit". Und sie wischte sich das rechte Auge mit dem rechten Flügelgelenk.

Rundschau.

Nochmals der Svolder.

In meinem Aufsatze im Märzheft dieser Monatsschrift über die mutmaßliche Stelle der Seeschlacht im Jahre 1000, in der Olav Tryggvissohn sein Leben verlor, habe ich es leider unterlassen zu bemerken, daß auch der „Adlergrund",*) ein südwestlich von Bornholm weithin sich erstreckender Moränenbogen der Eiszeit als Schlachtplatz in Erwägung gezogen werden müsse. Lange Zeiten hindurch sind die aus dem Wasser ragenden Blöcke dieser letzten Visitenkarte des sich nach Norden zurückziehenden Gletschers gezaugt worden, bis sich dieser Raubbau zu einer solchen Gefahr für die Steilküste von Rügen auswuchs, daß er eingestellt werden mußte. Es ist so gut wie sicher, daß ein Teil dieser Moräne um das Jahr 1000 noch eine Insel gewesen ist!

Bekannt dürfte sein, daß das Panzerschiff „Friedrich Karl" vor etwa 40 Jahren beim Passieren des „Adlergrundes" sich an einem seiner Blöcke den Boden aufgerissen hat.

Dann möchte ich diese Gelegenheit benutzen, um auch zu dem „fretum viridissimae speciei" bei Jumne in Adam von Bremens „Hamburgische Kirchengeschichte", 1075, aus demselben Aufsatze einen Nachtragsgedanken zur Erörterung zu stellen:

Daß mit dem anderen fretum bei Jumne, dem „zubalbidae speciei", Wasser gemeint ist, nicht aber Land, Ufergestade, ist bekannt. So mag Adams Gewährsmann mit dem „fretum von ganz grüner Species" ebenfalls von — Wasser zu ihm gesprochen haben, nicht von Schilfmassen?

Niemandem, der zum ersten Male den Hafen von Saßnitz zu Gesicht bekommt, wird die auffallende, leuchtend grüne Farbe des Wassers in ihm entgehen! Ihre Ursache ist die aus der Tiefe heraufschimmernde Kreide, aus welcher der Boden besteht. Stellen wir uns diesen aber mit Sand bedeckt vor, dann würde nichts an ihm bemerkenswert sein. Er würde genau so aussehen, wie jede beliebige andere Stelle des Seebodens in der Nähe vom Lande auch.

Aus dieser Erwägung heraus bin ich jetzt zu der Ansicht gekommen, daß auch bei Jumne Kreide den Seeboden gebildet hat, und daß dessen merkwürdig grüne Farbe die Veranlassung zu jener Bemerkung geboten haben mag, die sicher von einem Ortskundigen herrührt.

Trifft diese meine Vermutung zu, so möchte es angezeigt sein festzustellen, wie weit die rügensche Kreide sich untersee nach Südosten zu erstreckt, um wenigstens zu wissen, wo Vineta gelegen haben kann, wenn auch sein benachbarter „grüner Sund" m. E. ein Ausdruck des Dänenkönigs Sven ist, eines der Gewährsmänner Adams, den dieser dann mit „„fretum viridissimae speciei" übersetzt hat. Nach Gustav Komst: „Die Kriege Waldemars aus der Knytlinga-Saga", Baltische Studien, Band I, ist die Peenemündung unterhalb von Wolgast damals „Der grüne Sund" genannt worden; aber es bleibt nachzuprüfen, ob diese Ortsbezeichnung sich nicht vielmehr auf „den grünen Sund" bei Möen bezieht? In ihm hat sich in den Jahren 1161, 1168, 1172, 1175, 1178, 1182 und 1184 die dänische Flotte vor ihrem jeweiligen Raubzug nach der pommerschen Küste hinüber versammelt.

Wenn nun auch dieser „grüne Grund" seinen Namen von der Farbe des Meeres dort bekommen hat — die Kreidefelsen von Möen entsprechen denen von Rügen —, so möchte ich ihn für eine gute, beweiskräftige Parallele zu dem „fretum von ganz grüner Species" bei Jumne ansehen!

*) Der Adlergrund liegt ungefähr in der Mitte zwischen den Inseln Rügen und Bornholm, etwa 50 km südwestlich von der Südspitze Bornholms und 100 km nördlich von Swinemünde. (Schriftl.)

Es mag vielleicht scheinen, als ob die Svolder-Frage nur in losem Zusammenhange mit dem Jomburg-Vinetaproblem steht. Dem ist nicht so; denn sobald es gelingt, den Sagas den Beweis zu entnehmen, daß sich Olav Tryggvissohns Aufenthaltsort von 987 bis 990 an oder nahe der Stelle befunden hat, an der Palnatoki als Lehnsmann desselben Burislav, der auch Olavs Schwiegervater war, eine Burg erbaute, so wäre damit viel gewonnen. Dann könnten auch die Angaben der Historie Olav Tryggvissohns mit herangezogen werden, um darzutun, daß es ein Fehler ist, die große Handelsstadt mit der Seeraubritterburg der Jomswikinger zu identifizieren, bziw. die Bemerkungen, welche Adam von Bremen über Jumne macht, mit denen in den Sagas über die Jomsburg durcheinanderzubringen!

Hans Leutz-Spitta, Neidenburg.

Johannes Tews, der Pommer und der Deutsche.

Ein Mann, der sich mit herzerfrischender Klarheit und Bestimmtheit zu den Bedingungen seines Blutes, seines echt niederdeutschen Schädels und seiner Umgebung bekennt, der von Vater- und Mutterseite her aus großen Bauernhöfen stammt, auf einer kleinen Wirtschaft in engen, aber nicht ärmlichen Verhältnissen auf dem Dramburger Stadtfelde aufwächst, so steht der Mann schon auf den ersten Seiten seiner Erinnerungen und Rückblicke „Aus Arbeit und Leben" vor uns, ein Mensch der geistigen Grenze, schollenentsprossen, doch früh von der Stadt beeinflußt, schärfst geprägt, doch in wundervoller Freiheit sich entwickelnd, nicht bloß der gebildete Bauer wie Rosegger, sondern das Bauernblut mit Bewußtsein unter das Gesetz des städtischen Kampfes der Geister stellend, einer, der aus der Tiefe kam und es wie der große Steirer bis zum Ehrendoktor der deutschen Hochschule brachte: das ist Johannes Tews, für uns zunächst der Pommer. Halb ländliche und städtische Verhältnisse formen ihn. Bald erhält die Stadt in ihm das Uebergewicht. Aber vorerst spricht die damals noch unangetastete Natur zu ihm, dazu das Hirtenleben, der Umgang mit den Tieren, besonders die Freundschaft mit dem Hunde, dann die Verbundenheit mit dem großen Pflichtenkreis der Familie, worin der Kleinste selbst seine Stelle auszufüllen hat, der Strom damals nach lebendig fließender Volksdichtung, die vielseitig und persönlich geübte Hauskunst, die stille Erziehung, ausgehend von dem in freier Zeit viel lesenden Vater und einer Mutter, die, hochbegabt, über ein umfangreiches Bibelwissen verfügt. In der Erinnerung spielt das einfache, doch gute und schmackhafte Essen eine Rolle und der Kampf zwischen der Morgensuppe und dem Kaffee, der leider durch die arabische Bequemlichkeit entschieden wird. Elendeste Schulverhältnisse sind immer noch gut genug, um im Bunde mit Haus, Natur und einigen Büchern den Geist eines begabten Jungen in ewiger Spannung zu halten. Im Alter von zehn Jahren ist die Klassenspitze erreicht. Die ausgiebige gedächtnismäßige religiöse Erziehung wird überraschenderweise nicht abgelehnt. „Gute Ausnutzung des jugendlichen Gedächtnisses würde manchem die spätere Berufsübung wesentlich erleichtern." Der religiöse Gedächtnisstoff — das ist seine Meinung — hat so gut Berechtigung wie der lateinische und der griechische Wortschatz. Tews bedauert nur, nicht gleichviel Bildungsgüter auch auf andern Gebieten gesammelt zu haben, hofft aber, wenigstens noch die Grundmauern einer Schule zu erleben, wo das einmal ohne große Kraft- und Zeitverschwendung geschehen kann.

Diese wenigen Andeutungen aus dem Entwicklungsgange des vielgenannten, vielverkannten Schulerneuers müssen genügen, um vor allem darzutun, daß er kein wilder Umstürzler, vielmehr ein zwar unbedingter,

aber gemäßigt denkender und gesund fühlender Fortschrittler ist, ein Mann der Mitte, der nie vergißt, daß ein Vorstoß nur Zweck hat, wenn die rückwärtigen Verbindungen gesichert worden sind.

Tews ist 1861 in Heinrichsfelde, Kreis Regenwalde, in der Nähe von Dramburg geboren. Der junge Volksschullehrer gelangte schon früh — er war von 1882—83 auch in Stettin — nach der Reichshauptstadt. Für die deutsche Kulturgemeinde gilt er in erster Linie als Geschäftsführer der Gesellschaft für Volksbildung und als Vater der Einheitsschule.

Wer diesem Mann nun Freund oder Feind sein sollte (Tews singt seinen Feinden ein besonderes Loblied, er verdanke ihnen das Beste, was aus ihm geworden), es möge doch jeder von ihnen nach seinem Lebensbericht greifen. Tews ist einer der hellsten, sachlichsten und gerechtesten Geister, die den Weg von der alten in die neue Welt mitgemacht haben. Selbst wer ihn nicht lieben kann, wird doch den warmherzigen, bekenntnismutigen deutschen Mann achten müssen.

Deutschbewußt ist seine Sprache, rein von allen überflüssigen Fremdwörtern. Schlicht und natürlich, klar und wahr fließt sie dahin. Statt Religionsstunden gibt er „Gottesunterricht". Sein Freund Clausnitzer ist kein religiöser Charakter, „aber von tiefer, gottsinniger Grundrichtung". Es widerstrebt ihm, „Sozialpolitik" das „elende Wort", zu gebrauchen; er behilft sich mit dem „stetigen Wiederaufbau der Volksgemeinschaft" und den Mitteln „zur Fortentwickelung der Gesellschaft". Der Optimist wird bei ihm zum „Gutgläubigen". Ein paar Ausführungen aus seinem Buche mögen weiter für ihn sprechen:

„Der deutsche Staatsbürger muß erst noch werden." „Das starke Klassen- und Schichtenbewußtsein überwiegt die Anteilnahme an den allgemeinen Staatsanliegen".

„Die künstliche Züchtung von Höhenmenschen hat mir immer ferngelegen. Ich weiß, Mutter Natur hat vor allen Erziehern, Eltern und Lehrern ein entscheidendes Wort gesprochen. Aber das möchte ich gern in den Schulen verwirklicht sehen, daß man alles, was groß und stark ist und auf der Grundlage dieses Seins größer und stärker werden will, auch ohne äußere Rücksichten anerkennt und mit allen verfügbaren Mitteln fördert".

Der ganze Tews tritt uns auch dort entgegen, wo er in der Fremde, etwa in Wien, Paris und London, die große Auseinandersetzung zwischen hüben und drüben vornimmt. Mutig urteilt er, frei und ehrlich, ein Deutscher von ungewöhnlichem Schnitt. Mir ist bei seinen Worten das Herz warm und der Blick hell geworden.

Hermann Ploetz.

Vom Pommernbund in Berlin.

Der letzte Heimatabend des „Pommernbundes zur Förderung heimatlicher Kunst und Art" im April war dem Andenken Otto Lilienthals gewidmet, des genialen Pioniers im Flugwesen. Studienrat Dr. Hintze hielt einen überaus fesselnden Vortrag über diesen großen Pommern. In knappen Zügen schilderte er seinen Werdegang, von seiner Kindheit, die von der treuen, aufopfernden Mutter verständnisvoll behütet wurde, bis zum reifen Mannesalter. Schon als Schüler in seiner Vaterstadt Anklam befaßte sich Otto Lilienthal mit dem Segelfluge. Sein Bruder Gustav, mit dem ihn eine innige Liebe sein ganzes Leben lang verband, half ihm hierbei. Kein Mißerfolg konnte diese beiden von dem Ziele abbringen, das sie sich gesteckt hatten. Schwierigkeiten waren für sie nur dazu da, um überwunden zu werden. Und wenn auch die erfolgversprechenden Arbeiten jäh abgebrochen wurden durch den tödlichen Absturz Otto Lilienthals, so hat doch seine Idee des Segelfluges den Siegeszug durch alle Länder angetreten. Der Ausbau des Flugwesens, wie wir ihn in den letzten 30 Jahren erlebt haben, ist in letzter Linie den Gebrüdern Lilienthal zu danken. Sie haben die Anregung dazu gegeben, daß sich der Menschengeist mit einer Aufgabe befaßte, die bis dahin für unlösbar galt.

Eingerahmt war der Vortrag durch musikalische Darbietungen. Frau Professor Wittekindt trug mit ihrer volltönenden, aufs feinste geschulten Stimme Lieder von Plüddemann, Bohm, Goltermann, Kreutzer, Tschaikowsky und Lachner vor, am Klavier feinsinnig von Frau Professor Krüger-Nystedt begleitet. Herr Professor Krüger-Nystedt hatte in liebenswürdiger Weise seine hohe Kunst zur Verfügung gestellt und begleitete die Gesänge mit seinem Fagott.

Nach dem offiziellen Teil des Heimatabends trug der plattdeutsche Dichter Otto Graunke (aus Schivelbein) einige seiner humoristischen Gedichte vor, erfreute die Zuhörer auch durch ein launiges Lied. Der Rundfunk („Oderwelle") berichtete wieder Neuigkeiten aus der Heimatprovinz; er gedachte auch des 700 jährigen Jubiläums der Stadt Richtenberg (Vorpommern), auf deren Wohl ein großes Glas Richtenberger geleert wurde.

Das Mutterhaus vom Roten Kreuz in Stolp. Ein „Boarding-House" in Ostpommern.



Es wurde Mitte März eingeweiht, gewährt den 100 Schwestern des Roten Kreuzes ein trautes Heim, den nicht mehr dienstfähigen Schwestern ein Altersheim und ist mit allen modernen Einrichtungen versehen.

Seine Erstellung in der Zeit der größten wirtschaftlichen Not ist als Großtat anzusprechen, um so mehr als die angeschlossenen Pensionärwohnungen, nach denen große Nachfrage herrscht und die mit erstklassiger Verpflegung für einzelne Damen, namentlich Künstlerinnen, Lehrerinnen, Beamtinnen, für niedrige Entschädigung bestimmt sind, sehr zur Behebung der Wohnungsnot beitragen.

Entwurf und Ausführung: Architekt Just, Stolp. Aufn. A. Tränkner.

Bücherschau.

Die Burg im Wandel der Weltgeschichte. Von Prof. Dr. Carl Schuchhardt. 350 Seiten mit 15 Tafeln und 358 Textbildern. Preis geb. 27,— RM. (Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion m. b. H., Potsdam 1931).

Um einen ungemein wertvollen, vielseitigen und fesselnden Band ist jetzt das „Museum der Weltgeschichte", die bestens bekannte zweckvolle historische Buchreihe, bereichert worden. Der Nestor der deutschen Altertumsforscher, Carl Schuchhardt, hat mit seinem neuen Buch das Meisterwerk der Burgenkunde geschaffen. Wie auf so vielen wissenschaftlichen Gebieten fehlte auch hier die große Zusammenfassung und Durcharbeitung des in mancherlei Versuchen und Einzelstudien behandelten Stoffes. Weit darüber hinaus aber gibt Schuchhardt als das Ergebnis seiner langjährigen Forschungen so neue, wichtige und sachlich wohlbegründete Erkenntnisse über die Entwicklungsgeschichte des Burgenwesens, daß von dieser Seite her teilweise ganz neues Licht auf die Gesamtkultur der Frühzeit und des Mittelalters fällt. In der Burg kristallisiert sich zu jeder Zeit ein Höchstes des politischen Willens, des technischen Könnens und wohl auch des künstlerischen Vergnügens. Ihre Entwicklung und Wandlung zu verfolgen, ist höchst reizvoll, zumal man die Kultur der Zeit dabei immer an ihrer Spitze faßt. Deshalb sind auch die Burgen die volkstümlichsten Denkmäler der Vergangenheit. Eine Kirche auf dem Berge ist schön und verehrungswürdig. Sie wird wie ein Gottgesandtes hingenommen. Aber eine Burg auf dem Berge regt den Sinn des Volkes lebhafter an. Sie ist aus dem Berge herausgewachsen, verstärkt seine Kraft, die Gegend zu schützen oder auch zu bedrücken. Was solch eine Burg bedeutet hat, wie ihre Rolle verlaufen ist, beschäftigt alle Gemüter.

Zum ersten Male weist Schuchhardt die einheitliche Linie nach, die von den ersten Anfängen der Burg bis zu den Prachtbauten des hohen Mittelalters führt. Zwei Bautypen sind die Keimzellen des gesamten Burgenwesens: der aus Aegypten, also aus dem Bereich der Mittelmeerkultur stammende „Wohnturm", das Signum des Herrschers, und die altgermanische „Volksburg", als Fluchtburg hofartig angelegt. Ihre Entwicklung, die sich mannigfaltig überkreuzt und in dem römischen „burgus", dem französischen „donjon" und auf der anderen Seite in der großen Anzahl germanischer Volksburgen charakteristische Ausprägungen schafft, schildert Schuchhardt mit überzeugender Meisterschaft. Die europäische Burg, namentlich in den Hauptländern Frankreich und Deutschland, steht im Vordergrund des großartigen und tiefgründigen Werkes. Aber niemals sind die starken kulturellen Zusammenhänge außer acht gelassen, die z. B. eine Burg mittelalterlicher Blütezeit mit ihren frühgeschichtlichen Vorstufen verbindet.

Schuchhardts kaum zu überschätzendes Verdienst ist es, daß er als erster eine mustergültige Uebersicht in die Wirrnis der bisher nur teilweise geklärten Einzelheiten gebracht hat, daß klar und folgerichtig das gesamte Material gegliedert und geordnet ist. Dabei ist keineswegs die Einzelbetrachtung außer acht gelassen, vielmehr erfahren die großen und entwickelungsgeschichtlich interessanten Burgen eine überaus feinsinnige und treffende Analyse vom historischen, kulturellen, bautechnischen und künstlerischen Standpunkt aus. Gerade in dieser Universalität der Betrachtungsweise und der Darstellungskunst liegt ein Hauptreiz des wertvollen Buches, das sich zudem durch eine große Anzahl klug angeordneter Bilder und Tafeln auszeichnet.

Ein neuer Gedichtband von Franz Lüdtke.

Wenn unsere Zeit den Begriff Büchermarkt gelten läßt, darf man auch von gefragten und nicht gefragten Werten sprechen. Man kann es rundheraus sagen: Gedichtbücher sind nicht gefragt. Weil so viele Gedichte nichts als gewollte Produkte ihrer Urheber sind! Das Volkbringen des Guten gelingt hier allein Begnadeten. Füglich gibt es wenige wirkliche Dichter. Und die Urheber überflüssiger Marktware stehen diesen Wenigen im Wege und verwirren den Leser, der Edelgut deutscher Dichtung sucht. Daß Franz Lüdtke diesen Wenigen zuzuzählen ist, wissen wir aus den in den Jahren 1909 bis 21 erschienenen Gedichtbänden (u. a. Lieder eines Suchenden — Heimat — Wann kommst du, Bismarck? — Lieder und Balladen). Nach neunjähriger Pause schenkt er uns zum Weihnachtsfest einen neuen Band: „Spuren des Lichts". Eine Auswahl aus dem Reichtum seines Schaffens, eine Auslese! Die Vielgestalt des Stofflichen — naturalistisch gebundene Impressionen wie „Der Funkturm", „Das Armenviertel", — Gestalten: „An mein Kind", „Hans Thoma", „Franziskus", „Jesus" — liebende Hingegebenheit an die Natur — theosophische Fragestellungen und Heimatliches vor allem — diese Vielfalt in einem schmalen Bande birgt die Gefahr einer Lockerung als Ganzes. Hier jedoch ist Einheit, herbe Geschlossenheit, geworden aus innerlich Erschautem, aus tiefstem Erleben. Der Suchende ist auf „Spuren des Lichts"; und sein Gottbekenntnis ist nicht dogmatisch gebunden. Er sieht den Ewigen in „Fels und Furche", im Dünensande wie im Herbstgewölk. Wieder Gottnähe zu gewinnen im Sinne dieser Schau, wie not tut das den Menschen dieser gottfernen Zeit! Die Bekenntnispoesie Lüdtkes, die vom Verlag H. W. Hendriock, Charlottenburg, durchaus gefällig dargeboten wird, ist berufen, dazu beizutragen. Durch kleine Gedichte geschahen oft schon große Wunder. Franz Mahlke.

„Der Große Brockhaus", Band 8 (H—Hz).

796 Seiten, mit vielen Abbildungen und Karten, in Ganzleinen 26,— GM.

Warum ist der Himmel im Gebirge blauer als in der Ebene? Warum über der freien Natur blauer als über den großen Städten? Ein jeder von uns hat sich darüber sicher schon einmal Gedanken gemacht. Der soeben erschienene 8. Band des „Großen Brockhaus" gibt uns unter dem Stichwort „Himmelsfarbe" Auskunft darüber, knapp und klar, ohne jede unnötige Breite und doch erschöpfend, wie wir es eben bei einem „Brockhaus" gewöhnt sind. Der neue Band umfaßt alle Stichwörter, die mit dem Buchstaben H beginnen, und wir finden eine ganze Anzahl von Artikeln, die unsere besondere Aufmerksamkeit beanspruchen dürfen. Das erste Hochhaus in Amerika wurde bereits im Jahre 1883 erbaut, gegenwärtig haben wir in USA. über 4788 Gebäude mit mehr als 10 Stockwerken, davon 377 mit über 20 Stockwerken. Die zu diesem Artikel gehörende Tafel zeigt uns die berühmtesten Hochhäuser der Welt und gibt gleichzeitig einen Einblick in die Technik des Hochhausbaues. Wenige Seiten weiter stoßen wir auf den Artikel „Hochstationen" mit einer Uebersicht über die bekanntesten meteorologischen Hochstationen, aus der wir ersehen, daß die höchste Wetterwarte der Welt in Bolivien liegt (4920 m), während sich die höchste Wetterwarte in Europa auf dem Monte Rosa in 4560 m Höhe befindet.

Auf eine wichtige Eigenschaft des „Großen Brockhaus" muß immer von neuem hingewiesen werden: die unbestechliche Sachlichkeit, mit der er über alle Dinge berichtet, die für den Menschen von heute von Wichtigkeit sind. Dies trifft vor allem in politischer und konfessioneller Hinsicht zu. Der Verlag schrieb dazu einmal: „Der Große Brockhaus will keiner Partei dienen, er will nicht richten, sondern berichten. Strittige Ansichten, deren ja zur Genüge vorhanden sind, werden nicht so oder so entschieden, sondern unbefangen nebeneinander gebucht". In welch hohem Maße dieses Ziel erreicht wurde, das zeigen die vorliegenden acht Bände.

Familiengeschichtliche Ecke.

Aus der Geschichte der Familien Cabos und Sander. Von Ulrich Sander.

Viel fremdes Blut hat Pommern besiedelt, und die Sippengeschichte, die heute in wohl allen Familien gepflegt wird, die über sich selbst klar sehen wollen, gibt ein buntes Bild auch der Landesgeschichte.

Meine Vorfahren mütterlicherseits sind Südfranzosen und sehr wahrscheinlich über Bordeaux—Rotterdam—Stettin nach Deutschland gekommen. Wegen ihres evangelischen Glaubens verließen sie ihr altes Heimatland.

Zu Caussade bei Montauban lebte

I. Etienne Cabos, der mit Marie Rey verheiratet war. Deren Sohn

II. Etienne Cabos wurde 1737 in Caussade geboren und soll „Zahnarzt" gewesen sein. Er kam vor 1780 nach Deutschland und verheiratete sich mit Maria Justine Sircken, der Tochter des Stadtmusikers von Templin, zog über Stettin nach Isenburg bei Coblenz und von dort nach Rotterdam, starb 14. 9. 1808 aber in Charlottenburg.

Dessen Kinder:

1. Isaak (Geburt und Tod unbekannt), war Maler in Hamburg, ging nach Amerika und ist dort verschollen.
2. Marie Christine (Geburt unbekannt) ist 1784 in Rotterdam als Kind gestorben.
3. Justine, geb. 1780 in Rotterdam, heiratete in Stettin einen Major v. Wiscowatti.
4. Etienne, s. IIIa.
5. Elisabeth, geb. 1785 in Rotterdam, verh. Dr. Pohle in Zossen.
6. Charles Emanuel, s. IIIb.

IIIa. Etienne Cabos, geboren auf der Reise seiner Eltern von Le Havre nach Rotterdam am 19. 4. 1783. Er verheiratete sich in Anklam am 29. 9. 1823 mit Elvine Steck und war ein Kollege Unkel Bräsigs, nämlich Oekonomieinspektor.

Kinder in Anklam geboren:

1. Marie, geb. 1825, gest. Anklam 1881, verh. mit Alexander Conrad (ohne Kinder).
2. Franz, s. IVa.
3. Robert, geb. 1832, gest. Berlin 1908, Buchhändler, verh. mit Ida Krirk (ohne Kinder).
4. Louise, geb. 1835, gest. Anklam 1907, verh. in Anklam mit Friedrich Schneemelcher, Gymnasiallehrer, später Professor, alten Anklamern durch seine geistreichen Witze bekannt.

IIIb. Charles Emanuel Cabos, geboren Berlin 1793, gest. ? Er wurde in der französischen Gemeinde in Berlin erzogen und wandte sich dann dem Gärtnerberufe zu. Emanuel ist der Stammvater des Zweiges, der, in Deutschland auf zwei Augen stehend, sich wieder nach Holland zurückverpflanzt hat. Im Jahre 1818 verheiratete er sich mit Louise Messerschmidt aus Lippehne.

Kinder:

1. Charles Emanuel, Kakesfabrikant in Wien, dort kinderlos gestorben.
2. Louis François s. IVb.
3. Elisabeth, verh. mit ... Konrad, wanderte aus nach Milwaukee.

IVa. Franz Cabos, geboren Anklam 1830, gest. ebd. 1907, Kaufmann (Weinhändler). Von ihm handelt die Skizze „Etäng" die später einmal von „Unser Pommerland" gebracht werden wird; dort dann Näheres. Er verheiratete sich mit Charlotte Kegebein.

Kinder in Anklam geboren:

1. Etienne, geb. 1858, gest. ebenda.
2. Marie, geb. 1861, gest. Anklam 1868.
3. Ida geb. 1863, gest. Anklam 1867.
4. Charlotte, vgl. Sander VIII 1.
5. Franz, geb. 1866, gest. Anklam 1875.
6. Emmy, geb. 1868, verh. in Wolgast mit Fabrikbesitzer Albert Rassow, ebenda.
7. Siegfried, s. Va.

IVb. Louis François Cabos, Schmiedemeister und Oekonom in Lippehne (wahrscheinlich auf dem mütterlichen Grundstück geblieben). Er verheiratete sich mit Henriette Berkner in Lippehne.

Kinder:

1. Minna, geb. 1825, verh. in Lippehne mit Fabrikant Schwarz. Aus dieser Ehe drei Söhne und eine Tochter, die einen holländischen Arzt Dr. Charles Winkel heiratete und mit diesem nach Niederländisch Indien zog.
2. Anna, in jungen Jahren zu Soldin gestorben.
3. Ernst Carl Louis.
4. Carl Louis Gustav, geb. Staffelde 1867, Kaufmann in Berlin, verh. mit Else Krieg.

   Sohn:

   Hans Etienne Ernst, geb. Berlin 1904, Kaufmann ebenda.

Anmerk.: Wie der Zufall spielt. Der Berliner Zweig war mir völlig unbekannt. 1925 benutzte ich einen kurzen Aufenthalt zwischen zwei Zügen, um an einem heißen Sommernachmittag auf der Terrasse des Cafés Josty ein wenig Eis zu mir zu nehmen. Mehrmals die überfüllte Terrasse auf- und abgehend, entdeckte ich endlich einen freien Stuhl an einem Tisch, den ein älterer Herr bereits belegt hatte. Ausnahmsweise — der Pommer liebt bekanntlich nicht, sich an fremde Tische zu setzen oder sich gar zu unterhalten — kam ich mit dem alten Herrn ins Gespräch und stellte fest, daß er in Kolberg, woher ich gerade kam, bei Gustav Johannes Müller gelernt hätte. Als er beim Abschied mir Grüße an gemeinsame Bekannte auftrug, kam heraus, daß es Carl Louis Gustav Cabos, der Vetter meines Großvaters, war.

Va. Siegfried Cabos, geb. in Anklam 1871, gest. in Landsberg 1903, Amtsgerichtsrat in Landsberg, verh. mit Anni Schwarz aus Neustettin.

Kinder in Pollnow geboren:

1. Hans Viktor Hermann Albert Etienne, geb. 1906, stud. iur. (einziger männlicher Vertreter des pommerschen Zweiges).
2. Madeleine Ernestine Lotte Wally, geb. 1910.

Vb. Ernst Carl Louis Cabos, geb. Soldin 1857, Direktor eines Handels-Unternehmens in Amsterdam, verh. ebd. mit Lavina Manden.

Kinder:

1. Ernst Henry Ellard Louis, Ingenieur in Holland.
2. Karl Petrus Theodorius, Reeder in Holland.

* * *

Wie meine Vorfahren mütterlicherseits wegen ihres protestantischen Glaubens aus Frankreich auswanderten, so meine Vorfahren väterlicherseits dieserhalb aus Ungarn.

I. Hans Sander (Sandor, Sandheri), der um 1650 als ungarischer Holtenist[1]) im Amt Blumenau gelebt hat und dort wahrscheinlich auch gestorben ist.

Um 1670 sind nach vielen Verfolgungen lutherische Geistliche und Gemeindeglieder aus Ungarn vertrieben worden und haben sich nach Sachsen und Thüringen gewandt.

Mit ihnen ist des obigen Sohn

II. Dietrich Sander, um 1670 nach Allerstedt gekommen und dort „Einwohner" geworden. Verheiratet mit Christine Pochert aus Zeißdorf.

Kinder in Allerstedt geboren:

1. Eva, geb. 1681.
2. Dietrich, geb. 1683.
2. Dorothea, geb. 1683.
4. Nikolaus, s. III.

III. Nikolaus Sander, geb. 1689, Einwohner und Nachbar in Allerstedt, verh. 1. Dorothea Götte, verh. 2. 1719 Eva Elisabeth Gründling aus Memleben.

Sohn zweiter Ehe in Allerstedt geboren:

IV. Johann Georg Sander, geb. 1725, „Einwohner" in Allerstedt, verh. mit Maria Katharina Leißring aus Allerstedt.

Kinder in Allerstedt geboren:

1. Maria Dorothea, geb. 1751.
2. Eva, geb. 1753.
3. Johann Georg, s. V.

V. Johann Georg Sander, geb. Allerstedt 1757, Herrschaftlicher Pachtbäcker des Rittergutes in Wohlmirstedt, verh. mit der Witwe seines Vorgängers, des Herrschaftlichen Pachtbäckers Johann August Müller, Dorothea Marie Eleonore Schubart.

Kinder in Wohlmirstedt geboren:

1. Johanne Sophia Maria, geb. 1783.
2. Johann Georg, s. VI.

VI. Johann Georg Sander, geb. 1786, Weißbäcker-Meister zu Wiehe, verheiratet in Wiehe mit Christiane Dorothea Schlitter, Tochter des Bürgers und Teichmüllermeisters ebenda.

Sohn in Wiehe geb.

VII. Robert August Andreas Sander, geb. 1817, gest. Anklam 1892, Diakonus in Kölleda und später Pastor in Leubingen, verheiratet mit Luise Ida Hartung Tochter des Gräfl. Försters Johann Gottlob H. und der Johanna Maria Eva Wagenknecht aus Schloßbeichlingen.

Kinder:

1. Georg, geb. 1848, stud. iur., baut als Ingenieur von Stettin aus die Gollnower Bahn. Später Bahnhofsvorstand in Kolberg und dann Redakteur bei den Danziger Neuesten Nachrichten in Danzig, verheiratet mit einer Stettinerin. Sohn aus dieser Ehe Robert, z. Zt. Leiter des Städt. Amtes für Leibesübungen in Danzig.
2. Robert, geb. 1849, Offizier. Er machte den Krieg 1870/71 mit im Feldartillerieregiment 3. gest. 1876.
3. Ludwig, geb. in Leubingen und gest. ebenda 1851.
4. Luise, geb. 1851, verh. mit Dr. Richter, Gymnasiallehrer in Halle.
5. Ida, geb. und gest. 1852.
6. Max, s. VIII.
7. Paul, geb. 1856, gest. als Gymnasialoberlehrer Stralsund 1889, verh. mit Käthe, ältesten Tochter des Konsuls Kindt in Stralsund.

VIII. Max Sander, geb. 1853, gestorben Anklam 12. Aug. 1924, Professor, Gymnasialoberlehrer ebenda, verheiratet 1. mit Charlotte Cabos (vgl. IVa. Geneal. Cabos), geb. Anklam 1864, gestorben ebenda 1897; 2. mit Elisabeth Magdalene Anna Schiemann.

Kinder 1. Ehe:

1. Charlotte Hildegard, geb. 1889, gest. 1890.
2. Robert Franz Ulrich, geb. Anklam 1892, Oberleutnant a. D. des Pommerschen Pionierbataillons Nr. 2; Eigentümer in Bodenhagen b. Kolberg.
3. Maximiliane Charlotte Ursula, geb. 1897, Schwester.

Kinder 2. Ehe:

4. Hans Dietrich Robert Paul, geb. 1899, gest. 1921.
5. Johann Georg Gottesgnad Max, geb. 1903, Besitzer einer Hühnerfarm bei München.
6. Klaus Eberhard, geb. 1906, Landwirt auf Rügen.

* * *

Folgerungen:

Für Pommern selbst sind weniger Namen und Daten als das Erbgut von Bedeutung, das diese südfranzösischen und ungarischen Familien ins Land gebracht haben. Noch bedeutsamer aber ist die Betrachtung des Erbgutes für die Selbstkontrolle, die Gattenwahl und die Erziehung der Kinder.

Nach wohlweislichem Abzug einer entsprechenden Position für Eitelkeit ist festzustellen:

Aus der französischen Blutslinie stammt offenbar und merkwürdiger Weise die — körperliche Länge, die ich bei mir vorgefunden habe. Sie ist aber sehr wahrscheinlich eingekreuzt durch die eingeborenen pommerschen Frauen Elwine Steck und Charlotte Kegebein, vermutlich schon von der ersteren, denn mein Großvater Franz Cabos maß schon gegen sechs Fuß, verlor übrigens mit 70 Jahren den ersten Zahn und hatte in diesem Alter noch genug Kraft, um einen Bären niederzuschlagen, der ihn hinterrücks ansprang, als er an einem Zigeunerwagen vorbeiging.

Die Körperkraft wird aber vielleicht auch von meinen väterlichen Vorfahren beeinflußt sein, von denen sich einer gerühmt hat, daß man ihm mit Kneifzangen, Weichteile ausgenommen, nichts am nackten Leibe antun könne. Die Wette darüber hat er gewonnen. Seine Vorliebe für Wurstsuppe, Wellfleisch und fetten Brotaufstrich habe ich geerbt. Die Länge scheint sich auch bei meinem Sohn einzustellen, denn er mißt mit 4 Monaten soviel, wie er erst am Ende des 12. messen sollte.

Von beiden Familien vererbt ist anscheinend eine gewisse Veränderungs- und Wanderlust. Väterlicherseits ist eigentlich nur mein Vater am Ort geblieben, seine Geschwister waren unruhigen Blutes. Während aus seiner Familie wohl eine gutmütige Weichheit stammt, die ich leider bei mir festgestellt habe, hat mir die Familie Cabos eine gewisse Eigenwilligkeit und einen Selbständigkeitsdrang vererbt, in den ich mich zu Zeiten hineinflüchten muß. Von der Familie Sander stammt hingegen die Neigung zum bäuerlichen Leben, und zwar möglichst abgeschlossener Art, Heimaterkenntnis, Vorliebe für das Wasser, Naturliebe, Schreib- und Redelust, soziale Anschauung, fast allzu leichte Unterordnung, die aber durch Cabos'sche Starrköpfigkeit ausgeglichen wird.

[1]) „Holtenist" bedeutet etwa dasselbe wie „Hoboist", also ein Musikant.

Bezüglich der Nahrungs- und Genußmittel wandle ich wohl auf den Spuren der Familie Cabos. Wenn ich ihn habe, trinke ich gern Wein. Bier ist mir von jeher unangenehm. Weißbrot und sorgsamer Tisch sind erwünscht. Leidenschaftliches Rauchen, leider absteigender Qualität, mit der ich meinem höchst feinnervigen Großvater Cabos wenig Ehre mache. Interesse für Musik, Malerei und Literatur ist wohl von beiden Familien vererbt, Musik vielleicht mehr von der väterlichen. Kaufmännische Gaben hat mir die mütterliche Familie leider nicht hinterlassen, wohl aber gewisse Ansprüche an die Lebenshaltung, die ich nicht immer befriedigen kann. Militärische und organisatorische Veranlagungen, übrigens nur bescheidenen Maßstabes, stammen aus der väterlichen Familie, politisch und kulturell bin ich jedoch wohl stark nach der mütterlichen Seite geschlagen. Ebenso als Hausvater, der Widerspruch nicht gern sieht, wenn auch das väterliche, leicht zu leitende und behandelnde Blut mich davon abhält, ein so strenges Regiment zu führen wie mein guter Großvater.

Wie mein lieber Vater bin ich übrigens ein Morgenmensch, d. h. ich stehe gern und früh, im Sommer sogar noch vor Sonnenaufgang, auf. Auch die Vorliebe für weiße, leichte Bekleidung habe ich von ihm, ebenso das Gefühl für sammelnde Vorbereitung auf eine Arbeit, auch Pünktlichkeit (bis auf das Bezahlen). Die heute stärker denn je auftretende Sehnsucht nach Westen, nach Frankreich und Holland, lebhafte Beeindruckung durch Flandern, stammt sicher aus dem französischen Blut. Der Osten — bis auf das reine Slaventum — sagt mir nicht zu, ebenso zieht mich Mitteldeutschland, die Heimat meiner väterlichen Familie, gar nicht an, desgleichen Ungarn. Besondere verwandtschaftliche Veranlagung fehlt eigentlich ganz. Es ist fast das Gegenteil vorhanden: möglichster Abschluß.

Für Gattenwahl und Kinderaufzucht ergibt sich das Zuchtziel von selbst: die Blutspannungen aus den fremden Familien müssen durch Einkreuzung möglichst reinen und starken norddeutschen Blutes gemildert und beherrscht werden. Es muß eine möglichst seßhafte und bodenständige Naturverbundenheit erzielt und durch natürliche Lebensweise und Beschäftigung mit erdgebundenen und eingeborenen Problemen verstärkt werden, wozu eine noch unverbrauchte Unternehmungslust und unbefangenes Beobachtungsvermögen dienstbar gemacht werden müssen, so aber, daß das nächste oder auch erst übernächste Glied, ebenso wie auf künstlerischem Gebiet, zu endgültigen Formen gelangt. Eine instinktive Vorliebe für skandinavische und niedersächsische Art traf hier wohl den Kern richtig. Anpassung an den Osten erscheint nicht als Fortschritt; Rückbildung nach Holland oder Frankreich würde näherliegen, scheidet aber aus, da beide Familien hinreichend eingedeutscht und damit schicksalsgebunden sind.

Eine wichtige materielle Frage, innerlich aber geistig und seelisch, auch kulturell, ist die Eigentumsschaffung als Grundlage der Persönlichkeitsbildung für das nächste Glied. Hierfür ist ein Jahrzehnt in Aussicht genommen. Vielleicht wäre es besser gewesen, sich mit Grundeigentum weiter westlich, etwa zwischen Elbe und Oder, festzulegen. Vielleicht aber ist die ostpommersche Küste gerade geeignet, ein leistungsfähiges Geschlecht in ländlicher Abgeschiedenheit aufzuziehen.

Während übrigens die Töchter meines Großvaters mütterlicherseits noch einen stark französischen Typ darstellten, war sein einziger Sohn V, 7 das Urbild eines echten Vorpommern: groß, breit, blond und von besonders gutem Herzen. Durch seine Ehe mit einer ausgesprochen norddeutschen Frau, aus einer alten hinterpommerschen Bauernfamilie stammend, sind seine beiden Kinder, und damit der einzige männliche Vertreter des pommerschen Zweiges, groß, hochblond und blauäugig geworden. Dies Ergebnis ist also in drei Geschlechterfolgen durch eingeborene pommersche Frauen erzielt. In der Familie Sander hat mein Vater durch seine zweite Ehe mecklenburgisches Blut in die Sippe gezogen, worin ihm sein Sohn IX, 5 gefolgt ist. Sein Sohn IX, 2 hat dagegen unter den Töchtern der hinterpommerschen Küste gewählt, und damit in die väterliche Familie die zweite Folge pommerscher Frauen gebracht, in die mütterliche Familie als vierte Folge aus ländlichen oder eben frisch vom Lande in die Stadt gewanderten Familien geheiratet. Sofern sie überhaupt verbraucht worden wären, sind die Säfte also immer von neuem mit frischem Blut aufgefüllt. Beide Familien haben daher nach menschlichem Ermessen ihren Höhepunkt noch nicht überschritten, sondern befinden sich noch immer im Aufstieg. Hoffentlich kreuzt sich also die unruhige Spannung südfranzösischen und ungarischen Blutes zum Segen von Sippe und Land mit schönen, blutsfrischen pommerschen Frauen auch weiterhin, bis einmal der Ausgleich zur Einheitlichkeit von Mann und Frau in späteren Geschlechtern erzielt ist!

* * *

Anlage I.

(zu Etiennes Cabos II).

„lettre de témoignage" (Reisepaß)
im II. Buch der „Attestations des membres de l'église Wallone" im Stadtarchiv zu Rotterdam.

„Nous le pasteur et les anciens de l'église française d'Isembourg certifions, que le sieur Etiennes Cabos nous a produit un témoignage très valable de Stettin, ou il avait fait sa dernière demeure. Sur cette attestation nous l'avons admis à la participation de la S. Cene avec notre troupeau. S'étant établi pour quelque temps chez nous avec sa famille, il l'a laissé chez nous pendant que les affaires l'ont obligé de aller prendre plusieurs voyages. Mais ayant formé sa résolution de s'établir en Hollande, il nous a prié un témoignage de séjour qu'il a fait parmi nous avec sa famille et que nous pourrons lui accorder avec satisfaction. Nous aurions souhaité de pouvoir ajouter cette famille à celles qui composent notre troupeau, mais puisque sa négoce l'appelle ailleurs nous le recommandons et ceux qui lui appartiennent à notres honorés frères en J. C., priant le Seigneur qu'il veuille bien prendre etc. Signé:
I. S. Eyderbach, pasteur; Jean Selchen, ancien
Daniel Papet, ancien.

Anlage II.

Die Eintragung im Bürgerbuch (Poorterboek):
„Etienne Cabos (te Caussade) is poorter geŝedt. Present: de Heere, van Alphen, van der Does; Burgemesters."

Anlage III.

Eintragung des Todes seines Kindes Christine:
„Christine, Kind van Etienne Cabos, oud 5¼ jaar, Visschersdiyk, Galanteriewinkel."

Anlage IV.

Als Erkennungszeichen hat mein Vater ein Wappen angenommen, das in „J. Siebmachers großes und allgemeines Wappenbuch: Bürgerliche Geschlechter" bearbeitet von G. A. Segler, Band V b, Heft 3, Nürnberg, 1899, Seite 54, Tafel 56 beschrieben und abgebildet ist.

Herausgegeben von der Heimatvereinigung „Unser Pommerland." Verantwortlich: Gustav Fischer, Stettin. Druck und Verlag von Fischer & Schmidt, Stettin. Nachdruck der Originalbeiträge ist nur mit Erlaubnis des Verlages gestattet. Alle Sendungen sind an den Verlag der Zeitschrift „Unser Pommerland", Stettin, Gr. Wollweberstr. 13, zu richten.

Verlagsort Stettin 16. Jahrg. 1931, Heft 6

Unser Pommerland

Monatsschrift für das Kulturleben der Heimat



Heimatvereinigung „Unser Pommerland"

Verlag von Fischer & Schmidt, Stettin

F B ERN HARDT

GEBRÜDER HORST

STETTIN

Paradeplatz 19, 20, 21, 22, 23
Gr. Wollweberstr. 19, 20, 21, 22

MODEWAREN UND AUSSTATTUNGEN

Leinen- und Wäschehaus

C. DRUCKER

Inhaber Julius Evers

STETTIN * ROSSMARKT 3

Erstes Spezialgeschäft für

Wäsche-Ausstattungen

Damenwäsche · Herrenwäsche
Kinderwäsche · Erstlingswäsche
Tischwäsche · Bettwäsche
Hauswäsche · Badewäsche
Leinen- und Baumwollwaren
GARDINEN UND STORES
METALL-BETTSTELLEN
BETTEN · MATRATZEN
Daunendecken · Steppdecken
Blusen in grosser Auswahl
Morgenröcke · Dirndlkleider
Sportjacken · Unterröcke
Kinderkleider

Ein Nachschlagewerk
braucht jeder moderne Mensch –

aber ein „Brockhaus" muß es sein!

Verlangen Sie unverbindlich Prospekte in einer Buchhandlung

F. A. Brockhaus, Leipzig C 1, Querstr. 16

Pom. Heimatbücher

(plattdeutsche Reihe)

I. Band: **Reinke dei Voß** von Albert Schwarz. Mit Bildern von Ludwig Segebarth. Geb. M. 2.—

II. Band: **De Ulenkraug.** Roman von H. Bandlow. 2. Aufl.: Mit Bildschmuck von Otto Bittali. Geb. M. 5.—

III. Band: **Plattdeutsche Lyrik** mit besonderer Beziehung auf Pommern. Ausgewählt und eingeleit. v. Lic. Walter Schröder. Geb. M. 5.—

Greifenbücher

(hochdeutsche Reihe)

I. Band: **Ein Schrei.** Erzählung von Edmund Hoefer. Mit einer Würdigung Hoefers von Arnold Koeppen. Geb. M. 1.50

II. Band: **Aar und Greif.** Erzähl. a. d. Geschichte d. Stadt Pyritz v. Arnold Koeppen. Geb. M. 1,50

III. Band: **Menschen in Pommern.** Zehn Geschichten von Ulrich Sander. Mit Buchschmuck vom Verfasser. (Erscheint im Herbst 1931.)

Verlag von Fischer & Schmidt, Stettin.

Unser Pommerland

Monatsschrift
für das Kulturleben der Heimat

Herausgegeben von der Heimatvereinigung „Unser Pommerland"

Schriftleitung: Gustav Fischer.
Verlag von Fischer & Schmidt, Stettin, an den alle Zuschriften zu richten sind.
Zahlungen auf Postscheckkonto: Stettin Nr. 260

16. Jahrgang — Juni 1931

Diese Zeitschrift ist durch die Post, jede Buchhandlung oder vom Verlage zu beziehen. Bezugspreis vierteljährl. 3 M. Preis dieses Heftes 1 M.

Inhalt des 6. Heftes: (Ostseeheft) — Seite

Buchbesprechungen 1
Ostseezauber. Aus dem Tagebuch eines Binnenländers von K. Haumann 197
Arkona von Theresia Wittmüß . 199
Wer hat Arkona gegründet von K. Jarmer 201
Heimfahrt von K. Bock..... 205
Der Hunschiter Busch von U. Dunkel 209
Wo die alten Kapitäne wohnen von H. Vogel..... 213
Sonnenschein an der pommerschen Küste von H. Schröder 215
Ekke Nekkepenns Weib. Ein Märchen von M. Müller-Grählert 219
Hinaus zum Flundernfang von E. Pfefferkorn. 224
Die Meuvendiecks von U. Sander..... 227
Martin Wehrmann zum 70. Geburtstag (16. Juni 1931) von H. Ploetz 237
Pommersche Lyrik 204, 212, 223, 227, 242
Rundschau 243
Bücherschau..... 246
Mitteilungen des Bundes Heimatschutz, Landesvereins Pommern (Pommersche Heimat)

Buchbesprechungen.

Oberdeutsches Flurnamenbuch. Ein alphabetisch geordneter Handweiser für Freunde deutscher Sprach- und Kulturgeschichte von Dr. M. R. Buck. Zweite, verbesserte Auflage. Bayreuth. Verlag von B. Seligsbergs Antiquariatsbuchhandlung (Inhaber Fritz Seuffer) 1931. — XXVI u. 316 Seiten. Preis 5,50 RM.

Hugo Minack Nachf.

Büro: Stettin, Elisabethstraße 59

★

Spediteur für Möbeltransport u. Möbellagerung



Werber in allen Orten Deutschlands und im Auslande gesucht.
5 Romane, über 40 Novellen und Erzählungen, 125 Beiträge aus allen Wissensgebieten, 120 Kunstbeilagen und über 1000 ein- und buntfarbige Bilder und 12 Atlaskarten birgt ein einzelner Jahrgang. Gern sendet der Verlag Georg Westermann, Braunschweig, gegen Einsendung von 30 Pf. für Porto ein früher erschienenes schönes Heft im Werte von 2 Mark

Name: .....
Beruf: .....
Adresse: 7

Huching!

Pommerscher Volkshumor. Gesammelt von Heinrich Bandlow

Preis RM. 1.25

Ein mixtum compositum, ein Gemisch von Schnurren, Witzen, Anekdoten, wie sie im Volke entstehen und vergehen, hat Bandlows kundige Hand gesammelt und sie mit gewohnter Fertigkeit in das mundartige Gewand gekleidet. Vieles hat dadurch besonderen Reiz erhalten. Freunden plattdeutschen Volkshumors wird dies Büchlein ein willkommener Begleiter und Bereiter froher Stunden sein.

Wer sich mit Flurnamenforschung beschäftigt, dem wird dies Werk im einschlägigen Schrifttum oft begegnet sein; aber die allerwenigsten werden es selbst benutzt haben. Das 1880 erschienene Buch war schon bald vollständig vergriffen und fehlte sogar in vielen Bibliotheken und bei fast allen heutigen Namenforschern. Sein Schöpfer, Michael Richard Buck, war seinem bürgerlichen Berufe nach Arzt zu Ehingen im südlichen Württemberg, aber für die wissenschaftliche Welt „ein gründlicher Geschichtsforscher, scharf beobachtender Kulturhistoriker und feingebildeter Linguist". Seine Namenforschungen haben ihm zu einer „onomatologischen Autorität" in Europa gemacht. Kein Wunder, daß auch sein Flurnamenbuch zuverlässig und vielbegehrt war. Die Aufgabe, welche sich Buck damit setzte, war, die heute üblichen Benennungen nicht allein zu verzeichnen, sondern ihre Schreibung urkundlich aus verschiedenen Jahrhunderten nachzuweisen und womöglich zu deuten. Die Zahl der Flurbenennungen Oberdeutschlands übersteigt eine Million, gleichwohl dürften im Flurnamenbuch nur wenige Grundwörter fehlen. Ihre überwiegende Mehrzahl bewegt sich in einer steten Wiederholung. Bucks Arbeit ist das Ergebnis eines fast 30jährigen Sammelfleißes. In Förstemanns Werken wie in den vorhandenen mittelhochdeutschen Wörterbüchern würde man vergebens nach manchen Prachtexemplaren von Wörtern suchen, welche der Sammler des Flurnamenbuches aus Urbarien, Weistümern und Urkunden gewonnen hat. Das Buch umfaßt Ober- und Niederbayern, Ober- und Niederösterreich, die deutschen Ostalpen, die Schweiz, das Elsaß, Baden, die Pfalz, Schwaben, Hessen, Nassau, Thüringen usw. So kann die neue Herausgabe dieses wichtigen Buches nicht dankbar genug anerkannt werden. Möge es auch in Pommern an seinem Teil zur Förderung der Flurnamenkunde beitragen und sich als nützliches Handbuch erweisen. B.

Ernst Moritz Arndt, Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn K. H. F. vom Stein. Herausgegeben von Dr. Erich Gülzow. Mit 7 Bildern. Hirts Deutsche Sammlung. Verlag Ferd. Hirt in Breslau. 104 S. 65 Pfg. Ganzleinen 1 RM.

Ende Juni feiern wir den hundertsten Todestag des großen preußischen Staatsmannes Frhrn. vom Stein. Keiner hat diesen Mann uns lebendiger und anschaulicher gezeichnet als sein Freund und Helfer E. M. Arndt. So ist eine Neuausgabe seiner berühmten „Wanderungen und Wandelungen mit dem Frhrn. vom Stein" augenblicklich äußerst zeitgemäß. Daß der bekannte Arndtforscher E. Gülzow sie besorgt hat, wird man als einen Vorzug ansehen müssen. Die Ausgabe ist sehr geschickt gekürzt, indem gleichgültige Episoden und ermüdende Wiederholungen und Breiten im Stil des

Im Herbst erscheint:

Menschen in Pommern

Zehn pommersche Geschichten

von Ulrich Sander.

Verlag Fischer & Schmidt, Stettin. Preis RM. 3.—.

Die Leser kennen Ulrich Sander und seine Art, die Menschen und Dinge zu sehen, kennen sein Ringen um eine Verjüngung unserer Kultur und die Rettung der Kraftquellen unserer Heimat und schätzen seinen eigenwilligen, blühenden Stil. Sein Buch ist ohne Zweifel eine wertvolle Bereicherung unserer pommerschen Literatur.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und den Verlag.

Erstes Spezialgeschäft für

Teppiche

Dekorationen, Gardinen, Möbelstoffe,
Tischdecken, Läuferstoffe, Felle etc.

A. Steckner, Toepffer's Nachf.

STETTIN, Kleine Domstraße 11 und 12

Photo-Kino-Radio-Apparate

Stettin Schattke Luisenstr. 67

Neue Filiale: Breite Straße 48.

***Radio-Apparate** führen wir Ihnen in Ihrem Heim unverbindlich vor.*

Langfristige Teilzahlungen.

Hotel Gust

Stettin

Grüne Schanze 15 Fernsprecher 30678

Gutbürgerliches Haus

nahe beim Bahnhof, Post, Rathaus, Amts- und Landgericht

empfiehlt seine behaglich eingerichteten 50 Zimmer mit Warmwasserheizung, sowie Speisen u. Getränke zu soliden Preisen

Autogaragen — Taxistelle.



BARTHOLDT

GROSSE AUSWAHL IN ERSTKLASS. UND PREISWERT. FABRIKATEN

Kaiser-Wilhelm-Str. 55
(am Denkmal)

88jährigen Arndt fortgefallen sind. Infolgedessen ließ sich das Büchlein viel packender und kann trotz guter Ausstattung zu dem billigen Preise von 65 Pfg. geliefert werden. So ist dem Heftchen weiteste Verbreitung zu wünschen, auch in den Schulen, die allen Anlaß haben, das Andenken dieses großen Deutschen zu pflegen.

Rützenhagen im Rügenwalder Amt. Beitrag zur Geschichte des deutschen Bauernstandes von Karl Rosenow. Druck und Verlag von Albert Mewes, Rügenwalde (o. J.). 68 S. RM. 1,—.

Das Amtsdorf Rützenhagen weist keine für Pommerns Geschichte bedeutsamen Ereignisse auf. Seine Geschichte ist ein Abbild der treu an der Scholle hangenden bäuerlichen Bewohner. So versucht der von Heimatliebe beseelte Verfasser „aus dürftig fließenden Quellen" eine Dorfgeschichte aufzubauen, die er mit der Geschichte des deutschen Bauernstandes in unserer Heimat verflicht. Seine gute Absicht ist anzuerkennen; indes dürfen manche Mängel nicht verschwiegen werden. Es scheint kaum aller erreichbare Stoff verwendet worden zu sein; besonders aus archivalischen Quellen hätte sich noch mehr schaffen lassen. Auch die Form der Darstellung, die sich oft in Aufzählungen, statistischen Uebersichten, Mitteilungen alter Verordnungen mit ihrem weitschweifigen, schwerfälligen Stil ergeht, wird nicht immer Anklang finden. Zuweilen bedient sich der Verfasser einer Ausdrucksweise, die das Verständnis erschwert und daher zu vereinfachen gewesen wäre, die aber auch, rein sprachlich genommen, einwandfrei sein sollte.

Aus dem Inhalt ist mancherlei beachtenswert: einzelne kulturgeschichtliche Züge, für die Personenkunde die Geistlichen und Küster des Dorfes sowie die Stammtafel eines Bauerngeschlechts, das seit 1600 ununterbrochen im Besitz des Hofes ist, für die Siedlungskunde die Flurnamen und das über die Rauchhäuser und Vierkanthöfe Gesagte.

Möge das etwas kühn als „ein Hohes Lied der Heimatliebe" bezeichnete Büchlein in dem Kreise, an den es sich wendet, Heimatsinn wecken und zum Heimatforschen anregen. B.

Einmalige Gelegenheit

zum Erwerb hervorragender Werke zu zurückgesetzten Preisen.

Es handelt sich durchweg um gebrauchte, aber tadellos erhaltene Exemplare, die wir infolge besonderer Umstände an unsere Bezieher günstig abzugeben in der Lage sind.

Weltgeschichte der neuesten Zeit 1890—1925 Herausgegeben von Prof. Dr. Paul Herre. 2 Bände in Halbleder geb. Rm. 50.—

Deutsche Kulturgeschichte. Von Friedr. Zoepfl. 2 Bd., 580 und 709 Seiten mit 572 Textbildern. In Leinen gebunden RM. 51.—

Geschichte der deutschen Kunst. Von H. und O. Luckenbach. 503 Seiten, mit 572 Abb. und 86 Tafeln, In Leinen geb. RM. 12.—

Die Burg im Wandel der Weltgeschichte. Von Prof. Dr. Carl Schuchhardt. 350 Seiten mit 358 Abb. u. 15 Taf. In Leinen geb. RM. 27.—

Henius Weltatlas mit 100 Haupt- und über 100 Nebenkarten von Prof. Dr. Oswald Muris und Kart. Otto Wand. In Leinen geb. RM. 48.—

Kristall der Zeit. Eine Auslese aus der deutschen Lyrik derletzten50Jahre von Albert Soergel. (822 Gedichte von 193 Dichtern.) In Leinen geb. RM. 12. –

Der Naturarzt. Aerztlicher Ratgeber für Gesunde und Kranke von Prof. Dr. Franz Schönenberger, Berlin. 2 Bd. in Leinen geb. RM. 28.—

Deutsche Heimat. In Bildern von Hans Thoma. Monumentalwerk in Lichtdruck, geb. Rm. 20.—

Handbuch der deutschen Literaturgeschichte. Von Alois Bernt, in Ganzlein. geb. Rm. 20.—

Deutscher Wortschatz. Handwörterbuch der deutschen Sprache nebst Fremdwörterbuch. Von Wessely-Schmidt. Geb. Rm. 13.50

Deutsches Spielhandbuch. Herausgegeb. von Thilo Scheller, Turn- und Sportlehrer an der Preuß. Hochschule für Leibesübungen in Spandau. 2 Bände, geb. Rm. 12.—

Vorstehende Werke liefern wir unsern Beziehern, solange der Vorrat reicht, mit einem Nachlaß von 33⅓% auf die angegebenen Preise. Ratenzahlung ist möglich.

Buchhandlung Fischer & Schmidt

Stettin, Gr. Wollweberstraße 13.

Pommersche Bank

für Landwirtschaft und Gewerbe, Aktiengesellschaft

Kaiser-Wilhelm-Str. 1 **Stettin** Moltkestraße Nr. 15

Fernsprecher: Sammel-Nr. 25336

Telegr.-Anschr.: Pommernbank — Reichsbankgirokonto: Stettin — Postscheckkonto: Stettin 15500

Zweigniederlassungen: Anklam, Cammin, Falkenburg, Gollnow, Greifenhagen, Greifswald, Neustettin, Schivelbein, Stralsund, Swinemünde und Wollin

Erledigung sämtlicher bankgeschäftlichen Angelegenheiten.

Rügensche Heimatbücher

Natur- und Kulturdenkmäler der Insel Rügen:

1. **Der Orchideenreichtum der Insel Rügen** von Dr. Th. Beyer, illustriert, 2. Auflage 1.00
2. **Rügens Hünengräber und die ältesten Kulturen der Insel** von Dr. Wilhelm Petzsch, 2. Auflage 1.00
3. **Die Naturdenkmäler in der Pflanzenwelt Rügens** von Dr. Th. Beyer, m. Zeichnungen 0.80
4. **Sagen und andere Bilder von Rügen** von Dr. Herbert Schmidt, 2. Auflage . . . 1.25
5. **Ernst Moritz Arndt.** Aus eines deutschen Mannes Lebenswerk von Fritz Grumbach 1.20
6. **Gewässer und Fischfang um Rügen** von Dr. Hermann Fraude, mit Abbildungen . 1.00
7. **Rügens Burgwälle und die slavische Kultur der Insel** von Dr. Wilhelm Petzsch, illustr. 1.50
8. **Die Pflanzen am Meeresstrande** von Dr. Th. Beyer, illustriert 1.00
9. **Rügens erdgeschichtlicher Werdegang** von Dr. Kurd von Bülow, mit Bildern . . . 0.80

Wilhelmine Fleck: Klaus Störtebeker, 2 Aufl. 0.80
Wilhelmine Fleck: Wenn die Primeln blühen . . 0.80
Wilhelmine Fleck: Um Arkona 0.80
Karl Tiburtius: Die Grabschrift zu Bobbin. Herausgegeben von Dr. Walter Baetke, gebd. 2.00
Nikolaus Niemeier: De Sternseier. Niederdeutsche Gedichte und Sprüche. gebd. . . 1.20
Ina Rex: Nivellierarbeit der Zeit, gebd. . . . 1.00
Woltereck: Mein kleines Rügenbuch, m. Zeichn. 1.25

Erprobt und gelobt sind meine Karten:
Rügen 1:100000, in 7 Farben, 60. Tausend 1.00
Franzburg (Darß-Bäder) 1:100000, 7 Farben 1.00

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag Walter Krohss, Bergen

Musik für das pommersche Haus

In unserm Verlage erschienen:

a) Plattdeutsche Lieder.

1. **Wi sünd de Nedderdütschen** von Ph. Gretscher
2. **Min Pommerland** von C. Adolf Lorenz.
3. **Leiw Pommerland** von Philipp Gretscher.
4. **Herr Gott, dat is min Häden** von Philipp Gretscher.
5. **Abendleed** von Philipp Gretscher.
6. **Schlap, min Kinting** von C. Adolf Lorenz.
7. **Unf' Diern** von Otto Straeck.
8. **Unf' Häweimann** von Philipp Gretscher.

Diese Lieder sind für eine Singstimme mit Klavierbegleitung bearbeitet. Die Gedichte stammen sämtlich von Walter Schröder.

9. **Lat di Tid** von Philipp Gretscher. Dichtung von Paul Warncke.
10. **Slaopleedken** von Wilh. Schnippering Dichtung von Ferdinand Zumbroock.
11. **In'n Mai** von E. Magnus Dichtung von Joh. Meyer

Die Lieder 9–11 sind für gemischten Chor bearbeitet und vom Allgem. Plattdeutschen Verband preisgekrönt.

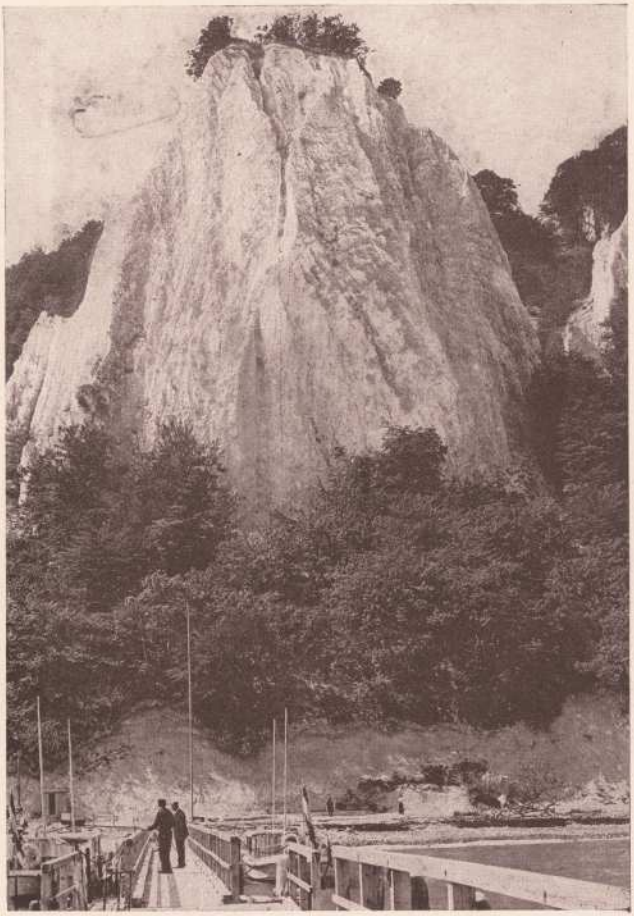
b) Hochdeutsche Lieder.

1. **Pommernlied** von Philipp Gretscher Gedicht von Hermann Ploetz.
2. **Studentenabschied** von Willi Süßke Gedicht von Paul Richter.
3. **In lichtblauer Seide** von Willi Wapenhensch Gedicht von Arnold Koeppen.
4. **Kinderreigen** von Willi Süßke Text und Anordnung von Paul Richter.

Diese vier Lieder sind für eine Singstimme mit Klavierbegleitung bearbeitet.

Der Preis jedes Musikstücks beträgt 1 Mark.
Bei Sammelbestellungen von Schulen und Vereinen wird hoher Rabatt gewährt.

Fischer & Schmidt, Verlagsbuchhandlung, Stettin



Der Königsstuhl auf Stubbenkammer

Aus der Sammlung der „Stettiner Abendpost“ Nr. 2, Bild 2

Unser Pommerland

Monatsschrift für das Kulturleben der Heimat

Verlag von Fischer & Schmidt in Stettin.

16. Jahrgang | Juni 1931 | Heft 6

Ostseezauber. Aus dem Tagebuch eines Binnenländers.

Von Konrad Haumann.

Meer und Alpengipfel sind die beiden Pole des sommerlichen Ferienaufenthaltes. Dabei kann die See in ihrem vielfältigen Stimmungszauber, in ihrer unendlichen Weite zum ähnlichen großen Erlebnis werden wie der Aufenthalt im Hochgebirge. Meer oder Alpengipfel? In glühendheißen Sommertagen möchte man dem süßen dolce far niente, dem lustig-bunten, ungebundenem Strandleben im windbewegten Wellenspiel den Vorzug geben.

Auftakt: Im Stettiner Hafen . . . Vor grauen Schweifgiebelspeichern recken sich herrisch die Arme der Krane, viel Dutzend Krane nebeneinander über dem Mastenwald der Segler, über den bunten Frachtkähnen aus aller Herren Städten. Vom Bord großer Hochseedampfer winken tausend Ferienlustige, die der Erholung am Meeresstrand entgegenfahren. Robuste Fischdamen stehen mit aufgestemmten Armen vor ihren mächtigen Fischbottichen; Hafenarbeiter warten an den Brückenköpfen auf Arbeitsgelegenheit. Immer einmal gehen die Brücken auseinander, um größere Schiffe hindurchzulassen. Werfthämmer dröhnen ihr Arbeitslied übers Wasser, aus Hochöfen prasseln mächtige Feuergarben, Sirenen heulen, Ketten rasseln, Bunker klirren; vor der langen Reihe großer Industriewerke liegen große Frachtdampfer, Materialien löschend, Fabrikate ladend. Sehnsüchtig schauen arbeitsgeschwärzte Arbeiterinnen den seewärts fahrenden Konzertdampfern nach, von denen abgerissene Weisen ans Land flattern . . . An Bord wird getanzt . . . Hier grauer Werk-Alltag . . . Hier der goldne Morgen der Ferienzeit . . .

*

Auf hoher See . . . Strand und Land, zuletzt ein feingelber Streifen, sind entschwunden. Unendlich ist die Weite der hohen See, durch die der große Dampfer zielsicher strebt. Wasser und Himmel rundum, doch nichts von Einsamkeit. Schwankende Fischerboote, weißleuchtende, rote, schwarze Segel, schmucke Jachten, große Dampfer, mit langen Rauchfahnen den Blick verfinsternd, bevölkern das Meer. Es ist ein stetes Kommen, ein stetes Verschwinden im Horizont. Bald metallisch gleißend, bald in tintengrüner Wasserfärbung leuchtet die leichtbewegte See. Glühend funkt die Sonne vom Himmel; eine erfrischende Brise weht Kühlung zu. Silberne Möven, die Flugkünstler des Meeres, begleiten uns. Inseln, mit grüner Buchenbewaldung und Leuchtturm auf der Steilküste tauchen als friedliche Eilande, als goldgrüne Oasen aus der Wasserwüste . . . Es ist mit dem Meer wie mit den Bergesgipfeln: man gewinnt es lieb beim ersten Anblick und ahnt dennoch schon die Gefahren, die in ihm schlummern . . .

*

Fischerhütten . . . Hinter des Badeortes prunkvoller Fassade von weißleuchtenden Hotels und verandenreichen Pensionsvillen mit wohlklingenden Namen stehen bescheiden die uralten Fischerhütten. Sie tragen noch das verwetterte Schilfdach über die rote Backsteinmauer gestülpt. Ein Blick in das Innere der Hütten zeigt überall peinliche Sauberkeit. Fischnetze, feinmaschige und grobmaschige, hängen an den Zäunen zum Trocknen. Immer ist ein Stück Acker, ein Stück Heideland hinter den Hütten. Den Acker sieht man zuweilen mit vorsintflutlichen Gerätschaften bearbeiten, den Menschen als Zugtier vor den Pflug gespannt . . . Aber die Fischerdeerns sind sauber anzuschauen. Mit weißblondem Haar und weißen Wangen, blaue Augen im hellen Antlitz. Und Fischer sahen wir, das gebräunte, verwetterte Antlitz von der Bartkrause umwachsen, über schwarzen Fischerstiefeln die kurze, weite und weiße Rockhose. Die kurze Pfeife fehlte keinem im Mundwinkel . . .

*

Sonnenaufgang überm Meere . . . Tiefer als aus dem Meere kann die Sonne nirgends steigen . . . An einem Morgen sahen wir sie aus brodelnden, grauen Meeresnebeln in purpurleuchtender Schönheit tauchen, ein anderes Mal aus meergrünen, schaumgekrönten Wogen.

Der Atem stockte uns Schlaftrunknen in ehrfürchtiger Bewunderung eines Schauspieles, das nun jeden Morgen sich offenbart seit den grauen Zeiten des Weltanfanges. Immer weiter schob sich die rote Halbkugel an der Scheide zwischen Wasser und Himmel aus der Unendlichkeit, bis sie als blutroter Ball leuchtend zum Himmel stieg. Eine purpurrote, unendlich lange Brücke baute sie dann über das Meer bis zum Strand herüber. Myriaden glitzernder Diamanten schüttete sie in die Wogen. Dann wandelte sie unbeirrbar die in Aeonen vorgeschriebene, unverrückbare Bahn . . .

*

Meeresstimmungen und -farben . . . Wir sahen das Meer träumerisch blau, in Madonnenbläue von leuchtendweißer Kreideküste in den weißlichen Himmel fließend. Wir sahen es wie einen ungeheuren Kessel tiefgrüner Tinte. Schneelohweiße Wogenlämmer hüpfen munter in der meergrünen Weide . . . Wir sahen es gleißend wie eine ungeheure Masse siedenden Erzes . . . Dann lag es wie eine Schatzkammer funkelnder Diamanten . . . Wir sahen braunschwarze Brandung am Strand zerstäuben. Wir sahen das Meer im grauen Sonnendunst zerfließen und Stundenfrist später, greifbar nah, goldgrüne Buchenwälder und leuchtendweiße Kreidefelsen aus dem Meere steigen. So ist das Meer der Wunder voll . . . Leuchtendweiße Segel schwebten über blauen und grünen Wogen. Unsere Sehnsucht folgte ihnen in unbekannte Fernen, zu leuchtenden Sternen . . .

*

Strandleben . . . Kreuz und quer stehen die bunten, mietbaren Strandkörbe. Sie sehen alle etwas altertümlich aus. Unsere Großmütter in ihren feudalen „Badekostumes“ haben sicherlich schon darin gesessen! Immerhin, es ist ein lustiges Heerlager! Tiefe Sandwälle schaffen selbstherrliche Grenzen. Muschel- und Feuersteinmosaik, Wimpel und Fähnchen schmücken die Sandburgen. Heiß glüht die Sonne auf den feinen Sand; der Unvorsichtige ist in kürzester Frist zum brandroten Krebs gesotten, daß ers wochenlang noch zu spüren hat! Renommierende Bronzejünglinge lustwandeln zwischen den Strandkorbreihen. Der Flirt blüht in allen Schattierungen. Die Strandgirls tragen unter kokettem Sonnenschirmchen seideglänzende Strandpyjamas spazieren, zu weiten Mexikanerhosen den breiten exotischen Basthut. Keine Mode ist zu grotesk — — mitgemacht muß sie werden! Im Sandbuddeln werden die ernstesten Herrschaften wieder zu Kindern. — Alle! Wir gestehen es errötend: wir mit ihnen! Aber am seichten Strande geht es nicht minder lustig zu. Die Wogen des Meeres lassen mit sich spielen wie ein schläfriges Ungeheuer, das in der



An der silbernen Ostsee (zwischen Kolberg und Bodenhagen)

nächsten Stunde schon brüllen und toben wird! Auf weißen Gummischwänen versuchen schlanke Ledas zu reiten. Die Wasserrutschbahn wird stark besucht. Die lustigen Strandphotographen — im Winter sieht man sie in Oberwiesental und in Garmisch im Schnee wieder — finden konterfeiwilliges Publikum. Vom Musikpavillon klingeln die Glocken von Vineta herüber. Sonnentag für Sonnentag ist's das gleiche, lustige Strandbild . . .

*

Auf der Schiffsbrücke . . . Fast einen Kilometer weit greift sie ins Meer hinaus. Mitten über den schaukelnden Wogen steht man. Eine köstlich erfrischende Seebrise umspielt uns kosend. Die Strandschönen spazieren im grotesken Strandanzug vorüber. Nirgends sieht man abends den Sonnenuntergang schöner als von der Brücke aus; bis der ganze Himmel rot brennt. Die großen Passagierdampfer und kleineren Küstendampfer legen hier an und entladen ihre seeluftlungrige, erholungsfreudige Menschheit. Sie müssen durch das Kreuzfeuer der Photographen und finden sich zwei Stunden später am Aushang wieder. Tiefgrün, klar bis zum seetangbewachsenen Meeresgrund, liegt das Meer unter der Brücke. Hier sind die spielenden Wogen zahm wie geschmeidige Kätzchen. Grandioses Schauspiel jedoch, wenn ein Oststurm die Wogen aufwühlt, daß sie bis zur Brücke empor gischten!

*

Sturm . . . Ganz weit draußen im grünen Meere hüpften plötzlich die gischtweißen Wogen herum. „Sturm" prophezeiten alle großen und kleinen Seebären im Badeort. Am Abend war er plötzlich da. Der lachendblaue Himmel hatte sich mit sturmgepeitschten, niedrighängenden Wolken überzogen. Und das Meer tobte und brüllte in seiner unbändigen Urgewalt. Gischtweiße Brecher auf Brecher rollten blitzschnell heran, tosend den Strand überspülend. Unberechenbar stiegen aus brodelnden Wellentälern hohe Wellenberge auf, im Nu zusammensackend, davonpreschend. Wehe dem Schiffbrüchigen, der ihnen anheimfällt! Um die Schiffsbrückenpfeiler tobten und wüteten die Wellen vor allem. Die Sandburgen am Strand sind längst zerstört; eiligst wurden die Strandkörbe zurückgetragen. Wo am Morgen unser Strandkorb stand, ist jetzt aufgewühltes Meer. Die Dünenkiefern rauschen wild im Sturm, dröhnend rollt die Brandung zum Strand. Ueber diesen Hexensabbat bricht die finstere Nacht herein. Draußen im Meer blinkt die Leuchtboje auf, dem Schifflein im See Ziel und Rettung. Am anderen Morgen liegt die Küste unglaublich klar im Sonnenschein. Aber das Meer ist noch sturmzerwühlt. Der von den harten Wellen glattgewalzte Strand, sonst sinkt man knöcheltief in den Sand, ist menschenleer. Er ist übersät mit Seetang und Muscheln, mit Schnecken und Tauenden und Schiffsteilen. Die Küstenschiffahrt ist eingestellt!

*

Auf der Rückfahrt über die sturmbewegte Ostsee geht es befremdlich still zu auf dem großen Konzertdampfer. Man sieht erschreckend grüne Gesichter. Die Seekrankheit heischt zahlreiche Opfer. Wir essen und machen mit den Schlingerbewegungen Atemgymnastik — so kommen wir davon! Mit einem Schlage ändert sich das Bordbild, als das ruhige Wasser des Haffs erreicht ist. Da wird plötzlich wieder zu den Klängen der Bordkapelle — getanzt. Die grünen Gesichter werden wieder seebraun. Kein Mensch ist seekrank gewesen!

Es lebe die See . . .

Arkona. Von Theresia Wittmüß.

Daß es irgendwo Enge auf Erden gibt, vergißt du, und du bist gewiß, daß die graue Hast der Straßen aus der Welt geschwunden ist. Weite und Himmel und klare, sanfte Luft ist um dich und das unendliche Blau der See: Alles wird einfach und gut. Ist nicht auch der himmelumgebene sommerliche Wall, auf dem du ausruhst, zurückgegeben in die Hand der mütterlichen Erde?

Schicksale sind versandet und versunken unter diesen Hügeln, aber die sanft hingleitende Hand der Natur breitete ein Tuch von Thymian und blauen Glocken darüber. Und wenn du deine Stirn gegen das sommerliche Lager lehnst, um altem Geschehen nachzusinnen, wird es dir schwer, dir Kriegsgeschrei und brennende Pallisaden vorzustellen und all jene erbitterten Kämpfe, die um dieses nördlichste Vorgebirge Rügens getobt haben.

*

König Waldemar knirschte. Seine guten dänischen Schiffe nahmen diese Rujanen, diese Ranen, auf See weg, wo sie sie trafen. Seine festen dänischen Städte griffen diese frechen Seeräuber an, und seinen Rachezügen — sieben Züge hatte er beinahe vergebens unternommen — trotzten die Verwegenen auf ihrer — mochte der Himmel wissen, mit welcher teuflischen Kunst — befestigten Burg.

Diesmal würde er nicht weichen, bis dies verhaßte Bollwerk in Grund und Boden gestampft und die Verstockten, die auch dem

Christengott noch immer trotzten, 1168 Jahre nach des Herrn Geburt — in welchem Lande wagte man denn sonst noch, sich dem Christentum zu widersetzen? — zur Taufe gezwungen waren.

Er war ja diesmal nicht ohne Bundesgenossen gekommen. Heinrich der Löwe und die Herzöge von Pommern und Mecklenburg

„Die Stanitza muß herunter! Säcke voll Gold dem Kühnen, der sie zu Boden reißt!"

Wer hatte zuerst den Spalt in dem Torwall entdeckt? Eine unscheinbare Zufälligkeit — König Waldemar, siehst du, wie die Waage deines Glückes, dir günstig, sich neigt?

Auf springt der König von dem Ruheplatz der mittäglichen Kampfpause.



Majestätisch erhebt sich das Kap Arkona, die Nordspitze der Insel Rügen, aus dem Meere

und Bischof Berno von Schwerin hatten ihre Truppen den seinen beigesellt. Nicht klein war seine Flotte, die unter Arkona vor Anker ging.

König Waldemar knirschte. Wie lange sollte er vor dieser Burg liegen? Waren seine Wurfmaschinen nicht gewaltig und die belagernden Scharen kühn und angriffsmutig? Aber die Hartnäckigen hinter den Wällen mußten einen Teufelszauber in ihrer weißen Kriegsfahne besitzen. Unangefochten flatterte diese Stanitza mit dem gewaltigen Adler über dem Burgwall. Und die Reihen der Belagerer lichteten sich schon bedenklich. Seuchen brachte der verfrühte Sommer mit.

Flammen in dem feindlichen Torturm um die unbesiegbare Stanitza?

Hastende Erklärungen, sich überstürzender Jubel der Seinen: Spielende Troßbuben schleuderten Steine gegen die Umwallung — einer sah einen Spalt.

Hatte die Dürre die Erde unter dem Torturm zusammensinken lassen? Der Scharfsinnige, der die Lücke entdeckt hatte, klomm an Lanzenschäften, die seine Gefährten in die Fugen der Rasenstücke steckten, empor, stopfte Stroh und dürres Strauchwerk in die Höhlung und zündete Feuer an.

Wie die Flamme aufloderte, rettete sich der verwegene Brandstifter.

Aber die Ranen ergriff jäher Schreck. Wasser mangelte in der eingeschlossenen Burg. Verzweiflung schüttete Milch in die wachsende Feuersbrunst. Die heilige Fahne flammte rot und stürzte. Die Belagerer drangen ein.

Von dem bislang von den Rujanen ehrfürchtig verhüllten heiligen Holzbild Swantewits, ihres Kriegsgottes, rissen die Sieger nun die Vorhänge hinweg. Aexte dröhnten. Das Bild, an den Beinen durchhauen, lehnte sich rücklings gegen die nahe Wand und stürzte, als die Dänen die Wand niederrissen, krachend zu Boden.

Der Pfingsttag brach an. Die Pfingstsonne leuchtete in das zerstörte Heidenheiligtum. Purpur hing zerfetzt von den Wänden. Gewaltiges Gehörn wilder Tiere hing halb herabgebrochen. Dem ungeheuren vierköpfigen Götterbild war das metallene Trinkhorn aus der Rechten entfallen. Der linke Arm war noch in die Seite gestemmt. Von den Pfosten waren Zaum und Sattel des göttlichen Rosses herabgerissen, und die köstliche Scheide des gewaltigen Schwertes schimmerte silbern zwischen den Trümmern.

„Schleppt das Heidenwerk hinaus!" wurde den Besiegten befohlen. Aber kein Gebot vermochte die zagenden Verehrer, das entheiligte Bild aus der Tempelstätte zu zerren. Sie gaben fremde, gefangene Knechte der Gefahr preis, durch solchen Frevel die Strafe der Gottheit auf sich zu laden.

Als der Gegenstand vielhundertjähriger Furcht und Verehrung so ungestraft geschändet wurde, erhob sich verwirrtes Geschrei. Fielen die Köche des Trosses, die gegen Abend den Rumpf in kleine Stücke zerhieben und unter den Kesseln verbrannten, nicht der Rache des Himmels anheim? Bischof Absalon von Roeskilde hatte leichte Arbeit, die Verwirrten und Enttäuschten zur Taufe zu bewegen. 1300 Ranen sollen zugleich getauft worden sein. Anstelle der niedergebrannten Tempelburg entstand bald eine christliche Kirche.

*

Die Wälle, um die einst mit solcher Erbitterung gekämpft wurde, sind die gleichen geblieben. Von dem Steilabhang, den weißen Kreideklippen, die gegen See zu die Tempelburg uneinnehmbar machten, die noch heute schroff in die Tiefe fallen, stürzten im Laufe der Jahrhunderte große Teile ab. Die Ausgrabungen von Schuchhardt und Koldewey im Jahre 1921 brachten die Fundamente des Tempels und der umliegenden Häuser und die Grabungen dieses Jahres ein älteres Tor zu Tage und bestätigten, was Saxo Grammaticus, der dänische Geschichtsschreiber, über die Anlage der Tempelfestung berichtet, deren Zerstörung er im Gefolge des Bischofs Absalon von Roeskilde mit angesehen hatte. Das wichtigste Ergebnis der vorjährigen Grabung ist die Aufdeckung eines Tores, das durch einen Brand, wahrscheinlich im Jahre 1136, als der Dänenkönig Erich II. Arkona belagert hatte, zerstört und dann von einer größeren Toranlage überbaut worden war. Der Leiter der Grabung, Privatdozent Dr. Wilhelm Petzsch, Greifswald, wird in einem der nächsten Hefte dieser Zeitschrift einen ausführlichen Bericht mit Bildern über ihre Ergebnisse veröffentlichen.

Nun ist um die grünen Wälle wieder die brüderliche Ruhe der Halme und das Sommerglück der blauen Glocken. Die große, stille Klarheit des Himmels wölbt sich darüber. Und wenn der Abend kommt, wandert von dem Vorgebirge, von dem einst die seeräuberischen Rujanen die vorüberziehenden Schiffe überfielen, ein tröstender, helfender heller Schein über die See, der den Vorüberfahrenden die Wege weist. Sicher fahren die Schiffe ihre Bahnen durch die Nacht, auf den brüderlichen Beistand des hohen Leuchtturms vertrauend.

Wer hat Arkona gegründet?

Von Dr. Karl Jarmer, Stettin.

Dem Wanderer, der heute Wittow, die nördliche Halbinsel Rügens, betritt, bietet sich ein nach Nordosten zu wenig ansteigendes Flachland dar, in welchem der das ganze Jahr fast ununterbrochen stürmende Wind kaum Baumwuchs aufkommen läßt. Nur dort, wo der Mensch künstlich für Schutz sorgt, gedeihen kümmerliche Alleebäume. So war es nicht immer. Noch vor tausend Jahren erhob sich ein dunkler Eichenwald auf dem nordöstlichsten Zipfel Wittows. Seine östliche Grenze verlor sich in einem sumpfigen Geländestreifen, durch den heimliche Pfade zur hohen Tempelburg Arkona führten.

Arkun wird sie in der ältesten Urkunde genannt, die wir von ihr besitzen, nämlich in den Kolbatzer Annalen von 1150. Helmold schreibt Archona, Kantzow Arkhon, Lübbeke 1585 Orkunde, desgleichen Lindemanns Stralsunder Memorialbuch und Cosmus v. Simmer. In der slawischen Sprache hieß sie Urkan. Die Lösung des Rätsels, das dieser Name aufgibt, kann unter Umständen von grundlegender Bedeutung sein für das ganze Orts- und Flurnamenproblem in Pommern, ja in ganz Ostelbien. Wir haben in ihm nämlich einen Namen vor uns, der weder deutsch noch slawisch ist (einen Wortstamm ark oder arch gibt es im

Slawischen nicht!). Also muß der Name von früheren Bewohnern, als es die Slawen waren, geprägt worden sein. Aber von welchen? Das ist die Frage.

Beyersdorf hielt ihn für germanisch und vermutete eine slawische Verdrehung aus germ. Hargan mit der Bedeutung „feste Tempelstätte", aber auch Verwandtschaft mit got. airkna = heilig, rein, hält er für möglich. Jakob hält an slawischer Ableitung fest und hilft sich mit einer Annahme für ehemaliges Jarkon statt Arkon über die oben erwähnte sprachliche Schwierigkeit hinweg. Er deutet



Kap Arkona mit dem Leuchtturm — Aufn. Dr. Schneider, Bergen

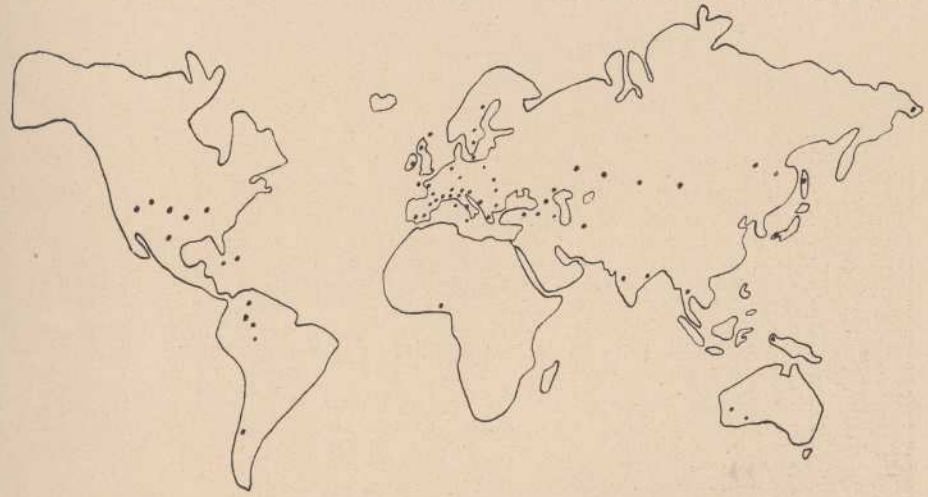
Jarkon als „heiliges Roß". Aehnlich korrigiert Schubert nach slaw. Jarkun = „Rotburg". Was haben sich unsere ostdeutschen Ortsnamen nicht alles gefallen lassen müssen, um nur ja aus dem Slawischen „ableitbar" zu werden! Aufmerken läßt dagegen V. Kampes Anlehnung an keltisch Arkunia = „hoher Wald" (entnommen aus Bucks oberdeutschem Flurnamenbuch). Denn einmal berichten die alten Quellen, wie wir eingangs hörten, tatsächlich von einem Hochwald bei Arkona und zudem hat Schuchhardts Arkonagrabung von 1921 das merkwürdige Ergebnis gehabt, daß der Swantewittempel in der Burg quadratische Form aufweist, was nur von keltischen Tempelgrundrissen bekannt ist. Haben denn jemals Kelten in Rügen gesessen? Die Vorgeschichtsforschung weiß nichts davon zu berichten. Wohl aber weiß sie um eine sogenannte „illyrische" Einwanderung in den Jahren 1600—1400 v. Chr. Diese „Illyrer" stehen aber in allernächster Kulturverwandtschaft zu der Hallstatt- und La Tènekultur Südrußlands, in welcher, wie die Prähistoriker meinen, die slawisch-keltische Urkultur wurzele. Sollte also der Name Arkona ein sprachliches Relikt aus der „Illyrerzeit" Pommerns sein?

Man schrak bisher vor der Annahme zurück, daß sich Namen mehrere Jahrtausende erhalten könnten, noch dazu bei mehrfachem Wechsel der Bevölkerungen. Generell wird diese Annahme auch nicht zu halten sein, aber bei kultischen Plätzen wie bei Arkona sollte man einmal probeweise dieses Zugeständnis wagen. Es müßte sich späterhin zeigen, ob man mit einer solchen Arbeitshypothese vorwärts kommt. Bei kultischen Plätzen kommt uns ja eine der stärksten konservativen Neigungen des Menschengeistes, das religiöse Bewußtsein, zu Hilfe. Religionssysteme überleben Völker und ihre Kulturen, das ist eine Tatsache, welche die Religionsforschung vielfältig bestätigen kann. Die Namen geweihter Stätten werden durch Jahrtausende zähe festgehalten, wie uns hundertfältige Erfahrung aus den Mittelmeerkulturen lehrt. Warum sollte, was dort geschehen konnte, nicht auch im Norden möglich sein? Man halte doch nicht dagegen, daß der Mangel schriftlicher Ueberlieferung solche Möglichkeiten bei uns ausschließe. Erstens läßt sich das Fehlen schriftlicher Ueberlieferungen in Nordeuropa nur unter gewissen Vorbehalten beweisen, zweitens macht man sich von den „Völkerwanderungen" immer noch ein zu radikales Bild, und drittens wissen wir, daß junge Völker ein gutes Gedächtnis haben, das gemeinhin schriftlicher Fixierungen entraten kann. Psychologische Erwägungen zwingen allmählich dazu, Gedächtnis und Intellekt in einem polaren Verhältnis zu sehen. Was die Menschheit an Intellekt gewinnt, geht ihr an Gedächtniskraft verloren. An der Geistesgeschichte der letzten 2000 Jahre ließe sich dieses psychologische Gesetz mannigfach belegen. Kurzum, die angestellten Ueberlegungen zwingen wohl zu

dem Entschluß, Namenüberlieferungen aus älteren Zeiten häufiger zuzulassen, als es bisher geschah. Daß nun der Name Arkona sehr wohl 4000 Jahre alt sein kann, soll folgendes geographische Experiment beweisen.

Bedient man sich der Methode der „toponomastischen Namensgleichungen" oder, deutsch gesagt, untersucht man die Welt auf das Vorkommen und die Lage von Arkonanamen hin, so ergibt sich nicht nur eine verhältnismäßig hohe Zahl (etwa 70 nach Stielers Handatlas) und eine charakteristische Aufeinanderfolge,

Sie zeigt, daß jeder Erdteil diese Namen aufzuweisen hat. Das macht stutzig und läßt, zumindest für Amerika und Australien, den Verdacht aufkommen, daß es sich in diesen Erdteilen um neuere, durch die anglokanische Kolonisation eingeführte Namen handelt. Es ist mir nicht gelungen, diesen Verdacht ganz zu tilgen, obgleich ich z. B. weiß, daß Arizona und Arkansas verderbte Namen aus dem Indianischen (arison = liebliche Quelle) sind und mir auch Arichune in Südamerika echt, d. h. ursprünglich und einheimisch zu sein scheint. Berücksichtigen wir also vorsichtigerweise lieber



Verteilung der Arkona-Namen über die Erde

sondern auch die belehrende Entdeckung, daß dieser Name angewandt wird auf Wohnplätze, Flüsse, Seen, Gebirge, Meeresbuchten, Inseln und einzelne Berge. Diese Tatsache spricht aufs entschiedenste gegen die Vorliebe, die unbegreiflicherweise zahlreiche Ortsnamendeuter für mysteriöse „Gründer" hegen. (Bekanntlich macht man in Ostdeutschland geradezu einen Sport daraus, Ortsnamen, die sich nicht aus Bezeichnungen für Lagebeziehungen oder Tieren und Pflanzen „ableiten" lassen, auf einen Gründer ähnlichen Namens zurückzuführen! Einen Fluß oder ein Gebirge aber auf einen Gründer oder Besitzer zurückzuführen, geht wohl nicht an.) Alle Namen, die zugleich als Orts- und Flurnamen (noch dazu an entlegenen Stellen) vorkommen, sind also besonders zu übersetzen. Das ist demnach auch für Arkona zu fordern. Wir kommen nachher noch hierauf zurück. Zunächst betrachten wir noch genauer die Karte, die wir für die Arkonanamen gezeichnet haben.

Eurasien allein. Was hier auf einen Blick auffällt, ist ein Zugstraßen ähnliches Netz, in dessen Maschenverlauf die Arkonanamen vorkommen. Besetzt ist die atlantische Küste; von dort geht es an den Nordküsten des Mittelmeeres entlang. Auf dieser Südbasis erheben sich zwei Kolonnen nach Norden, und zwar die eine durch das Rhone-Rheintal, die andere an den Karpathen und durch das Odertal über Rügen bis nach Nordschweden. Diese letztere möchte ich als eine Manifestation der sogen. „illyrischen" Einwanderung in Ostelbien ansehen! An der Ostküste des Schwarzen Meeres gabelt sich der Hauptstrang. Ein Zweig weicht nach Nordosten aus und tastet sich am Nordrand der asiatischen Hochgebirge entlang und endet auf den japanischen Inseln (Arakan, Arakam, Ariakeno, Orchon). Der andere wendet sich südöstlich, durchschneidet Vorder- und Hinterindien (Arghana, Argun, Arakan, Urgun, Urkan, Orohena, Oroken) und endet auf der Westecke Neuguineas.

Was haben wir hier für ein Phänomen vor uns? Nun, das Verteilungsbild läßt keinen Zweifel darüber aufkommen, daß wir hier die bezeichnenden Wanderstraßen derjenigen Völker vor uns haben, die Hermann Wirth in seinem gewaltigen Werk „Aufgang der Menschheit", Jena 1928, Bd. 1, an einem noch nie dagewesenen Tatsachenmaterial als Südatlantiker nachwies und benannte. Wo diese kriegerischen seetüchtigen Westvölker, Fomorier auf Irland geheißen, von denen unser Pommerland seinen Namen hat, geweihte Stätten hatten, da taucht auch — und zwar recht häufig gerade an den Küsten — der Name Arkona oder irgend eine Variante auf, wie z. B. Aracena, Aracuon, Aragon, Arakany, Arconie, Orkney, Arghana, Arichuna, Argonnen, Orchon, Oerkeny, Urikuna, Urkan usw. Die Wirthschen Untersuchungen, die Kenntnis der okkulten Literatur und etwa 20 Karten, die ich nach der toponomastischen Methode von pommerschen und andern ostelbischen Namen gezeichnet habe und die das Ergebnis der beiden erstgenannten Forschungsmethoden bestätigen, berechtigen mich zu dem Schlusse, daß Kelten und Slawen nicht in einem südrussischen Volkstum wurzeln, sondern Endentwicklungen jener südatlantischen Völkergemeinschaft darstellen, die von Westen her zur Bronzezeit Europa stärker durchfluteten. Jenes rätselvolle Illyriertum der Prähistoriker erscheint in dieser Auffassung als ein örtlich besonders gut nachweisbarer Ausdruck und eine typische Erscheinungsform dieser südatlantischen Besiedelungen Europas. Eine ihrer Ausstrahlungen ist die „illyrische" Kultur Ost-

Arkonas Sturz.

„Und trotztest du mir sieben Mal,
am achten Male wirst du mein.
Die weiße Fahn' am weißen Pfahl
wird rot im roten Flammenschein
und rot das weiße Kreideriff.
Ich bring brandroten Purpur mit,
den schlinge ich mit heißem Griff
um deine Schultern, Swantewit."

Mit Roß und Troß und Kriegerschar
— viel Heereshaufen zogen mit —
hielt Dänenkönig Waldemar
am Tor des heilgen Swantewit.
Und vor Arkonas festem Wall
zerstampft lag Saat und Ackerkrum'.
Doch trotzig stand trotz Sturm und Prall
das alte Heidenheiligtum.

Die heilge Fahne schützt es gut,
die weiße Fahn' am weißen Pfahl.
Herr Waldemar, wo ist dein Mut!
Scharf sticht der heiße Mittagstrahl.
Durchs Lager geht der blasse Tod.
Viel hundert sinken bleich ins Gras,
da wird die grüne Heide rot,
da wird das Feld von Blut so naß.

„Herr Waldemar, wo ist dein Mut!"
die Heiden höhnen, Sieges voll.
„Die heilge Fahne schützt uns gut."
Dem König jäh die Stirne schwoll.
Sein junger Sohn steht voller Harm
und wendet sich in Hast und geht.
Den Wall empor, rasch, klimmt ein Arm,
dort, wo die weiße Fahne weht.

Die Pfeile hageln hart und dicht.
Aus sieben Wunden rinnt es rot.
Der Atem fliegt und keucht — da bricht
der Brand ins Tor. Es flammt und loht.
Die von Arkona stehn entsetzt.
Der letzte Tropfen Wasser dorrt
im roten Brand. Die Flamme hetzt.
Die Flamme frißt und wühlt sich fort.

„Hilf, Swantewit, in unsrer Not!"
Die Priester stehen in die Höh'.
Da loht die Fahne flammend rot.
Die Priester werden bleich wie Schnee.
Die Flamme frißt Arkonas Mut.
Die Dänen dringen stürmend ein
und stürzen in verwegner Wut
weh! Swantewits geweihten Schrein.

Und als sich übers Kampfgefild
der Abend breitet, bleich und fahl,
haun die vom Troß das heilge Bild
in Scheite zu dem nächtgen Mahl.
Die Priester stehn in Herzensnot
im Dunkel. Sternenleuchten ist
hoch oben, fern. Ihr Gott ist tot.
Wohnt dort der neue, fremde Christ?

Theresia Wittmüß.

deutschlands. Sie brachte auch den Namen Arkona an die uralten Seeräuberküsten der Ostsee, nach Rügen. Sie brachte den Kult der Sonnengottheit nach Arkona und den quadratischen Grundriß ihres Tempels. Aus dem allen ergibt sich, daß wir den Namen Arkona weder keltisch, noch germanisch, noch gar slawisch übersetzen dürfen, sondern ihn aus der atlantischen Kultsprache herleiten müssen. In Anlehnung an H. Wirths Sprachforschungen müßte man dann mit „Lichtgeburt", „Jul" oder „Urschöpfung" übertragen. Ich habe es außer bei unserm pommerschen Arkona nicht nachgeprüft, ob sich bei den andern Arkonastätten Anhaltspunkte für Sonnenpeilungen nachweisen lassen. Bei Arkona auf Rügen ist es der Fall. Durch das Heiligtum der Burg und durch den Rugard bei Bergen geht die „heilige" Nord-Südlinie der atlantischen Völker, die das Gesichtskreissonnenjahr in seine beiden Hälften spaltet, und dort, wo man in Arkona zur Julzeit die Sonne aufgehen sieht, liegt auf der Halbinsel Jasmund (ein echt kultischer Name!) der „Lichtort" Lohme (vergl. anord, ljome, angf. leoma, lat. lumen). Und in jenem „Licht"- oder „Sonnentempel" zu Arkona auf Wittow (ebenfalls ein kultischer Name mit der Bedeutung hell, licht, heilig!) wurde bekanntlich um das Jahr 1000 n. Chr. noch immer ein Sonnengott verehrt, der wendische Swiatowitt, d. h. wörtlich „Lichtgott" oder „Heiliges Licht". Diese Zusammenhänge dürften den untrüglichen Beweis liefern, daß sich Kulte und die mit ihnen in Zusammenhang stehenden Namen auch in Nordeuropa Jahrtausende lang erhalten können. Fremde Völker übernehmen die einmal geweihte Stätte und verlegen in sie denjenigen ihrer Kulte, der dem vorangegangenen entspricht. Etwas anderes ist schon rein psychologisch in mythischen Zeiten mit ihren starken kosmischen Bindungen zwischen Mensch und geistiger Welt überhaupt nicht denkbar. Die Datierung von Namen an Hand von Bodenfunden ist eine mißliche Sache. Arkona beweist es uns. Darnach müßte freilich der Name wendisch sein, was aber, wie gezeigt wurde, ganz unmöglich ist.

Heimfahrt.

Von Kurt Bock.

Noch liegt die Kimm in Nacht.

Trübgrau weitet sich die leicht gekrappte See, und die salzene Brise zerfetzt die Nebel, reißt sie hoch, bis sie verflattern.

Schweigend stapfen die Fischer den dämmrigen Dünenweg hinab, ordnen die Leiter der Rollbäume und wuchten mit eingestemmten Schultern die schweren Boote zum Strand, in die Dünung, bis sie flott liegen.

Schweigend tragen Frauen die Netze herzu, sie wenden keinen Blick hinaus oder zurück: schwer und ernst und dumpf gilt ihr ganzer Sinn nur dem nächsten Handgriffe.

Bis plötzlich die Motoren loshämmern.

Die schmerzhaft zerrissene Stille weicht wildem Leben, Möven stoßen aus den Sandtälern schrill empor, erstes Feuer läuft ostther über die Wogenkämme, die glasgrün aufrauschen, und die Segelbäume schlagen dröhnend gegen die schaukelnden Masten. In breiter Reihe stürmt der Schwarm der Fischerboote hinaus.

Und draußen hinter dem weißen Strich der Brandung ist jäh der harte Takt des Lärms ausgelöscht. Feierlich tief lagert das Schweigen wieder über der unermeßlichen Ebene, über dem ruhigen Atem der See.

Im Morgenglanz der Dünenkuppe verharren noch einen Blick lang die dunklen Gestalten der Frauen, vergehen zu winzigen Strichen, entschwinden.

Die lohbraunen Segel knarren auf, ein stetiger Landwind bauscht sie wühlend und neigt die Borde tief zu den gleichmäßigen Wellen.

Gut zwei Stunden geht der Nordost-Kurs hinaus, bis die steinbeschwerten Netze ausgeworfen werden und die Ewer in Schlepp treiben können. Sie dürfen es nicht wagen, das Fanggerät über Nacht ausliegen zu lassen, da die stürmische Jahreszeit die Wasser zu tief aufwühlte und Sturmdrohung täglich über der Küste hangt.

Hein Hinrikfen langt den Brotlaib aus der Ducht und schneidet seinen Bootsleuten, den Amtmannssöhnen Peter und Jakob, vor, großmächtige Riester, zu denen er einen Keil Schafkäse legt. Die tönerne Kaffeekruke geht reihum.

„Verdammt diesige Luft heute. Kurze Wellen."

„Jao, is mulmig. Wolln nur n paar Stunn festliegen, dann kehrn wi ümme."

In gedehntem Halbkreis schunkeln die dunklen Boote, die Nasen im Wind. Knappe Rufe wehen von Deck zu Deck.

Jakob Kersten entert zum Masttop auf, um das verlörnte Gaffelfall zu klaren, da sieht er weitab in den Wogentälern eine Kiste treiben. Der Ohm Hein ist gleich dabei, sie einzuholen. Die Netze werden an der Schwimmboje belegt, und der Ewer schießt befreit los.

Die halbmannslange weiße Kiste erweist sich als fest vertäut an dem abgebrochnen Dollbord eines großen Ruderbootes, und als sie die Trümmer auffischen, erblicken sie, verkrampft an einem ins Holz eingerammten Schiffsmesser, die Leiche einer Frau.

Mit mühsamer Scheu lösen sie die Tote und die Kiste von Wrack und Stricken und heben beide behutsam auf Vordeck. Und noch während sie wenden, nimmt der alte Hein aus der Seekiste, von einem Bündel schlichter Kleider ein schlafendes Kind, das er bestürzt lange betrachtet und dann ergriffen zurücklegt in seine Wiege, daran eine Mutterliebe in die Ewigkeit



Hedwig Rades: Alter Fischer, korbflechtend

hinübergeebbt ist, getreu bis zum letzten überspülten Blicke, bis zum letzten erstickten Atem, der noch ein Segen sein wollte.

Und sie schwenken zurück an ihre Boje, holen die Segel nieder und die Netze ein. Still folgen die Nachbarn dem Beispiel in schweigender Gewißheit eines traurigen Fundes. Und ruhig zieht die kleine Flotte hafenzu.

Tags darauf holpert ein karger Leiterwagen auf den Friedhof und hinter dem Stein mit der Inschrift „Den Namenlosen" birgt ein neues Grab das schwere Geheimnis eines allen vertrauten Geschickes.

Auf den Namen Renate taufte der Geeldüner Pfarrer das Kind, wußte man doch nicht, ob dies helle Zottelköpfchen bereits mit dem Wasser des Sakramentes genetzt war. Besser also aus Vorsicht ein doppelter Christ, als aus Unbedacht ein Heide. Besondere Heiligkeit aber wurde nicht an dem Mädchen bemerkbar, das sich auf Ohm Hinrilsens Anwesen, in Dünensand und Salzbrise, zwischen Marsch und Geest in die neue Heimat hineinspielte und in des neuen Vaters Herz.

Ohm Hein Hinriksen, mit grünlich verwittertem Krausenbart und schlohweißen Brauenbüschen über den blauen Augensönnchen, war einer jener bedächtigen sinnierlichen Küstenmenschen, denen über Meereswelt, Sternenwunder, Gartenfreude und Immenvaterei eine kauzige Zwischenwelt alles Tun und Denken überwuchert, also daß er von den Dörflern nur schief lächelnd angesehn und von seiner Frau wie ein unbeholfenes Kind im Heimwesen herumgestupst wurde und sein Essen erst nach Hund und Katze vorgesetzt erhielt.

So mußte es denn auch geschehen, daß Ohm Hein all die in Verborgenheit geflüchtete Liebe, die verschütteten Schätze seines Traumreichs jählings eröffnete, als er in diesem Kinderherzen den reinen Kelch fand, seine Lebensmärlein begierig aufzufangen.

Es ward jedoch in Geeldün kein Spottwort laut außer einigem schon mehr gutherzig polternden Gelächter Moder Hinriksens, das über die seltsame Eintracht des Ohms und Renates herging, über diese Innigkeit, die stets Hand in Hand durch den Garten, über Knick und Marsch, die blitzenden Sandhügel hinauf-hinab und den Strand entlang gemächlich trottete und immer wieder an kleinen Gottesgeschenken verharrte, mit Staunen, Erzählen, eifrigem Gefrage und betulichen Geschichten.



Fischerhaus in Klein-Zicker auf Rügen — Aufn. Dr. Schneider, Bergen

Je größer das Mädchen aufschoß, je leuchtender seine unruhigen Augen sich aller heimlich belebten Umwelt entgegen weiteten, desto enger wuchs sie dem Ohm zum Herzen, nur eines verschloß er wortlos streng vor des geliebten Kindes Wunsch: seinen Fischerkutter, die Fangfahrten, den Anblick der zappelnden Beute und ihres Sterbens. Angstvoll behütete er Renate vor der oft so friedlich schlummernden, aber immer sprungbereiten Drohung der salzen See, die das Kind aus den Armen seligster Liebeszuflucht gerissen. Wie denn auch ihm selbst die heimtückischen Wogen immer nur als das geizige Brachfeld gefahrvoller Arbeit und todddüsterer, grausamer Ernte, nur als eine feindliche Gewalt erschienen waren, der man des Lebens Notdurft abtrotzen mußte; gab doch der Küstenboden nur kärglich Frucht. Nimmer erlebte Hein Hinrikssen die Hoheit der beruhigten, ungeheuren Flut-Einsamkeit und die überwältigende Größe der Sternenkuppel oder auch die gigantisch entfesselte Wildheit der Natur draußen in seinem Boot, nein, sein Herz stand nur offen, wenn ihm der Lärm der Brandungswelle hinterm Dünenkamm verschollen war und der bittre Geruch der geteerten, schuppenbesilberten Planken entwehte.

Dann erst erwachten ihm zu bunterlei Legenden die Blumenfee, die Distelmännlein und Herdwichtel, dann sah er die Hollerweiber im Moorbusch miteinander huschen und hörte die Rullerpucker in den Mauslöchern wispern. Und Renate verspann sich ganz mit ihm in diese Sonnenfäden und Nebelgewebe, Zauberschleier und Irrwischgespinste.

*

Bald jährte sich Renates Taufe zum vierten Male, als Hein von einem zweitägigen Segeltörn heimkehrte, mit einem selten reichen Fange, dessen Ueberfracht ihm die Reling bedenklich zum Wasserspiegel drückte, aber ihn



Heimkehrende Fischer — Aufn. Dr. Schneider, Bergen

umso mehr Tage der Ruhe, Tage der Freude mit dem Kinde erhoffen ließ.

Bereits auf dem schmalen Dünenpfade erblickte er vor seiner niedren Kate einen erregten Zusammenlauf der Nachbarn und sah sich, da man ihm betreten und jäh erschweigend Raum gab, einem etwas schlingernden Janmaaten gegenüber, der im bekannten Rotwälsch der Hafenspelunken und Ueberseefrachter eine wütige Rede herausbelferte, aus der allmählich grausam klar wurde, daß er von dem Küstendienst und den Behörden der nahen Hauptstadt nach Geeldün gewiesen sei, seine Tochter Griet hier zu suchen und einzuheimsen, die nachweislich an Bord der havarierten und gesunkenen norwegischen Fregatte „Oslo III" als einziges Kind mit seiner Frau zu jener völlig feststehenden Zeit und vor dieser Küste umgekommen, also auch zweifelsohne das gestrandete Mädchen namens Renate sei. Alle Papiere, die der Rotkopf erregt und trunken umher schwenkte, seien der amtlich bestätigte Beweis, daß die hier aufgenommene Schiffbrüchige sein Fleisch und Blut sei.

Ohm Hein lehnte sich schwer gegen den Türpfosten, daß die kümmerliche Kletterrose hinter ihm zerriß, ihm schulterüber fiel und ihre Blütenblätter blutrot über die Flauschjacke verrieseln ließ. Sein Kinn bohrte sich tief zur Brust, die Stirn ragte kalkweiß vorgestemmt. So ließ er die aufgeregten Reden über sich hin gellen, wortlos, gepeinigt, gekreuzigt.

Als jedoch der Maat auf ihn zu taumelte und ihn um Herausgabe seiner Griet anschrie, da warf er ihn durch einen jäh und groß aufgeschlagenen Blick zurück, heiser brach sich seine Stimme los: „Nein! Nie, nie!" Er wandte sich und schlug die Pforte hinter sich zu.

Seine Frau steht über das Herdfeuer gebeugt und lärmt sinnlos in Eimern, Töpfen und Glut, daß die Flamme prasselnd in den Kamin aufsprüht. Dreht sich nicht um, ein Teller zerklirrt mit wütiger Wucht.

Renate spielt verloren im Winkel mit einem lieben Puppenscheusälchen, allerhand Schachteln und Klötzen, singt, schwatzt, — blüht.

Ohm Hein sitzt auf der Fensterbank nieder, die Hände ins Weißhaar verkrampft; und sogleich versammelt sich des Kindes Spielkram um seine Füße, schmeichelt sich eine kleine Hand in seinen Bart und die koboldige Stimme weckt ihn zärtlich auf.

Und ein Lächeln deckt er über den stöhnenden Laut seines Mundes.

Mit einem Kuß in des Kindes lichte Locken verbirgt er die Haltlosigkeit seines hämmernden Herzens.

*

Drei Tage spielte er weltvergessen in den Märchengärten, während die Sinne schaudernd hinauslauerten auf den Schritt des Geschicks, die Arme sich immer wieder Renates vergewisserten und alles Denken wund kreiste, suchte, irrte und dunkelte, von Stunde zu Stunde verzweifelter.

Der Matrose Björn Krog setzte sich im Dorfkrug fest, gebärdete sich — bald ernüchtert — verständiger, wußte sich flugs durch rührsames Gehabe, durch mancherlei Rat, Hilfe und Gastfreiheit eine gute Gesinnung zu ergattern und sich Gunst und Beistand des Amtmannes Fritz Kersten zu gewinnen. Also daß bald des Verhängnisses böse Stunde festgesetzt und den Hinrikfens unter feierlichem Insiegel mitgeteilt wurde.

Als in stürmischer, regennasser Sonntagsfrühe der Amtmann mit dem Schweden bei Ohm Hein anpochte, mußten sie von der Frau hören, daß Hein und Renate für ein Weilchen in die Dünen gegangen seien. Da nun beiden die Aussprache wie die Trennung in der Stille fern den Katen als menschlich ratsam erschien, so stapften sie umherblickend die Sandwege zurück, aus allen Fenstern lugten begierige Augen. Bald auch traten Fischer und Fischerfrauen vor die Häuser hinaus, schlenderten hinter den Suchenden drein.

Die Dünen dehnen sich leer bis in ferne Nebel, Böen kämmen das knisternde Strandgras, und Möven schrillen zänkisch aus grau verhangner Höhe.

Ratlos verharrt Björn mit seinem Begleiter, — da stößt ein Ruf vom Gipfel her herab, wo ein Fischer aufs Meer hinaus weist.

In den Gischt der Brandung taucht ein Fischerkutter unter, Hinrikfens Boot, — die lohfarbenen Segel dringen wie eine siegreiche Standarte voran über dem weißen Toben der kämpfenden Wogen, neigen sich tief, stoßen wieder und wieder hoch und vorwärts.

Alle stürmen sie zum Strande hinab.

„Wo will denn de olle Hein hin mit dat Mädel?"

„Will hei utrücken?"

„Nu is hei all achter de Brannungswell!"

„Dollen Sturm gifft dat hüt, dat höllt Ohm Hein nich ut, de Ewer geiht koppheister!"

Zwei, drei Kutter rollen unter geschwinder Gewalt zu Wasser. Die Frauen rennen bereits mit Oelzeug herzu, Schultern stemmen die Steven in die ersten Brecher hinein, die Männer entern aus der knietiefen Flut an Bord, die Segel knattern bauschig empor, die Schrauben strudeln wahnwitzig durch die Luft, die peitschenden Motoren werden daher wieder abgestellt, der Bug haut aufzischend die See.

*

„Hörst du den Ekke Nekkepenn juchzen und kriejöhlen, min Döchting? Nun endlich sollst du ihn sehen, den grünen guten Alten und seine schönen Töchter mit dem silbernen Haar. Und sein gläsernes Schloß, das wächst

riesengroß aus der stillen, hellen Tiefe, putzige dicke Fische sind vor die Muschelwagen geschirrt, — was werden wir da erst kutschieren! Komm unter meine Jacke, söte Deern, der böse Wind faucht uns deftig an, — laat man, bald sind wir draußen, und König Ekke gibt uns die Hand. In seinem Haus herrscht große Stille, nur in den Korallenhöhlen stehen große goldne Harfen, in denen der Strom singt, und an den Toren hangen die alten Glocken der verlorenen Schiffe, an ihnen klöppelt leise der Klabauter, wenn er mal daheim weilt bei Nekkepenn."

Der Fischewer bäumt sich über den Wogenprall, stürmt durch die Wetter unter dem steten, trutzigen Druck des Steuers; Renate liegt wie ein Kätzlein an Heins Brust unters Wams geborgen, lauscht leuchtend heraus auf des Ohms Worte, die er stoßweis wider den Wind hinausschreien muß.

„Bleibst bei mir, Renateken, ja? Beim Ohm, ja? Binnenlands in Geeldün und überall sind de Lüd arglistig. Minschen sind dat, Minschen, — Herrgott! Herrgott! — nur Haß un Neid un Unverstand. Keine Herzen nich. Lauter Steiner, kalte Steiner. Un ein fremden, falschen Kirl is da, de will dich mitnehmen, mir wegnehmen, in die ferne, wilde Welt, dich, min Döchting, in die schlimmen Städte, wo keine Blumen wachsen und alle Wichtel gestorben oder vertrieben sind, — bleibst beim Ohm? Liebling, min Sönneken du! Beide fliehn wir zum Ekke-König, hab keine Bange, nein."

Vor der Kimmung des gewitterschwarzen Horizontes wächst jählings eine allgewaltige Woge auf, langhin überweht von schimmernden Mähnen, darunter blitzt grüne, glatte Wand, hinab dunkelt es in einen lechzenden Schlund, voll aufsprühender, seliger Geheimnisse. Der Sturm erschweigt plötzlich, gedeckt durch den gestauten Wasserfelsen. eine feierliche Ruhe steht groß über das Boot gespannt, das aufrecht langsam hinuntergleitet.

„Aus den schönen roten Muscheln, die sumsen, und den Seeblumen, die klingeln, mach ich dir einen Garten, lieber, lieber Ohm, für uns allein — —" dies innige Flüstern vernimmt noch das wetterbetäubte Ohr, dann läßt Hein das Steuerruder fahren, birgt das Kind ins feste Nest seiner Arme, versteckt es unter einem Kuß, als die Gischtkrone masthoch über dem abstürzenden Bug sich fallend neigt — —

*

Die drei Fischerkutter wendeten noch vor der Brandungslinie in flüchtiger Eile, als die Sintwoge gesichtet ward.

Auf der Dünenkuppe ließ eine alte Frau die Fäuste sinken, die sie gegen die Nachbarn erhoben hatte, — stand starr, steil im Sturm, — brach dann langsam, müde, stumm in die Knie.

Der Hunschiter Busch. Von Ulrich Dunkel, Swinemünde.

Ganz gewiß kein feiner Name, der derbe Volksmund hat ihn geprägt. Ein Werturteil ist hier gefällt, das sagen will, dieser Busch stellt keinen Nutzungswert dar, wie man es sonst von Bäumen des deutschen Waldes gewohnt ist.

Der Hunschiter Busch liegt auch ganz abseits an der äußersten Nordspitze der Insel Usedom, im Vogelschutzgebiet des Peenemünder Hakens. Er ist auf einer alten, abgeschliffenen, kaum 1 Meter hohen und etwa 500 Meter langen Düne gewachsen, die das breite Mündungsgebiet des Peenestromes auf der Inselseite begleitet. Er bildet den äußersten Vorposten des großen Waldsaumes, der sich an der Küste Usedoms erstreckt. Hart liegt der Busch am Meer und läßt zwischen sich und dem eigentlichen Walde eine große, breite und schöne Wiese. Er beginnt etwa an der Stelle, an welcher die Fernsprechleitung als Kabel in der Erde verschwindet, die in der kleinen Stube des Oberlotsen auf der nicht weit entfernten Insel Ruden wieder ans Tageslicht tritt. Die Bäume, die auf der niedrigen Bodenwelle wachsen, haben gar nichts gemeinsam mit den in Reih und Glied gezogenen Waldbäumen. Sie stehen in weiten, lichten Zwischenräumen, oft zehn Meter von einander entfernt. Unter ihnen finden wir alte Eichen, Schlehdorn, Rotdorn, Ebereschen, in der Hauptzahl aber sehr viele wilde Apfel- und wilde Birnbäume, dazwischen den Wacholder. Außerdem liegt an dem einen Ende ein dichtes, undurchdringliches Gestrüpp von hochgewachsenen wilden Rosen, in deren Schutz Holunder-, Himbeer- und Johannisbeersträucher Zuflucht genommen haben. Niemals gelang es den Bäumen, hohe und glatte Stämme zu bilden, alle sind wunderlich krumm, schief und von unten auf verzweigt; alle machen den Eindruck, als „duckten" sie sich, als hätten sie Angst, ihr Haupt in die Höhe zu strecken. Alle Zweige sind vom Meerre ab- (Abb. 1) und dem Lande zugeneigt. Ja, so auf den ersten Blick hat der Volksmund recht. Er weiß mit dem Busch nichts Rechtes anzufangen, er bleibt für ihn der Hunschiter Busch. Kein Mensch kümmert sich um ihn; was wächst, das wächst; was fällt, das fällt. Denn Naturfreunde lacht das Herz, hier hat er ein kleines Fleckchen Erde in seiner Ursprünglichkeit.

Oft und gerne verweile ich unter seinen Eichen (Abb. 2). Der Blick über das Meer, auf Rügen, die Insel Oie und auf die

Insel Ruden entzückt immer wieder. Und außerdem, ich stehe hier auf geschichtlichem Grund und Boden. Längst vergangene Zeiten tauchen in der Stille auf, Zeiten, in denen die Peenemündung noch das große Eingangstor des Handels und des Verkehrs bildete, Zeiten, in denen die nordischen Völker, Dänen und Schweden, heiß mit den Herzögen von Pommern um den Besitz der Peenemündung rangen. Hier hätte man am 26. 6. 1630 die Landung des Schwedenheeres Gustav Adolfs auf dem Peenemünder Haken beobachten können. Wiederum begann hier die trauernde Flotte der Schweden die Meerfahrt, um den in der Schlacht bei Lützen gefallenen König



Abb. 1: Alle Zweige sind vom Meere ab- und dem Lande zugeneigt

der Heimat zuzuführen. Die Gegend um den Busch herum und das Dorf Peenemünde wimmelten in der damaligen, wildbewegten Zeit von allerlei Kriegsvolk: denn die Besatzung der Peenemünder Schanze war oft recht beträchtlich. Hatte doch 1630 allein die Stadt Usedom wöchentlich 10 Ochsen zu ihrer Verpflegung zu liefern. Und am 22. 8. 1715 stürmten die Preußen und ihre Verbündeten mit 1000 Mann die Schanze, die mit 269 Mann und 13 Geschützen besetzt war. Der Sturm erforderte große Opfer, die Verbündeten verloren 575 Mann an Toten und Verwundeten, die Schweden 58 Tote und 68 Verwundete. —

Wende ich aber meinen Blick über die bunte Wiese dem Walde zu, so steigen liebliche Bilder der Vergangenheit auf. Das „Horrido" der Jäger schallt aus dem Walde. Der edle Herzog von Wolgast mit seinen Gästen und die Hofgesellschaft erfreuen sich des Weidwerks. Laut hallt der Meute Laut durch den grünen Dom. Aus dem Walde bricht der starke Eber, verfolgt von den Hunden. Hier an der kleinen Düne umstellen sie ihn. Der Herzog und sein Gefolge kommen herbei, das Tier wird erlegt, die Hörner geben das Zeichen für das Ende der Jagd. Und weil der erhöhte Platz so freundlich einladet, so befiehlt der Fürst, hier das Gastmahl zu bereiten. Während er hinüberschaut zum Ruden und der Zeiten wilden Lauf bespricht, herrscht unter den Bäumen rege Tätigkeit. Der Haushofmeister hat in weiser Voraussicht den Jagdtroß schon näher herangeführt, Fuhrwerke, Knechte, Köche und Diener. Er versäumt es nicht, auch die Wagen der Bauern aus Peenemünde zu prüfen. Haben diese doch nach alter Gerechtsame alle 3 Jahre zu den Jagden des „Gnädigen Herrn" zu liefern, was eine Matrikel vom Jahre 1548 bestimmt. Und darin heißt es unter anderem: „Wenn aber vom (Herzogs-) Hause — Wolgast gejagt wird, müssen sie vor den Netzen stehen, das Wild bis Mölschow fahren oder mit dem Kahn bis Wolgast. Und wenn M.G.H. (Mein Gnädiger Herr) jagt oder jagen läßt ums dritte Jahr, tun sie Ausrichtung dazu geben, 4 Tonnen Bier, 6 Schffl. Hafer, ein Viertel vom Ochsen, 9 Stiege Brot. Wenn der Hunde viel sind, müssen sie mehr Brot geben. Ferner 15 Stück trocknes Fleisch, trockne Fische, etliche Pfund Butter, auch süße Milch, Gänse, Hühner, Ziepollen, soviel nötig. Wer sie hat, muß sie geben. Darnach legen sie sämtlich zusammen und zahlen. Der Rat (Magistrat der Stadt Wolgast) bringt ein Stövchen (Fäßchen) Wein mit sich. Das andere gehet über unseren G.H." Wer zweifelt noch daran, daß nun hinter schnell errichteten Tischen ein Festessen und ein festes Trinken begann. Jegliches Getier, kriechendes, fliegendes und schwimmendes, erschien auf der Tafel. Und — vier — Tonnen Bier und dazu den Wein. — — —

Oft habe ich mir die Frage gestellt, wie wohl der sonderbare Hunschiter Busch entstanden sein mag. Menschen pflanzten die Bäume nicht. Ganz sicher haben die Tiere diesen kleinen für sie kostbaren Park angelegt, vor allem die Vögel. Der Eichelhäher trug einmal eine Eichel aus dem Walde hierher. Als er sie in Ruhe auf einem Maulwurfshaufen zu verzehren gedachte, schlug ihn der Raubvogel. Die Frucht sank in den weichen Boden. Im nächsten Jahre zeigte sich das erste Bäumchen. Die Zeit verging, die Eiche wuchs und vermehrte sich. In den höchsten Zweigen schwatzten die Stare. Sie hatten schwarze Ho-

lunderbeeren und rote Vogelbeeren im Walde genascht; sie wetzten den mit Samenkörnern behafteten Schnabel, auch gaben die unverdauten Samenkörner die Möglichkeit für das Wachsen des Holunders und der Eberesche.



Abb. 2: Gern verweilt man unter den Eichen

Der Dompfaff vielleicht brachte die Hagebutte, Drosseln und Kernbeißer verschleppten Schlehdorn- und Wacholderfrüchte hierher. Die Ratte, der Dachs und der Fuchs mögen die Samenkerne wilder Apfelbäume ausgestreut haben. Der Hunschiter Busch ist der Tiere ureigenstes Werk. Sie hatten andere Gründe für die Auswahl ihrer Bäume als die Menschen. Für sie ist diese Stelle ein Paradies, dem Menschen erscheint sie wertlos.

Die Bäume haben es nicht leicht gehabt, bis zu der erreichten Höhe heranzuwachsen. Hier rasen die Frühlings-, Herbst- und Winterstürme ungehemmt über die weiten Flächen, und wenn gar der Nord-West-Sturm vom Meere kalt und eisig herangebraust kommt, dann haben sie noch schwereren Stand. Es ist nur gut, daß sie voneinander gehörigen Abstand genommen haben. Nun fährt der Orkan heran, die Hälfte seiner riesenhaften Kraft rast ungehindert durch die Zwischenräume und verpufft auf der Wiese. Nirgends ragt ein Zweig trotzig in die Nordwestrichtung. Alles, was sich dem Sturm entgegenstemmt, wird geknickt, zerbrochen und an die Erde geschleudert.

Heulend und kochend vor Wut versucht er, die abgewendeten, langen und dünnen Aeste zu knicken (Abb. 3), doch sie biegen sich und folgen ausweichend jedem noch so starken Drucke, ohne großen Schaden zu nehmen. Wenn dann noch schwarze Wolken tief am Himmel dahinjagen und das aufgeregte Meer dazu seine schaumspritzenden Wellen über das Land ergießt, dann offenbart sich dem Beobachter bei beginnender Abenddämmerung im Donner der Meereswogen, in dem heulenden Sturmespfeifen, im Aechzen und Brechen der Waldbäume, im Gekrächze aufgeschreckter Krähen der Germanen höchster Gott: Wotan und sein wildes Heer!

Gegen Ende Juni kommen die Mäher und legen rings um die Düne das Gras mit seinen Millionen Blumen nieder. Aber den Busch umgeht die ratternde Mähmaschine, denn die weit ausgreifenden Wurzeln zerbrechen gar leicht den spröden, schneidenden Stahl. Fast alle Blumenarten der großen Wiese sind im Laufe der Jahre hinaufgekrochen auf die schützende Bodenwelle. Jetzt ist des Busches schönste Zeit, wie eine Oase hebt er sich heraus aus der grünen Wüste. Wenn der Heckenrosenbusch sein zartes, rotes Blütenkleid anlegt, wenn die große violette Pracht des Reiherschnabels den Boden überzieht, wenn das satte Blau der tausend Glockenblumen die hehre



Abb. 3: Der Sturm versucht, die abgewendeten langen und dünnen Aeste zu knicken.

Feierlichkeit der sonnendurchfluteten Natur kündet, wenn all die andern weißen, gelben und roten Blüten den einsamen Wanderer begrüßen, wer wollte dann noch behaupten, daß dieser Busch nichts wert sei? Von hier habe ich ungezählte, rastlos wandernde, sowie ruhende und auf den Wassern sich wiegende Zugvögel beobachtet. Aber auch Reh und Fuchs lassen sich in seiner Nähe schauen. Der Busch gehört zu dem großen Hause, in dem sie ungestörtes Heimatrecht haben, in dem nach des Gesetzgebers Willen kein Schuß fallen soll. Sie wissen es schon und bewegen sich viel unbefangener als anderswo. Davon nur ein Beispiel: Ich liege am Abhange der Düne und schaue den nadeldünnen Spannerraupen zu, die von den frischen Früchten der Bergfellerie fressen, sehe auch die Schlupfwespe mit ihrer langen Legeröhre sich auf die Raupe niedertun, wie sie ein Ei in den Leib ihres Opfers sticht. Da kommt aus dem Rohr über die weite Wiese getrottet Reineke, der Fuchs, am hellen Tage, kurz vor Mittag. Der Wind läuft vor ihm her, der kann mich also nicht verraten. Jetzt vorsichtig das Glas an die Augen. O weh, was ist mit ihm? Er ist hundemager, sein Pelz struppig und verwahrlost. Rute und Kopf zu Boden gesenkt! Reineke, warst du krank? Sicherlich hat ihn der Hunger schon am frühen Morgen aus dem schützenden Walde getrieben. Er hoffte, im Röhricht eine kranke Ente zu fangen. Aber nichts, rein nichts ist zu spüren gewesen. Der Hunger quält ihn stärker. So kommt er jetzt daher, verstimmt, übel gelaunt. Einmal schnappt er in die Luft. Soweit muß es kommen, daß er statt des erhofften Bratens sich mit einem Mistkäfer begnügen muß. O, du armselige Welt! 40 Schritte von mir entfernt strolcht er vorüber, ohne einmal zu sichern. Warum auch, hier hat er ein verbrieftes Recht, — nicht erschossen zu werden. Jetzt setzt er sich, richtet die Lauscher und hält den Kopf schief, eine ganze Weile. Dann springt er zu wie eine Katze. Eine Maus fällt ihm zum Opfer. Nun beginnt er, eifrig zu mausen. Mit den Vorderläufen kratzt er die unterirdischen Laufgänge frei, an einigen Stellen geht er dabei auch in die Tiefe. Oft fährt er hastig mit dem Kopfe zu. Er kreist die Gegend ab, sucht andere Gänge und beginnt von neuem die Suche. So stark vertieft bleibt Reineke in seine Arbeit, daß ich mich aufrichten darf, um hinter einem Baume besser zu beobachten. Schon fühlt er sich wohler, er wirft sich lang ins Grüne und wälzt sich behaglich auf dem weichen Polster. Dann springt er auf, schüttelt den Pelz und wendet sich der Fernsprechleitung zu. Darunter hat er schon oft ein verunglücktes Vögelchen gefunden. Aber heute ist es nichts damit, denn nicht ein Mal fährt der Kopf zur Erde. Er verschwindet im Walde. In seiner sicheren Höhle gedenkt er auszuschlafen, damit er bei anbrechender Dunkelheit frisch zu neuen Taten sei. —

Gegen den Herbst vollzieht sich hier neue Wandlung. Auf dem Rosenbusch stehen die Hagebutten wie die „Männlein auf einem Bein". Die blauschwarzen Holunderbeeren leuchten aus dem Grün, die Aepfel und Birnen werden gelber und gelber, die Vogelbeeren röten sich immer mehr, die Schlehen werden von Tag zu Tag saftiger, die Wacholderbeeren kommen immer deutlicher aus ihrem Nadelversteck hervor, die Eicheln sind nahe daran, aus ihren feinen Näpfchen zu fallen. Das „Tischlein deck dich" ist fertig. „Nur zulangen", bittet der Busch, „es ist genug da für alle". Die Vögel brauchen hier nicht lange zu suchen. Auf so engem Raume bereitet die Natur ihnen selten das reichliche Mahl. Die gefiederten Freunde der Luft dürfen ernten, was ihre Vorfahren vor hundert und mehr Jahren säten. Man geht jetzt daran, die große Niederung des Peenestromes einzudeichen. Bis Carlshagen läuft der Wall schon. Es ist wohl nur eine Frage der Zeit, dann wird der Deich auch das Vogelschutzgebiet Peenemünder Haken treffen. Die Bodenwelle des Busches lockt, sie als Sohle des Deiches zu benutzen. Was Sturmestoben nicht fertig brachte, wird die Hand des Menschen ausführen. Die krummen und schiefen Bäume, das dichte Rosengestrüpp werden verschwinden müssen, denn es handelt sich ja nur um den „Hunschiter Busch".

Die leuchtenden Segel.

Den Himmel decken graue Wolkenstreifen,
die Wellen überkämmen weit den Strand,
ein Regen rieselt über Meer und Land,
und dunkles Schmerzen läßt die Blicke schweifen.

Farblos, lichtlos die Welt . . . Scheint alles Hoffen,
ist alles Kämpfen nur ein dunst'ger Traum,
zerschlagbar wie am Sand der Flocken Schaum?
Steht keine Tür zu schön'ren Welten offen?

Da, wie ich grüble, schimmert durch den feuchten,
milchtrüben Nebel eine Spanne Licht —
ein Wunder dünkt mich's – und noch glaub' ich's nicht —
und läßt die fernen Fischersegel leuchten.

Ich reck' mich auf. Du, Seele, willst ermatten?
Du, die für alles Hohe glühen soll?
Schau hin, noch ist die Welt des Lichtes voll,
freu' dich am Glanz — und sieh', es fliehn die Schatten.

Starkarmig greif' dann nach des Lebens Kränzen,
dein Herz sei furchtlos, denn dein Kampf ist gut;
und sinkt dir doch an trübem Tag der Mut —
blick' übers Meer: Die Fischersegel glänzen!

Franz Lüdtke.

Wo die alten Kapitäne wohnen.

Von Heinrich Vogel, Stettin.

Ja, wo sind sie geblieben? Früher traf man auch bei uns nicht wenige ihrer Art, z. B. im „Goldenen Anker". Aber jetzt? Ein Freund aus Stralsund schrieb mir, er wüßte, wo's noch welche gäbe. Oben am Bodden und auf dem Darß. Daß ich nicht selber darauf gekommen bin! Das ist ja ihre Heimat und das eigentliche Seebärenland. Da weht der Wind noch immer steif aus NNW. Da spritzen die Wellen wie in ihrer Jugend, und da sitzen nun die alten Herren mit dem weißen Fräsenbart im blauen Anzug vor ihren schmucken Häuschen, rauchen die kurze Pfeife, greifen von Zeit zu Zeit nach dem mächtigen Fernrohr, sehen mich schon Meilen von weitem kommen, strecken mir die harte Tatze entgegen: „Up Sei hew ick all lang täuwt. Nu setten S' sick dal un hüren S' tau!" Und dann spinnen sie ein Garn nach dem andern ab, von Grot Havarie, von malayischen Piraten, von gelbem Fieber und Meuterei, und ehe zwei Tage vergehen, habe ich ein ganzes Buch der schönsten Seegeschichten zusammen.



Theodor Schultze-Jasmer — Die Esperorter Buchen

Aus „Der Darß in Bildern". 12 Zeichnungen von Th. Schultze-Jasmer. Verlag L. Sauniers Buchhandlung, Stettin. Preis RM. 2.—

In Barth werde ich anfangen. Das war früher ein nicht unbedeutender Platz und Heimathafen für manch tüchtiges Schiff. Jetzt hat es eine Eisengießerei, eine Fischkonservenfabrik und noch allerlei andere Unternehmen. Wenn sie nur Kapitäne hätten! Sie werden schon welche haben, vielleicht auch solche alten, wie

ich sie suche. Ich fand bloß keinen. Nun, der Bodden ist unheimlich lang, fast 50 Kilometer von Barhöft bis Ribnitz. Und was macht er für Winkel und Buchten! Und so viele Ortschaften liegen an seinem blauen, krautigen Wasser! Und davor ist der Darß und die Insel Zingst. Alles Ruheplätze für meine alten Herren. Also weiter am Bodden entlang. Es wandert sich angenehm durch das vorpommersche Land, auch wenn der Regenwind die kleinen Lachen peitscht und weiße Möwenschwärme über die braunen Aecker flüchten. Wer alte Seebären besuchen will, findet sie am ehesten in solchem Wetter. In Damgarten habe ich allerdings gar nicht nach ihnen gefragt.



Küste von Ahrenshoop

Meine Kapitäne haben einen Flaggenmast vor dem Hause, in der Stube glänzende Mahagonimöbel, englisches Porzellan, eine alte Standuhr aus Rotterdam und das Wetterglas von Daumier und François in Marseille. So etwas sah ich hier nicht. Es ist wohl mehr ein Ort für Handwerker und Ackerleute.

Doch eine halbe Stunde ab, nur durch das Recknitztal getrennt, liegt Ribnitz, das schon mecklenburgisch ist, aber eine rege Geschäftsstadt mit Banken, vielen Läden und einem Dampfer. Da traf ich denn auch meinen ersten Kapitän. Leider war er einer von den jungen und gar nicht gesprächig. „Warte nur bis Wustrow", tröstete mich mein Freund. „Da ist eine Seemannsschule, und Kapitäns findest du da scharenweise. Sie wohnen in den alten Fischerhäusern mit den hohen Rohrdächern, haben sich einen Utkiek gebaut und nach Ost und West Bullaugen angebracht."

Wir fuhren über den Bodden, und richtig, da standen die Häuser mit Utkiek und Bullaugen. Wenn daneben nur nicht die Tafel gewesen wäre, diese fürchterliche Warnungstafel: Jeder Reisende hat sich sofort nach dem Eintreffen unter Vorlegung seiner Papiere bei dem Vogt zu melden. Zuwiderhandelnde... Hatte ich Papiere? Nichts weiter als eine unbezahlte Schneiderrechnung. Die würde kaum genügen. Ich aber bin ein Mensch, der die Gesetze achtet, und so blieb mir nichts weiter übrig als schleunigst ins Preußische zu entweichen.

Es war ein eiliger Weg, zuerst über das wellige Fischland, dann weiter am Lehmhang der Küste. Dunkle Regenwolken, brüllende See, am Strande Krautballen und Hölzer, in der Ferne Segel und Rauchfahnen: Dies ist der richtige Ort für meine alten Herren. Da sehe ich schon einen Flaggenmast. Aus der windgeschützten Schlucht lugen rohrgedeckte Häuser hervor: Arenshoop. Rote, grüne, gelbe, blaue, gestreifte, karierte Häuser. impressionistisch, expressionistisch, kubistisch. Wie? Das ist ja die reine Malerschule! Stimmt! Und in St. Lucas sitzen sie alle beieinander. Malweibsen und Malmannsen, reden von Motiven und Farben, Ausstellungen und Kritiken, wo ich doch Seegeschichten und Abenteuer hören wollte. Also wieder nichts und weiter nach Prerow.

Es ist ein langer Weg, und er geht durch den Darß, und der Nordwest heult, und der Regen klatscht, aber leid ist es mir doch nicht geworden. Denn dieser Wald auf dem Darß ist noch so ein Stück Urnatur und hat wenig seinesgleichen. Niedriges Dorngestrüpp duckt sich hinter die Düne, schräg ansteigend wie ein Dach und so dicht, daß kaum ein Vogel drin Unterschlupf findet. Zwischen sparrigem Gras legen die Kiefern sich platt auf den Bauch. Ihre wenigen Zweige zerzaust der ewige Wind. Die ihm offen Trotz bieten, sind seltsam verdreht, verbogen, verknorrt: wahre Gespensterbäume. An der Seeseite kahl, strecken sie die langen Geisterarme flehend binnenwärts. Erst hinter Sumpf und Rohr schließt sich der Wald zu dichterem Bestande. Da gibt es auch Eichen und Buchen und mächtige Sträucher von Stechpalmen. Ein Fuchs zuckelt den Waldweg entlang. Hirsche brechen durchs Gebüsch. In den Wipfeln horstet der Fischadler...

Und die alten Kapitäne? Daß ich es nur gestehe, ich war in Prerow, in Zingst, in der Straminker Forst und weiter bis zur Sundischen Wiese: Kapitäne habe ich keine getroffen. Vielleicht habe ich nicht genügend nachgeforscht. Vielleicht hat mich das Land noch mehr gefesselt als die Leute. Es ist ein reizendes Stück Erde. Eigentlich nur Wasser

und Luft. Nordwärts verschwimmt in Wolken und Wellen Hiddensoe. Im Süden dehnt sich der Bodden mit Bülten und Rohrkämpen, und zwischen ihnen, dieser schmale Streifen, nur wenige Kilometer breit: Darß und Zingst. Sand, Gras, Moor, Schiffahrtszeichen und Fischerhütten. Und Badegäste! Leider! Sie haben mir alles verdorben, haben die wunderbaren Fischerhäuser rings mit Lauben verglast, daß sie nun aussehen wie schlechte Vogelbauer, haben überall Konditoreien eingerichtet, Tanzdielen, Bars und Kaffeehäuser, haben den alten schönen Kapitänshausrat — denn es gab hier wirklich Kapitäne, aber es ist schon lange her, damals, als noch die Kleinschiffahrt blühte —, die hübschen Teegeschirre, Uhren, Mahagonimöbel haben sie nach Berlin verhandelt, und sie selber, die alten Herren, die sich hier vor Anker gelegt hatten und von denen ich Seelatein lernen wollte, die sind alle nach einem andern Ort verzogen, sitzen jetzt fern über Wolken und Wind, oben bei Petrus, der ja auch ein seebefahrener Mann gewesen ist, wenn auch nur für kleine Fahrt und wahrscheinlich ohne jedes Patent.

Da sitzen sie, trinken einen steifen Grog nach dem andern, und ich krieg keinen, erzählen eine Geschichte nach der andern — und ich höre nicht eine. Ab und zu geht einer zum Wolkenriß und schaut aufs Meer hinunter, ob er nicht irgendwo sein gutes Schiff entdecke. Aber die See ist leer, denn die Zeiten sind schlecht, und die guten Schiffe sind dahin: versenkt, verkauft, verwrackt, vermodert. Es macht keine Freude, daran zu denken. Da ist es unterhaltsamer am runden Tisch, wo der alte Maat aus Galiläa eben ein neues Garn abspinnt: „Als ich noch auf dem See Genezareth fuhr usw. usw."

So ähnlich muß es doch da zugehn, wo die alten Kapitäne wohnen.

Sonnenschein an der pommerschen Ostseeküste.

Von Hans Schroeder,
Leiter der Klimatologischen Station des See- und Solbades Swinemünde.

Sonnenschein und Strandkorbleben, kühlende Seebrise und leichter Wellenschlag, wie gehören sie zusammen, wie umschließen sie all das, was der Badegast an unserem schönen Ostseestrand zu finden wünscht! Wie leicht und frohgemut verläßt er morgens das Bett, wenn die helle Morgensonne ins Fenster guckt; wie schnell geht's hinunter an den lichtdurchfluteten Strand. Der umgehängte Bademantel fällt, und ungehindert bräunt die strahlende Sonne den behaglich hingestreckten Körper. Solcher schönen Tage lassen sich ungezählte ertragen!

Wohl wird auch einmal ein Sturmtag mit in Kauf genommen; von gewaltigem, nachhaltigem Eindruck auf den Binnenländer und großartig anzuschauen sind die jagenden Wolken am Himmel und darunter das sturmgepeitschte, in mächtigen Wogen heranrollende Meer, wie die brandenden schaumgekrönten Wasserberge wütend gegen das anscheinend so feste Balkenwerk des Seestegs toben und langsam, aber sicher ihr Zerstörungswerk daran versuchen. Doch der alle Hüllen durchwehende Wind treibt bald zum Rückzug, der fegende Sand am Strande läßt auch im Strandkorb nur kurzen Aufenthalt zu, und kommt gar noch Regen — dann eiligste Flucht ins gemietete „Heim"! — Scheint ihm nicht gerade an solchem Tage die häuslich-persönliche Gemütlichkeit ganz besonders zu fehlen? — Sehnsüchtig wird fort und fort nach dem ersten Sonnenblick ausgeschaut, der ja an unserer mittleren Ostseeküste erfahrungsgemäß auch nie lange auf sich warten läßt. — Ja, es ist schon so! Sonnenschein und Badeleben sind untrennbar mit einander verbunden. Sonnenschein an der See ist nicht nur wichtig für den Badegast oder für den erholungsbedürftigen Kurgast, von ihm hängen ebenso ab der vermietende Villenbesitzer, das Gastwirtsgewerbe, die Verkehrsunternehmen und vieles mehr in unseren Seebädern. Sonnenschein bringt erst den richtigen Schwung in die Saison; er kurbelt den Saisonbetrieb zur Höchstleistung an.

In diesen Zeilen soll nun die Verbindung Badegast—Sonnenschein näher besprochen werden. Dabei fesselt die Frage, inwiefern die Sonnenstrahlung auf den menschlichen Körper wirkt, ihn äußerlich bräunend, oft sogar schmerzhaft verbrennend, ihn innerlich durchwärmend und heilend. Nach diesen Strahlungswirkungen wird heute viel geforscht, über sie wird viel geschrieben. Mit zahlreichen, kunstvoll erdachten, oft sehr kostspieligen Apparaten wird ihnen zu Leibe gerückt, sie werden in ihren Einzelerscheinungen wissenschaftlich gründlich erforscht. Doch sind wir — das darf wohl gesagt werden — darin noch nicht allzuweit auf sicheren Boden vorgedrungen. Einstweilen wird in diesem jungen Zweig der Wissenschaft, der Strahlungsforschung, der die verschiedensten Wissens- und Lebensgebiete berührt, an vielen Orten der gesamten Erdoberfläche Beobachtungsstoff gesammelt, wie es immer in einer werdenden, erst in der Entwicklung begriffenen Forschungstätigkeit der Fall ist. Allmählich wird dann

das vielseitige Material gesichtet, geordnet, verarbeitet, durchforscht, und es gestattet dann zu Schlüssen und Tatsachen zu gelangen, die die in der Natur gegebenen Gesetzmäßigkeiten in weiter verwendbarer Form zu Worte bringen. Die Strahlungswirkungen des Sonnenlichtes, diese noch nicht geklärten bioklimatischen Sonnenscheineinflüsse auf den menschlichen Organismus, sollen hier nur erwähnt sein. Etwas näher soll im Folgenden eingegangen werden auf die einfache Frage:

Wann, in welchen Tagesstunden der einzelnen Monate besteht an der mittleren Ostseeküste die größte Wahrscheinlichkeit auf Sonnenschein am Strande?

oder:

Wie verteilt sich der Sonnenschein, die sogen. Sonnenscheindauer in den einzelnen Monaten der Badezeit auf diese.

Die Frage dürfte in gleicher Weise den daran lebhaft beteiligten Bade- und Kurgast berühren wie den Arzt, der den ihn befragenden Patienten beraten will, wann am besten und in welchem Umfange dieser sich der Sonnenstrahlung aussetzen darf und soll. Die hier gegebenen Zahlen sind einer fünfjährigen Beobachtungsreihe entnommen, die am Strande von Swinemünde von der dortigen bioklimatischen Station der Badeverwaltung mittels des Stokesschen Sonnenschein-Selbstschreibers gewonnen wurden. Sie gelten mit unwesentlichen Aenderungen für die benachbarten Küstengebiete der pommerschen Bäder. Durch die fünfjährige Ausgleichung der jährlich stärker schwankenden Werte ist wohl schon eine Gewähr für eine gewisse Allgemeingültigkeit gegeben, und dies umso mehr, als etliche Besonderheiten dabei regelmäßig wiederkehren. Zur Wiedergabe kommen nur die Ergebnisse für die Saisonmonate Juni, Juli, August, denen noch der für das Frühlingsklima kennzeichnende Mai vorgesetzt wurde. Vorausgeschickt seien einige allgemeine Eigenheiten des Küstenklimas der mittleren Ostsee.

Die winterliche Abkühlung des Wassers, die ihren Tiefstand erst Anfang März erreicht,



Der herrliche Strand von Swinemünde

bewirkt, daß die darüber lagernde Luft ebenfalls stark abgekühlt ist und in das bereits wärmere und mittäglich mehr und mehr erwärmte Binnenland abfließt. Bei der Berührung mit dem warmen Boden erwärmt sie sich selbst und wird daher ziemlich trocken und wolkenarm. Das Spätfrühjahr ist also durch sonniges aber kühles, meist seewindiges Wetter ausgezeichnet, das etwa bis in die Mitte des Juni anhält. Der reiche Sonnenschein dieser Monate kommt im Wärmehaushalt der Natur unserer Ostsee zum größten Teile dem Wasser zugute, das, wie mehrjährige Beobachtungen zeigen, unter der Einwirkung der Besonnung bis in beträchtliche Tiefe schnell eine Wärmezunahme von 10^0—13^0 C erfährt. Zur Zeit des höchsten Sonnenstandes beginnt normalerweise infolge der weiteren Binnenlanderwärmung in Norddeutschland verstärkter Zufluß maritimer Kaltluft von Nord- und Ostsee, ge-

wöhnlich mit Trübung und Niederschlägen, ein förmlicher Sommermonsun, der bis in die ersten Tage des Juli anzuhalten pflegt. (Von dieser Regel machte eine störende Ausnahme der allzu sonnenscheinreiche Juni 1930!) Allmählich gleichen sich nun Land- und Wasserwärme einander an, und im letzten Drittel des Juli tritt gewöhnlich eine Zeit erhöhter Niederschlagstätigkeit ein, in der sich das Wetter für den Schluß des Juli und die erste Hälfte des August zum Guten oder Schlechten entscheidet.

Wahrscheinlichkeit hervor dafür, daß in der betreffenden Stunde die Sonne scheint oder nicht. Doch sagen das ja die Zahlen der Tabelle auch.

Ihnen entnehmen wir zunächst, daß innerhalb der einzelnen Monate ein deutliches Auf und Ab der Sonnenscheinmenge zu erkennen ist. Mai-Anfang, Juni-Anfang und -Mitte, Juli-Mitte (aber weniger!), August-Anfang und -Ende zeigen Höchstwerte der Sonnenscheindauer. Dagegen sind offenbar

Tabelle I — Stündliche Sonnenscheindauer in %.

Monat	Stunde von											
	6—7	7—8	8—9	9—10	10—11	11—12	12—13	13—14	14—15	15—16	16—17	17—18
Mai 1.—10.	66	72	71	68	74	74	74	75	73	69	68	69
11.—20.	47	50	52	54	53	49	50	50	49	44	47	45
21.—31	49	55	62	56	57	58	63	61	62	62	64	64
Juni 1.—10.	52	52	67	68	70	69	70	73	70	68	64	60
11.—20.	59	66	66	72	72	71	72	70	68	67	72	69
21.—30.	45	41	47	49	52	48	45	45	48	43	46	39
Juli 1.—10.	56	60	61	54	50	50	53	56	60	56	48	47
11.—20.	58	63	64	60	63	63	68	65	65	67	60	61
21.—31.	48	51	52	53	51	52	50	52	53	47	55	52
August 1.—10.	59	65	71	71	70	73	72	67	69	66	65	59
11.—20.	38	52	55	51	54	57	55	57	50	48	44	43
21.—31.	49	63	74	75	76	80	76	76	71	73	70	59

Tabelle II

Monat	Stunde von											
	6—7	7—8	8—9	9 10	10 11	11 12	12—13	13—14	14—15	15—16	16—17	17—18
Mai	54	59	62	59	61	60	62	62	62	58	60	59
Juni	52	53	60	63	64	63	62	63	62	59	61	56
Juli	54	61	59	56	55	55	57	58	59	57	54	53
August	49	60	67	66	67	70	68	67	63	62	60	54

In der Tabelle I sind die gemittelten Prozentzahlen der stündlichen Sonnenscheindauer in den Monatsdritteln vom 1.—10., vom 11.—20., vom 21. bis 31. der Monate Mai bis August für die für den Strandbesucher in Frage kommenden Stunden von 6 Uhr früh bis 18 Uhr nachm. zusammengestellt. Tabelle II läßt die Mittelwerte der Monate vergleichen, bei denen aber schon viele Einzelheiten verwischen.

Anschaulicher werden die in der ersten Tabelle dargestellten Verhältnisse, wenn man folgende bildliche Darstellung davon macht: Ein Halbkreis mit etwa 10 cm Halbmesser wird in 12 gleiche Stunden-Sektoren geteilt. Um den Halbkreismittelpunkt zeichnet man in jeden Sektor mit der Prozentzahl der Tabelle als Halbmesserlänge in mm ein Bogenstück und kann dann den Teil bis zum Mittelpunkt blau oder gelb färben. Dann stellt die ganze um den Mittelpunkt gelegene Farbfläche die Gesamtsonnenscheindauer der Tagesstunden des Monatsdrittels dar. Zeichnet man noch mit 50 mm Halbmesser den Halbkreis ein, dann tritt sofort deutlich die größere oder geringere

Mai-Mitte (um die sogen. „gestrengen Herren" herum) besonders aber Juni-Ende, weniger Juli-Anfang und -Ende und die Mitte des August durch Mangel an Sonnenschein benachteiligt. Daß hierbei der Hauptreise- und Saisonmonat Juli nicht gerade gut abschneidet, ist eine leider lange bekannte Tatsache. Der Gewitterreichtum im Binnenland macht sich auch an der Küste in stärkerer Bewölkung bemerkbar, doch in den einzelnen Jahren recht unterschiedlich. Ganz sicher liegt in der Zeit zwischen dem 5. und 15. Juli ein in der Tabelle nicht hervortretender höherer Wert der Sonnenscheindauer. An der mittleren Ostseeküste fällt also nach den bisherigen Beobachtungen die größte Wahrscheinlichkeit für Sonnenschein in den Anfang des Mai und das Ende des August. Bei der Wahl beider Zeiten für einen etwaigen Aufenthalt an der See ist aber sehr zu berücksichtigen, daß ein erheblicher Unterschied in Hinsicht auf die gleichzeitig herrschende Luftwärme und den Wind besteht. Frische, kühle Seewinde halten die Tagestemperaturen im Mai noch niedrig; die Nächte

sind oft wärmer; auch das Seewasser ist noch kühl. Ende August dagegen herrscht tagsüber ausgeglichene, oft erhebliche Wärme bei vorwiegend von Land wehendem Wind; die Nächte sind eher kühler; die See ist warm. Der Leser, vor allem der Arzt wird hieraus entnehmen, wem er jene oder diese Zeit zum Seeaufenthalt wird empfehlen können. Nebenbei sei darauf hingewiesen, daß in beiden Pe-



Hafen und Leuchtturm von Osternothafen

rioden die aktive Strahlung der Sonne Höchstwerte erreicht, wodurch — besonders im Mai — die jedem Küstenbewohner bekannte stärkste Bräunung der Haut hervorgerufen und begünstigt wird.

Verglichen wir eben die einzelnen Zeilen der Tabelle I von oben nach unten miteinander mit dem soeben besprochenen Ergebnis, so zeigt ein Ueberschauen der einzelnen Stundensäulen von links nach rechts, daß zwischen den 4 Monaten auch da wieder Unterschiede bestehen, die zu praktischen Folgerungen führen können.

Sowohl Tabelle I wie auch II zeigen, daß etwa bis 8 Uhr früh die Morgensonne erst die — besonders im August reichliche — nächtliche Bewölkung vertreiben und auflösen muß. Dann herrscht in den Vormittagsstunden bis etwa 11 Uhr in allen Monaten günstigste Besonnung, die aber in den Monaten Juni und Juli deutlich, weniger im Mai, gegen die Zeit des täglichen Sonnenhöchststandes, also gegen 12 Uhr mittags, einen Abfall zeigt. Durch die stärkere Erwärmung des Bodens treten aufsteigende Luftströme und damit kräftigere Bewölkung auf. Der August macht hiervon eine Ausnahme; bei ihm ist die Mittagsstunde die sonnenscheinreichste Zeit. In den Nachmittagsstunden findet dann, besonders im Hauptsaisonmonat Juli, wieder ein kräftiger Anstieg zu höherer Sonnenscheindauer statt. Diese Feststellungen geben dem aufmerksamen Badegast einen Fingerzeig, wann, in welchen Stunden am Vor- und Nachmitag er am sichersten die ersehnte Sonne in den einzelnen Monaten genießen kann. Eines ist sicher daraus zu entnehmen, daß der Frühaufsteher auch hier wieder der größte Nutznießer ist. Diese Sorte Menschen ist unter den heutigen Badegästen aber leider selten! Der moderne Bäderbetrieb ist — wie in den Großstädten — viel zu sehr auf Abend und Nacht eingestellt, sodaß der spät heimkommende Badegast am Morgen die schönsten Stunden zu verschlafen pflegt. Erst um 10—11 Uhr füllen sich Strand und Bäder; dann beginnen gerade die mittäglichen Wolken etwas mißgünstig-mitleidlos die Sonne stärker zu verhüllen. Die Mittagessenszeit liegt, wie wir erkennen, im August günstig in den wolkenreicheren Stunden; doch dürfte ein allzulanges Mittagsschläfchen wieder von Nachteil sein. Spätestens um 3 oder ¼4 Uhr nachm. müßte der Strand wieder aufgesucht oder ein Spaziergang unternommen werden, damit die Nachmittagssonne bis 5 oder 6 Uhr noch gut ausgenutzt werden kann.

Soweit soll in diesen Zeilen der Inhalt beider Tabellen ausgewertet werden. Der aufmerksame Leser wird noch die eine oder andere Einzelforderung herauslesen können. Abschließend sei nochmals bemerkt, daß die hier aus 5 Jahren gesammelten Mittelwerte, so deutlich sie gewisse Regelmäßigkeiten zeigen, nicht als Norm für den Verlauf jedes Einzeljahres gelten können. Aber sie geben gewisse Anhaltspunkte und lassen sich, wie wir sehen, praktisch ausnutzen. Möge der diesjährige Sommer unserer Ostsee reichlichen Sonnenschein schenken!



Am Strand von Hiddensoe

Ekke Nekkepenns Weib.

Ein Märchen von Martha Müller-Grählert.

Viele, viele Jahre lang war Schön Ilsebill nun schon die Frau des Wassermannes, der seit undenklichen Zeiten im Meere, dicht vor ihrem Heimatorte hauste. Wenn sie sich von den Luftbläschen im gläsernen Schornsteine ihres Kristallpalastes nach oben tragen ließ und sich dort auf den Rücken ihres starken Mannes oder eines ihrer großen Kinder schwang, sah sie fern über den heimatlichen Dünen die beiden grauen Pappeln ragen, die vor ihrem Elternhause standen, — sah auch die Turmspitze der kleinen Kirche, in die man sie an jenem Sommertage schleppen wollte, damit sie dem alten, reichen Viehhändler angetraut würde. Ihre beiden Brüder, die schon drei Tage lang nicht nüchtern gewesen waren, hatten sie links und rechts untergefaßt, und der Vater ging fluchend dicht hinter ihr und trat ihr auf die Hacken, wenn sie zögerte. Morgens hatte er sie mit einem Tauende aus dem Bette gejagt zu der weinenden Mutter, die ihr das Hochzeitskleid auf den zitternden Leib gestreift hatte. Längs des Kirchweges hatten alle Dorfleute gestanden und viele ihrer Verehrer, aber helfen hatte ihr keiner können, denn sie waren alle arm gegen ihren Freiersmann. Der hatte schon am Altare auf sie gewartet, und sein dicker Bauch mit der dicken Goldkette darauf hatte vor Freude gewackelt. Und sein breiter Mund mit den vom Priemen schwärzlichen Zahnstummeln hatte bis an die großen, blauroten Ohren gegrinst. Er hatte sie gleich bei der Hand genommen und sie nur losgelassen, um den aus der Sakristei tretenden Pfarrer zu begrüßen. — Und im selben Augenblicke hatte Ilsebill sich losgerissen und war durch die Sakristei und die hintere Kirchtüre geflohen. Sie war schon jenseit der Düne am Strande, als ihre keuchenden Verfolger auftauchten. Da war sie mit einem triumphierenden Jubelschrei ins Meer gelaufen, — immer weiter, immer weiter, bis sie den Boden unterm Fuß und das Bewußtsein verloren hatte.

Und als sie wieder erwachte, lag sie auf einem weißen Bärenfell in einem großen, von grüner Meeresdämmerung erfüllten Gemache mit kristallenen Wänden und sah in das gute, besorgte, mit langen, weißen Schnurrbartborsten versehene Gesicht Ekke Nekkepenns, des Wasser-

mannes. Sie kannte ihn längst von ihren einsamen Wasserfahrten in sommerlichen Vollmondnächten, die sie von jeher geliebt hatte. Gern hatte er dann, über den Rand ihres kleinen Bootes gelehnt, mit ihr geplaudert und gescherzt. Und scherzend hatte er sie einmal gefragt, ob sie nicht seine Frau werden möchte. Ebenso scherzend hatte sie abgelehnt, aber an dem traurigen Blick seiner smaragdgrünen, großen Augen hatte sie wohl seine wahre Meinung erkannt. Und da hatte sie ihm freiwillig versprochen, sich in Zeiten der Not seiner Freundschaft zu erinnern. Und als diese dann



Die Swantewitbucht von Hiddensoe

wirklich kamen, lief sie zu ihm ins Meer und wurde seine Frau.

Nein, noch nicht einmal hatte sie das bereut. Denn liebevoller und aufmerksamer konnte kein Menschenmann zu ihr sein als er. Jedes Jahr bekam sie ein Kindlein und liebte ihre fröhliche, krabbelnde Brut so zärtlich, wie nur je eine Mutter es vermag. Daß deren untere Gliederchen mit der Zeit immer zusammenwuchsen und sich zu einem flinken Schwänzlein formten, befremdete sie längst nicht mehr, denn sie sah ja die Zweckmäßigkeit ein. Sie selbst trug ein silberglänzendes Schuppenkleid und schmückte ihr langes, gelbes Haar mit funkelnden Steinen, Perlen und Korallen. Mann und Kinder vergötterten sie, und wenn sie zuweilen davon hörte, wie sich die Menschen der Erde unter einander bekämpften und sich um Leben und Sonnenlicht brachten, — wenn aus fernen Meeresweiten Kunde von gesunkenen Schiffen kam, mit denen sie sich mutwillig in die Tiefe schickten, dann seufzte Schön Ilsebill wohl zufrieden auf und sagte noch freundlicher: „Mein lieber Ekke!"

Nein, Reue kannte sie nicht. Mit der Zeit wurde sie aber doch des vielen Kinderkriegens ein wenig müde, und der Gedanke, daß es vielleicht in alle Ewigkeit so weiter gehen sollte, verstimmte sie. Andererseits wunderte sie sich oft, daß ihre Leibesblüte, die Schönheit ihrer Glieder sich so unverändert durch all die Jahre erhielt. Als sie ihren Mann danach fragte, wurde er sehr ernsthaft und sagte: „Ilsebill, du bist schön, weil du zufrieden bist. Mit dem Tage, wo du Muße findest, Altern und Welken an dir zu bemerken, wirst du unzufrieden und damit tatsächlich alt werden.

Und er liebte sie womöglich noch mehr. Und an den Sonntagen, wo sie vielleicht kurze Zeit dazu gekommen wäre, den gedämpft hinunterhallenden heimatlichen Kirchenglocken zu lauschen, stellten sich alle ihre Kinder bei ihr ein, auch die größeren, die sich längst in fernen Gewässern ein eigenes Heim gegründet hatten. Und sie kam vor Freude und fröhlicher Aufregung gar nicht zur Ruhe.

Bis dann einmal der Winter so hart wurde, daß das Meer bis weit hinaus zu Eis erstarrte und die Musik der unaufhörlich brandenden Wogen jählings verstummte. Diese tiefe Ruhe schuf Frau Ilsebill Unruhe. Und eines Abends, als sie ihre Kinder eingesungen hatte und auch ihr Mann, wie gewöhnlich, dabei eingeschlafen war, da lag sie lange allein wach und lauschte in die große Stille ringsum. Und plötzlich erscholl, viel lauter und mächtiger als je zuvor, fernes Glockenläuten an ihr Ohr, — fernferne und doch so nah und vertraut. Da griff sie nach ihrem Herzen. Und weit offenen Auges sah sie durch die grünen Glaswände Millionen blinkender Sterne, — weißen Schnee auf bekannten Wegen und einen hohen, brennenden Christbaum in einer kleinen Kirche, deren weißgetünchte, schmucklose Wände von den heftig schwingenden Glocken oben im Turme erbebten. Und sah lauter bekannte Gesichter

voller Festfreude und hörte jubelnden Chorgesang: „Ehre sei Gott in der Höhe!"

Und da hatte sie Heimweh.

Im selben Augenblicke fragte ihres Mannes Stimme: „Ilsebill, was fehlt dir?"

„Lieber Ekke, mein Herz tut mir weh, und ich möchte wohl einmal heim!"

„Heim, Ilsebill? — Ja, bist du denn nicht bei mir daheim?"

Da schwieg sie still und begann zu weinen. Und er seufzte auf und nahm sie in seine Arme. Und so schliefen sie ein. — Anderntags hatte sie scheinbar alles vergessen, aber er merkte wohl, daß sie stiller und nachdenklicher war als früher. Und als der Winter vorbei war und sie beim Klange der Osterglocken leise zusammenfuhr, sagte er gütig: „Ilsebill, ich und die Großen passen schon in der Kinderstube auf, so gehe einmal hinauf in deine Heimat!"

Da lachte sie, herzte und küßte ihn und die Kinder und zog das schwarzseidene Hochzeitskleid an, mit dem sie einmal hergekommen war. Aber den Schleier hatte sie nicht mehr; den hatten die Wellen fortgespült, und auch den Kranz. Und auf ihres Mannes Rücken kam sie an den heimatlichen Strand, just eine Minute vor Sonnenaufgang, ehe die Fischer ausfuhren.



Kreideküste von Rügen — Aufn. Dr. Schneider, Bergen

„Sieben Tage lang schaue ich nach dir aus, Tag und Nacht!" sagte ihr Mann beim Abschied. „Nicht länger, Ilsebill, vergiß es nicht! Solange bist du eine Wasserfrau!" —

„Ich vergesse es nicht, lieber Ekke!" —

Und seinen schmerzlichen Seufzer und all das Weinen und Wehklagen ihrer Kinder im Ohre, schritt sie über die Düne.

*

Am Nachmittage sah der fremde Maler, der seit vielen Jahren Frühling und Sommer in dem stillen Fischerdorf verbrachte und mit Vorliebe im Schatten der kleinen Kirche auf dem schmucklosen, aber von unendlich süßer Wehmut erfüllten Friedhofe weilte, eine wunderschöne Frau in seltsam altmodischem Kleide zwischen den Gräbern. Langsam ging sie durch den weißen Sand von einer Namenstafel zur andern und las mit verstörten Augen die meist schon verwitterten Inschriften. Als sie den Maler vor seiner Staffelei und seine teilnehmende Miene sah, ließ sie sich schwer auf die Kirchenstufen sinken und sagte: „Alle sind tot, lange, lange schon tot!"

Der Maler war ein berühmter und trotz seiner fünfzig Jahre noch sehr stattlicher Mann. Seine Bilder, meist Seestücke, atmeten eine kühne, meergebundene Phantasie. Er bevölkerte die einsame Flut mit lebenden Wesen, die noch kein Menschenauge erschaut hatte. Dies junge Weib nun mit dem leuchtenden, bernsteingelben Haar und den großen, grünlichblauen Augen im zartweißen Gesichte glich genau dem Urbild seiner Wasserfrau, die er im Wachen und Träumen sah. Aufgeregt glitt sein nervöser Blick über ihre geschmeidige, ebenmäßige Gestalt und stellte sie sich statt in dem schwarzen, lächerlichen Kleide in der Umrahmung von Schilf und Muscheln, Perlen und Meerschaum vor. Ja, sie war es, sie mußte es sein. Ihn verwirrten nur die zwei kleinen, beschuhten Füße, die unterm Rocksaume vorsahen. Aber was war das? Eine Stelle dieses Saumes war naß, und unaufhörlich fiel ein Tröpflein nach dem andern glitzernd herab und versickerte in dem sonnenheißen Sande, der schon seit Wochen keinen Regen geschluckt hatte. Nur mühsam beherrschte er seine Freude, war doch dieser feuchte Rocksaum das untrügliche Stigma der Wasserfrauen.

Und in seiner impulsiven Raschheit, deretwegen er allgemein „der verrückte Maler" hieß, fragte er: „Du bist eine Meerfrau, nicht wahr?"

Froherstaunt blickte sie auf. Den ganzen Tag hatte sie vergebens nach einem bekannten Gesichte gespäht; alle Namen, die sie nannte, hatte sie nur hier auf den Grabsteinen wiedergefunden. Und wenn sie erzählt hatte, daß sie im Dorfe geboren, aber seit langem die Frau des Wassermannes sei und aus dem Meere käme, hatte man mit allen Zeichen des Schreckens die Türen vor ihr zugemacht. Und nun dieser Fremde erkannte sie gleich.

„Ja, das bin ich!" antwortete sie ihm jetzt, mit der schönen, perlmutterweißen Hand eine gelbe Strähne aus der Stirn streichend.



Hochufer bei Neu-Muckran auf Rügen
Aufn. Dr. Schneider, Bergen

„Ich bin Ilsebill, die Frau von Ekke Nekkepenn, dem Wassermann!"

„Und wen suchtest du hier?" fragte er atemlos.

„Hier? — Hier suchte ich niemanden!" erwiderte sie traurig, und auf seinen dringlich forschenden Blick hin erzählte sie ihm ihre Geschichte und spürte wohl, daß er ihr Wort für Wort glaubte. „Und nun sind sie alle längst tot, und nur ich lebe, weil ich eine Meerfrau wurde, — nur ich ganz allein!"

Der Maler hatte sich eine Stufe niedriger zu ihr gesetzt und sah sie wie verzaubert an.

„Nein, — nicht nur du, auch ich lebe!" rief er jetzt, sprang auf und begann in seiner Skizzenmappe zu wühlen. „Und wenn ich bis heute noch nicht wußte, warum und wozu, — jetzt weiß ich es! Endlich weiß ich, daß ich nicht nur träumte, wenn ich dich sah, — daß nicht nur Fieberwahn meinen Pinsel führte, wenn ich dich malte! — Da, sage selbst, wer ist das?"

Ein Blatt nach dem andern legte er ihr auf den Schoß. Und staunend sah sie ihr eigenes Bild, das ihr aus den Skizzen entgegenblickte, gezeichnet oder gemalt. Er kniete vor sie hin und schaute sie beschwörend an: „Nicht wahr, du schöne Ilsebill, nun siehst du es selbst, warum du endlich aus dem Meere heraufkommen mußtest! Viele Jahre habe ich auf dich gewartet, denn ich wußte ja, daß du kommen würdest. Schon als Knabe habe ich dich in meiner Seele geliebt, und wenn ich hinaus aufs Meer sah, erblickte ich dich. Und nun lasse ich dich nie mehr, nun bist du mein!"

Er bedeckte ihre Hände mit Küssen, und mit einem hilflosen Lächeln ließ sie es sich gefallen. Sein braungebranntes, hageres Gesicht mit den leidenschaftlichen Zügen, in dem die dunklen Augen wie zwei Fackeln standen, wirkte anziehend und abstoßend zugleich auf sie. Als jetzt Leute kamen und sie mit dummer Neugier anstarrten, zog er sie hoch und führte sie an der einen Hand mit sich fort. Mit der andern raffte sie ihr Kleid, von dessen Saume unaufhörlich kleine, glitzernde Tropfen fielen.

— — — So kam Ilsebill in das Heim des Malers, das einsam zwischen Deich und Düne, inmitten dunkler Föhren und säuselnden Schilfes lag. Aeußerlich unterschied es sich wenig von den ortsüblichen Strohdachkaten; innen aber war es mit aller modernen Behaglichkeit ausgestattet, die sich ein wohlhabender Künstler leisten konnte. Auch hier fand Ilsebill an den Wänden oder auf Staffeleien ihr Bildnis: wie sie einsam und mit unergründlich sphynxhaftem Ausdruck des schönen Gesichts auf der grauen Wasserfläche ruhte, — oder im Kreise fröhlich spielender Meerwesen und Najaden, deren schönste sie war. Immer aber endigte ihr weißer Leib in einen silberschuppigen Fischschwanz. Sie lachte darüber und zeigte triumphierend ihre Füße, von denen sie gleich nach ihrem Eintritt mit befreitem Aufatmen Schuhe und Strümpfe gezogen hatte. Ihnen folgten bald alle übrigen einengenden Kleidungsstücke, und nur die silberne Schuppenhaut, die ihr vom Hals bis ans Knie reichte, blieb, genau wie in ihrer Meereswohnung, ihr einziges Gewand.

Geduldig stand sie dem entzückten, wie in ständigem Rausche lebenden Maler zu jeder Stunde Modell und ließ sich von seiner alten, brummigen Wirtschafterin, die sogar mit ihren trüben Augen das Besondere an ihr sah, verwöhnen. Aber obwohl sie ja zugeben mußte, daß der Mann, dessen ganzes Leben sie bereits beherrscht hatte, ehe sie sich kannten, ein Recht auf ihre Gegenliebe besäße, so konnte sie ihm diese doch nicht geben. Die Heftigkeit seiner Werbung erschreckte sie. Und nachts, wenn das vergebliche Einlaßflehen vor ihrer verschlossenen Tür verstummt war, dachte sie sehnsüchtig an die schweigsame, ruhige, von gebändigter Kraft erfüllte Zärtlichkeit Ekke Nekkepenns und an die süße Liebe all ihrer Kinder.

Als sie am dritten Tage dieser Sehnsucht Ausdruck gab und von Abschiednehmen sprach, da verzerrte sich das dunkle Gesicht des Malers, und er warf die Palette auf den Boden, daß die Farben spritzten. „Mir gehörst du!" rief er, „bei mir bleibst du, sei es mit oder ohne Liebe, lebendig oder tot!"

„Dann wird es tot sein!" sagte sie traurig. „Denn sieh, sobald ich aufhöre, eine Wasserfrau zu sein, zählen wieder meine Erdenjahre. Und danach wäre ich ja schon lange eine Gestorbene. Begreifst du das nicht?"

„Nein!" rief er leidenschaftlich, „das ist nicht wahr! Du vergißt, daß ich dich unsterblich gemacht habe, daß mein Pinsel dir ewiges Leben gegeben hat! Du bist mein!"

All sein Reden aber überzeugte sie nicht; mitleidig gab sie jedoch seinem Flehen nach und versprach, bis zum siebenten Tage bei ihm zu bleiben. Mit Zähneknirschen sah er ihre Blicke sehnsüchtig übers Meer schweifen und las ihre Gedanken, die nicht ihm gehörten, hinter ihrer weißen Stirn. Er wußte von ihr, daß, wenn sie nicht am siebenten Tage zurückkehrte, sie für immer die Möglichkeit dazu verlieren würde. Dann mußte sie bei ihm bleiben.

Und so schloß er sie am sechsten Tage ein und verstockte sein Herz gegen ihr angstvolles Flehen und Bitten. Ungerührt hörte er die letzte Nacht ihr verzweifeltes Weinen und Wehklagen. Die verriegelten Türen und Fenster, seine liebesverwirrten Sinne gaben nicht nach. Als die alte Wirtschafterin ein Wort für Ilsebill einlegen wollte, jagte er sie fluchend aus dem Hause.

Endlich, beim Strahl der ersten Morgenröte am achten Tage, verstummte das Weinen. Da reckte er sich hoch; Gottlob, nun war sie sein, nun wollte er ihr jede einzelne Träne mit tausendfacher Liebe vergelten. „Nun komm, du schöne Ilsebill!" jauchzte er und stürzte mit ausgebreiteten Armen in das geöffnete Zimmer.

Aber niemand war darin; nur eine seltsam dumpfe Luft wehte ihm entgegen. Mit zitternden Händen riß er die Fensterläden auf.

Und im ersten Sonnenstrahl des neuen Tages sah er auf dem zerwühlten, tränennassen Bette Ilsebills ein graues Häufchen von Staub und Knochen liegen. Und am Boden glänzte das herabgeglittene Schuppenkleid.

* * *

In der nächsten Nacht aber erhob sich ein Sturm; das Meer stand auf und raste gegen die Dünen, tobte und wühlte. Und als der Morgen sein graues Licht auf den Strand warf, war das Malerhaus verschwunden, und niemand hat von seinen Bewohnern etwas wiedergesehen.

Strandwanderung auf Usedom.

Wanderer sind wir!
Wanderer sind wir am Lebensgestade,
ziehen dahin die umbrandeten Pfade,
wandern und pilgern — wohin? Wie weit?
Lang—lange Zeit!

Wellen vergehen,
Wellen rollen und schäumen und blinken,
wogen zurück und verrauschen, versinken,
Wellen des Meeres im glitzernden Kleid —
Wellen der Zeit!

Jahre verrinnen,
Jahre, sie gehen und kommen wie Wellen,
ebben und fluten und fallen und schwellen,
werden geboren und sinken ins Grab
lautlos hinab.

Wellen und Zeiten!
Ewig wechselnd und ewig sich gleichend,
ewig sich häufend und ewig weichend,
Unheil stiftend und seliges Glück —
Menschengeschick!

Wogen erdröhnen,
Wogen donnern und speien Verderben,
treiben ans Ufer die Planken und Scherben,
türmen sich auf, den Bergen gleich,
sprengen den Deich.

Wellen erblinken,
Wellen spielen im sonnigsten Scheine,
werfen Muscheln und farbige Steine
unverhofft, mit Gescherz und Gekos'
uns in den Schoß. —

Zukunft, was birgst du?
Schicksal der Stunde, was wirst du uns bringen?
Wird uns selber die Brandung verschlingen?
Schenkt sie uns goldener Schätze Pracht,
eh' wir's gedacht!

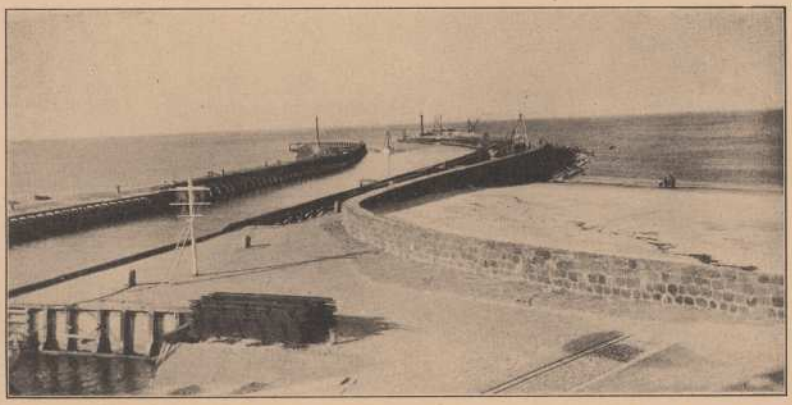
Meerflut und Schicksal! —
Wer will ergründen, was nie ergründet,
Menschen trennt und Menschen verbindet,
Segen spendet und bittere Not,
Leben und Tod! — — —

Richard Hennig.

Hinaus zum Flundernfang.

Von Else Pfefferkorn, Trier.

Die Sonne war schon untergegangen, als ich am ersten Abend nach meiner Ankunft zum Strand kam, Himmel und Wasser schienen ineinander überzugehen. Kein Boot war zu sehen, kein Segel, keine ferne Rauchfahne. Unberührt lag die metallisch glänzende See da. Nur der Vordergrund zeigte Bewegung. Eine Welle hob sich, rollte langsam heran, wuchs und brach auf dem flachen Sand zusammen. Aber schon hatte sich die nächste erhoben, um wachsend heranzurollen und dann zusammenbrechend wieder zurückzufluten. So löste sich eine nach der andern, eine nach der andern aus der unabsehbaren Wasserfläche.



Hafeneinfahrt und Molen von Kolberg (Persante-Mündung) Aufn. Reinhold Richter

Die Landschaft meiner Heimat lockt wohl mehr zu fröhlichem Wandern. „Liegt dort hinter jenem Berge nicht ein fernes, fremdes Land?" singt das Wandervogellied. Man möchte immer auf den Berg hinauf, sehen, was dahinter ist; es warten viele verborgene Ueberraschungen. Anders das Meer: offen und frei dehnt es sich aus und doch so unbegreiflich. Man steht davor wie gebannt, schaut und kommt nicht los davon: Grenzen der Erde, Ahnen von Ewigkeiten!

Oft lockt und ruft das Meer wie mit unheimlicher Macht. Manchmal, wenn man des Nachts erwacht und hört das dumpfe Rauschen, dann möchte man aufspringen und hinaus, hinaus auf die See!

Einmal bin ich auch mitgefahren zum Flundernfang: Es war Montag früh für die Fischer — für viele andere Leute war es noch verlängerter Sonntagabend. In den strahlend erleuchteten Kaffees herrschte überall noch reger Betrieb, Musik und Tanz, ein buntes Gewoge von kostbaren Kleidern. Still und dunkel lag die Straßenseite des Fischerhauses. Aber hinten in der Küche brannte schon Licht. Die sorgsame Frau G. hatte schon Kaffee gekocht für Mann und Söhne. Sie begrüßte mich mit einem freundlichen: „Guten Morgen", als ich noch nicht recht wußte, sollte ich „Guten Morgen" oder „gute Nacht" sagen; es war doch erst eine Stunde nach Mitternacht. Dann traten die Männer aus dem Haus. Einer fragte mich: „Wollen Sie heute mitfahren, wir haben Seegang — ob Sie das man vertragen?" „Ich hoffe doch." „So ein Tag ist aber lang!" „Ja." Nach einer Weile meinte er noch einmal: „So ein Tag hat aber viele Stunden!" Was sollte ich darauf sagen? „Ja." Nun denn, gewarnt war ich. Der junge Mann ging voraus zum Hafen, um den Motor anzustecken. Ich kam mit seinem Vater nach.

In der Finsternis konnte das Auge zunächst schwer etwas unterscheiden. Man hörte nur das Plätschern des Wassers an der Kaimauer und das leise Aechzen der sich wiegenden Boote. Von ferne rauschte die offene See. Dann wurde es lebendiger. Hie und da ratterte ein Motor, wurde eine Laterne geschwenkt. Und dann glitt wie ein großer, gespenstiger Schatten ein Kutter nach dem andern vorbei. Inzwischen war auch unsere „Anna" klargemacht, vorn am Mast die weiße Laterne gehißt, rechts das grüne Steuerbord-, links das rote Backbordlicht aufgesteckt. Der Nachtwind spielte in dem Hauptsegel, der Motor ließ den Schiffsrumpf beben wie vor Ungeduld. Rasch war die schmale Hafeneinfahrt durchlaufen. Beim Molenkopf begrüßten uns die ersten Wellen. Ich saß vorn auf dem Dach der kleinen Kajüte und genoß so recht mein

Leben. Weiter hatte ich ja nichts zu tun; um ehrlich zu sein: ich hätte zunächst auch nichts weiter tun können, denn an das Schaukeln muß man sich erst gewöhnen. Hat man sich z. B. nach einer Vorwärts-aufwärtsbewegung auf ein Rückwärtsabwärts gerichtet, so wird man gewiß durch einen Stoß von der Seite aus dem Gleichgewicht gebracht. Oder erwartet man nach einem Wiegen nach links ein solches nach rechts hin, dann gehts plötzlich vorne steil in die Höhe! Das kriegt man mit der Zeit wohl ins Gefühl.

Allmählich wurden die Kolberger Lichter immer kleiner, das schwache Leuchtfeuer vom



Der berühmte Strand von Kolberg

Lotsenturm war bald nicht mehr zu erkennen, aber östlich blinkte Funkenhagen und westlich Horst. Am Nachthimmel wuchs ein blaßgrünlicher Streifen, als allererste Ankündigung des kommenden neuen Tages. Wir fuhren immer seeinwärts. Von Zeit zu Zeit tauchte ein anderer Kutter aus der Dunkelheit auf. Man sah nur die schwarzen Umrisse der Segel — das Rattern des eigenen Motors übertönte das Geräusch des anderen — und man erkannte doch, daß nicht der Wind allein diesen Schatten vorwärts trieb. Im Gegensatz zu den hell erleuchteten Vergnügungsdampfern, denen man an Sommerabenden begegnen kann, fehlte hier auch jedes unnötige Licht. „Der fliegende Holländer" kam's mir jedesmal unwillkürlich in den Sinn. Nachtarbeit, ein dürres, hartes Muß für den, den sie angeht, hat oft einen romantischen Zauber für den unbeteiligten Zuschauer. Kurz vor Sonnenaufgang wurde das Netz klar gemacht. Ein solches Netz besteht aus zwei langen, schmalen Flügeln, die sich dann zu einem Sack vereinigen, der beim Fischen gleichsam wie ein geöffneter Rachen über den Meeresboden gleitet. Durch die Randmaschen läuft eine Leine, die am unteren Teil mit Blei beschwert, am oberen dagegen durch Korkstücke hoch gehalten wird. Vorne hängt jeder Flügel an einer 100 Meter langen Leine, die wiederum an dem „Schärbrett" (d. i. ein Brett mit einer eisernen Kufe) befestigt ist. Die Schärbretter haben den Zweck, das Netz nach den Seiten hin auseinanderzuhalten. Jedes Schärbrett endlich ist an einem langen Drahtseil festgemacht, das bei eingeholtem Netz mitschiffs auf einer Winde aufgerollt liegt.

Beim Auslegen des Netzes werden zunächst die beiden Drahtseile ein Stück von der Winde abgelassen und nach vorne je über eine Rolle geleitet. Also deshalb die beiden kleinen eisernen Arme mit den Rollen am Bug der Fischkutter, die mir schon öfter aufgefallen waren. Das Netz mit den beiden Leinen liegt inzwischen wohlgeordnet bereit. Nun werden die Schärbretter außen an der Reeling entlang nach vorne gebracht und je an ein Drahtseil gehängt. Dann kann das Netz versenkt werden. Rasselnd laufen die Drahtseile nach.

2—4 Stunden läßt man so ein Netz gewöhnlich schleppen. Während dieser Zeit ist die Fahrt natürlich sehr verlangsamt, — absichtlich — aber auch der Widerstand macht sich schon spürbar. Sonst lief unser Kutter mit seinem 20 PS. (man hat bis zu 40, ja sogar 60 PS.) etwa 5—6 Seemeilen in der

Stunde. Das Segel, ehemals der einzige Antrieb, ist heute nur noch eine Unterstützung des Motors. Allgemein wird Gasöl verwendet. Die Maschinen sind leichter zu bedienen als Benzin-Motoren. Auch ist Gasöl ein verhältnismäßig billiger Brennstoff. Immerhin staunte ich doch, als ich hörte, daß eine einzige Fahrt 8—10 Mark an Gasöl koste. Da ist noch kein Schmieröl dabei, keine Abnutzung gerechnet. Ueberhaupt: da stecken Werte darin: so ein Fischkutter kostet ohne jede weitere Ausrüstung etwa 11 000 Mark. Die Netze und das übrige Drum und Dran sind auch nicht billig. Gewöhnlich haben zwei Mann Anteil an einem Boot, Vater und Sohn oder Brüder oder Freunde. Zwei Mann bilden auch die Besatzung. Während der Anfahrt in der dunklen Frühe können sie sich bei ihrem Dienst am Ruder ablösen und zu kurzer Ruhe in die Kajüte vor dem Mast hinuntersteigen, wo zwei Betten eingebaut sind. Beim Auslegen und Einholen des Netzes müssen aber beide zugreifen. Der Motor wird solange auf Leerlauf gestellt (beim Einholen treibt er die Winde), und das Ruder wird solange sich selbst überlassen. Ein Holzknüppel oder eine schwimmende Glaskugel zeigen die Stelle an, unter der das Netz treibt. Sie sind mit einer Leine, die wenig länger als die jeweilige Wassertiefe bemessen ist, am hinteren Ende des Sackes befestigt und kommen erst an die Oberfläche, wenn der Kutter steht. Für die nasse Arbeit des Netzeinholens ziehen die Fischer hohe Wasserstiefel und große Oeltuchschürzen an. Zunächst läßt man die Drahtseile durch den Motor aufwinden bis an die Schärbretter. Die Leinen und das daran hängende Netz werden mit der Hand heraufgeholt. Ist das Netz sehr schwer, dann nimmt man für das letzte Stück des An-Bord-Holens einen Flaschenzug zu Hilfe. Dann wird der Strick, der den Sack nach hinten verschließt, gelöst, und die nasse, zappelnde Masse der Flundern, Schollen und Steinbutten ergießt sich klatschend über Deck. Mittschiffs sind die Deckbretter zur Seite geschoben worden. Ein Mann steigt in den Laderaum und sortiert die Fische nach Art und Größe in die bereitstehenden flachen Kisten. Dieser Vorgang wiederholte sich bei der Fahrt, die ich mitmachte, fünfmal. Zweimal mußte das Netz vorzeitig eingeholt werden, weil ein Drahtseil gerissen war.

Wenn die Kutter auch jeder für sich ausgefahren waren, so hatte sich zum eigentlichen Fischen doch fast die ganze Kolberger Fischerflottille mit 60—70 Booten zusammengefunden. Es sind nämlich immer bestimmte Gegenden, wo sich die Flundern gerne aufhalten. Eine solch günstige Stelle war auch hier bei einer Sand- und Steinbank, wie Herr G. mir erklärte. Zu Zeiten verziehen die Fische auch wieder an einen anderen Ort.

Spätestens 6 Uhr abends müssen die Fischer, die sich zu einer Genossenschaft zusammengeschlossen haben, im Hafen, an der Fischhalle eingelaufen sein. Hier wird zunächst der Fang jedes einzelnen abgewogen und ihm ein Lieferschein ausgehändigt. (Wir hatten an jenem Abend 7½ Zentner mitgebracht.) Wöchentlich einmal erfolgt die Auszahlung. Die Ankunft der Kutter wird gewöhnlich von einer ziemlichen Menschenmenge erwartet: Angestellte der Genossenschaft, Aufkäufer — Männer und Frauen — und die Angehörigen der Fischer, die mit kleinen Handwägelchen den Abfall des Fanges holen, um ihn als Schweinefutter zu verwenden. Außerdem stehen meist noch zahlreiche unbeteiligte Zuschauer herum.

Die Rückkehr der Boote hat immer etwas Spannendes, auch der kleinen Boote am Oststrand. Von der Düne aus beobachtet erst einer den langsam größer werdenden Punkt in der Ferne, zuletzt eilen alle Familienglieder herbei, um beim An-Land-Ziehen behilflich zu sein. Da wird dann ein Drahtseil unten am Kiel befestigt und auf ein „Gangspill" aufgewunden. Wie eifrig stemmen sich auch Frauen und Kinder gegen den Drehbalken. Während die Fischer nun ihren Kutter an seinen bestimmten Platz fahren und die Netze zum Trocknen aufhängen, um danach endlich zum wohlverdienten Feierabend nach Hause zu kommen, übernehmen andere Hände die weitere Verarbeitung der Flundern. Ein Teil wird in flachen Kisten mit Eis verpackt, — die Genossenschaft hat eine eigene Eismaschine und Eismühle — mit Autos zum Vorbahnhof gefahren, wo die Spezialwagen bereitstehen, in denen sie dann sofort ins Innere des Landes rollen. Der andere Teil verbleibt den einheimischen Fischhandlungen und Räuchereien. Ich habe mir auch solch eine Räucherei am „Vogelsang" angesehen.

Gewöhnlich ist es so etwa 8 Uhr abends, bis die Fische hier eingeliefert werden. In einer Art Waschküche entfernen geübte Frauen mit scharfem Messer die Eingeweide und werfen die Flundern in eine Bütte, wo sie, mit Salz bestreut, über Nacht stehen bleiben. Den Morgen darauf um 4 Uhr werden sie mehrmals tüchtig gewaschen und, mit Bindfadenschlingen am Schwanz versehen, auf Stöcke aufgereiht. Inzwischen hat der Besitzer die Räucheröfen geheizt mit trockenem Eichenholz, das, wie man mir sagte, den besten Geschmack gibt. Zuerst macht ein richtig flackerndes Feuer die Fische gar, nachher wird es zugeschüttet; der schwelende Rauch gibt die braune Farbe. Fische bleiben etwa 2½—3

Stunden im Ofen. So wie ein erfahrener Bäcker, so weiß auch der Fischräucherer den richtigen Zeitpunkt genau. Wenn um 8 Uhr morgens die Läden in der Stadt geöffnet werden, dann harrt die Flunder, die sich gestern noch auf dem Meeresboden tummelte, genußfertig des Verkäufers.

So oft ich wieder eine andere Gegend unseres Vaterlandes kennen lerne, versuche ich, mir einen kleinen Einblick in den Haupterwerb ihrer Bewohner zu verschaffen. Im Schwarzwald zog mich das Treiben der Holzfäller an; im Industriegebiet wieder freute ich mich, daß ich ein Hüttenwerk und einen Hochofenbetrieb besichtigen durfte. Grade von diesem Standpunkt aus war mir jene Fahrt mit dem Fischkutter wertvoll. Langweilig wurde es mir durchaus nicht, es gab ja so viel Neues für mich. Aber der junge Mann hatte schon recht: „So ein Tag hat viele Stunden!" Von 1 Uhr morgens bis 6 Uhr abends Dienstbereitschaft, und das nicht nur einmal, sondern täglich und bei jedem Wetter — das ist keine Kleinigkeit.

Aus „Monatsblätter des Kolberger Vereins für Heimatkunde".

Melodie.

O all die Segel überm Sunde
sind alabastern übersonnt!
Hell hängt die fittichweite Stunde
von Horizont zu Horizont.

Das Grün saugt sich voll goldner Labe.
Ein unsichtbarer Gott berührt
die Herzen mit kristallnem Stabe,
der tiefverschmiegte Wonnen schürt.

Auf allen Wegen wandelt Güte.
Orgelnd ein blauer Wind erklingt.
Wie eine klare, keusche Mythe
das Dasein raunend uns durchdringt.

Arnold Krieger.

Ein Fichtenbaum . . .

Ein Fichtenbaum steht leidgebeugt
auf Dünensand am Meer.
Der Sturm durchschauert sein Gezweig
und zerrt es hin und her.

Schon lange Zeiten hält der Baum
den Stürmen trotzig stand
und schützt mit tiefer Wurzelkraft
den leichten Dünensand.

Wohl beugte ihn des Sturmes Macht
und senkte sein Geäst,
doch nimmer bricht sein Kampfestrotz,
denn er ist wurzelfest!

Hans Boldt.

Die Meuvendiecks. Von Ulrich Sander.

Mieke Meuvendieck.

Es wird mir nicht leicht, davon zu erzählen, und ich hätte nicht davon erzählt, auch jetzt nicht, wenn ich dies wundervolle Geschöpf nicht heute fast getroffen hätte. Gänzlich verändert, kaum wiederzuerkennen, und doch ganz die alte, ewig junge Mieke Meuvendieck. Ich sitze heute abend an demselben Tisch, von dem ich gerade aufgestanden war, als ich sie vor Jahren kennen lernte. Frau Scharping wäscht in der Küche hörbar ab. Herr Scharping, der Wirt, Fischer, Jäger, Trinker und Philosoph, ist noch einmal ins Dorf gegangen. Und so habe ich eine Weile Zeit niederzuschreiben, was mich bewegt, ehe es mich reut. In den windschiefen Dornbüschen huscht die Drossel schon über altes Laub; der Strom gluckst zwischen morschem Pfahlwerk, und im Westen leuchtet der Abendhimmel so apfelgrün wie nur in der Sonnwendnacht. Es geht stark auf den Frühling, und dicht unter Land liegen schon die Lachsnetze. Ich weiß nicht, ob du schon einmal irgendwo sauren Lachs in Gelee gegessen hast. Kommst du einmal um die Vorfrühlingszeit an die Küste, tu es. Trink nicht Bier dazu, sondern dänischen Korn. Der geschmuggelte ist der bessere. Uebrigens liegt der Kutter, der ihn brachte, noch immer auf dem Sand dicht vor der Mole.

An diesem weißblau gedeckten Tisch saß ich vor Jahren kurz nach Weihnachten. Frau Scharping, die begnadete Herstellerin kalter Küche und starken Kaffees, hatte mich versorgt, und die beiden pflaumenzarten Enteneier waren ein Hochgenuß. Ich bin kein Völler, aber was die Küche meiner Heimat hervorbringt, ist nicht weniger hoch zu bewerten als die See, die Wolken über dem Wasser, die Weizenfelder und die Menschen hinter der Düne. Es ist alles, mit einem Wort gesagt, gediegen. Kein Falsch und kein Fehl, reichlich, wetterhart, kerngesund und unzweifelhaft echt. Alles gut durchblutet, nicht zu hitzig, aber heiß, nicht eiskalt, aber kühl, nicht himmelhoch, aber lebensfreudig, nicht weichlich, aber ungemein zart, und dazu sparsam im Wort, doch treffend.

Die Sonne kam damals gerade über die Strohdächer und glitzerte und funkelte in die

Schneekristalle, daß es nur so sang und blendete. Ich war schon Tage hindurch die Küste entlang gewandert und hatte gemalt. Und heute wollte ich etwa eine Stunde stromauf weiter in eine alte, wunderreiche Stadt mit vielen schlanken Türmen, engen Gassen, feinen, alten Patrizierhäusern zu guten Freunden. Vielleicht hast du schon oft vom Bäderdampfer aus im Sommer den Erlenbusch gesehen, hinter dem ich Mieke Meuwendieck kennen lernte. Aber du wirst dich nicht bei ihm aufgehalten haben. Er ist windschief, wie alles hier, und steht im Bruch so dicht am Strom, daß im Winter meilenweit die Wiesen um ihn überschwemmen und zufrieren. Hier lief ich damals mit dem Hund und sämtlicher Habe im Rucksack schlitternd und gleitend am offenen Strom entlang auf die blauen Türme zu. Ein windstiller Wintermorgen jener zauberhaften Schönheit, die bei uns abseits vom Wege liegt. Wir pflegen sie nur im Riesengebirge oder in den Alpen zu erkennen. Und doch, was paßte besser zu jenen blausilbernen Farben als die unendliche Ferne, als dies wesenlose, unabsehbare Flachland der wagerechten Linien höchsten Stilgefühls.

Ja, da bin ich an den Erlenbusch gekommen. Ich freue mich über die schlanken Stämme, die schräg west-ost aus blauem Eis aufschießen, freue mich über das zarte Zweigneß, das dunkelolivgrün vor dem strahlenden Himmel liegt, über die glasklare Spiegelung, die sich mit tiefblauen Schatten kreuzt. Da — sehe ich recht — da läuft in der Sonne ein Weib Schlittschuh, splitterfasernackt, nur ein paar kräftige, gar nicht neue, sogar grobe, verrostete Eisen an den derben Schuhen. Ein Weib von Gestalt, wie ich sie in Worten nur ärmlich darstellen kann. Die Mädchen bei uns sind hochbordig gewachsen und haben einen fast jungenhaften Körperbau. So war sie. Der krebsrote Leib nur Linie und Anmut. Auf ungemein kräftigen, muskelstarken und doch auffällig ranken Beinen saßen jene gewaltigen Hüften, die unsere Mütter auszeichnen. Es ist eine der ganz großen Torheiten unserer Zeit, daß sie den Schnittpunkt der Beine und des Leibes verhüllen läßt, weil auch die Scham dort ihren Sitz hat. Es gibt keine bewegtere Schönheit am menschlichen Körper als gerade diese Stelle. Keine kühnere Linienführung, keine größeren Gegensätze als das Zusammenströmen aller Linien in diesem einen Punkt, an dem zu Schutz und Scham der Liebe ein Busch Haare aufflammt. Und es gibt nichts Formvollendeteres auf der ganzen Welt als das Spiel und das Wiegen eines schönen Weibeskörpers auf den immer unruhigen Beinen, das in tausendfältigem Muskelspiel atmet.

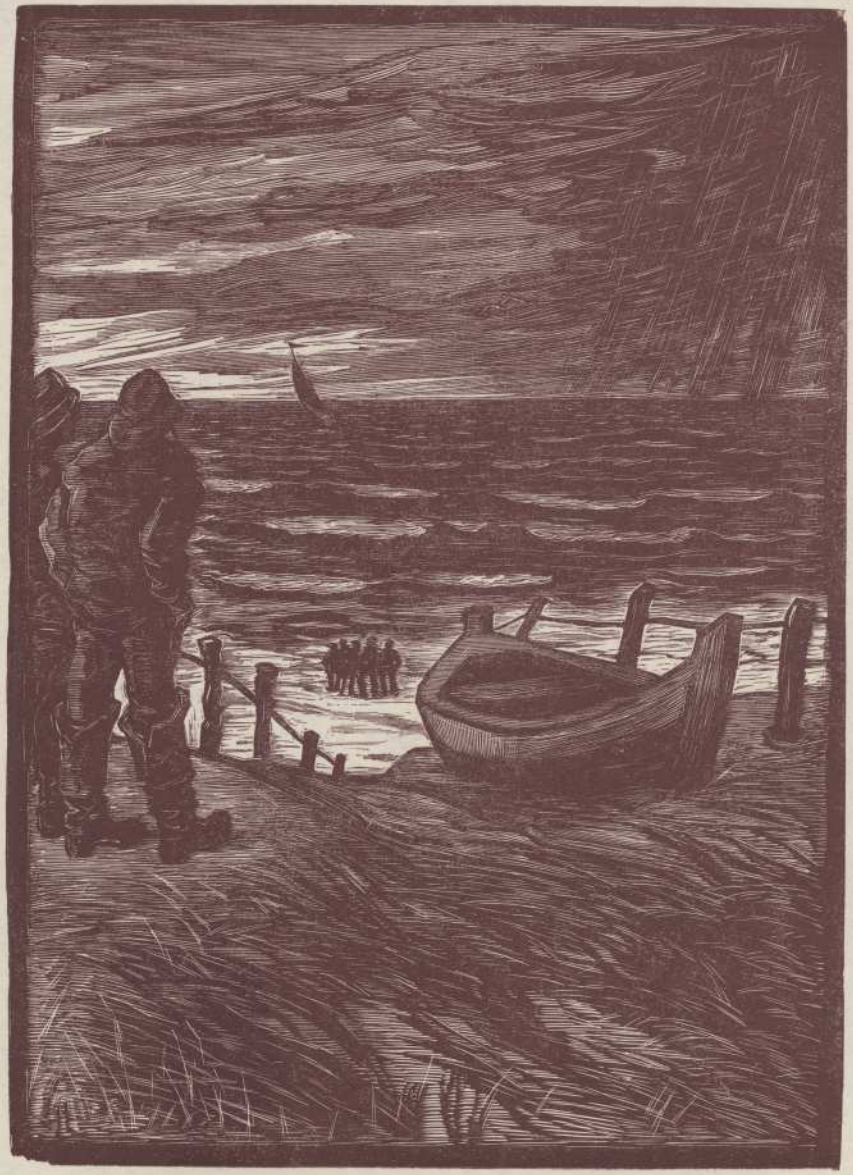
Ich sah dies wundervolle Geschöpf sich tummeln, sah es schweben und fliegen, Bogen ziehen und in sausender Fahrt tanzen, springen und laufen. Ueber den gewaltigen Hüften bog sich ein Gürtel höchster Feinheit, schloß sich ein Brustkasten kräftigster Ausmaße an, auf dem jene knappen, harten Brüste saßen, die rosenrote, zarteste Warzen trugen. Man sagt, die braunen, großen Warzen geben mehr Milch. Unsere Frauen, die fast alle so sind, nähren stets selbst und lange, oft über ein Jahr.

Ich sah an dem gemeißelten Rücken, daß dies wunderschöne junge Weib viel körperlich arbeitete. Ein paar Schultern köstlicher Kraft trugen den langen, ausgeprägten Hals und zwei wiegende, kräftige Arme. Und der Kopf! Schmal, hart, kühne Nase, hohe Brauen, große, klare Augen, die königliche Stirn eines Wikingers, knapp gescheitelt, mit schwerem Knoten weizenblonden Haares.

Ich habe wohl eine Stunde hinter der Erle gestanden und stände heute noch da, wenn nicht ein sausender Bogen das junge Weib dicht an mir vorbeiführte. Es schrak leise zusammen, brach ab und lief eilig zu seinen Sachen, die mitten auf dem Eise lagen. Ich ging auf das Mädchen zu, das ein derbes, selbstgewebtes Linnenhemd schon in der Hand hielt, bat um Entschuldigung und — darum, daß es weiterlaufen möchte. Ich wies mich als Maler durch mein Skizzenbuch aus und sagte, daß ich schon sehr viele Frauen unverhüllt gesehen hätte, aber niemals ein solches Bild. Mit einer köstlichen, halb schamhaften, halb selbstverständlichen Bestimmtheit — ich höre heute noch jene so reizvolle Aussprache unserer Küste, die die Selbstlaute tief unten aus der Brust volltönend hervorholt und die Mitlaute ganz vorn zwischen den Zähnen zu sitzen hat — sagte sie, Mieke Meuwendieck, zu.

Und erzählte auf meine Fragen von der klugen Frau jenes Arztes, der sommers bei ihnen zu Hause als Badegast wohnte, von der sie viel über ihren Körper und dessen Pflege gelernt hätte. Da sie, eine Fischertochter, weiter nichts habe als sich selbst, pflege und gönne sie sich viel, um schön, kräftig und gesund zu sein. Sie wolle einmal in die Stadt heiraten, um das Leben kennen zu lernen. Wovon ich ihr abriet mit der Bemerkung, daß das Leben bei ihr und ihren Leuten, nicht in der Stadt sei. Lachend warf sie ihr Hemd hin und zog, anfangs befangen, dann immer kühner und wilder, ihre Kreise.

Bis es auf Mittag ging, sah ich zu, zeichnete und schaute, schaute und schaute dies bildschöne Geschöpf krebsrot auf blauem Eise vor wesenlosen Fernen tanzen und springen, spielen und laufen. Es war das Köstlichste, was ich je erlebt habe.



Reinhold Hoberg — Schwere See

Aus dem Kalender „Kunst und Leben". Verlag Fritz Heyder, Berlin-Zehlendorf

Als sie dann dampfend und müde zu ihren Sachen kam, ihren edlen Leib knien ließ, um abzuschnallen, schnell in die wenigen, ärmlichen Kleider fuhr und raumen Schrittes neben mir heimging, mit ihren blitzenden Augen mich leise und tief lachend ansah und von diesem und jenem wohllautend und klug erzählte, da schritt neben mir meine Heimat in leibhafter Gestalt, in dem hochgespannten, alleredelsten Fleisch und Blut einer jungen Fischertochter. Ich brachte sie bis an den Zaun und ging dann meines Weges, benommen von der Schönheit dieses Erlebnisses und tief in Sinnen über dies königliche Geschöpf.

Oft habe ich sie später noch besucht, die Eltern und Geschwister kennen gelernt, alle aus demselben Guß, aber sie war die edelste dieser Bernsteinedlen Ich müßte zuviel erzählen, wollte ich mehr erzählen. Wohlverwahrt liegen viele hundert Skizzen und Lichtbilder in der Truhe. Wohlverwahrt sind jene Tage und Nächte auf der Düne, im Sand, in und auf dem Wasser. Aber ich besitze nur eine einzige Karte mit klaren, etwas eckigen, kindlichen Schriftzügen von ihr, auf der sie mir mitteilt, daß ich die Shagpfeife einmal habe liegen lassen. Und an dieser Karte hängt jener Duft, den sie ausströmte, so herbe, unsagbar sauber und blitzfrisch, so wie die See an einem kühlen Sommermorgen vor Sonnenaufgang duftet.

Ich bin dann — da kommt Vater Scharping aus dem Dorf zurück, und ich muß mir nun mit ihm „was verzählen". Ich bin dann weit ins Binnenland gekommen, war jahrelang nicht hier, kam heute und sah nur noch den Sechszylinder von weitem, in dem Mieke Meuvendieck mit ihrem Manne, einem Arzt aus der Großstadt, und ihren fünf Kindern wieder abfuhr, wieder in ihr sicher schönes, kraftvolles Leben fuhr.

Sei mir nicht böse, wenn du dies liest, Meuvenmieke!

Hillecke Meuvendieck.

Vor kaum vier Tagen stand „Mieke Meuvendieck" in einer bekannten Monatszeitschrift. Gestern kam eine Drahtung an mich, eine wahrhaft seltene Erscheinung im Leben eines verborgenen Menschen, dessen sämtliche Verhältnisse sich einigermaßen ruhig zu bewegen



Hedwig Rades: Laaserin

pflegen. „Schreib' weiter, auch über die anderen. Gruß M. M."

Das war Mieke Meuvendieck, der doch über Erwarten schnell meine Zeilen über sie zu Gesicht gekommen sein mußten. Und das war die echte, großzügige Mieke Meuvendieck, die nie auf halbem Wege stehen zu bleiben gewohnt war.

Ich möchte auch gern über die Familie Meuvendieck weiter schreiben; ich hätte es längst einmal ausführlich getan, wenn ich nicht die Scheu gehabt hätte, über Dinge schreiben zu müssen, die noch sehr frisch, zu frisch gewesen wären. Heute sind die drei stolzen Men-

schenkinder längst unter anderem Namen in anderen Familien aufgegangen, nicht ohne daß ich jeder dieser anderen Familien meinen herzlichsten Glückwunsch auszusprechen hätte. Reicher Segen liegt in dem frischen Blut, das sich diese Familien zugeführt haben. Hier und da soll es nicht leicht gewesen sein, wie die Fischertöchter in die Akademiker- und Offiziersfamilien hineinheirateten. Aber es waren doch Königinnen, Frauen vom höchsten deutschen Adel, die da kamen. Um Hauptes Länge größer denn alles Volk ringsum, schöner als die Schönsten, so stolz und gewandt, selbstsicher und bestimmt, daß die Männer unruhig und die alten Damen still und die verheirateten Frauen blaß wurden.

Man müßte viel mehr über so kostbares Volksgut schreiben, wie es die Meuvendiecks sind. Solche Art tut gut und not. Solche Art ist jungdeutsch im reinsten Sinne des Wortes, will es nicht sein, weiß es auch gar nicht selbst, weil sie nie anders gewesen ist als jung. Und es immer bleiben wird, solange die See Fische hat. Rauschgifte und Inzucht sind die einzigen Gefahren, die dieser Rasse drohen. Und wenn ich all dies arme Geflenne und Gedröhne höre, mit dem unsere „großen Geister" Deutschlands Niedergang beklagen und ihn aufzuhalten suchen nur für die eigene Tasche, und ich höre die gequälten Formelungen über die Bedeutung und Notwendigkeit des Adels und lese die Kundgebungen der Adelsgemeinschaften, da muß ich lachen über diese Adeligen, die ja oft gar nicht edel sind, sondern sich nur dafür halten. Edel ist der Fischer und Bauer mit seinem unverbrauchten, reinen Blut, mit seinem uralten Weistum und seinen Gedanken, die nur der versteht, der ihn liebt. Nicht Name und Geld machen adelig, sondern das Blut ist edel oder ist es nicht. Machen läßt es sich nicht. Sieh' dir einmal Vater Meuvendiecks Kopf an und hör mal Mutter Meuvendieck über Politik reden, da liegt das Edle, das ja, weil unbewußt, viel höher über den Dingen steht als der gelernte und gelehrte und beflissene Wille zum Ding. Von hunderttausend Familien nur zehntausend Meuvendiecks in Deutschland, mit fünf hochgewachsenen, stolzen, schönen, klugen Kindern, und Deutschland sähe anders aus. Eins muß ich hierbei noch sagen, auch wenn es noch abschweift: es ist ein schweres Unrecht, das die Gebildeten an unserem Volk tun, wenn sie frische Weisen wie den Bubikopf, die kurzen Röcke, die seidenen Strümpfe, die aufstrebende Bauernbewegung und vieles andere so schlecht machen. Ich kenne die Meuvendieckschen Mädchen alle drei sehr genau, ich kenne sie ganz nackt, im Nachthemd, im Kattunrock mit dem weißen Haartuch und im Gesellschaftskleid. Ich kenne sie mit Zöpfen, mit dem schweren Knoten, im Bubikopf, barfuß und auch mit vornehmstem Beinzeug. Aber ich kann nicht sagen, daß sich das Wesen, die Seele dieser drei wunderschönen Menschen auch nur um einen Millimeter verschoben habe. Sie sind fast noch weiblicher, noch fraulicher geworden und sind mir nur näher gekommen, der ich stets nie mehr als ein vertrauter Freund war und sein mußte. Es ist ein großes Unglück für die nationale Richtung im Volk, die ja sein muß, um den Uebergang organisch zu gestalten, daß sie dem heutigen Geschlecht seine Zeit so schlecht macht. Gewiß ist manches zusammengebrochen, was uns teuer erschien, aber es ist wohl doch durch schwere, eigene Schuld zusammengebrochen. Und unsere Zeit, die ja weit mehr neu, mehr wieder aufbaut, als wir es heute sehen, unsere Zeit, die keineswegs schlechter, doch vielleicht unbequemer als der lange Frieden ist, diese Zeit ist ja unser kurzes Leben, dessen Vorwärtsdrang später vielleicht einmal als eine der wertvollsten Entwicklungen angesehen werden wird.

Aber ich möchte nun von Hillecke Meuvendieck erzählen, der mittleren der drei Möven. Auch sie wird es mir nicht übelnehmen. Später vielleicht auch einmal von Wieschen Meuvendieck, dem Füllen, das mit dunkelbraunem Haar und der braunen Haut mit dem älteren Jungen zusammengehört. Der jüngste Junge, der Prinz, gehört zu den beiden älteren Schwestern.

Hillecke ist die kühlste der Schwestern — äußerlich. Wie ein Pfirsich so zart in ihrer weißen Haut mit den hochroten Backen und den knappen, blonden Schnecken, war sie die einheitlichste unter ihrer Mutter Töchtern, der sie sehr ähnlich sah. Ich kenne sie noch im Schulkleid, das mühelos über dem damals eckigen und knochigen Körper hing. Sie war ein wildes Ding, verschlossen, trotzig, aufbrausend, aber grundgerecht, konnte zornig die Fäuste ballen und mit den Zähnen knirschen, ging es ihr nicht nach Willen. Und die leise, volle Stimme trug jenen silbrigen Flor, der dem unberührten Schmelz der Traube gleicht. Ich sah sie dann von Besuch zu Besuch aufblühen, bis sie eines Frühlings Weib geworden war. Als hätte sie Larson gemalt, stand sie sechzehn Jahre alt im leichtesten Sommerkleid in der alten, verwitterten Tür. Sie war vollblütig geworden, wie die Leute sagen, und das Kleid strämmte sich über ihren spitzen, hohen Brüsten, die unsere Frauen behalten, bis sie verwelken. Wie Mieke die geborene Mischung von Wandervogel und vollendeter Dame war, so war Hillecke der reine Wandervogel, obwohl sie spöttisch auf das fahrende Volk herabsah. „Probleme" gab es für sie nicht, dazu schien die Sonne zu hell, und die Salzluft machte alles zu klar. Was war, das war; das mußte

sein, und es war höchst ungerecht, wenn es einmal nicht so war. Als Vater Meuvendieck nach dem Kriege etwas verwildert nach Hause gekommen war und mehr in den Krug ging, als es ihr gut schien, da holte sie ihn



Am Strande von Ostseebad Horst

mit blitzenden Augen höchst eigenhändig auch aus der rauhesten Gesellschaft heraus. Und als sie von einem trinkfrohen Freunde ihres Vaters einmal mit einer Tafel Schokolade bestochen werden sollte, noch Urlaub zu gewähren, da pflasterte sie dem rotglänzenden Dickschädel die Schokolade an den Kopf, daß er blau anlief. Und gehorsam folgte der hünenhafte Vater dem tapferen Ding nach Hause.

Einmal besuchte sie mich auf ihrer ersten Reise in die Welt zu Verwandten und übernachtete bei mir; baute sich ihr Lager, bereitete das Abendbrot nach mütterlicher Weise, sprach platt mit mir in jenen köstlich bildhaften Lauten, altklug und bestimmt wie immer, und lag nach zwei Sekunden im tiefsten Schlaf

auf Mänteln und Kissen. Als der Wecker frühmorgens klingelte, den sie zum Morgenzug gestellt hatte, und die rote Morgensonne in die offenen Fenster schien, da stand sie nackt, wie sie es von zu Hause gewöhnt war, am Waschtisch und wusch ihren zarten, schlanken, erblühenden Leib vom Scheitel bis zur Sohle. Mit einem unsagbar anmutigen Ruck stellte sie erst das eine, dann das andere Bein in die Waschschüssel und beplanschte sich wie eine Ente. Dann ging sie ans Fenster, sog die frische, kühle Morgenluft ein und ruppelte sich tüchtig ab. Dann reckte und dehnte sie sich ein paarmal und hatte im Nu ihr Zeug auf dem Leib. Unter ihren geschickten Händen kochte der Kakao rascher als sonst, und als sie mich wach sah, stellte sie das schönste Frühstück auf den Stuhl ans Bett. Ich machte sie in leisem Scherz auf die beginnende Fraulichkeit aufmerksam, worauf sie mir mit ernstestem Gesicht erwiderte: „Ja ja, das macht mir auch genug Last." Zu Hause hatte ich sie einmal fürchterlich platt-



Hedwig Rades: Sommerabend

deutsch fluchen hören und fragte Mieke, warum sie so schimpfe. Da war sie unwohl geworden. Uebrigens war Mutter Meuvendieck, die aus einem uralten Bauerngeschlecht stammt, eine sehr fortschrittliche Frau. Ihre Töchter waren mit beginnender Reife aufgeklärt, ruhten viel, wenn sie unwohl waren, und wechselten im Gegensatz zu dem Landbrauch möglichst häufig die Wäsche. Die prächtige Arztfrau hatte dabei recht mitgeholfen, oder aber, was ich häufig beobachtet habe, die Mutter hatte das Richtige von selbst gefunden.

Wenn jemand die kleine, enge Kammer sehen würde, in der diese drei prächtigen Menschenknospen aufgewachsen sind, dann würde er für immer an der Bauhygiene verzweifeln. Es gingen gerade drei fichtene Betten, eine Kommode und ein Waschtisch hinein, und das Fenster war nicht größer als ein Kaffeebrett. Aber es stand Tag und Nacht offen, und die weißgetünchten Wände spiegelten die funkelnde Sonne auf dem Holunder draußen grüngolden wieder. Ueber all dem lag jener unnachahmliche Duft der Sauberkeit, vermischt mit dem einer billigen Seife. Oft habe ich mich gewundert, wie die Mutter all die weiße Wäsche zuwege brachte, an der es nie mangelte, obgleich die Glücksgüter mehr in Gesundheit als in Reichtum bestanden. Aber es mochte sein, wie es wollte, am Strand, auf dem Boot oder sonst wo, stets wenn die Hüllen fielen, war eine so weiß wie die andere. Einmal traf ich Hillecke Sonnabend abends, als sie in der guten Stube, nur mit dem wunderhübschen, weißen Kopftuch und einer hellen Schürze bekleidet, plättete. Und sie war, wie die Mutter, eine leidenschaftliche Wäscherin und Plätterin.

* * *

Wieschen Meuvendieck.

Die Feder, mit der ich von Hillecke schrieb, lag mir feierlich in der Hand. Es ging ja nicht um eine lustige Freundin, sondern um einen ernsten Kameraden, der äußerlich kühl und kurz, innerlich voll lodernder Leidenschaft war. Wenn ich es gekonnt hätte: das war der Kamerad, mit dem ich unbesehens auf Lebensfahrt hätte gehen können. Und was ein Mann nur suchen kann an herber Schönheit, hellem Verstand, reinster, klarster, tiefster Seele, Liebesglut, hochgespannter Leibeskraft, nicht zu vergessen die Wissenschaft von Haus und Hof, das würde er an der Hillecke gefunden haben. Belesen zum Verwundern, ein fast männliches Denkvermögen und ein Urteil, das wie aus einem Guß dastand und sich nicht rücken und rühren ließ, wappneten sie, daß sie einem schwächlichen Mann — und der kam schon körperlich für sie garnicht in Betracht — das Fell über die Ohren gezogen hätte. Sie war ein ganzer Kerl, innerlich ein abgrundtiefes Geschöpf, äußerlich eine Pracht anzusehen. Bei den anderen beiden wurde es mir nicht leicht, sie zu lieben wie der Mann das Weib. Bei der Hillecke bleibt mir noch heute fast das Herz stehen. Ich kannte keine so vertraut, so genau innen wie außen. Sie bewegte sich niemals, ohne daß es nicht eine vollendete Anmut wurde. Und an ihrem Körper war nicht ein Gramm zuviel oder zu wenig. Viele Sommernächte habe ich mit ihr oben in den Dünen gesessen, und wir ließen kein Fach der Welt unbehandelt. Ich spüre ihren herben, warmen Duft noch heute oft.

Da springt das Füllen auf, das Wieschen, unser Nestküken. Die, die am längsten bei Muttern unter der Schürze gesessen hat. Knochig, lang und eckig die Glieder damals, breit die Hüften und märchenhaft schlank und flach der Gürtel, bräunlicher die Haut, die Augen, die Haare; frech, vorlaut, bockig und — doch fast die Weicheste. Ein voller, kirschroter Mund, die weißen Raubtierzähne, die verwegen kurze Nase und die schmale vorspringende Stirn mit dem satten, knietiefen, quellenden Haar, als Mittelpunkt ein Paar wunderschöner, großer, brauner Augen mit dem kühnsten, gestriegelt blanken Bogen der Brauen darüber, die sie im Zorn oder Nachdenken unglaublich hoch ziehen konnte. Hals und Schultern von klassischer, früh vollendeter Schönheit, auf dem muskelkräftigen Brustkasten gewaltigen Ausmaßes zwei lächerlich kleine und dunkelgebrannte Brüste, die mit ihren großen Rosen doch wieder reifer schienen als ihre Trägerin. Ein goldenes, fröhliches Herz, das seine kleinen, feinen Heimlichkeiten hatte, das hüpfen und springen konnte wie ein Füllen, und das weinen und trauern konnte wie die Hängebirke im Nebel. Von den beiden älteren Schwestern, die immer zusammenhielten, fühlte sie sich oft zurückgesetzt und ging darum zur Mutter oder früh eigene Wege. Mit den Brüdern, dem Chef und dem Prinz, wie ich sie nannte, schlug sie sich und führte häufig, von der Mutter abhörend, den mahnenden und erziehenden Ton im Munde. Was dann mit dem entsprechenden Schabernack beantwortet wurde. Sicher stark sinnlich, war sie doch keusch und hochempfindlich. Weil sie ihr Liebling war, sahen ihr Vater und Mutter viel, oft allzu viel nach. Auch nahmen beide sie gegen die anderen in Schutz und ließen ihr etwas Besonderes zukommen, was die Großen sich selbstverständlich schon vorher besorgt hatten. So gewöhnte sie sich daran, immer und zuerst vom Besten zu nehmen.

Eine Sorge hatte sie. In der letzten Rundung waren ihr die Fesseln zu stark und nicht so gemeißelt rank wie die der Schwestern. Um dies Ziel zu erreichen, ging sie zum

Turnen. Ein liebliches Bild: dies hochgestaltete Körpergebäude in stolzester Haltung mit weißem Trikot und schwarzen Höschen, aus dem ein Paar unmenschlich langer und praller Beine herauskamen. Später hat sich dann dieser angebliche Fehler von selbst behoben. Nach ein —



Strand von Henkenhagen mit Buhnenbauten

zwei Sommern waren die Beine eine flüssige Bronze, knaß, wohlgestaltet und voll Linie geworden.

Sie war nicht übertrieben schamhaft und prüde, was wir ja alle nicht von uns sagen konnten. Das war eben das Wundervolle des Hauses Meuvendieck, daß fünf junge Menschen in freiester Wildbahn und doch ganz ausgezeichnet gut erzogen aufwuchsen. Welche gewaltigen Kräfte hatten die Eltern in ihre Kinder gelegt! Mir schien es oft, als hätten die beiden Alten, als sie noch sehr jung geheiratet hatten, ein Geheimnis der Zeugung besessen; so sehr überragten die Kinder ihre Altersgenossen, die doch landesüblich wahrlich nicht von schlechten Eltern zu sein pflegen. Ich sprach einmal in einer vertrauten Stunde mit Mutter Meuvendieck über ihre Kinder und den Unterschied zwischen ihren und anderen Kindern und äußerte meinen vermeintlichen Grund. Da lachte die prächtige Frau, die wie eine ältere Schwester ihrer Kinder aussah, und sagte, nach ihrer Gewohnheit mit der Fußspitze wippend: „Sie sind alle aus dasselbe einfache Schapp!"

Meuvendiecks sind die vornehmste Familie, die ich je getroffen habe. Wie ein Hauch lag die grenzenlose Sauberkeit des inneren und äußeren Menschen, in und über dem Haus. Da gab es auch im letzten Winkelchen kein trübes Spinnweben. Und ich bin überzeugt, daß es in den einmal fünf jungen Familien auf drei, vier Geschlechter keine Spinnweben geben wird, sie werden garnicht aufkommen können. Ein Erbteil, das weiß Gott heute selten geworden ist und zu oft mit Geld oder Namen abgelöst wird.

Oft dachte ich: hätte ein König oder ein Herzog Wieschen Meuvendieck am Strand bei den Booten gesehen oder in den Netzen, er hätte sie mitgenommen. Sie wäre in Marmor und Bronze auf uns gekommen, und Bücher wären über sie geschrieben worden. Es hätte alles aus ihr werden können: Königin, Herzogin und auch eine Geliebte, die mit verschlagenem Sinn die Politik gemacht hätte. Denn sie war voll Instinkt wie ein Tier.

Ich habe oft gezittert, daß einmal ein Mann sie nehmen würde, der ihrer nicht mächtig wäre, der nicht verstände, wie sehr sie unter Wind, Sonne und im Wasser groß geworden und darum triebhaft und tierhaft war wie Vogel und Fisch. Sie hatte Unendlichkeiten in sich, die nicht jedermanns Sache waren. Sie war mit ihren Gefühlen unten bei den Steinen des Sülls, spielte mit den wiegenden Algen, sie ritt oben auf der bleichen Sichel, und ihr brauner, aalglatter Leib lag still auf den purpurnen Wassern. Sie schwamm tief unter Wasser auf dem Rücken und sah mit offenen Augen die Sonne auf den Wellen tanzen. Wenn wir abends in den Dünen lagen, sah sie in flachem Bogen über die See nach Schweden und Finnland, ihre Augen reichten weit in Schären, Buchten, Bodden und Busen. Oft kam es mir vor, als hätte sie ihre ganze Schulweisheit in die Luft geworfen, was von Gewicht



Hedwig Rades: Stürmischer Morgen

war, wieder aufgefangen, es im Wasser gewaschen und zum Trocknen auf die Leine gehängt, um es zu behalten. Das andere ließ sie fliegen. Alles war bewegt und lebendig in ihr, tief, keineswegs immer durchsichtig und erkennbar. Es war das alte Weistum, das in ihrem unverbrauchten Blut ruhte. Und tief und beinahe hart quoll aus ihrem breiten Brustkasten das Wort, daß sich ihr zwischen den Raubtierzähnen zu gehämmertem Erz faßte, wenn sie ihre Meinung auf Platt mit dem wilden, belegten Schmelz ihrer wohllautenden Stimme zwischen uns aufstellte wie aus kantigen Steinen. Und ich alter Mann mit hundert Büchern im Kopf, ich mußte erst dreimal um dies bißchen Meinung eines jungen Dinges herumgehen und mich in acht nehmen, daß es mir nicht in die Flanken ging und mich auseinandernahm. Sie sah nicht den Tisch, sondern ein Stück Baum mit Adern, Zellen und Schnittwunden. In der Düne sah sie die Seggen unter dem Sande kriechen, sah den Lattich tief unten Grundwasser trinken, erkannte den schlafenden Wurm in der Borke und im Sandkorn den früheren Stein. Aber sie wußte es nicht.

Dazu kam ihre märchenhafte Naturkenntnis. Oft habe ich sie unvermutet an das Südfenster gestellt, und sie beschrieb mir die Wolken und Farben des Nordhimmels, daß ich hätte danach malen können. Die See war ihr ein tausendfältiges Leben, dessen Einzelerscheinungen sie genau kannte. Stets dachte sie in dem Schnitt von der höchsten Kliffdüne bis auf den tiefsten Grund der See, da wo die Schiffe und Baumwälder liegen.

Das Leben war für sie ein Raum vom Urgroßvater bis zum spätesten Enkel, dessen Mutter noch nicht einmal in ihrem Schoß begründet lag. Ehe es die Professoren in den Zeitungen beschrieben, hatte sie entdeckt, daß die Regenwürmer in den Blumentöpfen zu gewissen Zeiten zirpen.

Für sie tanzten im Stein sichtbar die Elektronen, und oft rief sie: „Sieh doch! Siehst Du nicht, wie es sich bewegt?“ Aber es war für mich nur toter Granit.

Sie sah die Menschen nur nackt, die Kleider hingen ihnen so auf dem Leib, wie sie ihr reine Aeußerlichkeit waren. Eine Schutzkleidung waren ihr nur die Betten, unter die sie sich tief in ihrer holdseligen Nacktheit einmummelte, weil sie in ihnen schlief und nicht wach und klar war.

Der liebe Gott saß für sie hinter den Dornbüschen, weinte im Tau der Wiesen, lag tief im Grundwasser, schwamm in der See und flog mit den Schwänen.

Der Urgrund ihres Wesens war das unendliche Weib. Ich weiß, daß sie wild war wie ein Gewitter, und daß sie vor innerer Erregung beben und zittern konnte wie die See unter dem Grollen des Donners. Sturm und Wolken, Regen und Wellen, Weizenfeld und Wiesen, Dornbusch und Buche, die schreiende Möve und die grauen Gänse hoch oben in der singenden Eins, der Wind und die blauen Weiten unseres Landes, die liebe Sonne und alle Gestirne der Welt: sie spiegelten sich in der endlos tiefen Seele wieder, ohne daß der Kopf es wußte; alles war in die Schale dieses wunderschönsten und holdseligen Leibes gelegt, viel mehr, als sie selbst es je gewußt hat.

Welchen wilden Schmiß hatte das Leinen auf dem schlanken Körper! Es saß aber auch alles wie angegossen und faltete und straffte sich bei den langen Maßen in einer Anmut und Großzügigkeit, die schlechthin betörte.

Wir haben uns nicht immer gut verstanden. Ich mochte sie zu gern, und sie wollte nicht, daß ich sie verstände. Sie war zu heimlich und tierhaft. Und doch konnte ich sie nicht anders auffassen, wie ich es tat und weiter tun werde, als ein Nur-Weib. Schließlich ist das doch wohl das höchste Maß, mit dem ein Mann messen kann.

* * *

Die drei Meuvendiecks in der großen Stadt.

Einmal hatte ich die drei Mädchen für acht Tage in die große Stadt eingeladen und nahm sie im Spätherbst mit, als ich von der See wieder heimfuhr. Es sollte dies ein kleiner Dank für die tausendfältigen Anregungen sein, die ich von der Familie Meuvendieck erhalten hatte. Natürlich wußten sie es nicht, sonst wäre in unser Verhältnis ein Frost gefallen, und die sehr feinfühligen Naturmenschen hätten sich sofort zugeschlossen. Eine kleine Ausstellung hatte mir überraschend viel eingebracht, und so konnte ich es in meinem einspännigen Trapperleben wohl wagen, die hochgespannten drei Menschen in die große Stadt zu führen. Ich wollte ihnen jeden Tag ein Bild zeigen und war begierig, den Eindruck auf die drei unverbildeten, natürlichen und recht klar urteilenden Menschenkinder zu sehen. Die Alten hatten selbstverständlich nichts dagegen. Sie hätten jede ihrer Töchter allein einmal um die ganze Erde reisen lassen können. Nur das Kücken hätte anfangs ein bißchen Bange gehabt.

Die Freude! Wie es bei uns Sitte ist, wurde die Erlaubnis recht bestimmt eingeholt, und die Frage war gleichzeitig die Nachricht, daß die drei Mädchen sich zu einer Reise entschlossen hätten. „Du, Badding-Mudding, Fritz het seggt, wi säln em up acht Dag bisäuken. Dingstag führen wi all!“ „Mein Gott, ick segg!“ sagte Mutter Meuvendieck, „denn

führt ji man", sagte Vater Meuvendieck, und damit war die Angelegenheit erledigt. Ich hatte darum gebeten, daß jedes das hellblaue Leibchenkleid mit dem weißen Rock und ein „Sünndagsches" mitzunehmen hätte. Alles andere hatte ich mir vorbehalten. Und so fuhren wir erst Kleinbahn, dann Bummelzug und dann D-Zug.

Es gab damals einen besonders schönen Spätherbst. Das flache Land lag weit und klar und voller Farben, die Sonne fuhr noch einmal warm und satt über den sterbenden Sommer und drückte ihm die bunten Augen zu. Nachts funkelten die Sterne in aller Pracht unseres Landes, und die Erde duftete von vielen tausend toten Blättern. Alle Geräusche kamen weither und klangen weich und voll. Und die Menschen fingen an, still zu werden und sich auf die Winterruhe vorzubereiten. Ich aber fuhr nach einem langen, sonnenerfüllten Sommer mit den drei edelsten Geschöpfen meiner Heimat in die große Stadt. Wie die drei Mädchen doch verschieden waren! Die Mieke fragte viel, Hillecke hatte längst geurteilt, und Wieschen saß still in der Ecke. Als wir im D-Zug den Speisewagen zum Mittag aufsuchten, da ließen die Gäste kaum ein Auge von uns. Der ganze Wagen strahlte förmlich mit all dem Leuchten, das eingezogen war. Eins nach dem andern ging in federndem Schritt biegsam, gertenschlank an den Platz. Die duftvollen Kleider, die drei feinen Gesichter und dazu unser unbeirrtes Platt brachten einen Ton in den Speisewagen, der beherrschend seltsam war. Die Kellner freuten sich, uns zu bedienen, der Schaffner strahlte über das ganze Antlitz, und an allen Tischen gab es frohe Gesichter. Und das Essen schmeckte ihnen! Jede gab ihr höchst sachverständiges Urteil auf Grund von Küchenerfahrungen bei Mutter Scharping. Die Suppe war zu salzig, der Fisch nicht frisch genug, die Bratentunke zu sämig, die Butter nicht reichlich, der Kaffee hätte bohniger sein können, und dem Kuchen fehlte die Saftigkeit.

Mit den Mitfahrenden machten wir uns das oft geübte Vergnügen, den Beruf am Gesicht zu erkennen. Die Maßstäbe waren: fein, ausdruckslos und grob. So gab es einen feinen Schulmeister, einen ausdruckslosen Kaufmann, einen groben Viehhändler und so fort.



Hedwig Rades: Stürmischer Tag

Mit großen Augen wurden die Damen angesehen und scharf auseinandergenommen nach Gesicht, Kleidung, Gestalt und Haltung. Alles sachlich, wohlwollend und auf das Wesentliche gerichtet.

Hielt der Zug, vertraten wir uns die Füße, und gierig sogen die Augen Stadt für Stadt, Mensch für Mensch auf. Manches fröhliche Wort fiel an der richtigen Stelle.

Als Wieschen anfing, müde zu werden, liefen wir ein. Im Auto durch den Lärm nach Hause. Im Nu war ein köstliches Abendbrot bereitet, mit dreifacher Fraulichkeit gedeckt und unter vielem Lachen und Unsinn verzehrt. Wir saßen noch und schmiedeten unsere Pläne, sangen zur Laute unsere alten Sommerlieder und bauten dann die Betten. Die Wirtin hatte uns ein Liegesofa und ein Feldbett besorgt,

sodaß ich diesmal in der Ecke schlief. Wir waren tief in die Philosophie geraten, und die Straßenbahnen klingelten spärlicher, als ich endlich Zapfenstreich gebieten mußte. Wir hätten sonst bis zum Morgen wach gelegen. Und lange, nachdem von jedem Lager die tiefen Atemzüge der drei fröhlichen, gesunden und klugen Kinder gekommen waren, lag ich noch wach und freute mich über das Glück, drei solcher Freunde zu haben. Drei Mütter fernster Geschlechter lagen da unter ihren leichten Decken, drei Mädchenleiber erlesenster Schönheit, gesundesten Blutes und höchsten Herzens schlummerten da rosig und nackt in weißen Leinen, drei Enkelinnen aus alter Geschichte, von Kampf und Arbeit, von Abenteuern und Schicksalen und aller Not meiner Heimat, von unbekannten, zeitlosen Vorfahren, unter dem Strohdach gezeugt, geboren, großgezogen von einfachsten Eltern. Und es war mir, als leuchtete in jedem der drei kargen Läger ein Kristallkelch auf, aus dem ein Same voll Liebe und Kraft aufgehen wollte, unirdisch klar und rein, wolkenlos hoch und heilig. Ich nahm mir vor, auch später über diesen drei Elfen zu wachen, und wehe dem Mann, der sie nähme und nicht gut hielte. Und ich fürchtete mich vor dem Augenblick, der ja einmal kommen mußte, wo ein Mann ihnen mehr als nur Freund sein würde. Und doch wünschte ich ihnen diesen Augenblick, ja, es wäre ein Unglück geworden, würde er nicht gekommen sein!

Als es gegen Morgen kühl wurde, erwachte ich wieder, und im fahlen Morgenlicht sah ich die Mieke, die Hillecke und das Wieschen in tiefstem Schlaf. Die feinen Gesichter in süßem Schlummer, die langen Haare in dichten Wellen und braune Wangen auf braunen Armen. Ich ließ sie schlafen, bis Hillecke als erste aufwachte und die andern weckte. Und dann kam ein Sonnenmorgen voll Planschen und Schrubben, voll Bürsten, Kämmen und Putzen und Schmücken, daß ich die Augen nicht voll genug bekommen konnte. Glanz, Leuchten und Schönheit allüberall! Wie die Enten sich putzen und schnäbeln, wie die Blumen zur Morgensonne sich öffnen, so machten die drei ihre Morgenwäsche. Unbefangen, keusch, voll Anmut und Zartheit, ernst, sachlich und mit aller Liebe zu ihren schönen Körpern. Wenn das rotbraun gebrannte Wieschen ihren prachtvollen Leib am offenen Fenster voll Luft sog, die Hillecke mit sehnigen Gliedern ihr Morgenturnen ausführte, dann glänzte Mieke platschnaß in der Sonne mit ihrem wunderfeinen Rosenleib. Alle Lieblichkeit der Welt hatte sich hier zusammengefunden. Und der Duft unendlicher Blüte lag in allen Winkeln des Raumes. Wie rasch ihnen das Anziehen von der Hand ging! Im Nu siedete das Kaffeewasser auf dem Spirituskocher; Hillecke mahlte in der Hemdhose den Kaffee, Mieke deckte, und Wieschen putzte sich ihr schneeweißes Gebiß. Und aus Morgenluft, Blütenzauber, Spiritus, Odol und würzigem Kaffee baute sich ein Frühstück auf, so voll Lust und Spannung auf das Kommende, daß eine ganze, graue Stadt sich daran hätte erfreuen können.

Ich hatte einen genau einzuhaltenden Plan entworfen: vormittags eine Sehenswürdigkeit, nach dem Mittag zwei Stunden Ruhe, am Nachmittag die Stadt und ihr Wesen, abends Konzert oder Schauspiel. Anzug: bis zum Nachmittag die Waschkleider, von da ab die Sünndagschen. Um die Pflastermüdigkeit zu vermeiden, hatte ich jedem ein Paar der damals gerade aufkommenden Schuhe mit dicken Gummisohlen und ein paar passende Seidenstrümpfe gekauft. Und so gingen wir federnd und weich durch das Asphaltmeer. Es würde zu weit führen, wollte ich all die tausend Entdeckungen, Fragen und Urteile hier erzählen. Der Tiergarten, die Linden, die Museen, das Schloß des alten Kaisers, die Nationalgalerie und all das, was auf die sechs See- und Wasseraugen nur wirken konnte, nahmen wir mit. Alles wurde gründlichst betrachtet, befragt, beurteilt und verarbeitet. Und wenn Hillecke sagte, „nu will wi man äten gohn", dann war es genug geworden. Und es war richtig, daß wir einen Tag der Woche frei für eine Seenfahrt gelassen hatten. Wenn ihnen auch das Wasser „man kümmerlich" vorkam, es war doch eine Erholung für die Sinne. Kein gutes Urteil wurde über die Menschen gefällt: „All tau lütt und man so blassing". Das Füllen mußte viel lachen, Hillecke wurde oft ärgerlich, und Mieke schüttelte den Kopf. „Dat de dat hier utholln", „nee, woans geit dat hier tau", „dor ward't ein'n jo angst un bang bi". Und es war tatsächlich so, als seien zeitlose Urgestalten aufgestanden und hätten tausend Jahre übersprungen, so hochragend gingen die drei Fischertöchter durch die hastende Menge und ihren Lärm. Ich verglich oft im stillen die vornehmsten Damen mit meinen drei Freunden, und ich habe keine gefunden, die ihnen gewachsen gewesen wäre. Was Puder und Lippenstift vortäuschten, was Punktroller und Massage mühsam erzielt, was Kleidung und Putz hervorhob dort, das war hier ohne alle Kunst unbewußt vorhanden: rote Backen und kirschrote Lippen, Linie und Anmut von der Scheitelsträhne bis in die Fußspitzen, ein Stil in Waschkleid und Gang, der von Möven, Wellen und Winden stammte. Eigenartig war die Wirkung von „Tiefland". Das Schalmeienmotiv der Einleitung hat sie tagelang nicht verlassen. Die „Stützen der Gesellschaft" nahmen sie sehr mit. Wieschen mußte schluchzen und schmiegte sich eng an, Hil-

lecke saß steif und starr mit großen Augen da, Mieke hatte nasse Augen bekommen. In der „Revue" fragte Hillecke: „Fritz, segg eis, worüm sünd dei Mäken nich ganz nackedei"? Ich sagte: „Tja, de Pullezei, de will dat woll so". Da sagte Hillecke trocken: „Denn känen sei det Korsett un dei Büxen uck man wegloaten". Und damit hatte sie wohl recht. Wieschen war von der Aufmachung geblendet, Mieken fehlte die Handlung. Es waren drei scharfe Beurteiler. Im „Fliegenden Holländer" knarrte das Schiff beim Anrollen, im „Faust" war ein Riß im Himmel. Im allgemeinen gefielen ihnen die Opern weniger, weil da zu viel gesungen wurde, was nach ihrer Meinung sich besser hätte sprechen lassen. Das Schönste war der Tiergarten, das Aquarium und das Museum für Meereskunde. Da fühlten sich die drei köstlichen Geschöpfe wie zu Hause. Mit ihren wachen, klaren Sinnen lehnten sie das Leben der Großstadt, so anregend es war, ab. Es war ihnen alles zu hastig, zu voll, zu schreiend, zu stickig und zu unsauber. Ihr Urteil faßten sie oft in recht derbe Worte zusammen, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließen. Als mich eine Freundin besuchte, ein dunkler, reizender Bubikopf, gelehrt und modern, bestens gepflegt und klug, da habe ich Tränen gelacht, als die drei nach anfänglicher Kühlheit mit dem keineswegs schwachen Menschen ins Geschirr gingen. Es stritten sich Natur und Zivilisation, und die Kultur — saß bei den drei Naturen. Und als wir den letzten Sonntag noch einmal frühmorgens aufs Wasser gingen und eine frische Herbstbrise unser Segelboot über die „Teiche" pustete, wie sie sagten, und wir an einer stillen Gegend wieder wie zu Hause in den Dünen badeten und uns sonnten, da lag doch die Zukunft unseres Volkes in den drei Wikingergestalten, blank, blitzfrisch, uralt und ewigjung. Da wuchs die Weltgeschichte aus einer kleinen Kammer unter dem Strohdach empor in alle Weite späterer Zeiten. Und als die drei zum letzten Mal aus dem flachen Wasser, Schritt für Schritt hervorstiegen, die feinen, schmalen, kühlen Gesichter unter dem schweren, feuchten Haar, die blinkenden, prachtvollen Schultern über den langen, feingegliederten Armen, die breiten, kräftigen Leiber mit den zarten, knappen Brüsten, die schlanken Gürtel in aller Anmut und Straffheit, und die keuschen Schöße auf den gewaltigen, ranken Schenkeln, glänzend von Licht und Wasser, da schienen mir die Mütter einer neuen und besseren Zeit auf die Erde zu steigen, Mütter eines natürlichen, kraftvollen und gesunden Geschlechts.

(Fortsetzung folgt.)

Martin Wehrmann zum 70. Geburtstag (16. Juni 1931).

Von Hermann Ploetz.

Ist Martin Wehrmann auch vor siebzig Jahren in Stettin geboren und zwar als jüngster von drei Söhnen des damaligen Provinzialschulrats für das höhere Schulwesen hier, so ist doch das Geschlecht des maßgebenden Geschichtsforschers unserer Heimat kein pommersches. Der Vater kam auf dem Umwege über Zeitz, wo er als Gymnasialdirektor Station gemacht hatte, aus der Altmark nach Stettin und hatte sich die Frau ebenfalls aus der Humanistenschicht und ebenfalls aus der Altmark geholt: eine Tochter des Rektors an der Schule unserer lieben Frau in Magdeburg. So genießt Martin Wehrmann also den Vorzug, gerade jener Ecke des Vaterlandes leiblich und seelisch verpflichtet zu sein, die, weil sie auch dem Lande am Meer einen Hauptteil seines Blut- und Geistesadels geschenkt hat, Pommerns eigentliches „Ahnenland" ist. Bluterbe machte sich auch wohl geltend, als der junge Hochschüler, von Vater- und Mutterseite gleicherweise vorbestimmt, den Oberlehrerberuf wählte. Vorangegangen war ihm darin schon der eine seiner Brüder, der jetzt in Kolberg, an der letzten Wirkungsstätte, als Gymnasialdirektor im Ruhestande lebt.

Der Jüngste der kleinen Wehrmänner empfing zu seinem schon an und für sich tapferen Vaternamen noch einen dieselbe Richtung betonenden Vornamen und wurde damit — als Wehrmann und als Martin — dem Reiche der Geschichte und zwar nach der frommen Seite empfohlen. Jedenfalls mutet uns die Namengebung — und wäre sie nur aus dem Unbewußten gespeist — wie ein Nachklang jener altgermanischen Weihehandlung an, mit der einst dem Sohne in dem Namen ein heiliger Kraftsporn fürs Leben mitgegeben wurde. Martin Wehrmann unterließ es auch nicht, die Wirkung gleich bei der Geburt zu bestätigen, indem er sich in geistesgeschichtlich bedeutsamster Gegend unserer Stadt ansiedelte: gegenüber dem alten Marienstiftsgymnasium am Marienplatz Nummer 2. Sein erster Blick aus dem Fenster der elterlichen Wohnung fiel auf die Stätte der Pädagogik, die ein Löwe und ein Giesebrecht geadelt, und die er später im Passiv und dann im Aktiv durchkonjugieren sollte.

Um sich die Grundlagen der Weisheit anzueignen, mußte der kleine Martin seinerzeit an dem Marienstift vorüber nach der Gr.

Ritterstraße pilgern. Dort auf dem Hofe des Pfarrhauses der Schloßkirche war die Vorschule untergebracht. Alte Stettiner erinnern sich noch an den „schwarzen Stahr", den ursprünglichen Leiter. Die Schule durchlief Martin Wehrmann trotz seiner Minderjährigkeit in kürzest möglicher Frist. Unter seinen Lehrern grüßten ihn gefeierte Namen. Doch nicht immer waren sie es, die am stärksten auf ihn wirkten. Auch die Geschichte war weit davon entfernt, schon damals in ihm einen „Durchbruch" zu erleben. Nur beim Professor Hering blieb einiges haften, so etwa, wenn dieser von Stettins Belagerung unter dem Großen Kurfürsten erzählte. Die ganze Liebe des Gymnasiasten aber gehörte den alten Sprachen, und sein Paradies war das Griechische. Hier gedenkt er auch voll Dankbarkeit an den häuslichen Einfluß des Vaters. Ein unvergeßliches Licht jener Tage, leuchtet aus der Prima herüber ein Vortrag der Antigone durch den alten Sprechkünstler Tuerschmann. Daneben behauptet der Lehrer des Deutschen seinen Platz, Professor Kolbe, da er bei der Wahl und Behandlung der Aufsätze die größte Freiheit walten ließ. Zuhause wurde der Jüngste der Brüder nicht selten damit geneckt, seine bevorzugte Lektüre sei das Stettiner Adreßbuch. Gewiß ein Spiel. Vielleicht aber kündete sich hier doch schon der spätere Akten- und Handschriften-Durchpflüger an. Eigen ist dem Knaben auch frühzeitig ein ungewöhnlicher Orientierungssinn gewesen, ein rascher Blick für Gegenden, Orte und Dinge; und als er zum erstenmal mit der Mutter die Welt der Berge kennen lernte — es war in Bad Elster — da fiel es ihm sofort auf, daß alle Häuser ihr Kennwort hatten, und nicht lange, so konnte er „jedes Haus mit Namen nennen". Der Sextaner erlebte 1870. In den Zwischenstunden rannte man nach dem Heumarkt, um die Depeschen zu studieren. An der Schülerbörse standen die französischen Uniformknöpfe hoch im Preise; man sammelte, tauschte und kaufte. Im Wallgraben wurde mit Staunen beobachtet, wie die Gefangenen Frösche fingen und zu diesem Braten Löwenzahn als Salat pflückten. Nach dem Kriege lieferten die Wallgräben die schönsten Spielplätze der Festung. Da man die aufgestellten Wächter dabei mehr als störend empfand, traf es sich sehr glücklich, daß der Kommandant von Osten-Sacken, ein Verwandter der Wehrmanns, unserm Martin eine Wallkarte ausstellte. Kein Wunder, mit welcher Begeisterung die ganze Tertia an den Rockschößen des Bevorzugten hing.

Jene Freiheit kannte jedoch nicht nur Dummejungenstreiche. Man wußte auch darüber hinauszuwachsen; und der dreizehnjährige Obertertianer durfte mit Stolz seine „Medaille für Rettung aus Lebensgefahr" in Empfang nehmen.

Unter den Freunden der Gymnasialzeit ist Johannes Meinhold, der spätere Bonner Theologieprofessor, mit Wehrmann in näherer Verbindung geblieben.

Noch nicht achtzehn Jahre alt, verließ der Abiturient das Gymnasium. Er besuchte die Hochschulen zu Halle, Berlin und Greifswald, studierte klassische Philologie und hörte nebenher Sanskrit, Erdkunde und Geschichte. Gustav Droysen, sein pommerscher Landsmann, vermochte Gustav Adolf nicht zum Siege zu führen. Treitschke hinterließ nur den Eindruck einer starken Persönlichkeit. Dagegen zündete der junge Wilamowitz in Greifswald auch durch den Zauber seines Vortrags. Um den Doktor zu bauen, ging Martin Wehrmann wieder nach Halle. Am 16. Dezember 1882 gelang der Wurf. „Herodot" hieß der Treffer. Und es ist sicherlich nicht ganz ohne Bedeutung, daß wir den „Vater der Geschichte" bei dem Akte der wissenschaftlichen Geburt des jungen Gelehrten als Paten feststellen können. Den Probekandidaten nahm schon ein Jahr darauf das Realgymnasium der Franckeschen Stiftungen zu Halle auf. Wehrmann hat diesen Umstand stets hoch gewertet. Der Direktor Frick genoß einen vorzüglichen Ruf. Herbart regierte Geister und Lektionen. Doch den stärksten Eindruck hinterließ dem jungen Pestalozzianer der Religionsunterricht in der Armenschule. Wie hier der Lehrer der Kleinen diesen ungeschulten Parias so schwierige Dinge, wie es die Wahrheiten des Katechismus sind, aufschloß und ans Herz legte, das gehört zu haben, ist von unserm Jubilar für immer als ein entscheidender Gewinn seines Aufstiegs gebucht worden. Der Hilfslehrer trat mittlerweile in das Marienstift zu Stettin ein und blieb dieser Stätte auch als Oberlehrer treu. Zwei Tatsachen heben sich bis zum Jahre 1912 aus dem stillen Schaffen des Gelehrten ab: die Ernennung zum Professor außer der Reihe als Ehrung für seine Geschichtsarbeiten und eine halbjährige Italienfahrt im Winter 1903 und 1904. Das Sonderziel dieses Urlaubs war die Durchforschung pommerscher Akten im Vatikan. Doch die hier gehobene wissenschaftliche Ernte, so wichtig sie auch war, trat fast zurück gegenüber der tiefstmenschlichen Förderung, die das Studium der Antike und der Renaissance in Rom und bis hinab nach Süditalien vermittelte. Wehrmann erlebte hier eine zweite und höhere Studienzeit, eine neue Menschwerdung; das Wunder der klassischen Kunst trug ihn in eine neue Welt. Jahr für Jahr — siebenmal bis zum Weltkriege, dann nicht wieder — eilt er nach dem Süden. Keine Kunststätte zwi-

schen Venedig, Ravenna, Florenz, Assisi und Neapel, die er nicht besucht hätte, meist in Gesellschaft seiner beiden Schwestern. Ein Höhepunkt die Gesellschaftsfahrt 1908, bei der er unter Schubrings Leitung sich auch Giotto eroberte. Seither gehört die Kunst in sein Sonntagsheiligtum; und er hat ihr an der Hand seiner Mappen und Bilder nicht nur die fruchtbarsten Mußestunden gewidmet, sondern sich auch gern zu öffentlichen und häuslichen Vorträgen bereit finden lassen — und das bis heute noch.

Wehrmanns Tätigkeit in Stettin nahm im Jahre 1912 ein Ende. Er wandte einer Stadt den Rücken, wo Staatsarchiv und Altertumsverein sein halbes Leben als Geschichtsforscher umschlossen. Zu solchem Schritte konnten ihn nur schwerwiegende Gründe veranlassen. Genug, er ging nach Greifenberg, leitete das dortige Gymnasium, lernte die Reize einer Kleinstadt kennen, wohnte und amtierte unter sehr angenehmen Verhältnissen und würde somit gewiß die behaglichsten seiner Tage verlebt haben, wenn Krieg und Inflation nicht die Welt auf den Kopf gestellt hätten. Er unterjochte die Schwere der Zeit, getreu dem Grundsatze, der ihm von seinem Schreibtische entgegenleuchtet: Labor ipse voluptas — und erweiterte den Kreis seiner Arbeit u. a. dadurch, daß er mit rückhaltloser Liebe den Gedanken der Volkshochschule aufgriff. Vorträge sahen ihn in Greifenberg, Naugard und Treptow am Pult; und er setzte diese Uebung eines wissenschaftlichen Dienstes am Volke auch fort, seit er das Direktorat des Gymnasiums in Stargard übernommen hatte. Hier wie schon in Stettin und Greifenberg beteiligte er sich mit Eifer am kirchlichen Leben, war Mitglied im Gemeindekirchenrat, in der Provinzialsynode und im Hauptausschuß des Gustav-Adolf-Vereins und widmete sich weiterhin den ihm lieb gewordenen wissenschaftlichen oder volkstümlichen Vorträgen, sei es, daß die Universität in Greifswald ihn einlud, oder daß die Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde ihn zu hören wünschte, oder daß er einem kleinen Kriegerverein die Stunde zu heben suchte.



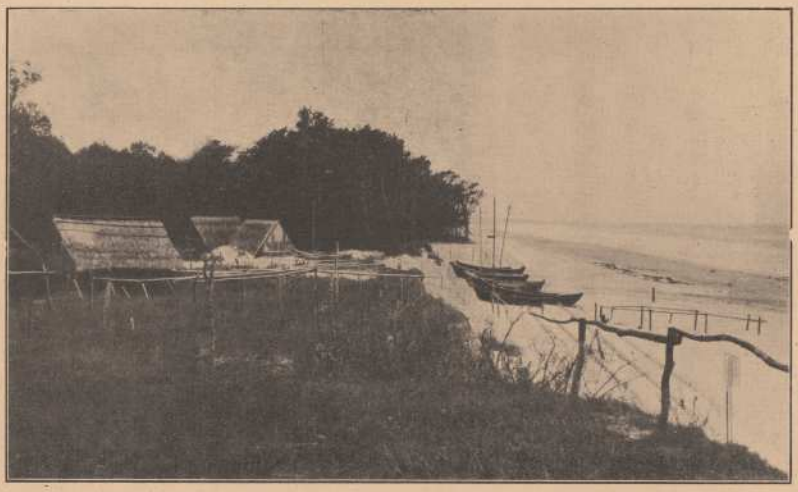
Martin Wehrmann

Ueberschaut man die Summe der von unserem Jubilar in einem so langen und erfolgreichen Leben geleisteten Arbeit, — Schule, Forschung, Schriftstellerei, 500 Vorträge — so muß es als eine besondere Gnade bezeichnet werden, wenn er nie krank gewesen ist und während einer vierzigjährigen Dienstzeit nicht einen Tag in der Schule krankheitshalber gefehlt hat. So viel das aber auch bedeutet, es ist doch nicht geeignet, unsere Betrachtung abzuschließen; denn wir haben gerade den Wehrmann, als der er — weit über Schule und Stand hinaus — in der pommerschen Öffentlichkeit und der deutschen Gelehrtenrepublik gilt, nur immer erst gestreift, aber noch nicht im Kern gefaßt: nämlich Wehrmann, den Erforscher unserer Heimat, der die Geschichte von Pommern und die Geschichte der Stadt Stettin geschrieben hat.

Diesem Manne ein besonderes Wort. Hatte er sich nicht mit Leib und Seele dem klassischen Altertum verschrieben! War er dann nicht mit Haut und Haar der Renaissance verfallen! Wie kam er denn von Herodot in die Akten des Greifenstammes?

Zunächst wurde auch an ihm erwiesen, daß Antike und Humanismus nütze sind zu vielen Dingen und sich vertragen mit vielerlei Ferne, sogar mit ihrem eigenen Gegensatz.

Dann war neben rechtem Erkennen und Verstehen — wie Alfred Döblin in dem „Alexanderplatz" hervorhebt — nötig auch hier im rechten Augenblick der rechte „Nebenmann", — in unserem Falle der Professor H. Lemcke. An derselben Schule tätig, damals schon Vorsitzender der Gesellschaft für pommersche Geschichte und Altertumskunde, gelang es Lemcke, unsern Wehrmann für die eigenen Bestrebungen zu gewinnen. Bald wurde Wehrmann einer seiner fleißigsten und erfolgreichsten Mitarbeiter. Er trat in den Vorstand der Gesellschaft ein, übernahm 1887 die Leitung der Monatsblätter und dann auch die der Baltischen Studien



Die Durchbruchsstelle von Damerow auf Usedom, zuletzt bei der Winterflut 1913/14 offen
Aufn. Reinhold Richter

und behielt beide ein Vierteljahrhundert hindurch in seiner Hand. Die Uebersiedlung nach Greifenberg erst veranlaßte ihn, diese Aemter niederzulegen. Er konnte es mit ruhigem Gewissen tun: er hatte sich zu Pommerns und Stettins maßgeblichem und anerkanntem Geschichtsschreiber entwickelt, Hauptwerke waren abgeschlossen, seine wesentliche Lebensarbeit erledigt.

Von dieser Höhe werfen wir einen kurzen Blick zurück. Wieviel Anregung der Geschichtsschreiber auch sowohl Personen wie Vereinen verdankte, es mußten doch noch besondere Umstände hinzukommen, um im einzelnen Falle die breiten Wasser allgemeiner Forschung in die bequemen und sammlungsbereiten Becken zu leiten.

Schon das Jahr 1885 stellte ihm mit dem Jubiläum des Marienstifts die erste Aufgabe. Er löste sie in der Schrift „Die Gründung des Domstifts zu St. Marien in Stettin". Sie erschien 1886. Das folgende Jahr gab ihm Gelegenheit, eine Festschrift zur 700-Jahr-Feier der Jakobikirche zu verfassen und einige Zeit später lieferte ihm das 350jährige Bestehen des Marienstiftsgymnasiums einen ähnlichen Anstoß. Damit befand er sich mitten in einem neuen Fahrwasser. Wind und Wetter blieben weiter günstig. Die Fahrt ging ununterbrochen von Ufer zu Ufer. Einen besonderen Kurs nahmen seine Arbeiten auf die Schulgeschichte zu. Die deutschen Jahresberichte brachten Abhandlungen, und im Rahmen der Zeitschrift für Geschichte der Erziehung und des Unterrichts erschien als Sonderband „Die Begründung des evangelischen Schulwesens in Pommern bis 1563".

Bestimmten Aufträgen entsprachen auch Wehrmanns beide Hauptwerke: Die Geschichte von Pommern und die Geschichte der Stadt Stettin. Die erste ein Glied in der deutschen Landesgeschichte, die wieder eine Gruppe in der Allgemeinen Staatengeschichte darstellt, und die letztere ein Dank der Firma Saunier an die Stadt Stettin, abgestattet zum 75jährigen Bestehen ihres Hauses.

Beide Bücher unterscheiden sich nicht wenig in Haltung und Schreibart. Konnte Wehrmann bei seinem Pommernband die bestimmten Bindungen des Herausgebers Arnim Tille nur dadurch innehalten, daß er, fortwährend kürzend, streichend und zusammenschiebend, den Riesenstoff nicht anders als durch ein Verfahren zu bewältigen vermochte, das den

Schriftsteller natürlich zu Gunsten der Tatsachendarbietung behinderte, so besaß er, dank dem Entgegenkommen der Firma Saunier, bei der Niederschrift der Stettiner Geschichte volle Freiheit, ein Umstand, der dem ruhig fließenden Erzählerton künstlerisch außerordentlich zum Vorteil gereicht hat.

Was diese beiden Arbeiten weit über ihre Vorläufer hebt, ist der Geist der strengen Sachlichkeit, die Höhe der Weltanschauung und das Gefühl für die Verbindung aller Einzeltatsachen mit dem Ganzen des Geschichtstheaters. Leistung im Strom des Allgemeinen abzuschätzen.

Noch im 2. Heft des 1. Jahrganges der „Pommerschen Heimatpflege" schreibt er am Schluß einer Arbeit über die beiden Jahre 1530 und 1630 und ihre Bedeutung für Pommern: „Ein Volk, das keine Vergangenheit haben will", sagt Wilhelm von Humboldt, „verdient auch keine Zukunft" — und der vor kurzem verstorbene große Gelehrte Adolf von Harnack schrieb einst: „Wir treiben Geschichte, um die Vergangenheit los zu werden und



Dünenlandschaft bei Leba — Aufn. Prof. Brathage, Lauenburg

Den Verfasser beherrscht die Auffassung der Geschichte, wie sie unser Landsmann Droysen mit den Worten ausgesprochen hat: „Geschichte ist nicht die Summe dessen, was war und was geschah, sondern Geschichte ist der Gegenstand empirischen Wahrnehmens, Erfahrens und Forschens."

Von solcher Erwägung ausgehend, hat sich Wehrmann stets gegen die nackte Stoffanhäufung gewandt, gegen die bloße Mitteilung dessen, was sich irgendwo und irgendwie begeben hat. Wie Erfahrung mehr ist als Aufnahme äußerer Eindrücke, und wie sie erst zustande kommt in jener geistigen Sammlung, Ordnung und Durchdringung, die jedes Einzelne dem Ganzen einer beherrschenden Idee unterordnet, so hat Wehrmann schaffend wie urteilend seine Aufgabe darin erblickt, jede um die Gegenwart zu verstehen". So trug die pommersche Geschichte für Wehrmann ein vorwärts gerichtetes deutsches und europäisches Gesicht; so war es selbstverständlich für ihn, daß er noch den Verfasser der kleinsten Ortskunde auf die Beziehung zur Gesamtheit verpflichtete.

Damit sind wir allmählich von dem Forscher und Geschichtsschreiber zu dem Schriftleiter und Urteilsmeister gelangt. In dieser Eigenschaft lernte ihn um 1900 ein kleiner Freundschaftskreis junger Lehrer kennen, der in seiner häuslichen Volkshochschule auch die „Monatsblätter" der Gesellschaft für pommersche Geschichte und Altertumskunde las, dazu die „Baltischen Studien". Hier führte Martin Wehrmann das Zepter. Hier gewannen wir Einblick in die vielen kleinen Vorarbeiten

seiner Hauptwerke. Hier forderte der Beherrscher seiner Wissenschaft immer von neuem unsere Bewunderung heraus, wenn er etwa am Schluß der Monatsblätter die eingelaufenen Arbeiten besprach. Erkannte er dabei zunächst an, was irgend hervorgehoben zu werden verdiente, um dann das Falsche, die Mängel und das Fehlende anzukreiden, so offenbarte er seine erstaunliche Befehlsgewalt über die entlegensten Gebiete unserer Heimatgeschichte ebenso wie seine zurückhaltende, in Lob und Tadel sparsame, aber ehrliche und männliche Art. Unsere staunende Bewunderung wurde endlich aufrichtige Dankbarkeit, als seine Pommersche Geschichte erschien. Sie erlöste uns von der bisherigen Fetzenwirtschaft der Heimatkunde, von dem Suchen nach Stoff, dem Nachfragen bei Freunden, Büchereien und Archiven, und sie stellte uns in eine einheitlich und umfassend aufgebaute Welt, die das Sichere vom Unsichern schied und dem Liebhaber die eigene Heimat als eine menschliche Angelegenheit auf dem Boden der Tatsachen bescherte. Das gab uns schließlich auch Mut, mit ihm persönlich in Verbindung zu treten. Die Lemckesche Schrift über die Stettiner Straßennamen hatte uns in alle Winkel, Höfe und Gassen von Alt-Stettin getrieben; wir entdeckten damals noch die malerischsten Ecken und photographierten, malten und zeichneten, um die Beute unter Dach zu bringen. Sobald wir dann auf seltsam fragende Dinge stießen, die eine geschichtliche Aufklärung verlangten, so war Wehrmann mit größter Liebenswürdigkeit bereit, die alten Häuser aus seinem wohlgeordneten Zettelkasten ihr Sprüchel auffagen zu lassen oder uns aufs Archiv ins Allerheiligste zu geleiten, wo er mit raschem Griff nachwies, an welchen Bauten Gillys Vater in Stettin gearbeitet hatte, oder aus welchem Anlaß sich die Ecke Fuhrstraße und Pelzerstraße das reiche Schnitzwerk des Flurgebälkes zugelegt haben mochte. Man mußte den Gelehrten in solchen Stunden sehen, wie bescheiden und liebenswürdig er sich hier zur Verfügung stellte und mit welcher restlosen Güte er es für seine Pflicht hielt, den Helfer zu spielen, wo immer es in seiner Macht lag. Es war einfach nicht möglich, diesen Mann nicht liebzugewinnen.

Anderthalb Jahrzehnte später. Weltkrieg und Inflation liegen hinter uns. Die Gesellschaft für pommersche Geschichte und Altertumskunde feiert ihr hundertjähriges Bestehen. Martin Wehrmann empfängt aus den Händen unserer Heimathochschule den Doktor honoris causa. Er verteidigt seine neue Würde in der Festsitzung der Gesellschaft durch einen Vortrag über Otto von Bamberg. Mit markiger Stimme und lebhafter Bewegung, die klaren, knappen Sätze flott und frei vor sich hinschleudernd, steht er da, ein Greis an Jahren, ein Jüngling an Frische und Rüstigkeit, und zeigt sich denen, die ihn lange nicht gehört, von einer ganz neuen Seite: als volkstümlicher Redner, als Beherrscher des freien Wortes, dem lange Uebung Gewalt auch über volle Säle gegeben hat. Er reißt alle hin und schlägt jeden Wettbewerb.

Und heute soll dieser Jüngling gar siebzig sein! Es ist notarisch, aber nicht notorisch. Wir sitzen ihm gegenüber in seinem Arbeitszimmer in Stargard. Die Straße hat wie die Kirche an ihrer Ecke den Hl. Geist zum Namenspatron. Wehrmann wohnt mit seinen beiden Schwestern zusammen. Ein Dreibund, vom Elternhaus gesegnet. Zu den Lebensgrundlagen gehört die himmlische Rückversicherung. Fröhliche und ernste Stimmen sind darin eingeschlossen, und der Geist im Hausgestühl atmet Schlichtheit, Herzwärme und jene Kultur, die für den Norden unseres Vaterlandes die besten Bausteine geliefert: Antike, Christentum und Deutschtum.

Möge dies ewige Geisterreich noch lange seine Strahlen spenden dem innig verbundenen, kleinen Kreise, damit er sie weitergebe in den Aufbau einer neuen Zeit.

Die Wandlung.

O unerforschte Wandlung!
Nicht meine — Gottes Handlung!

O Stunde, klar und abendstille,
wo nach des Lebens lautem Kamp
sich löst der Leidenschaften Krampf,
einschläft der ruhelose Wille!
Es streift, was trüb und irdisch war,
ab seine Schwere wunderbar;
das Leben, ledig aller Hülle
löst sich in lichter Bilder Fülle;
was in der Zeiten Einsamkeit verbannt,
wird nun von sel'ger Gegenwart umspannt . . .

O unerforschte Wandlung!
Nicht meine — Gottes Handlung!

Im Abend, wenn beim Sonnesinken
die Wogen letztes Leuchten trinken,
dann baut sich schnell ein goldner Steg,
zum Ueberirdischen ein Weg . . .
So zieht aus meiner Seele Haus
ein heller Strom von Bildern aus,
wo jede kleine Woge trägt,
was sich im Geiste hat geprägt;
was je im Herzen hat geblüht,
ist unverlöschlich aufgeglüht.
Es führt ein wundervolles Walten
den Strom der seelischen Gestalten. —

Bis er im Meere sich verliert,
das alles Leben noch gebiert:
Was in mir klein war und von enger Schranke,
lebt nun in Gott als göttlicher Gedanke.

Alfred Weimershaus.

Rundschau.

Hedwig Rades.

Es war uns eine besondere Freude, daß wir diesem Hefte einige Abbildungen von Gemälden der Künstlerin Hedwig Rades beigeben konnten, die in „Unser Pommerland“ noch nicht zu Worte gekommen ist, aber in einem der nächsten Hefte ausführlich gewürdigt werden soll. Aus einem Fischerhaus in Laase bei Köslin stammend, hat Hedwig Rades nach Lehr- und Wanderjahren und einem Ausflug in die große Welt in die Heimat zurückgefunden und entnimmt die Motive ihres künstlerischen Schaffens überwiegend der pommerschen Küstenlandschaft, deren herbe Schönheit und keusche Stille und deren rassige niederdeutsche Menschen sie nicht müde wird zu schildern, damit den Beweis erbringend, daß der beglückende Reichtum seelischen Erlebens in der Geschlossenheit einer vertrauten Umgebung jenes Heimatschaffen hervorbringt, dessen Melodie auch in der großen Welt verstanden wird, noch dazu wenn sie mit soviel Temperament und Könnerschaft vorgetragen wird wie bei Hedwig Rades.

Schriftleitung.

Sturmwarnung am Meer.

Hoch oben auf der Düne in unmittelbarer Nähe des Kolberger Fischereihafens ragt ein einsamer Mast in die Höhe, ist weithin auf das Meer sichtbar: der Sturmsignalmast. Der Badegast, der heimische Spaziergänger, sie schauen interessiert wohl hin und wieder zu ihm empor, wenn ein großer „Ball“ dort oben in luftiger Höhe an der Rahe schaukelt.

„Aha, Sturm!“ denkt vielleicht flüchtig noch dieser oder jener und ahnt oft nicht, welche Stunden der Unruhe, Sorge und Angst der „Ball“ dort am Mast mancher Fischersfrau, mancher Mutter bereiten kann, wenn es heißt: „Ein Boot iff noch buten — —“

Vor 50 Jahren nahm die Deutsche Seewarte in Hamburg als Reichsanstalt ihre Tätigkeit auf. Die Ergebnisse einer Reihe von meterologischen Beobachtungsstellen Deutschlands und verschiedener europäischer Staaten wurden auf telegraphischem Wege der Seewarte zugestellt und hier zu einem Gesamtbilde in der Wetterkarte vereinigt. Gleichzeitig wurde der schon seit 1864 bestehende Sturmwarnungsdienst für die ganze deutsche Küste neu organisiert. So entstanden überall an den Flußmündungen, auf Inseln und in den Hafenstädten die „Sturmwarnungsstellen“.

Die Deutsche Seewarte sendet heute ihre Telegramme an 102 Sturmwarnungsstellen der Nord- und Ostseeküste. An der Küste Pommerns finden sich folgende Sturmwarnungsstellen (L in Klammern bedeutet „einfaches“, LL „erweitertes Nachtsturmsignal“): Darßerort (LL), Barhöft, Dornbusch, Stralsund (L), Wittower Posthaus, Arkona (LL), Stubbenkammer, Saßnitz, Göhren, Thiessow, Vierow, Greifswalder Oie (L), Peenemünder Schanze (L), Streckelsberg bei Koserow, Ahlbeck (L), Swinemünde, Ueckermünde (L), Gr.-Ziegenort (L), Galgenberg Wollin (L), Misdroy (L), Kiesberg (L), Kolberg (L), Neß, Rügenwalde (L), Stolpmünde, Leba (L). Neben den Sturmwarnungsstellen geben die Sturmwarnungsnebenstellen die Sturmwarnungstelegramme durch Aushang bekannt.

Die zur Verwendung gelangenden Signale bedeuten: ein mit einer Spitze nach oben, und darunter ein mit der Spitze nach unten weisender Kegel am Tage bezw. eine rote Laterne bei Nacht „Atmosphärische Störung“; ein Ball bei Tage, nachts kein Signal „Windwarnung bei zu erwartender Stärke 6—7“; ein mit der Spitze nach oben weisender Kegel als Tagessignal, eine rote Laterne als einfaches Nachtsignal, zwei übereinander angebrachte rote Laternen als erweitertes Nachtsturmsignal „Sturm aus NW. in zu erwartender Stärke 8“; zwei übereinander angebrachte mit der Spitze nach oben weisende Kegel als Tagessignal, gehendes Fahrzeug im Umkreise von 50 Seemeilen (92,5 Kilometer) Radius einen Sturm aus der angegebenen Richtung zu gewärtigen habe, wobei natürlich der Ort der Störung nicht scharf begrenzt werden kann.

Im Dienste der Sturmwarnung stehen außerdem die „Windsemaphore“, (in Kolberg am Anfang der Ostmole, neben der Liegestelle des Lotsenkutters), welche die Stärke des Windes an zwei benachbarten Küstenorten (für Kolberg: Arkona—Brüsterort) anzeigen. Die erforderlichen Nachrichten werden den Dienststellen telegraphisch übermittelt.

Mit der ungeahnten Entwicklung und Verbreitung der Funkentelegraphie haben Wetter- und Sturmwarnungsdienst eine bedeutende Vervollkommnung erfahren. In allen Staaten sind bestimmte Küstenfunkstellen angewiesen, die ihnen zugehenden Sturmwarnungen sogleich auszusenden. Alle mit Empfangsapparaten ausgerüsteten Schiffe sind also in der Lage, auch auf See Wettermeldungen und Sturmwarnungen aufzunehmen. Neuerdings ist man bestrebt, die mit Funkeinrichtungen versehenen Schiffe zu veranlassen, aufgefangene Sturmwarnungen an diejenigen Schiffe durch Signal weiterzugeben, die über eigene Apparate nicht verfügen. Hierdurch können besonders die vor ihren Netzen treibenden Hochseekutter vielfach rechtzeitig gewarnt und zu besonderer Vorsicht veranlaßt werden.

Für die in der Deutschen Bucht fischenden Fahrzeuge werden von Helgoland aus durch Scheinwerfer Warnungssignale abgegeben.

Unsere Sturmwarnungsstellen sind zum größten Teil eng mit der See verwachsen, viele Männer haben selbst jahrelang gefahren und kennen das harte und entbehrungsreiche Leben auf See aus eigener Erfahrung. Sie tun ihren Dienst in der Sturmwarnung freiwillig. Hafenmeister, Oberlotsen, Lotsen, Leuchtturmwärter und Fischer sind es, die sich in den Dienst einer guten Sache stellten. Gern opfern sie alle einen Teil ihrer freien Zeit, wenn es gilt, die Seeleute, die Fischer vor kommendem Unwetter zu warnen.

Kurt Poppe.

Eine pommersche Bernsteinmedaille.

Im Schlesischen Museum für Kunstgewerbe und Altertümer (Münzkabinett) zu Breslau befindet sich eine Schaumünze aus Bernstein, die in ihrer Art zu den allergrößten Seltenheiten in der gesamten Münzgeschichte wie auch Bernsteinkunst gehört.

Auf der Vorderseite ist Friedrich der Große in nach links gewandtem Brustbild abgebildet, auf der Rückseite eine unter einem Maulbeerbaum sitzende junge Frau, die Seidenkokons abhaspelt. Beide Seiten der Medaille sind erhaben, nur die Legende (Umschrift) ist vertieft. Die Schrift war ursprünglich reich vergoldet, wovon heute nur noch Reste vorhanden sind.

Aus den kurz beschriebenen Abbildungen und der Umschrift: „Fridericus Instavrator Industriae Seriese Prvss (icae)“ gleich: „Friedrich der Wiederhersteller der preußischen Seidenindustrie“ ergeben sich schon die weiteren Zusammenhänge.

Das Medaillon ist eine Nachbildung in Bernstein der bekannteren Abrahamsonschen Medaille auf den preußischen Seidenbau aus dem Jahre 1783. Abrahamson war einer der berühmtesten Berliner Medaillenkünstler. Die Nachforschungen, welche Bewandtnis es mit der bernsteinernen Nachbildung hat, führten zu einem überraschenden Ergebnis. Die Münze stammt aus Pommern, und zwar aus Stolp, der damaligen Hochburg der seltenen Kunst, den Bernstein zu verarbeiten. Der Stolper Bernsteindrechslerzunft war es um die Gunst des einflußreichen Ministers von Hertzfeld zu tun,

eine rote Laterne als einfaches, eine rote und darunter eine weiße Laterne als erweitertes Nachtsturmsignal „Sturm aus NO. in zu erwartender Stärke 8“; ein mit der Spitze nach unten weisender Kegel (Tag), eine rote Laterne (einfaches), zwei weiße übereinander angebrachte Laternen (erweitertes Nachtsturmsignal) „Sturm aus SW. in zu erwartender Stärke 8“; zwei mit der Spitze nach unten weisende Kegel (Tag), eine rote Laterne (einfaches), oben eine weiße, unten eine rote Laterne (erweitertes Nachtsturmsignal) „Sturm aus SO. in zu erwartender Stärke 8“. Als Zusatzsignale zeigen rote Flaggen die voraussichtliche Drehung des Windes nach einer bestimmten Seite an. Eine Flagge bedeutet „Rechtsdrehen oder Ausschießen N—O—S—W“; zwei Flaggen „Linksdrehen oder Krimpen N—W—S—O“.

Die Sturmwarnung kann, wie von der Seewarte betont wird, keinen Anspruch auf unbedingte Gewißheit des Eintreffens machen. Sie sagt nur, daß begründete Aussicht auf Einwirkung einer atmosphärischen Störung vorhanden ist, die Schiffahrt und Fischerei gefährden können. Die Sturmwarnung zeigt an, daß ein in See der ein eifriger Förderer des Seidenbaues war, und der tüchtigen Züchtern aus eigenen Mitteln Geldpreise, und wohlhabenderen Leuten, denen er kein Geld anbieten konnte, die genannte Preismedaille in Silber usw. zukommen ließ.

Wenn auch schon Friedrich Wilhelm I. Maulbeerbaumpflanzungen veranlaßte, so auf den Wällen von Berlin und Spandau, auf den Friedhöfen der Dörfer und Städte, so ist Friedrich der Große dennoch nicht nur, wie die Inschrift der Medaille sagt, der Wiederhersteller, sondern der Hauptschöpfer des Seidenbaues in Preußen gewesen! Graf von Hertzfeld hat ihn dabei in der uneigennützigsten Weise unterstützt. Hertzfeld hatte auf seinem eigenen Gute Britz bei Berlin selbst eine große Seidenbauzucht. Um 1779 setzte ein allgemeiner Wettstreit ein; die Namen der erfolgreichsten Produzenten werden veröffentlicht. 1783 gelingt es einem pommerschen Pastor (Suckow) in Stargard, gar 30 Pfund reine Seide in einem Jahre zu erzielen.

Diese nützliche Schwäche des Ministers v. Hertzfeld für den Seidenbau war der Stolper Zunft bekannt. Sie brauchte damals gerade Fürsprache beim König, denn Stolp litt oft Mangel an genügendem Rohmaterial für seine zahlreichen Bernsteinarbeiter.

Da benutzte die Zunft die gelegentliche Anwesenheit des Ministers in Stolp, um ihm mehrere Ehrengeschenke zu machen. Hertzfeld war selbst Pommer und hatte sich gelegentlich schon Bernsteinarbeiten in Stolp machen lassen. Der geschickteste Meister der Zunft, ein gewisser Georg Friedrich Spruth, stellte für den Minister im Auftrage der Zunft die besagte Bernsteinmedaille, auch ein Schachbrett in Bernstein, her.

Wer sich mit den hochinteressanten Einzelheiten, auch in numismatischer Hinsicht, vertraut machen will, sei auf Dr. Tassilo Hoffmanns Ausführungen in „Alt-Schlesien“, Bd. 2, herausgegeben vom Schlesischen Altertumsverein, Breslau, hingewiesen.

Diese pommersche Bernsteinmedaille kam dann aus der Familie der Hertzfelds an die Freifrau von Knobelsdorf auf Zedlitz. Diese schenkte die „Schaumünze“ um 1800 an die Kgl. Friedrichsschule, von wo sie an die reformierte Kirche in Breslau, später an das Museum kam. Besser wäre sie wohl, wenn überhaupt in den wenig besuchten Museen, in Stettin oder Stolp am Platze.

Anfang des vorigen Jahrhunderts wurden viele gelehrte Abhandlungen über dieses pommersche Kunstwerk geschrieben.

Die Schwierigkeiten der technischen Herstellung hat am besten Tassilo Hoffmann, übrigens auch ein Pommer, anerkannter Archaeloge und Numismatiker, gewürdigt. Sollte es sich nicht für das Pommersche Provinzialmuseum lohnen, wegen des Erwerbes dieser bernsteinernen Seltenheit mit Breslau zu verhandeln? Vielleicht wäre ein Erfolg im Wege eines Austausches möglich.

Dr. Herbert Spruth.

Willy Stöwer zum Gedächtnis.

Sooft wir die alte Weisheit, daß ein Prophet nichts in seinem Lande gilt, erfahren müssen, so oft berührt sie uns immer wieder aufs schmerzlichste. An einem wunderbaren Maientag der letzten Pfingstferien wanderte ich durch die traulichen Straßen der alten pommerschen Hafenstadt Wolgast. Vor allen zog es mich nach der Kronwiek, einer allerliebsten, leicht ansteigenden Straße mit sauber gestrichenen Giebelhäusern, eins so anheimelnd wie das andere, fast anmutend wie eins der eigenartigen Städtchen auf Bornholm. Dem Geburtshaus Willy Stöwers, Kronwiek 23, galt mein Suchen. Da stand es genau wie zu des Meisters Kinderzeit, etwas zurücktretend, wie angelehnt an den größeren Bruder, der neugierig in die Straße vorlugt. Dasselbe holperige Pflaster war es wie vor über einem halben Jahrhundert, und ach, obwohl eine Generation vergangen und eine neue herangewachsen und alt geworden war, so sind es doch noch dieselben Menschen, dieselben zurückhaltenden, schwerfälligen und verschlossenen Pommern, die nicht aus sich herausgehen, die nicht Stolz und Hochachtung vor etwas Besonderem verraten können. Ein Mann stand auf den Stufen vor der Haustür und sah mich an, als wollte er sagen: „Was siehst Du mein Haus so an? Was gibt's denn da Besonderes zu sehen?“ Außer dem stillen, freundlichen Häuschen gab es wirklich nichts Besonderes; was ich suchte, fand ich nicht; keine Gedenktafel verkündete, wer hier vor 67 Jahren das Licht der Welt erblickt hatte. Am Anfang der Kronwiek war zwar das Geburtshaus Philipp Otto Runges mit einer Erinnerungstafel geschmückt, und ich dachte: „Es muß also ein großer Mensch erst tot sein, ehe ihm die Heimat die Ehre erweist, die ihm gebührt. Wird Willy Stöwer dereinst nicht mehr sein, so werden auch die Wolgaster allmählich erfahren, wer er war, dann werden Verkehrswerbung und ähnliche Vereine seiner gedenken und ihn himmelhoch preisen, um Fremde in die alte Hafenstadt zu locken.“ Ach, ich ahnte nicht, daß Willy Stöwer zwei Tage später die Augen für immer schließen sollte.

Als ich dann zu Hause noch einmal das Wolgastheft dieser Zeitschrift durchblätterte, stimmte es mich wieder recht traurig: wohl fand Willy Stöwer in seinen „Wolgaster Erinnerungen“ warme Worte dankbaren Gedenkens für seiner Jugend Heimatland; doch seine Vaterstadt würdigte ihren großen Sohn mit keinem Wort. Wäre es nicht recht und billig gewesen, wenn neben Philipp Otto Runge auch Wolgasts zweiter Künstler von Rang und Ruf an diesem Platze zu seinem Recht gekommen wäre? Wie wenig Pommern überhaupt von Stöwers Schaffen weiß, das lehren die dürftigen, höchstens zehn Zeilen langen Notizen bei seinem Ableben in den Tageszeitungen unserer Provinzialhauptstadt. Außer den nüchternen Worten über seinen Bildungsgang wird nur betont, daß er „nebenbei für deutsche und englische illustrierte Blätter Bilder von der deutschen Kriegsmarine sowie von den Ereignissen des deutschen Segelsports“ zeichnete. Dürftig und verständnislos genug. Das ist alles andere als eine gerechte Bewertung seines Kunstschaffens, und wir können uns nur freuen, daß Stöwer diese kränkende Unwissenheit seiner Landsleute nicht zu erfahren brauchte. „Zeichnungen für illustrierte Blätter“ können auch andere liefern, dazu gehört nicht unbedingt Künstlertum.

Die geringe Beachtung Stöwers in seiner Heimat liegt vielleicht in der Bezeichnung „Marinemaler“ begründet und in der heute abweisenden Beurteilung alles dessen, was mit der einst großen deutschen Wehrmacht zu Wasser in Zusammenhang steht. Einer spä-

teren Zeit, die diese jüngste Vergangenheit nach einem größeren Abstande gerecht beurteilen, ihre Größe anerkennen und nicht kritiklos verwerfen wird, bleibt auch das ungetrübte Verständnis für Stöwers einzigartige Kunst vorbehalten. Spätere Geschlechter, die das prachtvolle Marinewerk „Die deutsche Flotte in großer Zeit" von Admiral Scheer und Professor Stöwer recht würdigen, werden darin auch die 40 großartigen Schlachtenbilder Stöwers, vielfarbige Gemälde, bewundern, die in einer neuen, in dieser Vollkommenheit wohl nirgends gezeigten Technik wiedergegeben sind. Wenn Stöwer auf Grund seiner Reisen in Begleitung des Kaisers, wie die Gelegenheit von selber bot, vorwiegend Marinebilder malte, so ist das zu verstehen, und ich glaube fest, daß diese Bilder später einmal mit als die wertvollsten Zeugnisse der Glanzzeit der deutschen Marine gelten werden.

Warum kleben aber die Menschen an dem Wort „Marinemaler" fest? Möchten sie doch die Bezeichnung wählen, die Stöwer selbst für treffender hielt, nämlich „Seemaler". Stöwer liebte das Wasser und die Schiffahrt überhaupt, wobei die Kindheitseindrücke im Hafenleben seiner Geburtsstadt, der Seemannsberuf seines Vaters und seine technische Ausbildung und Tätigkeit als Schiffsingenieur mitbestimmend gewirkt haben und ihn ganz eigene Wege wiesen, so daß er ein ganz eigenartiges Kunstgebiet beherrschte. Er war der Seemaler schlechthin. Hunderte von Malen hatte er die See selbst erlebt. Diese Gewißheit, mit ihr selbst in Fühlung zu stehen, macht neben seiner Beobachtungssicherheit und unübertrefflichen Technik den Reiz und Zauber seiner Seebilder aus. Aus seiner Liebe zum Meer heraus hat Stöwer Bilder geschaffen, die auch unsere pommersche Heimat zum Motiv haben, Bilder, die die neuere Zeit darstellen, aber auch Bilder, die in die geschichtliche Vergangenheit unserer Provinz führen. Wer sich nur einmal die angenehme Mühe macht, Stöwers treffliches Werk „Mit Pinsel und Palette zur See" zu durchblättern, wird selber sehen, wieviel schöne Gemälde seine Meisterhand uns außer seinen Marinebildern vermacht hat. Es sind Werke, die nicht erst auf das Verständnis zukünftiger Menschen zu warten brauchen, sondern zu jeder Zeit dankbare Anerkennung verdienen. Das Buch gibt nur die Reproduktionen wieder, wie auch in diese Zeitschrift schon manche aufgenommen werden durften. Die Originale schmücken staatliche und städtische Museen, Diensträume hoher Behörden (Provinziallandhaus, Oberpostdirektion in Stettin), private Sammlungen.

Das Ausland hat Stöwer zu seinen Lebzeiten Lob gespendet. Wann mag unsere Heimat, die darauf stolz sein sollte, diesen Künstler ihren Sohn zu nennen, endlich sich seines wahren Wertes bewußt werden? L. C.

Der Pommernfilm.

Der im Auftrage der Provinzialverwaltung von Pommern nach einem Manuskript von Martin Reepel von der Ufa-Berlin fertiggestellte Pommernfilm „Das Land am Meer" gelangt seit einiger Zeit innerhalb und außerhalb der Provinz zur Vorführung. Er hat vom Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht in Berlin ausdrücklich die Bezeichnung „Lehrfilm" erhalten und wird innerhalb Pommerns verliehen durch den Landeshauptmann von Pommern, Stettin-Landeshaus, bezw. in seinem Auftrage durch die Städtische Bildstelle, Stettin, Augustastraße 22. Der Film umfaßt eine Länge von 1500 m und hat eine Vorführungsdauer von 1¼ Stunde. Er gliedert sich in die drei Hauptteile: Heimische Landschaft — Geschichte und Volkstum — Arbeitsfrohe Gegenwart. Die Verleihbedingungen sind folgende:

Für Schulen, Jugendpflegevereine und sonstige gemeinnützige Organisationen je Tag RM. 10,—, für jeden weiteren und folgenden Tag 50% Ermäßigung der Grundgebühr;
für gewerbliche Entleiher (Kinos, Wanderkinounternehmungen usw.) je Tag RM. 30,—, für jeden weiteren Spieltag die Hälfte dieser Grundgebühr. Bei Entleihung für mehr als eine Woche können Pauschgebühren festgesetzt werden.

Die Versandkosten gehen zu Lasten des Bestellers.

Viele Schulen und Vereine wie auch öffentliche Lichtspieltheater in Pommern haben den Film bereits vorgeführt, und weitere Anmeldungen liegen in größerer Anzahl vor. Es empfiehlt sich daher, Anmeldungswünsche möglichst zeitig anzubringen, namentlich dann, wenn es sich um die Berücksichtigung bestimmter Daten handelt. Von dem Film sind insgesamt sechs Kopien hergestellt, von denen vier außerhalb Pommerns durch die Ufa, Abteilung Kulturfilm-Vertrieb, Berlin SW. 68, Kochstraße 6—8, und durch den Zentralausschuß für Landlichtspiele in Berlin SW. 11, Bernburger Str. 13, zum Vertrieb gelangen.

Vom Pommernbund in Berlin.

Der vom „Pommernbund zur Förderung heimatlicher Kunst und Art" veranstaltete „Maikommers" vereinte seine Mitglieder und Freunde wiederum im Friedenauer Ratskeller, dessen großer Gesellschaftsraum die Menge der Erschienenen kaum aufzunehmen vermochte.

Das Präsidium dieser beliebten, alljährlich sich wiederholenden Feier führte in bekannt vorbildlicher Weise Dr. Hinze, welcher zusammen mit Joh. Göricke auch die umfangreichen Vorbereitungen für die Abwicklung des glänzend verlaufenden Programms getroffen hatte. Unter dem Absingen des Maienliedes hielten junge Damen des Pommernbundes, schwer beladen mit frischem Birkengrün, ihren Einzug in den Festsaal und überschütteten die mit würziger Maibowle beschwerten langen Tafeln mit diesem ersten Frühlingsboten. Kunstgesangliche und launige Vorträge wechselten mit gemeinsam gesungenen Kommersliedern ab; besonders seien an dieser Stelle die vorzüglichen gesanglichen Darbietungen von Frau Prof. Wittkindt erwähnt. Für den humoristischen Teil trugen in überreichem Maße bei: Frau Prof. Schmidt-Köhne, Gertrud Brandes, Prof. Genzen, Dr. Hinze, Willem Henschel, Joh. Göricke und Pützmann, nicht zu vergessen eine Abordnung der dem Pommernbund angeschlossenen Landsmannschaft „Sedinia".

Viel zu schnell verrannen die in fröhlichster Stimmung verlebten Stunden.

Vom Verein der Pommern Spandau 1927.

Mit Sang und Klang traten am Sonntag, dem 31. Mai, der Spandauer Pommernverein und die Gesangvereinigung „Heimatklänge" Spandau ihre gemeinsame Wanderung bei prächtigem Sonnenschein an. Der Weg führte ins Waldgebiet an der Spandauer Oberhavel entlang. Ein buntes Treiben war am Haveluser und auf dem Wasser selbst zu beobachten; denn das herrliche Sonnenwetter hatte Tausende der Großstädter ins Freie gelockt.

Bei Papenberge trennte sich der Wandertrupp von dem Flußlauf und bog in die staatliche Forst nördlich der Bötzowbahn ein. Gegen 12 Uhr war das Marschziel „Restaurant Waldfrieden" am Gemeindesportplatz Hennigsdorf erreicht. Der zuvorkommende Wirt hielt in Küche und Keller das Beste für seine Gäste bereit. Nach dem reichhaltigen Mittagmahl lagerte man ein wenig unter den Eichen im angrenzenden Walde. Bald hatten sich auch die Nachzügler mittels Fahrrad und Straßenbahn eingefunden. Gartenkonzert der Bötzower Feuerwehrkapelle, Chorgesänge der Gesangvereinigung „Heimatklänge", Jugendspiele und Schieß-Sport sorgten hinreichend für Unterhaltung und Abwechselung.

Abends gab es traditionell das bekannte Heimatessen „Pommersche Lungwurst mit dicken Erbsen". Die schmackhafte Wurst war zu diesem Zweck von Landsm. Beyer besonders angefertigt worden.

Ein Tanzkränzchen beschloß den in bester Harmonie verlaufenen Familienausflug, der die landsmännische Verbundenheit noch mehr stärken und den Beteiligten in angenehmer Erinnerung bleiben wird. W. D.

Bücherschau.

Brandenburgisches Jahrbuch, 6. Band. Herausgegeben vom Landesdirektor der Provinz Brandenburg. Schriftleitung Prof. Erich Blunck, Provinzialkonservator von Brandenburg. Verlag Deutsche Bauzeitung G. m. b. H., Berlin 1931. Preis 3,— RM.

Der 6. Band des Jahrbuches ist wieder so hervorragend redigiert und sorgfältig ausgestattet, daß man nur bedauern kann, daß der Landeshauptmann von Pommern nicht diesem Beispiel gefolgt ist, anstatt eine Vierteljahrsschrift zu begründen, die, weil aus öffentlichen Mitteln gespeist, der Monatszeitschrift „Unser Pommerland" letzten Endes das Wasser abgräbt, wo eine Zusammenfassung aller kulturellen Bestrebungen und eine Stützung schwer ringender, alter privater Unternehmungen das Gebot der Stunde sein sollte.

Aus dem Inhalt des Bandes tritt als Hauptthema die Neumark hervor, die im Hinblick auf ihre Zugehörigkeit zur Ostmark besonderes Interesse beanspruchen kann und auch heute noch die Brücke darstellt, die zu den entrissenen Gebieten und nach Ostpreußen hinüberführt. Ueber ihre Geschichte hat Prof. Dr. Willi Hoppe einen umfangreichen Beitrag geliefert, in dem Namen wie Markgraf Hans von Küstrin und die Leiter der Trockenlegung des Oder-, Warthe- und Netzebruchs (Simon Leonhard von Haarlem und Franz Balthasar Schönberg von Brenkenhof) eine Rolle spielen. Lauter als an anderen Orten wird hier dermaleinst die Geschichte wieder sprechen, nachdem durch die Schleifung der Festung Küstrin die Neumark schutzlos nach Osten zu daliegt.

Ein weiterer Aufsatz des Bandes ist dem Kloster Lehnin gewidmet, das 1930 auf ein Alter von 750 Jahren zurückblicken konnte. Die Landschaft, in der es liegt, die Zauche, hat bereits im 4. Bande des Jahrbuches eine zusammenfassende Würdigung gefunden. Das Kloster ist für die Mark von großer Bedeutung gewesen, war es doch eine Pflanz- und Pflegestätte deutscher Kultur in dem ursprünglich germanischen, dann slawischen Lande.

Mit großem Interesse liest man die Arbeit des Regierungsbaumeisters Gerhard Wohler über „Alte Wehrbauten märkischer Städte in unserer Zeit" als einen Beitrag zur praktischen Denkmalpflege. Hier wird unter Ablehnung früherer Methoden ausgeführt, daß die Wiederherstellung einer mittelalterlichen Stadtbefestigung in ursprünglicher Gestalt — soweit das überhaupt nach unsern Kenntnissen möglich ist — nur einen wissenschaftlichen Sinn und innere Berechtigung nur dann hätte, wenn die Notwendigkeit der Ueberführung des Bauwerks in den ursprünglichen Gebrauch bestände. Da das in keinem Falle zutrifft, kommt in der Regel kein Restaurieren, sondern ein Konservieren in Frage. Sodann gehört zu den Aufgaben der Denkmalpflege die Schaffung eines Zusammenhanges des alten Bauwerks mit dem Stadtgefüge und die Ueberlegung eines neuen Verwendungszwecks. Dazu gehört natürlich hoher künstlerischer Takt. „Man kann alte Edelsteine in die Vitrine legen zur gelegentlichen Betrachtung; man kann ihnen aber auch eine neue Fassung geben, schöne Frauen mit ihnen schmücken und ihnen so erst zu ihrem strahlenden Glanze verhelfen." Der Aufsatz bringt in Wort und Bild eine Anzahl vorzüglicher Lösungen in diesem Sinne. Der Büttelturm in Sommerfeld erhielt einen Anbau mit Torbogen, an seinem Fuße ist ein Kriegerehrenmal geschaffen worden, das benachbarte Haus wurde abgebrochen und eine dadurch sichtbar werdende Brandmauer zur Schauseite umgebaut. Eine ähnliche Lösung fand man beim Mittelturm in Prenzlau. Das Plauer Tor in Brandenburg a. d. Havel, ein einsam im Straßenzuge stehender Stumpf, wurde in Verbindung mit der Straßenzeile gebracht und der Bürgersteig durch einen Torumgang um ihn herumgeführt.

Erwähnt werden soll noch ein Beitrag „Altes norddeutsches Zinngerät und seine Marken" von Karl Kratzenberger, der den zahlreichen Sammlern, deren Kenntnisse oft nicht über das Werk von Berling hinausgehen, willkommen sein wird. F.

Das Bauernhaus im Regierungsbezirk Köslin. Von Emil Goehrtz, Regierungs- und Baurat, Hannover (Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde, herausgegeben von Prof. Dr. Friedrich Metz, 28. Bd. Heft 3). Stuttgart, J. Engelhorns Nachf. 1931. 31 S. mit 4 Textabb. u. 20 Tafeln. Geh. 5,— RM.

Der Verfasser, der bis zum Frühjahr 1930 bei der Kösliner Regierung tätig war, bietet in diesem Heft das Ergebnis einer jahrelangen Beschäftigung mit dem Problem des hinterpommerschen Bauernhauses. In knapper, aber außerordentlich klarer und anschaulicher Form zeigt er, wie sich das Bauernhaus aus seinen geschichtlichen Vorbedingungen in den verschiedenen Teilen des Kösliner Bezirks zu verschiedenen Formen entwickelt hat und wie sich später diese Unterschiede wieder verwischen. Als Bezirke, in denen sich aus den geschichtlich-politischen Gegebenheiten heraus verschiedene Haustypen und Gehöftformen entwickeln, werden unterschieden: die Kreise Lauenburg und Bütow, das Küstengebiet, der Süden des Regierungsbezirks (Kreise Neustettin und Dramburg). Ein letzter Abschnitt ist der Siedlungstätigkeit Friedrichs des Großen gewidmet. Während wir in den Kreisen Lauenburg und Bütow die ursprüngliche Hausform durch einen auf behördliche Beeinflussung des 18. Jahrhunderts zurückzuführenden Typ vollständig verdrängt finden — nur die äußere Form, der Schrotholzbau, hat sich in einigen Dörfern des Bütower Kreises noch erhalten — ist im Küstengebiet das in der Form des Rauchhauses überlieferte niedersächsische Bauernhaus Beweis für die Besiedlung von Norddeutschland westlich der Elbe her, und der gänzlich abweichende Haustyp im südlichen Teil des Gebietes wahrscheinlich durch mitteldeutsche Einflüsse bestimmt. Mit besonderer Deutlichkeit wird darauf hingewiesen, wie, bedingt durch die politische Abhängigkeit der Bauern, behördliche Anordnungen und Normalentwürfe das ländliche Bauwesen beeinflußt haben, wie hierauf eine allmähliche Verwischung der früheren Unterschiede zurückzuführen ist und wie hierdurch das heutige Bild, insbesondere auch der Gehöftanlagen, soweit es sich überhaupt noch um bodenständige Bauweise handelt, bestimmt wird. Es würde zu weit führen, an dieser Stelle auf die Ausführungen über die Entstehungsgeschichte der verschiedenen Gehöftformen und auf sonstige wertvolle Hinweise einzugehen. Besonders anzuerkennen ist das reiche Abbildungsmaterial, das den Text trefflich unterstützt, vor allem die auf 17 Tafeln wiedergegebenen zeichnerischen Aufnahmen des Verfassers, in denen typische ältere, heute z. T. bereits verschwundene Häuser und Gehöfte unter besonderer Berücksichtigung charakteristischer Einzelheiten maßstäblich dargestellt sind. Das Heft stellt trotz seines an der Seitenzahl gemessen geringen Umfanges einen wertvollen Beitrag zur deutschen Volks- und Siedlungskunde dar. Besonders zu begrüßen ist, daß damit für einen Teil unserer pommerschen Heimat, über dessen bau- und siedlungsgeschichtliche Voraussetzungen selbst in Fachkreisen ziemliche Unkenntnis bestand, in einer auch für den Laien verständlichen Form die erforderliche Klarheit geschaffen wird. Auch der heimatkundliche Unterricht, besonders in dem eigentlichen Bezugsgebiet der Abhandlung, wird aus dem Büchlein reichen Nutzen ziehen. Sardemann.

Herausgegeben von der Heimatvereinigung „Unser Pommerland." Verantwortlich: Gustav Fischer, Stettin. Druck und Verlag von Fischer & Schmidt, Stettin. Nachdruck der Originalbeiträge ist nur mit Erlaubnis des Verlages gestattet. Alle Sendungen sind an den Verlag der Zeitschrift „Unser Pommerland", Stettin, Gr. Wollweberstr. 13, zu richten.

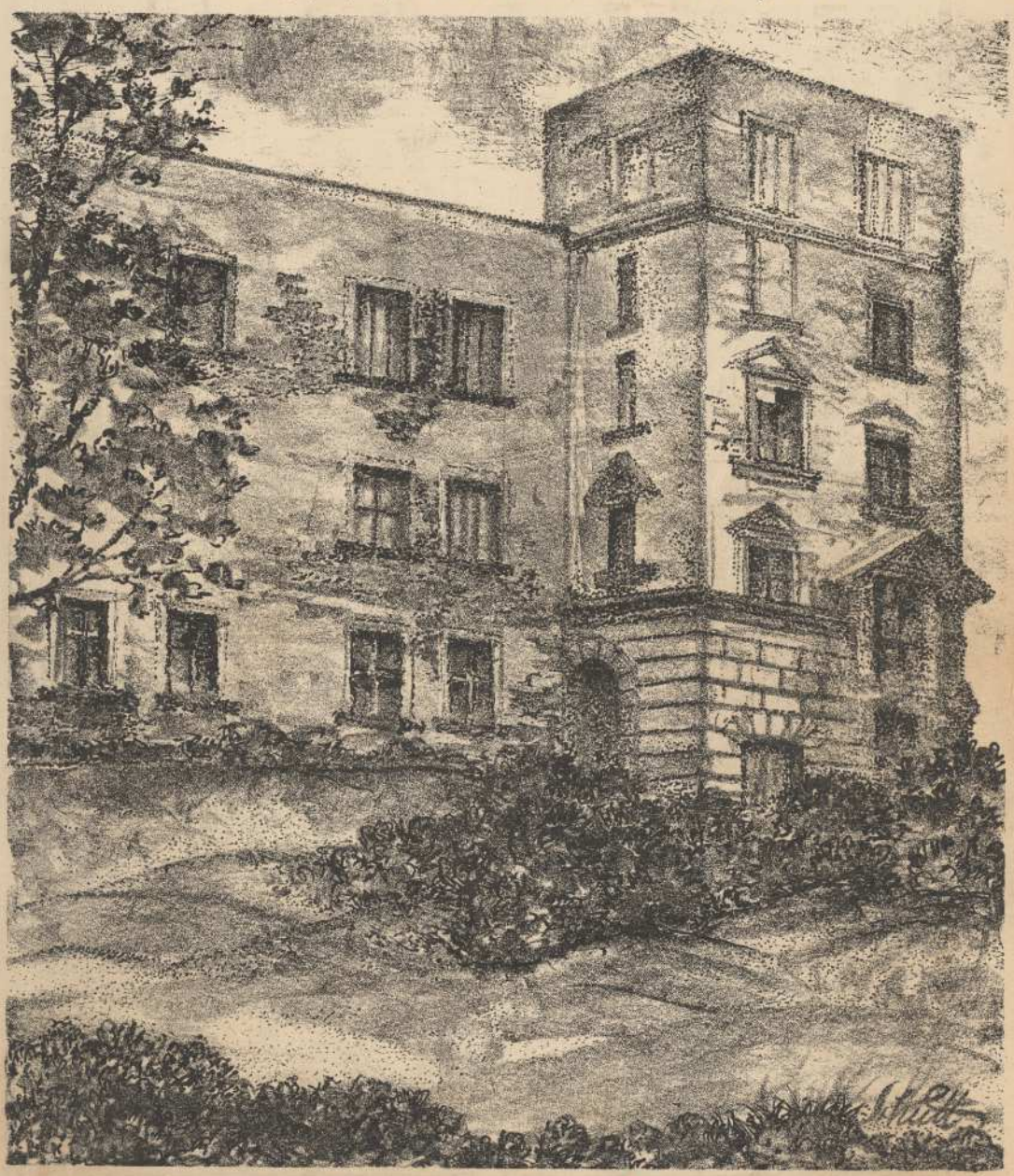
Verlagsort Stettin

16. Jahrg. 1931 Heft 7/8

29

Unser Pommerland

Monatsschrift für das Kulturleben der Heimat



Sonderheft Kreis Regenwalde

Verlag von Fischer & Schmidt in Stettin

17 AUG. 1931

GEBRÜDER HORST

STETTIN

Paradeplatz 19, 20, 21, 22, 23
Gr. Wollweberstr. 19, 20, 21, 22

MODEWAREN UND AUSSTATTUNGEN

Leinen- und Wäschehaus

C. DRUCKER

Inhaber Julius Evers

STETTIN * ROSSMARKT 3

Erstes Spezialgeschäft für

Wäsche-Ausstattungen

Damenwäsche · Herrenwäsche
Kinderwäsche · Erstlingswäsche
Tischwäsche · Bettwäsche
Hauswäsche · Badewäsche
Leinen- und Baumwollwaren
GARDINEN UND STORES
METALL-BETTSTELLEN
BETTEN · MATRATZEN
Daunendecken · Steppdecken
Blusen in grosser Auswahl
Morgenröcke · Dirndlkleider
Sportjacken · Unterröcke
Kinderkleider

DER MENSCH

Vom Werden, Wesen und Wirken des menschlichen Organismus

Herausgegeben vom Deutschen Hygiene-Museum
Schriftleitung:
Wissenschaftl. Direktor Prof. Dr. med. Martin Vogel.

XII, 420 Seiten und 333 Abbildungen und 14 Tabellen im Text, sowie 65 meist farbigen Tafeln. 1930. Lex. 8°.
In Leinen geb. 47,—.

Der Plan zu dem vorliegenden Werk „Der Mensch" ist gereift auf dem Boden der Erfahrungen, die in einem Zeitraum von fast zwei Jahrzehnten mit der Sammlung „Der Mensch" gewonnen wurden. Die Eröffnung des neuen Deutschen Hygiene-Museums ist nicht nur äußerer Anlaß zur Verwirklichung des lange gehegten Gedankens, sondern auch ihre Voraussetzung. Denn erst, nachdem die Sammlung „Der Mensch" auf Grund all der Erfahrungen und Ueberlegungen ihre endgültige Form gefunden hat, in der sie in dem Neubau des Museums eine bleibende Stätte findet, ist auch eine solche Darstellung in Buchform möglich geworden. Alle Fortschritte der inhaltlichen, wie der formalen Ausgestaltung der Sammlung sind daher auch dem Buche zugute gekommen. Die Eigenart des Werkes, die Notwendigkeit, Gemeinverständlichkeit und Anschaulichkeit der Darstellung mit exakter Wissenschaftlichkeit zu verbinden und dabei in allen Teilen eine einheitliche Linie anzustreben, hat an die Mitarbeiter nicht geringe Anforderungen gestellt.

Ausführlicher Prospekt kostenlos!

Johann Ambrosius Barth / Verlag
Leipzig.



Erzeugnisse unserer Provinz!

Pommerania

Haferflocken, Hafermehl

Franz Puchstein
NÄHRMITTELWERKE
Labes in Pom.
GEGRÜNDET 1875.

Unser Pommerland

Monatsschrift
für das Kulturleben der Heimat

Herausgegeben von der Heimatvereinigung „Unser Pommerland"
Schriftleitung: Gustav Fischer.
Verlag von Fischer & Schmidt, Stettin, an den alle Zuschriften zu richten sind.
Zahlungen auf Postscheckkonto: Stettin Nr. 260

16. Jahrgang Juli/August 1931

Diese Zeitschrift ist durch die Post, jede Buchhandlung oder vom Verlage zu beziehen. Bezugspreis viertelj. 3 M. Preis dieses Heftes 2.— M.

Inhalt des 7/8. Heftes: Seite

Sonderheft Kreis Regenwalde

Buchbesprechungen II
Der Kreis Regenwalde von H. v. Bismarck 247
Traute Heimat von E. v. Oertzen 248
Vom Boden im Kreis Regenwalde und seiner Geschichte von K. v. Bülow 249
Eine Frühlingsfahrt auf den Pommerschen Höhenzug von M. Reepel 256
Die Landwirtschaft im Kreise Regenwalde von R. Loerbroks 258
Die Familie Borcke und der Kreis Regenwalde von H. v. Borcke 261
Naturdenkmäler und Schutzgebiete im Kreise Regenwalde von E. Holzfuß 265
Straßenbau und -Unterhaltung im Kreise Regenwalde von W. Dabkowsky 268
Die Kreisstadt Labes von W. Kieckbusch 271
Das Heldenmal in Labes von J. Sefker 274
Von der Schuhmacher-Innung zu Labes von H. Radcke 277
Meine Reise nach Berlin von J. Sefker 278
Zur geschichtlichen Entwicklung der Stadt Regenwalde von W. Geißler 279
Vom Schulwesen der Stadt Regenwalde von E. Reinfeldt 284
Das Blücherschloß in Plathe und seine Geschichte von H. Bosse 287
Die Bücherei zu Schloß Plathe von K. v. Bismarck-Osten 290
Flurnamen um Plathe von H. Bosse 294
August Petermann, der Dichter des Liedes vom Pontarlier von Th. Rogge 298
Die Ostenheide von C. Bloedorn 301
Das Schotterwerk Henkenhagen von Th. Heesch 303
Pommersche Lyrik 249, 297, 305
Rundschau 306

Hugo Minack Nachf.

Büro: Stettin, Elisabethstraße 59

★

Spediteur für Möbeltransport u. Möbellagerung



Werber in allen Orten Deutschlands und im Auslande gesucht.

5 Romane, über 40 Novellen und Erzählungen, 125 Beiträge aus allen Wissensgebieten, 120 Kunstbeilagen und über 1000 ein- und buntfarbige Bilder und 12 Atlaskarten birgt ein einzelner Jahrgang. Gern sendet der Verlag Georg Westermann, Braunschweig, gegen Einsendung von 30 Pf. für Porto ein früher erschienenes schönes Heft im Werte von 2 Mark

Name: .....

Beruf: .....

Adresse: .....

7

Huchings!

Pommerscher Volkshumor. Gesammelt von Heinrich Bandlow

Preis RM. 1.25

Ein mixtum compositum, ein Gemisch von Schnurren, Witzen, Anekdoten, wie sie im Volke entstehen und vergehen, hat Bandlows kundige Hand gesammelt und sie mit gewohnter Fertigkeit in das mundartige Gewand gekleidet. Vieles hat dadurch besonderen Reiz erhalten. Freunden plattdeutschen Volkshumors wird dies Büchlein ein willkommener Begleiter und Bereiter froher Stunden sein.

Buchbesprechungen.

Der Spielmann. Liederbuch für Jugend und Volk. Herausgegeben von Klemens Neumann. Mit Klaviersätzen versehen von Hansmaria Dombrowski. Matthias Grünewald-Verlag, Mainz. Preis 9,50 Mk.

Unter obenstehendem Titel ist um die Weihnachtszeit 1930 von unserem Stettiner Komponisten, Hansmaria Dombrowski, der Musikwelt eine Klavierbegleitung zu etwa 280 Liedern auf 300 Seiten dargeboten worden.

Der Liedstoff ist sinnvoll gegliedert. Wie schön blüht uns der Maien — Naturlieder; Kume, kum, Geselle min — Minnelieder; Ich fahr dahin — Abschiedslieder; Gut G'sell und du mußt wandern — Wanderlieder; Wir zogen in das Feld — Landsknechts- und Soldatenlieder; Widele, wedele — Lustige Lieder; Et wasen twei kuniges kinner — Balladen; Wie schön leuchtet der Morgenstern — Morgenlieder; Es dunkelt schon in der Heide — Abendlieder; Flamme empor! — Festlieder; In Gottes Namen fahren wir — Geistliche Lieder.

Hansmaria Dombrowski hat innerhalb der einzelnen Gruppen die Eigenart des Gedanklichen gewahrt und hat gleichzeitig mit dem ihm eigenen Spürsinn und infolge seiner musikhistorischen Schulung die Stilarten zu beachten gewußt, welche sich aus der chronologischen Ordnung innerhalb der Gruppen ergeben. Mit weiser Beherrschung und frei von der Forderung „Begleitung auf jeden Fall" hat er einigen Liedern keine oder nur eine durch kleine Noten bezeichnete, also bedingte Begleitung zugeteilt.

Aber nicht die Gliederung des Stoffes, nicht die Umsicht bei der Anwendung der Stilart und auch nicht die treffsichere Geschicklichkeit bei der Aufstellung der begleitenden und oft recht selbständig geführten Klavierstimme geben dem Buche allein den Wert. Es ist vor allen Dingen die in die Tiefe des einzelnen Liedes hineinfühlende Gestaltungskraft unseres heimischen Komponisten. Gerade am Liede vermag er mit sparsamer Anwendung der musikalischen Mittel künstlerisch hochwertige Wirkungen darzubieten.

Die nicht immer leichten Klavierpartien bieten auch dem geübten Spieler dankenswerte Aufgaben. Sie werden dazu beitragen, die Sangesfreudigkeit zu erhöhen und uns einen reichhaltigen Liederschatz aus der „Hoch-Zeit" deutschen Liedschaffens zu vermitteln. F. G.

Die Pflanze als dreigliedriges Wesen in ihren Wechselbeziehungen zu Erde und Mensch von Herbert Grohmann. Orient-Occident-Verlag Stuttgart, Den Haag, London 1929. Preis br. 3,80 RM, geb. 5,20 RM.

Man muß wohl schon stark mit anthroposophischem Geiste durchtränkt sein, um über diese Art von Betrachtung botanischer Erscheinungen nicht den Kopf zu schütteln. Statt langer Begründung ein Beispiel: „Die Gräser

Im Herbst erscheint:

Menschen in Pommern

Zehn pommersche Geschichten

von Ulrich Sander.

Verlag Fischer & Schmidt, Stettin. Preis RM. 3.—.

Die Leser kennen Ulrich Sander und seine Art, die Menschen und Dinge zu sehen, kennen sein Ringen um eine Verjüngung unserer Kultur und die Rettung der Kraftquellen unserer Heimat und schätzen seinen eigenwilligen, blühenden Stil. Sein Buch ist ohne Zweifel eine wertvolle Bereicherung unserer pommerschen Literatur.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und den Verlag.

Erstes Spezialgeschäft für

Teppiche

Dekorationen, Gardinen, Möbelstoffe, Tischdecken, Läuferstoffe, Felle etc.

A. Steckner, Toepffer's Nachf.

STETTIN, Kleine Domstraße 11 und 12

Photo-Kino-Radio-Apparate

Stettin Schattke Luisenstr. 6-7

Neue Filiale: Breite Straße 48.

***Radio-Apparate** führen wir Ihnen in Ihrem Heim unverbindlich vor.*

Langfristige Teilzahlungen.

Hotel Gust

Stettin

Grüne Schanze 15 Fernsprecher 30678

Gutbürgerliches Haus

nahe beim Bahnhof, Post, Rathaus, Amts- und Landgericht empfiehlt seine behaglich eingerichteten 30 Zimmer mit Warmwasserheizung, sowie Speisen u. Getränke zu soliden Preisen

Autogaragen — Tankstelle.



BARTHOLDT

GROSSE AUSWAHL IN ERSTKLASS. UND PREISWERT. FABRIKATEN

Kaiser-Wilhelm-Str. 55 (am Denkmal)

(Gramineen) heben sich aus dem Gros der Pflanzen durch ihre konsequente Blütenlosigkeit hervor". Die Grasblüte ist nämlich für den Verfasser dieses Buches keine Blüte; denn diese „ist das Ergebnis einer Durchdringung von Pflanzennatur und Seelenhaftem. Farbige Blumenblätter, tiergestaltete Blumenkronen (Verf. denkt hierbei besonders an einige Orchideen) und Blütendüfte machen es offenbar. Diese Kennzeichen gehören daher zu einer typischen Blüte". Die zarte Formen- und Farbenschönheit mancher Grasblüte ist dem Verfasser also wohl niemals bewußt geworden. Nach seiner Auffassung ragen durch Farbenschönheit die Schmetterlingsblütler, Lippenblütler usw. in die tierische Seelenhaftigkeit, tierische Astralität hinein. „Was bei den Gräsern an Seelenhaftigkeit im Spiele ist, ist nicht tierisch, sondern ist die Seelenhaftigkeit der Erde". — Nun noch einige Sätze zu dem Befruchtungsproblem: „Rudolf Steiner hat auf den großen Irrtum aufmerksam gemacht, zu meinen, daß in der Pflanzenblüte eine Befruchtung vor sich gehe. Was bei der Pflanze so aussieht, ist eben nur Gebärde .... Die Wärme wird überall gesammelt mit Hilfe der Staubfäden und von den Staubfäden aus übertragen auf den Samen und den Fruchtknoten. Und dieses, was hier im Fruchtknoten gebildet wird, das ist im ganzen das männliche, das aus dem Kosmos kommt. Nicht das weibliche ist der Fruchtknoten und die Antheren des Staubfadens das männliche. Da geschieht überhaupt in der Blüte keine Befruchtung, sondern da wird nur der männliche Same vorgebildet.... Für die Pflanze ist die Erde die Mutter, der Himmel der Vater. Es ist ein kolossaler Irrtum, zu glauben, daß das mütterliche Prinzip der Pflanze im Fruchtknoten ist". Diese Art der Pflanzenkunde, die „ganz und gar auf dem Boden der von Rudolf Steiner begründeten anthroposophischen Geisteswissenschaft" steht, hat natürlich mit wissenschaftlicher Botanik nichts gemein und muß dementsprechend gewertet werden. — Die Ausstattung ist nach Papier, Druck und Bildwerk gut.

A. R. Paul.

Einmalige Gelegenheit

zum Erwerb hervorragender Werke zu zurückgesetzten Preisen.

Es handelt sich durchweg um gebrauchte, aber tadellos erhaltene Exemplare, die wir infolge besonderer Umstände an unsere Bezieher günstig abzugeben in der Lage sind.

Weltgeschichte der neuesten Zeit 1890—1925 Herausgegeben von Prof. Dr. Paul Herre. 2 Bände in Halbleder geb. Rm. 50.—

Deutsche Kulturgeschichte. Von Friedr. Zoepfl. 2 Bd., 580 und 709 Seiten mit 572 Textbildern. In Leinen gebunden RM. 51.—

Geschichte der deutschen Kunst. Von H. und O. Luckenbach. 503 Seiten, mit 572 Abb. und 86 Tafeln, In Leinen geb. RM. 12.—

Die Burg im Wandel der Weltgeschichte. Von Prof. Dr. Carl Schuchhardt. 350 Seiten mit 358 Abb. u. 15 Taf. In Leinen geb. RM. 27.—

Henius Weltatlas mit 100 Haupt- und über 100 Nebenkarten von Prof. Dr. Oswald Muris und Kart. Otto Wand. In Leinen geb. RM. 48.—

Kristall der Zeit. Eine Auslese aus der deutschen Lyrik derletzten50Jahrevon Albert Soergel. (822 Gedichte von 193 Dichtern.) In Leinen geb. RM. 12.–

Der Naturarzt. Aerztlicher Ratgeber für Gesunde und Kranke von Prof. Dr. Franz Schönenberger, Berlin. 2 Bd. in Leinen geb. RM. 28.—

Deutsche Heimat. In Bildern von Hans Thoma. Monumentalwerk in Lichtdruck, geb. Rm. 20.—

Handbuch der deutschen Literaturgeschichte. Von Alois Bernt, in Ganzlein. geb. Rm. 20.—

Deutscher Wortschatz. Handwörterbuch der deutschen Sprache nebst Fremdwörterbuch. Von Wessely-Schmidt. Geb. Rm. 13.50

Deutsches Spielhandbuch. Herausgegeb. von Thilo Scheller, Turn- und Sportlehrer an der Preuß. Hochschule für Leibesübungen in Spandau. 2 Bände. geb. Rm. 12.—

Vorstehende Werke liefern wir unsern Beziehern, solange der Vorrat reicht, mit einem Nachlaß von 33⅓% auf die angegebenen Preise. Ratenzahlung ist möglich.

Buchhandlung Fischer & Schmidt
Stettin, Gr. Wollweberstraße 13.

Pommersche Bank

für Landwirtschaft und Gewerbe, Aktiengesellschaft

Kaiser-Wilhelm-Str. 1 **Stettin** Moltkestraße Nr. 15

Fernsprecher: Sammel-Nr. 25336

Telegr.-Anschr.: Pommernbank — Reichsbankgirokonto: Stettin — Postscheckkonto: Stettin 15500

Zweigniederlassungen: Anklam, Cammin, Falkenburg, Gollnow, Greifenhagen, Greifswald, Neustettin, Schivelbein, Stralsund, Swinemünde und Wollin

Erledigung sämtlicher bankgeschäftlichen Angelegenheiten.

Das pommersche Heimatbuch gehört in jede Familie!

„Dieser Band ist selbst für den Kenner Pommerns eine Ueberraschung durch die Fülle von Zeugnissen einer hohen Gestaltungs- und Schmuckfreude, wie sie hier zum ersten Male vereinigt sind", schrieb das „Neue Pommersche Tageblatt", Stargard, über

Pommern

Band 11 der Sammlung „Deutsche Volkskunst"
von
Dr. Fritz Adler

Mit über 200 Abbildungen auf Kunstdruckpapier
Kart. M. 7,50, Pappbd. M. 8,50, Leinenbd. M. 9,50

„Es ist sicherlich einer der fesselndsten und bemerkenswertesten Bände der verdienstvollen schönen Sammlung, weil er einer der reichsten ist, sozusagen voll unerhörter Prunkleistungen volkstümlicher Kunst."
„Hamburger Fremdenblatt".

Delphin-Verlag, München.

193 Dichter — 822 Gedichte

ALBERT SOERGEL

Kristall der Zeit

Eine Auslese aus der deutschen Lyrik der letzten fünfzig Jahre

Vossische Zeitung: „... eines der schönsten Geschenkwerke, das eine Großtat genannt zu werden verdient."

Ganzleinen RM. 12.—, Halbpergament RM. 18.—

Grethlein & Co., Leipzig/Zürich

Zu beziehen durch die Buchhandlung
Fischer & Schmidt, Stettin

Musik für das pommersche Haus

In unserm Verlage erschienen:

a) Plattdeutsche Lieder.

1. **Wi sünd de Nedderdütschen** von Ph. Gretscher
2. **Min Pommerland** von C. Adolf Lorenz.
3. **Leiw Pommerland** von Philipp Gretscher.
4. **Herr Gott, dat is min Bäden** von Philipp Gretscher.
5. **Abendleed** von Philipp Gretscher.
6. **Schlap, min Kinting** von C. Adolf Lorenz.
7. **Unſ' Diern** von Otto Straeck.
8. **Unſ' Häwelmann** von Philipp Gretscher.

Diese Lieder sind für eine Singstimme mit Klavierbegleitung bearbeitet. Die Gedichte stammen sämtlich von Walter Schröder.

9. **Lat di Tid** von Philipp Gretscher. Dichtung von Paul Warncke.
10. **Slaopleedken** von Wilh. Schnippering Dichtung von Ferdinand Zumbrock.
11. **In'n Mai** von E. Magnus Dichtung von Joh. Meyer

Die Lieder 9—11 sind für gemischten Chor bearbeitet und vom Allgem. Plattdeutschen Verband preisgekrönt.

b) Hochdeutsche Lieder.

1. **Pommernlied** von Philipp Gretscher Gedicht von Hermann Ploetz.
2. **Studentenabschied** von Willi Süßke Gedicht von Paul Richter.
3. **In lichtblauer Seide** von Willi Wapenhensch Gedicht von Arnold Koeppen.
4. **Kinderreigen** von Willi Süßke Text und Anordnung von Paul Richter.

Diese vier Lieder sind für eine Singstimme mit Klavierbegeitung bearbeitet.

Der Preis jedes Musikstücks beträgt 1 Mark.
Bei Sammelbestellungen von Schulen und Vereinen wird hoher Rabatt gewährt.

Fischer & Schmidt, Verlagsbuchhandlung, Stettin

Unser Pommerland

Monatsschrift für das Kulturleben der Heimat

Verlag von Fischer & Schmidt in Stettin.

16. Jahrgang | Juli/August 1931 | Heft 7/8

Der Kreis Regenwalde.

Von Landrat z. D. Herbert v. Bismarck.

Der Kreis Regenwalde hat seinen Namen bei der Neueinteilung der pommerschen Kreise im Jahre 1817 nach dem kleinen Landstädtchen Regenwalde bekommen, weil dort ursprünglich der Sitz der Kreisverwaltung war; d. h. das Amtszimmer des Landrats, in dem ein Schreiber die Reinschriften der Berichte und Verfügungen seines Chefs machte. In der Mitte des 19. Jahrhunderts wurde, nachdem die Bahn Stargard—Stolp gebaut war, der Sitz der Kreisverwaltung nach Labes verlegt, das als Schnellzugstation und Sitz einiger Behörden seinen Vorsprung behalten hat, auch nachdem auch Regenwalde Eisenbahnanschluß bekommen hatte.

Die für Regenwalde und damit auch für den Kreis namengebende Rega ist für ihn insofern von Bedeutung, als er in seinem ganzen Umfang im Stromgebiet der Rega und ihrer kleinen Nebenflüsse liegt. Im übrigen hat der Kreis Regenwalde nichts, was ihn in landschaftlicher Beziehung vor andern Kreisen Pommerns auszeichnet; wohl aber hat er — mit Ausnahme der Seeküste — von allem dem, was für Mittel- und Hinterpommern typisch ist, etwas. Als ein etwa 24 Kilometer breites und 50 Kilometer langes Viereck zieht er sich von Südosten, vom hier 170 Meter hohen Baltischen Höhenrücken herunter ins flache Küstenland (30 Meter Meereshöhe), nach Nordwesten. Dort finden wir alles, was auch sonst dieser Höhenzug bietet: hügelige Gegend, für die landwirtschaftliche Bearbeitung oft sehr unbequem steile Hänge, zahllose große und kleine Steine verstreut oder in Nestern, z. T. für Steinbrüche abbaufähig, als Ueberbleibsel der Eiszeiten. Karger Boden und dazu rauhes Klima, dafür aber eine reizvolle Landschaft, mit weiten Blicken in die Ferne und auf die tief eingeschnittenen Seen in den Rinnen, in denen einst Gletscherschmelzwässer ihren Weg suchten. Auch weiter im Nordwesten folgt die Rega oder hier und dort ein Bach oft den alten Urstromtälern, deren meist steile Ufer häufig mit Wald bestanden sind, sodaß Erinnerungen an mitteldeutsche Hügellandschaften in uns wach gerufen werden. Zwischen diesen Rinnen ziehen sich hochebeneartige Flächen mit meist besseren, in einigen Orten sehr guten Böden hin, die auch weniger Wälder enthalten. Schließlich finden sich auch weite Becken diluvialer Talsande, die bei ihrer geringen Fruchtbarkeit meist mit Wald bestanden sind; in der großen Ostenheide sehen wir bei hohem Grundwasserstand die Fichte oder Rottanne bodenständig, d. h. schon vor Hunderten von Jahren vorhanden, ehe der Mensch in die Gestaltung der Landschaft eingriff.

Ebenso wie die Landschaft kann auch die Bevölkerung als für Pommern typisch gelten, nach Besiedlungsgeschichte, Schichtung und wirtschaftlichen Zusammenhängen. Zu den Slaven, die seit Abschluß der langen Periode der Völkerwanderung wahrscheinlich ziemlich weitmaschig das Land innehatten, kamen, oft von slavischen Fürsten gerufen, deutsche Apostel als Bringer des Christentums, deutsche Ritter, Kaufleute und Bauern. Sie kamen, oft in Verbindung mit Dänen, als Niedersachsen von der See her, sich an der Küste ausbreitend und hier und da, besonders im Anschluß an Klostergründungen, weiter in das Land eindringend. Ein anderer Strom Deutscher, meist Niederfranken, kam auf dem Landwege, durch die Mark und die Neumark. Beide Bewegungen sind sich auch im Kreise Regenwalde begegnet, wie neuere Forschungen ergeben haben; noch heute kann man die Spuren dieser Siedlungsgeschichte an der Hausform, an den verschiedenen Wortstämmen, die in das sonst gemeinsame Plattdeutsch übergegangen sind, erkennen.

Der Einwanderung der Deutschen, über deren Geschichte wir im einzelnen wenig wissen, folgte überall die Gründung deutscher Städte nach deutschem Stadtrecht; meist — im Kreis Regenwalde überall — in der Form der Mediatstadt, d. h. auf Veranlassung und unter der Oberhoheit eines Adelsgeschlechtes. Im landsässigen Adel finden wir bald eine Verschmelzung der eingewanderten mit den ein-

geborenen Familien, und denselben Vorgang müssen wir, ohne daß hier urkundliche Beweise vorliegen, auch bei der bäuerlichen und der städtischen Bevölkerung annehmen, sodaß sich die Germanisierung in allen Volksschichten schnell und ohne Reibungen vollzogen hat. Aber noch heute kann man bei einzelnen Personen, einzelnen Familien, ja vielleicht in einzelnen Ortschaften das Ueberwiegen der germanischen oder der slavischen Sondermerkmale erkennen.

Da Pommern wenig, der Kreis Regenwalde fast gar keine Industrie hat, ist die Bevölkerung sehr bodenständig; die Binnenwanderung zeigt sich nur als Auswanderung in andere Teile Deutschlands. In der Bevölkerung finden wir dieselben Familien oft Jahrhunderte hindurch in demselben Ort, sowohl Rittergutsbesitzer wie Bauern und Landarbeiter; aber auch in den Städten sehen wir das gleiche Bild; sie sind ja nicht nur als Ackerbürgerstädte dem Lande nahe verwandt, sondern sind auch als Marktorte mit ihren Kaufleuten und Handwerkern den Landwirten des flachen Landes auf Gedeih und Verderb verbunden. Diese auch jedem einfachen Manne klar erkennbare Schicksalsverbundenheit hat auch in der Not unserer Tage die sozialen Gegensätze nicht als das wichtigste erscheinen lassen; Stadt und Land sehen vielmehr in der Erhaltung und Stärkung der Landwirtschaft ihre und des deutschen Ostens Rettung.



Am Rega-Stauwerk bei Greifenwerk — Aufn. Otto Plog

Traute Heimat. Von Elisabeth v. Oertzen.

Der Regenwalder Kreis hat den schönsten aller Kreisnamen in Pommern. Wie nüchtern und reizlos klingt's, wenn man von den Nachbarkreisen, dem Saatziger, Randower, Schivelbeiner spricht. Aber der Regenwalder!

Da hört man die Rega murmelnd und plätschernd dahinziehen durch dunklen Waldesschatten. Die ernsthaften Kiefern breiten die Aeste über die Wellen, die Birken schwenken lustig die feinen Zweiglein, und der trutzige Eichbaum, der es verschmäht, ganz nahe ans Ufer zu treten, schaut erhobenen Hauptes hinüber zum sich schlängelnden Gewässer. Er fühlt sich etwas gekränkt durch seine stolz erhabene Einsamkeit, denn noch vor 100 Jahren beherrschte die Eiche das Landschaftsbild. Vorwerk Eichhof bei Dorow, woher dein Name? Da, wo jetzt einige hohe magere Pappeln die runde Rapsscheune umstehen, waltete, alten Landkarten zufolge, weit umher tiefes Waldesdunkel; Baumriesen streckten die knorrigen Aeste schützend über die Rotten der Wildschweine und boten ihnen reichliche Eichelmast, über den Hirsch, der jetzt vereinzelt und scheu Deckung suchen muß, und über manch anderes Getier unter den Wurzeln und im Gezweige.

Wer nach mehrhundertjährigem Schlaf im Regenwalder Kreise wieder aufwachte, der fände sich nicht mehr zurecht. Denn schon daß die Rega ihr Flußbett verlegte, hat die

Landschaft seltsam verändert. Aber eigenartig schön ist sie geblieben, und wer sie mit heißer Heimattreue liebt oder sie einmal recht in sich aufnehmen will, der bereite sich im silberhell lachenden Frühling, in reifer, rauschender Sommerfülle oder im Farbenjubel des bunten Herbstes eine sonderliche und garnicht kostspielige Reisefreude.

Er setze sich mit seiner Herzallerliebsten oder einem guten Kameraden in ein Faltboot (das Anstauungen und plötzliche Abstürze des Flusses auf dem Landwege zu umgehen vermag), da wo die Rega anfängt schiffbar zu werden, und von den glucksenden Wellen lasse er sich davontragen wie im Märchen. Nicht nur durch Waldesdickicht, denn

die Wiesen liegen hart dabei
und tönen laut vom Lustgeschrei
der Schaf' und ihrer Hirten,

und er kann auch sonst alle Bilder vorüberziehen sehen, die Paul Gerhardts „Geh aus, mein Herz, und suche Freud" so anmutvoll beschreibt, und anderes mehr.

Städte bauen sich vor dem Schauenden auf, ihre wohlgepflegten Anlagen umsäumen die Ufer, herrliche Parks treten wie in Elversbagen und Ornshagen dicht heran, bis gerade, als es am schönsten zu werden scheint, das Plather Wehr schon von weitem ein donnerndes Halt ruft; denn hier kann die Reise enden, bald beginnt der Nachbarkreis, und in den wollen wir ja garnicht sehen.

Die vierte und kleinste Stadt des Regenwalder Kreises haben wir auf unserer Fahrt nicht berührt: Wangerin. Aber sie ist auch eine Sehenswürdigkeit als das winzigste Landstädtchen, das man sich denken kann: Kaum ist man drin, so ist man auch schon wieder draußen, denn es besteht aus einer einzigen Straße, und die ist nicht lang. Aber tüchtig ist es und geschäftsrührig und steht auf seine Weise Regenwalde und Plathe nicht nach.

Labes freilich bleibt unerreicht. Diese Stadt ist der Sitz der Kreisregierung und ein Kulturmittelpunkt. Dort schart man sich zu Singwochen, zur Einübung von kraftvoll schönen oder zierlich munteren Volkstänzen, zur Einführung in Laien- und Puppenspiele, zu Mysterienspielen, die für immer in der Seele haften bleiben, zu Vorträgen, nicht nur um Redner, sondern um hochbedeutsame Persönlichkeiten. Und dann Musik, wieder und wieder herzerhebende Musik drinnen und draußen, in der Kirche und auf dem Marktplatz, durch ihre Klänge allein emporhebend oder als Begleitung wundersamer Schauspiele.

Wer zu solchen festlichen Arbeitswochen nach Labes gerufen wird, der stellt sich erwartungs- und freudevoll ein, läßt sich ergreifen und fördern und sucht nachher den neugewonnenen Reichtum weiterzugeben und in seiner eigenen Umgebung nutzbar zu machen.

Nur ein Wort zum Schluß: Sollte bei Außenstehenden der Gedanke aufkommen, das Lob des Regenwalder Kreises entspringe der blind begeisterten Heimatliebe einer Kreiseingeborenen, so läßt sich dieser Verdacht leicht entkräften. Schreiberin dieser Zeilen ist erst vor 40 Jahren vom Nachbarkreis in den Regenwalder eingewandert und daher einer kühl parteilosen, objektiven und wahrheitsgetreuen Beurteilung fähig!

Das Herz der Welt.

Was euch die Weite auch bescheren mag:
Ihr wißt nicht, was die Heimat mir gewährt —
wie meine Wiesen atmen lang vor Tag,
die Lerchen jauchzen überm Roggenschlag,
und wie das Heimchen abends zirpt am Herd.

Ihr wißt nicht, was die alte Linde sinnt,
und was mein Hünenstein mir nachts vertraut.
Wie einer Nachtigall das Herz zerrinnt,
der Mond die Zweige silberlichtumspinnt —
und saht ihr jemals eine Nebelbraut?

Wie ist mir jeder Baum so nah verwandt —
und so vertraut des Turmes Glockenschlag!
Nahm euch das Heimweh einmal an die Hand! —
Was euch die Weite auch bescheren mag —
das Herz der Welt ist doch das Heimatland!

Franz Mahlke.

Vom Boden im Kreis Regenwalde und seiner Geschichte.

Von Dr. Kurd von Bülow.

Vom Boden, seiner Beschaffenheit und seinen Formen hängt das Wesen eines Landes ab. Er ist die Grundlage nicht nur des natürlichen Bildes, sondern er bestimmt auch den kulturellen Charakter: Landschaftsformen und Pflanzendecke, Siedlungen, Verkehrswege und Ernährungsverhältnisse sind nur aus dem Boden verständlich. Am Anfang jeder landeskundlichen Betrachtung hat daher die Frage zu stehen: Wie ist der Boden geworden, wie ist er heute? Daß daneben auch eine weitere wichtige Frage zu klären ist — unter welchem Klima liegt dieser Boden? —, tut der im eigentlichen wie übertragenen Sinne grundlegenden Bedeutung des Erdbodens für Natur und Kultur keinen Abbruch. — — —

Durch seine lange Erstreckung rechtwinklig zur Ostseeküste und zum Landrücken schneidet der Kreis Regenwalde einen Streifen aus der Mehrzahl der hinterpommerschen Landschaftszonen heraus: er hat zwischen Wangerin und Dramburg Teil an der großen Endmoräne des Landrückens und ihrer nördlichen Abdachung; seine Hauptfläche aber liegt im Bereich der

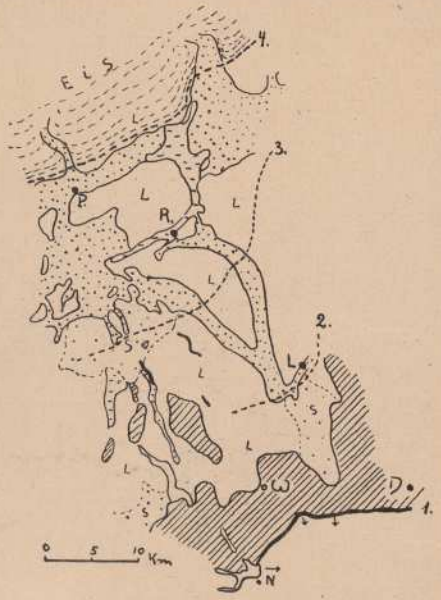


Abb. 1. Geologische Skizze des Kreises Regenwalde aus der Zeit des Eisrückzuges.

Das Eis reicht bis zur Linie 4. 1 (Landrücken-Endmoräne), 2 und 3 bezeichnen frühere Randlagen. — Schraffiert = Endmoränenlandschaften. Weiß = Lehmige Grundmoräne (L). Licht punktiert = Sandige Grundmoräne (S). Dichter punktiert = Schmelzwassertäler. Wagerechte Strichelung = Moore der Täler. Schwarz = Wallberge. Pfeile = Gletschertore. P = Plathe. R = Regenwalde. W = Wangerin. D = Dramburg. N = Nörenberg mit dem Enzigsee. L = Labes.

hinterpommerschen Küstenebene und umschließt große Teile der diese Ebene durchziehenden alten Talzüge des Eisschmelzwassers.

Die Erdgeschichte des Kreises schreiben, hieße daher, den Werdegang der hinterpommerschen Landschaft schildern, von der der Kreis Regenwalde ein besonders typisches Stück in seinen Grenzen umschließt.

Das ist hier nicht möglich. Der interessierte Leser sei daher auf das heimatkundlich-geologische Schrifttum verwiesen (vgl. Anhang!); soweit es die ganze Provinz umfaßt — und ohne deren Kenntnis bleibt das Wesen der Landschaft des Kreises unverständlich —, kann ich ihm keinen besseren Führer als Otto Schneider wünschen. Vom Nachbarkreise Naugard gibt es eine ausgezeichnete geologische Heimatkunde und von den übrigen angrenzenden Teilen ist in diesen Blättern sowie in den Veröffentlichungen des Landesvereines Pommern des Bundes Heimatschutz mehrfach die Rede gewesen. Schließlich ist der Kreis Regenwalde in der bevorzugten Lage, daß ein großer Teil seiner Fläche in geologischen Karten eine genaue Darstellung gefunden hat. (Näheres siehe im Anhang!). — —

Wollen wir den Kreis übersichtlich einteilen, so bieten uns jene Landschaftszonen eine bequeme Handhabe: Im Süden, beziehungsweise Südosten herrschen die Bodenformen der Endmoräne, der „buckligen Welt" vor — vor dem Auge des Heimatfreundes ersteht das Bild der verstreut liegenden Siedlungen, der vielfach geschwungenen Feldwege, der Schotterwerke und der kleinbäuerlichen Besitzverteilung.

Nach Norden schließt die sanftgewellte, flach abgedachte, fruchtbare Lehmfläche an mit ihren Bauern- und Gutsdörfern und den Tälern der Ueckeley, des Aalbaches, der Rega und anderer Wasserläufe, die der Abdachung folgend nach Nordwesten fließen.

Sehr bald aber entwickeln sich die Flußtäler, deren Größe in keinem Verhältnis zur heutigen Wasserführung steht, zum beherrschenden Kennzeichen der Landschaft: weite Kiefernheiden oder Wiesenflächen nehmen den Boden der Urstromtäler ein, größere Siedlungen sind an die Lehminseln zwischen den Tälern gebunden. Anfänglich halten diese Züge vorwiegend die Nordwestrichtung ein; unweit der Nordgrenze des Kreises aber münden sie in einen ostwestlich verlaufenden Talboden, dessen Verlauf durch Namen wie Ostenheide, Rübenhagener Heide und Buttlin gekennzeichnet wird. Jenseits dieses letzteren Talzuges herrscht dann wieder die lehmige Hochfläche, in der eiszeitliche Täler zurücktreten. Die Grenze zwischen Talsand und Moränenlehm fällt nahezu mit der Kreisgrenze zusammen.

Auch sonst sind die Grenzen des Kreises zum guten Teil geologisch-landschaftlich vorgezeichnet: Im Westen halten sie sich an den alten Talzug der Ueckeley, im Süden fallen sie mit dem Landrücken, zum Teil sogar mit dessen Kamm zusammen, und die östliche Grenze gegen Schivelbein wird durch jenes Tal gebildet, in dem das Fuchsfließ unweit Gießig die Rega erreicht und weiterhin die Molstow dem Unterlauf desselben Flusses zustrebt.

Der Landrücken und seine Abdachung zur See hin, am deutlichsten aber die breiten Urstromtäler, sind ebensoviele sichere Zeugen für den Werdegang der heimischen Landschaft: Sie alle weisen auf deren Entstehung unter dem nordischen Eise hin — ganz Norddeutschland ist eiszeitlicher Moränen-

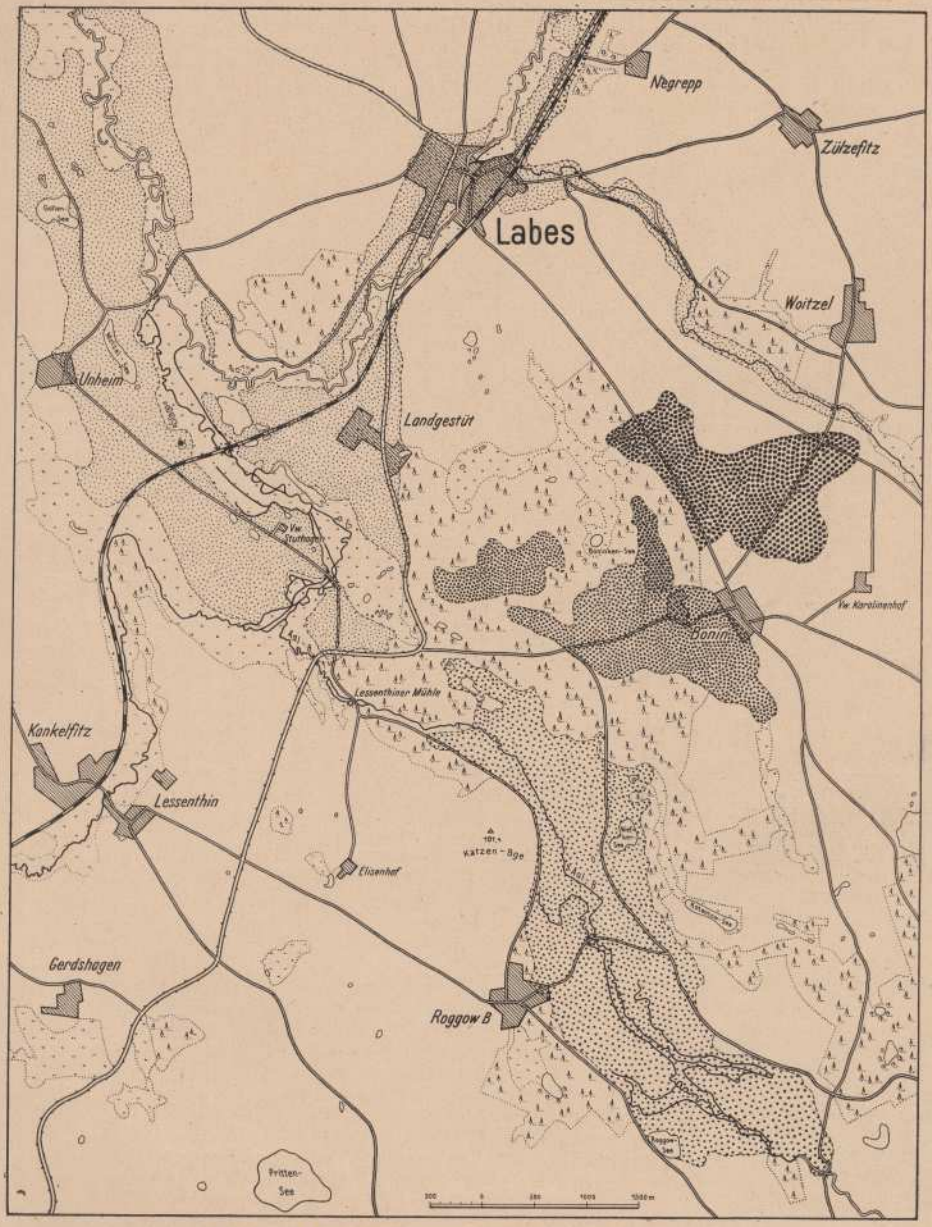


Abb. 2. Die diluvialen Talbildungen bei Labes (Otto Schneider).
Die Dichtigkeit der Punktierung bezeichnet die Meereshöhe der Terrassen (60 m, 75 m, 82 m, 90 m).

schutt —; gewisse Einzelheiten aber geben Auskunft, wie sich die heutige Landschaft erst unter, dann vor eben diesem Eise bildete. Weitere Beobachtungen lassen erkennen, was die Zeit seit der letzten Vereisung am Gesamtbild geändert hat. Wenig aber wissen wir über die Jahrmillionen, die jenem gewaltigen Ereignis vorangegangen sind, d. h. wir können uns aus den Erfahrungen in anderen Gebieten ein recht genaues Bild von dem vor-eiszeitlichen Ablauf der Erdgeschichte auch im Bereich des Kreises machen, doch im Kreise selbst sind die Zeugnisse selten.

*

Wir haben uns das Eis, das ganz Nordeuropa bedeckte, als ungeheuren, zähflüssigen Fladen vorzustellen. Ständig schneite es im Norden, im Nährgebiet des Riesengletschers. Ständig drängten die zu Eis werdenden Schneemassen gegen den Rand hin: das Eis war, wie heute in Grönland, in ewiger, unendlich langsamer Fließbewegung begriffen. Am Rande schmolz es wieder — die Lage des Randes und damit die Grenzen des Gletscherkuchens wurden bestimmt durch Nachschub und Abschmelzen: wo beide Vorgänge sich die Wage hielten, verharrte der Eisrand einige Zeit, wo einer von ihnen überwog, rückte er vor oder wich er zurück.

Stellt man sich weiterhin den Eisrand nicht als senkrechte, schimmernde Wand vor, sondern so, wie es die Vorstellung vom Eisfladen verlangt, als immer dünner werdende Eislage, so kommt man zum Verständnis der Landschaftsformen und der Bodenbeschaffenheit im Süden des Kreises.

Hier, auf der Linie des baltischen Landrückens, machte der Eisrand auf seinem Rückweg in die nordische Heimat längere Rast: Nachschub und Schmelzen hielten sich die Wage. Alles, was das Eis unterwegs an Steinen, Sand und Staub (Ton!) aufgegriffen hatte, blieb beim Schwinden des Gletschers vor, unter und auf ihm liegen — der Eisrand glich in breitem Streifen viel eher schmutzigen Erdmassen als klarem Schneeis! Das freiwerdende Schmelzwasser durchfurchte den Rand; einzelne Eisbrocken lösten sich aus dem Verband und wurden in den Schutt eingebacken; tauten sie später, so blieb als ihre Spur ein Erdfall zurück, ein kesselförmiger Pfuhl. Nun blieb der Eisrand nicht unentwegt auf derselben, haarscharfen Linie liegen, vielmehr pendelte er im Wechsel der Jahre und Jahreszeiten immer ein wenig vor und zurück. Dabei wurde der frisch ausgeschiedene Gletscherschutt zusammengeschoben, in Falten gelegt und zu Hügelketten aufgestaucht. Hält man sich alle diese Vorgänge vor Augen, so wird der wechselvolle Charakter der Endmoränenlandschaft deutlich.

Wir verstehen die massenhafte Aufhäufung von Erdmassen auf dem schmalen Streifen des Landrückens; verstehen, daß die Schmelzwässer den Schutt mit ihren Wasserrissen und Tälern durchfurchen und in Hügelketten und Kuppen zerschneiden mußten; daß das Land reich sein muß an Mulden und Söllen; daß die Erdschichten aufgerichtet sind wie die Falten eines zusammengeschobenen Teppichs. Wir verstehen aber auch, wie die Schmelzwässer viele tonige Bestandteile des Moränenschuttes fortführten nach Süden zum Netze-Urstrom, viele sandige Teile ins Dragegebiet schleppten und wie daher hier, im Bereich der Endmoräne, Massen an groben Findlingen zurückblieben — kurzum, die Mannigfaltigkeit des unruhigen Geländes, die Verschiedenheit der Erdmassen erklären sich aus dem Wesen der am Eisrande entstandenen Endmoräne. Und dieses wieder gibt uns den Schlüssel für die eigenartigen Verkehrs-, Siedlungs- und Ernährungsverhältnisse der Landschaft in die Hand. Eine Anlage zur Steingewinnung wie die von Henkenhagen ist so nur im Landrücken denkbar.

Es wäre müßig, nun bei jedem Hügel, bei jedem Tälchen nach seiner Entstehung im einzelnen und kleinsten zu fragen. Im allgemeinen müssen wir uns genügen lassen zu wissen, wie die Zone, in der sie liegen, als Ganzes entstanden ist. Umso größer ist die Freude des Forschers, findet er dennoch hier oder da einmal einen Fleck, an dem das große Bild an Plastik gewinnt und deutlich vor seinem Auge ersteht. Ein solcher Fleck ist der Enzigsee, dessen Finger weit hinter die Endmoräne greifen (Dolgensee und Wothschwien-See!) und zeigen, hier ist die Stelle, wo große Eisspalten zusammentrafen — jeder Gletscher ist weit eiseinwärts von Spalten und Tunneln durchzogen — und das Schmelzwasser durch ein Gletschertor ins Freie entließen. Auch innerhalb der Kreisgrenzen scheint ein solches Gletschertor, wenn auch weniger großartig, vorhanden gewesen zu sein: zwischen Bernsdorf und Gienow, wo Talrinnen hinter und vor der Endmoräne die Schmelzwasserströme verraten, ist die Endmoräne durchbrochen, und davor, also außerhalb der Moräne, beginnt das Reich der vom Schmelzwasser mitgeschleppten Sand- und Gerölfelder. — — —

Deutet die Endmoräne in ihrer Gesamtheit darauf hin, daß das Eis noch lebte, noch in Bewegung war, als sein Rand hier lag, so finden wir auch im Hinterland, d. h. innerhalb der Endmoräne, noch Spuren dieser Bewegung: In der weiteren Umgebung von Wangerin, Silligsdorf, Gr. Borckenhagen, Justemin, auch auf der Hochfläche von Carow, Dorow, Paatzig

ist die Grundmoräne, die unter dem Eise austaute, nicht so eben, wie man erwarten sollte. Vielmehr läßt sich erkennen, daß die Hochfläche leichter oder stärker gewellt ist und daß diese Wellen vorwiegend von Südost nach Nordwest verlaufen. Diese Richtung steht zu der des Landrückens ungefähr im rechten Winkel, also so, wie wir uns die innere Fließbewegung des Eisfladens zu denken haben. Offenbar war diese Bewegung stark genug, dem einmal abgelagerten Sand und Geschiebemergel (der meist zu Lehm verwittert ist), ihren Gesetzen folgend, die nunmehrigen Formen aufzuprägen.

Andere, auffallende Hügelrücken hingegen, die in der Form diesen ähneln können, jedoch nicht aufgepreßt und umgeformt sind, sondern vielmehr vom Schmelzwasser in Eisspalten aus Sand und Kies aufgehäuft wurden (Abb. 4), haben eine ganz andere Bedeutung. Solche „Wallberge" finden sich z. B bei Roggow A, zwischen Gr. Borckenhagen nnd Kl. Raddow, südlich von Regenwalde an der Lowiner Landstraße, zwischen Paatzig und Grünhof und an anderen Stellen. Diese schmalen Sand- und Kiesdämme deuten darauf hin, daß das Eis nach ihrer Ablagerung in Eisspalten oder Tunneln erstarb und seine innere Bewegung verlor; denn in gleitendem, bewegtem Eis hätten sie sehr bald wieder abgehobelt werden müssen. Wir entnehmen also aus ihrem Vorhandensein, daß sich das „lebende" Eis, nachdem es Endmoräne und Grundmoränenhügel geformt hatte, in „totes" Eis verwandelte — eine Erscheinung, die in ganz Norddeutschland nachzuweisen ist: ein breiter Randstreifen des Gletschers hinter der eben gebildeten Endmoräne stirbt ab und verliert den Zusammenhang mit dem übrigen Eis, das noch in Bewegung ist. An der Grenze beider bildet sich die nächste Endmoräne heraus.

So auch bei uns: nördlich des Landrückens erstarb ein Eisstreifen, dessen Breite etwa der Länge des Kreises Regenwalde entsprach. Dort, wo sich dieser tote Rand vom noch lebenden Gletscher trennte, entstand eine neue Endmoräne: Wir erkennen sie als unruhiges Gelände — wie im Süden! — zwischen Plathe und Greifenberg wieder und können sie von dort aus nach beiden Seiten weiter verfolgen. Wir müssen uns also das Bild folgendermaßen denken: Ueber der Ostsee lag der Eiskuchen wie vordem, unverändert, lebendig — zwischen Greifenberg und Plathe wurde an seinem Rande ein Moränenwall aufgestaucht — vor diesem Wall bis hin zum großen Landrücken dehnten sich weite Flächen schmutziger, bewegungsloser Eisplatten. Was diesen Toteisplatten durch Sonne und Schmelzwasser verloren ging, konnte durch Nachschub nicht mehr ersetzt werden; sie zerfielen in ein Mosaik einzelner Schollen.

Dieser Zerfall ging naturgemäß von den — bereits im lebenden Gletscher vorhandenen — Spalten aus: Wir sehen die Wallberge, jene zweifelsfreien Spaltenfüllungen, die Richtung



Abb. 3. Dolgensee nördlich Nörenberg.
Eiszeitliche Schmelzwasserrinne (vgl. den Wothschwien u. a. Seen des Kreises) im kuppigen Grundmoränengebiet mit Buchenwald auf Geschiebemergel.
Aufnahme M. Reepel.

der Talzüge einhalten; sind jene das positive Abbild, so diese das negative Abbild von Eisspalten. Und wie die Risse im Eis sich gelegentlich kreuzten, so heute noch die Täler und auch die Wallberge: Dr. von zur Mühlen fand unlängst noch nicht bekannte Wallbergteile bei Reckow, Köhne, Kankelfitz und an der Lessenthiner Mühle, die im ganzen genommen T-förmig angeordnet sind (Abb. 5).

Die Wallberge haben heute noch ungefähr die Breite der Spalten, in denen sie aufgehäuft wurden. Die Täler aber sind weit breiter geworden, als die Spalten ursprünglich waren. Denn das Schmelzwasser, das in dem tot liegenden Eise frei wurde, fand den Abfluß nach Süden, aus dem Eisbereich heraus, durch den Landrücken versperrt. Es mußte also nach Norden hin streben und sich hier in Lücken und Rissen der Eismasse ansammeln. Durch seine Bewegung aber und seinen Wärmeinhalt war es in der Lage, seine Betten ständig zu erweitern, seine eisigen Ufer zu benagen und zu zerstören. Das war jedoch nur soweit möglich, als das Eis selbst bereits

angefressen war. Wo das Wasser auf das noch nicht zerrissene Eis stieß, also einige Kilometer eiseinwärts vom Rande, fand es den Weg versperrt. Erst wenn auch dieser Teil der Sonne zum Opfer fiel, wenn er an Geschlossenheit einbüßte, vermochte das Schmelzwasser, das sich in immer gewaltigeren Mengen sammelte, weiter nach Norden in das Eis einzudringen. Die gesamten Wassermassen, die anfangs die Eisschluchten unweit der Endmoräne erfüllten, brachen nun in das bisher noch

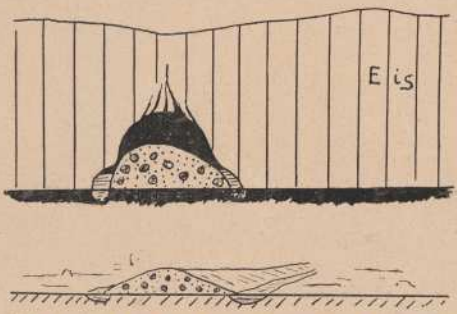


Abb. 4. Wie man sich die Entstehung der Wallberge zu denken hat.

Bei a. ein Querschnitt durch einen Tunnel im Inlandeis, gefüllt mit Geröll und Kies. Der Schmelzwasserstrom hat sich zu beiden Seiten neue Betten gegraben. b. Der Anblick nach dem Schwinden des Eises: Der Kiesrücken lagert sich etwas in die Breite, da er des seitlichen Haltes beraubt ist; die seitlichen Schmelzwasserrinnen füllen sich mit Torf und werden zu Wiesen.

kompakte Eis ein und — sammelten sich, um neue Mengen verstärkt, von neuem; doch diesmal weiter vom Landrücken entfernt, näher an der Küste. So sackte das Schmelzwasser von Stufe zu Stufe nach Norden ab. Die Eisstauseen wanderten Schritt für Schritt dem Meere zu und hinterließen als Spuren ihres Daseins breite, in den Boden eingegrabene, von Sand erfüllte Betten und Becken, eben unsere Urstromtäler.

Sucht man aus der Karte alle gleich hoch gelegenen „Talböden" heraus und verbindet man sie durch eine Linie, die sie von den tieferen trennt, so gewinnt man damit die Randlage des geschlossenen Eises zur Zeit des Aufstauens der betreffenden Täler und Becken. Führt man dies für alle im Kreise vorhandenen Urstromtäler durch, so erhält man ein Bild vom allmählichen Zerfall des Eises, wie er Schritt für Schritt nach Norden, eiswärts vorschreitet (Abb. 1).

Das ist eine Vorstellung, die wir im wesentlichen den Forschungen Otto Schneiders verdanken: Wir haben kein einheitliches pommersches Urstromtal, wohl aber eine Reihe von Eisstauseen, die alle die geschilderte Entwicklung durchzumachen hatten. Und eines dieser Seensysteme ist das des Regastausees, der zum größten Teil innerhalb der Kreisgrenzen liegt.

Man versuche einmal, aus der beigegebenen Schneiderschen Skizze durch Verbindung gleich hoher Urstromtalböden ein Bild vom Wandern des Eisrandes zu gewinnen, und man wird verstehen, welches Maß von Forscherarbeit geleistet werden mußte, diesen verwickelten Vorgang überhaupt erst zu erkennen!

Südlich von Labes lag der Eisrand 70 bis 90 Meter über dem Meer und staute vor sich das Schmelzwasser auf. Doch was einst Tal war, braucht es heute nicht mehr zu sein, denn die Eismauern sind ja längst dahingeschmolzen! Häufig ist nur der sandige Boden noch erhalten. Die folgende Randlage, die die 60 bis 65 Meter-„Terrassen" bedingte, muß etwa über Paatzig und Stargard—Döberitz—Meseritz verlaufen sein; die nächste verlief nördlich von Plathe vorbei auf Witzmitz zu und hinterließ rund 40 Meter ü. M. liegende Talböden. Natürlich gab und gibt es zwischen 40, 60 und 90 Meter zahllose Zwischenstufen, die jedoch alle das ruckartige Absinken der Staubecken-Wässer bezeugen.

Als der 40 Meter-Stau erreicht war, hatte sich die ganze Toteisplatte in tausend Einzelteile aufgelöst. Das nördlich liegende Eis aber lebte noch, wie oben dargetan wurde, und erzeugte an seinem Rande die bereits genannte Endmoräne. Danach begann das alte Spiel von neuem: der nunmehrige Eisrand löst sich in breitem Streifen auf, das Wasser dringt in die Risse und Spalten ein usw.

Mit dem 40 Meter-Stau war die Vereisung für den Kreis Regenwalde zu Ende. (Abb. 1). Noch lange aber wehte kalter Wind vom Eise herab, zogen eisige Schmelzwasserströme durch das Land, blieb der Boden gefroren. Erst Jahrtausende später waren die letzten Nachwehen der großen Eiszeit überwunden; die Landschaft überzog sich mit einer grünen Decke, die ersten Menschen zogen ein. Der Wald, der das Land weit und breit bedeckte, wandelte sich mit dem Wechsel des Klimas, der für die Jahrtausende der „Nacheiszeit" bezeugt ist.

Erst als der Wald die Herrschaft über die kalte Steppe antrat, hätten wir die heimische Landschaft vielleicht als solche erkannt. Doch erst, als Moore die Täler füllten, die alten Moränen zu Ackerboden verwitterten, der Mensch der Natur seinen Stempel rücksichtslos aufdrückte, erst dann begann der eiszeitliche Unterbau das uns vertraute Gesicht anzunehmen. Die zehntausend Jahre dieser Entwicklung sind für den Menschen die ausschlaggebenden, die wichtigsten der ganzen Erdgeschichte, von der die große Eiszeit selbst wieder nur ein verschwindender Teil war.

Denn die Veränderungen im Antlitz der Heimat, die den drei oder auch vier Vergletscherungen vorausgegangen waren — wir haben nur vom letzten Abschnitt der letzten von ihnen gesprochen! —, haben unendlich viel längere Zeiträume in Anspruch genommen. Nur wenn wir uns das vor Augen halten, wird der ewige Wechsel von Land und Meer, von Wüste und Urwald, von dem die erdgeschichtliche Forschung zu berichten weiß, einigermaßen verständlich oder wenigstens weniger unwahrscheinlich. Der Entwicklungsgang des Kreises in jenen Aeonen war der der ganzen Provinz, des ganzen norddeutschen Flachlandes. Spuren von ihm werden nur selten einmal tief unter dem drei-, vierfach aufgehäuften Eisschutt angetroffen: so fand z. B. eine Bohrung am Bahnhof Ruhnow von 100 Meter Tiefe an die Bodenschichten verschiedener Meere der Braunkohlen-(Tertiär-) Zeit, die der Eiszeit voraufging. Hier und da, so in den Steilhängen des Regatales und an anderen Stellen des Kreises (vgl. Abb. 5) traten ähnliche Massen, vom Eise verschleppt, zu Tage. Aber auch diese Funde berichten nur von Ereignissen aus der Neuzeit der Erdgeschichte. Mittelalter, Altertum und Urzeit haben bei uns m. W. keine bekannten Zeugnisse hinterlassen, wenn auch sicher ist, daß solche in noch größerer Tiefe ruhen.

Aber wie unsere Kenntnisse vom Boden in Pommern im allgemeinen in 100—200 Mtr. Tiefe ihre Grenze finden, so reicht auch das Wissen von der Erdgeschichte der Provinz nur hier und da bis ins Mittelalter der Erde hinab. Doch genügt das wenige — neben Beobachtungen aus Nachbargebieten —, den Gang der Erdgeschichte in großen Zügen zu erkennen. Wäre aber die geologische Forschung auf den Kreis Regenwalde beschränkt, so blieben uns jene Zeittiefen für immer verschlossen, und nur die letzten Minuten des Erdtages wären ihr zugänglich.

Schriften und Karten zur Geologie des Kreises.

Ganz Pommern (mit zahlreichen Hinweisen auf die Verhältnisse des Kreises) behandelt Otto Schneider im Pommerschen Heimatbuch (Berlin 1926): Ueberblick über den geologischen Bau Pommerns.

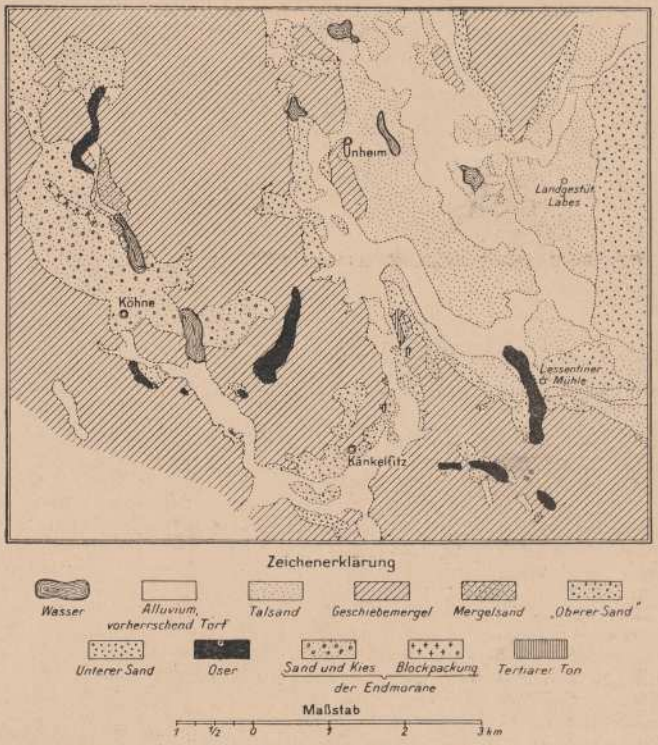


Abb. 5. Übersicht der Wallberge und Täler nördlich Wangerin.
(L. von zur Mühlen.)

Nachbargebiete:

Heß von Wichdorff, Geologie und Heimatkunde des Kreises Naugard (Berlin 1912).

Otto Schneider, Bericht über die geologische Studienfahrt des Bundes Heimatschutz, Pfingsten 1925 (Unser Pommerland 1925 Heft 7/8 S. 303 ff.). (Hieraus unsere Abb. 2 u. 3.)

Geologische Aufsätze enthalten die Sonderhefte von „Unser Pommerland": Kreis Saatzig und Kreis Dramburg; ferner die „Pommersche Heimat" im Mai 1929 über den Kreis Greifenberg.

Aus dem Kreise selbst berichtet Hans Heß von Wichdorff im Jahrbuch der Preuß. Geolog. Landesanstalt für 1913 (44,2)

über den geologischen Bau der Umgebung von Labes und Leo von zur Mühlen ebenda (1928, Bd. 49, 2) über Diluviale Täler und sich kreuzende Oser (Wallberge) zwischen Labes und Wangerin. Ueber ältere Formationen findet sich mancherlei in Deeckes Geologie von Pommern (1907), sowie in der Zeitschrift der Deutschen Geolog. Gesellschaft.

Bedeutsamer als diese und andere Schriften sind die geologischen Karten. Von den geol. Meßtischblättern kommen für den Kreis Kölpin, Plathe, Witzmitz, Groß Sabow, Regenwalde, Farbezin, Groß-Borckenhagen mit ihren Erläuterungen in Frage. Labes und Wangerin sind in Arbeit. Diese Blätter umfassen den größten Teil des Kreises.

Von den Uebersichtskarten größerer Gebiete wären zu nennen: die schöne Habermannsche Karte, die bei Westermann in Braunschweig erschienen ist und die ganze Provinz umfaßt. Bei der Preuß. Geologischen Landesanstalt sind erschienen: Keilhacks Karte von Pommern im Maßstab 1:500 000, sowie das Blatt Wollin der Karte 1:200 000, die den westlichen Teil des Kreises mit umfaßt.

Eine Frühlingsfahrt auf den Pommerschen Höhenzug.

Von Martin Reepel.

Ein Ländchen habe ich besonders ins Herz geschlossen, wenig gekannt und wenig bewandert. Zwei blaue Seen geben ihm die Grundstimmung, und grüne Hügel rahmen sie. Es ist das Land um Enzig- und Dolgen-See. Wenn der Frühling ins Land kommt, dann faßt mich die Sehnsucht, dann schnüre ich mein Bündel und ziehe hinaus ... Eine und eine halbe Stunde Bahnfahrt — Teschendorf an der Bahnstrecke Stargard—Belgard ist erreicht. Donnernd rollt mein Zug weiter ins hinterpommersche Land hinein, und ich stehe allein auf weitem Felde neben dem kleinen Gebäude der weltverlorenen Haltestelle, allein in der kühlen, frischen Luft und dem goldigen Frühlingssonnenschein.

Ziehe einsam den Landweg dahin. Um mich weitet sich die Ebene und über mir der unendliche blaue Himmel. Alles liegt so klar und offenbar da, als gäbe es keine Ueberraschungen auf Erden. Drüben hinter einer Hügelwelle versinkt ein Ort, jenseits führt ein anderer Weg zum fernen Walde. Junge Saat grünt in breiten Schlägen, und Lerchen gießen ihre jubelnden Lieder darüber aus.

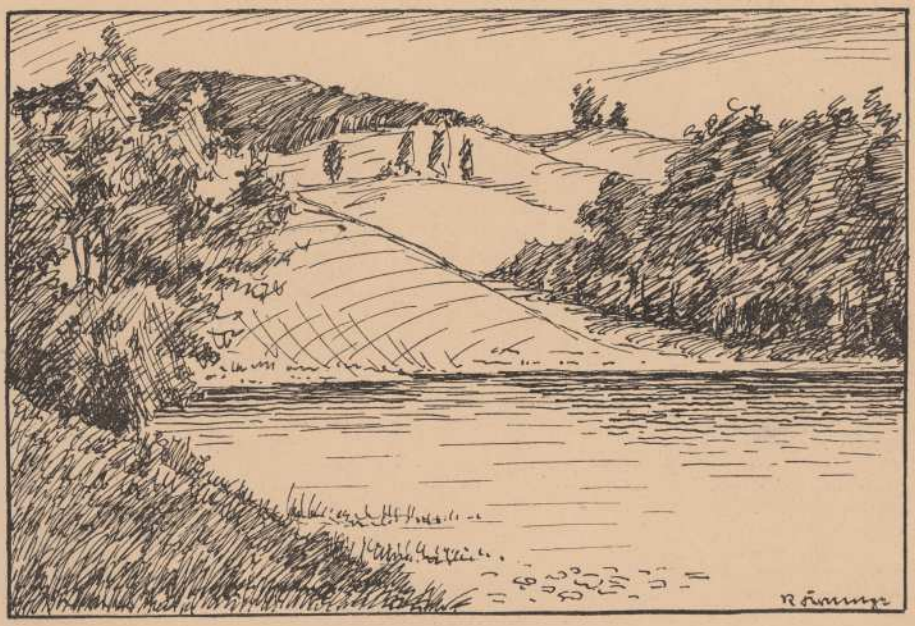
Unmerklich ändert sich das Bild der Ruhe, und wie ich weiterschreite, jetzt langsam hinab, dann wieder hinauf, ist es, als käme mir das Land umher in breiten, flachen und dann immer höher werdenden Wellen entgegengewogt. Das ist nicht mehr die flache Ebene, das ist ein Hügelland; unmerklich und in Windungen klettert mein Landweg dahin, von Büschen und Bäumen geleitet, immer langsam empor, ohne doch zu beherrschenden Höhen zu gelangen. Mächtige Blöcke, vom Acker abgelesen, liegen am Wegrande. Faustgroße Steine bedecken allenthalben die Furchen, fast als seien sie gesät. In flachen Mulden sonnen sich blumige Stückchen Wiese. Um ausgetrocknete Moortümpel scheinen alte Kopfweiden einen Reigen tanzen zu wollen. Von einer Gruppe höherer Hügel herab grüßt der Wald. So geht es langsam weiter, hinab, hinauf.

Dann kommt mit seiner Sonntagsstille ein Dörfchen. Es ist Blankenhagen. Zwischen anspruchslosen Häusern senkt sich die holperige Straße bis dahin, wo auf jenseitiger Höhe zwischen alten Bäumen das uralte, schmucklose Kirchlein steht. Eine moosige Mauer grobbehauener Feldsteine scheidet den Kirchhof vom Felde. Die Kirchhofspforte knarrt, und am Mauerrande unter alten Bäumen schreite ich empor ... Wie war es doch das erstemal gewesen, als ich, nichts ahnend, denselben Weg wandelte? Die alten hölzernen Grabmäler im Gebüsch hatten es mir angetan gehabt. — Da stand ich plötzlich an der Mauer an des Friedhofs Ende und hob den Blick. — Tief unter mir lag ein langer, blauer See, umkränzt von Buchenwald, in der Ferne entschwindend zwischen verdämmernden Hügeln. Damals habe ich laut aufgejubelt vor Entzücken. Und immer, wenn ich jetzt wieder hinaufsteige zum Blankenhagener Friedhof, dann wird es mir andächtig ums Herz, als gälte es, ein Heiligtum zu schauen, ein Heiligtum der Heimatschönheit. Umher die Stille des Dorffriedhofes; nur die Bienen summen in den Zweigen der blühenden Kastanie am Mauerrande. Jenseits auf grüner Weide träumt ein blondhaariges Kind bei seinen Gänsen. Silberperlen streut die Frühlingssonne auf die blaue Flut da unten, und dann tauchen ihre Strahlen hinein in den lichtgrünen Buchenwald bis hinab zu den Blumen, die da jetzt blühen mögen um die knorrigen, grauen Stämme her und die moosbedeckten Steine.

Das ist der Dolgen-See. Wie ein breiter Strom flutet er zwischen sanftgeschwungenen Hügeln dahin, die ihm ganz in der Ferne mit einem kräftigen Querriegel den Abschluß geben. Der Name kommt aus dem Slawischen her, dolka = lang, ist also zutreffend. Der Dolgen-

seen gibt es auch im Gebiete des Höhenzuges noch mehr, und immer sind sie von derselben Gestalt. Immer ist ihre Entstehung geologisch auf denselben Vorgang zurückzuführen.

Ein Fußweg führt zum See hinab. Bald nimmt der Buchenwald mich auf und die Einsamkeit. Alte Buchen recken ihre Zweige weit über die glitzernde Flut, während ihre Wurzeln von den Wellen umspült werden. Durch kräftiger in die Erscheinung. Es ist die höchste umher, der 180 Meter hohe Kleistberg. 70 Meter steigt sie über den Seespiegel empor. Und nun hebt wieder ein wunderbares Wandern an. Hügelauf und -ab steigt mein Landweg, an den Gehöften des Kolonistendorfes Dorotheental vorbei. Hier baute einst ein jeder auf seinem Grund und Boden, fernab vom Nachbar, sein strohgedecktes Häuschen, nicht zu



Der Dolgensee liegt in einer der reizvollsten Landschaften Pommerns.

das hellgrüne Laub flutet siegreich, lebenspendend und lockend, der Frühlingstag bis auf den blütenbedeckten Waldboden herab. Der Weg folgt dem Ufer, und mit jeder Biegung ändert sich der Durchblick auf den See. Dann hört drüben der Wald auf. Aber der Kranz der Hügel bleibt und jene wunderbar feine Modellierung, die nichts Schroffes, Zackiges kennt, die die aufwärts klimmenden Saatfelder als einen in leichte Falten gelegten Samtmantel erscheinen läßt. Tiefe Regenrinnen werden durch Buschwerk verkleidet, das in Gruppen geordnet auch das Ufer säumt. Es liegt wie verhaltener Frühlingsjubel über diesem Lande, das einzig ist in seiner Art.

Nun ist auch hier der Wald hinter mir zurückgeblieben. Ein Fußsteig führt mich zur Höhe hinauf, und der See sinkt tiefer und tiefer. Drüben tritt eine bewaldete Bergkuppe selten auch auf dem Rücken einer Hügelwelle mit dem Blick auf den tief darunterliegenden See. An einer Wegkreuzung steht ein alter wilder Birnbaum in weißer Blütenherrlichkeit. Nirgends ist ein Mensch zu sehen. Die Sonntagsstille wandert mit mir, guckt aus den blinkenden kleinen Fenstern der Häuschen am Wege, grüßt aus junger, wogender Saat und macht mich still und andächtig zum Schauen und Träumen.

Dann stehe ich am Abhange eines Talgrundes. Drüben baut sich das Land als mächtiger Wall auf. Was aber den Blick sofort auf sich lenkt, das ist eine über und über mit Steinblöcken besäte Halde, die sich mit ihrer zackigen Linie scharf gegen den blauen Himmel abhebt. Also hinab und schnell hinauf. Wohl oder übel hat der Landmann hier inmitten beackerten Feldes ein Stück Natur ausgespart,

ein Bild dessen, wie es einst war. Zwischen dürrem Heidekraut, unberührt von Menschenhand, liegen große und kleine Steine, grau, verwittert, flechtenbedeckt, die Zeugen einstiger Vereisung, wärmeatmend jetzt nach sonnenglühendem Tage. Ja, die Zeiten ändern sich! Und manchem hat die Witterung inzwischen arg zugesetzt, und sind etliche darunter, denen man die Lebensmüdigkeit am bröckligen Wesen ansieht. Doch der größten einer, der sich immer noch als scharfer Grat gegen den Himmel abhebt, mag gut seine 2 Meter an Länge haben. Und so kunstgerecht hat Mutter Erde sie alle an sich gedrückt, daß man schier vermeint, im Gebirge zu sein und die Ellenbogen und Knöchel des steinigen Knochengerüstes der alten Dame zu spüren. — Rund umher duftet gewürzig der junge Thymian, und das Frühlings-Fingerkraut sonnt seine letzten gelben Blüten. Nun aber droben vom Feldrande ein Blick in die Ferne! Den Aufstieg zur höchsten Höhe zwar verbietet der bestellte Acker. Doch auch von hier schon zeigt sich ein neues, schönes Ziel. Ganz fern breitet sich hell aufleuchtend ein weiter Seespiegel aus, und aus niedrigem Häuserwall, gerade noch erkennbar, schaut ein Kirchlein herüber, Nörenberg und der Enzig-See. Also Abschied genommen zur letzten Wanderung!

Auf der Höhe über dem Enzig-See steht eine alte Eiche. Eine Bank ladet zur Rast. Drei gewaltige Schmelzwasserströme strömten einst drunten zusammen und füllten das weite Seebecken. Als lange, schmale Buchten geben sie dem See seine dreizipflige Gestalt. Große und kleine Steine, deutlich erkennbar, säumen das Ufer, und Inseln schwimmen auf der blauen Flut. Links, fast verbunden erscheinend mit dem bewaldeten Steilabfall des Ufers daneben, liegt die Insel Schulzenwerder. Sie ist mit Buchenwald bedeckt. Uferberg und Insel bergen auf ihrer Oberfläche und im Innern unendliche Mengen von Steinblöcken. Blockpackungen sind beide; erstere ist durch den Staat als Naturdenkmal geschützt worden; auf dem Werder aber treibt die Gewinnsucht ihr Wesen und zerschlägt, was die Natur baute, zu Pflastersteinen. — Fischerboote ziehen in des Sees Mitte ihren Weg. Die Sage erzählt, daß die Nörenberger einst einen riesig großen Krebs fingen, den sie am Ufer an eine Kette legten. Wenigstens auf — einer Ansichtskarte konnte man ihn einst sehen.

Ein kühler Abendwind hat sich erhoben. Leises Wellenrauschen schallt zu mir herauf. Die Sonne steht tief, und es wird Zeit zur Einkehr. — Vor der Stadt geht eine Promenade am Seeufer entlang. Da blickt man weit gen Westen über das Wasser, in das die Sonne eben ihr glühendes Haupt taucht. Einen Purpurmantel zieht sie auf der Flut hinter sich her, und dann ist sie entschwunden. Tief blau schauen Wald und Berge von drüben herüber. Dort geht das Wunderland des Frühlings zur Ruhe, eines Wandertages sonniges Erleben.

Die Landwirtschaft im Kreise Regenwalde.

Von Direktor Rudolf Loerbroks.

Der hohe Stand der Landwirtschaft im Kreise Regenwalde beruht nicht zum wenigsten auf den frühzeitigen Zusammenschluß führender, weitblickender Landwirte in landwirtschaftliche Vereine. So weist der Regenwalder Kreis einen der allerersten landwirtschaftlichen Vereine der Provinz Pommern auf in dem Regenwalder Großgrundbesitzerverein. Am 15. Oktober 1831 gründeten 30 Landwirte in der Gastwirtschaft von Budäus in Regenwalde den landwirtschaftlichen Verein zu Regenwalde. Der Oberforstmeister von Schmeling auf Neuenhagen und Jüdenhagen und Herr von Bülow auf Cummerow, die Mitbegründer der Pommerschen ökonomischen Gesellschaft in Köslin (1810), sind als die Väter des Vereins anzusehen. Die eigentliche Leitung übernahm der Geheime Oberregierungsrat von Beckedorf auf Grünhof, der in der weiteren Folge den Regenwalder Verein als hervorragendes Beispiel für das Vereinswesen der ganzen Provinz geistig zu beleben verstand. 1834 veranstaltete der Verein die erste Tierschau im Osten der Provinz. Auch sonst suchten die Mitglieder sich auf allen Gebieten ihres vielseitigen Berufes gegenseitig anzuregen und standen mit maßgebenden Stellen auch außerhalb der Heimatprovinz in fruchtbarer Fühlung. Außerordentliche Belebung erfuhr der Verein 1838, als der Professor Dr. Karl Sprengel (1787—1859) aus Braunschweig zum Generalsekretär der Pommerschen ökonomischen Gesellschaft berufen wurde und in Regenwalde seinen Wohnsitz aufschlug. Sprengel hat der praktischen Landwirtschaft seiner Umgebung ungemein genützt. Der Regenwalder Verein wurde zum Mittelpunkt des landwirtschaftlichen Wissens und Strebens. Seine vielseitigen Anregungen entsprangen einer selten glücklichen Verknüpfung landwirtschaftlicher Wissenschaft und praktischer Erfahrung. Aeußerlich traten seine Erfolge zu Tage in der vom In- und Ausland gut besuchten landwirtschaftlichen Akademie in Regenwalde. Die Lehranstalt fand später Unterkunft

in einem zu diesem Zweck errichteten Neubau. Sprengel selbst bewirtschaftete gleichzeitig einen etwa 300 Morgen großen Betrieb vor den Toren der Stadt. Diese Musterwirtschaft wurde noch durch einen ökonomischen Garten mit über 200 Pflanzenarten ergänzt. Das chemische Laboratorium ist der Vorläufer der heutigen agrikulturchemischen Versuchs- und Samenkontrollstation in Köslin. Man kann sich vorstellen, wie anregend die Tätigkeit auf dem Sprengelshof gewesen ist. Alle Fragen der Bodenbearbeitung, Düngung, des Pflanzenbaus wie der Viehzucht wurden im praktischen Betriebe vorgeführt. Auch in der Moorkultur wirkte Sprengel bahnbrechend. Der Wiesenbaumeister Vincent erprobte hier erstmalig die Röhrendränage, Prof. Dr. Birner war ein weiterer Mitarbeiter der landw. Akademie, dem die Regenwalder Landwirtschaft ebenfalls wertvollste Anregungen verdankt. Der unablässig tätige Sprengel gründete schließlich noch die Regenwalder Maschinen-Fabrik, die ihre Maschinen bis nach Magdeburg, Niederlausitz, Schlesien verkaufte. Die Maschinenfabrik, die eine Maschinenbauanstalt, Eisengießerei und Kesselschmiede umfaßt und bis 150 Arbeiter beschäftigt, hat durch ihren Maschinenbau sehr zur technischen Förderung unserer Landwirtschaft beigetragen. Obwohl Akademie und Fabrik in Notzeit gegründet und durch viele Krisenzeiten sich erstreckten, hat sie die Tatkraft des Gründers alle Stürme überwinden lassen. Sein ganzes persönliches Vermögen hat Sprengel seinem Unternehmen geopfert. Mit Stolz gedenkt der Regenwalder Kreis der bahnbrechenden Arbeiten Sprengels und seiner Mitarbeiter, die den Grund legten für die große Leistungsfähigkeit und hohe Entwicklung unserer heimischen Landwirtschaft. Der Regenwalder Großgrundbesitzer-Verein trägt heute den Namen „Fürst Bismarck". Der große Reichskanzler war nämlich von 1838 bis 1845 ein Mitglied des Vereins und in verschiedenen Ausschüssen tätig.

Nach diesem kurzen geschichtlichen Rückblick soll in der Folge gezeigt werden, welche Stellung die Landwirtschaft heute im Kreise Regenwalde innehat. Von einer Gesamtfläche von 1190 qkm sind 75% = 90221 ha landwirtschaftlich genutzte Fläche und 17% = 20284 ha Forst und Holzungen. Unkultiviertes Moor sind nur 1,6%.

Von der landwirtschaftlich genutzten Fläche sind 84% Ackerland, 15% Wiesen und Weiden und 1% Gartenland. Nach der Katastererhebung ist nur etwa ½ % mit gutem, 62 % mit mittlerem und 37½% mit leichtem Boden bezeichnet. Bei dem vorwiegend leichten Boden macht sich der Mangel an Wiesenflächen erschwerend bemerkbar. Das Anbauverhältnis der Früchte zeichnet am besten die Betriebsweise der landwirtschaftlichen Betriebe.

Weizen	2,1%	der ganzen Ackerfläche.
Roggen	28,3%	
Hafer	19,0%	
Gerste	2,8%	
Kartoffeln	18,7%	
Zuckerrüben	0,2%	
übrige Futtergewächse	2,8%	

Der Ackerbau überwiegt im Großbetriebe, doch kommt die Viehhaltung im Hinblick auf stark entwickelten Kartoffelbau dem Ackerbau an Bedeutung nicht viel nach.



Regenwalde: Ehemalige landwirtschaftliche Akademie von Professor Dr. Sprengel Aufn. Dalchow

Die Besitzverteilung war nach der Statistik von 1925 folgende:

unter 2	ha	0,5%
2—5	ha	1 %
5—20	ha	12 %
20—100	ha	15 %
100—500	ha	15 %
über 500	ha	56,5%

Obwohl seitdem einige Betriebe der Siedlung anheimgefallen sind, überwiegt doch der Großbetrieb, und wir finden nur ganz wenige Ortschaften, in denen kein Gutshof liegt.

An technischen Nebenbetrieben sind 24 Guts- und 5 genossenschaftliche Brennereien, 1 große genossenschaftliche Stärkefabrik Labes und 11 jetzt zum Teil außer Betrieb gesetzte Stärkefabriken auf Gütern vorhanden. Vor-

bildlich in ihrer technischen Einrichtung sind die 3 großen Molkereien in Plathe, Labes und Wangerin und einige der 13 Guts- bezw. Genossenschaftsmolkereien auf dem Lande, von denen 2 beste Buttermarken der Provinz produzieren. Große Bedeutung hat der Verkauf von Saatgut, und zwar besonders von Pflanzkartoffeln für den Kreis. Zwei Saatzuchtstätten finden wir im Bezirk. Prützen gehört der Pommerschen Saatzucht und wird von Herrn Dr. Störmer geleitet. Mühlendorf ist das Zuchtgut der Firma Rabethge & Giesecke, Berlin. Kaum einer der anderen pommerschen Kreise beteiligt sich so zahlreich an der Vermehrung von anerkanntem Saatgut wie der Regenwalder. So rollen alljährlich hunderte von Waggons mit Saatgut aus dem Kreise in alle Gegenden Deutschlands und ebenso ins Ausland. Erwähnt sei auch die weithin beanspruchte Forstbaumschule von Bünau in Sophienhof. Schließlich bestehen mehrere größere Obstbaumschulen. Auch in der Viehzucht ist der Großgrundbesitz führend. Die Pferdezucht ist dank der engsten Berührung mit dem bedeutenden Landgestüt Labes auf besonders erfreulicher Höhe. So sind im Stutbuch 270, im Helfsstutbuch aus dem Kreise Regenwalde allein 201 Tiere eingetragen. Auch in der Rindviehzucht sind beste Zuchten zahlreich vorhanden. Von 18 000 Kühen sind 900 Stück dem Herdbuch eingereiht. Erstklassiges Zuchtmaterial ist auf allen Auktionen in der Provinz aus hiesigen Zuchten vertreten und weist zahlreiche Prämiierungen auf. Die 11 Milchviehkontrollvereine zeigen den Fleiß, mit dem im Kreise Leistungszucht verfolgt wird. 3 Kontrollvereine sind vor kurzem als rein bäuerliche Vereine gegründet und beweisen, daß unser bäuerlicher Besitz in edlem Wettbewerb mit den Gütern steht. Fast 50 Futtertürme oder Silos sind ein weiterer Beweis, wie man auf jede Weise die Futterversorgung des Viehs zu sichern sucht. In der Schweinezucht haben wir reichliche Produktion in mehreren weithin bekannten Hochzuchten. Auch Schafhochzuchten sind vorhanden, von denen Zeitlitz wegen seiner Bockauktionen am bekanntesten sein dürfte. Der jüngste Hochzuchtbetrieb, die Geflügelfarmen, und 1 Großbrüterei sind ebenfalls auf der Höhe.

Der hohe Stand der Technik macht sich in großzügiger Verwendung von Maschinen aller Art bemerkbar. Leider fehlen mir Zahlenunterlagen, die den Wert unserer Landwirtschaft als Abnehmer für die Industrie darlegen würden.

Auf jede Weise suchen sich Groß- und Kleinbetrieb den Zeitverhältnissen anzupassen. Qualitätsware bei Saatgut, Vieh, Butter kann in größtem Umfang in den erwähnten Stätten hergestellt werden. Die Absatzfrage liegt zum großen Teil in der Hand des gut organisierten landw. Ein- und Verkaufsvereins Labes, der Zweigstellen in Regenwalde, Wangerin und Gr.-Raddow unterhält. In Plathe ist der Naugarder Ein- u. Verkaufsverein tätig. Die Viehverwertungsgenossenschaft in Labes ist eine der stärksten in Ostpommern. Eierverwertungsgenossenschaften sind auch gegründet. Die landwirtschaftlichen Versuchsringe Plathe, Negrepp und Ruhnow unterstützen den größten Teil der Großbetriebe durch technische wie neuerdings betriebswirtschaftliche Versuche und Beratungen. Die Landwirtschaftsschule Regenwalde sucht auf mannigfaltige Art den Bauern- und Siedlerstand zu heben und durch die Notzeit beratend zu führen. Durch Schulunterricht im Winter, durch die Mädchenklasse, durch die Wirtschaftsberatungsstelle sowie die Versuchsvereinigung Nord und Süd, die mit Dreschauto und sonstigem neuesten Versuchsgerät ausgestattet ist, hat die Landwirtschaftsschule ein großes Arbeitsgebiet zu erledigen. Lehrgänge, Ausstellungen suchen die landwirtschaftliche Praxis auf dem Laufenden zu halten, wie der große Vorgänger Sprengel einst wissenschaftliche Forschung mit landwirtschaftlicher Erfahrung in seiner Lehrstätte den Landwirten zur Anschauung brachte.

Aus dem einen Regenwalder landwirtschaftlichen Verein sind heute 17 landwirtschaftliche Vereine im Kreise geworden. Wie vor hundert Jahren in Regenwalde von wenigen begonnen, so treten jetzt alle 4 Wochen im Winter die Landwirte des Kreises innerhalb ihrer landwirtschaftlichen Vereine zu anregender Aussprache zusammen. Auswärtige Redner, die Landwirtschaftslehrer der Schule, Versuchsringleiter und ebenso die landwirtschaftlichen Besitzer selber leiten durch Vorträge den Meinungsaustausch ein. Im Sommer ergänzen bei jedem Verein Lehrreisen, Feld- und Stallbegehungen und Tierschauen die bildende Tätigkeit der landw. Vereine, von denen jeder sich gewissermaßen verantwortlich fühlt für den Stand der Landwirtschaft in seinem Vereinsbezirk. Dazu treten zahlreiche zweckverwandte Vereinigungen, wie Vatertierhaltungsvereine, Zuchtvereine, Verwertungsvereinigungen u. a. Von letzteren soll noch der Kartoffel-Verwertungsverband erwähnt werden, dessen Begründer und Führer Landwirte unseres Kreises sind. Als neuesten Zusammenschluß zählen wir auf den Kartoffel-Dämpfring e. G. m. b. H., den ersten seiner Art in Pommern.

Wohin wir blicken, überall ist tatkräftiges Arbeiten zu verspüren im Regalande. Jeder Besucher erfreut sich stets an der landwirtschaftlichen Blüte des Kreises und durchwandert gleichzeitig gut gepflegte Gutsbetriebe und saubere Bauerndörfer. Möge auch in Zukunft unserem Kreise dieses Bild schönen Friedens und reger landwirtschaftlicher Berufsarbeit erhalten bleiben!

Die Familie Borcke und der Kreis Regenwalde.

Von Dr. Henning von Borcke, Molstow-Stargordt.

Der 1. Januar 1818 ist der Geburtstag des Kreises Regenwalde in seiner heutigen Form; bis dahin hatten die einzelnen Teile des Kreises als Borcken- und Ostenkreis Selbständigkeit gehabt oder gehörten zu den benachbarten Kreisen. Aus der Tatsache, daß ein Hauptteil des heutigen Regenwalder Kreises den Namen Borckenkreis trug, ist der Wunsch des Herausgebers dieser Zeitschrift gerechtfertigt, über die Familie Borcke in diesem Zusammenhang einen Beitrag zu haben. Nach den umfangreichen Quellenforschungen steht es fest, daß die Borckes oder Borckonen, wie sie auch genannt werden, ein Adelsgeschlecht slavischer Abkunft sind, welches wohl, seit Slaven in Pommern einwanderten, in dem späteren Borckenkreise die Grundherrschaftsrechte ausgeübt hat. Schon sehr früh scheinen die Borckes sich dem Christentum zugewandt zu haben, denn schon bald haben sie germanische Einwanderer in ihre durch Seuchen und Kriege entvölkerten Gebiete aufgenommen. Von ihrer kolonisatorischen Tätigkeit geben die im Kreise zahlreich vorhandenen Hagendörfer (Niederhagen, Elvershagen, Ornshagen, Borkenhagen) einen beredten Ausdruck. Die Städte Labes (als Stadt 1275 gegründet), Regenwalde (1282), Wangerin sind Gründungen der Borckes. Es haben an diesen Orten Burgen gestanden, unter deren Schutze sich Märkte entwickelten, die später Stadtrechte erhielten. Als viertes Städtchen bestand noch Stramehl (gegründet 1348); dieser Ort konnte sich aber wegen der Nähe von Labes nicht entwickeln.



Adrian Bernhard Graf Borcke, preußischer Generalfeldmarschall, 1668–1741
Oelgemälde von A. Pesne im Hohenzollernmuseum Schloß Monbijou

In der Geschichte Pommerns hat die Familie dann in der ganzen nächsten Zeit eine bedeutende Rolle gespielt. Es gelang ihr, ihre Grundherrschaft erheblich auszudehnen, sodaß außer dem alten Borckenkreis noch ein kleiner Borckenkreis entstand, der sich um die alte Ordensburg Pansin bildete. Weiter gelang es einem Ast der Familie, sich in der damaligen Neumark festzusetzen und einen großen Besitz zusammenzubringen, der sich um die Stadt Falkenburg lagerte. Die Familie gehörte zu den sogenannten „Burg- und Schloßgesessenen". Auch sonst wahrte sie sich noch manche Vorrechte, besonders das, daß sie eine Lehnsoberhoheit der pommerschen Herzöge für ihre Güter im alten Borckenkreise nicht anerkannte. Erst 1567 mußte sie sich dazu bequemen, auch diese Güter von den pommerschen Herzögen als Lehen zu nehmen. Aus der ersten Periode der Familiengeschichte, die man bis zum Dreißigjährigen Kriege rechnen kann, ist folgendes Bemerkenswerte zu berichten: Außer dem sagenhaften Stammvater, dem Ritter Borcko, der Kastellan von Kolberg war und sich in einer Urkunde von 1271 Herr zu Labes nennt, ist noch der Ritter Matz von Stramehl zu erwähnen, der sich an der Gefangennahme des Herzogs Wilhelm von Geldern beteiligte, als dieser 1388 nach Ostpreußen zum Deutsch-Orden ziehen wollte. In Folge dieser und anderer Untaten wurde seine Burg Stramehl durch den Orden und den Herzog Wartislav VIII. von Pommern 1393 vollständig zerstört und damit der Machtstellung der Borckes erhebliche Einbuße getan.

Als nächstes der Nachwelt noch im Gedächtnis gebliebenes Ereignis aus dieser ersten Epoche ist hier der Hexenprozeß um Sidonie von Borcke zu erwähnen, der mit deren Verbrennung auf dem Rabenstein zu Stettin im Jahre 1620 endete. Ueber diese Angelegenheit ist von berufener und unberufener Feder schon

soviel geschrieben, daß ich für die Leser dieser Zeitschrift das Nähere als bekannt voraussetzen darf und nun zu der Angelegenheit komme, die heute noch die Erinnerung an einen Träger des Namens wachhält, nämlich die Borcke-Regenwalder Stiftungen oder das „Beneficium Borckianum Regenwaldense". Es sind dies Stiftungen für wohltätige Zwecke, die zurückgehen auf Adrian Borcke, Beisitzer beim kaiserlichen Kammergericht zu Speyer. Die Haupturkunden haben folgende Bestimmungen:



Schloß Stargordt bei Regenwalde
Aufn. Otto Plog

Das Hauptgebäude (rechts) wurde 1721 vom Feldmarschall Grafen Adrian Bernhard v. Borcke errichtet, der Flügel 1743 von seinem Sohn

I. Donation zum Besten von Predigerwitwen und Waisen des Regenwaldischen Synodie d. D. 18. Juli 1604.

II. Donation für Malefizianten bei Kriminalprozessen d. D. Speyer 10. Mai 1613.

III. Donation zum Besten armer Untertanen in diesen Gütern d. D. Speyer den 10. Januar 1614.

IV. Donation zum Besten fremder Armer auf der Durchreise d. D. Speyer, den 10. Januar 1615.

Es folgen dann noch weitere Stiftungen, im ganzen sind es sieben, die von anderen Borckes gestiftet sind. Sehr viel Gutes ist durch diese Stiftungen in den Jahrhunderten geleistet worden. Dank des Umstandes, daß ein Teil des Stiftungsvermögens in Grundbesitz angelegt war, wird auch heute noch, wenn auch in bescheidenerem Umfange, von der Stiftung, die zur Zeit in Händen des Herrn Superintendenten Schramm in Regenwalde liegt und jetzt den Namen „Vereinigte von Borcke-Regenwalder Stiftungen" führt, sehr viel Gutes getan, besonders für die Bedürftigen der Stadt Regenwalde. Hier ist auf diese Stiftung deswegen etwas genauer eingegangen, da gezeigt werden sollte, welches Verständnis für die sozialen Bedürfnisse in einer Zeit, aus der uns sonst nur von Bedrückungen seitens der Mächtigen berichtet wird, ein Adelsgeschlecht für seine zu ihm in Beziehung stehenden Mitmenschen hatte. Die kürzeste Stiftungsurkunde zum Besten der Fremden auf der Durchreise lasse ich nunmehr im vollen Text folgen, um damit ein Kulturbild aus der Zeit zu zeigen:

Ich Adrian Borck, von Regenwalde zu Stramehl, dieser Zeit Kaiserlicher Kammergerichts Beisitzer, urkunde und bekenne hiermit, daß ich gegeben habe und noch jetzo mit meiner Nahrung mir und meinen Kindern nehme und zu Gottes Ehren und der Armen Notdurft diese Summe, so hernach folget, schenke und gebe, auf Maß und Weise in diesem Brief vermeldet wird. Erstlich soll mein Verwalter zu Stramehl dieses jetzt 1615te Jahr, wenn die Register geschlossen und um Katharinen Zeit 300 Fl. Pommerscher Münz, und folgendes, das 1616te Jahr um dieselbe Zeit 200 Fl. bemeldeter Münz und Wehrung, also Fünfhundert Gulden Hauptgut in einer Summa, an sichern Ort und jährliche gewöhnliche Zins 6 pro Cento, wie es in Pommern gebräuchlich, austun und anlegen, und von diesen jährlichen Zinsen, so sich auf 30 fl. erstrecken, fremden Armen und durchwandernden dürftigen Leuten, es sei an Speis oder Trank, an Kleidern oder Schuhen, an Geld oder anderen, wie es die Not erfordert, das Almosen reichen. Und wie ich liebevoll für meine arme Untertanen in Malefiz-Sachen zu Aussteuerung ihrer Töchter, wie auch der armen Pfarrherrn Witwen und Weisen halber etwas gestiftet, so sollen dieselbige an diesem Almosen kein Teil haben, sondern den Fremden allein zu Gute kommen, und in meinem Ansitz und Haus Stramehl ausgeteilet werden, und für allen andern die Landfremden, so durchreisen, solches zu genießen haben, vornehmlich vertriebene oder wegen der Religion des Papsttums exulirende und verjagte Pfarrherrn, Schuldiener und andere (doch daß sie dessen gläubigen Schein wissen aufzulegen) sonsten auch arme dürftige Handwerksleute, oder wer dieselben sein, die keine Wohnung, Arbeit oder Unterhalt bekommen können, sondern bei Sommer- und Winterzeit fortreisen müssen. Doch sollen hiervon

ausgeschlossen und dieses Almosen nicht fähig sein stark Landbettler, Landknecht, Zigeuner, und was auf der Garte herumzeugt, Pfeiffer, Spielleute, Schalksnarren und dergleichen Gesindlein, so man von meinen Gütern hin und zur Arbeit etwas redliches zu dienen anweisen soll. Demnach sollen auch dieses Almosen genießen diejenige Fremden, so merkliche Gebrechen haben, und ihr Brot nicht können erwerben, als da sind, so die schweren Gebrechen

lische Vaterland begleiten und Erben machen in seinem Reich, ihn ewiglich zu loben und zu preisen.

Geben in des heiligen Reichs-Stadt Speyer unter meiner eigen Hand Subscription und anhangender Kapsel ingedruckten gewöhnlichen Pittschaft auf den neuen Jahrstag ingehenden sechszehnhundertundfünfzehnten Jahrs.

Adrian Bork, meine Hand.



Schloß Stargordt

Inneres eines Zimmers mit einem Gruppenbilde von Pesne (General Graf Heinrich Adrian v. Borcke mit Gemahlin und Sohn)

und fallende Siegtage haben, blinde, auch etwa Kindbetterinnen, hochschwangere Weiber, da derselben Weg allda zufiele; fürs dritte abgebrannte Leute, die dessen Schein und Urkund können fürweisen. Und weil die jährlichen Zinsen über 30 Fl. nicht ertragen werden, also dieses Pöstlein in Austeilung nicht viel erklecken wird, so ist mein Will und Meinung, daß man alle Jahr ein Stück graues Tuch um 10 Fl., um 5 Fl. Schuhe kaufen, davon die Nacketen und Bloßen, so weit es reichet, bekleiden, dann auch 5 Fl. Geld hinterhielte, den Dürftigen mit einem Zehr und Notpfennig, nach Gelegenheit und erheischender Notdurft zu Hilfe zu kommen und fortzuhelfen. Der ewige allergütige reiche milde Gott, der alle Kreaturen erschaffen hat und noch erhält, der wolle zu diesem geringen Almosenden Segen geben, daß es den armen Fremdlingen und Pilgrimmen wohl ersprieße und uns alle in das himm-

Wenn während des ganzen Mittelalters die Stellung der Borckes eine uns heute unverständlich selbständige war, so wurde dies anders mit dem Anbruch der Neuzeit, die für Hinterpommern nach der Katastrophe des 30jährigen Krieges mit der Hohenzollernherrschaft einsetzte. Von der durch diese entsetzlichen Kriege hervorgerufenen Verarmung wurde die Familie auch ganz besonders betroffen. In den Urkunden aus dieser Zeit ist eigentlich nur von Verpfändungen und Verkäufen die Rede. Durch diese materiellen Sorgen ist aber scheinbar ein besonders tüchtiges Geschlecht herangewachsen, denn beinahe schlagartig treten unter Friedrich Wilhelm I. und Friedrich dem Großen so viele Borckes in leitenden Stellungen auf, wie vorher nicht und auch seitdem nicht wieder. Nicht weniger als drei Minister des Namens gab es in der Zeit und sehr viele Generäle, darunter den einzigen Feld-

marschall der Familie, Adrian Bernhard Graf von Borcke, der von 1728 bis 1740 zugleich Staatsminister im Departement der auswärtigen Angelegenheiten war und besonders von 1737 an derjenige Minister war, mit dem der König alles überlegte und der sein vollstes Vertrauen hatte. (Sein Gemälde von Pesne hängt im Hohenzollernmuseum Schloß Monbijou.) Weiter zu erwähnen sind dann noch besonders der erste General-Adjutant Friedrichs des Großen, Friedrich Ludwig Felix von Borcke, dem Reinhold Koser in seiner „Geschichte Friedrichs des Großen" ein ehrendes Denkmal setzt, und ebenso Caspar Wilhelm von Borcke, der als Gesandter in London die erste Uebersetzung eines Shakespaere'schen Werkes und zwar des Julius Cäsar ins Deutsche und sogar in Versen wagte (diese Uebersetzung hat in allerneuester Zeit wieder Anerkennung gefunden und ist von der Weltgeistbücherei unter Nr. 369—370 ihrer Sammlung in sehr guter Ausstattung für nur 1,25 RM herausgebracht). Ueber Caspar Wilhelm, der wie der vorgenannte in verhältnismäßig jungen Jahren starb, äußerte die Königin Ulrike von Schweden (eine Schwester Friedrichs des Großen: „Er war ein allerliebster Mensch, vielmehr geschaffen für die Gesellschaft der Lebenden als die der Toten. Der gute Vater Abraham wird für seine Bonmots kaum Verständnis haben."

Weiteres über die Borckes in der friderizianischen Zeit ist in dem Artikel „Vier Borckes im Dienste des großen Königs" in dem Jahrgang 29 Heft 1 und 2 dieser Zeitschrift geschrieben worden. Hier sei nun noch besonders des Sohnes des Feldmarschalls mit Namen Adrian Heinrich Erwähnung getan, weil dieser für Pommern und für unsern Kreis ganz besondere Bedeutung gewonnen hat. Durch die hohe Stellung seines Vaters stand er dem Herrscherhause nahe, und Friedrich der Große bestimmte ihn zum Erzieher des Thronfolgers, nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm II. Dieses Amt bekleidete er von 1751 bis 1764. Die Instruktion, die Friedrich der Große für die Erziehung aufgesetzt hat, datiert vom 24. September 1751, ist abgedruckt in dem Prachtwerk „Die Werke Friedrichs des Großen", Verlag Reimar Hobbing und zwar Band 7, Seite 204. Einige besonders beachtliche Stellen sollen hier im Wortlaut folgen. Nachdem erst die Fächer, die gelehrt werden sollen, einzeln durchgesprochen sind, fährt die Instruktion fort: „Wir kommen nunmehr zum größten und wesentlichsten Teile der Erziehung, zur sittlichen Ausbildung. Weder Sie noch alle Macht der Welt können den Charakter eines Kindes ändern, Erziehung vermag nur das Ungestüm der Leidenschaften zu mäßigen. Behandeln Sie meinen Neffen wie einen Bürgersohn, der seinen Weg machen soll, sagen Sie ihm, daß jeder Mann ihn verachtet, wenn er Fehler hat oder nichts lernt..... Er muß lernen, daß alle Menschen gleich sind und hohe Geburt nur Chimäre ist, wenn nicht das Verdienst hinzukommt....." Im Jahre 1764 zog er sich vom Hofe zurück, widmete sich ganz der Landwirtschaft auf seinem Gute Stargordt und war für seine Heimatprovinz tätig. Ueber seine landwirtschaftliche Tätigkeit, die insbesondere in der damals neuen Anwendung des Kalkes zum Düngen und in der Einführung des Kleebaues bestand, hat er selber berichtet in seiner 1777 erschienenen „Beschreibung der Stargordtischen Wirtschaft in Hinterpommern". Ueber einen Besuch bei ihm, wo auch auf seine landwirtschaftlichen Neuerungen eingegangen wird, wird sehr interessant berichtet in Joh. Bernoullis „Reisen durch Brandenburg, Pommern usw." (Die Beschreibung dieses Besuches ist abgedruckt im Heimatkalender des Kreises Regenwalde für das Jahr 1930.)

Für die Provinz war er besonders tätig bei der Begründung des Kreditinstitutes der „Landschaft". In seinem vorgenannten Werke zeigt er in einer Notiz, welche Schwierigkeiten zu überwinden waren, bis es endlich im Jahre 1781, nachdem Schlesien und die Mark Brandenburg vorangegangen waren, zur Konfirmation der Landschaftsordnung durch den König kam. Wegen dieser Verdienste um das Zustandekommen wurde er „Erwählter Pommerscher Landschafts Deputations Marschall".

In der neueren Zeit haben die Borckes als Beamte, Soldaten und Landwirte weiter ihre Pflicht dem Staate gegenüber erfüllt und zum Teil hohe Aemter bekleidet, besonders als Soldaten, wo es verschiedene zu kommandierenden Generälen gebracht haben. In Anerkennung für die Dienste wurde ihnen einmal durch Kabinettsordre vom 22. November 1855 das Präsentationsrecht zum Herrenhaus verliehen und am 27. Januar 1899 erhielt das 4. Pommersche Infanterie-Regiment Nr. 21 den Namen von Borcke. In den Weltkrieg zogen alle männlichen Mitglieder der Familie, soweit sie nicht durch Alter oder zu große Jugend daran verhindert waren, im ganzen einige 40, von denen 13 den Heldentod fürs Vaterland starben.



Fischerei an der Rega

Naturdenkmäler u. Schutzgebiete im Kreise Regenwalde.

Von Ernst Holzfuß, Stettin.

An einem schönen Herbsttage standen wir in stummer Ehrfurcht unter der Riesen-Eiche in Maldewin. Staunend blickten wir in ihr Astwerk und ließen im Geiste die 700 Jahre an uns vorüberrauschen, die der Baum gesehen und überlebt hat. Manch wertvollen Kleinschatz verbarg er 1806/07 in seinem etwas hohlen Stamm vor den habgierigen Franzosen. Und immer noch grünte die Eiche in trutziger Kraft, als wolle sie das 1000. Lebensjahr erreichen. Da ereilte sie in der Nacht vom 27. zum 28. Juli 1928 das Schicksal; ein Blitzstrahl vernichtete sie größtenteils. Mit diesem zu den stärksten Eichen der Provinz — Umfang in Brusthöhe 9¾ Meter — gehörenden Naturdenkmal, das der Stolz des Ortes und der Umgegend war, ging ein gar liebliches Bild verloren. Viele Dohlen nisteten in den zum Teil hohlen Aesten und belebten die Krone mit ihrem munteren, geschwätzigen Wesen.

Ein Nachbar der Riesen-Eiche ist der große mehrhundertjährige Haselnußstrauch. Aus seinem umfangreichen Stubben sind 11 Bäume von je etwa 80—90 Zentimeter Dicke emporgewachsen. Von gleicher Größe sind einige Haseln des Nachbargrundstücks als sehenswerte Naturdenkmäler vorhanden.

Nach seiner Verabschiedung aus dem Staatsdienst hatte Fürst Blücher, der Marschall Vorwärts des Befreiungskrieges, das Gut Groß-Raddow erworben und längere Zeit bewirtschaftet. Er ließ an der Dorfstraße Linden pflanzen, von denen die zehn noch vorhandenen von je gegen 4 Meter Umfang unter Schutz stehen. Als Blücherlinde allgemein bekannt ist ein Baum an der Parkmauer. Sehenswert sind im Park auch 4 Eiben, deren größte den respektablen Umfang von 1,50 Meter aufweist.

Blüchers Nachbar war der General Rüchel zu Hasleu, gestorben 1823. Seine Tochter war die Braut des Majors v. Schill, der in übermäßigem Befreiungsdrange 1809 in Stralsund einen frühen Heldentod fand. Rüchel soll die 3 Edelkastanien im Gutsgarten gepflanzt haben. Zwei dieser Südländer sind gegen 3 Meter stark, während der dritte, schon gebrechlich, etwas schwächer ist. Aus einer an meinen Vorgänger im Amte der pommerschen Naturdenkmalpflege gerichteten Karte 1916 geht hervor, daß die Bäume in manchen Jahren reife, wohlschmeckende Früchte hervorgebracht haben.

Wohl die stärkste Linde des Kreises, 7 Meter Umfang, befindet sich im Park zu

Karnitz. — Reckow besitzt in den beiden Linden auf dem Friedhofe einen schönen Schmuck.

Eine alte Eiche und eine stattliche Linde im Park von Kankelfitz beherbergten in früheren, besseren Tagen bei festlichen Gelegenheiten die Musikkapelle auf ihren Aesten.

Das nicht weit entfernte Lessentin besitzt als Besonderheit eine Allee Rottannen am Mühlenwege, der Poststraße aus der Zeit Friedrichs des Großen.

Im Park von Roggow B bilden 3 Eichen von 5, 5¼ und 5½ Meter Umfang hübsche Baumdenkmäler.

Stattliche Linden, Rottannen und Lärchen geben dem Friedhofe zu Unheim eine besondere Note.

Auch Grabow ist rühmend zu erwähnen. Zwei kräftige Eichen zieren den Park, und die gegen 5¼ Meter dicke Rotbuche findet kaum einen Partner im Kreise. Selten schönen Anblick gewähren zwei recht starke Kiefern, je 3½ Meter Umfang, von denen die eine auf dem Bogenberge, die andere am Tornower Wege steht.

Prachtvolle Rottannen und eine schöne Linde weist der Wurower Friedhof auf.

Etwas nicht Alltägliches ist auf dem Friedhofe in Schönwalde zu sehen. An der Nordostecke der Kirchhofsmauer befindet sich eine hohe Rottanne, neben der eine jüngere Esche emporgewachsen ist. Beide Bäume sind unten eine Strecke fest miteinander verwachsen; auch im oberen Teile findet noch einmal eine innige Berührung statt. Selbst einige Aestchen der Esche sind in die Fichte eingewachsen. Es ist nicht verwunderlich, wenn die Leute der irrigen Meinung sind, daß beide Bäume ihre Säfte miteinander austauschen.

In den Seefichten unweit des Bahnhofs Piepenburg überragt eine Kiefer, 3½ Meter dick, alle ihre Gefährten an Stärke, Größe und Alter.

Viel besucht wird in Plathe die alte Blücherburg, die leider teilweise recht baufällig wird. Auf der Westecke des Burgberges fällt die alte Esche auf, die mit ihren 5 Meter Umfang kaum ihresgleichen in Pommern findet. Als Rosinenbaum spielt sie in der Volkskunde eine Rolle, wie die „Pommersche Heimat" vom Jahre 1912 Nr. 12 berichtet. Danach diente das Schloß vor langen Jahren zu Schulzwecken. Den Unterricht erteilte der Buchstabenlehrer Riecke, der nach Uebersicht der städtischen Ausgaben von 1814 kein festes Einkommen hatte, weil er als Küster zum Lande gehörte und von den Eltern der Kinder ein erhöhtes Schulgeld bezog. Das Schulgeld betrug je nach dem Alter der Kinder jährlich 2—4 Groschen. Riecke bezog also recht bescheidene Einkünfte, und doch verwandte er noch einen Teil desselben für seine Schüler, um ihren Fleiß anzuspornen. Er kaufte Rosinen, die er an die unteren fast bis zum Boden reichenden Zweige des Baumes band. Die fleißigen Schüler durften sie dann pflücken. Riecke gab den Kindern die feierliche Versicherung, die lieben Englein hätten die Rosinen über Nacht an den Baum gehängt.

Vor der früheren Präparandenanstalt steht eine seltsame Fichte. Ihre Aeste sind dünn und teilweise so lang wie der Stamm, dazu weit herabhängend. Als Schlangenfichte ist die Form in der Literatur bekannt. Woher der Plather Baum stammt, ist nicht bekannt. Ein zweiter gleicher Abart befindet sich in der Stettiner Forst Wolfshorst.

Ebenfalls als Naturdenkmal geschützt ist die 7 Meter dicke Eiche auf der Feldmark Karolinenhorst links der Chaussee nach Körlin am Rande des Buchenwaldes.

Erwähnenswert ist bei Piepstock eine alte Eiche auf der Feldmark, als Storcheiche allgemein bekannt, weil nach Aussage älterer Leute auf dem Baum ein Storch längere Zeit gebrütet haben soll.

Am idyllischen Dolgen-See liegt das Gutsdorf Blankenhagen. An der Dorfstraße bei der Kirchhofsmauer bilden drei starke Linden einen hervorragenden Schmuck.

Maulbeerbäume, aus der Zeit Friedrichs des Großen stammend, sind noch mehrfach auf alten Friedhöfen anzutreffen, z. B. in Alt-Döberitz. Nirgends aber kommen im Kreise Regenwalde so viele vor wie in Blankenhagen. Auf dem Kirchhofe stehen 45 dieser Bäume, die teils aus der friderizianischen Zeit, teils aus spätern Neuanpflanzungen stammen.

Im Walde von Stargordt ist die alte, schöne Eiche geschützt. Außer diesen Naturdenkmälern dürften im Kreise noch manche alten Recken vorhanden sein, die des Schutzes wert sind. Für eine Nachweisung wäre ich sehr dankbar.

* * *

Große Feldsteine, Findlinge oder erratische Blöcke, fallen in ihrer Umgebung immer auf als etwas Besonderes. Mit ihnen hat sich von jeher das Volksgemüt beschäftigt und nach ihrer Herkunft gefragt. Uebernatürliche Kräfte sollen im Spiel gewesen sein, den Block hierher gebracht zu haben; denn die Lehre von der wahren Ursache der gewaltigen Eiszeit datiert erst seit einem Menschenalter. Die bodenfremden Findlinge sind durch das aus dem Norden und Nordosten vor langen Jahrtausenden herübergekommene Inlandeis zu uns gebracht worden. Sie sind beredte Zeugen der jüngsten gewaltigen Umgestaltung unserer Erdoberfläche und als solche zu erhalten. Bisher sind aus dem Kreise Regenwalde nur drei erratische Blöcke unter Schutz gestellt

worden. Der eine liegt nördlich der Chaussee von Stramehl nach Klein-Raddow etwa 80 Meter westlich der Landstraße Zachow nach der Kolonie Klein-Raddow in der Nähe der Straßenkreuzung. Er ist 2 Meter lang, 1,60 Meter breit und 1,85 Meter hoch.

Ein zweiter befindet sich auf einer zu Witzmitz gehörigen Wiese an der Rübenhagener Grenze. Er hat die Maße 3 Meter lang, 2,50 breit und 1,40 aus dem Boden ragend.

Der dritte Block ziert den Park von Elvershagen, der außerdem durch seine großen Lärchen bekannt ist.

* * *

Rühmliche Anerkennung hat sich der Kreis Regenwalde durch Schaffung zweier Naturschutzgebiete erworben, in denen sich das Tier- und Pflanzenleben ungestört durch menschliche Einflüsse entfalten kann.

Am Westabhange des Hainholzes, eines beliebten Ausflugsortes der Bewohner der Stadt Labes, dehnt sich eine sumpfige Niederung mit einem kleinen See aus. Diese Kienmösse, jedenfalls ein Regaarm früherer Zeiten, trägt stellenweise einen dichten Rohrgürtel, während andere Uferteile ein kleines Dickicht von Riedgräsern weit gegen das offene Wasser vortreiben, denen sich als Verlandungspioniere Schlammschachtelhalm, Fieberklee und Krebsschere anschließen. Weiße Seerosen und gelbe Mummeln wiegen sich wohlig im leichten Winde auf dem Wasser; im Juni hebt der Wasserhelm oder Wasserschlauch seine an Löwenmaul erinnernden gelben Blüten über das feuchte Element empor, während seine feinzerteilten Blätter das wurzellose Gewächs schwebend im Wasser tragen. Mit vielen zu kleinen Schläuchen umgewandelten Blättern voll raffinierter Einrichtung fängt der Wasserhelm, Utricularia vulgaris, allerlei kleine Wassertierchen, deren Eiweißteile später verdaut werden. Als pflanzliche Besonderheit ist in der Kienmösse das Schneideriet vorhanden.

Das sumpfige Gebiet umschließt eine kleine Halbinsel von etwa 300 Quadratmetern; nur in trockenen Sommern ist sie auf einem schmalen Zugange erreichbar. Sie ist teilweise mit Kiefern, vereinzelten Birken, Zitterpappeln und Weidengebüsch bestanden. Freie Stellen enthalten dichte Torfmoospolster, auf denen sich echte Hochmoorpflanzen angesiedelt haben. Von den Kleinsträuchern sind vorhanden Sumpfporst, wilder Rosmarin, Krähenbeere, Moosbeere. Auch der Sonnentau, ebenfalls wie Wasserschlauch eine insektenfangende Pflanze, gedeiht hier. So ist die Kienmösse ein wichtiges Pflanzenschutzgebiet.

Aber auch die Vogelwelt findet hier eine sichere Zufluchtsstätte. Auf dem Wasser tummeln sich ungestört allerlei Enten, Taucher und Bläßhühner, und in den Rohr- und andern Pflanzendickichten verbergen sich Sumpfhühnchen, Teichhuhn, Ralle, Rohrdommel, allerlei Rohrsänger und Rohrammer; dazu kommen mehrere Arten Kleinvögel in den Gebüschen der Halbinsel. — Dem Magistrat zu Labes, der die Kienmösse zum Schutzgebiet erklären



Die Schulzeneiche in Maldewin vor dem Brande

ließ und Jagd und Fischerei untersagt hat, sei auch an dieser Stelle der Dank ausgesprochen wie auch Herrn Amtsgerichtsrat Zernickow, dem Betreuer des Areals.

Das zweite Naturschutzgebiet, der Wacholderhain von Molstow, ist ganz andern Charakters. Auf dem gegen 3 Hektar großen Waldteil von Molstow südlich des Gutes Döberitz stehen viele Wacholder in dichten Gruppen beisammen, wie sie in gleicher Menge nirgends wieder in Pommern vorkommen. Ein unvergleichlicher Anblick! Das Gebiet in seinem Zustande der Nachwelt zu erhalten, war der hochherzige Wunsch des Besitzers der Gutsherrschaft zu Molstow, dessen noch spätere Geschlechter sich dankbar erinnern

werden. Mit Recht wies der Inhaber des Wacholderhains darauf hin, daß der Bestand hinsichtlich seiner Fülle und vieler Einzelsträucher, die bis 5 Meter Höhe aufweisen, den Vergleich mit den schönsten Partien der Lüneburger Heide nicht zu scheuen brauche. Gehoben wird das Gesamtbild durch eine Anzahl alter Eichen, in deren Höhlen so mancher Höhlerbrüter seine Jungen großzieht. Auch die Wacholder selbst gewähren vielen Singvögeln ungestörte Niststätten. Es steht zu erwarten, daß bei einer späteren Durchforschung des Schutzgebietes hinsichtlich der Insekten manche Seltenheit sich wird feststellen lassen.



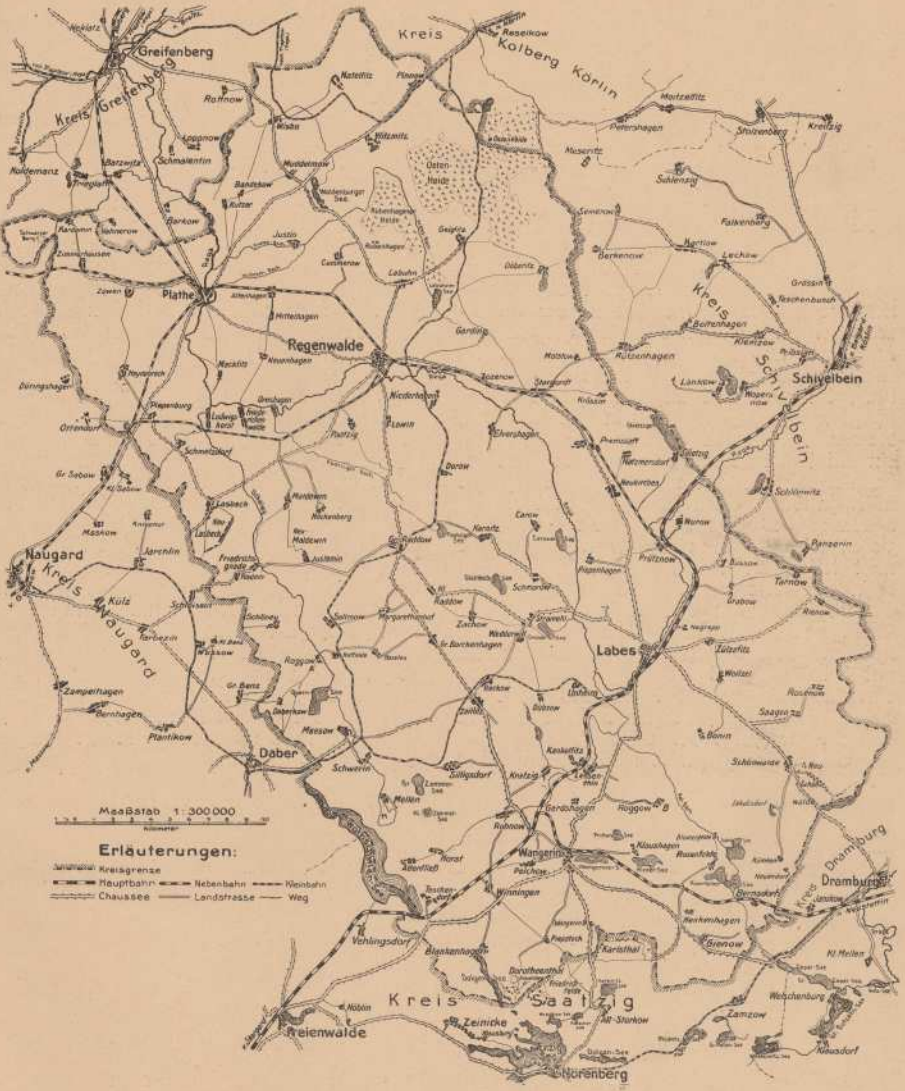
Rudolf Krampe — Blick vom Hainholz bei Labes über das Regatal

Straßenbau und -Unterhaltung im Kreise Regenwalde.

Von Kreisbaumeister Walter Dabkowsky.

Ein Blick auf die Karte des Kreises zeigt, daß die Form des Kreises ein von Nordwesten nach Südosten gelagertes Rechteck ist, das eine Breite von ca. 30 km und eine Länge von ca. 50 km aufweist. Entsprechend der äußeren Form des Kreises bilden die Straßenzüge Naugard—Körlin im Norden, Freienwalde—Schivelbein im Süden, Labes—Plathe im Westen und endlich Regenwalde—Wangerin—Dramburg im Osten das Gerippe des Kreisstraßennetzes, auf dem sich das gesamte Straßensystem aufbaut. Die Brennpunkte dieses Gerippes bilden die Städte Plathe, Regenwalde, Wangerin und Labes, die mit Ausnahme von Regenwalde an den Zufahrtstraßen Naugard—Körlin bezw. Freienwalde—Schivelbein liegen. Die nicht an diesem beschriebenen Wegenetz liegenden Ortschaften sind durch Stichstraßen mit diesem verbunden und vervollständigen das Bild des Kreisstraßennetzes.

Das Verkehrswesen ist die Keimzelle jedes wirtschaftlichen Lebens und zugleich der Gradmesser für die Weltstellung seines Landes. Hierbei dient die Straße dem Zweck, den Verkehr zu der Entwicklung gelangen zu lassen,



Straßenkarte des Kreises Regenwalde.

die er in Anpassung an die wirtschaftlichen Erfordernisse der Zeit nehmen muß; Straßenbau und Straßenunterhaltung müssen der Art und Größe des Verkehrs angepaßt sein, eine Forderung, die um so schwerer zu erfüllen sein wird, als die zum Ausbau der Straßen benötigten Mittel nicht in der geforderten Höhe zur Verfügung gestellt werden können.

Wer hat vor dem Krieg an eine systematisch durchgeführte Verkehrszählung gedacht? Wer hat geglaubt, daß unserer Eisenbahn durch den Kraftwagen ein solch gefährlicher Konkurrent entstehen würde? Allein im Personenkraftwagen hat sich der Bestand seit dem Jahre 1914 ungefähr verachtfacht, im Lastkraftwagenverkehr dagegen verzehnfacht. Und steht nicht der Automobilverkehr am Anfang der Entwicklung? Welch ungeahnte Möglichkeiten erschließen sich insbesondere für den Lastkraftwagenverkehr durch den Einbau der Dieselmotoren? Genau dieselbe sprunghafte Entwicklung tritt uns im Kraftpostverkehr und im Kraftomnibusverkehr entgegen, eine Entwicklung, die zum Teil auf die schlechte Wirtschaftslage zurückzuführen ist in dem Bestreben, die den Betrieben anhaftenden Nebenkosten auf ein Minimum zu reduzieren. Wenn heute behauptet wird, daß die gegenwärtige schlechte Wirtschaftslage einen Rückschlag in der Entwickelung des Kraftwagenverkehrs nach sich ziehen wird, so kann ich diesen Standpunkt nicht teilen, wenn nicht seitens der Reichsbahn eine bemerkenswerte Senkung der Tarife eintritt. Lastwagen ermöglichen den direkten Verkehr zwischen Produzent und Konsument, wodurch Zeit und Arbeitskräfte erspart werden, und die Lösung des Kleinwagenproblems wird eine Stetigkeit der Entwicklung des Verkehrswesens, soweit dasselbe sich auf den Straßen abspielt, zur Folge haben.

Aufschlußreich für die Entwicklung des Verkehrs war die vom 1. 10. 1928 bis 30. 9. 1929 erfolgte zweite Verkehrszählung. Sie zeigte, daß der Verkehr auf den Kreisstraßen unterschätzt und erheblich größer war, als allgemein angenommen wurde. So beträgt die Belastung in t pro Tag auf der

Chaussee	Naugard—Körlin	660 t,
„	Labes—Plathe	470 t,
„	Regenwalde—Wangerin	570 t,
„	Freienwalde—Schivelbein	610 t,
„	Labes—Dramburg	630 t.

Im Mittel betrug der Verkehr auf den Straßen einschl. der Nebenstraßen 446 t, eine Zahl, die an Bedeutung gewinnt, wenn man berücksichtigt, daß der Reichsdurchschnitt z. Zt. 480 t beträgt. Diese vorgenannten Zahlen sind ebenfalls Durchschnittszahlen, d. h. die Verkehrsstärke ist von Kilometer zu Kilometer verschieden. Betrachtet man das Verkehrsband der Chaussee Labes—Plathe, so sieht man, daß der Verkehr bei Labes am größten ist und 744 t beträgt, nach Stargordt auf 3411,3 sinkt, um bei Regenwalde wieder auf 4911 t anzusteigen. Diese Verschiedenartigkeit der Verkehrsstärke in der Nähe der Städte und der Umstand, daß die Städte Sammelpunkte der einzelnen Straßenzüge sind, lassen erkennen, daß die innerhalb der Städte liegenden Straßenzüge einer außerordentlichen Belastung unterworfen sind, die zwischen 1500—2000 t schwanken dürfte. Genaue Zahlen können, so interessant diese auch wären, nicht mitgeteilt werden, da die Städte sich nicht an den Verkehrszählungen beteiligen.

Die Verkehrszählungen haben nicht allein einen statistischen Zweck, sondern geben äußerst wertvolle Fingerzeige für die Art der Unterhaltung. Bis zum Jahre 1928 hatte der Kreis ausschließlich wassergebundene Decken zu unterhalten. Die Kosten der Unterhaltung wurden infolge der Verkehrszunahme höher und höher. Sie stiegen vom Jahre 1927 zum Jahre 1928 um 182 %, um bereits im darauffolgenden Jahre, bezogen auf das Jahr 1927, 245 % zu erreichen. Zu dieser Tatsache kam noch eine zweite, die zur Folge hatte, daß nur in ganz geringem Umfange Schüttungen ausgeführt werden konnten: Die steigende Finanznot der Kreise, die im umgekehrten Verhältnis zu der Verkehrszunahme stand.

Die Verwaltung konnte sich diesen Tatsachen nicht verschließen: Wollte man den guten Zustand der Chausseen erhalten, mußte man von dem bisherigen Unterhaltungsprinzip abrücken und zum Teerstraßenbau übergehen. Daß die in dem Jahre 1930 aufgeführten Oberflächenbehandlungen keinen Idealzustand bedeuten, weiß jeder Fachmann. Sie wurden trotzdem ausgeführt, um mit verhältnismäßig wenig Mitteln die Decken gegen allzugroßen Verschleiß zu schützen.

Daß Kleinpflaster in jeder Beziehung die idealste Straßenbefestigung ist, wird nicht bestritten. Die Ausführung scheitert an der Kostenfrage. Einschließlich Unterbau kostet der qm Kleinpflaster rd. 10 RM. Die im Kreis liegenden Straßen, soweit der Kreis unterhaltungspflichtig ist, mit Kleinpflaster zu versehen, würde rd. 9 Millionen RM. kosten, das sind bei 8 % Verzinsung rd. 720 000 RM. Zinsen. Z. Zt. stehen jedoch jährlich nur 110 000 RM. zur Verfügung, eine Summe, die zwangsläufig bestimmt ist, jedoch nicht der technischen Forderung Rechnung trägt.

Eine weitere Gefahr macht sich bemerkbar. Nebenstrecken, deren Decken bereits 20 und 25 Jahre liegen, bedürfen einer Neuschüttung. Insgesamt sind 30 km schüttreif, wofür rd. 300 000 RM. benötigt werden. Rechnet man, daß jährlich bei den zur Verfügung stehenden Mitteln ca. 3 km geschüttet werden,

können diese vorerwähnten Strecken erst innerhalb eines Zeitraumes von 10 Jahren neu hergestellt werden, und ob diese Strecken noch so lange aushalten, erscheint doch sehr fraglich.

Aller Voraussicht nach ist das Rechnungsjahr 1931 nicht allein für den Kreis Regenwalde, sondern auch für die Mehrzahl der Straßenbauverwaltungen ein Notjahr. Die Kommunalverwaltungen, die z. Zt. mit der Aufstellung des Haushaltsplanes beschäftigt sind, wissen nicht, wie Ausgaben und Einnahmen in Einklang zu bringen sind. Auf der Ausgabeseite darf gesetzlich die Gesamtausgabe von 1930 nicht überschritten werden, außerdem ist damit zu rechnen, daß die sozialen Lasten weiter anwachsen und die Steuereingänge sich vermindern. Am Straßenetat werden die weitgehendsten Abstriche gemacht, eine Maßnahme, die sich schwer rächen wird. Straßenbauanleihen sollen nicht mehr genehmigt werden, es bleibt also nichts weiter übrig, als mit den herzlich wenig zur Verfügung stehenden Mitteln schlecht und recht zu haushalten und als obersten Grundsatz gelten zu lassen, das bisher Geschaffene zu erhalten.

Die Kreisstadt Labes.

Von Bürgermeister Willi Kieckbusch.



Stadtwappen von Labes

Auf der Eisenbahnfahrt Stettin—Stargard nach Kolberg oder Köslin—Stolp führt der Schienenweg durch den östlichsten Kreis des Regierungsbezirks Stettin, den Kreis Regenwalde, der nach dem Borcken-Geschlecht auch „Borckenkreis" genannt wird, und berührt seine Kreishauptstadt Labes an der Rega. Gleich hinter Freienwalde, wo sich dem Auge die weithin schimmernden, silbernen Wasserflächen des Wothschwiensees mit seinen idyllischen Ufern darbieten, verläuft die südliche Kreisgrenze und in etwa 15 Minuten Bahnfahrt erreicht man von hier die Kreisstadt Labes, die östlichste Stadt des Regierungsbezirks Stettin. Labes liegt im schmalen Regatale dort, wo die schnelle Rega eine Schleife weit nach Süden zieht. Das Stadtgebiet wird im Osten, Süden und Westen von der Rega durchflossen, deren mächtige Wasserkräfte weiter nach der Mündung zu durch zwei große Ueberlandwerke ausgenutzt werden.

Die Kreisstadt Labes ist mit ihren vielen alten, kleinen Fachwerkhäusern — wahrhaften Kleinsthäusern — zwischen die das Regatal flankierenden Höhen gebettet, beginnt aber schon, sie mit ihren neueren Siedlungen zu erklimmen. Der Wanderer, der sich über diese Höhenzüge der Stadt nähert, sucht spähend nach ihr, bis er, nur wenige Schritte zum Hang vorwärts schreitend, sie mit einem Schlage zu seinen Füßen im frischen Grün idyllisch gebettet erblickt. Dann wird er belohnt durch einen einzigartig schönen Blick auf die stille verträumte Stadt, der ihn unbedingt zum Verweilen zwingt.

Labes hat sich aus einer wendischen Niederlassung an der Rega (slawisch Reka = Fluß) entwickelt, die nach der Kantzowschen Chronik von Pommern schon um 1193 bestand. Seichtere Stellen im Regafluß gestatteten hier einen Uebergang und begünstigten die Ansiedlung. Fischer und Kleinbauern waren die erste Bevölkerung. Später, etwa um 1240, erbaute sich der Ritter Wolf Borko aus dem Borckengeschlecht, das slawischen Ursprungs ist, in der Nähe der Stadt, durch die Rega und unwegsames Bruchgelände geschützt, eine befestigte Burg, auf die leider nur noch wenige Spuren hindeuten. Noch um 1840 soll die Burgruine nördlich des sogenannten „Schabernacks", eines Gebäudes, das die Stadt in einem Streit mit den Borcken diesen zum Schabernack aufgebaut hat, gestanden haben. In einer Matrikel des Klosters Jasenitz vom Jahre 1271 ist der Ritter Wolf Borck noch als Herr von Labes genannt. Stadt wird Labes erstmalig in einer Urkunde von 1295 genannt, durch welche Labes an die Wolgaster-Linie des Borcken-Geschlechts fiel, so daß angenommen werden kann, daß die Stadt nicht lange vor 1295 von Wolf Borck oder dessen Söhnen das Stadtrecht erhalten hat. Die Stadt führt in ihrem Wappen einen laufenden gekrönten Wolf, der dem Borckeschen Wappen entlehnt ist. Erst seit dem 16. Jahrhundert tritt als Stadtname „Labes" hervor, vorher auch Lobese, Labus, Lobus. Labes heißt „Stadt am Fluß". Wie in allen Städten der damaligen Zeit wurden die Häuser der Stadt um den Marktplatz herum gebaut. Von diesem aus entstanden die Nebenstraßen. Auf dem Marktplatz stand das Rathaus. Nicht weit davon die aus Findlingen errichtete alte Marienkirche. Von den früheren Stadttoren, dem Regator und dem Greifenberger Tor, ist nichts mehr wahrzunehmen. Die einst starke Stadtmauer, die unversehrt bis 1750 bestanden

hat, weist nur noch ganz geringe Reste auf. 1566 wurde der erste Steindamm in Labes gepflastert. Um das Jahr 1400 erhielt die Stadt von den Borcken eigene Gerichtsbarkeit, sowie Jagd und Fischerei in bestimmtem Umfange. Allmählich entwickelte sich die Stadt durch Zuzug, so daß eine Reihe von Straßen geschaffen und bebaut wurde. Die Bebauung machte, da der Stadtbezirk von der Rega, der Lotznitz und einigen Bächen (Körbach, Galgenbach, Hammerbach) durchflossen wird und sehr viele Wiesen und Sumpfgelände aufweist, gewisse Schwierigkeiten. Labes hat wegen dieser eigenartigen Lage auch einen nicht so großen Stadtkern wie andere Städte seiner Größe. Die Altstadt ist verhältnismäßig eng zusammengedrängt. Die einzelnen Häuser und Siedlungen liegen zerstreut vor den sie umgebenden, teilweise bewaldeten Höhen. Dadurch tritt im Stadtbild viel Freifläche und Grün auf. Während des 30jährigen Krieges hatte die Stadt schwer zu leiden. Raubende Kroaten und Soldaten durchzogen plündernd die Stadt. Dazu kam, daß die Pest auch in Labes wütete und 1637 die Stadt durch einen großen Brand bis auf nur 10 Häuser in Schutt und Trümmer gelegt wurde. Die Stadt hatte unter dem Kriege so zu leiden, daß 1647 nur 8 Kinder getauft und 1650 nur 2 Paare getraut wurden. 1648 kam Labes an das Kurfürstentum Brandenburg. Während des 7jährigen Krieges wurde die Stadt mehrfach von Kosaken, die arg hausten, heimgesucht. 1760 mußte die etwa 1150 Einwohner zählende Stadt die ungeheure Summe von 1000 Taler Brandschatzung an eine Kosakenabteilung zahlen. Auch in der Franzosenzeit 1806 wurde die Stadt durch französische und polnische Einquartierung häufig heimgesucht. Die Bevölkerung mußte zahlreiche Schanzarbeiter stellen, so daß die dafür in Frage kommenden Personen aus der Stadt wegliefen und sich in den umliegenden Wäldern aufhielten. Der gegen diese Bürger verhängte Arrest konnte infolgedessen nicht vollstreckt werden. 1808 mußte die Stadt auf Beschluß der gesamten Bürgerschaft ihren wertvollen Grundbesitz veräußern, um die Kriegssteuern aufzubringen. Auch von den Unruhen im Jahre 1848 blieb Labes durch einige Hitzköpfe, besonders Maurer, nicht verschont. Durch Selbsthilfe der Bürgerschaft kehrte Ruhe und Ordnung bald wieder ein.

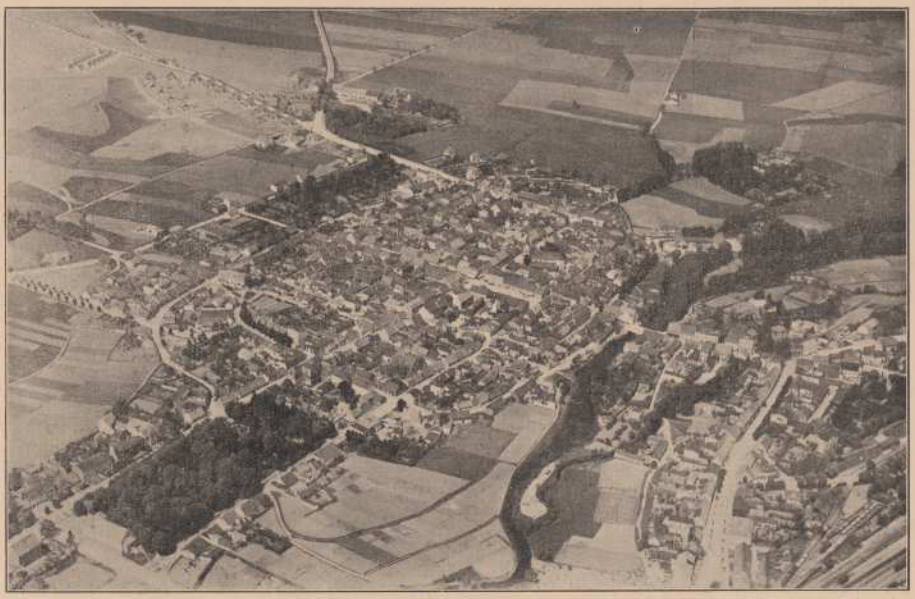
Nach einer vorliegenden Urkunde von 1348 galt in Labes das sogenannte Lübische Recht, mit einer gewissen Selbstverwaltung und eigener Gerichtsbarkeit. Der Galgenbach weist noch heute darauf hin, wo der Galgen gestanden hat. Der erste noch bekannte Bürgermeister war Karsten Belecke, der um 1630 herum amtierte. Von 1792—1807 war Labes Garnison für die Hinterpommersche Provinzial-Invaliden-Kompagnie, die 150 Mann stark war. Früher als die Borcken trat die Stadtbevölkerung zur Reformation über.

Labes war stets eine Ackerstadt und hat diesen Charakter auch heute noch nicht ganz verloren. Infolge der guten Wiesen an der Rega und Lotznitz waren Ackerbau und Viehzucht einträglich. Einige Bezeichnungen lassen darauf schließen, daß auch schon damals Pferdezucht betrieben wurde.

Um 1800 waren 2 Kaufleute in Labes ansässig, während die 4 Gewerke, Fleischer, Bäcker, Schuster, Weber, denen sich später weitere anschlossen, zahlreicher vertreten waren. Die blühendste Zunft war die der Schuhmacher, die den Namen der Stadt durch die bekannten „Labeser Schlurren" weit herumtrugen. Auch Tuchmacher gab es in Labes und schon etwa um 1620 herum eine Brauerei für „Labisch Bier". Um 1792 wurde die erste Industrie, ein sogen. Kupferhammerwerk, 2 Kilometer von der Stadt entfernt, angelegt. Die Stadt trieb nicht unbedeutenden Handel, der sogar bis Danzig reichte, so daß damals ernsthaft das Projekt erwogen wurde, die Rega schiffbar zu machen. 1859 erhielt Labes Eisenbahnverbindung, und 1846 wurde die erste Zeitung in Labes herausgegeben. 1628 zählte man in Labes 37 Häuser, 1782: 220, während es heute 805 besitzt. Die Einwohnerzahl betrug um 1680 herum 800, zur Zeit Friedrichs des Großen 1190, 1812: 1797, 1843: 3200, während die Stadt heute ziemlich 7000 Einwohner zählt.

Labes verdankt seinen besonderen Rang im Kreise der Kleinstädte dem Pommerschen Landgestüt, das seit 53 Jahren in Labes besteht und durch seine idyllische Lage, ganz umgeben von Wald, zu den schönsten seiner Art gehört. Etwa 150 Beschäler, die auf 60 Deckstellen über ganz Pommern verteilt werden, sind hier untergestellt. Pferdeschauen und Reitturniere finden alljährlich in Labes statt. Aus der Ackerstadt ist mehr und mehr eine Beamtenstadt geworden. 400 Beamte der Reichspost, Reichsbahn, des Finanzamts, Katasteramts, Zollamts, Landratsamts, Kreisausschusses, der Kleinbahn und der Stadtverwaltung haben hier ihren Wohnsitz und geben der Stadt eine besondere Note. Die Industrie ist in der Stadt naturgemäß nur schwach vertreten. Wir haben in unsern Mauern eine der bedeutendsten Stärkefabriken Pommerns, sowie 3 Kalksandsteinfabriken, 1 Maschinen- und 1 Drahtgeflechtfabrik, 1 Genossenschaftsmolkerei, 1 Brennerei, den Ein- und Verkaufsverein, 1 Viehverwertungsgenossenschaft und die Schälmühle Puchstein, die die in Norddeutschland allseitig bekannten „Pommerania-Haferflocken" herstellt. Die Handelstätigkeit, die sich in der Hauptsache auf landwirtschaftliche Erzeugnisse und Bedarfsartikel erstreckt, ist durchaus rege. Die

Stadt kämpft sich langsam aber doch sicher zu einem Kulturfaktor des Kreises empor. Vorhanden sind eine höhere Schule (Realgymnasium), ein Kreisheimatmuseum, sowie eine umfangreiche Stadtbücherei. Die Stadt wird vom Pommerschen Landestheater während der Wintersaison regelmäßig bespielt. Kunstliebende Bürger sorgen für zahlreiche wissenschaftliche und künstlerische Veranstaltungen. Das Musikleben steht durch den gut geleiteten Kirchenchor, den Männer-Gesangverein und Frauenchor auf recht beachtlicher Höhe. An Sehenswürdigkeiten sind die alte Marienkirche und insbesondere das Gefallenendenkmal am Hainholz zu nennen. Das letztere ist infolge seiner einzigartigen Lage und seiner gewaltigen Gestaltung als Selbsthilfewerk der gesamten Bürgerschaft in ganz Norddeutschland berühmt. Der Stolz der Labeser ist das Hainholz, ein wunderbarer Buchenwald mit alten Beständen, tiefen, stillen Tälern und Höhen, die an die Schönheiten des Thüringer Waldes erinnern. Der Verschönerungsverein macht das Holz durch alle möglichen Einrichtungen zu einem angenehmen Aufenthalt für Einheimische und Fremde. In einem Tal des Waldes liegt idyllisch eine städtische Gaststätte und in deren Nähe ist eine mustergültige Rodelbahn für den Wintersport vorhanden. In unmittelbarer Nähe der Stadt befindet sich auch geeignetes Gelände zur Ausübung des Skisports. Die Stadt verfügt über eine moderne Turnhalle mit Vereinsheim und Jugendherberge, ein Warmbad und eine Flußbadeanstalt, einen Schlachthof, ein neuzeitliches Feuerwehrgebäude und eine Leichenkapelle auf einem mustergültigen Waldfriedhof. Die Straßen der Altstadt sind natürlich eng und winklig, trotzdem nicht minder sehenswert, da manches alte, kleine Giebel- und Fachwerkhaus an längst entschwundene bessere Zeiten erinnert. Das Stadtbild ist durch den farbigen Anstrich der Fassaden lebensfroh und freundlich gestaltet. Blumenschmuck vor den Fenstern macht es im Sommer besonders anziehend. In den letzten Jahren hat die Stadt infolge ihrer landschaftlich schönen Lage einen Zuzug aufzuweisen wie nie zuvor. Die Bevölkerungsziffer ist von 1919 bis jetzt um fast 1800 Köpfe gestiegen. Die Hauptverkehrsstraßen im Stadtbezirk sind mit neuzeitlicher Pflasterung versehen. 3 neue große moderne Regabrücken sind in den letzten Jahren dem Verkehr übergeben worden. Auch über ein schmuckes, sauberes Krankenhaus verfügt die Stadt.



Flugbild der Kreisstadt Labes

Die wirtschaftliche Notlage der Landwirtschaft hat im letzten Jahre das weitere Aufblühen der Stadt gehemmt. Es kann nur ge-

hofft und erwartet werden, daß die Krise für die Wirtschaft und insbesondere für die Landwirtschaft baldigst behoben wird, damit Handel und Wirtschaft wieder in Fluß kommen und der Stadt zu weiterem Aufblühen verhelfen. Die Stadt ist bemüht, an sich insbesondere Pensionäre und Rentner heranzuziehen, die ihren Lebensabend in dem schönen waldreichen Städtchen mit der wundervollen Umgebung in stillem Frieden und wohltuender Behaglichkeit möglichst in kleinen Eigenheimen verleben wollen.

Das Heldenmal in Labes.

Von Julius Sefker.

Seele, vergiß sie nicht!
Vergiß nicht die Toten — die Toten!

Mehr denn 200 Söhne und Väter der Stadt zogen hinaus in den Weltkrieg und sahen die Heimat nicht wieder. Bald nach Friedensschluß erwachte der Gedanke, ihnen ein würdiges Ehrenmal zu setzen. Einig war man nur im Wollen. Das Wo und das Wie sahen die deutsche Vielköpfigkeit.

Erste der wichtigen Aufgaben des neuen Bürgermeisters Kieckbusch war es, die Bestrebungen zu einen, alle willigen Wässerlein zu leiten und zusammenfließen zu lassen zum strömenden Flusse. Die städtischen Körperschaften und Vertreter sämtlicher Vereine der Stadt gingen gemeinsam ans Werk. Auf den Schultern des von ihnen gewählten Ausschusses lastete eine verantwortungsvolle und schwere Aufgabe. Die Platzfrage wurde glücklich gelöst, die Höhe am Hainholze erwählt und dann der Entwurf des Bildhauers Richter-Elsner zu Berlin-Friedrichshagen einmütig zur Ausführung bestimmt. Damit war der Grundfels des Werkes gelegt.

Aber nun mußte das gewaltige Werk selbst erstehen. „Nur ungewöhnliche Kraft darf nach Ungewöhnlichem streben.“ Nur großes und einmütiges Wollen konnte schaffen, was vollbracht werden sollte.

18 000 Mark waren als Spenden von Vereinen und Einzelpersonen aufgebracht bezw. in Aussicht gestellt. Sie sind auch ziemlich restlos eingekommen. Daß die städtischen Körperschaften beisteuerten, ist selbstverständlich.

Aber fast die Gesamtsumme erforderte das Denkmal selbst und des Künstlers Arbeit. An eine Ausführung der umfangreichen Erdarbeiten gegen Bezahlung war nicht zu denken. Sie ist von den Vereinen an den frühen Sonntagmorgen geschafft worden. Tausende von Arbeitsstunden mußten geleistet werden. Einzelarbeit besonders zu würdigen, ist nicht gut möglich. Fast 1½ Tausend cbm Erde mußten bewegt werden, harter Lehm, der dem Spaten trotzte und nur der Hacke wich. Die mehr denn 3 000 Zentner Felsgestein, die zur Ausführung des Werkes erforderlich waren, lieferten Besitzer der Umgegend und Bürger der Stadt bei freier Anfuhr. Die 7 Pfeiler auf des Berges Höhe sind Stiftungen des Krieger- und des Gesangvereins und der zumeist alteingesessenen Familien Paul Puchstein, Hermann Quandt, Jung, Zühlsdorff und Willi Pieper. Der Künstler fand während der Zeit seines notwendigen Aufenthaltes in Labes gastliche Aufnahme im Hause der Frau Jung. Und schließlich lieferte das Labeser Handwerk, was vom Schöpfer des Denkmals angefordert wurde.

Bei dieser außerordentlichen Opferwilligkeit der Bürgerschaft war es möglich, das gewaltige Werk kühn zu wagen und glücklich zu vollenden.

Trotzdem belaufen sich die Kosten immer noch auf rund 25 000 Mark. Zur Aufbringung der Restschuld war die Begründung eines Denkmalvereins notwendig, der sich aber bereits wieder auflösen konnte, da seine Aufgabe erfüllt ist.

Hätte all die geleistete Arbeit bezahlt werden sollen, wäre die doppelte Summe erforderlich gewesen, und dann hätten wir uns bescheiden müssen.

So aber schufen Liebe und Opfersinn der Bürgerschaft einer Kleinstadt ein Ehrenmal, wie es in solchem Ausmaße wohl einzig im deutschen Vaterlande dasteht.

*

Aus dem Baum- und Buschwerk des alten Friedhofes — Mittel-Eingang — tritt man auf des Ehrenmales freien Vorplatz. Das Auge schaut hinweg über den neuen Friedhof, der noch erste Anlage ist, und hin auf den Hang und hinauf zur Höhe. Der Weg zum Male überschrägt den neuen Friedhof, und die Falschsetzung der beiden mächtigen Säulen der Friedhofspforte stört den Blick, stört die Gedankengänge. Schade!

Nun schreite ich den Friedhofspfad und stehe, an einen Pfeiler gelehnt, und schaue auf Hang und Hügel. Ziehe deine Schuhe aus! Laß draußen das Hasten und Jagen der Gier. Streif ab die Sorgen des Werktags. Banne Bruderhaß. Bring Feiertagsstimmung mit. Laß Sonntagsgedanken das Herz durchziehen. Du stehst vor heilger deutscher Erde. Vor meiner Heimat Heiligtum.

Wie eine germanische Walburg liegt der Berg da mit seinen Ringwällen. Stein an

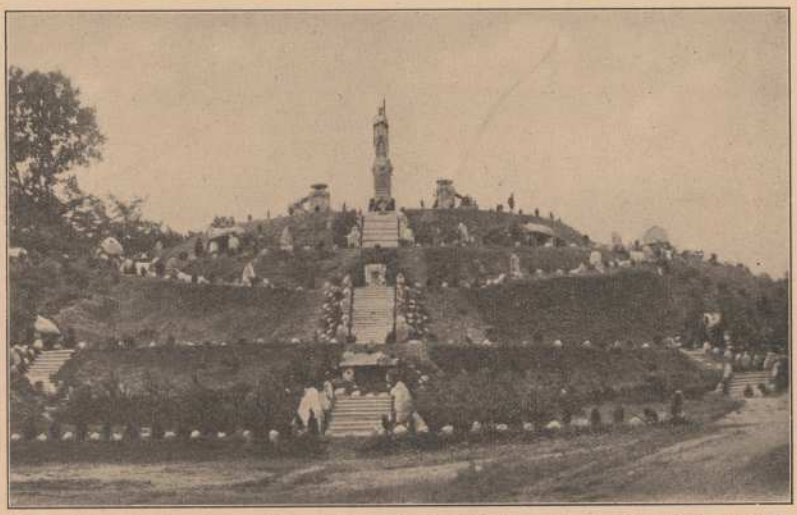
Stein errichtet am Wallrande. Wie trutzige Helden schauen sie drein. Der Burg tapfere Wehr.

Grab reiht sich an Grab. Hünengräber, wie die Ahnen sie ihren toten Helden setzten, zu Zeiten schon, als noch kein Pharao eine Pyramide baute. Gebilde der Hünenkraft, hohen Denkens, stärksten Wollens. Zeugen auch germanischen Glaubens.

Und wecken die Steingräber nicht den Gedanken, den Ahnen-Glauben, Walküren der Schlacht hätten die toten Heimatsöhne vom Grabsaale Walhalls: Für Volk, Heimat, Vaterland zogen wir hinaus. Für sie kämpften wir. Für sie fielen wir. Volk, Heimat, Vaterland, das sind auch deine heiligsten Güter.

Der Stein zur Rechten trägt das Stadtkreuz mit der Umschrift in geheimnisvollen Runenzeichen: ar laf sig. „Sonnenleben — dem Reinen, dem Hohen geweihtes Leben verheißt dir Erlösung und Sieg."

Wir schreiten die Stufen hinauf zum nächsten Wallring. Ein Hünengrab. Das Grab der Ahnentreue vom Künstler benannt.



Das Heldenmal auf dem Hainholzberge bei Labes (Gesamthöhe 40 m, Höhe des Standbildes 10,50 m)

grausigen Schlachtfelde geborgen und hier gebettet im Heimatberge? Walhall.

Der tiefste Sinn des Werkes erschließt sich einem, und die volle wuchtige Wirkung spürt man nur, wenn man allein ist, allein mit dieser Schöpfung von eines großen Meisters Hand.

Und doch, und doch. So ganz ans Herz wächst das Werk nur dem, dem es heiligstes Stück der Heimat ist.

Nun bin ich am Fuße der Anhöhe. Ich weile.

Wie sie raunen und flüstern, die Steine! Oder kommt das Raunen aus den Hünengräbern oder des Berges Tiefe, dem Grabsaale der 208: Und in das Flüstern und Raunen hinein rauschen des deutschen Waldes Eichen!

Ich ersteige die Stufen zum ersten Wallring.

Volk — Heimat — Vaterland. Auf dem mächtigen Stein zur Linken der Stufen steht's gemeißelt. Und als raunte es aus dem großen Schwert, Lanze, Helm birgt es. Das Gewappen, es ist der Ahnen heilges Erbe an uns Nachgeborne: einzutreten für Volk, Heimat, Vaterland.

Die Stufen rechts führen zur Heimatbank. Die gewaltige Steinrückwand trägt den laufenden Wolf mit zackiger Krone und der Runenunterschrift: Wölfing. Das Wappenbild der Borckes, zu deren reichem Besitz dermaleinst auch Labes gehörte.

Die Stufen links führen zu einem Hünengrabe. Darin ein zerbrochenes Schwert mit der Notrune. Es ist Notung, das Schwert Siegmunds, des Vaters Siegfrieds, das des Schicksals neidische Norne ihm im Kampfe zerbrach, so daß sein Blut die Walstatt rötete. Und der trauernden Sieglinde kündete die weissagende Walküre die Geburt des Helden Siegfried.

Zum nächsten Wallring. Nun stehen wir vor dem Altar des Vaterlandes. Er trägt das heilige Schwert. Des Schwertes Knauf zeigt

gen Himmel. Zwei Vorvätergestalten am Eidring. Umschrift: Helle Wehr, heilige Waffe, hilf unserm ewigen Eid.

Weile vor des Vaterlandes Altar. Denke — gedenke. Vergiß nicht, vergiß nicht die Mahnung, die aus dem Grab der Ahnentreue klang.

Treu dem Vaterlande — das sei dein Eid.

Zur Rechten gewandt, schreitet man vorüber an Steinen mit der Sieg- und Kraftrune. Der linke Aufstieg, an Steinen mit der Todes- und der Schwertrune vorbei, führt in den Sagahof.

In den Stein gleich zur Linken ist der Tryfos eingehauen, das Zeichen des tätigen, schaffenden Lebens, der kraftvollen heldischen Tat.

Sagahof.

Aus dem dunklen Hain führt eine Pforte. Der Stein-Querbalken trägt eingehauen die Inschrift: heilag wiha, heiliges Weihtum.

Ich bin im Ahnen-Heiligtume. Ich lasse mich nieder auf die Bank am Hain. Die Rückwand trägt die Todes- und die Schwertrune. Das Nebeneinander will besagen: Nur der Dorn des Todes sühnt des Schwertes Schuld.

Da blitzt hervor aus dem Hünengrab gegenüber das kurze Schwert, da blinken Krone und Leier. Und klingt nicht aus des Grabes Tiefe Heldenlied und Schlachtgesang uralter Zeit?

Und der Seele Auge sieht blauäuige blonde Massen aus Nordland gen Süden wandern und Weltgeschichte mit dem Schwerte schreiben. Und es sind deine Ahnen, die Heldenlieder dem Enkel singen.

Steh in Ehrfurcht versunken im Sagahof.

Und da zur Rechten steht am Hünenstein in Runenschrift: Sonnenheld. Sonnenheld Siegfried. Und die Hagengestalt steht auf. Der Stein ist geborsten. Er trägt die Todeswunde.

Siegfried — Hagen.

Hier ist germanisches Heiligtum. Und sucht deine Seele Frieden in des Lebens Stürmen und Kämpfen, geraten Herz und Mut ins Wanken: eile nach heilag wiha.

Und nun kommt der Aufstieg zur Höhe. Der Stein links am Aufgange sagt dir: Hindenburg Held und Eckehard grüßet die 208. Und der Stein zur Rechten ruft dir zu: Niemand hat größere Liebe denn die, daß er sein Leben lässet für seine Freunde.

Denke — gedenke.

Und Gedenken weckt geloben. Die Gegenwart fordert. Fordert Tat.

Die Plattform der Höhe umrunden sieben mächtige Felsgesteinsäulen, durch schweres Eichengebälk miteinander verbunden.

Die Irminsul kündet: „Weltkrieg 1914 bis 1918. Labes ehrt in Dankbarkeit seine gefallenen Söhne".

Die Rückwand des Steinklotzes ruft dir zu:

Wanderer,
Was hemmt deinen Fuß?
Siehst du die wuchtigen Ketten?
Davor wollten in hehrem Entschluß
kämpfende Helden dich retten.
Was sie noch sterbend vollbringen gewollt,
halte es fest im Gedächtnis!
Nieder die Ketten, der Knechtschaft Sold! —
Dies sei ihr heilig Vermächtnis.

Eine schwere eiserne Kette ist um den Steinklotz geschlagen, der die Irminsul trägt.

Auf dieser hoch oben, hineinragend in des Himmels Blau, steht in riesigem Ausmaße die Rolandgestalt. In der Linken das blanke Schwert, des Spitze gen Himmel weist. Die Schwurfinger der Rechten auf des Schwertes Knauf zum Treuschwur.

Hast du ein Recht, aufzublicken zu dem Ahn? Aug in Auge?

Oder weichst du seinem Blick? Mußt du dein Auge senken, wenn du dessen gedenkst, das hinter dir liegt? Mußt du dein Auge senken, weil dein Herz und dein Sinn andre Wege wandeln als Herz und Sinn der Ahnen einst und der Väter und Brüder im Weltkriege?

Mußt du dein Auge senken, weil das Grab der Ahnentreue dir nichts, nichts zu sagen hatte und dein Herz am Altare des Vaterlandes kein Geloben fand? —

Die 7 Säulentafeln künden die Namen der toten Väter, Brüder, Söhne, Freunde.

Sie ziehen vorüber an der Seele, Jünglinge, Männer, bekannte Gestalten. In Feldgrau. Sturmkette. Gerußt das Antlitz. Blitzenden Auges. Männerauslese.

Das Auge schaut sie an des Vaterlandes Grenzen als Schutzwall. So wehren sie dem Angriff. So stürmen sie gegen den Feind.

Sie kämpfen und fallen. Fallen bis auf den letzten. 208.

Der Namen lange Reihen in flammender Schrift auf sieben Tafeln, sie sind die Mahnung an dich, an mich:

Steh zur deutschen Erde!

Denke — gedenke.

Von der Schuhmacher-Innung zu Labes. Von Hermann Radcke.

Die Schuhmacher in Labes galten für eine besonders blühende und gefestigte Zunft. Es gehörten über 200 Schuhmacher zur Labeser Innung. Ihren Jahrestag feierten sie durch pomphafte Umzüge mit klingendem Spiel. Als Zunftwappen haben sie einen Doppeladler. Der arme Handwerker, der jetzt allein sitzt, sich kümmerlich nährt, erinnert sich mit Stolz an die alten Zeiten. Sie hatten eigene Lohmühlen und waren Bürger und vererbten ihr Eigentum von dem Vater auf den Sohn, daher erhielten sich hier die ältesten Familiennamen. Ein aristokratischer Geist lebt bis zum heutigen Tag in dieser Gewerbegenossenschaft. Vieles im Gewerbeleben ist freilich durch den modernen Staat und seine Gewerbeordnung beseitigt worden; dennoch hat sich neben und mit dem Gesetz auch hier noch gar viel altertümliche Sitte bewahrt, erinnert sei an ein Handwerkssymbol in der hiesigen Marienkirche, das an einem Chore angebracht ist. Es ist ein schwebender schwarzer Adler mit Krone, der in der einen Klaue einen Stiefel und in der anderen einen Leuchter hält. Wie jedes Handwerk seiner Zeit für einen eigenen Kirchenstand sorgte, so tat dies auch das so zahlreich in Labes vertretene Gewerk der Schuster. Die Akten über diesen Kontrakt mit der Kirche melden folgendes: „Demnach wir unterschriebene sämtliche alte und junge Meister des Amts der Schuster in Labes verkünden und bekennen, daß nachdem auf unser bittliches Ansuchen uns der Kirche Oberstand allhier in hiesiger Kirchen unter der Orgel mit allen drei darin vorhandenen Bänken von den Herren Kirchen-Präpositis (Vorstehern) mit Vorwissen und Bewilligung der Herren Patrones der Herren von Borcken und der Herren Präpositum allhier vor 50 Gulden pom. überlassen und verkaufet worden, so ist auch noch dabei abgehandelt, daß, wer am jüngsten bei uns in unser Amt kommt, derselbe bei uns einen Gulden der Kirche geben soll. Hernach hat die Kirche nichts zu prätendieren. Weil aber wir an itzo zu gemeldetem Kaufgelde der 50 Gulden bar zu erlegen nicht gelangen können, also haben wir bedachte Gelder auf das ganze Amt bar behalten, dergestalt, daß wir dieselben landüblich a dato an und solange sie nicht abgegeben mit 3 Gulden pommersch. verzinsen wollen. Zur Sicherstellung ob berichteter Kaufgelder und Zinsen setzen sich das ganze Amt zum Unterpfande. Ist also solcher um mehr unser Kirchen gekaufter Stand unter der Orgel dem Amt der Schuster allhier eigentümlicher. Es mögen auch fallen wie sie können oder möchten, so bleibet doch der Stand zu immerwährenden Zeiten dem Amt der Schuster in Labes: Urkundlich und zu desto besserer Versicherung und zu fester Erhaltung haben sowohl die Herren Kirchen-Provisoris als unsere Amts-Aelterleute und Werkmeister diesen Vergleich und Kaufkontrakt eigenhändig unterschrieben." Labes, den 7. Dezember anno 1681. Der Rest der Kaufsumme ist im Jahre 1694 gezahlt worden. Die Generalquittung lautet: „Ich Endesbenannter bescheinige hiermit, daß das Amt der Schuster durch Herrn Christof Stege wegen ihres Kirchenstandes die noch restierende Schuld mit 2 Gulden richtig contentieret, sondern nunmehro mit 2 Gulden quittieret, sondern nun mehro über Kapital und Zinsen Generalliter quittieret sein. Labes, den 29. Dezember 1694. Sämtlicher Provisoris der Kirche zu Labes." Im Laufe der Jahre hat sich dann, als sich das Gewerk sehr mehrte, der Stand als zu klein erwiesen und neue Kontrakte sind geschlossen worden, so im Jahre 1727 und 1797.

An Altertümlichkeiten besitzt die hiesige Schuhmacher-Innung noch einen Trinkbecher, der von den Mitgliedern „Tischgefäß" und auch „Willkomm" benannt wird. Ersteren Namen hat er davon, daß der Vorstand den Becher bei jeder feierlichen Gelegenheit auf dem Tisch zu stehen hatte. Jeder Jungmeister mußte seinen ersten Meistertrunk, „Willkommtrunk", aus dem Becher tun. Die bestimmten Zusammenkünfte wurden anfangs „Morgensprache" oder auch schlechtweg das Handwerk genannt. Die erste Bezeichnung verdankten sie dem Umstande, daß sie den Morgen oder Vormittag zur Besprechung der gemeinschaftlichen Gewerbeinteressen benutzten; z. B. Rechnungslegung der Einnahme und Ausgabe in der Innung, Bericht über die Sterbekasse usw. Später kam man regelmäßig zusammen und nannte die Handwerkerversammlungen Quartale. Die Labeser Schuhmacher hatten und haben noch heute ihre Versammlung stets an dem ersten Montag nach Johanni. Das Zeremoniell wurde bei den Handwerksversammlungen aufs strengste beobachtet. Zwei mußten beim Umzug die Lade tragen, die auch noch einen hölzernen Stiefel enthält, um den Charakter des Gewerbes zu bezeichnen. Demselben lagen ursprünglich tiefsittliche Gedanken zugrunde. Das jüngste Vorstandsmitglied mußte den „Willkomm" tragen. Heute finden die feierlichen Umzüge nicht mehr statt. Der Becher ist aus Zinn gefertigt. Derselbe ist ½ m hoch, der Fuß desselben hat einen Durchmesser von 17 cm. In der Mitte hat der Becher eine Kugelform. Die größere Kugel ist mit 8 Löwenköpfen verziert. Die Oeffnung des Bechers hat einen Durchmesser von 12½ cm. In diesem großen Becher be-

findet sich das eigentliche Trinkgefäß, bestehend aus einem „Einsatz-Becher". Derselbe ist 10 cm hoch, oben 10 cm weit und unten 7½ cm weit. Der ganze Becher hat ein Gewicht von 9 Pfund 10 g. Er ist mit 13 seidenen Bändern geschmückt. Dieselben sind von den gewesenen Obermeistern geschenkt, und jedes Band ist mit dem Namen des Stifters versehen und den Jahreszahlen, welche die Dauer ihrer Amtsperiode bezeichnen. Oben auf der Kanne befindet sich eine Figur, die eine Fahne in der Hand schwingt. Der Sage nach soll das ein Altgeselle Hans von Sagen sein, der sich in einer Schlacht durch Mut und Tapferkeit ausgezeichnet hat. Durch die Tat dieses Altgesellen sollen die Schuhmacher noch heute einen Doppel-Adler als Wappen führen. Oben an der Kanne ist ein Wappen gezeichnet, worin folgende Inschrift zu lesen ist: Martin Krüger-Altermann. Joachim Dummann-Altermann. Jakob Schmidt-Werkmeister. Christof Stege-Werkmeister. Rundum um die große Kugel in der Mitte ist folgende Inschrift angebracht: Das Löbliche Amt der Schuhmacher in Labes Haben diesen Willkomm gestiftet 1681. — In der Verbindung lernte der Handwerker seine Kraft fühlen; sie gab ihm Selbstbewußtsein und ließ ihn am Wohl und Wehe der Stadt teilnehmen, lange bevor er zur Mitherrschaft berufen wurde. Soweit auch das Mittelalter mit seinen Städten und Zünften hinter uns liegt, eine glückliche Zukunft dürfen wir nur dann erwarten, wenn wir an dem festhalten, was dieselben groß gemacht hat, daß jeder Stand und Beruf seine eigene Ehre hat, daß nicht der Reichtum, sondern die Arbeit ein Verdienst ist und daß eben die Arbeit nicht bloß und des Verdienstes, sondern um ihrer selbst willen getrieben werden soll. „Nichts macht die Seele so gesund, das Aug' so hell und frisch — als eigen Haus auf eigenem Grund und Brot am eignen Tisch."

Meine Reise nach Berlin.

Von Julius Sefker.

Wenn ich aus meiner weltabgelegenen Residenz nach Berlin komme, ist mirs immer, als gehöre ich nicht dahin. Als ich neulich daheim auf einem Vergnügen war, trugen alle jungen Leute Lack. Ich habe noch nie Lack besessen. In Berlin aber trägt alles Lack, auch mein Jahrgang. Und da sah man mir meine Kleinstadt offenbar gleich an den Stiefeln an. Vielleicht auch daran, daß ich meine Nase nicht hoch und den Kopf nicht selbstbewußt genug trug wie'n richtiger Berliner.

*

Begegnet mir — natürlich Unter den Linden, denn wo gehen solche Leute heutigen Tags anders — mir begegnet also Unter den Linden ein Mann, dem ich am Abend auf der hinterpommerschen Landstraße im Bogen aus dem Wege gegangen wäre, an dem ich hier aber achtlos und stolz vorüberschreiten wollte, soweit ich das noch konnte, denn mein Stolz war in Berlin schon bedenklich zusammengeknickt.

Ich trat gerade aus dem Hamburger Zigarrengeschäft, eine neue Dicke brennend unter der Nase, und steckte die Tüte auf der Straße erst in die Tasche, was ich in Berlin nie wieder tun werde.

Der Mann sah nach meinen Stiefeln.

Höflich bat er mich um Feuer. Er wollte seinen Glimmstengel, der bereits recht bedenklich zur Neige ging, noch einmal wieder anwärmen.

Ich reichte ihm Feuer zur Selbstbedienung. Die ganze Schachtel.

„Ne ne! det kostet den scheenen Schnurrbart," — den er nicht mehr hatte — „jeben Sie mir man Ihre Zijarre!"

Da ich in meinem Leben jedem jede erbetene Gefälligkeit erwiesen habe, soweit ich es vermochte, wollte ich mir selbst nicht untreu werden.

Der Mann brannte seinen Stummel an, steckte dann meine Zigarre — seelenvergnügt in den Mund und reichte mir sein Endchen.

Als ich darauf meinte: „So'ne Frechheit!", drehte er sich im Weitergehen noch einmal um:

„Du dummes Luder aus der Provinz, Du hast ja noch die janze Tüte. Wenn Du nicht Deine Fresse hältst, haue ich Dir eins rin, daß Du Dich im Rinnstein wälzst."

Ich trug kein Verlangen nach dem Rinnstein, obgleich es Unter den Linden war.

Ich glaube, ich habe ein sehr kluges Gesicht gemacht.

*

Ich ging also weiter. Ich wußte nicht genau Bescheid und fragte nach einem „Guten Tag!" einen Mann nach dem Wege. Höflichst bekam ich Bescheid.

Ich mag niemandem zu Dank verpflichtet sein, und so reichte ich denn dem Manne meine Zigarrentüte, die ich soeben erstanden hatte, mit dem Bedeuten und in der Erwartung, er möge und werde nun eine Zigarre entnehmen.

Der Fremde sah nach meinen Stiefeln, lüftete seinen Hut, sagte „Danke sehr!" und — nahm mir die ganze Tüte aus der Hand mit dem vollen halben Dutzend und war im Gewühl entschwunden, ehe ich den Mund hätte



Rudolf Krampe

Blick über den Dolgensee auf Dorotheenthal

auftun können — wenn ich dazu noch Neigung verspürt hätte.

Das war das zweite kluge Gesicht in Berlin.

Hinterher war ich noch froh, daß ich ihm nur die Tüte gereicht hatte und nicht die neue „echt Seehund", die ich mir letzten Weihnachten geschenkt hatte.

Auch ein alter Mann kann noch dazulernen. Wenn nicht mehr daheim, so in Berlin.

*

Auf der Heimreise saß ich mit lauter Geschäftsreisenden zusammen. Es fiel der Name meiner Vaterstadt Labes. Und nun begann ein Spötteln: Schlurr-Labs.

„Sie kennen Labes näher?" fragte man mich.

„Ja, es ist meine Vaterstadt. Ich wohne auch da und habe immer dort gewohnt."

„So! Stimmt es denn, daß Ihr Wappen in der Kirche hängt und daß auch die neue große Turnhalle Ihr Schlurrenwappen ziert?"

Und sie sahen nach meinen Stiefeln.

„Allerdings! Und warum denn nicht! Für Scherz und Witz und, wenn Sie es so nennen wollen, Selbstspott sind wir immer zu haben gewesen. Und das Spötteln anderer ertragen wir. Und noch eins: Sogar unser Notgeld hatte das Wappen. Es sagt Ihnen auch, woher der Name kommt. Kennen Sie es vielleicht?"

„Nein!" — „Dann auch nicht die Verse, die darauf stehen?" — „Nein!" — „Schade!" — „Können wir sie nicht hören?"

„Aber gern! Ich habe zwar die Scheine nicht bei mir, aber die Verse kann ich auswendig. Auf dem ersten steht:

So mancher kam nach Labs auf Schlurrn,
Als Kind ging er wohl gar noch schnurrn,
Bald ging auf Rand er Sonntags aus,
In Lack zog er zum Tore raus
nach Berlin — nach Berlin!!

Der Vers auf dem andern Scheine lautet:

Willkommen Du Gast aus dem pommerschen Nest!
Wir sind hier die Herrn des Berliner Süd-West!
Wir leben und lieben mit Lust und mit Kraft,
Verjubeln, was leicht wir zusammengerafft.
Und sind einst die Lappen, die braunen, vertan,
Gehn rück wir — und fangen von vorn wieder an —
aus Berlin — aus Berlin . ."

Die Verse hatten gewirkt und gesessen. Das Spötteln war den Herren vergangen. Sie waren still geworden und zeigten die übliche 3. Klasse-Geschäftsreisenden-Höflichkeit. Keiner sprach mit mir ein Wort.

Schmunzelnd saß ich in der Ecke und beschaute die mir wohlbekannte Abendlandschaft meiner Heimat. Ich schlug das eine Bein über das andere und ließ das übergeschlagene baumeln.

Des Stiefels wegen. Der sollte meine lieben Spötter-Mitreisenden ständig erinnern.

Der Zug hielt.

„Guten Abend, meine Herren, ich steige in Schlurrlabs aus. Kommen Sie nicht mit? Ich zeige Ihnen die Wappen!"

Keiner wollte. Keiner gab mir eine Antwort. Meinen Gruß hat niemand erwidert.

Zur geschichtlichen Entwicklung der Stadt Regenwalde.

Von Mittelschullehrer Wilhelm Geißler.

In der nördlichen Hälfte des Kreises liegt die ehemalige Kreishauptstadt, deren Namen der 1818 aus dem Borcke- und Osten-Kreis neugebildete Kreis trägt.

Während die Spuren frühgeschichtlicher Siedlung auf den Höhen ringsumher zu finden sind, liegt Regenwalde im Tal der Rega in ihrem von Osten nach Westen gerichteten Lauf.

Das Wappen der Stadt Regenwalde entspricht ihrem Namen „Wald an der Rega", es ist eine aus blauen Wellen wachsende Linde mit 7 grünen Blättern auf goldenem Grunde. Das Sigillum Civitatis Regevol des dreizehnten Jahrhunderts zeigt dagegen einen Baum von kopfweidenartigem Wuchse, auf dessen äußersten Zweigen jederseits ein kleiner Vogel sitzt, der an den Beeren einer Traube pickt. Später wird ein Sil Regenvolde gleicher Art, aber ohne Vögel gebraucht. Dann folgt das Stadtsiegel zu Regenwalde mit der Zahl 1773 zu beiden Seiten eines Baums mit 7 Früchten. Das Stadtwappen an der Post zeigt denselben Baum mit 10 Blättern und 7 Früchten.

Südlich der Altstadt, im „Schloßgarten" genannten Park, liegt ein 4 bis 5 Meter hoher, 40 mal 40 Meter im Geviert messender, von mächtigem Baumwuchs beschatteter Hügel, auf dem sich einst die aus Findlingen und Ziegeln errichtete Burg erhob. Die Böschung der umschließenden Wälle und der vom Maischbach durchflossene Burggraben sind noch deutlich erkennbar. Dieser Burgberg ist das älteste historische bauliche Denkmal der Stadt.

Für die Errichtung der Burg an dieser Stelle mögen zwei Umstände entscheidend gewesen sein: das Vorhandensein eines wendischen Castrums, von dem in einer alten Urkunde berichtet wird, sowie die Wahrscheinlich-

keit, daß eine der alten nach Kolberg führenden, sogenannten Salzhandelsstraßen an der unweit der Burg flußabwärts liegenden Furt die Rega überschritt. Herren der neuen, am Anfang des 13. Jahrhunderts erbauten Burg waren Herr Borcko auf Wulvesberg (Stramehl) und sein Vasall Vidante, der ein dem bekannten Borckeschen ähnliches Wappen führte, „ein laufendes langgestrecktes Tier". Nach der Rückkehr Borckos von Kolberg, wo mit der Verleihung des Stadtrechts im Jahre 1255 sein Amt als Burggraf beendet war, gab er Theoderich Horn aus Kolberg den Auftrag, die Stadt zu besiedeln. Nach dem Bericht der früheren pommerschen Geschichtsschreiber soll Regenwalde von den Sachsen erbaut worden sein. Die schachbrettartige Anlage der Straßen und der sehr geräumige viereckige Marktplatz sind charakteristisch für die deutsche Kolonisation. Ein durch Steinpackung befestigter Wall, von dem noch heute ein Rest an der Nordostecke der alten Stadt erhalten geblieben ist, und eine Mauer, zunächst aus Pfählen, später aus Feld- und Backsteinen, gaben der Stadt Schutz. Sie besaß zwei Tore, das Regator im Süden und das Greifenbergsche im Norden, über denen sich aber keine Tortürme erhoben. Die Lage der Mauer bezeichnen im Osten der Maischbach, im Norden und Westen die ringförmige Große Mauerstraße, im Süden die Rega und der Burggraben. Das Flugbild läßt die Anlage der Stadt noch heute klar erkennen.

Im Jahre 1282 gaben Borcko und seine Söhne Johannes und Jakobus der Stadt Greifswaldisches, das ist Lübisches, Recht, verleihen durch diese Urkunde der neuen Stadt „das Feld zu beiden Seiten der Rega mit den bebauten und unbebauten Aeckern, den Wäldern, Holzungen, Wiesen und Weiden" und legen die Grenzen des Stadtfeldes fest: Rega, Luggevin, Hornshagen, der Bach Czarne, der Berg Zlomene, Cummerow, Labbun, Straße Labbun-Lobese und der Bach Jasnitze. Am 23. Februar 1288 bestätigten Vidante und seine Söhne Pribislaff und Johannes diese Vorrechte. Die Behauptung Merians, daß Regenwalde schon 1190 Stadtrecht erhalten habe, ist unbewiesen.

Burg, Stadt und Land Regenwalde gehörten den Borckes und Vidantes gemeinschaftlich, bis die Brüder Citseke und Benzemer Vidante ihren Anteil im Jahre 1365 dem Herzog Bogislaw V. für 800 Mark Stettinscher Pfennige verkauften. Dieser Anteil wurde 1385 von Bogislaws Söhnen den Borckes auf Schloßglauben, d. h. zur Verwaltung im Namen des Landesherrn, übergeben, um sie im drohenden Kampfe Pommerns und des Deutschen Ritterordens gegen Polen für sich gefügig zu machen. 1441 erhielten sie die Lehnsanwartung und 6 Jahre später, als der letzte Vidante mit seinen zwei Söhnen in der Rega ertrunken war, die wirkliche Belehnung.



Wappen von Regenwalde



Aeltestes Stadtsiegel von Regenwalde

Seit 1447 waren die Borckes die alleinigen Mediatherren der Stadt. Bürgermeister und Rat, die von den Viertelsmännern und Gewerksältesten erwählt wurden, sowie die Bürgerschaft hatten ihnen den Eid der Treue zu leisten in öffentlicher Huldigung, deren letzte im Jahre 1688 auf dem Markte stattfand. Die Huldigungspredigt des damaligen Geistlichen, des Praepositus Schütze, ist uns überliefert. Der Rat, der aus einem vom Mediatherrn bestätigten Bürgermeister, der zugleich Richter war, einem Kämmerer und einem Senator bestand, hatte die Gerichtsgewalt in Zivil- und Strafsachen nach Lübischem Recht. Die Berufungen gingen an den Borckeschen Burgrichter, dessen Besoldung durch eine besondere Steuer, die Urbede, von der Bürgerschaft aufgebracht werden mußte. Mit der Einführung der Städteordnung im Jahre 1809, wovon das Siegel der Stadtverordneten vom Jahre 1809 (im Heimatmuseum) Zeugnis ablegt, hörte die Mediateigenschaft von Regenwalde auf. An die Stelle der Gerichtsbarkeit des Mediatherrn trat die unmittelbare landesherrliche Gerichtsbarkeit des Königs, auf den

Borckeschen Burgrichter folgte der Königliche Stadtrichter, auf den auch die richterliche Gewalt des Bürgermeisters überging.

Die im 15. Jahrhundert in gotischem Stil nordöstlich vom Marktplatz erbaute evangelische Marienkirche, an deren Nordseite das von Professor Dammann geschaffene Ehrenmal des Weltkrieges in Gestalt eines betenden Kriegers seine Aufstellung gefunden hat, ist sicherlich nicht die erste in unseren Mauern gewesen. Mönche des Klosters Belbuck bei Treptow a. R. hatten schon 1255 das Dorf Carow südlich von Regenwalde besiedelt. In der Gründungsurkunde von 1288 werden zwei Priester als Zeugen benannt, und von 1369 liegt ein Testament des Plebans in Regenwalde und Camminer Domvikars Henning Zachow vor. Die Kirche, die der Jungfrau Maria geweiht war, gehörte zum Archidiakonat Cammin und besaß einen Hauptaltar und vier Neben- oder Vicarienaltäre, die von frommen Gläubigen gestiftet waren. Sie ist nicht genau von Osten nach Westen gebaut, sondern ein wenig schräge, damit, wie man sagt, die Frühlingssonne am Marientage, am 25. März, genau auf den Altar scheine. Die Kirche ist eine dreischiffige Halle mit abgesetztem, einschiffigem Chor. Das Mittelschiff, das bis in das 19. Jahrhundert eine Balkendecke trug, hat jetzt ebenso wie die Seitenschiffe Kreuzgewölbe. Dem Unterbau des Turms von annähernd geviertförmigem Umriß ist seine alte Gestalt erhalten geblieben, nur das Portal ist umgestaltet. Im Jahre 1882 erhielt die Kirche durch Stadtbaurat Kruhl, den Erbauer des neuen Rathauses in Stettin, ihr jetziges Aussehen und den Oberbau des Turms, der mit seiner pyramidenförmigen Spitze eine Höhe von 60 Metern erreicht.

Regenwalde wurde durch vier große Feuersbrünste in den Jahren 1593, 1630, 1694 und 1716 heimgesucht. Von dem Brande im Jahre 1593 geben zwei Urkunden Kunde: ein Brief der Sidonie von Borcke, die von 1592 bis 1593 in Regenwalde wohnte, in dem sie schreibt, daß „durch das feuer das stedtlein mehr denn halber ausgebrandt" sei, sowie das Kollektantenbuch desselben Jahres, dessen erste Seite lautet: „Wir Bürgermeister und Rath der Stadt Rehenwaldt haben dis Register Buch beneben den Verschreybungen Briefzeigers Hans Knochen verandwortett, darinnen alle hülfliche handreichung mitt Fleiß sollenn verzeichnett werden, welches gleichfalls mit der Stadt Rehenwaldt Innsiegel becrefftigt. Gegeben am Tage Urbani, war der 25. May Anno 1593. Andreas Könnig, Bürgermeister itziger Zeit daselbst. Heinricus Reichardus publicus Notarius." (Im Heimatmuseum befindlich.) 96 Eintragungen dieses Buches weisen die Spenden nord-



Flugbild von Regenwalde

und mitteldeutscher Städte auf, Spenden, die Regenwalde nie erreicht haben, da der Bote in der Nähe von Zwickau erschlagen und das Geld geraubt zu sein scheint. Das Buch fand sich vor einigen Jahren im Zwickauer Stadtarchiv. Der Brand von 1630 erzählt von den Leiden Regenwaldes im Dreißigjährigen Kriege. Mit dem Einrücken der kaiserlichen Truppen im Dezember 1627 brachen durch Kontributionen, Raub und Plünderung Zeiten der Not und des Elends für die Stadt an. Der Forderung des Kapitäns Röin um 700 Gulden im März 1628 wurde durch Inhaftsetzung bis zur Bezahlung Nachdruck verholfen. Die Leiden erreichten ihren Höhepunkt, als die durch das Einrücken Gustav Adolfs im Juni 1630 zur Räumung gezwungenen kaiserlichen Truppen die Stadt in Brand steckten. Der größte Teil der Fachwerkhäuser, das Rathaus, die Mühlen an der Rega brannten nieder. Die Pest vollendete das Zerstörungswerk. 1694 setzte wieder ein Brand ein, der einen großen Teil der Stadt in Asche legte, und der Brand vom 16. Mai 1716, der durch Unvorsichtigkeit beim Branntweinbrennen in strohgedeckten Häusern ohne Schornstein entstanden sein soll, ließ von der Stadt nur 11 Häuser und die Kirche übrig. König Friedrich Wilhelm I. kam der Stadt durch Gewährung von Bauholz, Baugeldern und Steuererlaß zur Hilfe, so daß die Stadt im Jahre 1743 wieder 165 Häuser mit Ziegeldächern, 2 mit Strohdächern und 88 Scheunen zählen konnte. Nach den Bränden wurden die Schuttmassen eingeebnet und die neuen Häuser auf ihnen erbaut. Dadurch wurden auch die Straßen erhöht und so kommt es, daß die Kirche und wenige vom Brand verschonte Häuser tiefer liegen als der heutige Bürgersteig.

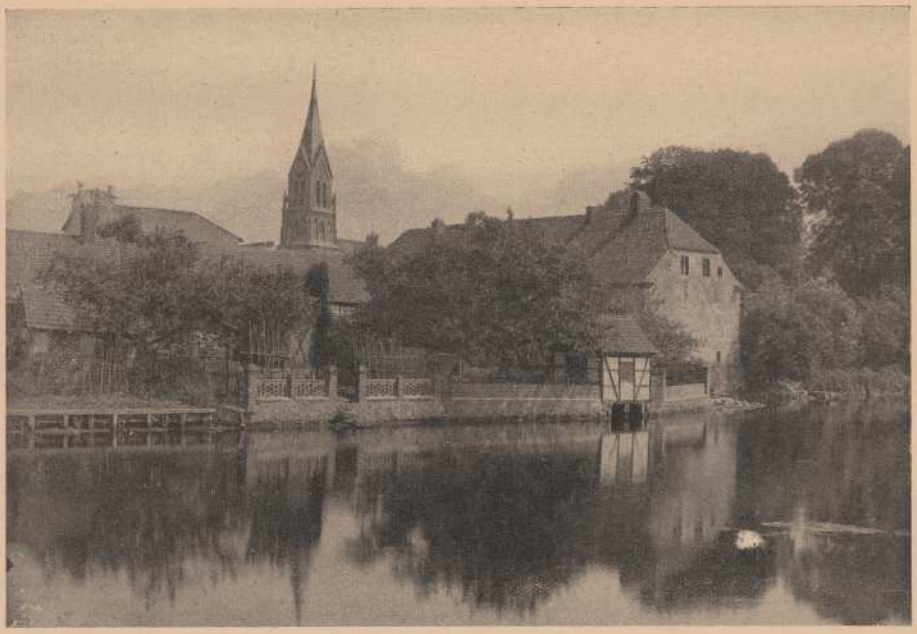
Im Siebenjährigen Kriege, besonders im Jahre 1760, hausten die Russen unter dem General Tottleben in der Stadt, vernichteten das Rathausarchiv und zerstörten die Scheunen vor dem Greifenberger Tor; auch in den folgenden Jahren wurde die Stadt wiederholt von russischen und preußischen Truppen durchzogen. 1806 war die Stadt Etappenort der französischen Truppen auf der Heerstraße von Stettin nach Danzig, wodurch ihr besonders zahlreiche Einquartierungen auferlegt wurden. Die Kriegslasten waren erst zwanzig Jahre später gänzlich getilgt.

Im Jahre 1830 befand sich das Rathaus in so baufälligem Zustande, daß ohne Gefahr kein Zimmer mehr geheizt werden konnte. Die Sitzungen des Magistrats mußten deshalb in der Wohnung des Bürgermeisters abgehalten werden, wo auch die Registratur untergebracht war. Das neue Rathaus wurde 1841 auf der Stelle des alten erbaut.

Unter den gewerblichen Anlagen nimmt die vor dem Regatore gelegene, 1840 von dem Oekonomierat Professor Dr. Sprengel als erste Ostpommerns gegründete Fabrik für Ackergeräte, landwirtschaftliche Maschinen und Dampfkessel die erste Stelle ein. Ihre Fabrikate trugen wesentlich zum rationellen Aufschwung der Landwirtschaft bei, und ihr Ruf reichte weit über die Grenzen Pommerns. Die Maschinenfabrik, die 1903 aus einer Aktiengesellschaft in eine Genossenschaft umgewandelt wurde, um der Konkurrenz begegnen zu können, bildet noch heute einen wesentlichen Faktor für die Stadt und große Kreise der Landwirtschaft.

Die zweite gewerbliche Anlage von Bedeutung ist die große Gaugersche Mühle, die 1828 an der Nordseite der jetzigen Regabrücke errichtet wurde. Schon 100 Jahre, nachdem Regenwalde Stadtrecht erhalten hatte, befand sich auf der rechten Seite der Rega eine Mahlmühle, die von der Burgherrschaft an die Stadt verpachtet war. Nach dem Brande von 1630 wurde sie von den Borckes wieder erbaut und führte den Namen Schloßmühle im Gegensatz zu der gegenüberliegenden Schneidemühle, der Stadtmühle, die im Besitz der Stadt war. Die Schloßmühle wurde 1726 an die Familie Gauger verpachtet und ist seitdem in ihrem Besitz. 1881 brannte die Schloßmühle ab, und an ihrer Stelle wurden die heutigen Speicherräume errichtet. Der jährliche Nettoertrag der neuen Mühle wurde schon 1867 mit 6000 bis 6500 Talern errechnet, der Ertrag des dazu gehörigen Aalfangs wurde auf 200 Taler geschätzt. Die beiden Lohmühlen verschwanden mit dem Eingehen der Tuchmachereien. Als neuere gewerbliche Anlagen sind noch die Zimmerplätze und Sägewerke zu nennen.

Wirft man einen Blick auf die Kurve der Bevölkerungsstatistik der letzten 200 Jahre, so ist ein stetiges Aufsteigen von den 714 Bewohnern im Jahre 1740 an über drei Aufschwungsperioden, die Zeiten um 1820, 1850 und 1920, festzustellen. Die Zunahme nach den Befreiungskriegen von 1000 auf 2000 Einwohner ist auf die Freizügigkeit der Landbevölkerung zurückzuführen. Den braven Bürgern von 1828 scheinen der zuziehenden Fremden zu viele geworden zu sein, denn sie baten um Genehmigung zur Erhebung eines Einzugsgeldes von 5 Talern. Die Regierung lehnte das Ansuchen als ungesetzlich ab mit dem Hinweis, gesetzlich zulässige Einrichtungen zu beantragen. Das taten sie allerdings nicht; aber 1838 beschwerten sich die Neuzugezogenen, daß sie mehr Steuern bezahlen sollten als die angesessenen Bürger, da nur diesen das Stadtvermögen zugute kommen sollte. Es bedurfte erst eines scharfen Verweises der Regierung, um klar zu machen, daß der Besitz oder Nichtbesitz eines Bürgerbriefes nicht Bürger verschiedener Klassen mache. Der Aufschwung um



Regenwalde: An der Rega

Aufn. Walter Offig



Der Marktplatz von Regenwalde mit dem Rathaus

Aufn. Otto Plog

die Mitte des vorigen Jahrhunderts auf eine Bevölkerungsziffer von 3400 ist der Aera Sprengel zu danken. Die Zahl wäre noch viel größer gewesen, wenn der Beschluß der Provinzialstände, eine Provinzialirrenanstalt bei Regenwalde zu errichten, für deren Baustelle der Magistrat 14 Morgen unentgeltlich hergeben hatte, nicht wieder zurückgezogen worden wäre. Die bereits angefahrenen Feldsteine wurden ein Jahr darauf zum Rathausbau verwandt.



Regenwalde: Am Markt — Verlag Walter Ossig

Um 1860 trat eine Stagnation in der Entwicklung ein, die ihre Ursache in dem Verlust der Stadt als Sitz der Kreisbehörde findet. Magistrat und Stadtverordnete gaben sich die größte Mühe, die Verlegung zu verhindern und erklärten, daß es dem aus den kreisangesessenen Rittergutsbesitzern gewählten Landrat früher gestattet gewesen wäre, die Geschäftsstube auf seinem Gute zu halten und, als dies nicht mehr passend erschien, sie dahin zu verlegen, wo es seinen Privatverhältnissen am meisten entsprach. Die Kreisstände hätten sich damals, als das Kreisamt des Landrats von Borcke in Kankelfitz nach Labes verlegt wurde, nicht mit dieser Veränderung einverstanden erklärt, und es hätte einer Kabinettsorder bedurft, um Labes als Sitz des Landratsamts zu bestimmen. Sie wiesen auch darauf hin, daß Regenwalde mehr als Labes der Mitte des Kreises nahe liege, daß die Kreiskasse früher hier gewesen sei und die Kreisversammlungen in Regenwalde abgehalten würden. Doch Petitionen fruchteten nichts mehr, Landratsamt und Kreiskasse blieben fort, das Katasteramt folgte, und 1859 wurde die Bahnstrecke Stettin—Köslin, deren Route anfangs über Regenwalde—Körlin geplant sein soll, durch Labes geführt. Erst 1892 erhielt Regenwalde die über Piepenburg von der Altdamm—Gollnower Bahn führende Bahnlinie, die am Südbahnhof links der Rega endete. 1905 wurde die Strecke Wietstock—Plathe—Regenwalde—Labes und mit ihr der Nordbahnhof rechts der Rega erbaut, sodaß Regenwalde sich rühmen kann, zwei Bahnhöfe zu besitzen, den Kleinbahnhof nicht eingerechnet. 1856 war schon die Chaussee von Labes über Regenwalde nach Plathe erbaut worden, die aber nicht die im Norden um die Stadt herum führende alte Landstraße benutzte, sondern für die ein neuer Ausgang aus der Stadt in gerader Linie über den Marktplatz hinweg gebrochen wurde. Nach stetigem Schwanken der Bevölkerungsziffer folgte mit Beginn des neuen Jahrhunderts ein langsamer Anstieg, und nach dem Weltkriege wuchs die Einwohnerzahl in steilerer Kurve auf mehr als 4300 an.

Diesem Zuwachs entspricht der Ausbau der Stadt. Im Osten und Westen sind neue Straßenzüge mit hübschen Villen und Siedlungshäusern entstanden. Freundliche Anlagen, die den Namen ihres Gründers Friedrich Wimmer nicht vergessen lassen, verbinden die neuen Stadtteile. Am Friedhof ist ein terrassenförmiger Aufgang zum Kamm geschaffen worden, den eine stattliche Kapelle krönt. Die Neusiedlungen im Westen verbindet eine neuerrichtete Holzbrücke über die Rega. Am Bismarckplatz erheben sich die prächtigen Ziegelsteinrohbauten der Bismarckschule und des Amtsgerichts. Plan und Ziel ist in der Art der Ausdehnung der Stadt erkennbar, Wille und Tatkraft weisen der Stadt den Weg vorwärts.

Vom Schulwesen der Stadt Regenwalde.

Von Rektor Ernst Reinfeldt.

Im Haushaltsplan der Städte zeigt der Abschnitt Schulwesen stets eine beträchtliche Höhe. Zum größten Teile werden die Ausgaben der Gemeinden für die Schulen durch staatliche Gesetze gefordert. Dennoch bleibt gar manches in der Schuleinrichtung der Selbstverwaltung der Städte überlassen. Das Schulwesen einer kleinen Gemeinde ist besonders

grundlegend für die Weiterentwickelung derselben, da die Bevölkerung hier bodenständiger ist und die jetzigen Schüler die späteren Bürger derselben Gemeinde werden. An den Schuleinrichtungen einer kleinen Gemeinde kann man daher nicht nur das Interesse für das Bil-



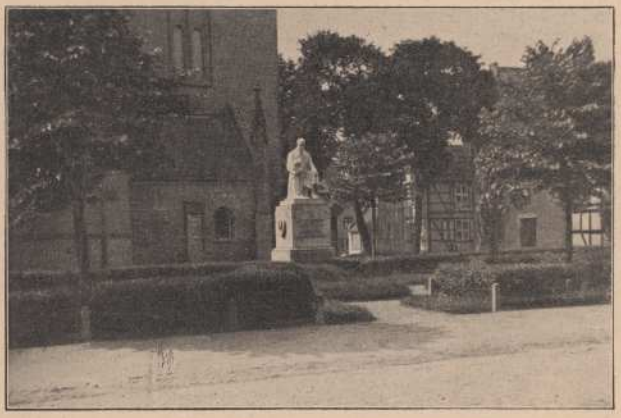
Die Bismarckschule in Regenwalde

dungsstreben der jetzigen Verwaltung, sondern auch die zukünftige Entwickelung der Gemeinde erkennen.

Wenn man in Regenwalde vom Bahnhof Nord durch die schattige, mit alten Birken bestandene Bahnhofstraße in die Stadt geht, so erregt neben den neuen Villen die besondere Aufmerksamkeit ein großes, harmonisch gegliedertes neues Gebäude hinter einem gepflegten Rasenplatz mit einem großen Findlingsstein als Denkmal. Das Gebäude wird geziert durch das kunstvoll aus Sandstein hergestellte, von Efeu umrankte Wappen der Stadt mit der Unterschrift: Bismarck-Schule. Es zeigt dem Fremden sogleich, daß die Stadt Regenwalde besonderen Wert auf die Ausgestaltung seines Schulwesens gelegt hat. Das Schulhaus ist 1917 trotz der damaligen Kriegsnöte erbaut und mit allen modernen Einrichtungen ausgestattet worden. Der Linoleumbelag auf den Treppen und Fluren und in den Klassenzimmern dämpft das Geräusch und vermindert die Staubentwicklung. Alle Klassenzimmer liegen nach dem Hofe zu, haben einen farbenfreudigen Anstrich und sind mit kunstvollen Wandbildern geschmückt. Zentralheizung, Wasserspülung, Volks- und Schülerbad und eine modern eingerichtete Schulküche vervollständigen die Einrichtung. Ein schattiger Schulhof und ein Turnplatz von ca. 1 ha Größe mit einer 1913 erbauten Turnhalle schließen sich unmittelbar an das Schulhaus an.

Die Gesamtschülerzahl unserer Stadt beträgt gegenwärtig 436, also 10,5% der Bevölkerung, während man in der Vorkriegszeit mit 16% rechnete. Im siebenstufigen System sind 8 Grundschulklassen und infolge des Geburtenrückganges bis 1919 nur 3 Klassen der oberen Jahrgänge vorhanden mit einer Schülerzahl von durchschnittlich 40.

Eine für Volksschulen seltene Einrichtung besitzt die Stadtschule Regenwalde: eine alte Stiftung. Vor dem Jahre 1800, als die Verwaltung der Kleinstadtschulen fast ausschließlich in den Händen der Geistlichen lag, war in Regenwalde nur ein Lehrer, der Rektor Oesterreich, der zugleich Frühprediger war. Sein wiederholter Antrag, einen zweiten Lehrer oder eine Lehrerin als Gehilfin anzustellen, wurde von der Stadtverwaltung mit der noch heute vielfach üblichen Begründung abgelehnt, daß die Finanzlage der Stadt es nicht gestatte. Da wollte der brave Mann sich selber helfen und ein Kapital schaffen, von dessen Zinsen neben dem geringen Schulgeld, das jedes Schulkind damals zahlen mußte, ein Schulkandidat besoldet werden konnte. Er erhob daher von jedem Schulkind bei seiner An- und Abmeldung ein besonderes Ein- und Ausschreibegeld



Das Denkmal für die Gefallenen des Weltkrieges an der Kirche in Regenwalde
Aufn. Walter Offig

von je 20 Pfg. Dazu schnitt er für die Kinder aus den Kielen der Gänsefedern Schreibfedern. Von je 5 Kielen behielt er eine Schreibfeder zum Verkauf. Er bemerkt dazu wörtlich: „Und ich schnitt eine gute Feder." Diese geringen Summen sammelte er zu einem Kapital und bat den König Friedrich Wilhelm III. in der damals üblichen untertänigen und demütigen Form, es als Stiftung für die Regenwalder Schule zu genehmigen. Der König gewährte huldvollst diese Bitte. Das Kapital hat zwar niemals die Höhe erreicht, um seinen ursprünglichen Hauptzweck zu erfüllen. Von den Zinsen sind Unterstützungen an die Handarbeitslehrerin und an Lehrerwitwen gezahlt worden. Auch kleine Ausgaben der Schulverwaltung, z. B. für Kreide, Rohrstöcke usw. sind im Kassenbuch verzeichnet. Alljährlich konnte eine Weihnachtsbescherung armer Schulkinder veranstaltet werden. Das Ein- und Ausschreibegeld wurde von den Eltern freiwillig bis zur Inflationszeit 1923 gezahlt. Das Kapital hatte vor dem Weltkriege eine Höhe von 8400 RM. erreicht, das in Pommerschen Pfandbriefen und in Hypotheken angelegt war. Es ist in üblicher Weise aufgewertet worden und beträgt gegenwärtig fast 2000 RM. Von den Zinsen erhalten nun bedürftige Kinder freie Lernmittel.

Neben der Volksschule ist in Regenwalde eine Städtische Mittelschule. Sie ist 1927 aus der Vereinigung der gehobenen Klassen der Volksschule mit einer Privatschule gebildet worden. Dadurch ist das Privatschulwesen in Regenwalde zum ersten Male gänzlich verschwunden. Die Mittelschule wird von Knaben und Mädchen besucht. Sie hat das Recht, den abgehenden Schülern das Zeugnis der mittleren Reife zu erteilen und bereitet die Schüler für den späteren Besuch einer höheren Schule vor. Zu dem Zweck steht sie in näherer Verbindung mit dem Reform-Realgymnasium in Gollnow. Unter dem Vorsitz des Direktors dieser Anstalt finden an der Mittelschule selbst die Aufnahmeprüfungen für die höhere Schule statt, so daß die Schüler ohne Zeitverlust bis zum Besuch der Untersekunda und im günstigen Falle bis zur Obersekunda im Elternhause bleiben können. Diese Schule hat auch große Bedeutung für die umliegenden ländlichen Gemeinden. Die Eltern von einem Drittel aller Schüler und Schülerinnen wohnen „auf dem Lande." Sie ist die einzige „öffentliche" (städtische) Schule im Kreise Regenwalde, welche über das Ziel der Volksschule hinausführt. Eine höhere Schule ist im Kreise Regenwalde nicht vorhanden.

Die gewerbliche Berufsschule der Stadt Regenwalde wird nur von den gewerblichen und kaufmännischen männlichen Lehrlingen besucht. Die Verteilung der Lehrlinge auf die verschiedenen Berufe ist seit 30 Jahren unverändert geblieben. Sie gibt ein Bild der vorhandenen Gewerbe in einer ländlichen Kleinstadt. Der größte Teil der Lehrlinge ist im Baugewerbe beschäftigt. Es waren seit 1905 an Lehrlingen im Durchschnitt vorhanden 12 Maurer, 7 Zimmerer, 7 Maler, 5 Tischler, 2 Dachdecker, 2 Klempner, 1 Ofensetzer, zeitweise noch 1 Glaser, 1 Brunnenbauer und 1 Schornsteinfeger, zusammen 32,3%, also fast $^1/_3$ aller Lehrlinge. Im Nahrungsmittelgewerbe waren vorhanden 9 Bäcker, 4 Fleischer und 3 Gärtner, zusammen 12,8%. Das Bekleidungsgewerbe lernten 11 Schneider und nur 2 Schuhmacher, zusammen 11%. Besonders für die Ackerbau treibende Bevölkerung der Stadt und ihre Umgebung wollten später 3 Stellmacher, 3 Schmiede und 2 Sattler tätig sein, zusammen 6,8%. Die Zahl der Schlosserlehrlinge ist mit 23 oder 19,6% wohl etwas größer als in andern Kleinstädten des Ostens, da Regenwalde eine Maschinenfabrik besitzt. Kaufleute waren 13 = 11% und Friseure allein 7 = 5,9% vorhanden. Bereits gänzlich verschwunden ist in den letzten Jahren der Müllerlehrling.

Neben den drei städtischen Schulen, der Volks-, Mittel- und Berufsschule, ist in Regenwalde eine von der Landwirtschaftskammer der Provinz eingerichtete und von der Stadtverwaltung unterstützte Landwirtschaftliche Winterschule, welche im Winterhalbjahr von 50 bis 60 Bauernsöhnen des Kreises besucht wird. Dieser Schule ist eine Landwirtschaftliche Mädchenklasse angegliedert, welche die spätere ländliche Hausfrau in allen Zweigen ihrer Tätigkeit, im Kochen, Nähen, Gartenbau, in der Geflügelzucht und der Gesundheitspflege ausbilden will.

Dem gut ausgebildeten Schulwesen der Stadt Regenwalde entspricht als geistige Bildungsstätte eine gute städtische Volksbücherei. Diese ist seit 1913 im Besitz der Stadt. Sie umfaßt 2803 Bücher. Hiervon entfallen auf Unterhaltungsliteratur 59%, belehrende Literatur 35% und Jugendbücherei 6%. Im letzten Betriebsjahr 1930 wurden 4236 Bücher ausgegeben. Von dieser Zahl rechnen zur Unterhaltungslektüre 86%, zur belehrenden Literatur 10% und zur Jugendbücherei 4%. Die Einrichtung von Leseabenden konnte wegen mangelnder Beteiligung nicht dauernd durchgeführt werden.



Plathe: Ruine des Blücherschlosses (Hofseite)

Das Blücherschloß in Plathe und seine Geschichte.

Von Heinrich Bosse.

Unsere mittelpommersche Landschaft ist nicht besonders reich an Profanbauten aus der Zeit des Mittelalters, meist sind es nur die imposanten Tore der Städte und die Wehrbauten, die uns erhalten geblieben sind; an mittelalterlichen Burgbauten ist sehr wenig übrig geblieben. Hier und da stehen zwar noch kümmerliche Mauerreste alter Adelssitze, aber sie lassen nicht mehr erkennen, wie einst das Aussehen der Burg und ihre innere Einrichtung gewesen ist. Menschenhände und Naturkräfte haben an ihrer Zerstörung gearbeitet. Zu den besterhaltenen Bauten dieser Art gehört unstreitig das „Blücherschloß" in Plathe, das als ein steinerner Zeuge aus einer entschwundenen Zeitepoche vor uns steht. Zu bedauern ist nur, daß alle Nebengebäude dieser Burg restlos vernichtet sind, und eine Feuersbrunst vor zwei Menschenaltern hat auch das eigentliche Schloß arg mitgenommen.

Auf einem künstlich aufgeworfenen Hügel in rechteckiger Form unmittelbar am Flußlauf der Rega erhebt sich das stattliche Bauwerk. Die Sohle des Gebäudes liegt immerhin 9 Mtr. über dem Wasserspiegel. Der Ort für die Burg ist vortrefflich gewählt. Von hier aus beherrschte sie auf der einen Seite die Wasserstraße und auf der anderen Seite die verkehrsreiche Landstraße Stettin—Danzig. Sie selbst ist von allen Seiten geschützt; der Regalauf und ein vorgelagertes Sumpfgelände machte die Annäherung von drei Seiten so gut wie unmöglich.

Aus ihren Steinen spricht die Vergangenheit in lebhafter Sprache. Jahrhunderte haben an dieser Stelle gestaltend und zerstörend eingewirkt; Tage der Freude und der Tränen sind in bunter Abwechslung vorübergezogen. Die Geschichte der Stadt Plathe ist mit dieser Oertlichkeit — obwohl nicht zu ihr gehörig — auf das engste verbunden gewesen. Die geschichtlichen Urkunden sind zu dürftig, um die ersten Anfänge menschlicher Siedelung hier klar zu erkennen; aber sicher ist es, daß schon lange vor der ersten Berührung mit deutschen Kolonisten hier slawische Spuren zu erkennen sind. Gerade die ältesten geschichtlichen Nachrichten über Plathe sind so unklar gehalten, daß mit Sicherheit keine genauen Angaben über die

Oertlichkeiten gemacht werden können. Fest steht nur, daß im Jahre 1284 das in hiesiger Gegend reich begüterte Geschlecht der Wedel Herr der Stadt gewesen ist und das castrum Plote bewohnte. Diesen Blick hinter den Schleier der undurchsichtigen Vergangenheit gewährt uns der Vertrag zu Vierraden, der überhaupt für das untere Gebiet der Regalandschaft einige geschichtliche Aufklärung bringt. Wir sind auch wohl berechtigt zu der Annahme, daß das gleiche Geschlecht der Wedel bereits sieben Jahre zuvor im Besitze der Burg und der neugegründeten Stadt gewesen ist.

Wo hat dieses castrum der Wedel gestanden? Es kommen hierfür, da wir nur auf Vermutung angewiesen sind, zwei Oertlichkeiten in Frage: der Hügel des jetzigen Blücherschlosses oder ein weiterer gut erhaltener Burgwall stromabwärts, aber auch noch in unmittelbarer Nähe der Stadt. An dieser Stelle ist oftmals das alte castrum vermutet worden; Nachgrabungen haben aber ergeben, daß in geschichtlicher Zeit auf diesem Burgwall keine Spuren für eine menschliche Behausung nachzuweisen sind. Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß der Burgwall, auf dem das Blücherschloß steht, ebenfalls eine vorgeschichtliche Anlage ist, die auch während der Wendenzeit besiedelt gewesen sein dürfte. Es kann an dieser Stelle keine Geschichte der Stadt und der hier ansässig gewesenen Rittergeschlechter gegeben werden, nur das soll gesagt sein, daß nach den Wedeln in rascher Folge die Heydebrecks, die Blankenburgs, die Troyes, die Plötzen und die Grafen von Eberstein als die Herren der Stadt auftreten, bis in der Mitte des 14. Jahrhunderts die Osten erscheinen, anfangs vielleicht nur als Teilhaber an dem Besitztum Plathe.

In der raufluſtigen Zeit des 14. und 15. Jahrhunderts waren die Osten wiederholt in blutige Fehden verwickelt. Mehr als einmal haben ihre festen Burgen in Plathe und die 7 Kilometer entfernt liegende Woldenburg unliebsame Gäste gesehen. Im Jahre 1462 lag Dinnies v. d. Osten in einer schweren Fehde mit der Stadt Kolberg, in deren Verlauf die Kolberger einen Rachezug in das Gebiet der Osten unternahmen. Die Nachrichten sind zu widersprechend, um klar zu erkennen, was sich eigentlich ereignet hat. Fest steht nur, daß die Kolberger eine Ostenburg zerstört haben; Brüggemann nimmt an, daß es die Ostenburg in Plathe gewesen sei, Thomas Kantzow (Pomerania I, S. 388) spricht von der Zerstörung der Woldenburg. Minkel vermutet in seiner Geschichte der Stadt Plathe I, S. 20, daß es die aus Holz gebaute Befestigung auf dem alten Burgwall an der Rega unterhalb der Stadt gewesen sei. Diese Vermutung dürfte aber irrig sein, da Holzbefestigungen in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts nicht mehr zeitgemäß gewesen sind. Wenn die Kolberger schon zu einem Rachezuge in das Gebiet der Osten gekommen sind, ist auch wohl anzunehmen, daß sie sich mit der Zerstörung der Woldenburg allein nicht begnügt haben, sondern von dort auch noch vor Plathe gezogen sind. Was sich hier ereignet hat, entzieht sich unserer Kenntnis. Jedenfalls ist die Annahme richtig, daß die Osten damals die Woldenburg als Wohnsitz aufgegeben haben und völlig nach Plathe übergesiedelt sind. Mit dieser Annahme würde auch in Einklang zu bringen sein, was ein älterer unbekannt gebliebener Chronist berichtet, „daß jenseits der Rega sich ein Soll befindet, das man das Kolberger nennt". In dieser Zeit dürfte auch eine Erweiterung oder ein Ausbau der schon vorhandenen Burg vorgenommen worden sein, doch sichere Nachrichten hierfür sind urkundlich nicht festzustellen.

Eine bedeutsame Wendung für die Burg in Plathe trat mit dem Jahre 1577 ein. Wedige v. d. Osten sah sich infolge einer schwierigen wirtschaftlichen Lage, in die er durch den Zusammenbruch des großen Stettiner Bankhauses der Loitze geraten war, genötigt, einen Teil seiner umfangreichen Besitzungen um Plathe zu verkaufen, um sich dadurch vor einem völligen wirtschaftlichen Ruin zu bewahren. Er fand in Hermann v. Blücher auf Daberkow bei Demmin einen zahlungskräftigen Käufer seiner Güter. Das genau spezialisierte Inventarium, das bei dieser Gelegenheit aufgenommen wurde, ist uns erhalten und ermöglicht uns einen Einblick in die Ostensche Begüterung. In diesem Schriftstück wird auch Bezug genommen auf die Burg, die damals (1577) in den Besitz des Käufers überging. Es heißt darin:

„Erstlichen das neue Hauß oder Schloß Plate, wie es auf dem Walle in seiner Ringmauer beschloßen ist, dem Viehhofe, Back- und Brauhauß, Kornböhm, Pferdestelle und alle anderen Gebäude für der Schloßbrücken, nicht allein mit all demjenigen, das darinnen erd- und nagelfest ist, sondern auch mit Tischen, Bänken, Stühlen, Bau- und Braugeräthe, Mühlengeräthe, item allen Bettsponden ohne zwo, auch alle Schenkscheiben ohne zwo, welche Ich mir neben allem Küchengeräthe und Bettwerk vorbehalten habe."

Ausdrücklich erwähnt ist unter den abgetretenen Besitzungen auch der „alte Borgwald zu Endest der Hoppengarten". Wedige v. d. Osten und seine Nachkommen verblieben nach dem Verkauf eines Teils ihrer Güter weiter in Plathe und erbauten für sich ein kleineres Schloß weiter stromabwärts gelegen, das noch heute den Nachkommen der Familie als Wohnsitz dient; zum Unterschied von dem geräumigen Blücherschloß wurde es fortan das

kleine Schloß oder nach seinem Besitzer auch das Ostenschloß genannt.

Nach Beendigung der vielfachen Fehden, in die Dinnies v. d. Osten verwickelt war, ist wahrscheinlich eine bauliche Veränderung mit dem Schlosse vorgenommen worden; die Fundamente und vielleicht auch einzelne Teile der jetzigen Ruine sind damals entstanden. Als etwa 100 Jahre später, 1577, das Plather Schloß in den Besitz der Familie v. Blücher überging, genügte das Bauwerk den Anforderungen der neuen Besitzer nicht mehr. Hermann v. Blücher, der mehr als die Hälfte der Ostenschen Besitzungen um Plathe erworben hatte, war reich genug, einen gründlichen Umbau und eine Erweiterung des Schlosses vorzunehmen. Damals hat das Gebäude seine Form und sein Aussehen erhalten, die es bis auf den heutigen Tag bewahrt hat. Das Muster für den Bau hat unzweifelhaft das Stettiner Herzogsschloß abgegeben. Herzog Johann Friedrich hatte wenige Jahre vorher (1573 bis 1577) einen vollständigen Umbau des alten Stettiner Schlosses ausführen lassen. Schon Kugler ist die Aehnlichkeit beider Gebäude aufgefallen (Pommersche Kunstgeschichte S. 159; Stettin 1840).

Heute ist das Blücherschloß leider nicht mehr in seiner Vollständigkeit erhalten; ein noch vorhandener Lageplan der Schloßbauten aus dem Jahre 1740 und das Stadtbild auf der Knüppelschen Flurkarte lassen noch einen niedriger gehaltenen Anbau an der Südwestseite erkennen. Wann derselbe abgerissen ist, hat sich nicht feststellen lassen; in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts, als Kugler seine Pommersche Kunstgeschichte schrieb, ist er nicht mehr vorhanden gewesen. Gleichfalls sind auch die in dem Inventarium von 1577 verzeichneten Baulichkeiten, das Brauhaus, das Torhaus und die anderen Nebengebäude abgetragen gewesen. Die Gründe für die Entfernung dieser Bauten sind jedenfalls in der abgesonderten und beengten Lage des Schlosses zu suchen. Das größere Blücherschloß hatte dem kleineren Ostenschloß gegenüber den Nachteil, daß es auf dem engen Raum des Burgwalles von den anderen Besitzungen völlig isoliert dalag, nicht einmal eine gärtnerische Anlage war hier zu schaffen. Dagegen war das Ostenschloß von einem geräumigen Park umgeben. Dieser Umstand hat aller Wahrscheinlichkeit dazu geführt, daß gleich nach der Wiedervereinigung des Ostenschen und des Blücherschen Besitzes (1731) das größere Schloß als Wohnsitz von der Familie aufgegeben wurde. Nach dem Umbau von 1577 ist es nur etwa 150 Jahre bewohnt gewesen und stand schon in der Mitte des 18. Jahrhunderts völlig verlassen da. Bernoulli berichtet in seinem 1799 erschienenen Reisebuche „Reisen durch Brandenburg, Pommern etc.", daß der Besitzer dem kleineren Schloß den Vorzug gegeben habe. Da man für den



Mittelsäule der Großen Stube mit Löwenkopfkapitell im Blücherschloß zu Plathe

Bau lange Zeit keine Verwendung hatte, ist er allmählich verfallen.

Der stehengebliebene Schloßteil ist ein dreigeschossiger Bau, dessen Grundriß ein verschobenes Rechteck bildet von 24,50 Meter Länge und 9,7 Meter Tiefe. Nach der Hofseite zu tritt ein massiges Treppenhaus turmartig an einer Ecke hervor; die der Stadt zugekehrte Fassade ist durch einen 2 Meter vortretenden Erker gegliedert; an der Flußseite springt die Abortanlage in der ganzen Höhe des Baues vor. Von dem inneren Schmuck ist etliches erhalten geblieben. Das Gewölbe der sog. großen Stube im Erdgeschoß wird von einer starken

Säule getragen, die oben mit einem Löwenkopfkapitell verziert ist. In dem gleichen Raume befindet sich ein Kamin in einem gut erhaltenen Zustande, der die Zierformen noch deutlich erkennen läßt. Bemerkenswert sind von den Ausstattungsstücken die Türen und Wandschränke mit ausgeprägten Renaissanceverzierungen. An einzelnen Stellen der Wände sind heute noch lehrhafte und scherzhafte Sinnsprüche erkenntlich, deren Entzifferung aber nicht mehr überall möglich ist. Ebenso sind auch stellenweise Spuren ehemaliger Wandmalerei noch sichtbar. Leider ist in früherer Zeit für die bauliche Erhaltung des Schlosses wenig getan worden.

Im halbverfallenen Zustande hat das Schloß in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts noch Jahre hindurch der Plather Jugend als Schulhaus gedient; später ist daselbst eine hier errichtete Rettungsanstalt für verwahrloste Kinder untergebracht gewesen, bis sein endgültiges Schicksal durch ein angelegtes Feuer von einem hier erzogenen Klempnerlehrling bestimmt wurde. Es war im Jahre 1869, als die Plather Bürgerschaft mehrmals durch kurz hintereinander ausgebrochene Feuersbrünste in Aufregung gesetzt wurde; wiederholt waren auch Brandbriefe geschrieben worden mit der Drohung, daß bald die ganze Stadt in Flammen aufgehen werde. Der Uebeltäter konnte nicht ausfindig gemacht werden. Auf Grund dieser Drohungen haben damals ängstliche Bewohner der Stadt ihre überflüssige Habe in das leerstehende Schloß getragen. Dem jugendlichen Verbrecher wurde es ermöglicht, in das Schloß zu kommen und auch hier einen Brand anzulegen. Das Feuer hatte in den Betten und den untergestellten Möbelstücken reichliche Nahrung. An ein Löschen des Feuers war nicht zu denken, wohl aber widerstanden die starken Mauern dem Brande, nur der Dachstuhl und die Turmbekrönung brannten nieder. Jahrelang hat der Bau in dem ausgebrannten Zustande gestanden, bis endlich eine neue Bedachung und die Vernagelung der Fenster mit Brettern den immer weiter um sich greifenden Zerstörungen durch die Witterung einigermaßen Einhalt gebot. Seitdem ist das schöne Schloß eine Ruine. Zeitweilig sind noch Bemühungen zu Tage getreten, das Bauwerk wieder in einen wohnlichen Zustand zu versetzen. Diese Hoffnungen müssen heute endgiltig aufgegeben werden; so geht das ehemalige Schloß allmählich seinem völligen Untergange entgegen, wenn auch die festen Mauern noch einige Jahrhunderte den zerstörenden Einflüssen Widerstand leisten werden. Aus einer noch nicht aufgeklärten Ursache sind gerade in der letzten Zeit recht bedenkliche Verfallserscheinungen an der zur Rega gekehrten Seite sichtbar geworden, die unbedingt ein schleuniges Einschreiten notwendig machen. Von dem staatlichen Denkmalsschutz dürfte man erwarten, daß er die erforderlichen Mittel bereitstellt, um dieses architektonisch und geschichtlich wertvolle Bauwerk noch möglichst lange der Nachwelt zu erhalten.

Die Bücherei zu Schloß Plathe.

Von Graf Karl von Bismarck-Osten.

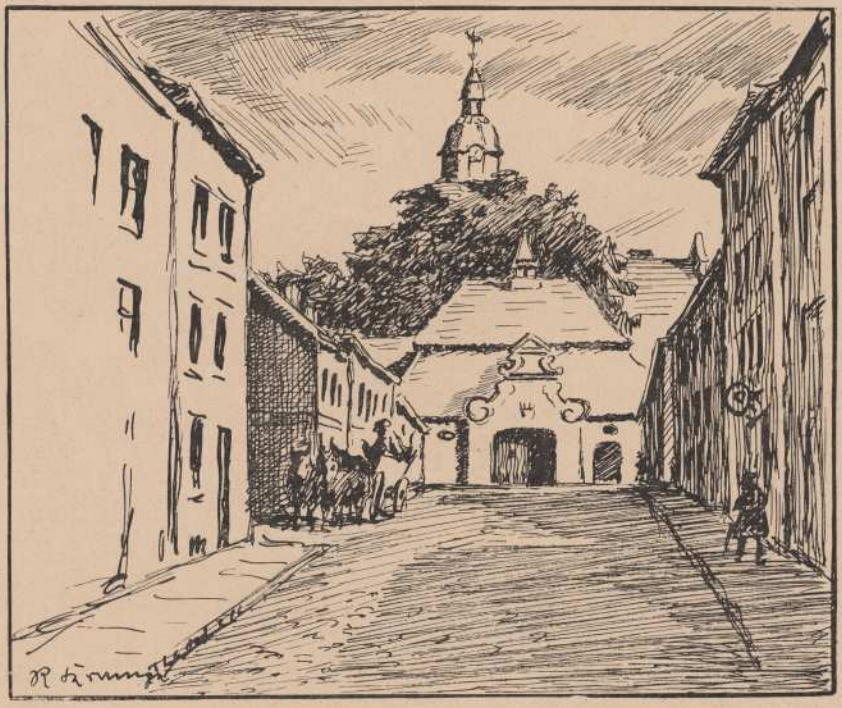


Stadtwappen von Plathe

Von den vor dem 19. Jahrhundert in Pommern begründeten Privatbibliotheken haben sich bei den Nachkommen der Sammler nur wenige erhalten. Die bekannte Liebeherrsche, die Löpersche und die Oelrichssche Sammlung sind nicht mehr am Ort ihres Entstehens oder bei den betreffenden Familien verblieben, sondern mehr oder weniger dezimiert in öffentliche Büchereien übergegangen. Die von Lettowsche in Broitz ist wohl ganz verloren gegangen. Eine Ausnahme hiervon bildet die Plather Schloßbibliothek, die um die Mitte des 18. Jahrhunderts entstanden, am Ort selbst und in der Familie des Begründers verblieben ist und ihren alten Bestand größtenteils hat bewahren und sogar durch ihre Spezialität betreffende Neuanschaffungen hat vermehren können.

Das Zustandekommen dieser Büchersammlung ist das alleinige Verdienst des im Jahre 1721 geborenen Kgl. Preuß. Kammerherrn und Johanniterkomturs Friedrich Wilhelm v. d. Osten zu Plathe, der zugleich Landrat und Direktor des Ostenschen Kreises war. (In der Allg. Deutschen Biographie sind über Friedrich Wilhelm v. d. Osten leider ganz verkehrte Angaben gemacht). Er wurde geboren als Sohn des Chefpräsidenten der Kurmärkischen Kriegs- und Domänenkammer Matthias Conrad, aus dessen Ehe mit Clara Sophie von Blücher, die bei seiner Geburt starb und als Erbtochter ihrem einzigen Sohn die Anwartschaft auf den alten, der Familie v. d. Osten zuständigen

Lehnbesitz überließ, auf welchen ihr Gemahl Matthias Conrad und dessen Vater sich ihre Ansprüche bereits rechtlich erstritten hatten; das große Schloßgut, bis dahin etwa 150 Jahre lang der Sitz der Familie von Blücher (die heutige Blücherschloßruine), wurde durch Friedrich Wilhelm mit dem sogen. kleinen Schloßgut (dem jetzigen Wohnsitz), welches bereits im Besitz von Matthias Conrad war, wieder vereinigt. Nach Besuch der Universitäten



Plathe: Schloßeingang

Frankfurt, Leipzig und Halle ging Friedrich Wilhelm an den Potsdamer Hof, wurde 1745 Kammerherr bei Friedrich dem Großen, mußte aber, als 1748 sein Vater gestorben war, seinen umfangreichen Landbesitz übernehmen und nach Plathe zurückkehren, wo er auf dem kleinen Schlosse Wohnung nahm. Er heiratete 1752 Charlotte Henriette, die Tochter des Matthäus Heinrich von Liebeherr, Bürgermeisters von Alten-Stettin und Erbherrn auf Woitfick im Kreise Pyritz. Bald hiernach beginnt Ostens Sammlertätigkeit, angeregt vielleicht schon durch die genealogischen Arbeiten des Plather Bürgermeisters Carolus Amandus Vanselow, sicherlich aber stark gefördert durch die Kenntnisse seiner literarisch interessierten Gemahlin, die in ihrem väterlichen Hause mit der berühmten „Liebeherrschen Sammlung" zugleich herangewachsen war. Ostens Bestreben war, nach dem Vorbild seines Schwiegervaters eine „Bibliotheca Pomeranica" zu schaffen, in welcher alles, was durch die Person des Verfassers oder durch die behandelte Materie mit seinem geliebten Vaterlande Pommern irgend-

wie zusammenhing, seinen Platz finden sollte. Aber nicht auf Bücher allein beschränkte er sich, er brachte auch aus Ribbekardt die dort (vermutlich von dem Prälat von Mildenitz her) befindliche Sammlung von Oelbildern pommerscher Herzöge an sich, die, vermehrt durch von ihm besorgte Kopien aus Anklam und Greifswald, noch heute in Plathe vorhanden sind. Die von ihm zusammengebrachte pommersche Münzsammlung, über welche er eine besondere gedruckte Abhandlung, die auch in Gadebusch, Pommersche Sammlungen 1782, abgedruckt wurde, erscheinen ließ, ist ebenfalls heute noch vorhanden und den Fachgelehrten wohlbekannt.

Das Hauptinteresse Friedrich Wilhelms v. d. Osten aber galt seinen Büchern und unter diesen wieder den Handschriften. Es gibt kaum eine der letzteren und keine der wichtigeren Druckschriften, in welchen er nicht mit seiner kleinen, schwer leserlichen Gelehrtenhandschrift kritische, sachlich ergänzende oder bibliographische Zusätze gemacht hätte. Von seinen Vorfahren her fand er nur wenige Bücher in Plathe vor, auf deren Bestand er weiter bauen konnte. Wie die Eintragungen ausweisen, übernahm er einige schöne Werke aus Blücherschem Besitz und die juristische Bücherei seines Großvaters, des Landrats Egidius Christoph v. d. Osten, deren schöne Lederbände die Buchstaben E. C. V. D. O. und die Jahreszahl (meist 1683) aufgedruckt zeigen. Zwei eigenhändig von ihm geschriebene Kataloge, einer in Folio und einer in Quartformat, sowie eine eigenhändige weitläufige Beschreibung seiner pommerschen Münzsammlung zeugen noch heute von Ostens wissenschaftlichen Kenntnissen, seiner Belesenheit und insbesondere seiner Vertrautheit mit der Geschichte und den Zuständen seiner engeren Heimat. Als glühender pommerscher Patriot stand er mit allen damals auf dem gleichen Gebiet arbeitenden Gelehrten in regem brieflichen Austausch, besonders verband ihn mit dem pommerschen Schriftsteller J. C. C. Oelrichs eine bis an sein Lebensende dauernde Freundschaft, wovon die noch vorhandenen Briefe des letzteren Zeugnis ablegen.

Die Handschriftenabteilung umfaßt z. Zt. reichlich 300 Bände, größtenteils in Folioformat, von welchen etwa ein Drittel Werke sind, welche auf Pommern Bezug haben, während der Rest alte Familienaktenstücke, insbesondere auf den Plather Besitz und den Ostenkreis bezügliche, betrifft. Einen besonderen Teil machen die Akten aus, die aus dem Nachlaß des Matthias Conrad stammen und bei den Preußischen Kriegs- und Domänenkammern für Sachsen, Preußen und die Kurmark erwachsen sind. Die auf Pommern bezüglichen Handschriften (Geschichtswerke, Bearbeitungen, Städtechroniken, Urkundenabschriften, Akten und Auszüge) hat Osten mit vieler Sorgfalt und Ausdauer und großer Sachkenntnis zusammengebracht. Wie seine fast nirgends fehlenden handschriftlichen Einzeichnungen ausweisen, hat er einen großen Teil dieser Bände nach Handschriften seines Schwagers von Liebeherr auf Woitfick abschreiben lassen, zum Teil die Abschriften sogar selbst besorgt. Auch aus der von Lettowschen Sammlung in Broitz und durch den Rektor Egerland in Treptow a. Rega ist manches in die Sammlung gelangt. Von durch Friedrich Wilhelm selbst verfaßten Werken sind in der Sammlung einverleibt und als besonders wertvolle Stücke zu betrachten: Die Geschichte seiner Familie, die große Erweiterung des Elzow'schen Adelsspiegels für Pommern (14 Folianten mit vielen Stammtafeln enthaltend), sein umfangreiches Wappenbuch des blühenden und abgestorbenen pommerschen Adels (mit farbigen Wappenabbildungen), seine schon erwähnte Beschreibung der pommerschen Münzen u. a. m. Besonders erwähnt zu werden verdienen auch 22 Folianten „Pommersche Landesakta", welche Landtagsabschiede, Chroniken, Rezesse und herzogliche Akten enthalten, darunter die Originalkorrespondenz des Herzogs Johann Friedrich und seiner Brüder betr. den Nachlaß ihrer Mutter, der 1583 gestorbenen Witwe Philipp I., Maria, geb. Herzogin zu Sachsen, ferner das Original des Briefes des Herzogs Barnim d. Aelt. d. d. Wollin 1535 an die Pommersche Ritterschaft betr. die Einführung der evangelischen Lehre in Pommern, abgedruckt in Gadebusch, Pommersche Sammlungen, Bd. 2, S. 98. Im übrigen sei noch auf Lemcke, Die Pommerschen Baudenkmäler, Kreis Regenwalde, verwiesen, wo auf Seite 77 ff. die Bibliothek behandelt wird und die Titel der wichtigsten Handschriften angeführt sind.

Die Druckschriftenabteilung umfaßt etwa 12000 Bände und zerfällt in die allgemeine, die pommersche und die Karten- und Sticheabteilung. Die allgemeine Abteilung ist nach Materien in 22 Unterabteilungen gegliedert, worunter Geschichte, Theologie und Erdbeschreibung dem Umfang nach am bedeutendsten sind. Unter Geschichte finden wir die Schedelsche Weltchronik in deutscher Ausgabe von 1493, das bekannte Theatrum Europaeum mit den Merianschen Stichen u. a. m. Aus der Zeit Friedrich Wilhelms selbst sind besonders die Einzelwerke Friedrichs des Großen und seines aus Pommern stammenden Ministers, des Grafen Hertzberg, in guten Ausgaben und fast alle offiziellen Publikationen den Siebenjährigen Krieg und die erste Teilung Polens betreffend vorhanden, die Osten aus dem Kabinett in Berlin als Landrat des Ostenkreises zugesandt erhielt. In der Theologie liegt die Hauptstärke in Originaldrucken der Reformationszeit, sowie in Bibeln in allen Hauptsprachen, von denen die Originalbibeln Luthers von 1534 (Erstausgabe) an (einschließlich der schon von 1522 an gedruckten einzelnen Teile derselben), die mit Luther gleichzeitigen katholischen Uebersetzungen und die verschiedenen lateinischen und griechischen Ausgaben, besonders des 16. Jahrh. von Interesse sind. Von Luther selbst sind zahlreiche Originaldrucke, darunter seine Hauptreformationsschriften, sowie seine Kirchen- und Hauspostillen in frühen Ausgaben vorhanden.

Von dieser Abteilung leitet unser pommerscher Reformator, Bugenhagen, von wel-

chem allein über 100 Originaldrucke aufbewahrt werden, zu den speziell pommerschen Druckschriften über, welche den größten Teil der alten und neueren pommerschen Landesliteratur umfassen, d. h. die Schriften über Pommern, solche von pommerschen Verfassern und pommersche ältere Drucke überhaupt. Unter letzteren sind die Erstdrucke fast aller vor 1700 in die Geschichte des pommerschen Buchdrucks eintretenden Städte vertreten. Zahlreiche sonst kaum erhältliche Gelegenheitsschriften sind vorhanden und von Friedrich Wilhelm in Sammelbänden vereinigt worden, die bezüglich ihres Inhalts nach den behandelten Materien, Städten oder Zeitabschnitten zusammengestellt sind. Mit besonderer Sorgfalt ist auch hier ebenso wie bei den Handschriften das genealogische Gebiet behandelt. An die fast lückenlose Reihe der Leichenpredigten pommerscher Herzöge schließt sich eine große Reihe solcher, die den pommerschen Adel oder Gelehrte betreffen und die fast immer wertvolle genealogische Nachrichten enthalten. Die familiengeschichtlichen Werke des Plather Bürgermeisters Vanselow liegen ebenfalls vor; in einigen derselben, so in dem Sonderdruck über die Familie von der Osten sind weitläufige Randbemerkungen Friedrich Wilhelms angebracht. Von den frühesten auf Pommern bezüglichen Druckwerken seien erwähnt die Quartdrucke: Statuta sinodalia diocesis Caminensis von 1500, die Aurea opuscula . . . Petri Ravennatis, des von Herzog Bogislaw X. nach Greifswald berufenen italienischen Rechtsgelehrten, von 1502, beides Leipziger Drucke, sowie der Erstdruck der Ulrich v. Huttenschen Querelen gegen seinen Greifswalder Hauswirt Wedig Loitz, Frankfurt a. Oder 1510. Aus der von Herzog Bogislaw XIII. in Barth angelegten Fürstlichen Druckerei sind 7 Drucke, darunter die Bibel von 1588, die Hauspostilla Luthers und die Livländische Chronica des Balthasar Rüssow, alle drei in niederdeutscher Sprache, vorhanden.

Auch aus den anderen Unterabteilungen der Druckschriften, insbesondere auch Länderkunde, Jurisprudenz, Militärwissenschaft und Ritterwesen läßt sich noch manche Seltenheit anführen. Der bis in die Anfänge des 19. Jahrh. hineinreichende ältere ökonomische Teil geht fast ganz auf die Anschaffungen der Söhne Friedrich Wilhelms zurück. Das hierunter befindliche kleine Werk: Plan und Statuten der Runkelrübenzuckerfabrik zu Cörlin, 1812, weist auf die Anfänge der Zuckerrübenkultur in Pommern hin und beansprucht deswegen besonderes Interesse. Als Kuriosum sei noch die „ökonomische Encyklopädie" von Krünitz erwähnt, die, 243 Bände stark, von 1773—1857 erschien und deren erste Bände bei Erscheinen des letzten bereits gänzlich veraltet waren. Schließen möchte ich die Druckschriftenabteilung mit 3 in besonders schönen Exemplaren vorhandenen Großfolio-Werken: den Städteansichten von Braun und Hogenberg, deutsche Ausgabe von 1574/82, mit Hunderten von Städteansichten aus aller Welt, dem Fechtlehrbuch (Academie de l'epée) von Thiebault, einem Prachtdruck mit vielen Imp.-folio Kupferstichen (Elzevirdruck von 1628), und dem typographisch wohl am schönsten ausgestatteten Werk vor dem Verfall des 30jährigen Krieges, der „Cavalleria", einem Reit- und Turnierbuch, welches der braunschweigische Stallmeister Georg Engelhardt von Löhneysen im Jahre 1609 in der Privatdruckerei seines Gutes Remlingen im Hannoverschen unter Verwendung besonders schön geschnittener Typen als Meisterdruck herstellen ließ.



Das Schloß des Grafen von Bismarck-Osten in Plathe

Die Karten- und Stichabteilung ist von Friedrich Wilhelm v. d. Osten, soweit sie in ihrem weitaus größten Teile wiederum Pommern betrifft, mit besonderer Liebe gepflegt worden. Sein gedrucktes Verzeichnis der Pommerschen Charten, welches dem ersten Teil der „Ausführlichen Beschreibung . . . des Herzogthums Vor- und Hinterpommern",

Stettin 1779, von Brüggemann vorangeht, und das ebenfalls gedruckte „Verzeichnis der Schwedischpommerschen und Rügianischen Landcharten von F. W. von der Osten. Greifswald, 1784" zeugen von seiner gründlichen Kenntnis und reichhaltigen Sammlung pommerscher Karten, wie sie auch heute noch vorhanden ist. Die bekannte, kurz vor dem 30jährigen Kriege entstandene Lubinsche Karte ist in 3 Exemplaren vertreten; insgesamt beträgt die Kartensammlung unserer Heimatprovinz 202 Stück, darunter 6 Seekarten der Ostsee mit den pommerschen Küsten. Die Städte und Schlösser sind mit 520 Ansichten vertreten, von denen auf Greifswald 50, auf Stralsund 99 und auf Stettin 88 Nummern entfallen, Zahlen, bei denen aber auch die späteren bis in das 19. Jahrhundert hinein gemachten Ergänzungen berücksichtigt sind. Die Anzahl der gestochenen Bildnisse pommerscher Fürsten, Staatsmänner, Adliger und gelehrter Personen, sowie Ostenscher und Bismarckscher Familienmitglieder beträgt etwa 240 Einzelblätter; als besondere Seltenheit ist ein aus mehreren Blättern zusammengesetzter großer Stammbaum des Herzogshauses anzusehen, der um 1620 in Stettin gedruckt sein dürfte. Handschriftliche Pläne und Karten sind ebenfalls etwa 20 vorhanden, und unter den Gutskarten finden wir genaue Karten des Plather Ostenbesitzes mit den Abbildungen der Plather Schlösser vom Jahre 1739, die ein interessantes Bild von der verwirrenden Parzellen- und Gemengelage bieten, wie wir sie uns heute nach der Flurbereinigung gelegentlich der Regulierung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse zu Beginn des 19. Jahrh. kaum noch vorstellen können.

Zum Schlusse sei noch darauf hingewiesen, daß in der Plather Bibliothek sich etwa 50 in niederdeutscher Sprache gedruckte Bücher befinden; bei der Aufnahme in die jetzt ihr Erscheinen beginnende Niederdeutsche Bibliographie, in welche alle vor 1800 erschienenen plattdeutschen Werke aufgenommen werden, hat sich herausgestellt, daß sich darunter 3 sonst nicht bekannte Drucke befinden.

Die Bibliothek, welche früher im alten Schloßteil in einem hochgelegenen unheizbaren Raum untergebracht war, zu dem die Eulen, die Vögel der Gelehrsamkeit, freien Zutritt hatten, ist heute im neuen Schloßteil in einem nach menschlichem Ermessen feuersicheren und heizbaren Raum aufgestellt worden und durch einen genau ausgearbeiteten Zettelkatalog leicht benutzbar gemacht. Ergänzungen, besonders in der heimatlichen Literatur, werden, soweit das heute einer Privatbibliothek möglich ist, vorgenommen, und es bleibt nur zu hoffen, daß die Plather Schloßbibliothek dem Wunsche ihres Begründers entsprechend auch fernerhin wie bisher allen Forschern auf dem Gebiet pommerscher Heimatkunde gute Dienste leisten möge.

Flurnamen um Plathe.

Von Heinrich Bosse.

In der Umgebung von Plathe ist der größere Teil des Grundbesitzes seit Jahrhunderten in demselben Familienbesitz. Ein sorgfältig geordnetes Archiv und ausgezeichnete Flurkarten, die z. T. 100 Jahre älter sind als sonst erhaltene Karten dieser Art zu sein pflegen, haben hier verhältnismäßig mehr Flurbezeichnungen bewahrt, als es in der Regel der Fall ist. Die hier nachfolgend behandelten Flurnamen sind nur eine beschränkte Auswahl der kartographisch festgelegten Bezeichnungen. Sie sind zum größten Teil den Knüppelschen Karten entnommen, die in der Zeit von 1736 bis 1740 entstanden sind und eine geradezu künstlerische Darstellung aufweisen, die an die Große Lubinsche Karte von Pommern erinnern. Am wertvollsten ist die Uebersichtskarte mit einer schönen Ansicht der Stadt Plathe und den beiden alten Schlössern. Leider ist die Karte an einzelnen Stellen schadhaft, so daß nicht mehr alle Namen zu entziffern sind.

Auch hier um Plathe treten dieselben Namen auf, die man auch sonst auf fast jeder anderen Feldmark findet, wie allgemeine Bezeichnungen Heide, Rauher Berg, Brandkuhlen, Lehmfeld, Sandkavel, Achterholz, Radewiesen u. a. Manche der allgemein gehaltenen Benennungen wollen heute nicht mehr zu dem gegenwärtigen Charakter des betreffenden Flurstückes passen; wo heute fruchtbares Ackerland sich befindet, war ehemals noch Wald, Brüche sind in Wiesen verwandelt, Heide und Oedland (Wüsteneien) sind aufgeforstet. Als Knüppel die Karten der Ostenschen Feldmark vor 200 Jahren zeichnete, war in dieser Gegend weit mehr Waldbestand vorhanden als heute. Noch die Separationskarte der Stadt Plathe von 1846 stellt das Gebiet um Marienau als Waldgelände dar; heute erinnern nur noch zwei einzelne Bäume auf der Feldmark an den einstigen Waldbestand.

Manche der noch lebendig gebliebenen Flurbezeichnungen weisen ein recht erhebliches Alter auf. Dazu gehören die Namen, die der wendischen Sprache entnommen sind und sicher schon bei der wendischen Bevölkerung in Gebrauch gewesen sind. Den Wenden wird nachgerühmt, daß sie Meister in der Namengebung

waren. Unsere zahlreichen aus der wendischen Sprache entlehnten Orts- und Flußbenennungen sprechen in den meisten Fällen eine ausgeprägte Eigentümlichkeit aus, wenn sie nicht von einzelnen Personennamen abgeleitet sind. Flurbenennungen slawischer Herkunft sind hier allerdings nicht sehr häufig, bei einzelnen Namen mag der slawische Ursprung zweifelhaft sein. Dem slawischen Sprachgut sind folgende Namen entlehnt: Buttlin, Dassow, Damnitz, Serrien, Karrien. Die Deutung slawischer Flurnamen steckt noch in den Anfängen; ohne hinreichende slawische Sprachkenntnisse ist es



Ansicht der Stadt Plathe von der Regaseite

Gezeichnet von Knüppel 1740

sehr gewagt, eine Deutung zu versuchen. Der jetzt noch allgemein gebräuchliche Name Buttlin für ein größeres Waldstück auf der Plather und der Heidebrecker Feldmark wird von dem Worte bodlo = Pilz abgeleitet. Mit Damitz oder Damnitz wird die Feldmark um Carolinenhof benannt, heute werden nur noch die angrenzenden Fichten mit diesem Worte bezeichnet. Ursprünglich war Damnitz ein Dorf, das urkundlich nachzuweisen ist; 1479 wird es in einem herzoglichen Lehnbriefe genannt. 1577 scheint es nicht mehr bestanden zu haben. In dem Kaufvertrage zwischen den Osten und Hermann von Blücher ist nur noch von dem Damnitzfelde die Rede. Die ehemalige Lage des Dorfes wird von Minkel in seiner Geschichte der Stadt Plathe (S. 26) am Krebsbach, der in früherer Zeit den Namen Damzenbach geführt zu haben scheint, vermutet. Die Flurkarte der Ostenschen Feldmark von 1740 hat an dem Krebsbache auch die Bezeichnung „Dorfstelle". Dorfstellen treten auch sonst häufig auf älteren Karten als Flurbenennungen auf und lassen vermuten, daß hier ehemals eine dörfliche Niederlassung bestanden hat. Der slawische Ursprung des Wortes Damnitz ist ersichtlich, auch der Name kommt sonst mehrfach in Pommern vor; abzuleiten wäre er von dem altslawischen dambu = Baum, Eiche. Damitz müßte also Eichenort bedeuten. Auf ein hohes Alter lassen auch einige andere noch gebräuchliche Namen schließen. Im unteren Regagebiet kommen Bezeichnungen mit „Fier" und „Speck" recht häufig vor. Das Wort „Fier" ist nach Ursprung und Bedeutung noch nicht genügend geklärt; es ist noch nicht einmal einwandfrei klargestellt, ob es deutscher oder slawischer Herkunft ist. Der Auffassung von Prof. Dr. Moshack (Mon.-Bl. f. pom. Gesch. 1917, S. 42/44) kann ich mich nicht anschließen. In der Umgebung von Plathe ist Fier die Bezeichnung für Eichen- und Buchenwald am Krebsbach, der auf der Knüppelschen Karte von 1740 mit „Fierbach" benannt ist, aber auch für die Benennung eines Ackerplanes in der Nähe von Berndshof ist derselbe Name zu finden (Hohe Fier, Mittel Fier). Auf einer Spezialkarte der Ostenschen Feldmark ist das Wort als Wiesenbezeichnung entstellt geschrieben. Der Landmesser hat dafür „Feuerwiesen" eingetragen, und in dem Waldstück zwischen Rega und Krebsbach steht auch auf der Plather Separationskarte „Das

Feuer". Offenbar haben die Landmesser das Wort als plattdeutsch (Für) angesehen und dafür die hochdeutsche Uebertragung geschrieben. Auf eine ähnliche Weise dürfte auch der Flurname „Kreuzbruch" östlich von Bandekow entstanden sein, wahrscheinlich ist er von Kruzen (Karauschen) abgeleitet.

Aus dem heutigen Sprachgebrauch völlig verschwunden ist das Wort „Speck" in der Bedeutung für einen aufgeworfenen Weg im sumpfigen Gelände (Dähnert, Plattdeutsches Wörterbuch, S. 446). Im benachbarten Kreise Greifenberg sind Wortverbindungen mit Speck außerordentlich häufig, nördlich von Plathe hat ein Weg den wunderlich klingenden Namen „Kuhspeck", auch „Schafspeck" kommt in der weiteren Umgebung vor. In Pommern gibt es auch Ortsnamen auf Speck. Im Lebamoor ist ein Dorf so benannt, das im Kaschubischen den Namen Gaza führte. Das kaschubische Gaza bedeutet gleichfalls soviel wie Weg aus Strauchwerk im Sumpfgelände. Urkundlich tritt der Flurname Speck zuerst im Jahre 1280 als Bezeichnung für eine Brücke im Rosental bei Greifswald auf (Pom. Urk. B. II, Nr. 1162).

Auch die im unteren Regagebiet häufig vorkommenden Verbindungen mit „Gill" treten hier in den einzelnen Feldmarken auf. (Gillsölle bei Lietzow, Gilländer bei Zowen). Die Deutung des Wortes Gill ist nicht einheitlich. Rahn[1]) leitet das Wort von Gilde-Brüderschaft ab. Daß auch auf dem platten Lande geistliche Brüderschaften unter der Benennung Gilde bestanden, ist wahrscheinlich. Den Mitgliedern war durch eine feste Beitragszahlung und genossenschaftliches Eigentum an Landbesitz ein anständiges Begräbnis zugesichert. Aus der Levenhägener Kirchenmatrikel wissen wir, daß diese Gilden in späterer Zeit wegen ihrer weltlichen Entartung verboten worden sind. Desgleichen leitet auch Holsten[2]) die Gilländer aus ehemaligem Besitz kirchlicher Brüderschaften ab. Kohls[3]) setzt in diese Deutung berechtigte Zweifel, er leitet das Wort von gil, gelt = schlecht, unfruchtbar her. Kohls hat dafür eine Belegstelle von 1696, in der es heißt „. . . gillwisch genandt, ein recht stück Unlandt, quebbig und grundlos, mit kleinen Birkenbüschen bestanden". Diese Erklärung würde auch einem weiteren Deutungsversuch entsprechen, den Prien[4]) gibt; er bringt gill mit dem mittelniederdeutschen gole, goel = feuchte Niederung in Zusammenhang. Prien setzt aber auch ein Fragezeichen hinzu. Eine weitere Erklärung bietet Rektor Gerlach[5]) in Lauenburg; wie Gerlach mitteilt, war Gillmann die frühere Amtsbezeichnung für Gemeindevorsteher im Lauenburgischen. Wenn diese Deutung auch nicht bei allen vorkommenden Zusammensetzungen mit Gill zutrifft, so ist dennoch anzunehmen, daß teilweise — und besonders in Ostpommern — das Gilland mit dem Gemeindeamt in Beziehung stand. Auf diesen Zusammenhang deutet auch eine Bemerkung auf einer älteren Flurkarte des Kreises Greifenberg hin, auf der hinter der Flurbenennung Gilland „zum Schulzenamt gehörig" hinzugesetzt ist. Ueberall, wo hier und im Kreise Greifenberg Gilländer vorhanden sind, ist ihre Lage in der Nähe der Ortschaft. Der Schulze als das Gemeindehaupt hatte den Vorzug, seine Ländereien — soweit sie nicht auch durch das Los bestimmt waren — in der Nähe des Hofes zu haben. Der Dorfhirte, als der letzte in der Gemeinde, hatte seine Hirtenwiese fast immer in der äußersten Ecke der Feldmark.

Ebenso unsicher ist die Deutung für das immer wiederkehrende Wort „Krug" als Flurbezeichnung. (Krugwiese bei Heidebreck und Altenhagen, Krugberg bei Plathe, Gitzlaffs Krug, Krugfeld beim Vorwerk Augusthof, Krugland bei Piepenburg). Krug ist nun einmal eine allgemein bekannte Bezeichnung für Dorfgasthaus, aber auch jede Schenke wird mit dem Worte belegt. Gitzlaffs Krug und der Krugberg bei Plathe verdanken ihren Namen zweifelsohne einem früher hier bestehenden Ausschank, vielleicht auch die Krugwiese bei Heidebreck. Bei Piepenburg und Augusthof dürften wohl schwerlich Schankstätten nachzuweisen sein. Der Krug (lat. taberna) war im Mittelalter zugleich der Versammlungsort für Gerichtssitzungen, Steuereinziehung und für gemeinsame Beratungen. Wo im weiten Umfange kein Krug (taberna) vorhanden war, mußten die notwendigen Zusammenkünfte unter freiem Himmel abgehalten werden; die Oertlichkeit dürfte aber ein- für allemal festgelegt sein und war allgemein unter Krugland, Krugberg usw. bekannt. In Schleswig-Holstein wird der Flurname Krug für ein durch Gräben umzogenes Acker- oder Wiesenstück gebraucht (Kohls, S. 79). Prien führt einige Belege dafür an, daß im Neumünsterschen „Kröch" einen zwischen Waldungen liegenden Acker bezeichnet (S. 141).

Die Umgebung von Plathe ist alter geschichtlicher Boden. Davon zeugen seine Schloßbauten und die Burgwälle in der Nachbarschaft der Stadt. Ueber Plathe führte die alte Heerstraße durch Hinterpommern, die später zur großen Poststraße von Stettin nach Danzig wurde. In den Flurnamen tauchen alte ge-

[1]) Die Orts- und Flurnamen des Stadt- und Landkreises Greifswald, S. 99.

[2]) Mon.-Bl. f. pom. Gesch. 1930, S. 167.

[3]) Kohls, Die Orts- und Flurnamen des Kreises Grimmen, S. 129.

[4]) Prien, Neumünsterfches Flurnamenbuch, S. 86.

[5]) Gerlach, Die deutschen Flurnamen des Kreises Lauenburg, S. 15.

schichtliche Erinnerungen auf und stellen somit eine Verknüpfung von längst vergangenen Zeiten zur Gegenwart her. Das Rittergeschlecht der Plötzen, das hier in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts vorübergehend auftaucht, lebt fort in der Plötzenheide. Jahrhunderte hindurch ist Plathe und die anliegende Feldmark im Besitz der Osten gewesen; nach dem Geschlecht ist die Ostensche Freiheit bei Altenhagen benannt. Von 1577 bis 1731 mußten die Herren v. d. Osten ihren Plather Besitz mit dem Geschlecht derer v. Blücher teilen. Daran erinnern das noch erhaltene Blücherschloß, der Blücherteich, die Blücherſche Kavel bei Altenhagen. Zur Unterscheidung von bäuerlichem oder städtischem Grundbesitz finden wir auf der Feldmark Benennungen wie Herrnkämpe bei Altenhagen, Ritterland (südlich des Krebsbaches), den Rittergrund bei Kutzer. Das Kolberger Soll jenseits der Rega ist eine geschichtliche Erinnerung an die hartnäckige Fehde des Dinnies v. d. Osten mit der Stadt Kolberg (1462—1465). Hier sollen die Kolberger während der Belagerung des Schlosses ihr Lager gehabt haben. In der Nähe davon steht die Luiseneiche, an ihr führte noch im vorigen Jahrhundert die hinterpommersche Poststraße vorüber; man bringt die Königin Luise damit — aber irrtümlich — in Verbindung, die auf der Flucht im Jahre 1806 unter dieser Eiche geruht haben soll.[6]) An demselben Wege bezeichnet man eine bewaldete Erhebung mit einer Vertiefung mit Franzosenkuhle; man erzählt sich, daß hier 1807 ein Franzose erschlagen worden sei. Nahe vor der Franzosenkuhle liegt der Schwarze Berg, eine Benennung, die mehrmals auf der Plather Feldmark vorkommt. Seinen Namen hat er wahrscheinlich vom düsteren Kiefernbestand, der nach örtlicher Aussage ehemals viel dichter gewesen ist. Von dem Schwarzen Berge erzählt man sich in Bandekow und Muddelmow mehrere Spukgeschichten. An die früheren Grenzstreitigkeiten erinnern die Streitorte und bei Heidebreck das Kiefholz.

Flurnamen sind zu allen Zeiten entstanden und entstehen auch heute noch neu. Die neuerstandene Siedelung am Bahnhof Plathe ist mit dem Namen Klein-Kleckersdorf bedacht worden. Der Fichtenplan an der Siedelung führt seit einigen Jahren die Bezeichnung Kitzelfichten. Vor einer Reihe von Jahren hat ein Bürger von Plathe an der Peripherie der Stadt einige Häuser neu erbaut; nach dem Namen des Erbauers (Frank) ist hierfür Klein-Frankreich entstanden. In einem Gehöft an der Chaussee nach Naugard wurde früher eine Gastwirtschaft betrieben; während einer militärischen Einquartierung wurde daselbst ein Dragoner erschlagen, seitdem heißt das Gehöft der Totschlägerkrug. Durch den Stausee zwischen Plathe und Lebbin entstand unterhalb Kutzer eine Insel, die ein beliebter Anlegeplatz für Paddler und Ruderer geworden ist. Greifenberger Schüler haben sie Bismarck-Insel getauft, andere nennen sie Liebesinsel.

In den vorstehenden Ausführungen ist nur eine ganz beschränkte Auswahl der hier nachweisbaren und noch lebendigen Flurnamen herangezogen worden, es stehen noch hunderte auf den Gutskarten der ehemaligen Ostenschen Besitzungen, die keiner Erklärung bedürfen. Daneben sind aber auch Namen verzeichnet, die wohl teilweise in der schriftlichen Fixierung entstellt wiedergegeben sind und daher von dem ursprünglichen Wortklang wesentlich abweichen; dahin gehören Babilon (ein vertorfter Teich), Wees Bluth, Bulß Bluth (für letzteren Namen steht auf einer neueren Karte Bahls Blüth), Bleeseblotsch Moor, Wakewiesen, Schlummer Berg, Schlummer Riege, Witteken Bach, Leiske Soll, Tzinske Haeck u. a.

In diesen Flurnamen spricht eine vergangene Zeit zu uns. Was die Dorfflur durch sie zu erzählen weiß, hat nicht bloß ein sprachliches Interesse; man kann hier das Wort von Jakob Grimm anwenden, daß wir die Worte betreiben, um die Sache zu erfassen. Wenn wir nicht an dem äußeren Klang der Worte hängen bleiben und tiefer in den Sinn hineinsehen, offenbart sich in unseren Flurnamen ein Stück der Seele unseres Volkes, das durch Jahrhunderte mit dem heimatlichen Boden verwachsen ist, und dieser Grund und Boden ist das Heiligste, was wir an materiellen Gütern besitzen.

[6]) Die Königin hat auf ihrer Flucht nach Ostpreußen diesen Ort nicht berührt, sondern nahm den Weg über Küstrin. Ueber Plathe fuhren die königlichen Prinzen usw. (Vergl. Mon.-Bl. für pom. Gesch. 1906, S. 40.)

Sommernacht.

Glocken der Kühe läuten den Tag zur Ruh,
Duft von gemähten Wiesen hängt überm Tal.
Abschiedskuß wirft die Sonne den Bergen zu,
Frieden taut aus des Himmels leuchtendem Gral.

Immer leiser sucht sich der Bach den Gang,
immer sanfter verschwimmt des Waldes Wand;
schwach in der Ferne verliert sich der Glocken Klang,
ruhig atmen die Täler, in Schlummer gebannt.

Mond hebt schlank sich aus schwärzlichem Wolkenkleid,
wie ein Grubenlicht steigend aus dunkelm Schacht,
und bei der Sterne dienstwilligem Strahlengeleit
schwebt durch ihr traumhaftes Reich die Sommernacht.

Hans Goethe.

August Petermann, der Dichter des Liedes von Pontarlier.

Von Christian Rogge, Neustettin.

Im Jahrgang 1926, H. 4, 156 berichtet Dr. J. Völker über die Entstehung des Liedes von Pontarlier *). Wer an dem schönen Gedicht seine Freude hat, der wird gewiß gern auch vom Verfasser desselben noch Näheres hören wollen. Ist er doch als Dichter wie als Mensch sehr wohl der Beachtung wert.

Ernst August Ferdinand Petermann wurde am 31. Dezember 1825 in Wangerin geboren und besuchte dort vom sechsten bis zum vierzehnten Lebensjahre die Elementarschule. Nach seiner Einsegnung trat er bei einem Gärtner in die Lehre und ging dann, wie es damals üblich war, auf die Wanderschaft. Dabei kam er nach Berlin, nach Kiel und nach Köln. In seine Heimat zurückgekehrt, erfuhr er, daß sein Vater eben begraben war, während seine „gute, brave Mutter" auf dem Sterbebette lag. Mit der Freude, daß ihr Sohn „so anständig gekleidet" war, schied sie aus dem Leben. Dieser aber wandte sich fortan der Zimmerei zu, griff nach beendeter Lehrzeit wieder zum Wanderstabe, um in Stralsund, Schwerin, Dortmund und auf verschiedenen Stationen der Bergisch-Märkischen Eisenbahn, bald als Polier Arbeit zu suchen.



August Petermann

In einem Tagebuch, das als schönes Erbstück von einer Enkelin verwahrt wird, erzählt er schlicht und recht von seinen Erlebnissen, immer sich des rechten Weges voll bewußt. Mit Vergnügen liest man da, wie die Wanderburschen gleich Freunden und Brüdern miteinander verkehren, einer dem andern zu Hülfeleistung bereit, und nicht weniger mit welchem Wohlwollen sie von den Meistern behandelt werden, bei denen sie um einen Zehrpfennig vorsprechen oder dauernd in Arbeit sind.

Mehrere Winter hindurch besuchte Petermann demnächst die Baugewerkschule in Holzminden, wo er sich bei Lehrern und Schülern bald hohe Achtung und volles Vertrauen erwarb; dies trat besonders bei Gelegenheit einer Feier zu Ehren des Direktors hervor, wo Petermann als Vertreter der Schüler in wohlgesetzter Rede und in schwungvollen Versen seinen geliebten Lehrer feiern durfte. Nachdem er dann im Jahre 1853 zu Paderborn die Meisterprüfung abgelegt hatte, traf er am 17. Mai als Meisterkandidat wieder in seiner Heimat ein, um bald ein verhältnismäßig gutes Geschäft ins Leben zu rufen.

Aber über seinen eigenen Angelegenheiten hat Petermann nie vergessen, seine schönen Kräfte auch in den Dienst des Gemeinwohls zu stellen. Alle Ehrenposten, die seine Mitbürger vergaben, hat er nach und nach verwaltet. Als Provinzial-Landtags-Abgeordneter des Kreises hatte er 1879 auch die Ehre, Kaiser Wilhelm I. und dem Kronprinzen vorgestellt zu werden, und als Stadtältester genoß er bei seinen Mitbürgern allgemeine Liebe und Achtung.

Immer hat er wie in Holzminden bei wichtigen Anlässen nicht nur als Redner, sondern auch als Dichter seine Stimme erhoben. Wurde etwa im Städtchen ein Saal eingeweiht, so mußte er das Weihelied sprechen; feierten die Schützen ein Jubelfest, so mußte er es durch sein Lied verschönen. Auch städtischen Angelegenheiten lieh er wiederholt seine dichterische Stimme. Da wollen die Bürger ein altes, ehrwürdiges Bauwerk abtragen lassen, um die Steine für den Bau eines Rathauses zu verwenden: unser Dichter tritt als Anwalt von Naturschönheit und Altertum auf und rettet den „alten Wall" vor dem Untergang, und sein Gedicht schließt, was für die Denkweise des Dichters bezeichnend ist, also:

Behaltet lieb der Väter Sitten!
Das Wort ein Eid! Fest jeder Arm!
Lieb, Treu und Glauben wohlgelitten!
Fürs Böse kalt, fürs Rechte warm!

Und mehr noch: Wangerin fühlt sich bei der Ostbahn im Güter- und Personenverkehr stiefmütterlich behandelt: unser Sänger läßt einen Notschrei erklingen:

Ach Ostbahn, liebe Ostbahn, höre
Ein kleines, tiefes Seufzerlein,
Dein Gnadenantlitz zu uns kehre,
Laß uns nicht ganz Stiefkinder sein!

und bald wird das Gewünschte erreicht.

Zu noch volleren Tönen aber schwingt sich Petermann auf, wenn über die engere Hei-

*) Daselbst befindet sich auch der Text des Liedes, auf den hinzuweisen wir uns diesmal begnügen müssen.

mat hinaus sein Blick sich auf das große deutsche Vaterland richtet. So, wenn er den hundertsten Geburtstag Schillers feiert; so, wenn er bei Errichtung des Hermanndenkmals am 28. September 1859 jubelt:

Hermann empor! Die Herzen glühn,
Die Geister sind nicht mehr gebannt.
Das ganze Deutschland soll es sein,
Das heilge deutsche Vaterland. —
Auf, Barbarossa! Auf! Hervor!
Zerspreng dein finstres Felsentor!

Hoch, Hermann, hoch! Das Vaterland
Muß Dich in seinen heilgen Wehn
Dort, wo das Römerjoch Du brachst,
Dort auf der alten Teutoburg
Auf fester Säulen Zinne sehn,
Damit Du schaust von hohem Stand
Dein auferwachtes Vaterland.

Hoffnungsvoll, ja, sagen wir prophetisch schaut so der fromme Patriot in die Zukunft. Kein Wunder daher, daß er die preußischen Siege von 1866 mit ganz besonderer Freude begrüßt und mit klarem Blicke die gewaltige Wendung erkennt, welche die deutschen Dinge nehmen. Das Gedicht, welches er zum Friedensfeste anstimmt, erinnert nach Ton und Inhalt an Geibel, der 1867 in seiner Vaterstadt Lübeck König Wilhelm als kommenden Kaiser von Deutschland begrüßt. Wenigstens die Anfangs- und die Schlußstrophe mögen hier stehn:

Was ist des Deutschen Vaterland?
So fragten lange wir und laut.
Die Antwort aber kam zurück:
Nicht ist es, was der Bund erbaut:
Dem ist die Sprache längst verwirrt;
Dort wird nur Haß und Zank geschürt.

— — — — — — — — —

Und feiert nun das Friedensfest!
Ein größres Preußen, Deutschands Schild
Und Deutschlands Schutz und Deutschlands Hort,
So aufgerollt liegt jetzt das Bild.
Dem so geschaffnen Vaterland
Ein donnernd Hoch mit Herz und Hand!

Für einen Vaterlandsfreund ist es eine wahre Freude, den weihevollen Klängen zuzuhören, die unser Dichter so bei allen wichtigen nationalen Anlässen erklingen ließ. Leider müssen wir uns in der Mitteilung weiterer Gedichtproben Beschränkung auferlegen; eine Frage aber drängt sich unabweisbar auf: wenn die Gedanken und Anschauungen, die wir in den Gedichten Petermanns finden, heute jedermann so selbstverständlich erscheinen, sie waren es doch ehedem durchaus nicht. Woher rührt bei unserm Dichter dieses gesunde, überall das Richtige treffende vaterländische Denken und Empfinden, woher hat er sein warmes patriotisches Herz, das ihn immer den richtigen Weg führt? Wir dürfen annehmen, er verdankt die lebhafteste Anregung dem Elternhause, der Mutter besonders und dem Großvater; er empfängt den ersten Anstoß für eine echt vaterländische Gesinnung von der Zeit her, wo der deutsche Gedanke zuerst in der Geschichte mit voller Klarheit und Bestimmtheit hervortritt: von den Befreiungskriegen her. Von der Zeit, wo das deutsche Volk unter der Zuchtrute des ersten Napoleon am Boden lag, hat er oft erzählen hören. Ich möchte das aus einem kleinen, scherzhaft-derben Gedichtchen schließen, das ich auch unter seinen Papieren fand. Es berichtet von einem Familienerlebnis aus des Großvaters Zeit. Der anspruchsvolle Franzose war auch in den pommerschen Städten einquartiert und richtete sich im deutschen Hause ohne Rücksicht auf die Bewohner nach seiner Bequemlichkeit ein. Unser Gedicht — es ist überschrieben „Aus der Franzosenzeit" — erzählt nun, wie der Großvater den lästigen Eindringlingen einen Streich spielte.

Da waren in der Wassermühle im Quartier
Franzosen ihrer dreie oder vier,
Von denen stadtbekannt, daß sie Krakehler waren.
Als nun Großvater dies zu rechter Zeit erfahren,
Und noch dazu, daß sie von Hackbart aus-
Und einquartieren wollten in des Vaters Haus,
Da schüttelte er seinen grauen Kopf,
Erwägend, wie er den Gesellen dreh den Zopf.

Bald wird's ihm, wie er es zu machen, klar.
Frisch nun ans Werk, wie jung gewohnt er's war!
Zunächst ließ er am Himmelbette als Gardinen
Die schmutzigste der Decken aus dem Pferdstall dienen.
Dann putzte er den Webstuhl passend aus —
(Damals war dieser, was jetzt das Klavier im Haus).
Kurz, allem: Ofen, Ofenbank, Kamin,
Ihm wurde heute ungewohnter Schmuck verliehn.

Stillschweigend sieht er dann, was er geschaffen, an,
Sich sagend: „So wär alles wohl getan!"
Kopfschüttelnd sah die Mutter ihren guten, alten,
Sonst so verständ'gen braven Schwiegervater walten.
Der spricht: „Na, Guste, lat man sün!" und lacht.



Gesamtansicht der Stadt Wangerin

Da wird geklopft und schnell die Türe aufgemacht.
Doch der Serschant macht blitzschnell Kehrt und spricht:
„Quartier für alte Sau! Für Franzmann nicht!"

Begreiflicherweise flammte Petermanns vaterländische Begeisterung am hellsten auf, als 1870 der Krieg ausbrach. Vor mir lagen vergilbte Feldpostbriefe, die in ihrer Schlichtheit und Einfachheit doch das Bild der gewaltigen Zeit lebhaft wiederspiegelten und treue Kunde gaben von dem, was in heißer Männerschlacht vollbracht war. Leise ahnen und fühlen wir, wie daheim die Bürger des kleinen Städtchens auf Nachrichten lauschen, wie sie um die Krieger bangen und sorgen und wiederum mit ihnen sich freuen und aufjauchzen. Der eigentliche Schriftführer der Bürgerschaft ist der Neffe unsers Dichters, der Kaufmann Petermann. Wenn ein Briefschreiber aus dem Felde her für die empfangene Gabe seinen Dank sagt, dann vergißt er gewiß nicht hinzuzufügen, der verehrte Meister möge doch auch ihn mit einem Schreiben beehren. Und wie stolz berichtet ein Pionier von den Wällen vor Straßburg: „Den Brief von H. P. und das von Ihnen gedichtete Lied erhielt ich am 21. September abends 6 Uhr. Wir waren grade angetreten, daß wir nach Straßburg (soll heißen auf Vorposten) gingen. Ich brach den Brief aber gleich auf; denn das ist doch solche innerliche Freude, wenn man aus der Heimat was zu hören und zu lesen bekommt. Wir lernten uns das aber gleich unterwegs." Es war folgendes Lied:

Nach Straßburg, nach Straßburg, der wunderschönen Stadt,
Die einstmals der Franzose dem Reich gestohlen hat!
O Straßburg, o Straßburg, die Zeiten sind vorbei,
Der Franzmann wird geschlagen, All-Deutschland ist dabei.
Sie sollen, sie müssen aus deinen Mauern fort,
Wirst wieder, altes Straßburg, ein echter deutscher Ort!
O Straßburg, o Straßburg, laß uns als Bruder ein,
Gehörst ja bald auch wieder zur großen Wacht am Rhein.
Wir kommen, wir kommen, wir Deutschen sind schon da!
Glück auf, Glück auf, o Straßburg! Hoch Wilhelm! Hoch, Hurra!

Doch nun zu dem Liede von Pontarlier!

Unser Lied von Pontarlier wird gleich nach der Abfassung auch im heimatlichen Städtchen bei feierlicher Gelegenheit bekannt. Im Liebhabertheater findet eine Aufführung zum Besten der Verwundeten statt; dabei tritt im Verlaufe des Stückes ein Briefträger auf, der einen Brief vom Kriegsschauplatz bringt. Dieser umschließt den Text des Liedes, und Malermeister K., ein vorzüglicher Sänger, trägt hier zum erstenmal unter allgemeinem Beifall — Petermann sagt, der Sänger habe sich selbst übertroffen — unser Lied vor. — Nach 25 Jahren ist dieser erste Sänger des Liedes in der Heimat wohlbestallter Ratmann. Und doch war der Dichter selbst unbekannt. Als ein echtes Volkslied wurde es von denen, für die es gedichtet war, hingenommen und gesungen, als ob sie selbst die Worte für das Erlebte gefunden. So sehr findet jeder darin sein eigenes Denken und Empfinden wieder. So kommt es, daß der Singende nicht nach dem Dichter fragt, im Gegenteil durch das Lied selbst zum Dichter wird und es nach den Umständen verändert. So wurde gleich Eingangs gesungen: „Da haben wir gestritten im blutgetränkten Schnee", während Petermann geschrieben hatte: „Da standen deutsche Krieger im frisch gefallnen Schnee". Aber im Schluß heißt es dann doch wieder: „Sie taten, was sie sollten". Und weil hier zu Tage tritt, daß der Dichter selbst nicht Mitkämpfer war, so kam die Vermutung auf, ein Arzt oder Apotheker habe das Lied gedichtet. So bekam ich noch 1895 von der Jubelfeier in Stargard her die Nachricht, Apotheker Zimmermann in Labes sei der Verfasser, aber auf eine Anfrage dort schrieb mir der Bürgermeister, das würde wohl Zimmermeister Petermann in Wangerin sein; der gebe sich mit Dichten ab. Und so war endlich nach langem vergeblichen Suchen meinerseits der Dichter gefunden.

Und nun, wie sich's gebührt, noch ein kurzes Wort über den geistigen Urheber unseres Liedes. Ich meine den, der durch einen Feldpostbrief die ganze Lage des Gefechtes so anschaulich und packend geschildert hatte, daß Petermann danach den Kampf wie etwas Selbsterlebtes besingen konnte. Der Reservemann Melchert ist es, später Bäckermeister und Stadtverordneter in Wangerin; er starb schon in seinem vierzigsten Lebensjahre. — Am Sedantage 1895, wo das Städtchen seine alten Krieger, wie natürlich, besonders ehrte und vor allem der Toten gedachte, da legte unser Petermann nach dem Berichte der Kameraden noch einmal Zeugnis ab für Melchert: er sei stets mutig und unerschrocken vorgegangen und habe die Kameraden angefeuert, wo es hart hergegangen.

A. Petermann hat selbst vielen geholfen und Freude bereitet, um so mehr wäre ihm zu wünschen gewesen, daß auch sein Leben freudevoll ausklang. Leider geschah das nicht. Schon von den vierziger Jahren seines Lebens an wurde er von einem quälenden Asthmaleiden heimgesucht, das ihm schlaflose Nächte bereitete. Aber er trug sein Los mit Geduld, besonders da ihn seine treue Gattin „wie eine barmherzige Schwester mit aller Liebe und Fürsorge umgab". Einen besonderen Lichtblick in trüben Stunden, so schrieb er mir dankerfüllt, hätte ich ihm gebracht. Ich hatte ihm nämlich mit einem Aufsatz, durch den ich ihn als Verfasser des Liedes von Pontalier weiteren Kreisen bekannt gab, zum 71. Geburtstag meinen Glückwunsch ausgesprochen und veranlaßt, daß ihm der Artikel rechtzeitig zuging. Am Morgen des festlichen Tages stellten sich denn auch der Bürgermeister von Wangerin und ein Ratmann bei ihm ein, um im Namen der Stadt gute Wünsche zu sagen, die Zeitungsnummer

in der Hand, in der meine Auslassung stand. Er wollte sie eben an den Jubilar überreichen, als ihm der mit berechtigter Genugtuung sagen konnte: „Habe ich selbst von der Zeitung schon erhalten."

Und wie ehedem das Werk des braven Volksdichters endlich gewürdigt wurde, so ist es wohl auch heute noch und weiterhin angebracht, daß man seiner freundlich gedenkt.



Rundscheune in Labuhn

Die Ostenheide. Von Curt Bloedorn.

Unter dem Begriff Heide verstehen wir Norddeutschen nicht allein ebene sandige Flächen, die mit Heidekraut (Colluna vulgaris) überzogen sind, sondern auch größere zusammenhängende Waldgebiete, in denen Kiefern und Fichten, also Nadelhölzer, den Vorzug haben. Forsten mit der erwähnten Bezeichnung gibt es besonders in Hinterpommern, dem heutigen Ostpommern, eine ganze Anzahl. Die am wenigsten bekannte, da sie abseits aller lebhaften Verkehrsstraßen liegt, nicht die größte, sicher aber in ihrer Unberührtheit eine eigenartige, ist die Ostenheide. In ihr wechseln Bruch mit Schonungen, alten Beständen von stellenweise urigem Wuchs, mit sumpfigen Wiesen, Morästen. Ackerbreiten kleiner Siedler liegen, selten wie Oasen in der Wüste, in ihr. Umgeben von Wald scheinen die wenigen Güter einen Dornröschenschlaf zu träumen, und weite Strecken muß der wandernde Fuß hinter sich legen, um eins der stillen Forsthäuser zu treffen, die in dieser Einsamkeit den Hütern von Holz und Wild ein Heim geben. Stunde um Stunde geht der Wanderer auf vollkommener Ebene, bis er plötzlich vor einem tiefen Riß, einer gewaltigen Endmoräne steht. Auch steile Bergkegel, Höhenzüge, die gleich Riesenraupen durch das platte Land zu kriechen scheinen, Kuppen und Schluchten bildend, trifft er an. Diese Risse in der Erde, diese Rücken aus sandigem Lehm schuf die Eiszeit vor hunderttausend Jahren; sie ließ auch in ungeheuerer Anzahl Findlinge in allen Größen, in den verschiedensten Granitarten zurück, sie mahlte seinerzeit mit ihnen die Gletschertöpfe aus, die heute, wassergefüllt, beschattet von Wipfeln alter Bäume, von den Naturgewalten jener Zeit Zeugnis ablegen... Ostenheide — die Heide des Geschlechtes von der Osten!

Altgermanisch-niedersächsischer Uradel, ein treuer Lehnsmann und weiser Berater seines Herrschers, erhielt der Ritter Friedrich de Oste oder de Osta, auch de Oste oder de Osten geschrieben, Rat des Kaisers Albrecht L, in Anbetracht seiner Verdienste um das Jahr 1248 in dem nördlichen Teil des heutigen Labes-Regenwalder Kreises große Ländereien als Lehen, damit er sie kolonisiere. Am Woldenborgh (Woldenburger See), zwischen den Dörfern Muddelmow und Woldenburg, lag die Feste (Burg) des ersten Osten in Hinterpommern, deren Turm noch im Jahre 1830 stand und aus dessen Fundamentsteinen die Grundmauern des neuen Herrenhauses in Witzmitz,

einer Ostenschen Besitzung, gefügt sind. Dem großen Waldgebiet, aus dem die Ländereien bestanden, gab dieser Ritter von der Osten seinen Namen. Das Geschlecht blühte, dehnte seine Besitzung — bisher wildes, wendisches Land — in Kulturarbeit genommen mit eigenen und herbeigerufenen freien germanischen Bauern, aus bis vor die Tore Kolbergs, das durch seine Salzlager an Reichtum und Einwohnern wuchs. Durch diese Ausdehnung über den ursprünglichen Besitz hinaus kommt es, daß außer der eigentlichen Ostenheide, die nur ungefähr 4000 Morgen groß ist und noch heute im Besitz der Familie sich befindet, die ganzen Waldungen, die im Norden des Labes-Regenwalder Kreises beginnen und sich bis Mühlenbruch und Roman im Kolberger Kreis hinziehen, landläufig denselben Namen führen. Selbst der Petershagener Wald wird häufig als zur Ostenheide zugehörig genannt. Ueber 40 000 Morgen zählen diese zusammenhängenden Forsten, durch die nur eine Kleinbahn, Regenwalde-Mühlenbruch-Kolberg, sich schlängelt. Keine Kunststraße stört mit hastendem Lärm die Urwüchsigkeit der Heide, nur stille Feldwege, an denen Birken mit ihren silberweißen Stämmen leuchten und einsame Abfuhrstraßen für Holz, die beschattet sind von Kiefern, Buchen und Eichen, über die ein Duft nach Harz, Moosen und Porst liegt, dringen durch den schweigenden Wald. In der Ostenheide ist die Fichte (Tanne) autochthon; das heißt: diese Nadelholzart ist nicht erst wie im übrigen Pommern und in den Nachbarprovinzen aus Schweden eingeführt, sondern sie gehört seit undenklichen Zeiten zum Bestand. Und wie die Fichte von jeher hier heimisch, so sind Fauna und Flora vielfach dieselben geblieben wie vor Hunderten von Jahren. Wenn auch Wiesent, Bär, Luchs, Wildkatze, Wolf und Elch, die alle in der Ostenheide zu finden waren, der Kultur weichen mußten, so finden wir doch heute noch in diesen Waldungen den stolzen Schreiadler horsten, der überaus seltene Wildstorch, der „Schwarze", ist Gast in ihr, scheue Kraniche brüten in unwirtlichen, unzugänglichen Sümpfen, die stärksten Hirsche Deutschlands, das urigste Schwarzwild, das kapitalste Rehwild zieht durch den Tann. Dachs, Fuchs und Otter wurzeln, schnüren, fischen im Busch, am sumpfigen Bachufer, sogar der sagenhaft seltene Nerz, der nur in dunkelster Nacht raubt, soll in den weiten Erlenbrüchen ein heimliches Dasein führen. Und eine überaus artenreiche Flora erfreut in der Ostenheide den Botaniker. Außer allen in unserem Breitengrad vorkommenden Waldbäumen traf ich wildwachsend: die Eibe (Taxus baccata), die Stechpalme, den giftigen Kellerhals, die Tollkirsche, Glockenheide, sieben verschiedenartige Knabenkräuter (Orchideen), Sonnentau und viele andere Seltenheiten, von denen in Deutschlands Gauen nur wenige zu finden sind.

Gehegt und gepflegt wird Tier und Pflanze von einsichtigen Besitzern, denen vorangehen die Herren von der Osten, die aus der wüsten, menschenleeren Heide einen besiedelten deutschen Forst geschaffen und ihm trotzdem seine Eigentümlichkeit gelassen. Anstelle der wendischen Jäger und Fischer vergangener Jahrhunderte, die nomadisierend durch die Brüche schweiften, sind biedere seßhafte Deutsche ansässig geworden. An die Wendenzeit der Ostenheide erinnert heute noch ein Burgwall. In richtiger Erkenntnis des natürlichen Schutzes, den Sumpf und Moor boten, hatten diese Slawen in dem unwirtlichsten Teil des damaligen Urwaldes sich eine Feste, einen Ringwall, angelegt, hinter dessen schlammgefülltem Graben und aufgeworfenem Wall sie sich vor jeglichem feindlichen Angriff sicher wähnten. Zu ihm strömten in Zeiten der Not die Wenden von Witzmitz, Geiglitz, Stölitz, Molstow, Pinnow und anderen slawischen Niederlassungen. Alle Ortsnamen auf „itz, ow, aff, aw" nennen uns wendische, solche auf „burg, hagen, dorf" germanische Siedlungen; die Wenden selbst wurden von den Deutschen zurückgedrängt oder gingen in ihnen auf, denn heute noch sitzen in dieser Gegend viele Familien, deren Namen wendischen Ursprungs sind. Die Mischung Wende-Germane hat ein gutes Geschlecht gezeugt. Mehr Fischer als Jäger, saßen die Slawen hauptsächlich an den Seen und Gewässern, die an und in der Heide liegen und die ihnen mit ihrem Reichtum an Schuppentieren und Krebsen leicht erreichbare Nahrung boten. Hecht, Aal, Barsch, Forelle waren und sind heute noch in den großen stillen Landseen, in der flinken, kalten Molstow — sie mündet in die Rega —, in den vielen kleinen Bächen zu finden. Und dieser Fischreichtum bietet der Bevölkerung der Jetztzeit gute Verdienstmöglichkeiten, lockt aber auch Feinschmecker der Vogelwelt, wie Kormoran, Reiher, Milan und den bunten Eisvogel.

Die herrlichsten Teile dieser ausgedehnten Waldungen sind die eigentliche Ostenheide und der Popiel. In den großen Erlenbrüchen der ersteren erkennt man heute noch ihre Unwegsamkeit von einst. Trotzdem durch Regulierung der Bachläufe, durch Melioration des Grund und Bodens viel zur Trockenlegung der Moräste getan worden ist, hat die Ostenheide doch ihren Charakter bewahrt. Wohl ist sie etwas trockener geworden, als sie es noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts war; denn damals durfte man die Heide nur zur Winterszeit bei strengster Kälte durchqueren, in jeder anderen Jahreszeit war ein Wandern durch sie mit Lebensgefahr verbunden. Umgeben von alten Beständen Mischwald, durch-

zogen von tiefen Gräben liegt dieser Bruch. Hier suhlen ganze Rotten Schwarzwild, hier zieht der starke Hirsch seine Fährte, ein alter Ueberständer in diesem Gebiet ist der Horstbaum des Adlers. Stille, heimliche Waldwiesen träumen im hohen Holz, des Schwarzspechtes melancholischer Flötenruf — in mächtigen Baumriesen haben er und seinesgleichen ihre Nisthöhlen gezimmert — klagt durch die Einsamkeit, und Kranich, Wildgans und Wildente ziehen über Schwarzerlen, Weiden und Birken, unter deren belaubten Wipfeln Miriaden Mücken und Fliegen summen, deren Eier und Larven im dunstenden Boden Brutstätten finden. Im Brakwasser der Gräben und Moräste lebt faul und stumm die Landschildkröte, an deren Aussterben in Pommern kaum mehr zu zweifeln ist.

Der Popiel ist größtenteils trocken. Er ist die eigentliche Wildkammer der ganzen Ostenheide. Alte Kiefern und Fichten, aber auch Eichen und Buchen von einem Stammdurchmesser und einer Höhe, wie man solche kaum wiederfindet, bilden in ihm ganze Jagen. Außer dem Raunen und Rauschen der schweren Wipfel, dem Singen und Schreien der Vögel, dem Orgeln der Hirsche im Herbst, ist tiefe, fast unheimliche Stille in ihm. Der Popiel ist ein Urwald in Pommern. Man glaubt sich bei einem Durchqueren desselben versetzt in die Zeit, in der Hermann der Cherusker dem Römer Varus bewies, daß Germanenschwert Vernichtung bringen kann. Unter diesen Baumriesen, in dieser Urwüchsigkeit verhält man unwillkürlich den Schritt, steht und lauscht und wartet auf einen blonden Recken jener Zeit, der hinter dem nächsten Riesenstamm hervortreten müßte, glaubt den leisen Sohlengang eines Bären zu hören, das Schnauben eines Urstieres oder Elches. Und bricht die Dunkelheit ein, dann will das menschliche Auge das phosphoreszierende Leuchten der Lichter eines heranschleichenden Rudels Wölfe sehen, die einst die Ostenheide unsicher machten und deren Vorkommen seinerzeit einem Ort den Namen „Wolfsfuhrt" gegeben. Das ist der Popiel! Möge er und die Ostenheide in ihrer Abgeschiedenheit ihre jetzige Eigenart immer bewahren.

Der Ostenschen Waldung teilweise ähnlich ist die Rübenhagener Heide, die den südwestlichen Teil des ganzen Komplexes ausmacht und sich der Kunststraße Greifenberg—Muddelmow—Regenwalde nähert. Der Petershagener Wald, der nördlichste Teil des Ganzen, ist gepflegter Staatswald auf meistenteils leichtem, trockenem Boden.

In der Ostenheide liegen nur drei Güter, Popiel, Stölitzhöfchen und Ostenheide; eingeschlossen wird sie, angefangen im Süden, von den Dörfern und Gütern: Geiglitz, Döberitz, Berknow, Meseritz, Petershagen, Roman, Buchwald, Mühlenbruch, Kurtshagen, Witzmitz, Sack, Rübenhagen, Kummerow, Labuhn. Die Ortsnamen sind interessant, sie zeigen uns slawische und germanische Siedelungen. Zwischen den Gütern und Dörfern, stets an der Landstraße, liegen friedlich die kleinen Anwesen der sogenannten Kolonisten, Kleinlandwirte. In vielen ihrer Gehöfte wohnten bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts die Förster und Waldläufer der Heide, im schweren Dienst hart und rauh gewordene, aber brave Leute.

Das Schotterwerk Henkenhagen.

Von Diplom-Ingenieur Theodor Heesch.

Zwischen Dramburg und Ruhnow liegt kurz vor dem Bahnhof Henkenhagen ein kleiner See. Eine große Schütthalde verunstaltet seine Ufer. Seit über 20 Jahren ist sie Jahr für Jahr gewachsen. Der moorige Seegrund ist aufgequollen, und schon wachsen ansehnliche Bäume auf seinen neu entstandenen Inseln.

Hinter der Halde, fast auf der Höhe, liegt eine kleine Fabrik. Wenn die Fenster des Zuges offen sind, hört man deutlich den Lärm der Steinbrecher und Siebe, die Findlinge zu Schotter und Splitt verarbeiten. Abend für Abend verläßt ein langer Zug von 30 Wagen mit Steinmaterial das Werk. Seit 20 Jahren ist der Steinbruch hier im Gange, und wer sich über den Steinreichtum dieser Gegend wundert, braucht nur daran erinnert zu werden, daß sich von Rußland bis zur Nordsee der Baltische Höhenrücken durch die Norddeutsche Tiefebene zieht. Auf ihm liegen die sogenannten Endmoränen, Ablagerungen jener gewaltigen Gletscher, die von Skandinavien herunterglitten und Felsblöcke aus der nordischen Heimat zu uns verschleppten. Wir alle kennen sie als Findlinge, die überall auf den Feldern herumliegen und die Landarbeit erschweren. Aber nicht jeder hat einmal solche Endmoräne gesehen, in der Steine häufig meterhoch fest aufeinander gefügt sind, so daß manches Mal kaum Boden dazwischen ist.

Wie sich diese Endmoränen gebildet haben, darüber sind sich die Gelehrten immer noch nicht einig. Einige sagen, es seien Ablagerungen am Fuße des Gletschers, andere wieder behaupten, daß sie sich dort gebildet hätten, wo der Gletscher an dem Höhenrücken einen

Widerstand gefunden habe und sich aufbäumte. Während dadurch der Gletscher in seinem Lauf behindert war, fanden die Steine Zeit, infolge ihrer Schwere allmählich nach unten zu sacken und liegen zu bleiben.

Wir wollen uns nicht in den Streit der Meinungen einmischen. Tatsache ist, daß dieses Steinvorkommen die damalige Preußische Eisenbahnverwaltung veranlaßt hat, an verschiedenen Stellen die Gründung von Schotterwerken vorzunehmen, um auf diese Weise in der Nähe der Verbrauchsstellen das Oberbaumaterial zu gewinnen und so ganz erhebliche Frachten zu ersparen.



Schotterwerk Henkenhagen: Löffelbagger mit Sieb

Die Eisenbahnverwaltung stellte bereitwillig größere Summen für die Einrichtung der Werke zur Verfügung. So wurde hier bei Henkenhagen das Schotterwerk durch einen Unternehmer Homann gegründet. Schürfungen hatten ergeben, daß scheinbar große Steinvorräte vorhanden waren. Schon nach zwei Jahren war jedoch das Vorkommen erschöpft, ohne daß das Werk die Möglichkeit gehabt hatte, die Schuld bei der Eisenbahn durch Lieferung abzutragen.

Inzwischen wurde festgestellt, daß 7 Km. vom Werk entfernt in der Nähe von Carlsthal, unmittelbar am Buchberg, große Steinvorräte vorhanden waren. Um das vorgeschossene Geld nicht zu verlieren, erwarb die Eisenbahn das Werk mit den zur Ausbeutung nötigen Ländereien und übertrug den weiteren Betrieb der Philipp Holzmann A.G., die das Werk auch heute noch in Pacht hat.

Eine Besichtigungsfahrt soll uns mit der Eigenheit des Betriebes näher vertraut machen. Unmittelbar am Bahnhof steigen wir auf die Baubetriebsbahn der Firma um. Zur Feier des Tages ist ein Personenwagen eingestellt, in dem wir in ungefähr 20 Minuten nach Carlsthal, dem Steingewinnungsort, gelangen. Oben in Carlsthal sucht man heute vergeblich den Buchberg, der mit seinen bewaldeten Höhen weit über das Land schaute. An seiner Stelle liegt heute eine tiefe Schlucht, in der man immer noch Steine gräbt, und dicht daneben entsteht ein neuer Berg, vorläufig noch eine öde Schutthalde, die aber hoffentlich bald bewachsen sein wird. Ein unvergleichlich schöner Blick bietet sich dem Beschauer von der neuen Höhe.

In den ersten Jahren wurde alles von Hand gewonnen. An der schrägen Böschung kletterten die Arbeiter hinauf, lösten die Steine, die dann herunterrollten und unten aufgeladen wurden. War ein ganzer Zug mit Steinen beladen, dann mußte man 2 oder 3 Züge mit Boden abfahren. Manchmal war das Verhältnis noch ungünstiger. Mit dem Boden wurden Schluchten ausgefüllt und mit Mutterboden überdeckt und somit kulturfähiger Boden gewonnen, wo früher nur steile Abhänge waren. — Die an die Leistungsfähigkeit des Werkes gestellten Anforderungen wurden immer größer, so daß dieser einfache Handbetrieb nicht mehr ausreichte, besonders deswegen, weil im Herbst eine große Anzahl der Arbeiter zur Ernte gingen und daher die Leistungsfähigkeit des Brecherwerkes bei weitem nicht ausgenutzt werden konnte. Kurz nach der Inflation richtete man maschinellen Betrieb ein, und seitdem wird die Handarbeit durch zwei große Löffelbagger verrichtet.

Steine und Sand wirft der Löffel auf das hohe Siebgerüst, unter dem zwei Züge laufen. In den einen Zug fällt der Boden, der zur Abraumkippe geht, in den zweiten Zug die Steine in der Größe, in der sie der Brecher verarbeiten kann, und über das Gerüst hinaus rollen die großen Steine, soweit sie der Löffelbagger nicht vorher beiseite setzt. Diese großen Steine werden an Ort und Stelle gebohrt und gesprengt. 4 Lokomotiven und ungefähr 200 Wagen dienen dazu, rund 1000 cbm Material am Tage zu befördern. 5—6 Züge mit Steinen beladen werden zum Schotterwerk gefahren. Nach einem kurzen Imbiß auf der Höhe schließen wir uns solchem Zuge an und fahren mit ihm direkt zum Schotterwerk, um auch dies zu besichtigen. In langsamer Fahrt geht es bergab, meistens scharf gebremst, damit die Lokomotive die Gewalt über den Zug behält. Unten bei Henkenhagen geht es auf einer

Brücke über die Hauptbahn hinweg und durch eine Spitzkehre wieder zum Schotterwerk hinauf. Außerordentlich günstig ist das Gelände für den Bau dieses Werkes ausgesucht. Hoch oben über einem Steg werden die Steinwagen in das Gebäude hineingefahren und durch Kippen in einen Trichter ausgeleert. Siebe scheiden den an den Steinen haftenden Sand und Lehm aus; dann fallen die Steine in die Brecher, wo sie mit lautem Getöse zerknackt werden.

Anschließend trennen Siebtrommeln die Steine nach verschiedenen Korngrößen. Der Steinschlag in der Korngröße, wie er von der Reichsbahn für den Gleisbau oder von den Chausseeverwaltungen für den Straßenbau benötigt wird, fällt direkt in große Silos unterhalb der Trommeln, von wo aus er unmittelbar in die Eisenbahnwagen abgezapft werden kann. Die kleineren Korngrößen, Splitt und Quetschsand werden getrennt abgefangen und durch Muldenkipper besonderen Silos oder auch einer Waschablage zugeführt.

Im letzten Jahre wurde das Werk noch durch einen Splittbrecher und moderne Siebanlagen erheblich erweitert, sodaß man in der Lage ist, auch noch den Anforderungen des heutigen Straßenbaues bei dem Bedarf für Oberflächenbehandlungen gerecht zu werden.

Noch ist das Werk voll in Betrieb, und ungefähr 90 Mann finden ihre Beschäftigung und ihr Brot; doch auch hier macht sich der wirtschaftliche Niedergang empfindlich bemerkbar. Die Reichsbahn, die bereits im Vorjahr nur halb soviel bestellt hat wie in dem Jahr vorher, hat auch in diesem Jahre ihren Bedarf noch weiter eingeschränkt. Bei dem Straßenbau sieht es nicht besser aus. Ganz erheblich könnte der heimischen Industrie geholfen werden, wenn nicht so große Mengen Schotter aus Sachsen und Schlesien bezogen würden.

Als man nur wassergebundene Straßendecken kannte und der Stein unmittelbar den Schlägen der Hufe und Räder ausgesetzt war, lag eine Berechtigung vor, Hartschotter aus dem Gebirge zu verwenden; denn es bestand die Gefahr, daß der härtere Stein im Findlingsschotter den weichen schnell zertrümmerte und dadurch die Straßen sehr bald Schlaglöcher erhielten. Diese wenig erfreuliche Eigenschaft der ungleichen Härte der einzelnen Steine kann man dem heimischen Findlingsschotter leider nicht absprechen. Nachdem man aber überall feste Straßendecken eingeführt hat, ist diese Frage von nebensächlicher Bedeutung. Umfangreiche Versuche bei der Herstellung von Straßendecken haben den Beweis erbracht, daß der Findlingssplitt hierfür besonders gut geeignet ist.

Es ist daher zu hoffen, daß mit Rücksicht auf diese Ergebnisse und die ganz erheblichen Frachtersparnisse der Verbrauch an dem heimischen Findlingsmaterial wieder zunehmen und es dadurch möglich sein wird, den Betrieb des Werkes aufrechtzuerhalten.

Sommertag.

Betörend ist des Sommers Wiederkehr
und ewig jung bleibt seine heiße Sendung,
denn unverändert sprüht in jedem Jahr
mit eines Kindes lachender Verschwendung
aus seiner Sonne gelbem Knisterhaar
das gleiche, rauschend volle Liedermeer!

Wir reiten schweigend, wenn die Sonne sticht,
durch kühler Wälder Atem stumm zu zwei'n,
zutiefst allein
nur mit dem Licht,
das Sattelzeug knirscht leis, die Trense klirrt,
und da, wo überm Hau die Hitze schwirrt,
wo Hummeln um die Himbeerranken kreisen,
da tritt mit leisen
siegreichen Sohlen aus dem Erlenbruch
der Sommer mit dem roten Sonnentuch.
Hoch oben zieht ein Bussard seine Kreise,
die Pferde schlagen müde mit den Schweifen,
der Sommer greift nach einem Sonnenstreifen
und biegt im Tanzschritt in die nächste Schneise.

Er altert nie, der Zeiten graue Seide
umspinnt in diesem Walde nur uns beide.

Angela v. Britzen.

Sommerabend.

Zur Neige ging ein heißer Tag;
vom Himmel tropfte Dämmerblau.
Nur hinterm Wald ein Schimmer lag
wie matter Abendsonnentau.

Was schwach sich fühlt nach Tagesmüh'n,
das ruht erquickt von sanfter Kühle.
Durch bunte Bauerngärten zieh'n
die Düfte schwerer Sommerschwüle.

Umschlungen schauen Liebesleute
in Glückesland — fern liegt das Heute.
Ein Hofhund bellt; und hier und da
schluchzt eine Ziehharmonika.

Als wieg' er sich nach ihrer Weise,
zieht, eng verbrüdert schon dem Traum,
der Abendfrieden seine Kreise.
Und durch des Himmels Sternenraum

Lenkt still der Mond sein Silberschiff.
Die rote Rose dicht am Haus
träumt, daß er sie bei Namen rief —
haucht jauchzend ihre Seele aus.

Else Peter-Graffenberg.

Rundschau.

Das Kreisheimatmuseum in Labes.

Gar manches Werk ist eines Zufalls Kind.

Neben dem Eingang zum Heimatmuseum liegt ein Grundstein, eine vorgeschichtliche germanische Mühle. Sie ist ein echter Findling. An der Straße nach Stramehl ist sie von dem Schulrat Rowe auf einem Steinhaufen entdeckt und vor dem Schicksal des Zertrümmertwerdens bewahrt worden. Der Schulrat nahm mit dem Landrat von Bismarck Rücksprache, und dieser ließ das Denkmal vorgeschichtlichen Lebens bergen. Rowe legte dem Landrat nun nahe, ein Heimatmuseum zu begründen. Dieser zeigte für das Unternehmen volles Verständnis und lebhaftes Interesse. Rowe wußte auf seinen Dienstreisen weitere Kreise für den Gedanken des Heimatmuseums zu gewinnen und begann auch



Kreisheimatmuseum in Labes

Auf dem Glasschrank eine Weihnachtskrone, im Schranke ein Abendmahlskelch aus dem 17. Jahrh. Aufn. Brehmer

eifrigste Sammelarbeit. Es gelang ihm, die Besitzer von Funden aus der Vergangenheit davon zu überzeugen, daß es für die Gesamtheit doch wertvoller sei, wenn all die Einzelstücke an einem Orte vereinigt und zugänglich wären, als wenn sie ein Dornröschendasein führten, das kaum dem Besitzer selber ein sonderlicher Quell der Freude sein könne, da ein Stein für sich allein ja doch keine Vergangenheit hervorzuzaubern vermöchte.

Das erworbene erste Gut fand ein Unterkommen in einem Schranke, den der Landrat beschaffen konnte. Aber er war gar bald überfüllt und konnte nicht mehr aufnehmen, was zufloß. Die Raumfrage harrte der Lösung.

Als das im Landratsamte untergebrachte Finanzamt in ein Eigenheim übersiedelte, konnten dem Heimatmuseum im Landratsamte zwei Räume zur Verfügung gestellt werden.

Der Kustos des Provinzial-Museums für pommersche Altertümer Dr. Balke, jetzt Provinzial-Konservator, gab wertvolle Anregung zur Ausstattung der Räume, und nach seinen Angaben sind die Schränke von dem Tischlermeister Neumann gefertigt worden. Bei der Unterbringung der Sammlung stand der Direktor des Provinzial-Museums Dr. Kunkel beratend zur Seite.

Das Museum konnte der Oeffentlichkeit übergeben werden. Bei der Eröffnungsfeier hielt der Vater des Kindes ihm auch die Taufrede.

Dank dem Vater des Werkes, dem Schulrat Rowe; Dank seinem Förderer, dem Landrat von Bismarck; Dank dem Kreisausschusse, der die Kosten bewilligte — und schließlich Dank allen denen, die ihre Funde und Wertstücke hingaben, damit aus Stein und Stein, aus Teil und Teil ein Ganzes sich bilde und forme.

Das Heimatmuseum ist eröffnet. Es ist aber nichts Fertiges, darf nie etwas Fertiges werden. Ein Museum nicht. Es will wachsen. Die Wachstumskraft liegt aber nicht in ihm selber. Zum Wachsen und Werden verhelfen können ihm nur wir selber, wir alle, du, ich.

Ein kurzer Gang durch das Heimatmuseum mag uns etwas von seinem Reichtume zeigen.

Der Schrank auf dem Flur birgt Versteinerungen. Hier ist die letzte bestimmende und ordnende Hand noch nicht angelegt. Zu beiden Seiten des Schrankes liegen Handmühlen germanischen und wendischen Ursprunges.

Der eine Raum enthält kirchengeschichtliche Altertümer. Glückliche Farbengebung und Anordnung der Gegenstände verleihen einen einheitlichen geschlossenen Eindruck.

An der Hauptwand 3 Heilige eines mittelalterlichen Altars aus Klein-Raddow. Neben dem Eingange ein Kruzifix aus Alt-Döberitz. Zwei Taufengel aus Alt-Döberitz und Wolkow. Auf dem Glasschranke eine Krone, wie sie seit langen Jahrzehnten beim Frühgottesdienst am Weihnachtsmorgen im Gebrauche war, und im Schranke ein Abendmahlskelch aus Roggow A, wahrscheinlich aus der Werkstatt Ernst Kadaus stammend, † 1690.

Im Hauptraume stoßen wir auf vorgeschichtliche Sammlungen, Werkzeuge und Kampfbeile aus der Steinzeit, aus Feuerstein geschlagen, aus Felsgestein geformt, Geräte aus der Bronze- und der Eisenzeit. Auch Urnen jener Zeiten sind vertreten, zum Teil gut erhalten. Das Museum birgt auch ein Steinkistengrab aus der Eisenzeit.

Julius Sefker.

Das Heimatmuseum der Stadt Regenwalde.

Das im Entstehen befindliche Heimatmuseum in Regenwalde ist eine der jüngsten unter den gleichartigen Schöpfungen Pommerns. Bedenkt man aber, daß die Heimatbewegung der Nachkriegszeit die große Zahl der Heimatmuseen schuf, so ist der Vorsprung der früher geschaffenen noch nicht überragend, und der Zeitpunkt des Beginns noch nicht als zu spät zu erachten. Es war im April 1929, als Herr Bürgermeister Dr. Kleeberg, der als der Träger des Gedankens anzusehen ist, mir gelegentlich der Uebernahme der Stadtbibliothek den Aufbau eines Heimatmuseums antrug. Wert und Notwendigkeit einer derartigen Gründung waren zu erwägen. Ein Vorfall gab zu denken. Kurz nach dem Kriege war in den Seewiesen westlich der Stadt, die vor langer Zeit durch Ablassung des Stadtsees freigelegt waren, ein Einbaum gefunden worden. Da das Provinzialmuseum seine Unterbringung ablehnte, ein Kreisheimatmuseum nicht bestand, wurde er im Keller der Bismarckschule untergebracht, wo er bald zerfiel. Mag der wissenschaftliche Wert des Einbaums nicht groß sein — ob er der wendisch-wikingischen oder einer späteren Zeit angehört, ist zweifelhaft —, für die Ortsgeschichte ist er von Bedeutung, für die Schulen ein wertvolles Anschauungsstück. Der Fall lehrte, daß der Vernichtung heimatlicher Altertümer mangels ordentlicher Unterbringung und sorgsamer Pflege vorgebeugt werden muß.

Bestimmend wirkte zudem die Erwägung, daß der Kreis sehr lang und schmal ist. Bei einer Gesamt-

länge von 48 km ist die Kreisstadt aber nur 18 km von der Südgrenze entfernt. Daraus ergab sich, daß das im Entstehen begriffene Kreisheimatmuseum kaum in der Lage sein konnte, den Kreis bis in seinen nördlichsten Zipfel eingehend zu erfassen. Als Beispiel möchte ich unseren jüngsten Fund anführen. Im westlichen Stadtgebiet waren beim Kiesgraben Knochen zweier Skelette und Urnenscherben zutage gefördert. Erst zehn Tage später kam der Fund durch Zufall zur Kenntnis, und nur die Reste des Fundes konnten geborgen werden. Wann wäre wohl die Meldung nach Labes gekommen? Denn wenn auch Meldepflicht für die Funde besteht, so wird doch die schnelle und vollkommene Bergung des Fundes immer von dem freundlichen Entgegenkommen des Finders abhängig sein. Aber auch die Sammlung der kulturkundlichen Güter erfordert eine eingehende Kleinarbeit, die von einer nahen Zentrale aus leichter vonstatten geht als von einer entfernteren. Bedenkt man fernerhin, daß die Sammlung der heimatlichen Altertümer den Schulen dienen soll, Regenwalde das am weitesten ausgebaute Schulsystem des Kreises besitzt, so wird die Annahme des Auftrages verständlich sein.

Unser Heimatmuseum will die Natur und Kultur der engeren Heimat darstellen. Es stellt sich die Aufgabe, Funde vorgeschichtlicher Zeit innerhalb unserer Gemarkung zu sichern, Werte von ortsgeschichtlicher Bedeutung der Nachwelt zu bewahren, kulturgeschichtliche Gegenstände, die an Lebensgewohnheiten vergangener und vergehender Zeit erinnern, zu retten. Es soll der Vertiefung der Heimatkenntnis dienen und Heimatliebe wecken, es soll im Dienste unserer Schulen und aller derjenigen stehen, die sich für die Entwicklung unserer Heimat interessieren.

Der Bestand des Regenwalder Heimatmuseums setzt sich zusammen aus der vorgeschichtlichen, ortsgeschichtlichen und kulturkundlichen Abteilung, der Waffen-, Münz- und Kartensammlung. Bei Beginn der Arbeit fand sich eine Urne mit Asche und einem Stück eines Eisenschwertes (Fundort Paatziger Mühle) vor. Ganz besonderen Dank für den Aufbau der vorgeschichtlichen Abteilung sind wir Herrn Hausmeister Dalchow schuldig, der mit viel Sorgfalt und Verständnis Modelle vom Steinkisten-, Hünen- und Urnengrab, von Steinbohrer, Pfahlbauhaus und Hausbrennofen gefertigt und die gefundenen Scherben zu Urnen rekonstruiert hat. Germanische und wendische Mahlsteine sowie ein als wendisches Götzenbild angesprochener Stein gehören der Sammlung an.

Die ortsgeschichtliche Abteilung besteht aus alten Stadtbildern, Urkunden, Siegeln, Petschaften, einer bildlichen Bevölkerungsstatistik, Erinnerungsstücken der Kariolpost, des Feuerlöschwesens, der Schützengilde und der Innungen. Besonders ist „Der Schneider Amts Lade Rägenwalde Anna 1692" hervorzuheben. Darstellungen der Gewerbe sind in Vorbereitung.

Die kulturkundliche Sammlung steht im Mittelpunkt des Heimatmuseums. Gebrauchsgegenstände aus Zinn, Bronze, Messing und Eisen, Lithographien, Stiche, Sachen des bäuerlichen Haushalts und Kleidungsstücke vergangener Zeit geben ihr ein wechselvolles Aussehen. Auf diesem Gebiet bietet sich noch ein weites und interessantes Feld der Betätigung.

Münz- und Waffensammlung schließen sich an. Von Münzen sind uns eine reiche Zahl, insbesondere des 18. und 19. Jahrhunderts geschenkt worden. Die älteste ist der Denar des Vespasian aus dem 1. Jahrhundert n. Chr., der mit 13 anderen Stücken zu dem größten pommerschen Denarfunde (Fund von Regenwalde Abbau) gehört. Die Waffensammlung zeigt die Entwicklung vom Vorderlader zum Einkammergewehr. Ein reiches Material von pommerschen Karten wartet der Ausstellung.

Zwei Jahre Arbeit haben den ersten Raum des Heimatmuseums in der Bismarckschule gefüllt, der zwar schmal und eng ist, aber schon etliche Gäste in sich gesehen hat. Die Arbeit des ersten Jahres geschah fast ohne geldliche Mittel, seit dem zweiten wurde das Heimatmuseum mit einer kleinen, aber doch festen Summe im Etat der Stadt bedacht. Bis zu einer feierlichen Eröffnung liegen noch Jahre stiller, planmäßiger Arbeit vor uns, um alles das, was das geistige Auge sieht, zu gestalten. Wir hoffen, auf die friedliche Zusammenarbeit mit den pommerschen Heimatmuseen rechnen zu können im Dienste der Heimat, die wir lieben.

Wilhelm Geißler.



Kulturkundliche Ecke im Regenwalder Heimatmuseum. Aufn. Dalchow

Römerfunde im Kreis Regenwalde.

„Römerfunde hier bei uns?" wird mancher erstaunt fragen, „so etwas ist doch wohl nicht möglich. Wir haben wohl von römischen Funden gelesen, die im Rheinland bei Aachen oder Trier gemacht worden sind, aber von Römerfunden in unserm Heimatland haben wir noch nichts gehört." Und doch muß man denen, die so sprechen, erwidern: „Es sind mehr Sachen römischer Herkunft bei uns gefunden worden, als man überhaupt ahnt." Ich habe im Jahr 1922 alle Römerfunde aus Pommern gesammelt und beschrieben (später gedruckt: Jungklaus, Römische Funde in Pommern, Greifswald 1924.) und konnte nicht weniger als 132 Fundorte feststellen. Im Laufe der letzten Jahre hat sich diese Zahl noch erhöht. Dabei muß man bedenken, daß außer diesen noch viele Funde gemacht worden sind, die der Literatur oder den Museen unbekannt geblieben sind, oder über die der Pflug des Landmannes gegangen ist, ohne zu wissen, welches wertvolle Kulturgut damit zerstört worden ist!

Es sind sogar archäologisch sehr interessante römische Stücke in Pommern zu Tage gekommen. Das bedeutendste Stück ist eine mit Figuren bemalte Glasschale, wie sie in Deutschland bis jetzt nicht zum zweiten Mal gefunden worden ist; ferner wurden Statuetten, Terrakotten, Silberbecher, Weinkannen, Bronzeschüsseln, Bronzeeimer, Spiegel, Glasgeräte, Perlen und hunderte von römischen Münzen ausgegraben.

Sehr interessant sind insbesondere Geräte mit römischen Fabrikstempeln. Im Pyritzer Kreis z. B. ist eine Bronzekasserole gefunden, die den gleichen Firmenstempel trägt wie neun andere Bronzesachen, die man im verschütteten Pompeji ausgegraben hat.

Der Kreis Regenwalde ist nun leider nicht so ertragreich an Römerfunden wie etwa sein Nachbar, der Kreis Schivelbein; aber es sind doch immerhin mehrere Funde gemacht worden, über die sich schon ein Wort sagen läßt:

Der älteste Römerfund im Kreis Regenwalde ist in Rübenhagen gemacht. Es ist ein Silberdenar, der den Kopf des römischen Kaisers Nero (regierte von 54 bis 68 nach Christi Geburt) trägt. Es ist derselbe Herrscher, unter dem der Apostel Paulus in Rom gefangen gesetzt wurde. Wir wissen, daß dieser Kaiser es liebte, in Rom große Schauspiele zu veranstalten, in denen er sich so weit verstieg, Christen als lebendige Fackeln anzünden zu lassen oder sie den Löwen zum Fraße vorzuwerfen. Dieser Regent gibt, wie uns der römische Schriftsteller Plinius überliefert, einem Ritter den Auftrag, zur Ostsee zu ziehen, um Bernstein für die Feste in Rom zu holen. Unter Neros Regierung werden zuerst die Beziehungen zwischen Rom und den Ostseeländern aufgenommen. Die Münze von Rübenhagen — ein Beweis im kleinen.

Unter Vespasian (69 bis 79) erreicht der Tauschhandel schon einen gewissen Höhepunkt. Die Einheimischen gaben den Händlern neben dem Bernstein insbesondere Erzeugnisse der pommerschen Landwirtschaft. Hauptsächlich trieb man wohl mit Pferden, daneben mit Pelzen und Rinderhäuten Handel; aber auch Gänsefedern, Laugenseife und germanisches Frauenhaar werden als Handelsprodukte erwähnt. Unsere Altvorderen nahmen dagegen, wie alle Völker, die noch auf einer niedrigen Kulturstufe stehen, mit Vorliebe Gegenstände, die sich durch schimmernden Glanz auszeichnen: Silbersachen, Spiegel, Bronzegeräte, Perlen usw. Einen besonders schönen Beleg aus vespasianischer Zeit haben wir in unserem Kreis in dem Fund von Grabow. Dort wurden eine Bronzekelle, ein Bronzesieb, eine Bronzeschüssel und eine kleine Glasschüssel gefunden. Der Fund, der sich in Privathänden befindet, wird hoffentlich später dem Museum überlassen und so der Nachwelt erhalten bleiben.

Wie mir Herr Schulrat Nowe mitteilt, befindet sich in unserm Kreismuseum eine Münze aus Bronze. Sie ist in Neukirchen gefunden und zeigt das Bildnis des Kaisers Trajan (98—117).

Der zeitlich nächstfolgende Fund ist eine Silbermünze aus Labes. Sie trägt das Bild der Kaiserin Faustina II., der Gemahlin Marc Aurels. Die Münze ist also ums Jahr 170 geprägt worden.

In der „Germania", einer Schrift des röm. Geschichtsschreibers Tacitus, heißt es an einer Stelle: „Die Deutschen legen mehr Wert auf Silber als auf Gold". Auch unsere Funde im Kreis Regenwalde bestätigen uns diesen Satz. Wir haben in unserm Kreis über 200 römische Silbermünzen, aber nur eine einzige Goldmünze gefunden! Vor einigen Jahren wurde auf der Feldmark des Herrn Behnke in Regenwalde Ausbau ein Denarschatz zu Tage gefördert, der als der bisher größte in Pommern heute ein Schmuckstück des Stettiner Museums bildet. In einer Urne waren nicht weniger als 154 Silberdenare, die die Bildnisse der verschiedensten Kaiser und Kaiserinnen tragen. Diese Zahl vergrößert sich noch, wenn man alle die Münzen hinzurechnet, die einzeln auf diesem Ackerstück gefunden worden sind. Sie haben natürlich einst auch in der Urne gelegen, sind aber durch den Pflug, bevor man die Urne hob, herausgeschleudert worden und liegen nun verstreut im Acker umher. Mir sind außer den oben genannten 154 noch gegen 50 Silbermünzen bekannt, die auf dem Behnkeschen Felde gefunden sind und sich heute in Privatbesitz oder in Sammlungen befinden. Interessant ist, daß die meisten aller dieser Münzen den Kopf des Kaisers Antoninus Pius (138 bis 161) zeigen, jenes Herrschers, unter dem der römische Handel mit Pommern am stärksten geblüht hat. Der Schatz, welcher Münzen aus der Zeit von Vespasian bis Julia Domna enthält, kann natürlich erst am Ende dieser Zeitspanne der Erde anvertraut worden sein. Julia Domna starb im Jahr 217.

Am Ende des 2. Jahrhunderts läßt der Handel mit Silbermünzen nach; es kommen nun vornehmlich Bronzemünzen und Glasperlen ins Land. Drei solcher römischen Glasperlen sind in Carow im Kreis Regenwalde gefunden. Sie haben eine blaue Farbe und befinden sich heute in der Provinzialsammlung Pommerscher Altertümer in Stettin.

Eine Bronzemünze aus der Zeit des Kaisers Constantin I. (306 bis 337) wurde im vorigen Jahrhundert in Regenwalde gefunden; auch sie liegt heute im Stettiner Museum.

Auch soll s. Zt. in Stramehl eine Römermünze gefunden worden sein. Ueber ihr Aussehen und über ihren Verbleib ließ sich jedoch nichts mehr ermitteln.

In Wedderwill stieß man bei der Feldbestellung auf Skelettgräber, in denen sich neben einem einheimischen Tongefäß und einem silbernen Halsring ein fremdländisches grünes Glasschälchen befand. Wahrscheinlich ist diese Schale nicht im italischen Mutterland, sondern in den Industriestätten einer römischen Provinz fabriziert worden. Solche Glashütten gab es vor allem im Rheinland um Köln herum, das ja in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten römische Provinz war.

Der zeitlich jüngste Fund röm. Herkunft im Kreise ist eine Goldmünze, die in Regenwalde gefunden worden ist. Das Stück wurde in Ravenna geprägt und zeigt den Kaiser Glycerius (473 bis 475). Während man in Pommern alle übrigen Goldmünzen unweit des Gestades fand, lag unsere Goldmünze am weitesten landeinwärts.

Wenn auch die Zahl der in unserm Kreise gemachten Römerfunde nicht gerade groß zu nennen ist, so reicht sie immerhin aus, um aus ihr ein Stück Kulturgeschichte unserer Heimat abzulesen.

Auf welchem Wege kamen wohl diese Stücke in unser Land? Vor allem wird man mit einem Handel zur See rechnen müssen. Der Transport zu Wasser ist — das wußten die Alten genau so gut wie wir heute — stets der rentabelste. Die vielen Römerfunde in Skandinavien bestätigen uns diese Annahme. Die Waren, die teils in Italien, teils in den römisch-gallischen Provinzen hergestellt wurden, brachten römische Händler per Schiff an unsere Küsten, von wo aus sie durch Zwischenhandel weiter im Lande vertrieben wurden. Neben dem Wasserweg benutzte man sicher auch Landwege. Es wäre jedoch ein zu gewagtes Unterfangen, heute schon bestimmte „Römerstraßen" aufzeigen zu wollen. Dazu ist unsere Kenntnis der in Ostdeutschland gefundenen Römerstücke noch zu gering.

Pastor Dr. Ernst Jungklaus.

Aus der Geschichte von Elvershagen.

An der mittleren Rega herrschten ums Jahr 1300 die wendischen Edlen von Borcke, die in Labes und Regenwalde feste Schlösser besaßen. Verhältnismäßig spät zogen Christentum und deutsche Kultur in diese Orte ein. Die christlichen Geschichtsschreiber, die damals Urkunden anfertigten, nennen uns diese Städte erst gegen Ende des 13. Jahrhunderts. Von den Dörfern in der

nächsten Umgebung von Elvershagen werden bis 1325 im Pommerschen Urkundenbuche nur Carow und Lowin erwähnt. So sind denn wohl die neuen deutschen Wohnstätten im Lande der Rega erst zwischen 1300 und 1400 entstanden.

Die Chroniken des Schivelbeiner Landes nennen von 1321 bis 1391 mehrmals die Ritter Heinrich, Hans, Dietrich, Otto und Michel von der Elbe, die auch von Elbe oder Helba (de Albea) genannt werden. Johannes de Helbe ist 1335 Hofmeister des Markgrafen Ludwig von Brandenburg. Sein Lehen ist das Dorf Gumtow mit 20 Hufen. 1375 lebt Michel von der Elbe als Afterlehnsmann von Hans von Wedel in Schivelbein, der ihm 1383 mit Erben und Vettern von seinen Dienstleistungen hinsichtlich Gumtows entbindet. 1386 bekommt Michel von der Elve eine Hufe Land in Labens für eine Wiese bei der „rege", die Michels gewesen ist.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß einer der Ritter von der Elbe deutsche Bauern angesiedelt und dem Dorfe den Namen Elvershagen gegeben hat. Später ist das Dorf 300 Jahre im Besitz der Familie von Borcke gewesen. Es wird aber in ihren Geschichtsquellen erst 1440 erwähnt. Wenn nun aber Klaus der Aeltere und Vico Borcke, Gebrüder, Matzke und Ulrich Borcke, Vettern, und Heinrich Bidante der Stadt Regenwalde schon am 11. 9. 1381 die Schloßmühle dort verliehen, und Matzke und Ulrich von Borcke als Grundherren ihre Dörfer Overenhagen (Obernhagen) und Nedderenhagen (Niederhagen) dem Mahlzwang dieser Mühle unterstellen, so dürfen wir annehmen, daß die Familie von Borcke das Dorf Elvershagen erst in diesen 60 Jahren bis 1440 erworben hat.

Matzke, Hans, Brante und Wulf Borcke, Vettern und Gebrüder, bekunden am 17. 9. 1449 als Lehnsherrn des Obernhagen und Elvershagen, daß sie im Einverständnis mit dem Bischof von Kammin die Errichtung einer Pfarre in Elvershagen, deren Ausstattung durch die (Einwohner) von Elvershagen und die Versetzung des Pastors Stephan Arenswold von Obernhagen nach Elvershagen genehmigt haben. Der Pastor soll jährlich „druttich marck Vinkenoienpennighe" = 30 Mark Finkenaugen gangbarer Münze und von jedem Hofe 1 Scheffel Roggen und 1 Scheffel Gerste, von jedem Katen (Koffäten) ½ Scheffel Gerste erhalten. Die Lehnsherren versprechen ihm ferner 1 Fuder Holz aus dem Walde, die Wiese, „de dar hyth de Koppe, und de halve Notwysch". Seine Hausstelle soll 15 Ruten lang und 10 Ruten breit sein. Die Lehnsherren versprechen, das Haus zu bauen und dicht zu halten. Der eigentliche Grundherr des Dorfes ist anscheinend Hans von Borcke, denn die Elvershagener bitten ihn, sein Insiegel zum Zeugnis an die Urkunde zu hängen. Der Wunsch, die Pfarre zu verlegen, ist vielleicht nur aus dem Besitzwechsel des Dorfes Elvershagen kurz vor 1440 zu erklären. Ob eine Verlegung der Pfarre in katholischer Zeit stattgefunden hat, ließ sich nicht mehr ermitteln. Die evangelischen Pastoren haben ihren Wohnsitz jedenfalls immer in Obernhagen gehabt.

Die Ackerfläche kann selbst im 16. Jahrhundert noch nicht besonders groß gewesen sein, denn nach einer Vermögensaufstellung lieferte Elvershagen um 1570 etwa 1400 Stiegen Roggen und Karnitz 1000 Stiegen, „wenn das Korn etwas wohl wuchs". Nun zersplitterte die Grundherrschaft, und wenigstens 5 Familienmitglieder von Borcke hatten anteilige Rechte. Bezeichnend für die Zeit nach der Reformation ist die Bemerkung Ulrichs von Borcke, der 1583 unter der Ueberschrift: „Meine Gerechtigkeit von Elvershagen" folgendes mitteilt: „Daselbst habe ich einen Hof oder Riddersitz von meinen erblichen pauren gelegt, bis anhero besessen, genutzet mit allen zubelegenen Herrlichkeiten".

Das Bauernlegen begann schon vor dem 30jährigen Kriege. Ulrich von Borcke hatte seinen Schwestern Dorothea und Sidonia seit 1568 ein Leibgedinge zu geben. Die Schwestern hatten es im Frühjahr 1582 schon längere Zeit nicht erhalten und reichten darum dem Herzoge von Pommern, Johann Friedrich, eine Spezifikation ihrer Forderungen ein. Jede Schwester verlangte von dem Bruder etwa 550 Gulden — das jährlich an jede zu liefernde „feiste Schwein" war mit 4 Gulden angerechnet worden —. Als Pfand beanspruchten beide Schwestern den Ackerhof Helmershagen (Elvershagen) nebst seinen Pertinentiis und den dazu belegenen 4 Pflugdiensten (Bauernhöfen) zum Obernhagen und 2 Pflugdiensten zu Niederhagen.

Der Herzog verfügt die Exekution, ohne, wie Ulrich behauptet, ihm Kenntnis davon zu geben. Der Landreiter will ihm eine Herde Schafe forttreiben. Ulrich hindert ihn daran. Das ist eine Beleidigung der fürstlichen Hoheit, und der Herzog verurteilt ihn zu folgenden Strafen:

1. Ulrich Borcke soll vor dem Herzog einen Fußfall tun,
2. eine öffentliche Abbitte leisten,
3. 5000 Taler Geldbuße zahlen.

Am 19. 6. 1582 tut Ulrich den Fußfall und leistet feierlich Abbitte. Aber gegen die hohe Geldstrafe legt er Berufung beim Reichskammergericht ein. Ehe die Antwort erfolgt, läßt der Herzog, da Ulrich die Strafe nicht bezahlt hat, die Güter Elvershagen und Karnitz am 7. 12. 1582 mit Beschlag belegen und bietet sie den Lehnsvettern zur Einlösung an.

Ulrich von Borcke behauptet in seiner Beschwerdeschrift, daß fürstliche Gnaden auf und bei Elvershagen 100 Haupt Rindvieh, 12 Zugochsen, 7½ Stiege Schweine neben einer großen Zahl von Hühnern und Gänsen, 700 Stiege Roggen, 500 Stiege Hafer, 200 Stiege Gerste, Buchweizen und anderes habe forttreiben lassen. Von Karnitz seien ihm ein weiter bis an die Balken voller Boden ausgedroschenen Roggens, 200 Stiege Hafer, 500 Schafe, darunter 250 tragend, samt einer großen Zahl Hühner und Gänse, auch die Hengste und Mutterpferde nebst einem Vogtsklepper, dazu 500 Faden Holz, an dürrem und geräuchertem Fleisch 42 Hammel, 45 gedörrte fette Gänse, 400 Würste und anderes mehr genommen, mindestens ein Schaden von 10 000 Talern zugefügt worden. 1587 ermäßigt denn auch das Reichskammergericht die Strafe auf 1000 Taler. Auch sollen die Güter ihm zurückgegeben werden. 1592 zahlt Ulrich die letzte Rate der Strafsumme. Damit ist das Vergehen gegen den Herzog gesühnt; doch die Schwestern halten noch immer ihre Forderungen aufrecht. Auf Befehl des Herzogs sollen sie schon 1591 in die Hälfte der Güter eingewiesen werden. Sie begeben sich mit einem Landreiter nach Stramehl, dem Stammsitz ihres Geschlechts. Ulrich v. B. ist nicht zu Hause, und seine Frau Ottilie — geborene von Dewitz — erklärt, daß sie nicht lesen könne. Sie schickt einen Boten nach Elvershagen und läßt ihren Mann rufen. Unterdessen wird nach einigen Verhandlungen ihr das Mandat des Herzogs vorgelesen. Inzwischen kommt Ulrich v. B. an und erklärt: Solange er lebe, sollten seine Schwestern nichts von seines Vaters Gütern besitzen. Würden seine Bauern seinen Schwestern zu Hofe ziehen, so würde er sie alle zu Tode schießen.

1604 schließt seine Witwe — Dillige von Dewitz — mit ihren Söhnen Otto, Bernd und Stephan einen Vertrag über ein Leibgedinge zu Elvershagen und Karnitz. Die Witwe erhält Elvershagen „zusampt 10 Bauern, damit sie das Bauwerk bestellen". Die Söhne sollen auf der Feldmark eine Schäferei erbauen und die Zimmer (des Wohnhauses auf dem Gutshof) bequemlich setzen lassen.

Damals entstand nun nicht weit von der Karnitzer Grenze ein Vorwerk, das den Namen „Das alte Vier" trug, später auch Kathenfier oder Klein-Liebenthal genannt wurde. Es lag von dem 1917 noch stehenden Gebäude von Liebenthal etwa 200 Meter weiter nach der Karnitzer Grenze zu. Es wird auch im Vertrage bestimmt, daß Mutter und Söhne die Hütung auf dem

Felde von Elvershagen und Karnitz gemeinsam nutzen und sich gegenseitig die Tiere nicht pfänden wollen. Die Söhne sollen ferner der Mutter jährlich 6 Fuder Heu liefern und im Walde eine Wiese räumen, die 12 Fuder Heu zur Aussütterung der Schafe ergibt. Bekommt die Mutter nicht 12 Fuder, so sollen die Söhne das Fehlende zulegen. Zum Bauernkorn müssen die Söhne noch soviel liefern, daß die Mutter jährlich 1 Last Roggen und 1 Last Gerste erhält. Die Mutter hat 4 Töchter, die sie verpflegen muß. Doch sollen die Söhne ihren Schwestern die Kleidung geben. Die Mutter bekommt die Mastung in der Forst zu Elvershagen, darf aber die Wälder nicht verwüsten lassen.

Später entstand dann noch ein zweiter Rittersitz im Orte, und 1680 gab es schon ein „Obergut" und ein „Untergut". Um 1700 wird neben dem „alten Vier", der Schäferei, häufig schon das „neue Vier" (Groß-Liebenthal) genannt. Hier ist eine vollständige Gutswirtschaft, und im Dorfe wohnen die Bauern. Der letzte Besitzer von Elvershagen aus der Familie von Borcke kommt so in wirtschaftliche Bedrängnis, daß er 1745 die Güter Elvershagen, Obernhagen und Niederhagen (mit den dazu gehörigen Bauern) für 26 000 Taler an den Leutnant Friedrich Fürchtegott von Bonin verkauft. Dieser ist noch recht jung, nimmt wegen seiner schwächlichen Gesundheit seinen Abschied und bewirtschaftet von Elvershagen aus seine Güter. 1752 kauft er für 470 Taler noch einen Bauernhof in Obernhagen von Obristleutnant von Borcke in Grünhof, so daß er nun ganz Obernhagen in Besitz hat. Sein Sohn Otto Friedrich Fürchtegott von Bonin, der 1757 in Elvershagen geboren worden ist, mithin auch wohl dort aufgewachsen und somit ein echtes Elvershagener Kind ist, erbt durch Vertrag 1777 die Güter Elvershagen, Obernhagen, Niederhagen, Karnitz und Klein-Raddow im Werte von 46 000 Talern.

Otto von Bonin hatte die Ritterakademie in Brandenburg an der Havel und die Universität in Halle besucht. Ueberschäumende Lebenskraft war in ihm. Gleich nach der Uebernahme der Güter widmete er sich der Landwirtschaft. Durch den Königlichen Bau-Inspektor Kempen ließ er 1779 eine Karte von Elvershagen anfertigen, die die Nachwelt genau über den damaligen Zustand der Feldmark unterrichtet. Noch viel Wald bedeckte damals die Fluren. Der Gutsherr ließ den Park ganz umgestalten, beträchtliche Waldflächen abholzen und zu Ackerland machen, brachte das Bauernland an sich und errichtete ein Vorwerk, das er, da seine Gemahlin Luise hieß, doch wahrscheinlich ihr zu Ehren „Luisenhof" nannte.

Als 1781 die „Pommersche Landschaft", ein Geldinstitut zur Beschaffung von Leihgeld für den Großgrundbesitz, entstand, erschien dort Otto von Bonin als Vertreter des Borckeschen Kreises. Schon 1784 wurde er Landschaftsdirektor des Stargarder Departements und blieb es 50 Jahre. In Elvershagen hatte er die wirtschaftlichen Verhältnisse völlig umgestaltet, geeignete Waldflächen zu Ackerland gemacht, kleinere Felder mit Wald bepflanzen lassen. Gleich hinter dem Karpfenteiche erbaute er nun auch eine Waldwärterei, der er den Namen „Ottoburg" gab.

Da ihn Amtspflichten oft nach Stargard riefen, verkaufte er seine Güter an den Ritterschaftsrat Leopold Karl Friedrich von Heyden für 175 000 Taler. Wenn auch in einem Erbvergleich die Güter immer nur mit einem mäßigen Werte eingesetzt werden, fällt doch die außerordentliche Wertsteigerung in den 17 Jahren seines Besitzes auf.

Vier Monate später kauft er diesem Herrn von Heyden das Gut Schönwerder im Kreise Pyritz ab, wo er auch begraben liegt.

Von Heyden verkauft die Güter bald wieder (1796) an den Kammerherrn Ludwig Friedrich Christoph August von Borcke für 215 000 Taler, wovon 125 000 Taler auf Elvershagen gerechnet werden. Dieser Preis ist sehr hoch, und die Zinsen kaum herauszuwirtschaften. So kommt der Besitzer in Schwierigkeiten und wird von Gläubigern bedrängt. Er sucht sich durch Verpachtung zu retten, aber es kommt zum gerichtlichen Verkauf, bei dem der Amtsrat Conrath sie erwirbt, der 1804 Erbherr der Güter genannt wird.

Damals gehörten zu den Gütern noch 8 Bauern und 1 Kossät in Obernhagen und 7 Bauern in Niederhagen, die nach Elvershagen dienten. Nach dem Zusammenbruch Preußens im Jahre 1807 wurden die grundherrlichen Verhältnisse neu geregelt. Ihre Durchführung verzögerte sich allerdings durch die kriegerischen Ereignisse bis nach 1815. Dann kamen die Oberhagener Bauern nach Niederhagen. Ueberall mußten die Bauern eine Abfindung an den Gutsherrn zahlen. Vielfach geschah diese Zahlung in Land, so auch in Niederhagen.

Die Besitzer der Güter wechselten in schneller Folge. 1840 erwarb sie Friedrich von Bülow, der längere Zeit in Elvershagen wohnte und bemerkenswerte Veränderungen vornahm. Er ließ viel Wald ausroden, einige Gebäude in Liebenthal, das ganze Untergut und die alte „Ottoburg" am Karpfenteich abreißen. Dafür erbaute er mehrere Häuser und Scheunen im Dorfe sowie „Ottoburg" an seiner heutigen Stelle. „Ottoburg" war nun nicht mehr Wohnsitz des Holzvogtes, Forstaufsehers, Forstinspektors oder Försters, wie er in den verschiedenen Zeiten hieß, sondern ein Vorwerk, das der Landwirtschaft diente. Er verkaufte es dann an seinen Vetter Otto von Bülow. Bald haben auch die Besitzer des Gutes Ottoburg häufiger gewechselt. 1912 kam es in den Besitz von Ewald Schmeling.

Friedrich von Bülow erbaute in Elvershagen auch ein neues Wohnhaus für sich und machte das alte, ehrwürdige Fachwerkhaus aus Elvershagener Eichen zum Verwaltungsgebäude. Der Kirche stiftete er eine Orgel.

1863 verkaufte von Bülow Elvershagen an den Kammerherrn von Heyden in Groß-Below in Vorpommern. Dieser ließ 1873 das alte, sehr baufällige Schulhaus abreißen und ein neues errichten. Schon 1882 verkaufte er das Gut wieder, und zwar an den Rittmeister Josias von Veltheim, der sich nur kurze Zeit des Besitzes erfreuen durfte und schon 1888 starb.

Nach dem Handbuch des Grundbesitzes im Deutschen Reiche hat das Rittergut Elvershagen rd. 900 ha Acker, 95 ha Wiesen, 52 ha Hütung, 285 ha Wald, zusammen 1340 ha Fläche.

Heinrich Beckmann.

Die Kirche von Woitzel.

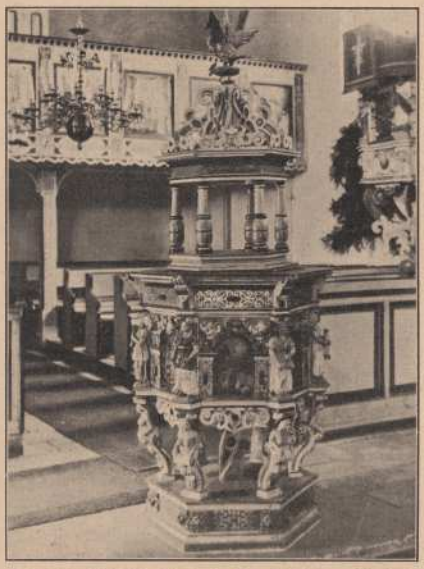
Daß die Kirche von Woitzel einige Kilometer südöstlich von Labes eine der schönsten pommerschen Dorfkirchen ist, hat zuerst unser um die Kunstdenkmäler der Provinz hochverdiente vor einigen Jahren verstorbene Konservator Hugo Lemcke gesagt. Gewiß ein hoher Ruhm aus der Feder dieses Kenners! Aber doch auch verpflichtend und vielleicht belastend. Vom Besuch einer Stätte, die im Bädeker mit einem Stern versehen ist, verlangt man immer etwas ganz Besonderes. Und die Enttäuschung ist dann oft um so größer. Vielleicht überließe man besser dem Besucher selbst sein Werturteil, das ja von unendlich vielen rein persönlichen Bedingungen und Voraussetzungen abhängt.

Was mag Lemcke zu dieser Hervorhebung veranlaßt haben? Gewiß nicht das Aeußere des Gotteshauses. Es gibt deren weit eindrucksvollere und schönere in Pommern. Als diese Kirche gebaut wurde, lag die hohe Zeit der Kirchenbaukunst, die Gotik, schon etwa 100 Jahre zurück. Um 1600 mag sie erbaut sein, also schon evangelisch, ein schlichter und anspruchsloser Putzbau aus Ziegeln, dazwischen hier und dort Findlinge, die Fenster mit dem Kreuz in der Mitte genau so wie in jedem Wohnhause damals, im Westen ein kräftiger Holzturm. Aus dem 18. Jahrhundert stammt ein größerer Gruftanbau mit einem ansprechenden,

die sonstige Eintönigkeit ein wenig belebenden Fachwerkgiebel.

In starkem Gegensatz zu dieser Schmucklosigkeit steht das Innere. Und nun verstehen wir das oben genannte Wort. Denn die Ausstattung zeugt von einer hohen Geschmackskultur und Fürsorglichkeit des Geschlechtes von Borcke für diese seine Patronatskirche.

Die holzgeschnitzte Taufe in der Mitte vor dem Altar ist ein wahres Prachtstück. Sie ist ebenso wie die ganze Inneneinrichtung kürzlich überarbeitet. Den überaus reichgeschnitzten Kessel tragen weibliche Hermen; die Säulen an den sechs Ecken haben sich in allegorische Gestalten verwandelt, zwischen denen Rundbogennischen mit Bildern, ornamentgeschmückte Pilaster und Engelsköpfe ein verträgliches Dasein führen. Sechs hohe Säulen tragen den Deckel,



Die holzgeschnitzte Taufe in der Kirche zu Woitzel
Aufn. Heinrich Schulz

den ein Pelikan krönt. Ueberall das Ornament der Renaissance, das an die heutigen Muster von Laubsägearbeiten erinnert. Zweifellos ist es ein Werk der Spätrenaissance, und zwar in so reicher und sorgfältiger Ausführung, wie es in Pommern nicht gerade übermäßig häufig ist. Die Jahreszahl 1624 am oberen Brüstungsrand bestätigt unseren stilistischen Befund.

Renaissance! Weltlichkeit, Freude am Schmuck! Der Schmuck erdrückt völlig den Kern, scheint um seiner selbst willen geschaffen. Nach der Zeit des geistlichen Mittelalters muß mit der Gewalt eines Orkans ein Rausch der Diesseitsbejahung über die Menschen gekommen sein, der siegreich alle Ueberlieferung wegfegte. Man feierte Feste und umgab sich mit einer Pracht, die man als so wahr und echt empfand, daß man nicht zögerte, sie in die Kirchen zu bringen. Man vergleiche einmal einen gotischen Taufstein mit dieser Renaissancetaufe in Woitzel!

Die Kanzel steht der Taufe in nichts nach. Genau so prächtig, formenreich und geschmackvoll. Den Platz der weiblichen allegorischen Gestalten der Taufe nehmen hier die Evangelisten ein. Statt der Gemälde schmücken hier die Wappen der Stifter und verschwägerter Familien. Ueberall in den Zierformen wie im figürlichen Schmuck, in der Kleinarbeit wie der Gesamtauffassung eine Meisterleistung!

Der Altar besteht aus drei getrennten Teilen. Auf dem Altartisch steht eine sehr hohe und breite Tafel mit der Darstellung des ägyptischen Abendmahls, d. h. der Speisung des Osterlammes. Zu beiden Seiten Engelgestalten. Darüber beginnt der eigentliche Altarschrein mit der Predella, die das neutestamentliche Abendmahl als Oelmalerei auf Leinewand enthält. Der Schrein, noch in den Formen des gotischen Flügelaltars, zeigt im Mittelfeld eine Kreuzigungsgruppe, in den seitlichen Flügeln vier Szenen aus der Kindheitsgeschichte Jesu. Schließt man die Klappen des Altars, werden acht Gemälde mit alttestamentlichem Inhalt sichtbar. Die Schnitzereien hält Lemcke für älter, er setzt sie noch in das 16. Jahrhundert. Die Bekrönung bildet, wie so oft in der Spätzeit, der triumphierende Christus. Wir glauben es gerne, daß dieser Altar, wie die Akten berichten, von den Stiftern mit 150 Gulden bezahlt worden ist.

Taufe und Kanzel sind einheitlich aus einem Guß, der Altar ist es nicht. Er steht auf der Wende zweier Zeiten. Die Form des Schreins ist noch mittelalterlich, ebenso die Schnitzerei und besonders die Bilderfolge der Flügel. Aber alle Zutaten spendete die neuere Zeit aus ihrem Formenschatz. Die Pracht und Heiterkeit der Renaissanceornamente umspielt das „Alte", ohne daß die Gesamtwirkung leidet. Dieser Versuch, Altes mit Neuem zu verbrämen, alten Wein in neue Schläuche zu gießen, ist keinesfalls vereinzelt oder stets geglückt, aber immer reizvoll. Der Kampf zugunsten des Neuen ist entschieden, aber der Sieger hat großmütig den Gegner geschont.

Es ist eine evangelische Kirche. Das zeigen auch die Emporen an. Beide Langseiten, die südliche in ganzer, die nördliche in halber Länge, sind mit Emporen besetzt. Auch sie zeigen die stilistischen Eigentümlichkeiten der übrigen Einrichtung und sind mit den Wappen derer von Borcke und verschwägerter Geschlechter bedeckt. Die etwas spätere Orgelempore schmücken Passionsdarstellungen in acht Feldern. Wie ein buntes Band umziehen die Emporen das Kircheninnere, fassen das Ganze zusammen und bewirken eine wohltuende und feine Geschlossenheit. Heinrich Schulz.

Ein Dokument über die Bürgermeisterbesoldung in Plathe vor 200 Jahren.

In der langen Reihe der Plather Bürgermeister nimmt Amandus Carolus Vanselow (geb. 1699, gest. 1772) eine beachtenswerte Stellung ein. Sein Amt bot ihm offenbar keine Befriedigung. Die pommersche Geschichtswissenschaft verdankt ihm aber eine Anzahl größerer und kleinerer Werke, die nur z. T. gedruckt sind. Die ungedruckten Manuskripte bewahrt die Plather Schloßbibliothek. Die äußeren Lebensverhältnisse Vanselows waren äußerst gedrückt. Für ein jährliches Gehalt von 4 Rthlrn. hatte er die Geschäfte des regierenden Bürgermeisters und die des Stadtsekretärs wahrzunehmen. Selbst als der König Friedrich Wilhelm I. 1737 in den Mediatstädten eine Besoldungserhöhung anordnete, blieb die beabsichtigte Erhöhung auf den Plather Bürgermeister ohne Wirkung. Von jedem Bürgerhause sollten jährlich 6 Groschen für die Bürgermeisterbesoldung gezahlt werden. Plathe hatte 99 Häuser; aber nur von 12 Häusern konnte die „Bürgersteuer" eingetrieben werden. Die nachstehende Eingabe an den König war also voll berechtigt.

Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster König,
Allergnädigster Herr! *)

Ich habe nun schon einige Jahr her wegen Verbeßerung meines gar jämmerlichen Gehalts verschiedentlich Ansuchung gethan, und, obgleich zuletzt der Herr Kriegs-Rath Neubauer das über meine Vor-

stellung unterm 12. Oktober a. p. geforderte Gutachten abgestattet, so hat doch auch solches zu meinem Soulagement nichts effectuiren wollen.

Nun ist zwar anhero die Königl. allergn. Ordre de dato Berlin d. 5. April 1737, vermöge der in denen unter gedachten Kriegsraths Inspektion stehenden Mediat-Städten von jedem Bürgerhause dem Bürgermeister und Stadt-Secretario jedem jährlich 6 Gr. bezahlet werden sollen, auch hier den 26. August d. a. publiziret worden; und hat der Magistrat sowohl als die Bürgerschaft sich dieser Ordre schuldigst unterworffen, nachdem ich auf ihr Bitten mich mit dem Consulat Gehalt begnügen und die andern 6 Gr. pro Secretariat fahren laßen. Nichtsdestoweniger hab ich noch bis dato nicht mehr als von 12 Häusern solches erpreßen und erhalten können, und, wenn ich mich schon mit dem Mahnen und Erinnern tagtäglich continuire, so richte ich doch damit weiter nichts aus, als daß mich wegen der mediſanten Redens-Arthen den Leib voll Aergerniß schaffe.

Allergnädigster König und Herr, einen Haufen rüder und ganz indiſcreter Leuthe als Richter und Gerichtsschreiber obligat zu seyn, alle Verantwortung und Gefahr allein auf sich zu haben, seine Gesundheit, ja, sein Leben dabei zuzusetzen und nichts als die freye Luft davor zu genießen, ist recht was erbärmliches, klägliches und bejammernswürdiges; und würde ich allerdings keine Gelegenheit vorbey laßen, mich von diesem Poenitence Dienst loszureißen, wenn nicht wärend den 9 Jahren, da ich selben verwaltet, mein weniges Vermögen zusetzen und auf Erbauung eines Hauses anwenden müßen und sonst durch angedrungene unglückliche Processe darum gebracht, mithin mir auf dieser Welt alle Patronen abgestorben und die Wege, nach einem einträglicheren Dienst umzusehen, gänzlich verhauen. Ja, ich nun solchergestalt an diesen Orth gebunden bin, bis mir göttliche Schickung andere Wege oder aber den ewigen Dienst anweiset. Und ich mich denn zu diesem Aemptgen niemahls angedrungen, sondern von der Stadt ex Argumento, daß Sie eines Literati benöthiget, freywillig und wieder all mein Dencken erwehlet und darauf bestätiget bin: So ist auch nichts billigers, als daß die Stadt mich entweder mit einem erklecklichen Salario versehen oder aber ob allegirter allergn. Verordnung und ihrer schuldigen Unterwerfung zufolge geloben und mir jährlich 6 Gr. aus jedem Bürgerhause geben muß. Kann es auch nunmehro so williger thun, als Sie einer großen Last, nemlich das jährlich à 36 und mehr Thaler gegebenen Services losgeworden, welches diese 6 Gr. noch lange nicht austragen.

Und weilen dieses, allen Ansehen nach, ohne Zwang nicht in Gang zu bringen und endlich, wenn es länger anstehet und aufschwillet, den Leuthen zu schwer fallen möchte: so bitte allerunterthänigst denen boshaftigen Resistenten zum Schrecken, etwa den Landreuter Berndten in Greifenberg anzubefehlen, daß er Selbige, wie ich Sie ihm anzeigen werde, nach beschehener Verwarnung auf die geordnete 6 Gr. exequire und sein Gebühr dabey wahrnehme, wobey eine sorgsame Vermeidung des geringsten Excesses oder Bedrückung von mir um so sicherer zu hoffen, als ich mit diesen Leuthen leben und umgehen muß.

Ew. Königl. Majestät erhören einmal das gerechte Seufftzen, Flehen und Bitten des, der in allergetreuesten Devotion und in menschmöglicher Beobachtung seiner Ampts-Pflicht ersterben wird.

Ew. Königl. Majestät
allerunterthänigster Knecht
Amandus Carolus Banfelow,
Consul Civit. Plate.

(Monatsblätter für pommersche Geschichte 1904. S. 66.)

*) Ohne Zeitangabe; stammt aus dem Jahre 1739. Staatsarchiv Stettin: Stettiner Kriegsarchiv, Tit. VII Gen. Nr. 54.

Aus der Geschichte der Familie v. Loeper.

Die Loepersche Familiengeschichte ist ohne Romantik und äußeren Glanz verlaufen: keine Kreuzzüge und Ritterburgen, keine Ministersessel und Feldmarschallstäbe! Nur die Geschichte eines einfachen, bürgerlichen, aber tüchtigen und aufstrebenden Geschlechts, und bis zur Reformation in vollständiges Dunkel gehüllt!

Nach der Familienüberlieferung ist um 1570 der kaiserliche Rittmeister Hans Loeper, lutherischen Glaubens und infolge der Gegenreformation aus Oesterreich vertrieben, nach Stargard i. P. geflüchtet und hier mit dem ehrsamen Amt eines Ratsfischermeisters betraut worden. Die plattdeutsche Namensform läßt vermuten, daß es sich bei seiner Flucht um die Rückkehr in die alte niederdeutsche Heimat gehandelt hat. Seinen Enkel finden wir bereits als Senator in Stargard und dessen Nachkommen in angesehenen Stellungen als Bürgermeister, Theologen und Juristen.

1742 kauft der Geheime Tribunalsrat Joh. Friedrich Loeper von einem Herrn v. Edelnig die aus dem uralten Borckeschen Besitz losgelösten Stramehler Güter mit Zachow und Schmorow. Er stand in gutem Ansehen bei Friedrich dem Gr., verfaßte des Königs Testament und war in der gegen Voltaire eingesetzten Kommission tätig. Die Güter vererbte er seinem Schwiegervater, dem Hofrat und Kurator der Universität Halle Joh. Wilhelm Loeper, Gründer einer loeperschen Familienstiftung, und dieser vermachte sie seinem Neffen, dem späteren Generallandschaftsrat Joh. George v. Loeper, der schon von väterlicher Seite her die Güter Rützenhagen und Lubchow besaß. Er baute 1780 auf den Grundmauern und Gewölben der alten Ritterburg das Stramehler „Schloß" neu auf und überführte dorthin die schon von seinem Vater angelegte großartige Bibliothek sowie ein sehr wertvolles Münzkabinett, die vollständigste Sammlung pommerscher Münzen. Aus der Bibliothek wurde der wichtigste, Pommern betreffende Teil später von seinen Erben der Gesellschaft für pommersche Geschichte und Altertumskunde übergeben.

Drei Söhne dieses eigentlichen Stammvaters der Familie v. Loeper wurden Offiziere und machten die Freiheitskriege mit. Sie führten sich nicht unrühmlich in den neuen Beruf ein. Bei jeder Rekruteninstruktion des 2. Garde-Regts. z. F. wurde noch bis zum Ausbruch des Weltkrieges eine Episode von den Brüdern Wilhelm und Eduard v. L. aus der Schlacht am Montmartre 1814 als Beispiel heldenhafter Gesinnung vorgetragen: Eduard, fast noch ein Knabe, wird beim Sturm auf eine Batterie schwer verwundet. Von den aus dem furchtbaren Feuer zurückweichenden Ueberlebenden seines Zuges erhält Wilhelm die traurige Nachricht. Er stürzt sich, obwohl selbst verwundet, mit seinen Leuten von neuem in das Feuer, stürmt die feindliche Batterie und trägt, ein Hüne an Körpermaß und Kräften, den bewußtlosen Bruder aus dem Schlachtgewühl. Der jüngere Bruder erlag seinen Wunden, der ältere erbte seine Kriegsorden. Er wurde später Besitzer von Schmorow.

Aus der nächsten Generation der kinderreichen, sich rasch ausbreitenden Familie traten manche interessante Charaktere hervor; doch das betrifft ihre innere Geschichte. Es sei hier nur auf den alten Kreisbewohnern wohl noch in Erinnerung stehenden patriarchalischen Landrat Georg v. Loeper auf Loepersdorf und Stramehl hingewiesen, den Großvater des jetzigen Besitzers, der ebenso ausgezeichnet war durch umfassende Bildung und liebenswerte Herzensgüte, wie bekannt durch seine zu manchen Anekdoten Veranlassung gebende geniale Zerstreutheit; ferner auf seinen Bruder, den Wirklichen Geheimen Rat Dr. h. c. Gustav, bekannt als hervorragenden Goethe-Forscher und Kommentator, der als Musikfreund der Fürstin Bismarck viel im Hause des großen Kanzlers verkehrte. — Die nächsten beiden Generationen hatten Gelegenheit, ihre Treue zu Kaiser und Reich im Weltkriege zu bewähren: von 30, die ausgezogen, besiegelten sie 15 mit

ihrem Leben. Daß dabei höchste Tragik die einzelnen Familienkreise betraf, davon rauschen die alten Eichen im Loepersdorfer Park so manches traurigstolze Lied.

Aus dem Regenwalder Kreiskalender.

Bismarck in Cardemin und Zimmerhausen.

Als ich vor 31 Jahren nach Zimmerhausen kam, lebten hier noch einige Menschen, die Bismarck in seiner Jugend gekannt hatten und von den Zeiten zu erzählen wußten, als er auf schnellem Roß oft von Kniephof nach Cardemin und Zimmerhausen kam. Da war der alte Inspektor Karl Köhler in Cardemin. Er war in seinen jungen Jahren Kutscher gewesen und hatte Bismarck manchesmal das Pferd abgenommen und ihn gefahren. „Ja, wenn ich Bismarck fuhr, dann ging es immer allegro," so hat er mir öfter erzählt, und ich glaubte es ihm gern, denn daß Bismarck langsam fahren mochte, das kann man sich nicht denken.

Dann war da der alte Schmiedemeister Wilde. Als er hoch in den Achtzigern starb, sagte der Pastor in seiner Leichenrede: „Dieser unser Freund war nicht nur ein guter Mensch und treuer Christ, auch vor der Welt war er geachtet und geehrt. Bismarck ist in seiner Schmiede gewesen und Roon hat an seinem Amboß gestanden". Und eine alte Frau erzählte mir vom Begräbnistage von Mariechen von Blanckenburg geb. von Thadden, der ersten Frau von Moritz von Blanckenburg, und schilderte es sehr rührend, wie deren einziges Kind, das einjährige kleine Magdalenchen in Cardemin am Fenster gestanden und jauchzend dem Leichenzug seiner Mutter nachgeschaut habe. In diesem Leichenzug ging auch Otto von Bismarck. Das war im Jahre 1846. Er war der beste Freund von Moritz von Blanckenburg, der damals noch in Cardemin lebte und erst später Zimmerhausen übernahm.

Durch Marie von Thadden und deren Mutter war wie bekannt Bismarck zum Christentum bekehrt worden. In Triglaff, als Marie noch Braut war, hatte sie und Frau von Thadden ernstlich um sein Seelenheil mit ihm gerungen, und hier wurde der Grund zu seinem Glauben gelegt. Frau v. Thadden hat sich noch auf ihrem Sterbebett um Bismarcks Seele gesorgt, und in ihren Fieberphantasien von ihm gesprochen. Sie war eine fromme Frau. Als sie begraben wurde, lag auf ihrem grünen Sarge eine rote Bibel. So hatte sie es bestimmt, „durch Jesu Blut bin ich von Sünden rein geworden, und die grüne Farbe des Sarges bedeutet, daß ich auf eine fröhliche Auferstehung hoffe" — so hatte sie gesagt. Dies alles hat Bismarck stark beeindruckt, und als seine geliebte Freundin Marie von Blanckenburg starb, sagte er unter Tränen: „Jetzt glaube ich an eine Ewigkeit."

Während der kurzen zwei Jahre, die Moritz von Blanckenburg mit seiner jungen Frau in Cardemin verleben durfte, war Bismarck von Kniephof aus oft ihr Gast. Es wurden Leseabende eingerichtet, an denen auch noch andere Freunde aus der Nachbarschaft teilnahmen und an denen Dramen von Shakespeare mit verteilten Rollen gelesen wurden. Auch unverhofft kam Bismarck manchmal zu Tisch.

Folgende kleine Geschichte wurde mir in meiner Jugend davon erzählt.

Bismarck kam mit einem Freunde von Kniephof herüber und sagte zu diesem unterwegs: „Heute wollen wir die junge Frau von Blanckenburg mal bankerott essen." Nun hat wohl jeder davon gehört, daß Bismarck ein starker Esser war, bei seiner großen stattlichen Figur kein Wunder. Frau von Blanckenburg, die zuerst wohl etwas erschrocken über die unerwarteten Gäste war, denn sie hatte gerade große Wäsche, faßte sich bald und bat zu Tisch. Die Suppe und ein Gericht waren verzehrt, ein Eierkuchen folgte. „Aber nein, Frau Marie," sagte Bismarck, als er diesen aufgegessen hatte, „mehr sollen wir nicht zu essen haben? Ich bin noch ganz entsetzlich hungrig und mein Freund hier auch. Bedenken Sie den weiten Ritt!" Lachend erhob sich Frau Marie, ging in die Küche und ließ schnell ein neues Gericht bereiten. Aber auch nach diesem und einem folgenden behauptete Bismarck noch vor Hunger zu sterben. „Ach, Sie Armer", meinte nun die junge Hausfrau, „aber warten Sie, jetzt habe ich noch ganz etwas Feines für Sie." Sie verließ das Eßzimmer, um bald darauf mit einem hochgetürmten Berg köstlicher Schlagsahne mit geriebener Schokolade bestreut wieder zu erscheinen. Stolz stellte sie das herrliche Gericht auf den Tisch. Mit einem „Ah" der Bewunderung betrachtete es die kleine Gesellschaft. Jeder nahm, begierig von der Götterspeise zu kosten, eine gute Portion auf seinen Teller und führte entzückt den Löffel zum Munde. Aber mit einem Pfui der Entrüstung ließ er ihn wieder sinken, um schnaubend und lachend das Zimmer zu verlassen, — denn — Seifenschaum mit Ziegelgrus bestreut war es, was Frau Marie, die böse Absicht ihres Freundes endlich durchschauend, diesem als wohlverdiente Strafe vorgesetzt hatte! — Ja, warum kam er auch gerade an einem Waschtag! —

Als er dann später ein großer Mann war, fand Bismarck nur selten Zeit, seinen alten Freund Blanckenburg zu besuchen. Aber doch ist er einige Male noch in Zimmerhausen gewesen. Und wenn ich manchmal abends allein unter den großen Linden auf und ab gehe, zur Zeit, wenn die Bienen in den Kronen der alten Bäume summen, dann denke ich der Tage, da Bismarck zur Sommerzeit hier an weißgedeckter Tafel sein Frühstück einnahm, an die Gespräche, die er mit seinem Freunde geführt haben mag, als er mit ihm im dunklen Buchengang auf und nieder ging, — und ich wünschte, er träte noch einmal unter uns — und hülfe uns in unserer Not.

C. von Blanckenburg.

Otto Puchstein.

Otto Puchstein war einer der hervorragendsten, erfolgreichsten und anregendsten Archäologen der letzten 50 Jahre. Er war in Labes am 6. Juli 1856 als Sohn des Bäckermeisters, Landwirts und Stadtältesten Puchstein geboren, besuchte bis 1875 das Gymnasium zu Dramburg und studierte dann hauptsächlich in Straßburg bei dem Archäologen Michaelis, dem Philologen Rudolf Schöll und dem Aegyptologen und Orientalisten Dümichen. 1880 promovierte er mit einer Dissertation über die in Aegypten gefundenen griechischen Epigramme und machte gleich darauf auch sein philologisches Staatsexamen. Aber er kam nicht dazu, die Oberlehrerlaufbahn, die er ins Auge gefaßt hatte, auch nur zu beginnen, denn schon im selben Jahre wurde er an das Berliner Museum geholt, das damals unter Conzes Leitung mit der Pergamenischen Ausgrabung einen unerhörten Aufstieg genommen hatte. Puchstein schloß hier enge Freundschaft mit Adolf Erman, dem neuen Aegyptologen der Universität und der Museen und legte in der Zusammenarbeit mit ihm den Grund zu der Sonderstellung, die er nachher immer innegehalten hat und bis heute in der deutschen Archäologie einnimmt, daß er nämlich über die klassischen Kulturen des Griechischen und Römischen hinausgriff und deren alte Beziehungen zu Vorderasien und Aegypten aufzuklären suchte. In diesem Bestreben ging er schon ein Jahr nach dem Antritt in Berlin mit dem archäologischen Reichsstipendium, das er für 2 Jahre erhielt (1881/82, 1882/83), nach Griechenland und Aegypten und im Laufe dieser Zeit zweimal, erst mit einem Ingenieur, der die Sache entdeckt hatte, und dann mit Humann, der sie technisch aufnehmen sollte, nach dem Nemrud-Dagh im Taurus am oberen Euphrat, wo hoch auf Bergesgipfeln Antiochos I. von Kommagene mit riesigen Figuren und Inschriften für sich und seine Familie einen großartigen Götter- und Toten-

kult eingerichtet hatte. Hier boten sich Formen und Auffassungen, die Puchsteins Einblick in das, was vor und neben dem Griechischen geblüht hatte, ungemein förderten.

Nach Berlin zurückgekehrt, hat er dort in langer mühseliger Arbeit, in unerbittlicher Einbohrung, kann man sagen, ein Resultat erzielt, an dem alle anderen längst verzweifelt waren, nämlich die Komposition des großen Gigantenfrieses vom Pergamonaltar festzustellen. Die Gefonplatten, die weit vorkragend auf den Friesplatten ruhen, tragen Versatzmarken. Darnach ordnete Puchstein sie zusammen. Zugleich tragen sie aber auch die Namen der im Friese kämpfenden Götter, und so ordnete sich allmählich das verwirrende Heer der Gestalten. Die herrliche Figur der „Nacht", die „Schlangentopfwerferin", kam mit allen Gestirnen der Dunkelheit an die Nordseite des Altars; die Gestirne des Tages mit Helios als Führer an die Südseite, die großen olympischen Götter, Zeus, Athena



Otto Puchstein

usw. nach dem Osten, und die Götter des Wassers und der Erde nach dem Westen. Diese Arbeit Puchsteins hat den heute von aller Welt bewunderten Aufbau im neuen Pergamon-Museum ermöglicht.

In diesen achtziger Jahren schloß Puchstein dann die Freundschaft mit Robert Koldewey, dem feinsinnigsten archäologischen Architekten, den wir bisher gehabt haben, und ging mit ihm die erste Hälfte von 1892 und den Winter 1893/94 nach Unteritalien und Sizilien, um zum ersten Male dorische Tempel so aufzunehmen, daß man für die Entwicklung dieser Hauptform griechischer Baukunst eine feste Grundlage erhielt. Das Ergebnis haben sie 1899 in einem großen Foliowerke „Die griechischen Tempel in Unteritalien und Sizilien" publiziert. Aber 1895 sind die beiden noch einmal in dieselben Gegenden gegangen, um auch die griechischen Befestigungen und dazu die Bühnengebäude von Pompeji, Segesta, Syrakus, Taormina, Tyndaris zu erforschen, und diese Arbeiten werden erst jetzt aus ihrem Nachlaß von ihren Schülern zur Veröffentlichung vorbereitet.

Schon 1889 hatte Puchstein sich an der Berliner Universität habilitiert. 1896 wurde er als Nachfolger von Franz Studniczka als ord. Professor nach Freiburg i. Br. berufen. Dort hat er neun köstliche Jahre in angeregtem Freundeskreise und herrlicher Natur ganz seiner Wissenschaft leben können. Die Kollegs, die er las, geben Zeugnis von der originellen Fassung seiner Interessen: „Das Zeitalter Homers", „Die Bildhauerei im Altertum", „Das antike Theater", „Geschichte der antiken Architektur" „Geschichte der römischen Kunst", „Griechische Kunst und Kultur im Zeitalter des Perikles", „Die antiken Städte".

Dabei wurde die für den Archäologen so nötige Berührung mit dem mütterlichen Forschungsboden nicht verloren. 1898 hatte der Kaiser auf seiner türkischen Reise von den Ruinen in Baalbek einen so starken Eindruck erhalten, daß er sie genauer erforscht zu sehen wünschte. Puchstein war der gegebene Mann und reiste — da Koldewey schon in Babylon gebunden war — 1901 mit den jungen Architekten Bruno Schulz und Krencker hinaus. Es ergaben sich so viele Zusammenhänge des spätantiken Baalbek mit frühchristlicher und byzantinischer Kunst, daß eine große Bereisung Syriens und Palästinas sich anschloß und die ganze Arbeit dort erst 1903/04 zu Ende kam. Die Publikation „Baalbek" ist lange nach Puchsteins Tode erst vor wenigen Jahren unter Leitung von Th. Wiegand erschienen.

Puchstein fühlte sich in der Freiburger Luft so wohl, daß er 1904 die Berufung zum Leiter des Römischen Reichsinstituts ausschlug. Als aber 1905 große Schwierigkeit entstand, für die Hauptstelle in Berlin einen würdigen Nachfolger Conzes zu finden, versagte er sich nicht und nahm die auf ihn gefallene Wahl an.

Nicht gern, darf man sagen, und auch nicht zu seinem Glück! Denn die mit mancherlei diplomatischen Fäden durchwirkte Verwaltungstätigkeit lag ihm nicht, und neben ihr blieb ihm wenig Zeit und Ruhe für die geliebte Forschung. 1906 und 1907 gab es noch einmal ein großes Entfliehen, als es galt, in Bogasköi, der alten Hettiterhauptstadt in Kappadokien, wo Tausende von Keilschriftbriefen gefunden waren, Paläste und Tempel aufzudecken, und 1910 folgte ein Einblick in die römischen Verhältnisse von Nordafrika (Lambaesis, Timgad), aber im März 1911, kurz nach einer anstrengenden Romreise, machte ein Gehirnschlag allem ein Ende.

Puchsteins hohe kraftvolle Erscheinung mit den gütigen Augen war ein Bild seines Wesens. Er war eine Forschernatur von seltener Stärke, rücksichtslos vordringend, von keinen Vorurteilen, keinen Autoritäten sich beirren lassend, im Gespräche ganz nach der sokratischen Methode die Auffassung des Partners Stück für Stück herauslockend, ihn selbst damit zur Klärung zwingend und vielleicht schon zur Einsicht in die Unhaltbarkeit seines Standpunktes. Ein gottbegnadeter Forscher und Lehrer! Und dabei ein warmherziger Mensch, und wo er ähnliche Kraft und Wärme fand, ein treuer Freund. Kronzeuge für das Imponierende von Puchsteins Wesen ist der vortreffliche Menschenkenner Carl Humann, der gern erzählte, wie auf ihrer gemeinsamen Reise zum Nemrud-Dagh Puchstein die faulen und widerspenstigen Kurden mit dem Revolver in der Faust zur Arbeit getrieben habe, und wie eines Tages auf schmalem Pfade am Felshang Puchstein einem Bären begegnet sei: der Bär machte Halt und Puchstein machte Halt, der Bär brummte und Puchstein brummte, — da machte der Bär kehrt und trottete ab.

Prof. Carl Schuchhardt.

Felix Genzmer.

Ein Kind der Stadt Labes ist ferner Geh. Hofbaurat Professor Dr. ing. h. c. Felix Genzmer, geb. am 22. 11. 1856, gestorben am 7. 8. 1929 in Berlin-Dahlem, wo er auf dem St. Annen-Friedhof ruht.

Sein Geburtshaus lag an der Regabrücke, an der Ostgrenze der ältesten Stadtsiedelung. Nach Erlangung der Reifeprüfung 1875 in Halberstadt, wohin sein Vater, der Kreisgerichtsrat in Labes war, 1862 verzogen war, studierte Felix Genzmer auf dem Poly-

technikum in Hannover und dann in Stuttgart und trat darauf als Bauführer in Straßburg i. E. seine Praxis an. Beim Bau des Verwaltungsgebäudes der Generaldirektion der Reichseisenbahn und ähnlicher Bauten war er teils schon mit selbständigen Bauausführungen beschäftigt. Des ausführenden Architekten Jakobsthals, dieses Meisters der Ornamentik und Farbe, Einfluß und Eindruck waren richtunggebend für ihn. Voll der Eindrücke von Straßburg, der „wunderschönen Stadt", und des herrlichen, gottgesegneten Elsaß führte der weitere Weg den jungen Architekten als Stadtbaumeister nach Hagen i. W. und nach 4jähriger Tätigkeit an das Hochbauamt der Stadt Köln. Dort lieferte er von 1887 bis 1890 infolge seiner Arbeiten an dem Kölner Bebauungsplan die Zeichnungen für das erste grundlegende Buch über Städtebau von Stübben. Das waren die Vorstufen für die Berufung als Stadtbaumeister nach



Felix Genzmer

Wiesbaden im Jahre 1894. Hier wurde er auf einen äußerst verantwortungsvollen Posten gestellt, vor Arbeiten von einem Umfang und einer Vielseitigkeit, die unendlichen Fleiß erforderten und fanden. Die neunjährige Tätigkeit in Wiesbaden zeigte Genzmer als einen Architekten und Künstler von seltener Reife. Seine Bauten gaben der damals in schnellem Aufblühen begriffenen Bäderstadt ihr vornehmes Gepräge; insbesondere waren die öffentlichen städtischen Bauten, Straßenanlagen und Brücken sein Werk. Dazu gehörten auch im Inneren der Stadt die großzügige Marktplatzanlage, die monumentale Durchbrechung der Römermauer und vor den Toren der Stadt die Sport- und Spielplätze sowie die Parkanlagen im Nerotal und auf dem Neroberge. Alles, was Genzmer in dieser internationalen Fremdenstadt schuf, war viel mehr der Kritik der Oeffentlichkeit ausgesetzt als ähnliche Schöpfungen in anderen gleich großen Städten. Daß sich der empfindsame Kurgast und der Genesung suchende Kranke nach Wiesbaden hingezogen fühlten, daß überhaupt die alte Bäderstadt noch heute einen Weltruf genießt und für andere Städte und Bäder vorbildlich gewirkt hat, ist nicht in letzter Linie Genzmers Tätigkeit zu verdanken. Bei der Anpassung des Stadtbauplanes mit seinen Anlagen und Bauten an die wunderschöne Lage und Natur am Fuße des Taunus hat er in der wichtigsten Zeit der Entwicklung Wiesbadens maßgebend mitgewirkt. Im Jahre 1901 wurde er zum Kgl. Hofbaurat ernannt. Den Glanzpunkt seiner künstlerischen Tätigkeit bildete der Foyerbau am Kgl. Theater in Wiesbaden. In Anerkennung dieser Arbeit wurden ihm auf Wunsch des Kaisers der Umbau des Kgl. Schauspielhauses sowie die Vorarbeiten für den Neubau eines Kgl. Opernhauses in Berlin anvertraut. 1905 erfolgte seine Ernennung zum Geh. Hofbaurat. Gleichzeitig erhielt er seine Berufung auf eine ordentliche Professur an der Technischen Hochschule in Berlin-Charlottenburg. Im Jahre 1907 bereits gründete Genzmer mit Brix das erste deutsche Seminar für Städtebau, und gleichzeitig wurde ihm im Nebenamt die Tätigkeit als „Architekt der Königlichen Theater" überwiesen. Zu seinen größten Erfolgen gehört der 1. Preis, den er mit Brix und der Hochbahngesellschaft 1909 für den großen Entwurf zu einem Bebauungsplan für Groß-Berlin erhielt.

Nach Einstellung seiner Vorlesungen an der Technischen Hochschule war seine letzte Arbeit als 72jähriger der Umbau des Marmorsaales in den Festräumen des Zoologischen Gartens in Berlin. Von 1914 bis 1922 erschienen aus seiner Feder bauwissenschaftliche Abhandlungen. Er war Preisrichter bei zahlreichen Wettbewerben und als Obergutachter oft begehrt.

Erich Genzmer.

Walter Robert-Tornow.

Er wurde am 14. 7. 1852 in Ruhnow geboren. Sein Vater war nicht nur als Landwirt tüchtig und angesehen, sondern auch in Kunst und Wissenschaften heimisch und begabt. In des Vaters reichhaltiger Bücherei fand der begabte Geist des geweckten Knaben, der als Dreijähriger schon schreiben konnte, reichliche Nahrung, wohl auch schon den Hinweis auf seinen dereinstigen Beruf. Nicht gleichen Schritt hielt die körperliche Entwickelung. Trotz der gesunden Luft, in der er aufwuchs, hatte er öfter zu leiden, ward auch nicht alt. Er starb schon am 17. 9. 1895. — Früh trat Robert-Tornow, der sich mit philologischen und kunsthistorischen Studien, dann aber auch mit der deutschen Literatur, namentlich mit Lessing beschäftigt hatte, mit Georg Büchmann in Beziehung. Ueber 900 „geflügelte Worte" brachte er dem gesammelten Schatz hinzu. Nach Büchmanns Tod gab er das Werk neu heraus, fügte auch ein vorzüglich gestaltetes Inhaltsverzeichnis hinzu. Es erschien im Verlage der Haude & Spenerschen Buchhandlung in Berlin und erzielte mit der 23. Auflage 1907 bereits einen Absatz von 150 000 Exemplaren. Gewidmet ist es dem Kaiser Wilhelm II., in dessen Hofdienst Robert-Tornow 1888 trat. Als Bibliothekar der Kgl. Hausbibliothek war er des Königs literarischer Berater, wie er auch schon als feinsinniger Plauderer mit dem späteren Kaiser Friedrich und dessen Gemahlin befreundet war. Robert-Tornow arbeitete am liebsten im traulichen Winkel des ältesten Teils des großen Hohenzollernschlosses, der auf die Spree hinausgeht. Dort saß er, wie im Märchen der Zauberer, still und ungestört bei der Arbeit, fern der Unruhe und dem Geräusch der Welt im Gedenken an das „Horizontgefühl" — wie er es nannte — seiner pommerschen Heimat.

E. G.

Zirkusdirektor Pagel,

ein Beispiel pommerscher Kraft und Kaltblütigkeit.

Pagel wurde als Sohn eines Postbeamten in Plathe geboren. Als er die Schule verließ, trat er in die Lehre bei dem Schmiedemeister A. Laske. Schon nach einem Jahre Lehrzeit zeigte er seine große Unerschrockenheit den Tieren gegenüber. — Als sich nämlich der durch seine Widerspenstigkeit in Plathe bekannte Hafermannsche Schimmel nicht beschlagen lassen wollte, hob er mit seinen Schultern das Tier vorne

so lange hoch, bis man beide Hufe beschlagen hatte. Einige Tage später befand er sich auf einem Bauerngehöft in dem zwei Stunden von Plathe entfernten Dorf Kutzer, wo ein Fleischer Hammel erhandelte. Als der Streit über das Gewicht eines Hammels entbrannte und der Besitzer behauptete, daß der Hammel so und soviel wiege, meinte Pagel, daß er leichter sei. Der Besitzer meinte, wenn er den Hammel nach Plathe trage, so gehöre er ihm. Darauf lud Pagel sich den Hammel auf seine Schultern und trug ihn nach Hause. Der Besitzer kontrollierte ihn bis zur ersten Regabrücke, und da er sah, daß Pagel es schaffte, kehrte er um. Nach 2jähriger Lehrzeit verließ er eines Tages wortlos die Schmiede und ging in die Welt. In einem Zirkusunternehmen in Australien bildete er sich als „starker Mann" aus. Er befreundete sich insbesondere mit Löwen, die er selber vorführte und mit denen er Ringkämpfe machte.

Vor gut 20 Jahren besuchte Pagel mit einem starken männlichen Löwen seine Heimatstadt Plathe. Der Löwenkäfig wurde von der Bahn auf Pagels Wunsch von demselben Schimmel abgeholt, den er als Schmiedelehrling hochgehoben hatte. Aufsehenerregend und gefährlich mitanzusehen waren seine täglichen Arbeiten mit dem Löwen, mit dem er regelrecht einen Ringkampf aufführte, wobei dem Löwen der Rachen soweit nach hinten gedreht wurde, daß dieser rücklings niederfiel, und Pagel Sieger wurde. Das freie Umherführen des Löwen an einem Strick wurde ihm in Deutschland nicht gestattet. Auf der Hinreise nach Deutschland hatte er so seinen Löwen durch die Straßen Venedigs geführt.

Zum Schluß noch eine Begebenheit, die der Tierbändiger Hans Brick mit eigenen Augen in Südafrika sah, wo Zirkus Pagel gastierte. Frau Direktor Pagel führte unerschrocken ihre Löwen vor, während sich Herr Pagel hauptsächlich mit Tigern und Panthern abgab. Bei der Vorführung bediente er sich auch einiger fester Knüppel. Eines Tages, als er die Tiger vorführte, saß vor ihm auf einem ganz niedrigen Postament ein Tiger, dem er immer mit der Faust drohte. Plötzlich nahm der Tiger die Gelegenheit wahr und vergrub seine mächtigen Zähne in die Handfläche Pagels, biß diese durch und hielt fest. Pagel, ein Riese, blieb ruhig wie immer, und mit seiner tiefen Baßstimme sagte er unheimlich ruhig: „Come on, Boy!" und zog den Tiger, der noch immer in seine Hand verbissen war, vom Postament herunter und dorthin, wo ein Knüppel lag. Er bückte sich, erfaßte die Keule, ein kräftiger Schlag, die Hirnschale des Tigers krachte, und leblos sank das Tier in den Sand. Darauf führte er seine Nummer zu Ende, und dann erst ließ er sich verbinden. Heute hat er eine verkrüppelte Hand.

Der Spuk in der Apotheke.

Es war um das Jahr 1820.

In der Apotheke zu Labes herrschte Beunruhigung, Nervosität. Ein dreister Einbruchsdiebstahl hatte die Gemüter in helle Aufregung gebracht, die sich auch nicht legte, als bekannt wurde, wer die Diebe gewesen. Im Gegenteil. Denn das waren derart gefürchtete Leute, daß Madame Rohloff nunmehr jedermann beteuerte, ihr wäre überhaupt nichts gestohlen worden — aus bleicher Furcht, ihr könnte nun noch obendrein der rote Hahn aufs Dach fliegen.

In diese Zeit der Aufregung fiel nun ein Ereignis, das durchaus nicht geeignet war, Beruhigung zu schaffen.

Eines Nachts, gerade als die große Uhr des Hauses die 12. Stunde kündete, entstand auf der zum Boden führenden Treppe ein eigenartiges Geräusch, das bei der mitternächtlichen Stille gar gewaltig durch das alte Haus drang. Herr Apotheker Rohloff betrat mit einem Lichte in der Hand den oberen Flur des Hauses. Ein Spuk jagte ihm Schrecken in die Glieder. An einer Kette kam ein Menschenschädel die Bodentreppe heruntergepoltert. Das Licht entfiel des Furchtsamen zitternder Hand. Der Mann fand aber im bleichen Mondenscheine doch noch die Tür seines Gemaches und schob hastig den Riegel vor.

In der nächsten Nacht gabs dasselbe Geräusch. Die Hausbewohner hörten wieder den Totenkopf die Treppe herunterkollern, obgleich sie ihn nicht sahen, sondern die Bettzipfel fester über die Ohren gezogen hatten. Aber die Seele malte jedem das Treppen-Schreckensgespenst in grellsten Farben.

Als auch in dritter Nacht die Hausbewohner keine Ruhe fanden, betrat am folgenden Tage Herr Apotheker Rohloff das Amtszimmer des Herrn Bürgermeisters Johann Georg Falck, der damals regierte. Das Ergebnis der Unterredung war, daß in der zwölften Stunde kommender Nacht der Stadtnachtwächter Raschmachermeister Knuth den oberen Flur der Apotheke besetzte, ausgerüstet mit Sabulus und Spieß, und verstärkt durch Beigabe eines alten Bürgers gleich schwerer Bewaffnung.

Aber der Spuk fürchtete weder diese schweren Waffen noch die kühnen Waffenträger. Als die große Hausuhr wieder zum Künden der Mitternachtsstunde einsetzte, rollte der Totenkopf wieder an der Kette die Treppe herab.

Aber die beiden Wächter nahmen den Treppensturm nach der verkehrten Richtung. Obgleich sie nicht mehr über die jüngsten Knochen verfügten, denn in damaliger Zeit waren die Nachtwächter überall alte und abgediente Leute, stürzten sie mit einer derartigen Schnelligkeit die Treppe hinunter, als wenn ihre Beine den lustigsten Galopp der Jugendjahre tanzten. Und sie eilten aus dem Torweg auf die Straße und hielten im Laufen erst wieder inne, als sie die Apotheke hinter sich wußten.

Nun war guter Rat teuer. Die geängstigten Bewohner wußten sich nicht zu helfen. Endlich kam ihnen der rettende Gedanke. Herr Rohloff betrat wieder die Amtsstube des Herrn Bürgermeisters Falck. Es wurde ein reitender Bote nach Greifenberg entsandt, und abends bereits trafen zwei Greifenberger Dragoner auf ihren Rossen ein und hielten vor dem Rathause.

In aller Stille bezogen sie ihren Wachtposten.

Und der Spuk ging richtig wieder los und diesmal auf den Leim.

Die große Uhr schlug. Der bleiche Totenkopf rollte. Die Kette rasselte.

Die Hausbewohner flogen hoch in ihren Betten und verkrochen sich nicht wieder. Durch die Anwesenheit der beiden Soldaten waren sie doch etwas beruhigt und ermutigt. Und sie harrten gespannt der kommenden Dinge.

Ob in der ersten Minute den beiden Soldaten doch etwas das Gruseln kam, wir wissens nicht. Aber sie setzten den Treppensturm doch rechtzeitig und richtig an. Jetzt fuhren die Ueberraschung und der Schrecken aber dem Spuke selber in die Glieder. Die Soldaten hielten den Apothekerlehrling Gustav Pitsch bei den Schlafittken. Und nun schlotterten d e m die Büchsen.

Welche liebevolle Behandlung die Greifenberger dem Spuke zuteil werden ließen, darüber vermag ich leider nichts zu berichten. Möglich, daß der Zorn über die Kühnheit des jungen Mannes sie packte, der ein ganzes Haus und mehr in helle Aufregung versetzte, und daß sie dementsprechend handelten. Möglich auch, daß ihnen d a s Licht leuchtete: eigentlich doch ein ganz forscher Kerl, der das wagt — und daß sie deshalb den Spuk liebevoll in ihre Arme nahmen und der Madame Rohloff die schlotternden Büchsen auf den Armen zutrugen.

Der Mitternachtsspuk der Apotheke war entlarvt. Sehr geistreiche Gesichter sah man nicht. Herr Apotheker Rohloff soll sich an den Schädel gefaßt haben. An den eigenen Schädel. Ob er allein, darüber verlautet nichts. Zum bewußten Abendschoppen ging er fürs erste nicht. Herr Bürgermeister Falck auch erst nach einigen Tagen.

Für den jungen Herrn Pitsch war die Apotheke natürlich keine Stätte geeigneten Wirkens mehr. Noch in der Nacht des Ereignisses bekam er die Wanderstiefel an.

In Schlönwitz lebte er später als „Doktor". Er kurierte mit Kräutern, die auf den heimischen Fluren wuchsen. Er hatte Zuspruch von weit und breit, am wenigsten von den Schlönwitzern selber, da die ja wußten, daß das, was er verordnete, „nicht weit her war", also auch nicht helfen konnte.

Ich stand an seinem Grabe auf dem Schlönwitzer Friedhofe. Auf der Tafel las ich: ... der Apotheker Gustav Pitsch, geb. den 27. September 1801, gest. den 22. Mai 1889 ... Gott ist die Liebe ...

Aber die größte Heldentat seines Lebens verschweigt die Tafel, den Jugendstreich in der Apotheke zu Labes.

Von Welken, Vergehen, Vergessen zeugt das Grab. Aber der flüchtige Stift soll der Mitwelt künden und der Nachwelt überliefern, was verloren zu gehen droht — und was die Tafel des Friedhofes nicht gut künden konnte. Julius Sefker.

Der Schrei nach Freiheit.

Was jeder von Plathe wissen muß;
Es liegt gar feine am Regafluß.
Friedlich sind die Bürger gesonnen,
Intrigen werden nicht gesponnen.
Hingegen spinnt man Flachs und Woll'
Und fühlt sich wohl auf seiner Scholl'.

So ganz paßt dieser Vers nicht mehr in die Jetztzeit, im Jahre des Unheils 1848 war er ganz abwegig. Wie es kam, daß die sonst so friedliche Bürgerschaft plötzlich Umsturzgedanken nachhing, weiß man nicht. Zeitungen waren hier noch ganz unbekannt, Briefverkehr unterhielt man nicht, und Wanderredner, welche die Revolution predigten, waren auch nicht hier gewesen. Aber wie ein Funke ein ganzes Faß Pulver urplötzlich entzündet, geht mit den Menschen hin und wieder auch der Verstand durch. Kurz und gut: der Rat des Städtleins hatte sich genötigt gesehen, einen Sicherheitsdienst einzurichten. Bürger mußten der Reihe nach die Straßen abpatrouillieren und jede etwaige Menschenansammlung zerstreuen. Eines Abends bog nun der Schneidermeister P., ein Hüne von Gestalt und Großvater eines international bekannt gewordenen Athleten, vom Markt aus in die Königstraße, als er plötzlich einen mächtig skandalierenden Menschen wahrnahm, der, nur mit Hemd und Hose bekleidet, mit Stentorstimme rief: „Freiheit, ick will min Freiheit hewwen!" Im Nu war P. an seiner Seite. „Du willst din Freiheit hebben? Dor hast du sei!" und klatsch! P.'s Ohrfeige saß gut. Der Skandaleur wischte sich aus den Augen eine Träne und von der Nase das Blut und erklärte dann, er habe gar nicht nach Volksfreiheit gerufen, sondern nach persönlicher — denn „min Olsch hett mi den Husschlötel versteckt, un ick will noch 'n bäten utgahn un Korten spälen." Bei diesem Blutvergießen ist es geblieben, die Bürgerwehr arbeitete prompt, und die Hitzköpfe kamen auch bald wieder zur Vernunft. A. M.

Ein Schuß zur Nacht.

1863, zur Zeit des polnischen Aufstandes, grassierte in Plathe in weiten Volkskreisen große Polenfurcht. Es gab Leute, die nachts nur mit halbem Auge schliefen in der Befürchtung, die Polen könnten kommen. Da durchdröhnte in dunkler Nacht ein Schuß die Stille. Sofort erhellten sich die Fenster und vorsichtig, nur notdürftig bekleidet, versuchte man mit schlotternden Knien und bleichen Gesichtern auf die Straße zu spähen, auf denen man die polnischen Banden vermutete. Aber die Polen kamen nicht, es ist auch nicht herausgekommen, wer den Schuß abgefeuert hat. Ein Spaßvogel, der sich an der Angst seiner Mitbürger weidete, ist's sicher gewesen. Aber ein gesetzter Bürger macht solche Streiche nicht; es dürfte der Täter vielmehr ein sogenannter „Dreiviertel-Flöh" gewesen sein, der sich seine Waffe selbst angefertigt hatte. Man feilte nämlich in einen der damals üblichen riesigen Hausschlüssel mit Hohlrohr ein Zündloch, lud mit Sprengpulver und einem Papierpfropfen und steckte mit einem Schwefelholz das auf das Zündloch geschüttelte Pulver an. Geknallt hat's wie toll. 1871 habe ich bei der Friedensfeier auch einen solchen Schuß abbrennen dürfen, habe aber dies Vergnügen mit einer tüchtigen Tracht Prügel bezahlen müssen. A. M.

Der Landrat von Stubbenhagen.

„Wer sinen Puckel will hebben vull,
de goah noa Regenwull."

An der Grenze der Neumark kam es früher häufig auf den Jahrmärkten zwischen Pommern und Märkern zu Schlägereien, welchen wohl der Vers seinen Ursprung verdankt. Um die Regenwalder mit ihrem Dialekt zu ärgern, sagte man: Neigeteige Kreie-eige, d. h. neunzehn Kräheneier. (O. Knop.)

Eine treffende Illustration zu obigem Sprichwort gibt das Geschichtchen „Der Landrat von Stubbenhagen" (erzählt von Hotelbesitzer Müller, Regenwalde). Bis vor 70 Jahren lebte in der Kleinen Grabenstraße zu Regenwalde der Schmied Goldau. Die Nummer des Hauses braucht nicht gesagt zu werden; denn die Straße hat nur eins. Die Gegend hieß im Volksmund Stubbenhagen, und der Schmied war bekannt unter dem Namen der Landrat von Stubbenhagen. Abends nach Feierabend erschienen die Nachbarn, um zu klönen. Wer zu klug redete, mußte eine Flasche Schnaps ausgeben. Wer sich aber dem Urteil nicht unterwarf, wurde über den Amboß gelegt und verfiel dem Stubbenhagener Gesetz. Dies Gesetz aber hatte zwei Paragraphen, und die lauteten: § 1. Die Strafe folgt gleich nach der Tat. § 2. Wer die Prügel hat, behält sie. W. G.

Kirschenfest in Dorotheental.

Am Winninger Walde wohnte ein Förster Baganz, bei dem sich ein Onkel aufhielt, der große Liebe zum Obstbau zeigte. Der faßte den Plan, eine große Kirschenplantage anzulegen. Zum Schutze gegen die Westwinde mußten hohe Wälle aufgeführt werden. Mit Hilfe der großen Schuljungen wurde das nötige Erdreich schließlich zusammengekarrt. Vor den Nord- und Ostwinden schützte der Wald die Anlage. Die edelsten und erlesensten rheinischen Kirschen baute er an, und dank der guten Pflege entwickelten sich die jungen Bäume auf das trefflichste! Bald wurde die Menge der geernteten Kirschen so groß, daß sie den eigenen Bedarf überstieg. Was nun? Hatten große Jungen bei der Anlage der Plantage hilfreiche Dienste geleistet, so waren es wiederum solche, die das Pflücken besorgten, auch dann, wenn sie keinerlei Auftrag und Berechtigung hatten. Wenn sie aber besonders dazu angeworben waren, so sahen sie weniger auf klingenden Lohn als auf die Gelegenheit, nach Herzenslust Kirschen essen zu können; denn man soll dem Ochsen, der da drischt, nicht das Maul verbinden. Man sagt allerdings, daß die Kirschenpflücker während des Pflückens, das sich wochenlang hinzog, erheblich an Körpergewicht abgenommen hätten, und das ist keine Verleumdung gewesen; denn .... Aber wohin nun damit? Wohl waren Wangerin und Nörenberg aufnahmefähig für gute Kirschen; aber das Geschäft, die Kirschen auf den Wochenmarkt zu liefern, zu umständlich, zu beunruhigend, zu wenig reizvoll. Also was war zu tun? So kamen als Dorotheentaler Spezialität die Kirschenfeste in Schwung. Der rührige Wirt gestaltete den geräumigen Vorplatz des Hauses zum Festplatz. Die Eltern mit den Kindern, Brüder mit Schwestern, Schwestern mit Brüdern, Verwandte und Bekannte, junge Burschen mit ihren Mädchen aus Nähe und Ferne strömten hier zusammen.

Selbst der verkrüppelte Schneider, der mit seinen Krücken schneller laufen konnte als mancher Gesunde, wollte nicht fehlen. Ja, auswärtige Vereine kamen in ganzen Wagenkolonnen aus Wangerin, Nörenberg und Freienwalde herbei, und alle fanden hier etwas für sich. Den Mittelpunkt bildeten naturgemäß die Kirschenstände, wo man für wenige Pfennige die schönsten schwarzen, roten, gelben, Herz- und Glaskirschen erstehen konnte, und wie wurde darin geschmaust. Würfelbuden luden daneben ein, das Glück zu versuchen. Der Bäcker bot seine Stuten, Schnecken, Hörnchen, Mohnbrötchen an. Der Fleischer rief die warmen Zieskes aus. Das Bier fehlte auch nicht; der Kaffee dampfte, und Zigarren und Pfeifen qualmten und dufteten. Die Kleinen tummelten sich im Grünen. Die Alten spielten Schafskopf oder erzählten von der guten, alten Zeit, wo die Jugend noch nicht so verderbt war. Die Mütter bewunderten ihre Kinder und beurteilten ihren persönlichen gegenseitigen Wert nach der Zahl derselben. Konnte doch eine Mutter mit 15 Sprößlingen aufwarten! Und die Jugend! Die drehte sich im Freien nach den schmetternden Klängen der Musik im Tanz. Bis zum Abend. — Dann änderte sich das Bild. Die Groschen waren ausgegeben. Die Alten und die Kinder zogen nach Hause. Aber die Jugend! die Jugend! Sie tanzte auch nach Eintritt der Dunkelheit weiter, in der großen Stube des Försters, tanzte und freute sich ihres Lebens. Sie tanzten linksrum und rechtsrum, und die Damenwahl, die durch einen aufgehängten Pantoffel oder ein Taschentuch angezeigt wurde, brachte auch die weniger fleißigen Tänzer auf die Beine. Sie tanzten Walzer in schwindelndem Dreh; sie hopsten Polka und Rheinländer; sie tanzten Lott is dot; Herr Schmidt, Herr Schmidt, wat kriegt denn Jule mit? Schepemäka Dickbuk, wies mi dina Kuckuck; Mariechen saß weinend in Garten; Hans saß im Schornstein; 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, wo ist denn mein Schatz geblieben; den Hackenschottschen und viele andere schöne Sachen, bei deren Namen es noch heute in sämtlichen Armen und Beinen kribbelt. Alle Lebensgeister waren entfesselt. Sie jauchzten und kreischten vor Wonne und stampften die Diele, daß das Haus dröhnte. Sie brachten manchen Tropfen Schweiß dar, und aus dem offenen Tanzraum strömte die Luft heiß und schwül. Heimlich stahl sich manch Pärchen hinaus, um da draußen verstohlen einander noch näher zu sein als beim Tanze. Sie tanzten, bis der heraufdämmernde Morgen zum Nachhausegehen gemahnte. Noch ein Abschiedswalzer, Gute Nacht, gute Nacht, ihr Lieben alle. — Ein Kosen, ein Tätscheln, ein Händedrücken auf dem Heimwege. — Schluß. — Ja, das war doch mal ein Fest, das man in der harten Arbeitszeit verdient hatte, das so gut bekam, und das man so bald nicht vergaß.

Otto Porath.

Sagen um Plathe.

Schloßsagen.

Das alte Schloß in Plathe ist ganz nahe an der Rega erbaut. In früherer Zeit hatten die Osten, die hier hausten, eine eiserne Kette durch den Fluß gespannt, daß kein Schiff an dem Schlosse vorüberfahren konnte. Dann ertönte in dem Schlosse eine Glocke, die den Burgherrn und seine Mannen auf das Schiff aufmerksam machte.

Man erzählt sich, daß die Osten von dem Straßenraub sehr reich geworden sind. Einer der Herren v. d. Osten soll einmal gesagt haben: „Das Holz kann den Osten wohl einmal fehlen werden, aber das Geld nicht.“ — Man weiß auch, daß sich in einem der zugemauerten Kellerräume ein eiserner Kasten befindet von fünf Scheffel Inhalt, der bis oben hin mit blanken Dukaten gefüllt ist; aber dieser Schatz wird von einem bissigen Hunde bewacht.

*

Auf dem alten Schloßberg bei Plathe ist schon oft in der Nacht zwischen 12 und 1 Uhr eine Jungfrau gesehen worden. In den Händen trägt sie ein großes Schlüsselbund. Man hat sie aber immer nur weinend gesehen; denn sie soll hier schon lange gegen ihren Willen gefangen gehalten werden. Leute, die dieses Mädchen in der Nähe gesehen haben, wollen wissen, daß es halb Mensch, halb Fisch ist. Manche halten es auch für die Wasserjungfer der Rega, die schon oft Menschen mit in die Tiefe gezogen haben soll.

*

Von dem alten Blücherschlosse führt ein unterirdischer Gang nach dem Ostenschlosse. Jetzt kann er nicht mehr betreten werden, aber vor Jahren sind einmal zwei mutige Männer in den Gang eingedrungen. Damit man hören konnte, wieweit die Männer vorwärts kamen, nahmen sie beide eine Trommel mit. Bis in die Mitte des Ganges hat man das Trommeln auch noch gehört, dann verstummte es. Herausgekommen sind sie aber nicht wieder. (Mündlich aus Plathe.)

*

Von dem alten Blücherschloß führt ein unterirdischer Gang unter der Rega nach dem nahegelegenen Ostenschloß. In diesem Gange werden die vielen Schätze des Ostenschen Rittergeschlechtes aufbewahrt. Es kann aber kein Mensch an diese Schätze gelangen, da sie von vier großen schwarzen Hunden bewacht werden, die niemand heranlassen. Es wagt sich auch kein Mensch in den Gang hinein, denn man braucht nur wenige Schritte zu gehen, so hört man schon das Heulen der Hunde. (Temme, S. 204.)

*

In Plathe weiß man von einem großen, dicken Buche zu erzählen — so groß wie ein Kindersarg —, das sich in dem Besitz der Ostenschen Familie befindet. Damit es niemand entwenden kann, ist es mit einer eisernen Kette an die Wand geschlossen. In diesem Buche stehen alle Raubrittertaten der Herren v. d. Osten aus früheren Jahrhunderten verzeichnet.

*

Die Ritter v. d. Osten waren in früherer Zeit oft in heftige Fehden verwickelt. Einst wurde ihre Burg — die Woldenburg genannt — von den Kolbergern stark belagert. Als die Burg nicht länger verteidigt werden konnte, mußten die Bewohner der Burg durch einen unterirdischen Gang entfliehen. Den kleinen Sohn des Burgherrn konnte man aber nicht mitnehmen. Darum wurde er mit seiner Amme und einer Ziege in einem großen Kasten in den Brunnen heruntergelassen. Die Ziege nährte sich von den Kräutern, die zwischen den Steinen des Brunnens wuchsen, und damit auch die Amme und das Kind. Als die Feinde abgezogen waren, kehrten die Herren v. d. Osten zurück und befreiten beide aus ihrem Versteck.

*

In der Zeit vor hundert Jahren befand sich in der Blücherruine die Stadtschule von Plathe. Die Kinder gingen aber nicht gerne in dieses alte Gebäude und trieben sich während der Schulzeit lieber auf den Feldern umher. Die Eltern wollten aber doch, daß die Kinder in der Schule etwas lernten und gingen deshalb zum Lehrer und nahmen eine Tüte voll Rosinen mit. An jedem Morgen sollte der Lehrer von den süßen Rosinen eine Anzahl unter die Pappel legen und den Kindern sagen, daß die Rosinen von dem Baume fielen und für sie bestimmt wären. Solange des Morgens die Rosinen unter dem Baume lagen, kamen die Kinder auch zur Schule. Der Baum wird heute noch der Rosinenbaum genannt.

(Mündlich aus Plathe.)

*

Es wird erzählt, daß der alte Herr v. d. Osten, mit dem die Plather Linie dieses Geschlechtes ausgestorben ist, noch immer zur Nachtzeit auf seiner Feldmark in einem Kutschwagen, der von zwei schwarzen Pferden gezogen wird, herumfährt, um nach dem Rechten zu sehen.

In der Nähe von Kutzer, einem Dorfe nordöstlich von Plathe, ist ein tiefes Tal, das zur Rega führt. Hier hat früher ein Ritter gehaust, der oftmals die Wanderer überfiel, ausplünderte und auch zuweilen erschlug. Das Tal heißt heute noch der Rittergrund.

*

Die verwünschte Jungfrau bei Brückenkrug.

In Brückenkrug an der Chaussee von Plathe nach Körlin erzählt man sich, daß es in dem nahen Wald nicht geheuer sein soll. Als vor Jahren einmal ein Mann aus Brückenkrug zum Kräutersammeln in den Wald gegangen war, sah er nicht weit von sich ein kleines Häuschen, das ringsum mit Wein bewachsen war. Obgleich der Mann wohl schon 100 mal in dem Walde gewesen war, hatte er das Häuschen noch niemals gesehen. Es war gerade in der Zeit, wo die Weintrauben reif waren, damit füllte er seine Taschen und einen Korb, den er bei sich hatte. Auf dem Heimwege begegnete ihm ein zahmes Reh, das auf seinem Rücken einen Sack gebunden trug. Das Reh blieb vor dem Manne stehen und sah die Weintrauben so an, als wenn es gerne davon gehabt hätte. Darüber verwunderte er sich und gab dem Tiere davon zu fressen. Das Reh war aber in Wirklichkeit eine Jungfrau, die durch einen Spruch in ein Reh verzaubert war. Plötzlich stand das Reh als Jungfrau wieder vor ihm. Der Sack, den das Reh auf dem Rücken getragen hatte, enthielt lauter blanke Taler, welche nun die Jungfrau mit dem Manne, der sie von dem Fluch erlöst hatte, teilte. (Mündlich aus Brückenkrug.)

Das Gespenst am Schwarzen Berge.

Ein Bauer aus Kutzer mußte einmal in der Nacht nach Woldenburg gehen. Als er zwischen dem Schwarzen Berge und der Franzosenkuhle war, hörte er ein lautes Schnarchen. Der Bauer ahnte nichts Gutes und suchte durch schnelle Schritte zu entkommen. Plötzlich sprang ein Ungeheuer auf seinen Rücken und klemmte sich so fest, daß der Bauer sich nicht davon befreien konnte. Obgleich der Bauer mit seinem Stocke um sich schlug, saß das Gespenst doch auf seinem Rücken fest. Erst als er in Woldenburg ankam, war er von seiner Last befreit. (Mündlich aus Plathe.)

Der Teufel am Schwarzen Berge.

Als einmal vor vielen Jahren der Abdecker von Plathe mit seinem Schinderwagen in später Stunde von Bandekow heimkehrte, hatte er unterwegs einen fremden Mann mit auf den Wagen genommen. Am Schwarzen Berge waren die Pferde nicht weiterzubringen. Der Abdecker stieg vom Wagen und schlug mit einer Wagenrunge vorne zwischen die Pferde und zählte dabei immer: „Eins — zwei; eins — zwei." Der Fremde auf dem Wagen rief ihm zu, er solle doch bis drei zählen, darauf antwortete der Schinder: „Ick wa di wat schieten!". Da hörte der Abdecker noch die Worte: „Dat wir din Glück, dat du nich drei seggt hest." Damit war der Fremde vom Wagen verschwunden, ohne daß der Abdecker sehen konnte, wohin er gegangen wäre. Ungehindert konnte der Wagen nun weiterfahren. Der Fremde auf dem Wagen soll niemand anders als der Teufel gewesen sein.
(Mündlich aus Plathe.)

Das Frauengespenst am Schwarzen Berge.

Leute, die zur Nachtzeit auf der Chaussee nach Witzmitz am Schwarzen Berge vorbeigegangen sind, haben schon oft an dieser Stelle eine Frau mit großen schwarzen Augen gesehen. Sie hält alle Vorübergehenden an und läßt niemand vorbei. Man meint, diese Frau wolle von einem Fluch erlöst sein, aber keiner hat bisher das richtige Wort gesprochen.
(Mündlich aus Plathe.)

Ein schwarzer Hund sperrt den Weg nach Carolinenhof.

Von Plathe nach Carolinenhof führt über Feld ein Steig, den man hier den Kirchensteig nennt. Es ist schon sehr oft vorgekommen, daß Leute aus Carolinenhof, die in der Mitternachtsstunde von Plathe nach Hause gegangen sind, von einem großen schwarzen Hund auf diesem Wege angefallen sind; der Hund läßt auch niemand vorbei. Die Bewohner von Carolinenhof fürchten sich vor dem Hunde und gehen deshalb zur Nachtzeit lieber den weiteren Weg, der von der Chaussee abführt. (Mündlich aus Carolinenhof.)

Der Teufel
bringt einen Tagelöhner auf den falschen Weg.

Vor Jahren wollte einmal ein alter Tagelöhner aus Carolinenhof in der Abendstunde nach Altenhagen gehen. In seinem Leben hatte er wohl schon mehrere hundert Mal den Weg gemacht. Diesmal kam er aber nicht nach Altenhagen, sondern gelangte endlich bei den Plather Anlagen an der Rega an. In Carolinenhof glaubt man heute noch, daß der Teufel den alten Mann in die Irre geführt hat.
(Mündlich aus Carolinenhof.)

Die Herzogseiche bei Vogelsang.

In der Nähe von Vogelsang steht eine sehr alte Eiche, sie heißt die Herzogseiche. Man sagt, daß sie schon 600 Jahre alt sei. Man erzählt sich hier, daß einmal der Herzog Bogislaw X. bei Vogelsang auf die Jagd gegangen wäre. Als der Herzog gerade bei dieser Eiche war, ging ein wütender Hirsch auf den Herzog los. Der Herzog suchte sich mit seinem Jagdmesser zu wehren, aber der Hirsch war stärker als er. Um sein Leben nicht zu verlieren, mußte der Fürst auf die Eiche klettern. Der Hirsch lauerte aber einen ganzen Tag und eine ganze Nacht. Endlich konnte der Herzog von seinen Dienern, die ihn lange gesucht hatten, befreit werden.

Andere Leute in dieser Gegend sagen aber, daß der Herzog gerne unter dieser Eiche eine Rast gemacht habe; daher habe sie den Namen Herzogseiche erhalten.
(Mündlich aus Plathe.)
Heinrich Bosse.

Der große Stein bei Kutzer.

Am Fuße der „Kutzerschen Berge" liegt in einer etwa 5 Meter breiten Grube ein Zeuge jener Zeit, in der gewaltige Gletschermassen unser Pommerland bedeckten: ein aus dem Norden stammender Granitblock. Man behauptet, daß dieser Findling nur noch etwa die Hälfte seiner ursprünglichen Größe besitze. Der ganze Stein, so sagt man, sei einst für 100 Mark an die Mühle in Greifenberg verkauft worden und der Mühlenbesitzer habe ihn sprengen und zur Hälfte nach Greifenberg schaffen lassen. Die andere Hälfte sei an Ort und Stelle geblieben, wahrscheinlich weil die Fortschaffung der ersten Hälfte mit zu großen Schwierigkeiten verbunden war. Demnach wäre uns nur etwa die Hälfte des Steines verblieben, immerhin noch ein beachtenswerter Rest, mißt doch seine Länge 4,65 Meter, seine Höhe (soweit sichtbar) 1,47 Meter und seine größte Breite 1,89 Meter! Daß der Block einst den Kampf mit dem Sprengpulver hat bestehen müssen, ist deutlich an den zurückgelassenen Spuren festzustellen, vor allem aber an dem Bohrloch, das zu der sagenhaften Erzählung Anlaß gegeben hat, daß man sich dem Stein nicht ohne Lebensgefahr nähern dürfe, da die im Loche steckende Sprengpatrone noch jeden Augenblick ihre Wirkung tun könne.

Die großen Steine, die früher so zahlreich in allen Gegenden Pommerns vorkamen, sind selten geworden. So stehen nur drei solcher Steine im Verzeichnis der Naturdenkmäler des Kreises Regenwalde. Wünschenswert wäre es, wenn auch unser Stein unter Naturschutz gestellt würde, damit uns eine sichere Gewähr dafür gegeben würde, daß er den zukünftigen Geschlechtern erhalten bleibe. Alfred Lucht.

Der Streitberg.

Er liegt zwischen Stramehl und Wedderwill und wird von einem Hohlwege durchbrochen. Seinen Namen soll er, wie ein alter Wedderwiller erzählt, von folgender Begebenheit haben. Durch den abschüssigen Hohlweg führte früher die Poststraße von Regenwalde nach Wangerin. Da der Hohlweg damals so eng war, daß sich in ihm zwei Wagen nicht ausbiegen konnten, so hatte der von oben kommende Postillon die Pflicht, bei der Einfahrt in den Hohlweg zu blasen, damit der etwa von der andern Seite kommende Postwagen unten halten könnte. An einem eisigkalten Wintertage nun begegnen sich beide Postwagen doch mitten im Hohlwege und sitzen einander gegenüber fest. Die Schwager geraten in Streit, erst mit Worten, dann tätlich, wobei dem einen vorgeworfen wird, er habe nicht geblasen. Endlich sind sie des Streites müde und beschließen Frieden zu machen, und begeben sich zu dem Zweck in den nahen Stamehler Krug. Das Posthorn wird an den Ofen gehängt, man setzt sich an den Tisch und ist mitten im Friedenstrunk, als plötzlich das Horn am Ofen zu blasen beginnt. Der Angeschuldigte war gerechtfertigt. Er hatte blasen wollen, der Ton aber war sofort eingefroren. Seitdem heißt jener Berg der Streitberg.

Kritische Leute behaupten, der Streitberg habe seinen Namen vom Kampf der Stramehler mit den Greifenbergern im Jahre 1338 und der alte Wedderwiller sei ein Verwandter von Münchhausen.

Pastor Klug.

Die Heuhocke.

In der Nähe des Ratzow-Sees, hart am Wege von Bonin nach Jakobsdorf, liegt ein großer Findling, der die Form einer Heuhocke hat und deshalb auch mit diesem Namen in Bonin bezeichnet wird. Ueber die Entstehung dieser Heuhocke hört man folgende Erzählung:

Vor langen, langen Jahren, (wohl in der Zeit, als unsere Vorfahren noch den heidnischen Göttern Opfer brachten) habe ein Priester an einem Feiertage sein Dienstmädchen zum Heuen an den Ratzow geschickt. Da aber das anfangs schöne Wetter in Regenwetter umzuschlagen schien, habe das Mädchen das fast trockene Gras zu einer großen Hocke zusammengetragen und Abtragestrick, Harke und Pantoffel auf die Hocke gelegt und sei dann heimgekehrt, um am Nachmittage am frohen Tanze teilzunehmen. Als aber auf Mittag das Wetter wieder schön wurde, habe sie den Auftrag erhalten, wieder zum Ratzow zu gehen, das Heu zu verstreuen und zu bearbeiten. Ueber diesen Auftrag sehr ungehalten, habe sie vor Aerger ausgerufen: „Ich wollte, daß die Heuhocke ein Stein würde!“ Und als sie an Ort und Stelle kam, war der Wunsch erfüllt: Heuhocke, Abtragestrick, Harke und Pantoffel waren zu Stein geworden.

Müller, Bonin.

Das Landgestüt Labes.

3 km südlich der Stadt Labes liegt das im Jahre 1876 gegründete Landgestüt. Von Wald umgeben, sind seine Anlagen in jeder Beziehung mustergültig und sehenswert.

Der Etat an Hengsten ist seit dem Jahre 1930 auf 137 festgesetzt. Die Hengste sind, dem Zuchtziel des Verbandes Pommerscher Warmblutzüchter entsprechend, Hannoveraner oder in Pommern auf hannöverscher Grundlage gezogene Hengste; und zwar sind von der letzteren Sorte bereits 30 vorhanden. Es ist dies ein einleuchtender Beweis dafür, daß die Pommern mit ihrer Zucht auf dem richtigen Wege sind.

Der derzeitige Landstallmeister, der das Landgestüt Labes am 1. Oktober 1930 übernahm, hat bei Kriegsanfang eine kurze Zeit die Oberaufsicht über das hiesige Landgestüt gehabt, ist somit in der Lage, einen Vergleich mit dem damaligen Bestande an Hengsten und dem jetzt übernommenen anzustellen. Wenn man die 1914 im Gestüt vorhandenen Hengste mit dem jetzigen Bestand vergleicht, so ist festzustellen, daß in den 16 Jahren in Pommern eine gewaltige züchterische Arbeit geleistet wurde; damals ein buntes Gemisch von verschiedenen Schlägen, heute ein gleichmäßiger Bestand von breiten, tiefen, derben Hengsten, die zur Produktion eines leichtfüttrigen, vielseitigen Wirtschaftspferdes ganz besonders geeignet sind.

Man kann nur wünschen, daß an diesem Zuchtziel auch in der Zukunft mit aller Energie festgehalten wird, dann wird mit Sicherheit erreicht werden, daß die Mutterstute des Bauern sein bestes Arbeitspferd ist.

Wenn heute noch im Gestüt für den Sachverständigen eine geringe Zahl von Hengsten reichlich groß erscheint, ein Fehler, der bei einer zielbewußten Verstärkung in der Zucht eine häufige Folgeerscheinung ist, so wird man bestrebt sein, diese zu großen und daher schwerfüttrigen Hengste allmählich auszumerzen. Leider findet man heute im Lande vielfach die Erscheinung, daß diese zu großen Hengste von den Züchtern bevorzugt werden. Hier muß immer wieder darauf hingewiesen werden, daß die wichtigste Eigenschaft für ein praktisches Wirtschaftspferd die größtmöglichste Leichtfüttrigkeit ist und daß man diese in der Zucht nicht durch möglichst große, sondern möglichst breite und tiefe Zuchttiere erreicht, wenn die Produkte durch reichliche Ernährung in der frühesten Jugend und reichliche Zuführung von Luft und Sonne Sommer und Winter sachgemäß aufgezogen werden.

Besonders erfreulich ist das enge Zusammenarbeiten von Landwirtschaftskammer, Züchterverband, ländlichen Reitervereinen und Züchtern mit ihrem Landgestüt.

Die am 1. August 1931 im Landgestüt eröffnete Reit- und Fahrschule wird mit Sicherheit ein neues festes Band zwischen den Züchtern und ihrem Landgestüt herstellen. Sie wird ihren Zweck erfüllen, wenn sie die jungen Landwirtssöhne zu begeisterten, sachverständigen Pferdezüchtern heranbildet.

Burow, Landstallmeister.

75 Jahre Kreissparkasse Labes.

Am 1. Juli 1931 konnte die Kreissparkasse des Kreises Regenwalde zu Labes auf ein 75jähriges Bestehen zurückblicken. Dies gibt Veranlassung, auch an dieser Stelle in großen Zügen auf das Werden und Wirken der Sparkasse unseres Heimatkreises einzugehen.

Die Anregung zur Gründung einer „Kreissparkasse zu Labes“ ging bereits im Jahre 1853 von dem damaligen Oberlandes-Gerichtsassessor a. D., späteren Landrat von Loeper-Loepersdorf aus. Schon in einer im Herbst dieses Jahres stattfindenden Kreistagssitzung wurde auch von den Kreisständen die Nützlichkeit und Zweckmäßigkeit dieser Einrichtung einstimmig anerkannt. Die Kreisstände ersuchten den Kreis-Landrat, die Genehmigung dieses Institutes schleunigst zu erwirken. Es bedurfte jedoch noch eines Zeitraumes von rd. zwei Jahren, bis das mehrmals abgeänderte erste Statut bestätigt wurde. Der entsprechende Erlaß wurde in Charlottenburg am 17. November 1855 von Friedrich Wilhelm von Westphalen vollzogen.

Am 1. Juli 1856 wurde die Kreissparkasse eröffnet. Zuerst befanden sich die Kassenräume im Rathause, weil der damalige Rendant der Stadthauptkasse die Kreissparkasse mitverwaltete. 1888 wurde die Kasse in das Kreishaus verlegt. Die ersten Einzahlungen wurden am 2. Juli 1856 gemacht. Sie betrugen 250 thlr., verteilt auf 12 Sparbücher. Noch bis zum Jahre 1874 war das letzte dieser Bücher im Umlauf.

Die Ausleihung der Geldbestände erfolgte in den ersten Jahren auf Wechsel. Im Jahre 1858 wurden auch Kreisobligationen des Kreises Regenwalde angekauft, und erst von 1864 ab konnten Hypotheken erworben werden.

Die Verwaltung der Kasse lag anfangs in Händen eines Kuratoriums, bestehend aus dem Kreis-Landrat als ständigem Direktor und zwei Beisitzern. Als solche waren bis 1859 nur Kreistagsmitglieder wählbar.

Im Gegensatz zu heute waren damals Mindest- und Höchstsätze für Spareinlagen statutarisch festgesetzt, und zwar 15 Sgr. bis 200 thlr. Die Annahme größerer Einlagen unterlag der Genehmigung des Kuratoriums.

Verleihungen durften im Einzelfalle bis zu 1000 thlr. vorgenommen werden, gemessen an dem damaligen Wert des Geldes eine verhältnismäßig hohe Summe. Auch die Sicherstellung der ausgegebenen Darlehen war auf das genaueste vorgeschrieben.

Am 18. 3. 1881 wurde beschlossen, statt bisher Sgr. und thlr. 1 bis 1000 Mark als Einlagen anzunehmen und den Namen der Kasse auf „Sparkasse des Kreises Regenwalde" abzuändern. Weitere Nachträge zur Satzung wurden im Laufe der Jahre erlassen, bis am 1. Juli 1929 die letzte, noch heute gültige Satzung der „Kreissparkasse des Kreises Regenwalde" in Kraft trat.

Die Entwicklung der Kasse zeigte in den ersten Jahren nur geringe Fortschritte. Das Kriegsjahr 1866 zog ganz erhebliche Abhebungen von Spareinlagen nach sich. Die ersten 100 000 Mark Spareinlagen wurden 1869 erreicht. Im Gegensatz zu 1866 brachten die Kriegsjahre 1870/1871 geringen Zugang. 1875 wurde die erste Million erreicht. Der weitere Zugang an Spareinlagen vollzog sich bedeutend schneller. Im Jahre 1914 hatten sie ihren höchsten Stand mit 14 600 000 M. erlangt. Da kam der Weltkrieg. Jäh wurde die friedliche Aufbauarbeit unterbrochen. Die Inflation machte ganze Arbeit. Rd. 15 000 treue Sparer der Kreissparkasse sahen ihre Friedenstaler immer mehr schwinden. Nur weniges konnte durch die spätere Aufwertung gerettet werden. Erfreulicherweise erfuhr diese später dadurch eine Verbesserung, daß statt 12,5 v. H. nunmehr 21,5 v. H. des Goldmarkfriedensbestandes zur Aufwertung gelangten. Schwere Vorwürfe mußten damals ganz besonders die öffentlichen Sparkassen über sich ergehen lassen, die auch der Kreissparkasse nicht erspart blieben. Im Laufe der Zeit haben sich die Gemüter beruhigt, und die Sparer haben eingesehen, daß die Sparkassen an der Entwertung der Einlagen tatsächlich schuldlos waren.

Nach Einführung der neuen stabilen Währung begann die Kreissparkasse ihre Wiederaufbauarbeit. Fast schien es, als wenn dies vergebliche Mühe wäre, aber nach und nach stellte sich auch hier wieder der Erfolg ein.

Heute bildet die Kreissparkasse mit ihren fast 3½ Millionen Gesamteinlagen einen wesentlichen Faktor im Wirtschaftsleben unseres Heimatkreises. 4800 Sparer und 560 Konteninhaber, zusammen 5360 Förderer, haben bereits wieder Vertrauen zu ihrer Kasse gefaßt. Gemessen an der gesamten Kreisbevölkerung von rd. 50 000 Seelen erst ein gutes Zehntel. Erst wenn sich dieses Zehntel noch verdoppelt, ist der Friedensstand an Sparern erreicht.

Die Kreissparkasse hat z. Zt. aus eigenen Mitteln an die Kreisbevölkerung ausgeliehen rd.

1 158 700 RM als Hypotheken,
833 000 RM als Kontokorrentkredite,
163 000 RM als Wechselkredite und
632 000 RM als Gemeindedarlehen.

2 786 700 RM insgesamt.

Ferner konnten durch unsere Vermittlung und Garantie weitere 1 646 000 RM Landwirtschaft, Handel und Gewerbe als Darlehen aus der Amerika-Anleihe, der Golddiskontbankanleihe, als Düngemittel- und sonstige Wirtschaftskredite zugeführt werden. Zeus.

Herausgegeben von der Heimatvereinigung „Unser Pommerland". Verantwortlich: Gustav Fischer, Stettin. Druck und Verlag von Fischer & Schmidt, Stettin. Nachdruck der Originalbeiträge ist nur mit Erlaubnis des Verlages gestattet. Alle Sendungen sind an den Verlag der Zeitschrift „Unser Pommerland", Stettin, Gr. Wollweberstr. 13, zu richten.

1856 75 1931

Kreissparkasse des Kreises Regenwalde
zu Labes

Annahme von Spareinlagen

Scheck-, Giro- und Kontokorrentverkehr
Scheckeinzug- und Dokumenten-Inkasso
Vermietung von Schrankfächern
An- und Verkauf von Wertpapieren
Einziehung von Zinsscheinen

Ausgabe von Heimsparbüchern, Sparuhren / Reisekreditbriefen

Bankkonten:
Provinzialbank Pommern (Girozentrale) in Stettin — Landschaftliche Bank in Stettin — Reichsbank-Giro-Konto in Stettin — Postscheckkonto Stettin Nr. 5682

Stadtsparkasse Labes

am Markt

Annahme von Spareinlagen
zu günstigen Zinssätzen

Scheck-, Giro- und Kontokorrentverkehr

Kredite — Hypotheken

Verwaltung und Verwahrung von Wertpapieren

Städtische Sparkasse zu Regenwalde

Fernsprecher Nr. 243

Bankkonten: Provinzialbank Pommern (Girozentrale) in Stettin / Landschaftliche Bank der Provinz Pommern in Stettin / Reichsbankgirokonto Stettin / Postscheckkonto Stettin Nr. 80

Annahme von Einlagen in jeder Höhe bei günstiger Verzinsung

Kontokorrent-, Scheck- und Ueberweisungsverkehr

Einziehung und Diskontierung von Schecks und Wechseln

An- und Verkauf sowie Aufbewahrung und Verwaltung von Wertpapieren

Einlösung von Zins- und Dividendenscheinen

Reisekreditbriefe

Kostenlose Ausgabe von Heimsparbüchsen

Kostenlose Ratschläge in allen Geld- und Vermögens-Angelegenheiten.

R. Kaiser

Kommandit-Gesellschaft

Labes

Drahtgeflechte

Drahtzäune

Koppelmaterial

Stahldrahtmatratzen

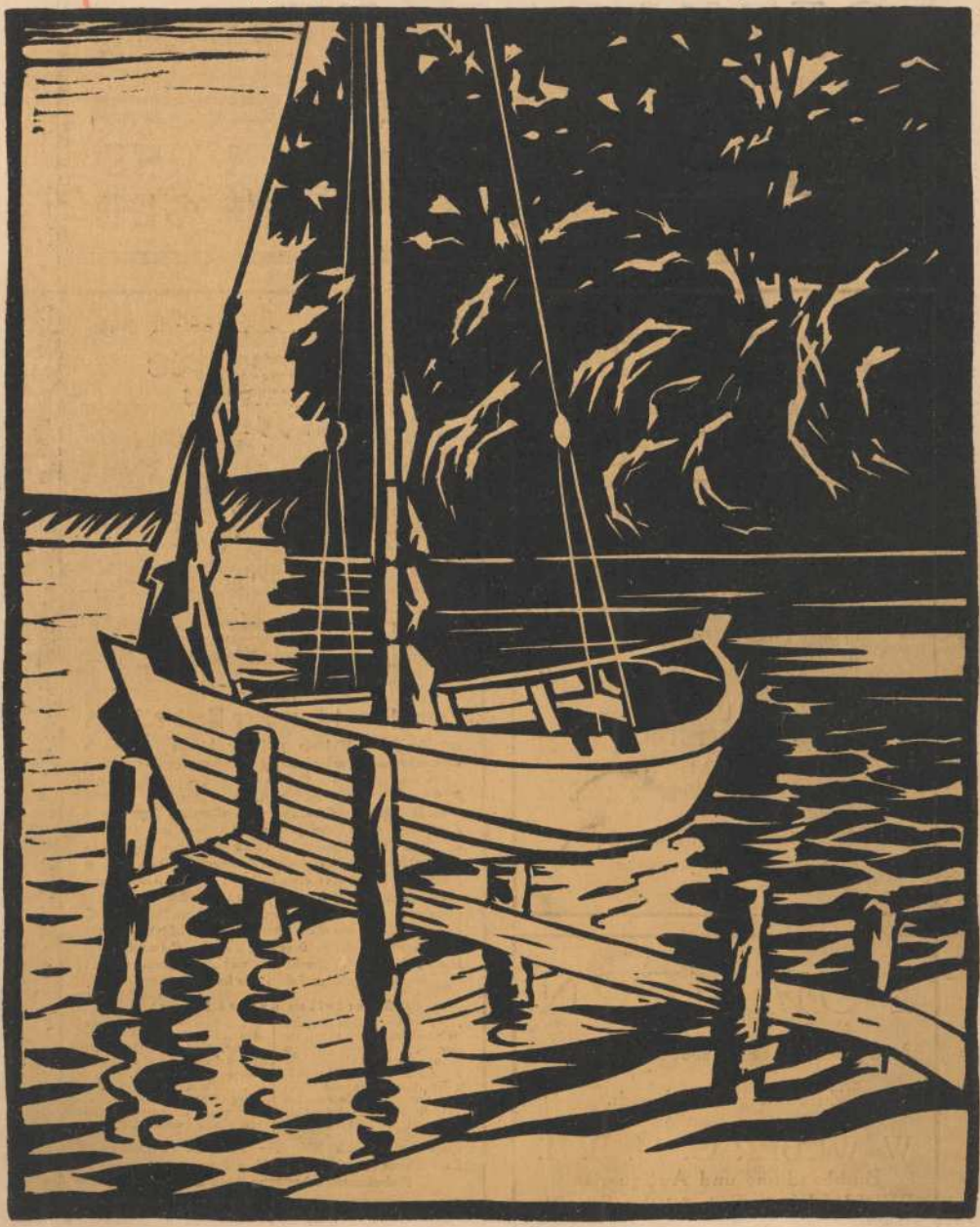
Verzinkte Dächer

Verlagsort Stettin 16. Jahrg. 1931 Heft 9

29

Unser Pommerland

Monatsschrift für das Kulturleben der Heimat



Sonderheft Garder See

Verlag von Fischer & Schmidt in Stettin

WILLI HARDT

10 NOV. 1931

GEBRÜDER HORST

STETTIN

Paradeplatz 19, 20, 21, 22, 23
Gr. Wollweberstr. 19, 20, 21, 22

MODEWAREN UND AUSSTATTUNGEN

Leinen- und Wäschehaus

C. DRUCKER

Inhaber Julius Evers

STETTIN ★ ROSSMARKT 3

Erstes Spezialgeschäft für

Wäsche-Ausstattungen

Damenwäsche · Herrenwäsche
Kinderwäsche · Erstlingswäsche
Tischwäsche · Bettwäsche
Hauswäsche · Badewäsche
Leinen- und Baumwollwaren
GARDINEN UND STORES
METALL-BETTSTELLEN
BETTEN · MATRATZEN
Daunendecken · Steppdecken
Blusen in grosser Auswahl
Morgenröcke · Dirndlkleider
Sportjacken · Unterröcke
Kinderkleider

POMMERN

Antiquariatsliste VII soeben erschienen.

Zusendung auf Wunsch.

W. WEBER G. M. B. H.

Buchhandlung und Antiquariat
BERLIN W. 8, Französische Str. 21.

Mecklenburgische Monatshefte

VII. JAHRGANG
1931

Begründet von Johannes Gillhoff
Carl Hinstorffs Verlag Rostock

Freunde und Besucher Mecklenburgs

mit den Seen, Wäldern und der blauen Ostseeküste bleiben in dauernder Verbindung mit diesem Lande durch die

„Mecklenburgischen Monatshefte"

Eine Zeitschrift, welche über die kulturellen Bewegungen der Gegenwart und Vergangenheit berichtet und die Landschaft in ihrer Eigenart, die Natur und ihr mannigfaches Leben darstellt, die mit starkem Nachdruck das einheimische Schrifttum pflegt und dazu beiträgt, daß die Beziehungen mecklenburgischer Schriftsteller und Künstler zur Heimat gewahrt bleiben. — Die „Mecklenburgischen Monatshefte" bringen Beiträge aus allen Wissensgebieten, Literatur, Kunst und Theater, Aufsätze über das Wirtschaftsleben, Landeskunde, Volkstum, Geschichte und Berichte über das geistige Leben des Landes.

So urteilen unsere Leser:

. . . Mit großem Genuß nehme ich jedes einzelne der „Mecklenburgischen Monatshefte" auf, da sie einfach vorbildlich herausgebracht werden und wirklich nur Bestes bieten. Die Zeitschrift bedeutet wirklich eine Kulturtat . . .

. . . Schon allein der Name des Begründers bürgt dafür, daß die Zeitschrift literarisch stets auf der Höhe sein wird . . .

. . . Immer, wenn die „Mecklenburgischen Monatshefte" kommen, habe ich einen Festtag . . .

Preis vierteljährlich RM. 3.— zuzüglich Versandspesen. Zu beziehen durch jede Buchhandlung und Postanstalt. Probenummern kostenlos durch den Verlag

CARL HINSTORFFS VERLAG, ROSTOCK.

Unser Pommerland

Monatsschrift für das Kulturleben der Heimat

Verlag von Fischer & Schmidt in Stettin.

16. Jahrgang | September 1931 | Heft 9

Garder See.

Von Siegfried Gliewe.

Dieser Landschaft bin ich versprochen und vergeben. Von ihr zu reden, ist mir nicht gegeben wie dem begeisterten Reporter. Es ist mir eine Angelegenheit des Herzens; aber das Auge hat großen Anteil. Von einer Mütterlichkeit zu berichten kann nicht viel mehr sein als das liebevolle Geständnis, das Formschaffende und Wirkende unseres Wesens ihr zu verdanken. Der Odem der Länder und Landschaften wirkt in uns, und es ist nicht zu leugnen, daß wir einer zweifachen Geburt unterlagen: der menschlichen folgte die erdhafte. Die Mütter und die Heimat verlieren wir daher von allen Dingen am schwersten.

Werden und Gestalt.

Eiszeit — die große Zäsur, Anfang und Ende pommerscher Erde — sie gab der Landschaft der letzten großen Strandseen Pommerns Gerüst und rohe Form. Das Uebrige gab das Meer und die Zeit. Der Urgrund als Tertiär liegt im steilen Kliff von Neustrand unter dem harschen Angriff der See manchmal zu Tage, im Massiv des kiefernbekleideten Revekol wird er vermutet. Das Sichtbare liegt sonst als prachtvolles Schulbeispiel eines mäßig großen diluvialen Gletschers vor Augen. Die ununterbrochene Endmoräne setzt als geweitete Hufeisenform im Steilufer von Neustrand an der See an, geht nach Süden über Kl. Machmin, dann östlich und später nordöstlich über Dominke, Wend. Buckow, Garde bis Schmolsin, wo sie schroff mit der höchsten Erhebung (115 Meter) endet. Leicht und unauffällig dacht sich das schöne Moränengebilde binnenlandwärts ab, vor Zeiten die Schmelzwässer in den riesigen Traufgräben der Stolpe und Lupow sammelnd, die noch durch ein Quertal in Verbindung standen. Daß diese Hügelkette nach der Innenseite dieses amphitheatralischen Gebildes in steileren Gehängen, Stufen und vorgeschobenen Bergen sich absetzt, macht schon einen wesentlichen Reiz dieser Landschaft aus. Der kraftvolle Gletscher, der die erstaunlichen Mergel- und Sandmassen zwischen Garde und Schmolsin zusammenschob, hobelte die Gletscherwannen gut aus. Diese ganz flache Wanne, an deren tiefster Stelle der Garder See sich bildete, enthält noch zwei Rückzugsetappen (Stillstandslagen) des Gletschers, die ihrerseits das Landschaftsbild nach innen zu zum Teil wieder markant beleben. Sehr schön gleichmäßig modellierte Hügel, mit weichen Formen zwischen Schönwalde, Wobesde, Gambin lassen die erste Lage erkennen. Von der zweiten existieren nur Restberge; unterseeisch die Rowe-Bank, der Rower Lehmberg, der Kirchhof, die Steininsel im Garder See, die Kliffhügel von Rotten und Blottken. Ein nacheiszeitliches Gebilde sind schon die großen Verlandungszonen im Westen und Osten des Sees. Das größere Verlandungsgebiet im Westen ist ziemlich 20 qkm groß. Die Verlandungsgrenze fällt nahezu mit der Besiedlungsgrenze, Schönwalde, Alt-Mühl, Wusseken, Rotten, zusammen. Es ist ein ebenes, verkehrsfeindliches Moor- und Wiesengelände, teilweise abflußlos. Gegen den See geht es in schwimmende Wiesen, Rohrdschungel und Binsenkampen über. Erst durch Kanalisierung und Eindeichung ist es in letzter Zeit in brauchbare Wiesen und Weiden umgewandelt. Von Osten fließt die regulierte Lupow mit gutem Gefäll durch ein großes Deltaschwemmland in den See. Dies alles lag zur Litorinazeit unter Brackwasser und bildete eine nordwärts offene Bucht des Meeres. Nachdem in jahrtausendelangem Anprall die Brandung zwischen Stolpmünde und Schönwalde die Steilufer aufgearbeitet hatte, setzte am heutigen Lehmberg bei Rowe die Nehrungsbildung ein. Ein Strandwall von ganz bedeutenden Ausmaßen (etwa 40 km), bis Leba reichend, schloß das südliche Brackwasser in zwei großen Becken (als Garder und Lebasee) gegen das Meer ab. Der Gr. und Kl. Dolgensee zwischen beiden sind, nach sagenhafter Ueberlieferung (siehe auch Lubinsche Karte) und der Dünenmorphologie zu urteilen, ganz junge selbständige Gebilde. In historischer Zeit auch liegt die letzte bedeutungsvolle Entwicklungs-

phase dieses Küstenlandes. Auf der großen Nehrung an ungeschützter Küste setzte eine gigantische Dünenbildung ein, die Sandmassen setzten sich als große Wanderdünenkomplexe in Bewegung, als da sind Gr. Lötsche, Kullerberg 38 m, Leuchtturmdüne Scholpin 56 m, Lontschke Düne 42 m. Dem Dünenforscher und Naturfreund bietet die Dünenwelt eine unwiederbringlich schöne und wohl unerschöpfliche Quelle der Erkenntnis und Freude. Gerade das mit typischen Paralleldünen besetzte Gebiet vor dem Garder See ist zum Kernstück der deutschen Dünenforschung geworden. Der gewundene Abfluß des Sees, auch Lupow genannt, bildet ein durch Stauwasser entstandenes „Rücklaufdelta". Zu beiden Seiten im Dünengebiet liegt Rowe. Der Ausfluß wird wie alle Flußmündungen des östlichen Pommern infolge Wind- und Meeresströmung nach Osten verlegt. Die Mündung wird trotz guten ausgehenden Stromes oft zugeschlagen, so daß der See über die Ufer tritt. Die sagenhafte Ueberlieferung, daß der Ausfluß ein künstlicher Durchstich sei, darf aus morphologischen Gründen angezweifelt werden.

Die hydrographischen Verhältnisse des Garder Sees sind bereits Gegenstand einer Dissertation (Kunisch) gewesen. Er liegt nur wenig (0,3) über N.N.; ist wie alle Strandseen flach, höchstens 2,5 m tief, ist aber stellenweise am Boden mit der gleichen Höhe Faulschlamm bedeckt. Die Verlandungszone um die Steininsel („Rottener Tief") ist schwierig zu befahren und bei den Seglern sehr unbeliebt. Die Ufer sind durchweg flach, der Seegrund weich. Eine Ausnahme bilden nur die Kliffs von Rotten und Gr. Garde. Sie sind nicht durch die schwache Welle des Sees entstanden, sondern deuten die Brandungszone des Meeres (Litorinasee) an. Sie sind 14—20 m hoch und gewähren aus unmittelbarer Nähe einen schönen Ueberblick über den See und die Küste. Auf einer dieser Höhen steht auch das Haus der Malerin Neuß-Stubbe.

Das äußere Gesicht.

Von verschiedenen Seiten, und mit gutem Recht, ist festgestellt worden, daß die eben entwicklungsgeschichtlich kurz skizzierte Küstenlandschaft so reizvoll, anziehend und für den Pommern liebenswert erscheint, weil auf engstem Raum nahezu alles Schöne landschaftlicher Art vereint ist, was für Pommern charakteristisch ist. Große Wälder, bewaldete Hügelketten, Berge der Ausschau, gekämmte Ackerbreiten, grünbraune Platten unübersehbarer Moore, große Seen, gewundene Flüsse, blitzweiße Dünen, das Meer und ein prachtvoller Strand. Wer das alles in einen Blick greifen will, braucht nur den Revekol zu besteigen. Er kann einem, wenn man ein Norddeutscher ist, wahrlich zum Berg der Versuchung werden. Wer je hier oben stand, wird nicht vergessen, wie nach Osten und Süden die bewaldeten Hügel davonziehen, ein kleines Waldgebirge ist es schon. Der Fluß windet sich in blitzenden Mäandern um den Berg und das stattliche Dorf Schmolsin und verschwindet hinter der langen Pappelallee in überschwemmten Wiesen. Der fast runde Strandsee leuchtet silbrig auf; in der Mitte fast die binsenbewachsene Untiefe der Steininsel. Segel kreuzen braun und weiß darüber hin. Dampfer laufen ihren Kurs auf der Ostsee (man sieht sogar das Bugwasser), und der Leuchtturm steht dunkel-schweigend auf seiner Düne. Die fleckigen Leiber der Wanderdünen und die blendenden spitzen Grate der windzerrissenen Lötschen, die aus den endlosen Küstenwäldern auftauchen, geben dem Meeressaum einen seltenen Farb- und Formenreichtum. Eingebettet in großschäftige Kiefern, die bis ins Wasser wachsen, liegt darin, ein lockendes Auge, der Dolgensee, ein stilles Gewässer ganz nordischen Gepräges. Noch stiller, traumverlorener ist der Kl. Dolgensee, in den Wanderdünen hineinwandern. Wenden wir den Blick nach Süden, so liegt zu Füßen ein dörferüberstreutes Land, vielfältig gegliedert durch Hügel und Tal, Wald und Fluß. Zur Rechten geht der Blick, soweit die Sehkraft reicht, über den 75 qkm großen Lebasee und das Moor, über Leba hinaus bis Stilo und gegen Lauenburg.

Oder wenn wir landeinwärts schauen — von einer hohen Düne, vom Rower Kirchhof oder der Schönwalder Endmoräne: Das Blauschwarz der Hügelkette im Süden ist immer unterbrochen durch Laubwaldschläge oder vom Buchengrün ganzer Berge (Friedensberg 75m usw.). Garde, der alte wendische Burgflecken mit der roten überragenden Kirche, steigt am Steilufer auf wie ein Fischernest an oberitalienischen Seen. Ueber Rotten am anderen Steilufer stehen mächtige Pappeln weithin sichtbar.

Eigenartig niedlich ist die Ackerflur bei Wittstock. Kleine und kleinste Ackerstreifen, in sich durch verschiedene Bebauung noch mehrmals getrennt, überziehen in allen Schattierungen des Grün, Gelb und Braun wie ein großer Ueberwurf aus lauter alten Flicken die Höhen. Das ist so sehr ein Zeichen der Landnot und kaschubische Erbgepflogenheiten, daß man solch ein Bild in Pommern wohl nicht wieder antrifft. Durch das Mündungsgebiet der Lupow zieht die lange Pappelschnur des „Garder Dammes" und verliert sich in der Einöde der Strandwaldungen. Hier stößt auch der Küstenwald, den dörren Dünensand unter sich, in breiter Stirn gegen Schlochow und Schmolsin vor. Dahinter wird der Horizont niedrig wie die Kimmung des



Der Garder See an der ostpommerschen Küste (unweit Stolp) ist der westliche Nachbar des Lebasees.

Meeres, und nur ein machtvoller Himmel thront darüber. An der Schulter des Revekols sieht man gerade noch den spitzen Schmolsiner Kirchturm auftauchen.

Gehen wir durch den romantisch verbauten Ort Rowe, so sind wir mitten im eigentlichen Malerwinkel. Kaschubische Häuser mit unwahrscheinlich großen tiefen Rohrdächern, Gärten voll wuchernder Blumen, die Lupow mit Baumgruppen, wie sie Cézanne liebte, schafft malerische Ausschnitte und Ueberschneidungen, Kähne und Kutter säumen die Ufer, eine primitive Fähre verbindet beide Ortsteile, wehende Netze sind die Embleme fast aller Gehöfte. Die Mündung ist befremdend öde, ein Stückchen Wüste am Meer. Hier ist der Mensch nur geduldet, nicht heimisch, hier sind nur Wind, Welle und Sand zu herrschen bereit. Die paar Badezelte und bunten Mäntel der Badegäste sind nur wie das flüchtige Aufbrechen einer Eintagsblüte.

Verlassen wir Rowe, das durch das Fremdschöne seiner Lage anzieht, aber nicht gleich heimisch macht (es ist wie die Menschen hier!) und gehen über die Rower Wiesen durch das Schönwalder und Wobesder Moor, so gelangen wir schon nach einer Viertelstunde in eine einsame herbe Landschaft. Das Flächigweite birgt schon den schwermütigen Vorgeschmack des Ostens, wie auch teilweise das gegenseitige Ufer, aber es ist nicht die bedrückende Leere der Einöde. Erlen und Weidengebüsche säumen die Ufer, träge Wasserläufe, kleine, wilde Moorwälder sind überall verstreut; einzelne Bäume und Gebüschgruppen geben der Gegend mehr das Gepräge einer auseinandergezogenen Parklandschaft. Weidendes Vieh, die schwarzen Stirnen der Torfstiche und die ernsten Versammlungen der düsteren Torfpyramiden bringen eine neue belebende Note in das Bild. Ja, der hohe Himmel, die geringe Aufsicht, Abzugskanäle, Windmotoren, Hochwasserdeiche geben diesem Seeufer ein holländisches Gepräge.

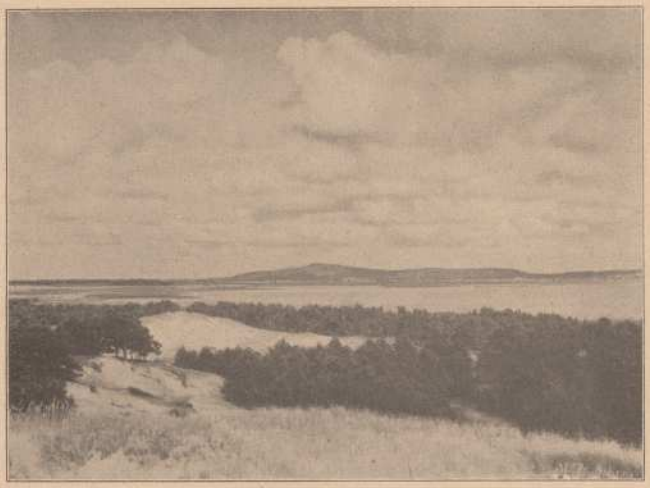
Wir brauchen aber auch nur von Rowe eine kleine halbe Stunde am Strande auf Stolpmünde zuzugehen und stehen am Fuße einer langen 40 m hohen Steilküste, in der Brandung großes Steingeröll, oben prachtvollen rügenschen Buchenwald, so schön, daß ganz Hinterpommern solche bewaldete und hohe Steilküste nicht aufzuweisen hat. Man kann die Laub- und Nadelwälder auf vielen Wegen erwandern, kann durch die Buchen von der Höhe die ganze Stolpmünde — Rower Bucht überschauen und sich in dem kleinen Badeörtchen Neustrand gastlich ausruhen.

Eine Landschaft wird entdeckt.

Nicht alles, was schön ist an diesem Malerwinkel, kann genannt und gesagt werden, man muß schon selber kommen und schauen. Das zu sehen, zu fühlen und zu erleben, war immer gegeben. Aber wie selten und wenige waren es doch noch vor dem Kriege. Als ich noch um das Jahr 21/22 in diesem Winkel wanderte, durfte ich sicher sein, daß ich in Gegenden geriet, die nur der Fischer und Jäger kannte, daß es Oertlichkeiten gab, von denen nur ganz wenige wußten, von deren Schönheit und Unberührtheit wohl niemand wußte. Schmolsin, als größerer Ort an sich, wurde zuweilen von einem Verein oder einem Ausflügler aufgesucht. Ueber eine Besteigung des Revekols kam man jedoch selten hinaus. Das hat sich in wenigen Jahren fast mit einer beängstigenden Schnelligkeit geändert.

Die inneren Gründe, die diesen Wandel herbeiführten, lagen in dem neuen Naturgefühl, das als Gegenwirkung gegen die demoralisierenden Wirkungen des Krieges sich breit machte. Sport, Freiluft, Wandern, Wochenende hießen die neuentdeckten Quellen der Volksgesundung. Die verstärkte Pflege des Heimatgedankens ging damit Hand in Hand. Eine recht bedeutende Stelle bei der Erschließung des Malerwinkels am Garder See kommt dem Stolper Segelklub zu, der sich 1925 gründete und in Kl. Garde sein Standquartier bezog. Man hatte Jahrzehnte gebraucht, um die herrlichen Segelflächen der großen Strandseen zu entdecken. So wurde der Garder See und seine Umgebung für viele Freunde der Segelei zur Quelle der Erholung und Freude. Das Ansegeln und die verschiedenen Regatten bilden nun seit Jahren für viele Stolper und die Einheimischen ein bedeutungsvolles sportliches und ästhetisches Ereignis. Dem Segelklub und seinen Förderern ist auch die außerordentlich verkehrsfördernde Haltung der Kreisbahn in letzter Zeit zu danken. Durch die Strecken Stolp — Schmolsin, Stolp — Stolpmünde war die Gegend an sich gut erschlossen. Aber die als „Spritbahn" (wegen angeblichem Hauptinteresse an der Beförderung der Brennereierzeugnisse des Großgrundbesitzes) verschriene Kreisbahn schien sich früher durch allzu hohe Preise (Stolp—Schmolsin und zurück 3,60 M.) und ungünstige Zugverbindung auf einen Ausflugsverkehr nicht im geringsten einzustellen. Durch günstige Früh- und Spätzüge, erhebliche Fahrpreisermäßigung und mancherlei Sondertarife hat sich die Kreisbahn die dankbare Anerkennung der „Gardersee-leute" erworben und darf versichert sein, schon Tausenden ein herrliches Stück Heimat nahegebracht zu haben, das sie ihr Lebtag nicht einmal gesehen hätten. Aber auch die einheimische Bevölkerung, bisher still und abseitig ihrer Arbeit verhaftet, wurde wach und erkannte die neuen Erwerbsquellen. Den Verkehr von Garde nach Rowe, früher von einigen Fischern gelegentlich mit

ihren Kähnen ausgeführt, ersetzen plötzlich 4 Motorboote in Rowe und Garde. Große weiße Boote, die an 60 Personen befördern können, rauschen nun sommers über den See und durch die Lupow, und geben dem Gewässer ein neues lebendiges Gesicht. Natürlich entstanden neue Gaststätten! Zum schönen Klubhaus der Segler in Kl. Garde kam eine neue städtisch anmutende Gastwirtschaft in Rowe. Garde und Rowe erhielten eine Jugendherberge. Und in diesem Jahre entstand, nach einem Entwurf des Malers Hans Winter, am Garder Ufer, das inzwischen eine Uferpromenade erhalten hat, ein freundlich-geräumiger Strandpavillon. Und nun kommen die Scharen, die vor 3, 4 Jahren noch höchstens in Stolpmünde den Strand und die Gaststätten bevölkerten, und sehen, was für schöne Seen wir so ganz dicht bei Stolp haben, wie schön (selbst für die Großmama und den kleinsten Enkel in der Sportkarre) eine See- und Flußfahrt auf flottem, sicherem Motorboot sein kann. Wie malerisch ein altes kaschubisches Fischerhaus sein kann (Achtung! Knipser!), wie man nach Urväter Art mit Kühen fährt und ackert, wie der Strandfischer mühsam die Flunder und den Dorsch fängt und sein Boot mit einsamem Singsang flußan treideln muß (Wolga — Wolga — —!), wie vor aller Augen die Spickflunder appetitlich duftend in der Räuchertonne entsteht, daß man, ohne Menschen zu begegnen, halbe Tage in der Dünenwildnis streifen kann, in schneeig weißen Windmulden liegen, auf schmale Grate klettern kann. Man sieht die Wanderdünen Wälder verzehren, Seen zuschütten; tausende von Wasservögeln die Seeufer bevölkern, man kann sich mit alten Fischern und ihren Frauen, die einen so komisch klingenden und singenden Dialekt sprechen, unterhalten, die Kunst des Segelns erlernen, im Fluß oder der Ostsee baden, die Höhen des Revekols durchwandern oder sich in die alte Kaschuben- und Herzogsgeschichte des Fleckens Schmolsin vertiefen. Eine neue, schöne Landschaft mit markanten Menschen wurde entdeckt, vor den Toren der Stadt. Es konnte nicht ausbleiben, daß durch die Zeitungen, Heimatschrif-



Blick von der Nehrung über die Ostseite des Garder Sees zum Revekol
Aufn. Dr. Walther Heering.



Am Ufer des Garder Sees bei Gr. Garde

ten, von Mund zu Mund die Rede von dem Malerwinkel auch weiter ins Land drang. Da war es besonders Rowe, das von sich reden machte; das schöne Meer vor sich, eine höchst abwechselungsreiche Landschaft hinter sich, bald ein Ort für seelisch Erholungsbedürftige wurde.

Und die Schönheitssucher, die „mit den Augen das Land der Sehnsucht suchen" gingen, fanden hier, was sie suchten. Eine Landschaft wurde entdeckt, mit den Augen und mit dem Herzen.

Menschliche Arbeit überall.

Der Ausflügler sieht der ländlichen Menschen Lebensarbeit und Tun mit den romantischen Augen des Sonntagsmenschen. Wer aber seine Landschaft liebt, der weiß nicht nur gefühlvoll zu schwärmen, sondern kann nicht anders als liebevoll-kritisch das Geflecht der Beziehungen zu durchspähen. Und da steht über diesem ostpommerschen Malerwinkel die harte Losung „Arbeit". Der Schweiß rheinischer Winzer gehört dazu, die steilen Moränenhügel bei Garde fußbreit zu beackern, oder aus dem pechschwarzen Moor, aus dem blanken Wasser die Kartoffel zu klauben. Die Sense greift nicht nur Getreide, sondern auch hartes unausrottbares Rohr. Die Ackerflächen schrumpfen zu stubengroßen Stücken, Frau und Kinder scharwerken. Der See nimmt den ganzen Mann und seine Arbeit, kärglich die Gegenleistung. Die früher lohnende Eisfischerei wird immer bedeutungsloser. Der See und die Wiesen gehören fast ausschließlich der Hohenzollernschen Domänenverwaltung in Schmolsin. Sie vertritt höchst einseitig die Interessen des früheren Herscherhauses. So leben notgedrungen die Bewohner in ständiger Auffässigkeit gegen die hohenzollernschen Beamten.

Kostspielig und mühsam müssen die Moore zu Wiesen gemacht werden. Hochwasserdeiche poldern große Areale ein, Turbinen saugen das Wasser aus den Kanälen. Zum Schluß muß noch das Grundstück verpfändet werden, um eine solche Wiese zu erhalten. Torf, mühsam geworben, muß auf dem Ochsengespann oder mit vielen Kahnfuhren herbeigeschafft werden. Rower Frauen laufen mit aufgeschürzten Röcken um den See nach Schmolsin und weiter, um einige Pfund Flundern zu verkaufen, d. h. mindestens 20 Kilometer für 2—3 Mark auf sandigen Wegen zu machen. In mein Dorf kommt eine 72jährige aus Garde mit Hechten, macht hin und zurück 35 Kilometer. In urzeitlichen Hütten, ohne Herd und Schornstein hausen die Fischer oft wochenlang in der Einsamkeit der Strandwälder, während ihre Frauen in den Dörfern die Wirtschaft besorgen. Wochenlang muß Nachtwache gehalten werden, um im Herbst dann einmal den richtigen Aalzug im Lupowausfluß zu erwischen. Genug — diese Menschen leben, wenn wir von den kleinen bäuerlichen Betrieben absehen, in unerhörter Bescheidenheit, die fast an Entsagung grenzt. So einfach und auf sich gestellt ist dieses Leben, daß wir in diesen Häusern der „alten wendischen Zeit" viel näher sind als in jeder Museumssammlung wendischer Altertümer. Ohne hohe Lebensansprüche, eingesenkt in das Maß ihrer Arbeit, führen die Nachkommen der wendischen Urbevölkerung das Leben eines primitiv-proletarisierten Landvolkes; bis heute fast ein abseitiges, vergessenes Volk, das sich begnügt, vor den gröbsten Zufälligkeiten des Lebens gesichert zu sein. Wer die Erwerbs- und Lebensschwierigkeiten dieses Volkes kennt, wird erfreut sein zu sehen, daß sich Garder und Rower die klingenden Vorteile eines neuen Fremdenverkehrs zunutze machen, daß es Einsichtsvolle unter ihnen gibt, die kraft ihrer Intelligenz ihnen behilflich sind, neue Erwerbsquellen zu erschließen. In diesem Sinne möchte man ihnen mehr geistige Wendigkeit, leichtere Abkehr vom Alten, mehr persönliche Zugänglichkeit, Erkenntnisse der Vorteile der Gemeinschaftsproduktion und die tatsächlich ernsthafte zielstrebige Unterstützung der Kommunal- und Staatsbehörden wünschen. — Aber vielleicht liegen doch in allernächster Nähe ungeahnte Möglichkeiten des Erwerbs. In der Gegend des Dolgensees sind nämlich umfangreiche Eisenerzlager in einer Tiefe von 600 bis 800 Meter entdeckt worden. Da es sich um ein außerordentlich ergiebiges Gestein (Magnetit) handelt, ist die Möglichkeit der Entstehung einer Erzindustrie nicht von der Hand zu weisen. Dann wäre Brot für alle.

Geist einer Erde.

Die Bewohner dieser Erde sind arm. Aber sie kennen vielleicht nicht das, was es heißt: Not leiden. Sie sind nicht wie das Proletariat der Städte, in deren finsteren Wohnhöhlen die Moral stündlich neu zerrüttet wird, wo die Entartung und das Verbrechen keimt, wo der politische Aufruhr seine Herde hat. Die Leute sind mit dem widerspenstigen Boden und dem weiten Meer so verbunden wie der Strandhafer mit dem kargen Flugsand der Düne. Wächst die Düne, so wächst er mit, er bleibt frisch, weil er sich täglich behaupten muß.

Wer schon wenig hat, wird nicht gern den Nachbar bestehlen, der noch weniger hat. Ehrlichkeit ist hier leichter zu finden als anderswo. Wer mit sich und seinem täglich Brot vollauf zu tun hat, hat nicht Zeit für Zank, Streit oder gehässigen Klatsch. Einsame Arbeit auf dem Boot, im Moor macht nicht gesprächig. Fremdartig singend und breit geht der Dialekt durch die Zähne. Gegen Fremde, die selten zu ihnen kamen und ihnen bisher nichts einbrachten, sind sie zugeknöpft, wortkarg bis zur

schweigenden Mißachtung. Da aber im Grunde ihres Herzens alles unkompliziert und bereinigt ist wie eine mit frischem Seesand bestreute Lehmdiele, so werden sie nach längerem Verkehr immer zutraulicher, gesprächiger, freundlich, hilfsbereit und gastfreundlich, dabei sind sie mit einem natürlichen Taktgefühl begabt, achten Stand und Person, werden weder aufdringlich noch verletzend. Man hört sie niemals ihre Heimat als schön rühmen, aber sie wissen sicher, warum es nicht überall gleich ist zu wohnen. Die karge Geschichte dieses Landes ist geknüpft in früherer Zeit an die Stadt Stolp, später an das pommersche Herzoghaus (Schmolsin!), aber immer und unmittelbar an den Untergang eines slavischen Restvolkes in einem an Intelligenz und Kultur höherstehenden Kolonialvolke. (Vergl. den Aufsatz des Verf.: „Die Lebakaschuben" in Unser Pommerland, Jhrg. 1926, H. 10/11.) Was an Ausgeglichenheit des Gemüts, an Lauterkeit des Innenlebens den Spätling der pommerschen Urbevölkerung gegenüber dem Kolonialdeutschen auszeichnet, wird manchmal wett gemacht — als Folge eines uralten Abwehrkampfes —, wenn die Behörde durch Maßnahmen und Beamte unpersönlich sachlich und rücksichtslos in die engen Kreise des täglichen Auf und Ab eingreift; dann lodert die geheime Auffässigkeit auf.



Schafstall in Rowe

Aufn. Walter Stubbe

Das sollte uns der Aufenthalt in diesem Malerwinkel lehren: den Mann zu achten, der seine Scholle liebt; die Arbeit zu ehren, die den geringsten Boden nicht mißachtet, und eines, das der deutsche Osten nötig hat zu beachten, nicht landflüchtig zu werden, weil bessere aber ungewisse Löhne locken, sondern zuerst und bis zuletzt sich auf die eigene Arbeit zu verlassen und nicht entschlußfaul auf Hilfe aus dem Reich zu warten.

Ein kleines Wort der Mahnung.

Diese Zeilen und die anderen Beiträge sollen zeigen, was denen, die davon schrieben, dieser Malerwinkel bedeutet. Sie mögen aber auch eine Werbung sein für unser so oft vernachlässigtes Ostpommern. Denen, die durch diese Zeilen angeregt oder, durch wen es auch sei, sich veranlaßt fühlen, den Malerwinkel am Garder See zu besuchen, sei gesagt, daß ihrer keinerlei Sensationen und „Sehenswürdigkeiten" warten. Nahezu nichts ist für den Fremden zurecht gemacht, keine Gepäckträger, marktschreierische Hotelreklame, keine „Reunion", keine Originaltrachten — aller Reiz, alle Schönheit liegt allein im der Unberührtheit, Unfrisiertheit, in dem fast Urzuständlichen des ganzen Lebensraumes. Das zu sehen, braucht man ein offenes Auge, ein Herz, das trotz der Hast des Alltags und der Plattheiten der Zivilisation noch erlebnisfähig ist und den guten Willen, die Heimat nicht für schlechter zu halten als andere Gegenden Deutschlands. Der Werdegang der Entdeckung einiger Küstenlandschaften — Rügen, Usedom, Kurische Nehrung — stimmt den Heimatfreund nachdenklich. Er beginnt schon heute zu fürchten, daß eine Ueberfremdung viel Eigenes zerstört. Darum ist unsere Mahnung zugleich eine herzliche Bitte an alle, die zu uns kommen: Laßt hinter euch, was städtisch ist, schafft keinen städtischen Trubel und städtisches Gehabe, aber nehmt still und ausgiebig von dem, was ist: Stille, Schönheit, Verinnerlichung. So nur kann uns auf lange lange Zeit eine Quelle der Freude und Gesundung unverdorben fließen, eine unverschandelte Landschaft uns ergötzen.

Im Schatten von Paris gründete sich in den romantisch wilden Wäldern und gesegneten Ackerfluren eine Malerschule, die den Namen dieser Gegend weltberühmt gemacht hat. Die Schule von Fontainebleau zählt zu ihren Künstlern unveräußerliche Namen der europäischen Malkunst. Hier entstand eine landschaftlich starkgebundene Kunst, die jedoch weit über den Rahmen einer „Heimatkunst" hinausging. Die Küste der Bretagne, durch Landschaft und Menschen anziehend, ist ein zweiter Sammelpunkt für die französischen Maler geworden. Im Dunstkreis von Hamburg und Bremen entstand am Rande der Heide die Malerkolonie Worpswede. Maler und Künstler von Ruf haben, wieder durch eine charaktervolle

Landschaft geeint, in möglichst unmittelbarer Beziehung zur heimatlichen Erde den Urgrund ihrer künstlerischen Persönlichkeit gefunden. Der Malerwinkel am Garder See kann kein Fontainebleau, möglicherweise ein Worpswede werden. Dann wollen wir es begrüßen, denn nur die Kunst, die noch die intimen Beziehungen zum heimatlichen Volksboden fühlt und pflegt, kann nie auf Irrwege gelangen, sie allein verdient den ehrenden Namen Heimatkunst.



Willi Hardt: Die Abgekämpften (Radierung)

Der Malerwinkel am Garder See. Von Willi Hardt.

In allen Gegenden Deutschlands, in denen ich mich aufgehalten habe, stellt man sich unter Hinterpommern ein ödes, langweiliges Land vor mit weiten Sandflächen und trockenen Kieferwäldern. Jeder, der durch Zufall hierher verschlagen wird oder beruflich hier zu tun hat, wird angenehm enttäuscht und sieht statt der erwarteten öden Landschaft reizvolle Bilder in mannigfacher Abwechslung. Besonders nördlich des Landrückens ist das Land noch jung und ursprünglich. Die Flüsse und Bäche fließen in jugendlichem Ungestüm durch prächtige Laubwälder und saftige Wiesen zu Tal. Der Maler findet hier überraschend viele und schöne Motive. Im Stolper Kreis ist es hauptsächlich die Gegend um den Garder See, die von den Malern häufig aufgesucht und gemalt wird. Immer wieder tauchen auf den hiesigen Ausstellungen Motive aus dieser malerischen Gegend auf. Hier ist alles vorhanden, was er sich nur wünschen kann, Höhenzüge, Moor, Wiesen, Wald, Feld, See, Fluß, Dünen und Meer.

Der Garder See, vom Meere nur durch eine schmale Nehrung getrennt, wird im Süden von Höhenzügen begrenzt, deren höchste Erhebung, der 115 m hohe Revekol, einen überaus prächtigen Rundblick gewährt. Nach Norden findet der See seinen Abfluß durch die Lupow ins Meer. An der Mündung der Lupow liegt das malerische Fischerdorf Rowe, das Standquartier der sich in dieser Gegend

aufhaltenden Maler. Hier findet er Motive im Ueberfluß. Die malerischen, rohrgedeckten Fischerhäuser, die Lupow mit ihren prächtig bewachsenen Ufern, den Kähnen und Fischkuttern, die Fischer und ihre Frauen bei der Arbeit, das Ausfahren und die Heimkehr vom Flundernfang, das Meer in seinem ewigen Wechsel und viele andere.

Wer die Einsamkeit liebt, wandert auf die Nehrung, an die sich weiter nach Osten die Nehrung zwischen dem Lebasee und der Ostsee anschließt. Man kann hier etwa 30 km weit wandern, ohne eine Menschenseele zu treffen. Es halten sich auf diesem Landstrich nur einige Fischer auf. Die Landschaft formt den Menschen, sie zwingt ihm ihr Wesen auf, deshalb gibt es hier nur ernste, stille Menschen. Das ganze Gebiet ist eine Dünenwildnis mit vielen unentdeckten Naturschönheiten. Man glaubt der erste Mensch zu sein, der diese Gegend durchwandert. Hier ist man allein, ganz allein. Hier findet man zu sich selbst zurück. Eine unendliche Ruhe liegt über dieser Landschaft, nur zeitweise unterbrochen von dem Rauschen des Meeres oder einem Möwenschrei. Diese einfachen, großen Linien, die zarten hellen Farben begeistern das Maleraug immer wieder. Ein Blick von einem Dünenkamm, die sich hier über 40 m hoch erheben, zeigt auf der einen Seite das Meer, auf der andern den Garder See mit dem abschließenden Revekol, nach Osten einen Dünenkamm hinter dem andern, zwischendurch Kiefernwaldstücke, über einem die blaue Unendlichkeit. Alle Schwere fällt von einem ab, man fühlt sich unendlich frei, und an windstillen Tagen möchte man fast sagen, man hört die Stille, die einen hier umgibt. Alles hier ist Urwildnis, keines Menschen Hand hat die Natur verschandelt oder zu verschönern versucht. Die Welt ist auch nicht zu verschönern! Sie ist schön, wie sie ist. Hier kann man sich in Luft und Licht baden und das tausendfältige Leben der Natur in der Einsamkeit fühlend mitleben. Scheinbar ein Bild unendlicher Ruhe. Und doch ein dauernder Kampf. Das unersättliche Meer reißt ein Stück Land nach dem andern fort, der Sturm zwingt einen Baum nach dem andern zu Boden. Wanderdünen schieben sich langsam aber unaufhaltsam in die Wälder, Tod und Vernichtung bringend. Man sieht Waldfriedhöfe, traurig und anklagend gen Himmel gerichtete verwitterte Baumreste; ehemals grüne Wälder, über die eine Wanderdüne hinweggewandert ist.

Oder man fährt mit dem Boot auf den Garder See. Ueberall sieht man Netze und Reusen. Dort fährt ein Fischer von Hechtangel zu Hechtangel und untersucht, ob sich ein Räuber daran verbissen hat. Taucher zeigen ihre Künste, und ein unendliches Geschnatter tönt aus dem Schilf. Lenkt man das Boot in eine dieser grünen Schilfwildnisse, kann man ein mannigfaches Tierleben beobachten. Enten und alle möglichen Wasservögel wimmeln hier herum. Die Luft schwirrt voller Libellen und unzähligen Insekten. Eine Fülle des Lebens, wohin man blickt; das Maleraug kann sich nicht sattsehen und sieht Bilder über Bilder.

Was ist es nun, das den Maler immer wieder in diese Gegend zieht? Warum liebt er diesen Winkel wie kaum ein anderes Land? Vielleicht weil der Deutsche nur dann den liebsten Traum träumt, wenn leise Melancholie mitklingt. Oder vielleicht auch die Erkenntnis, welche Größe in der Einfachheit liegt. Diese Landschaft erzieht auch den Maler zur Einfachheit. Mit dem Verstande ist ihr nicht beizukommen, sie will erlebt, erfühlt sein. Dann ist sie aber auch die gebende, und stets kehrt man bereichert und beschenkt von dort zurück.

Eine Kunstfahrt nach Garde und Rowe.

Von Heinrich Otto, Stolpmünde.

Also es war beschlossene Sache: in diesen Sommerferien wollte ich in Rowe sein, in demselben Rowe zwischen See und See, Wiese und Wald, von dem mein Freund Fritz D. aus Stolp mir die Ohren vollschwärmte, so oft er bei mir in Sorchow war. Am ersten Donnerstag im August sollte die Reise in das „gelobte Land" losgehen.

Meine sehnende Seele war von Hoffnung so gespannt wie Koffer und Rucksack von solchen Dingen, die auf und in den Leib gehören. Außerdem wollten auch die Staffelei und bespannte Keilrahmen und viele große und kleine Pappen die Reise mitmachen. Meine Frau und ein paar große Schulmädel mußten also schon mit bis Garde und schleppen helfen.

Es war ein recht heißer, windstiller Nachmittag, und der Weg war weit. Im Lupowtal entlang über die Schwarzmühle ging es unter großen, vom Sturm gebeugten Birken; Stohentin, zwischen Höhen eingebettet, blieb rechts liegen. Und nun nahm uns ein langer Weg auf, der uns durch richtiges Dünengelände führte. Ueber die Rücken der Bodenwellen herab legten sich lang und schmal die Ackerstreifen in mannigfaltiger Farbe und Breite; es wirkte wie ein großes Stück Beiderwand,

wie es die junge Künstlerin Hilde Drews in Garde webt. Dieses Land redet seine eigene Sprache. Aus Höhen und Tiefen baut es sich im Gleichmaß auf wie ein plötzlich erstarrtes Gewoge der See. Die Wagengleise, die sich durch Sand und Sumpf schlängelten, zeigten, daß Pferd und Fuhrmann von diesem Wege nicht sehr erbaut sein konnten. Uns Wanderern war er schon angenehmer, wenn nur das Gepäck nicht so in Schultern und Armen gezogen



Kaschubin aus Klucken am Lebasee
Aufn. Dr. Eglert.

hätte. So saßen wir denn oft am Wegrande, wischten uns den Schweiß und sogen den würzigen Geruch von reifen Aehren und grünen Wruken ein, der über den Weg flutete, und den feinen Duft von dem Thymian, der zu unsern Füßen blühte.

Aber wir mußten weiter, wenn wir noch bis zur Abfahrt des Segelbootes in Garde sein wollten. Der Weg hob sich und verschwand in einer Senkung und wieder und noch einmal, bis nun deutlich die Kirchturmspitze über dem letzten Hügelrücken herüberwinkte und die Bahnhofsgebäude von Garde wie bunte Häuschen aus einer Spielzeugschachtel uns entgegenlachten. Also endlich war Garde da!

Zu unsern Füßen lag es mit seinen farbigen Häusern und grünen Bäumen wie ein bunter Kranz um einen silbernen Spiegel. Das war Garde und der Garder See!

An der Weggabelung gesellte sich eine Fischersfrau zu uns, die mit leerer Liesche aus Stohentin kam. Sie sagte uns, daß wir noch ziemlich eine Stunde Zeit hätten, ehe das Boot abführe.

Großgarde nahm uns in seinen freundlichen Mauern auf. Wo jetzt die nüchternen, neuzeitlichen Gebäude aus Kalksandstein erbaut sind, standen vor dem großen Brande, der vor einigen Jahrzehnten diesen Teil von Garde zerstörte, noch richtige alte Fischerhäuser, wie nur noch wenige dieser Art in der Mitte des Dorfes geblieben sind.

Hier grüßt uns auch die gotische Kirche mitten auf dem Friedhofshügel, das ganze Dorf und die Umgebung beherrschend. In einem Fenster der Apsis erkennen wir den Hl. Petrus, den Schutzpatron der Fischer.

Den sandigen Weg vom See herauf ziehen bedächtig zwei Kühe einen Wagen, der mit triefender Seemyrte beladen ist. Sie ist den Garder Fischerbauern ein wertvoller Dünger für ihren leichten Ackerboden im Dünengelände. Eine knochige Fischersfrau, barfuß, mit hochgeschürztem Rock, lenkt die schlendernden Tiere mit einer Hanfleine und einer Weidenrute. Tiere und Treiberin nehmen kaum Notiz von uns. Im Hintergrunde, am Ende des Weges, zwischen Weiden und Pappeln hindurch, blinkt uns der See seinen Willkommengruß zu. Boote und Kähne schaukeln am Ufer, Jungen und Mädel klettern von Boot zu Boot und plantschen im Wasser, zwischendurch tummeln sich Enten und suchen gründelnd ihre fetten Happen. An hohen Stangen im Wasser trocknen die Netze im Winde. Und weiterhin, so weit das Auge reicht, ein breiter, saftiger Wiesenteppich, der sich mit einem Röhrichtrande in sanftem Bogen um das breite Becken des Sees schmiegt. Und über allem der klare Spätnachmittaghimmel in seinem blassen Blau, das nach unten zu in weißlichgelblichen Tönen ausläuft und an der Grenzlinie des Blickfeldes mit einer leichten grauvioletten Wand auf dem blaugrünen Dünenwalde steht.

Das ist ein Bild von Garde, heiter, durchsonnt und farbenprächtig, voller Frohsinn mit einem Hauch von Melancholie, vielgestaltig und doch harmonisch, umspannt und übergoldet von himmlischem Frieden: man glaubt eine Musik von Haydn oder Mozart zu hören!

Doch wir müssen zu unserm Boot. Also zurück ins Dorf hinauf und dann die schöne Lindenstraße hinunter nach Kleingarde, immer zur Rechten den See, der zwischen Häusern und Bäumen hindurchwinkt. Da liegt das Segelboot, unten am Stegende festgemacht, und schaukelt ganz leise. Also hinunter zum

See, über die schmalen Bretter und das Gepäck ins Boot gelegt!

Schon sind einige der Rower Fischerfrauen zur Abfahrt bereit, andere, die einen weiteren Weg in die Dörfer hatten, kommen noch; jede hat ihre aus breiten Holzspänen geflochtene Liesche, gefüllt mit Brot und anderen Lebensmitteln, die sie gekauft oder eingetauscht hat, und sie verstauen alles unter den Ruderbänken. Bald sind alle beisammen, und die Fahrt, die herrliche Fahrt über den Garder See, kann beginnen. Die Frauen kennen alle die Griffe und Hantierungen an Segel und Steuer so gut wie ihre Männer daheim in Rowe, aber am besten weiß Frau Gnadt das Steuer zu führen, sie ist Steuermann und Kapitän zugleich. Das Segelboot wendet sich und gleitet landab. Ein letztes Winken und Grüßen zu Frau und Kindern, und auf Rowe zu geht die Fahrt.

Je weiter wir auf den See kommen, desto mehr Bilder bieten sich uns rückwärts lickend. Dort am weitesten links die Teile des Bildes, das wir vorhin in einer anderen Blickrichtung und Zusammenstellung sahen, jetzt klein und verschwimmend; weiter nach der Mitte zu das steile Ufer mit dem dunkelgrünen Laubwerk großer Rüstern und knorrigen Gesträuchs, zu Füßen des Ufers im flachen Wasser der Teufelsstein mit der hufförmigen Fußspur Beelzebubs; weiter rechts das flachere Ufer von Kleingarde und Wittstock, zwischen dunklem Buschwerk und schwermütigem Schilf leuchten die kleinen, weißen Segelboote und die bunten Bootshäuser des Stolper Segelklubs. Hier hat den Sommer über Hans Winter sein Reich, der segelnd und malend den See und seine Umgebung beherrscht. Mit feinem Spürsinn geht er den geheimen Schönheiten nach, die sich ihm in Baumgruppen und Bergzügen, in Wasser, Wiese, Wald und Wolken offenbaren; ihm enthüllt der Garder See die lyrische Seite seiner Seele, die der Künstler in fein abgestimmten Aquarellen widerzuspiegeln weiß.

In der Nähe auf einer Düne steht das schmucke Blockhäuschen der malerisch und musikalisch gleich hochbegabten Künstlerin Margarete Neuß-Stubbe. Sie schlägt in ihren Bildern kräftigere Akkorde an, aus allen ihren Blumenstücken, Landschaften und Stilleben klingt eine herbe, kräftige Musik, eine verhaltene Leidenschaft; ihre Wohnung atmet ihr Wesen in jedem Winkel.

Unser Boot gleitet vor flauem Winde nur langsam vorwärts. In dem schön gewellten südwestlichen Ufergelände liegt das Dorf Rotten eingebettet. An jener Seite in Osten verdämmert der flache Uferrand im Dunste der Wiesen. Die Frauen haben ihr Strickzeug hervorgeholt, die Nadeln wackeln und klippern. „Ach, Fruges, wille eis eint finge!" — „Jao, stimmt an!" — „Es wollt' ein Jäger früh aufstehn..." Das Volkslied steigt auf, schwingt sich über Bord und schwebt über das schimmernde, leicht bewegte Antlitz des Sees dahin. Elf Fischerfrauen singen. Ich bin das einzige männliche Wesen unter ihnen. Ich singe mit... Das Lied ist aus.

„Ja, Fruges, dat helpt nischt, wi meute raune!" Die Frau Steuermann hats befohlen. Zwei, drei legen ihr Strickzeug beiseite und ergreifen die Riemen. „Dei Wind lett ganz na." Ich lege auch einen Riemen zwischen die Dollen. Die ersten Schläge hindern mehr als sie helfen. Schließlich geht es schon. Wir kommen schneller vorwärts. Die übrigen sitzen und stricken. „Wenn in stiller Stunde..."



Max Pechstein — Morgen am Garder See

Nach dem im Verlag von F. Bruckmann A. G. in München erschienenen großen Farbenlichtdruck (Bildgröße 67,5×85 cm). Preis 40 RM.

Unser Pommerlied erhebt sich, schwebt über dem Segelboot mit langsamen Flügelschlägen; in den gelben Strahlen der sinkenden Sonne glänzt sein blauweißes Gefieder. Die Frauen singen zweistimmig, ich suche mir eine dritte dazu. Die Riemen rucken und quietschen zwischen den Dollen im Takt des Liedes mit. Eine frische Brise kommt auf und greift in das Segel. Wir ziehen die Riemen ein. Die Steininsel kommt näher und näher; wie ein Nöck, nur den Kopf bis zu den Ohren emportauchend und dem Gesange lauschend, so erhebt die Insel nur wenig ihr spärlich bewachsenes Haupt.

Das Ziel unserer Fahrt rückt uns immer mehr entgegen; schon sind einige Baumgruppen und weiße Häuser deutlich zu erkennen. Vor uns liegt das goldene, glitzernde Band der Sonnenbahn. Wir fahren genau in der goldenen Gasse, gradeswegs in die Sonne hinein. „Goldne Abendsonne..." Als ob es kommen mußte, fast gleichzeitig stimmen drei, vier an. Alle singen. Ich habe das Lied schon oft gesungen und gespielt; diesen Sang des Liedes auf dem Garder See vergesse ich nie.

Wir fahren jetzt zwischen den eingesteckten Kiefernschäften, an denen die Fischer ihre Angeln und Reusen befestigt haben. Das Wasser ist recht flach und krautig. Nun geht es auf einem tieferen Wasserarm zwischen dichtem Rohrbestande hindurch. Der Fluß krümmt und windet sich. An einer Biegung liegt ein festgemachtes Boot, darin steht ein ziemlich kleiner, aber sehr sehniger, kräftiger Mann, nur mit einer blauen Flanellhose und einem weißen Hemde angetan, barfuß in Holzpantoffeln; das Gesicht, der kurzgeschorene Schädel und die Arme glänzen wie Kupfer in der Sonne. Er angelt. Es ist Max Pechstein. Wir gleiten vorüber. Auf dieser Stelle ist sein berühmtes Gemälde „Morgenstimmung", das Bild mit der blauen Sonne, entstanden.

In vielen scharfen Windungen nähern wir uns Rowe. Das Bild, was sich uns hier bietet, ist so voll einladender Freundlichkeit, daß mein Herz warm wird und ich jauchzen möchte. Breit und gemächlich im flachen Bette treibt die Lupow ihr Wasser unter Erlen und Weiden in sanften Windungen durch das Dorf dem Meere zu.

Zunächst an der linken Seite in Rowe legt das Boot an, sieben Frauen und ich steigen aus; dann fährt es hinüber auf die andere Seite, nach Kleinrowe. Mein Freund hat mich erwartet und führt mich in mein Quartier.

*

Ich hatte in Mutter P.'s Vorderstube gut geschlafen. Ich erwachte, als die Sonne schon über die Kastanienbäume in das niedrige Fenster schaute. Ueber meinem Bette leuchteten der Haussegen mit dem Kranz dicker roter Rosen und viele Patenbriefe unter Glas und Rahmen. Einige etwas zudringliche Fliegen bringen mir ihren Willkommensgruß und fragen mich nach Nam' und Art. Aus der Küche dringt ein Geruch von Kaffee und Flundern herein... Sie hat schon ihren eigenen Reiz, so eine Rower Fischerstube!

In einer Viertelstunde sind wir, mein Freund ich, draußen an der Lupow. Unser Blick wird gebannt von einem Bilde, das sich nach Osten zu vor uns aufbaut. Vorn der breite, glitzernde Fluß, umsäumt von silbern schimmernden Weiden und Pappeln; über Gras und Schilf und den Spiegel des Sees hinweg schweift der Blick bis zum breit und kräftig am Horizonte hingelagerten Revekol. Und alles im silbern fließenden, feinen Morgenduft, durchflimmert von den Strahlen der Morgensonne. Wir stehen lange und trinken die Schönheit, die sich uns in verschwenderischer Fülle bietet.

Wir wenden uns nach Westen, flußabwärts. Unter dem dunkelgrünen Laubwerk des südlichen Ufers liegen an schmalen Stegen Kähne und einige Boote, die nicht mit hinaus auf See gefahren sind: ein Bild, das lebhaft an Garde erinnert. Dort sehen wir auch in einem Kahn einen Maler vor seiner Staffelei, es ist der unermüdliche Willi Hardt. Die kräftigen, satten Töne im Schatten mit den leuchtenden Lichtpartien zu einem fein abgewogenen Ganzen zu verweben, hat er sich zur Aufgabe gestellt. Seine prächtig leuchtenden Aquarelle künden die Schönheit Rowes, seiner See im Sonnenglanz, seiner Dünen im rötlichen Abendstrahl, seiner leuchtenden Giebel zwischen dunklem Laube.

Von Arbeit kann zwar nicht gesagt werden, daß sie ansteckend sei, aber wir ziehen doch unsere Skizzenbücher hervor, um einige reizvolle Vorwürfe mit raschen Strichen festzuhalten. Dann machen wir eine Entdeckungsfahrt durch das Dorf.

Wie selbständig und eigenwillig sind doch die alten Bauherren und -meister vorgegangen, kaum ein Haus nimmt Rücksicht auf das andere; jedes ist anders, aber schön sind sie alle. Und die Straßen ein Labyrinth! Der Neuling ist verwirrt, er vermißt das System. Die Blätter in unserm Skizzenblock füllen sich. Es ist halb elf: die Fischerboote müssen nach Hause kommen. Also hinunter zum Strande!

Schon sind die ersten Boote vor der Mündung und suchen hereinzukommen. In größeren Abständen schweben die weißen, gelben und rotbraunen geblähten Segel heran, schaukeln über die Dünung, schießen in die Flußmündung hinein und gleiten nun auf dem glatten Strom wie Schwäne heran: ein wunderhübsches Bild!

Wir haben schon den Stift gezückt und zeichnen. Schon ist das vorderste Boot heran, an uns vorbei. Die Fischer grüßen lachend: „Sind wir auch drauf?“ Die Boote gleiten alle an uns vorbei: „Hat es sich gelohnt?“ fragen wir grüßend. „Ne, dat is nich recht wat,“ kommt es zurück.

Nun haben die Boote alle angelegt. Die Frauen warten schon mit ihren Lieschen. Neue Gruppenbilder bauen sich auf. Die Flundern werden aus dem Boot geholt und im Kreise auf Haufen geworfen, und dann tut jede Frau ihren Teil in ihre Liesche. Nun im Strom den Sand von den Flundern gespült, dann alle Frauen ins Boot und nun wieder stromaufwärts über den See nach Garde! Wir bleiben in Rowe und lassen uns zum Mittag ganz frische, fette Flundern braten.

Indessen glastet die Sonne im Süden des Dorfes über dem Friedhofe mitten im Wiesengrunde, jenem merkwürdigen, verlorenen Lehmkegel, einem uralten Zeugen jener Zeit, als sich die Grundzüge des Antlitzes bildeten, das heute Mutter Erde um Rowe trägt. Hier nimmt die Urgebärerin wieder in ihren Schoß, was sie erzeugte; hier vollenden die Rower Fischer ihres Daseins Kreise. Die Kreuze unter den grünen Baumkronen winken herüber . . . .

Flüchtigere Gesellen als jener Lehmkoloß sind die großartigen Dünengebilde im östlichen Strandgelände bei Kleinrowe. Wuchtig und massig hingelagert, mit sanften Hängen und grünen Häuptern und dauernd ihre Formen wandelnd, so liegen sie da wie Urwelttiere, die weißen Riesenleiber der Dünen in der blendenden Sommersonne.

Und dort die gleißende See, das blauende, wogende Meer.

„Das reine, stille, weite Blau,
der reine, weiße Strand,
kein Menschenwerk, so weit ich schau —
da ist's, wo ich mir Brücken bau,
wo ich mich auf den Weg getrau
ins Himmelsträumeland.“

(Theresia Wittmüß.)

Pechstein malt in Ostpommern.

Von Siegfried Gliewe.

In den folgenden Zeilen soll versucht werden, so gut es von einem Abseitigen möglich ist, das Porträt einer Malerpersönlichkeit zu umreißen und besonders die Konturen herauszuarbeiten, die für einen kleinen Teil unseres ostpommerschen Heimatbodens von Bedeutung geworden sind. Es erscheint mir notwendig — und mag von den Kunstbeflissenen verziehen werden — die Linse der Untersuchung noch erst über einige Punkte der psychisch-malerischen Entwicklungsstationen dieser in der deutschen Malerei gewichtigen Persönlichkeit zu halten. Dazu noch ein kleines Wort der Orientierung: Es gilt nicht, einen „Prominenten“ zu feiern, sondern wir wollen uns anders nähern. Wenn ein Mensch mit stark malerischem Empfinden, gepaart mit bedeutender Einfühlungskraft, für die Gefühlsmomente einer Landschaft und die seelischen Spannungen, die zwischen Lebensraum und Mensch entstehen, verschiedene Sommer hindurch nicht müde wird, diese Landschaft und ihre Menschen mit dem Pinsel zu schildern, so dürfen wir uns dessen freuen, weil es unsere Heimat ist. Wenn dieser Mensch zudem in fremden Ländern und die Welt herum hat Vergleiche ziehen können, dann soll uns die Zuneigung ein Antrieb sein, neu und mit unverminderter Herzlichkeit die Heimat zu lieben und Werte nicht zu übersehen, weil sie alltäglich und nah sind. So möge man meine Zeilen recht verstehen.

Als der Name Pechstein programmatisch und gewichtig unter den malerisch Schaffenden auftauchte, geschah es zu einer Zeit, wo Kandinsky schon die Irrwege der Malerei beschritten, Pikasso schon die Sackgasse des Kubismus erfahren hatte. Munch brauchte nicht mehr vor den Schirmen hysterischer Ausstellungsbesucher geschützt zu werden, aber vor den Werken der Futuristen und Absoluten standen die Laien wie Genarrte. Die „Gebildeten“ gingen entweder würdevoll vorbei oder eiferten gegen Künstler und Ausstellungsleitung — die Besten, seelisch Jüngeren, schwiegen hilflos. Unter diesen Schrittmachern eines neuen malerischen Lebenswillens steht der Name Pechstein voran. Um ihn herum die Namen Jaeckel, Schmitt-Rottluff, Müller, sie sind die Kristallisationspunkte der Bewegung, die sich Expressionismus nennt. Schon war Edvard Munch wie ein erratischer Block in das Tulpenbeet der deutschen legitimen Malerei gestürzt, schon schuf Hodler neben ihnen die Hochwerke des Expressionismus. Aber den breiten Vorstoß in der Oeffentlichkeit, die Durchsetzung in der Anerkennung ist das Verdienst dieser Mutigen, die sich in Dresden in der Vereinigung „Die Brücke“ zusammenfanden. Es ist von nebengeordneter Bedeutung, wenn die Phalanx durch andere bedeutende Malerpersönlichkeiten sich breitete und verstärkte. Das alles geschah schon zwischen 1905 und 1910, als noch der Jugendstil in den letzten Zügen lag. Erst 1923 sah ich den ersten richtigen Pechstein in Berlin. Welches Glück und welche dankbare Freude, einem Werk des-

jenigen gegenüberzustehen, durch dessen Auge ich zuerst die Welt der malerischen Probleme zu begreifen begann. Dann nach einem halben Jahrzehnt war es die Vaterstadt Stolp selbst, die diese Begegnungen mir vermittelte.

Vor einiger Zeit blättere ich in einer Kunstzeitschrift: Bedeutende Neuerwerbungen deutscher Museen. Ein Bild von Gauguin beschäftigt mich! Diese Frauen mit den negritosemitischen Gesichtern und Körpern, wie auf ägyptischen Friesen, diese Landschaften wie Gobelins, diese undefinierbare Atmosphäre südlicher Schwüle, und dann — springt es mich an: Pechstein. Ja, so muß es sein und wenn es in keiner Kunstgeschichte stände, nirgends. Hier ist Verwandtschaft des Blutes, geistige Vaterschaft, in den Zweiten muß ein zeugendes Korn des Ersten gefallen sein. Ich weiß, daß Cezanne und van Gogh zusammengehören mit Munch und Hodler wie zwei Ufer zu einem Fluß. Aber Gauguin und Pechstein — eine Tür der Erkenntnis tut sich auf. — — — Ich lese an anderer Stelle, fast durch Zufall nun, wie aus der gleichen Gefühlslage gleiches Tun entspringt, nur differenziert durch das Subjektive des Charakters. Gauguin speit die Weltstadt Paris aus, und er entflieht in die Primitivität der Südsee. Pechstein wird nach jahrelangem Aufenthalt Berlin und Paris überdrüssig. Die Abgeschiedenheit italienischer Fischernester genügt ihm nicht. Beide sind wie Dürstende, denen nur immer Wein geboten wird, sie wollen Wasser — kühles, reines Wasser. Pechstein schreibt in einem Briefe: „Durch Freund Gurlitt winkt inzwischen die Verwirklichung meines Herzenswunsches, in der Südsee zu arbeiten. Im April 1914 endlich beginnt die Ausreise, die mich . . . . dem Ziele meiner Sehnsucht, der Inselgruppe „Palau" entgegenführt. Hier ist die Einheit Mensch und Natur, arbeiten, schlafen, alles ist eins, ist Leben." Nun legen wir neben Gauguins südländische Mädchen die Palaubilder Pechsteins. Was sehen wir: das kannibalische Vergnügen zweier tief sensibler Naturen, die sich aus dem brodelnden Kessel der Weltstadt mit einem Salto in das Paradies der Primitiven retteten. Daß sie nun doch nicht gleichartig malen, mag hier unerörtert bleiben — aber es ist ein Geist, ein Wille, eine Lebensentfesselung. Etwas senil, leicht zum Dekor neigend der eine — ungebärdig, halb barbarisch der andere.

Diese unpathetische, primitive Hingegebenheit, diese instinktmäßige Verwurzelung mit der Natur ist ein bestimmendes Wesensmerkmal Pechsteins. Was mir aus seinen Bildern rückschließend zur Gewißheit geworden war, fand ich eigentlich nur bestätigt, als ich las: „Mich verbindet ein inniges Gefühl mit der Natur, und ich kann mir ohne dies ein Schaffen für meine Person nicht denken. Gehe ich jetzt am Morgen barfuß durchs taufrische Gras oder Moos des Waldes, so vermeine auch ich, gleich den Pflanzen, von der Mutter Erde Säfte aufzusaugen." Das mußte von Jugend auf so gewesen sein, konnte nur ein Erbteil sein! In demselben Brief schreibt er auch: „Vom Vater habe ich . . . . die Liebe zur Natur. Er nahm uns Jungens an seinem freien Sonntag vor Sonnenaufgang aus den Betten, und dann ging es stundenlang in die Wälder. Kein Wunder, daß ich oft den Weg zur Schule nicht fand und dafür am Bach den Wasserspinnen und den Forellen zusah. — — —" Welche Gnade mußte es für diesen Menschen sein, als er 1909 Nidden auf der Kurischen Nehrung entdeckte. Hier sind, wie er selbst sagt, die Farben „wundervoll stark und rein", hier ist die grandiose Trinität von Wasser, Himmel und Erde auf engstem Raum, hier ist die Natur wild und groß, todeinsam und mächtig, hier sind die Menschen von ruhevoll glückhafter Vollendung (mitten im Herzen von Europa), so wie er sie in Palau zu erleben begehrte. In sein „geliebtes Nidden" kehrt er sehnsuchtsvoll zurück, als ihn die Wirren des Krieges um den Erdball geführt hatten. In dem bekanntesten Hotel dieses Fischerdorfes hängen heute noch einige Bilder, die in farbigen Oden für die Ergriffenheit vor den Wundern der Nehrung Zeugnis ablegen.

Seit Jahren finden wir ihn sommers in Rowe im Kreise Stolp. Denn auch hier fand er, was seines Lebens Notdurft ist. Meer, eine Erinnerung an die Ozeane, die er als Trimmer heimatsüchtig durchfuhr, das Binnenwasser zum Segeln, Angeln, Malen; die einsame Größe unkultivierten Küstenlandes und einfacher Menschen. Er ist kein Badegast, sondern ein Zurückgekehrter. Als ich bis zu den Schultern im Rohr stehe und angle, kommt er mit Angelgerät den Fluß heraufgerudert. Hose und Trikot sind seine Bekleidung, mulattenbraun ist alles sichtbare Fleisch, zu einer breiten Seemannsbrust gehören zwei muskulöse Arme. Ein kräftiger rundlicher Kopf trägt schwarzen, kurzen Haarwuchs. So treibt er kraftvoll und allein sein Boot flußan, ein Mann, dem die Weltstadt nur Werkstatt, nicht aber Lebensraum sein kann. Und Rowe gibt ihm viel. — Ueberliest man die Ausstellungsberichte aus den deutschen Kunststädten, so trifft man immer wieder auf Bemerkungen wie diese: Pechstein zeigte ein Stilleben mit Netzen und Fischern . . . — besondere Anziehung übte ein Bild Pechsteins aus, das einen ertrunkenen Fischer darstellt. Die Modebeilage einer Berliner Zeitung bringt zwei Abbildungen: Bild und Zeichnung von Pechstein. Die Zeichnung: Rower Häuser (es steht nicht dabei!), das Bild: ein Tisch mit Gerät und Plötzen. Mit wieviel Liebe hat er seine schuppige Beute

gemalt. Ueberraschend sind die Körperproportionen dieser Weißfische nach ihrem Alter modifiziert. Anatomisch gewissenhaft und technisch sicher sitzen die Flossen, die nur ein Pinseltupf sind, an den Bauchseiten. Man merkt es diesen Fischen schon an, daß er sie zu hunderten Malen in der Hand gehalten hat.



Max Pechstein: Reusensteller

— Wie oft sahen wir in Stolper Ausstellungen Rower Bilder. Manchmal waren es nur Häuser, Bäume, Straßenteile, Gartenstücke, oft aber auch größere Landschaftsausschnitte. Im Treppenhaus des Gymnasiums in der Wasserstraße hängt eine vorzügliche Reproduktion eines Rower Bildes. In schöner malerischer Prosa wird hier eine ihm lieb gewordene Landschaft geschildert. Der Blick greift in einen rechten, nach Osten offenen Winkel, Brandung, Strand, Dünen, Klein-Rowe, die Lupow (mit Durchsicht auf den Revekol) und einen Teil Rowes am linken Flußufer. Diese ruhige Schilderung, in mehr konventionellen Farben, ohne wesentliche Abweichungen von den naturalistischen Gegebenheiten des Motivs, einem größeren Publikum leichter zugänglich, gehört doch mehr zu den seltenen Ausnahmen seiner Schaffensweise. Seine Landschaften sind fast immer dramatisch, stark rhythmisierte Stanzen, Sonette, manchmal sogar Fanfaren. Die Farben sind nicht nur als Eigenfarben „neu" (im Sinne neuer chemischer Verbindungen), sondern auch die Körperfarben sind eigenwillig, gewagt, kühn.

Wir kennen seine violetten Häuser und roten Bäume in Stolp recht gut! Es ist so, als ob die fratzenhafte Grellheit malaiischer Insulanerkunst noch nachwirkt. Aber auch im Formalen kommen Verzerrungen von fast störender Eigenwilligkeit vor. Das wird besonders in seinem graphischen Werk deutlich. Gerade diese letzteren Kennzeichen seines Stiles erschweren seine Zugänglichkeit, aber wir müssen uns vergegenwärtigen, daß seine Entwicklung zeitlich mit dem Expressionismus zusammenfällt, daß er einer der markantesten Träger dieser Richtung geworden ist. Und wer sich die Mühe gemacht hat, an vielen Kunstwerken und

in dem nicht dürftigen Schrifttum den Sinn dieser revolutionierenden Kunst (die in vielen Prinzipien garnicht einmal „neu“ ist) zu erfassen, wird auch den Weg zu diesen nur scheinbar bluffenden Bildern finden. —

Aber es ist noch ein Drittes zu beachten! An den Erlebnisgehalt Pechsteinscher Bilder gelangt man nicht ganz auf dem Wege über die Farbqualitäten und den eigenpersönlich wie zeitlich bedingten formalen Ausdruck. Zu Grunde liegt seinen Schöpfungen (wie wohl allen Kunstwerken von Tiefe und Bedeutung) ein starkes Erlebnis. Bei ihm ist es, wenigstens soweit von Rower Motiven die Rede ist, von ganz unmittelbarer Art; der seelische Raum zwischen ihm und den Menschen, ihrem Tagewerk, oder der Landschaft ist denkbar klein, so unakademisch wie möglich. Sein Gefühl, oder soll man sagen sein Instinkt, führt ihn vor Motive, die an sich schon gefühlsbetont, romantisierend sind, aber seine starke Erlebnisfähigkeit hebt während des Schaffensprozesses diese Atmosphäre auf und steigert alles in die unruhvolle, dramatisierte Realität des alltäglichen Daseins. Gewiß, in Rowe geht nichts Bedeutsames vor sich, aber was man sieht, ist einfach, naturnah entgegen städtischer Gewohnheit und landläufigem Tun. Wer angelt und fischt, mit Fischmeister und Reusenstellern wie mit seinesgleichen verkehrt, braucht sich nicht zu zwingen, die „Heringsfischer vor der Ausfahrt“, das „Reusenstellen“, den „Morgennebel auf der Lupow“, das „Einholen der Netze“ usw., zu malen. Oder ist es weniger schön und erlebnisstark, die Türme der „Herbstwolken“, die „Lupowmündung“, die „Kirschblüte“, die „Straße mit blühenden Kastanien“, die „Fischerboote“ oder kaschubische Häuser zu malen? Aber auch das „Schafwaschen“, das „Grasmähen“, der „Schilfdachdecker“, Rower und Garder Einwohner beim Ernten und Dreschen wandern durch die Kunstausstellungen Europas und nach Amerika, hängen später etwas „ortsfremd“ in der Villa eines Reichen. Diese unvollständige Ueberschau läßt erkennen, daß Pechstein sich in seinen Bildwerken wohl wiederholen, aber kaum erschöpfen kann. Zum Schluß sei an das Bild: „Morgen auf dem Garder See“ erinnert, das, nachdem es einem in Asphaltdunst lebenden Publikum gezeigt worden war, mich kürzlich aus einer Zeitschrift wie ein guter Bekannter grüßte und nun als Reproduktion im Großformat im Bruckmann-Verlag erschienen ist. Da ist keine „Methode“, kein prahlerischer Subjektivismus, kein Rausch der Farbe, kein den Gesetzen der Kunstlehre oder Aesthetik nachgeformtes Kunstwerk — es ist die Einheit von Landschaft und Person, der Odem einer Heimat des Blutes durch das Medium der Farbe auf eine Leinwand projiziert.

Es ist nicht meine Pflicht, auf Oberflächlichkeiten oder Diskutables dieses hemmungslos genial Begabten und mühelos unablässig Schaffenden hinzuweisen, da diese Zeilen nicht bezwecken, den ganzen Fragenkreis einer malerischen Führernatur aufzurollen. Es galt vielmehr, einen persönlichen und wie ich zu hoffen glaube, einen allgemeinen Dank zu erstatten einem Künstler, der so rückhaltlos zum begeisterten Schilderer unserer ostpommerschen Heimat geworden ist.

Rowe 1931.

Schwarze Nacht. Mit einem Ruck erwachend, greife ich hinter mir, zur Uhr. Es ist 3 Uhr. Nun räkele ich mich vollends munter. Vor die Haustür tretend, sehe ich, es liegt Nebel, und zum Strom hinuntergehend, verschwimmt derselbe in silbrige Ferne. Leise fallen Nebeltropfen vom Baum ins Wasser. Hin und wieder gluckst es von einem danach schnappenden Fisch. In diese geheimnisvolle Fremde tauche ich hinein, rudere im Boot den Strom hinauf. Bin bald ebenso verschwunden wie die Ufer desselben. Aufgesaugt vom Nebel. Jetzt bin ich aus dem Dorf heraus. Die schlanken Schilfhalme stechen in die Luft, und ich sehe den Nebel wogen im Land. Nun gewahre ich auch meine kleinen Bekannten noch schlafend auf den Schilfhalmen sitzend. Schwalbenpärchen! Ungestört schlafen sie weiter. Immer mehr wogen die Nebel, die Sonne kommt, und bald, oben am Rande des Garder Sees, kann ich sie aufgehen sehen. In den östlichen Ausfluß desselben hineinrudernd, sehe ich vor mir die Stangen der Aalwehr, und die langen schwarzen Flachkähne mit meinen Freunden, den Garder Fischern, welche ihre Reusen nachsehen. Nun beginne ich zu arbeiten, skizziere dieselben bei ihrer Tätigkeit, und später greife ich zur Farbe, um diesen wundervollen Morgen mit nach Hause zu nehmen. Vermeine in Japan zu



Margarete Neuß-Stubbe

Blick vom Nesekol auf das Küstenland am Garder See

sein. Fern über dem See blaut im klarsten Smaragd der Revekol, über dem Wasser glitzert die Sonne, und nun sind auch schon einige Kähne mit Segeln unterwegs, nach Hause, Garde zu. Um die Täuschung zu vervollkommnen, es mit einem japanischen Fahrzeug zu verwechseln, könnte es kein passenderes Segel geben als dieses rechteckige, quergesetzte. Das Morgengold ist am Verblassen, und ich fahre zurück. Noch ganz benommen, befestige ich das Boot, und erst allmählich finde ich mich in den Alltag.

Max Pechstein.



Paul Kuhfuß: An der Lupowmündung in Rowe

Ein paar Worte über Kunstkritik.

Von Hans Winter.

Es wird heute soviel über Kunst von mehr oder weniger ernst zu nehmenden Kritikern geschrieben, daß es die Leserschaft auch einmal interessiert, über Kunst und Dinge, die damit zusammenhängen, wie Natur, Publikum und Kritik, einiges von einem Künstler selbst zu hören. Selbstverständlich kann meine Stellungnahme zu diesen Dingen nur subjektiver Natur sein. — Wenn es mir bei meiner Abneigung gegen Schreiberei auch schwer fällt, so komme ich der Aufforderung zu einem Beitrag deswegen gern nach, weil ich hier eine Gelegenheit sehe, den mir so lieb gewordenen Garder See und seine Umgebung ernsthaften Naturfreunden näherzubringen.

Wenn man den heutigen Kunstbetrieb betrachtet, so fällt einem zweierlei besonders auf. Erstens die Interesselosigkeit des großen Publikums und zweitens die heillose Verwirrung der Ansichten über Kunst in dem kleinen Rest der noch Interessierten. Geht man den Gründen dieser Erscheinung nach, so stößt man immer wieder auf die Gewißheit, daß, neben anderem, das heutige Kritiker- und Kunstliteratentum ein groß Teil der Schuld an diesen Zuständen trägt. Immer wieder

glauben diese Leute mit dem Intellekt dem Wesen der Kunst näher zu kommen, und immer wieder gibt es Menschen, die darauf hineinfallen, die sich bluffen lassen. Man hat das Gefühl, als fehle ihnen die nötige räumliche und zeitliche Distanz zu den Dingen, zu denen sie oft ziemlich plötzlich Stellung nehmen müssen. Wer mit der Nase darauf sitzt, kann nicht kar sehen. Man betrachte nur die Sprache dieser Leute, wie sie voller Unklarheiten ist. Eine solche Verschwommenheit der Begriffe wäre auf keinem anderen Gebiet möglich. Der Unbefangene, Außenstehende wird dadurch, wenn er keine besonders starke Persönlichkeit ist, zurückgeschreckt, sich ein eigenes Urteil zu bilden. Es werden Mauern errichtet zwischen Publikum und Künstler, statt zu klären, wird verwirrt, und da wundert man sich, wenn das Interesse für Ausstellungen schwindet. Daß dies nicht unbedingt nötig ist und daß es auch anders geht, hat vor etwa anderthalb Jahren eine Ausstellung in Stolp bewiesen. Diese hatte in einer Woche eine Besucherzahl aufzuweisen, die etwa dem zehnten Teil der Bevölkerung entsprach. Ein Erfolg, auf den jeder Ausstellungsveranstalter nur mit Neid sehen kann. — Also meine Herren Kritiker, Sie haben die Aufgabe, den Kontakt zwischen Publikum und Künstler wiederherzustellen, beide werden es ihnen danken. Dazu ist es aber unbedingt notwendig, daß Sie einfacher werden in Ihrer Ausdrucksweise. Es ist nicht nötig, daß sie mit ihrem Stil glänzen, Schlagworte häufen, extreme Experimente und Tasten nach neuen Formen als Offenbarungen anpreisen und somit aus der Kunst eine Sache der Mode machen. Allerlei Anzeichen deuten auf einen Wandel zur Solidität. Unterstützen Sie bitte diese Entwicklung. Wir müssen endlich über die Zeit hinauskommen, da die Anschauungen eines gewissen Bildungssnobismus für weite Kreise maßgebend sind.

Man getraue sich wieder, das eigene, gesunde, nicht durch Kunstprogramme getrübte Urteil sprechen zu lassen; ich bin überzeugt, es wird verstanden. Man verlange nicht nur immer Zeitgeist, Tempo und Bewegung von der modernen Kunst und lehne alles andere als rückständig ab, sondern fördere ihre organische Entwicklung und Bodenständigkeit. Auch heute im Zeitalter von Flugzeug, Radio und Auto gibt es in Deutschland große Gebiete und eigenwillige Menschen genug, die der allgemeinen Suggestion nicht zum Opfer fallen.

Der Garder See und meine Motive.

Eine große Sehnsucht nach Ruhe ergreift immer mehr Menschen. Der Wunsch, wenigstens das Wochenende in der Natur zu verbringen, ist besonders bei Großstädtern sehr verständlich. Viele Landschaften sind in den letzten Jahren durch unsere modernen Verkehrsmittel neu erschlossen worden. Weit ab von den Städten sind in schönen Gegenden Wochenendhäuser entstanden, und es ist zu begrüßen, daß hierdurch die Naturverbundenheit vieler Menschen gefördert wird. Zu diesen neu entdeckten Gebieten gehört auch der Garder See, sicher der schönste Strandsee Pommerns. Es ist ein überraschender Anblick, wenn man ihn zur Sommerzeit, vormittags bei klarem Wetter vom Binnenlande herkommend, zum ersten Male sieht. Ueber grünen Wiesen, das intensiv blaue Wasser und darüber die Wälder der Nehrung, überstrahlt von Dünen, die fast wie Schneeberge leuchten. Es ist vielleicht eine etwas herbe Schönheit, aber wen sie einmal gepackt hat, läßt sie nicht mehr los. Wieviel verschiedene Gesichter hat doch der See, bedingt durch Jahreszeit, Temperatur, Bewölkung, Windrichtung, Windstärke und noch viele andere Kleinigkeiten, die dem flüchtigen Beobachter nebensächlich erscheinen mögen. In dieser nordischen Landschaft, mit ihren weiten Flächen und ihrer immer wechselnden Atmosphäre, male ich. Ihren leuchtenden Dünen und ihrer urtümlichen Unberührtheit gehört meine ganze Liebe. Hier wohne ich dicht am See, vom Frühjahr bis zum Spätherbst in einem ganz kleinen Holzhäuschen. Draußen am Steg liegt mein Segelboot, das mir ein guter Kamerad geworden ist; viele meiner Bilder sind in ihm entstanden, viel Freude hat es miterlebt, und manchmal ist es mir, als hätte es eine Seele. Ein Gefühl der Dankbarkeit überkommt mich, wenn ich es ansehe. Gibt es etwas Schöneres, als an einem warmen Sommertage bei leichter Briese am Westufer entlang durch labyrinthische Binsenkampe zu rauschen, das weiße Segel und den blauen Himmel über sich; oder weit draußen zwischen Schilf und Rohr das Erwachen des Morgens zu erleben, wenn die durch dampfenden Frühnebel aufgehende Sonne einen schönen Tag verheißt. Abends, wenn der Wind fast eingeschlafen ist, hört man in der Ferne jenseits der Nehrung das Donnern der Brandung; schattenhaft gleiten die eigenartigen Segel der heimkehrenden Fischerkähne vorüber, und ein verlorenes Läuten vom Garder Ufer her unterstreicht nur die wundervolle Stille um uns. Eine phantastische Welt tut sich auf, wenn bei leichtem Wind und glattem Wasser der See kristallklar und bis auf den Grund durchsichtig ist. Hier sieht man, unbeweglich, steif wie einen Stock, einen Hecht auf Beute lauern, dort ergreifen ganze Fischfamilien die Flucht, sobald der Schatten des Bootes sich nähert, sie verschwinden unter arabeskenhaftem Gewirr von Schlingpflanzen. Herrliche Farben sind in dem sonnendurchschienenen Wasser sichtbar, und man wird nicht müde,

dies wechselvolle Spiel zu betrachten. — Drüben auf der Nehrung halte ich mich auf, wenn ich ganz allein sein will. Nach allen Richtungen habe ich die Wälder und wild zerklüfteten Dünen durchwandert, und doch finde ich oft noch etwas Neues, einen neuen Ausschnitt, einen neuen Blick. Hier in dieser Einsamkeit hat man oft Augenblicke, in denen man sich der Natur ganz nahe fühlt. Auf meinen Wanderungen und Segelfahrten, die ich als begeisterter Segler fast täglich unternehme, bin ich natürlich fast immer auf Beobachtungsposten. Alles wird unbewußt daraufhin angesehen, ob es sich malen läßt. Das bedeutet nun nicht, daß ich dauernd auf Motivjagd bin, sondern das mir Gemäße drängt sich plötzlich in mein Bewußtsein, und hat es mich richtig ergriffen, so ist das Malen an sich nur noch eine sekundäre Angelegenheit. Die Ausführung des Bildes, das rein Technische ist auch von Fall zu Fall Wandlungen unterworfen und muß sich nach dem Motiv richten. Es ist ein Unterschied, ob ich eine in der Mittagssonne liegende Düne oder die flüchtige Beleuchtung einer bald vorüberziehenden Wolke festhalten will. Die Düne male ich vielleicht auf Anhieb an Ort und Stelle fertig, während ich von der Wolke Bleistift und Farbskizzen mache, die ich dann zu Hause noch unter dem frischen Eindruck zu einem Bilde gestalte. Dadurch nun, daß ich fast das ganze Jahr in dieser Landschaft lebe, glaube ich, ihr eigenstes Wesen zu erfassen. Ich würde mich freuen, sollten diese Zeilen ein wenig dazu beitragen, das Verständnis für unsere herbe ostpommersche Küstenlandschaft zu vertiefen.

Ein Mittelmeerfahrer kommt nach Rowe. Von Paul Kuhfuß.

Wer wie ich viele, viele Sommer an den Südmeeren Europas verbracht hat, den treibt etwas anderes an die deutsche Ostsee, als die Talmieleganz der Großstädter in Swinemünde, Heringsdorf und dergl. zu schauen. Wer die herrlichen Badeorte an der istrischen Küste des Adriatischen Meeres, z. B. Grado und Portorose und andere, in langem Aufenthalte lieben gelernt, wer sich oftmals am Lido Venedigs zu Hause gefühlt hat, wer Sommer um Sommer ungestraft unter Palmen glücklich gewesen ist, dem können größere Ostseebäder kein Erleben mehr bedeuten, dessen Sehnsucht muß wohl nach andern Dingen gehen.

Wie könnten wohl alle die rührend anmutenden Versuche der „Badekommissionen", ihren Badegästen etwas Bedeutendes bieten zu wollen, mit jener für sich selbst sprechenden Schönheit der adriatischen oder mittelländischen Meeresküste wetteifern wollen, die nichts dergleichen braucht. Wie kann die Pracht des Südens auch nur im entferntesten von der herben Natur des Nordens erreicht werden! Nein, wer so schönheitsgesättigte und inhaltreiche sonnige Sommertage immer wieder intensiv gelebt hat, der sucht keinen Ersatz, nur Vollwertiges kann ihn befriedigen. Er flieht die turbulente, aufgemachte Badegästeschar der Großstädter, die oftmals für die wenigen Wochen der Freiheit sich selbst und andere bewußt oder unbewußt über die Misere ihres Alltags hinwegtäuschen, und denkt an das harmlose, fröhliche Treiben der Südländer, an diese ungewollt schönen Menschen, die selbst im einfachsten Kleide, elegant und graziös, eine Augenweide sind.

Welch ein Unterschied schon die Fahrt nach dem Süden und die nach dem Norden! Wie bald fesseln die herrlichen Felsengebirge, die schöne oberitalienische Ebene und lassen keine Fahrtmüdigkeit aufkommen. Und wie ganz anders eine Reise nach Norden durch Brandenburg und Pommernland! Schwermütig und unfroh ist die weite offene Landschaft, sie offenbart sich durchaus nicht auf den ersten Blick.

Und dann das Ostseegestade, so bescheiden, so rührend herb und einfältig. Auch die Sonne hilft nicht mit, in Tagen schwerster Einfühlung die Abwehr des schönheitslüsternen Renaissancemenschen zu mildern. Der Himmel ist so trüb, der Sturm unbequem, alles ein Abbild der Seele, die hier langsam und schwer zur Befreiung, zur Selbstschau durchzuringen sich bemüht. Verschlossene Menschen, weite Einsamkeiten quälen.

Und dann langsam, ganz langsam läßt die Sehnsucht nach den phantastisch schönen südlichen Gefilden nach; die nördliche Natur beginnt, sich dem nördlichen Menschen zu erschließen, der alte Romantiker wird wach. Nun aber voll und ganz; die wehmütige Einfachheit wird zur unerhörten Schönheit, und der Renaissancemensch ist wieder Romantiker. Mit der großen Inbrunst eines großstadtwinterübersättigten, arbeitsgehetzten Menschen wirft er sich dieser reinen Unschuld in die Arme, aber auch nur dieser. Nimmermehr könnten solchen suchenden Menschen billige kleine Strandfeste und seichte Unterhaltungen etwas bedeuten, nur Ganzes und Großes kann ihnen Frieden und Besinnung geben und dem „Ich" neue Kräfte zuführen.

Und dann tauchen die Schönheiten auf. Unerhörte Farbigkeiten, satte vollgesogene Töne halten dem gleißenden, glitzernden, sonnen-

durchglühten, staubüberdeckten Süden ohne Scheu das Gleichgewicht. Zarte Lichttöne, weichste Nüanzierung, sonore Klänge des abendlichen Himmels, stille Heimlichkeit der Ebene werden zu Vollakkorden; süß und schmerzvoll zugleich wächst die Ostseelandschaft ans Herz. Dann und nur so hat man sie sich erobert und kann sie nicht wieder lassen. Niemals wird sie ihre noli-me-tangere-Natur dem

und wie innerlich berührt ist man dann, wenn man ein Fleckchen Erde gefunden hat, das mit herzgewinnender Einfachheit entgegen tritt und sich nach reiner Gegenliebe offenbart.

Der ferne Osten der pommerschen Küste besitzt noch einige solcher Stellen. Auch Leba, das unscheinbare Fischerstädtchen, kann mit seinen offenen, freundlichen Bewohnern demjenigen viel, sogar sehr viel geben, der sich



Paul Kuhfuß: Fischer beim Netzenflicken

erschließen, der sich ihr zynisch naht, der sich nicht ganz hingeben kann mit sauberem Gemüt; wer nur Strandvergnügungen sucht, wird sie nie erfassen.

Leider, leider ist unsere liebe und schöne Ostsee so unendlich oft mit gräßlichsten Geschmacklosigkeiten verschandelt. Ueberall trifft man auf die Versuche, das immer in seiner Art schöne Walten der Natur verbessern zu wollen, ohne es auch nur im geringsten zu verstehen. Da wendet sich der Kundige mit Grausen und setzt den Wanderstab weiter. Wieviele Flecken an der Ostsee kenne ich, die mich nur einmal und nie wieder gesehen haben,

ihm mit empfänglicher Seele naht. Mögen dort nur einsichtige Stadtväter und Badekommissionen die Hände vom Gegebenen lassen, es ist schon genug, fast zu viel des Guten getan. Es gibt ja glücklicherweise noch genug stille Menschen und Sucher in deutschen Landen, die so gerne in eine beschauliche Ferienzeit untertauchen mögen, daß auch für sie gesorgt sein muß.

Und dann Nowe am Garder See! Welch sonderbarer Anklang und Vergleich! Wenn man schönheitstrunken den italienischen Sommer in vollen Zügen genossen hat, hält man gern noch ein Weilchen an der herrlichen Riviera

des Gardasees an. Und auch hier, von der schönen ostpommerschen Küste, von Leba und seinen prachtvollen Menschen heimkehrend, lockt, wenn auch nicht Riva am Garda-, sondern Rowe am Garder See und schenkt seinen ganzen Zauber und stillen Reiz mit vollen Händen dem nunmehr solcher Schönheit geöffneten Gemüt.

Am Gardasee, wo jedes Haus, San Vigilio und auch das einfachste, edle Züge trägt und Zeuge einer alten Kultur ist, bedeutet alles doch vielleicht für den Nordländer mit der ewigen Sehnsucht im Herzen, der sich zurückgefunden hat, eine kalte Pracht. Die Häuser in Rowe am Garder See aber sind traulich, heimlich in breiter, gewuchtiger Schwere wie der Mensch, der sie bewohnt. Sie und die Menschen fest in den Boden verwurzelt, der sie wie mühsam trägt und die Menschen mühsam ernährt. Nicht leicht, selbstverständlich, frohsinnig und lebhaft wie dort, sondern still, beschaulich, sinnend, gemütvoll — so ist die Landschaft am Garder See, so sind die Häuser in Rowe, so sind die Menschen. In den Häusern von Rowe charakterisiert sich die nördliche Landschaft und der nördliche Mensch, der zähe, seelisch reiche Mensch der deutschen Wasserkante, auf den man sich verlassen kann, wenn man ihm in Offenheit entgegentritt. Deshalb liebe ich die Häuser von Rowe, deshalb habe ich sie gemalt, und deshalb werden mich Leba und Rowe wiedersehen.



Blick vom Garder Steilufer über die Nordostecke des Sees

Segler auf dem Garder See.

Von Rudi Oettinger.

Als nach dem Krieg der Wassersport in Deutschland einen neuen, ungeahnten Aufschwung nahm, suchten auch wir Stolper nach einer Möglichkeit, Segelsport auszuüben. Es war naheliegend, daß man an den Hafen Stolpmünde und an die Segelei auf der Ostsee dachte. Jedoch unsere ungeschützte ostpommersche Küste ohne Buchten und Inseln, ja selbst ohne ausreichende Häfen, erfordert Segeljachten, die außerordentlich seetüchtig sein müssen, sollen sie wirklich die Gewähr einer Sicherheit bieten. Solche Boote sind natürlich nicht billig; daher ist es erklärlich, daß Stolpmünde auch bis heute keine einzige Jacht aufzuweisen hat, die Anspruch auf Seetüchtigkeit machen könnte.

Also mußte man sich ein anderes Segelrevier aussuchen und verfiel auf den Garder See, der ein nicht so teures Bootsmaterial bedingte. Zuerst waren es die zwei Segelkanus „Avalun" und „Lu", die sich auf dem Garder See zeigten und dem Kanusportklub Stolp, der 1925 gegründet wurde, als Segelabteilung beitraten. Durch eifriges Werben war es möglich, daß im folgenden Jahre zwei weitere Segelkanus und eine Rennjolle den Bootsbestand vergrößerten.

Damals waren die Zugverbindungen noch sehr ungünstig, und die Segler mußten auf Fahrrädern jeden Sonntag 50 Kilometer zurücklegen, um ihren Sport ausüben zu können. Ja, es gehörte schon sehr viel Begeisterung

dazu — damals! Eine alte Scheune diente als Aufenthalts- und Umkleideraum, und das Mittagessen wurde oft im Windschutz eines hochkant gestellten Kahns gekocht. Aber schon ein Jahr später hatten sich so viel neue Anhänger gefunden, daß der neugegründete Segelklub Stolp mit 6 Jollen und 3 Kanus sein „Ansegeln" begehen konnte. Der Bootshafen wurde damals von Großgarde nach Kleingarde verlegt, wo auf einer abseits vom Dorf gelegenen Wiese ein kleines Klubhaus, das des Hochwassers wegen auf Pfählen steht, errichtet wurde. Da das Klubhaus aber schon im nächsten Jahr sich als zu klein erwies, so kam man auf die Idee, zeitgemäße (d. h. billige) Wochenendhäuschen zu bauen, die zum Schlafen, Wohnen und Kochen gerade so ausreichten. Die Häuserchen sind mit doppelten Wänden und Sägesponfüllung völlig warm und selbst im Frühjahr und Herbst durchaus bewohnbar. Jetzt stehen bereits 8 solcher Häuschen kleinen und allerkleinsten Ausmaßes. Der Typ „Einsiedler", ein Entwurf des Kunstmalers Winter, hat sich gut bewährt und ist in 5 Bauten vertreten.

Daß andere notwendige Errungenschaften, wie z. B. Bootsschuppen (im Sommer Autogarage), Krananlage, Umkleideräume, Wasserpumpe usw. folgen mußten, ist selbstverständlich.

Die Bedingungen, Segelsport zu treiben, sind also da! Und vor allem der See selbst, um den uns mancher Jollensegler im Reich beneiden kann. Denn nur Jollensegelei kommt auf dem im allgemeinen flachen Strandsee in Frage. Aber wir haben hier so ausgezeichnet gute Windverhältnisse, keine hohen, windabdeckenden Ufer und vor allem die Möglichkeit, leicht an die See zu kommen und auf See zu segeln, wirklich Vorteile, die die wenigsten Segelreviere aufweisen können.

Der See, eine ovale Fläche von ca. 25 qkm ist z. B. größer als der Müggelsee. Im Norden wird er durch eine Dünennehrung von der See abgeschlossen, die bei dem Fischerdorf Rowe etwa 1000 m breit ist. Hier bildet auch die Lupow eine Verbindung zwischen dem Strandsee und der Ostsee. Im Süden liegt das Dorf Garde, das von einer Fischerbevölkerung kaschubischer Abstammung bewohnt wird, im Südosten der Revekol, ein Berg, der mit seinen 115 Metern schon von alters her eine Landmarke der Seefahrer war, noch ehe der Leuchtturm Scholpin, der im Nordosten in die Landschaft ragt, entstand.

Besonders das Nordufer mit seinen einsamen Dünenketten, in deren Talmulden stille Kiefernwaldungen lagern, ist ein Ansteuerungsziel für uns Wassersportler. Einigen dieser Anlegestellen haben wir Segler auch Namen gegeben; so ist z. B. selbst unter Fischern die Bezeichnung „Ostende" anstelle des kaschubischen „Kottwin" in Gebrauch. Hier liegen dicht an der See auch die Fischerhütten, die von Garder Fischern im Frühjahr bewohnt werden, wenn mit langen Zugnetzen der Ostseelachs gefangen wird. Es sind dieses etwa 6×6 m große Hütten aus Holz, mit Rohr gedeckt, deren Dach zeltartig gleich auf der Erde anfängt. Kojen mit Stroh ringsherum, in der Mitte eine offene Feuerstelle zum Kochen, gemahnen an Wohnungsverhältnisse längst vergangener Tage. Und gern lauscht man am Feuer den Erzählungen der alten Fischer, von denen die meisten als Seeleute die Weltmeere durchschifft haben. Es ist eigenartig, daß fast alle Garder, die zur See gefahren sind, beim Norddeutschen Lloyd in Diensten standen. Fahren doch noch z. Zt. etwa 40 Mann unter seiner Flagge. Interessant ist es vielleicht zu erfahren, daß der „letzte Mann der Scharnhorst", die bei den Falklandsinseln ruhmvoll unterging, gleichfalls ein Garder ist. Er heißt Karl Bergien! Zweieinhalb Tage ist er schwimmend auf dem Atlantic umhergeirrt, bis ihn die Engländer zufällig entdeckten.

Einen Beweis für sein Schwimmen hat er auch hier schon geliefert; er schwamm die 8 km von Großgarde nach Rowe in einer Zeit von 2¼ Stunden.

An der Lupowmündung auf dem Garder See liegt das Aalboot, ein Wohnschiff, das den Vordergrund zu einer Pechsteinschen Oelmalerei gibt. Hier haust Paul Jost und die andern „Aalgriepers", die meistens entweder Prien, Jost, Poller, Pigors, Sawallisch, Baether oder Nork heißen. Hier ist auch so eine gemütliche Plauderecke, wenn dann die Fischer so gegen Ende August dort auf das Wandern des Blankaals warten, der den See auf immer verlassen will. Geht er aber in einer stürmischen Herbstnacht wirklich auf Wanderschaft, so ist hier Hochbetrieb. Durch ein Gewirr von Leitnetzen wird der Aal in Reusen geführt, und oft sichert eine gute Fangnacht ein größeres Ergebnis als lange Wochen des Wartens und der Arbeit.

Der Segler muß natürlich Netze, Reusen, Stellangeln usw. vermeiden, soll nicht etwa die alte Freundschaft mit den Fischern eine Trübung erfahren. Aber man kann wohl sagen, daß hier ein Einvernehmen zwischen Berufsfischern und Wassersportlern herrscht, wie man es nicht so leicht findet. Und das ist wichtig, wenn einem nicht die Freude am Sport vergällt werden soll.

Doch der Fischer, meist ein alter Berufsseemann und oft sogar „Yachtsman" hat wirkliches Verständnis für gutes Sportbootmaterial.

Denn genau so, wie sich im Laufe der Jahre der Garder Fischerkahn zu einem „Ein-

heitstyp" entwickelt hat, der den Wind- und Wasserverhältnissen einerseits und seiner Bestimmung anderseits entspricht, wird sich auch das für den See geeignete Sportbootmaterial mehr und mehr herauskristallisieren. Vorläufig sind hier noch 20 qm und 15 qm Wanderjollen, der Garder See zum Rennsegelsport geradezu herausfordert.

Auch für Küstenwanderungen bei gutem Wetter auf der Ostsee sind Boote bis zu 20 qm geeignet. So segelte im Jahr 1927 eine 10 qm Jolle von Garde nach Danzig, dann



Fischerhütte auf der Nehrung am Garder See Aufn. Dr. Walther Heering
Aus dem „Photobeobachter"

15 qm Rennjollen sowie auch kleinere Boote in der Hauptsache vertreten, die allerdings, um der verhältnismäßig hohen Welle gerecht zu werden, bedeutend weiter eingedeckt sind als es sonst üblich ist. Aller Voraussicht nach dürfte aber die moderne 20 qm Rennjolle das Boot der Zukunft werden, besonders, da weiter über das Frische und Kurische Haff nach Memel. Eine 13 qm Jolle legte innerhalb 15 Stunden bei günstigem ablandigen Wind die Strecke Garde—Dievenow zurück. Man ist oft der Ansicht, daß solche Boote nicht auf See gehören; jedoch der bekannte Seesegler Werkmeister meint in seinem Buch „Tausend

Meilen Einhand", daß man entweder eine vollkommen seetüchtige Tourenjacht haben muß oder ein kleines Fahrzeug, mit dem man im Notfalle immer auf Strand gehen kann.

Viele schöne, kleinere und größere Fahrten haben wir mit unsern Booten schon gemacht. Viele Gäste haben wir im Laufe der Jahre bei uns gesehen, und die meisten waren begeistert: von der Gemütlichkeit des Wochenendes, von der Schönheit der Landschaft, von den Reizen der Segelei. Das hat alles zu einem beträchtlichen Teil dazu beigetragen, daß Garde und Rowe mehr und mehr von Fremden aufgesucht wurden. Manchem kommt dieser Fremdenzustrom nicht gelegen. Jedoch wäre es unsozial gedacht, wollte man andern nicht auch die Freude an der Landschaft gönnen oder wollte man vergessen, daß auch die einheimische Bevölkerung ihren Nutzen aus dem Verkehr zieht. Und sie hat es wirklich nötig. Vor allem bietet ja denen, die die Stille suchen, die kilometerlange Nehrung so viel Einsamkeit, wie sie sich nur immer wünschen.

Fahrt unter dem Segel.

Freund, nun laß die Leinen gleiten,
schau, die perl-oliven Weiten
locken wie verhaltne Träume
in die blaß erblühten Räume.

Goode Wind! — Der Stander steigt —
wie der Mast sich wiegt und neigt,
flattern auf die Segelflügel . . .
diesig blauen nahe Hügel.

Steil vom Himmel rinnt die Glut,
Böen harken mild die Flut.
Freund, wir liegen gut nach lee!
Hinterm Heck rauscht grün der See.

Wie wir fort und ferner gleiten,
kreuzen durch die Wasserbreiten —
schmale Zungen speit das Naß
klar und blank wie flüssig Glas.

Wenn der Tag den Atem hält,
raunt und lockt die Binsenwelt.
Zum Gestade rinnt der „Pan",
und wir legen glückhaft an.

Siegfried Gliewe.

Arbeit.

Ein übervölkertes Dorf. Ein Menschenschlag darin — so ganz anders geartet als selbst in den nahegelegensten Nachbardörfern. Ein Völklein, das an seiner Heimat klebt, wie man es sonst kaum mehr findet. An seiner Heimaterde, die es — ach — so kümmerlich ernährt. Oder ist es das Wasser, der große Strandsee, der diese Menschen so an seine Ufer fesselt? Hier wird das Wort vom Raum ohne Volk zur bitteren Ironie. Auf was für eine unverhältnismäßig kleine Landgemarkung sind die zahlreichen Familien zusammengepfercht! — Nirgends sah ich irgendwo einen so zähen und verbissenen Kampf ums Dasein führen wie in diesem Dorf des östlichen Pommerns. „Arbeit!" ist der Ruf, der dem Fremdling hier entgegenschreit. —

Mit müden Ruderschlägen treiben die Kähne zu Land; die Fischer des Dorfes kommen von ihrer nächtlichen Arbeit heim — wie häufig mit so geringem Erfolg; denn der See ist arm, ausgefischt, leidet noch heute an den Folgen einer sinnlosen Raubfischerei während der Kriegs- und Nachkriegszeit. Harte Nachtarbeit und ein Ergebnis, das die Familie nicht ernährt, denn häufig ist der gesamte Wochenverdienst der Erlös von etwa zwanzig Pfund Fischen. Leben soll eine Familie davon, und die Pacht an den Fischereiberechtigten soll auch gezahlt werden.

Der See hält seine Anwohner wie mit eisernen Ketten — doch ernährt er sie schlecht. „Arbeit!" heißt für diese die Losung, um leben zu können, und so geht es wieder auf den See. In mühseligem Tun entreißt man dem Seegrunde die Wasserpflanzen, die Seemyrte und Algen, rudert die Kähne ans Land und karrt den Pflanzendünger aufs Trockene. Wo sieht man die Frauen so arbeiten wie hier? Die Bestellung der dürftigen Aecker liegt auf ihren Schultern. Sie fahren mit den Kuhgespannen den grünen Dünger auf das Feld, das sie auch bestellen und dem sie die kümmerliche Ernte abringen. Arm wie der See, wie die Menschen hier, so ist das Land. Eiserner Fleiß, saure Arbeit ringen ihm kärgliche Er-



Hans Winter

Dünen bei Rowe

träge ab. „Volk ohne Raum!", hier wurde dies Wort wahr. Wie schmal sind die Landstreifen, die eine Ackernahrung für die Familie bilden sollen! Und was für Land wird ausgenützt. Sandige Steilhänge, die nicht mit Tieren bestellt werden können, zwingen Männern und Frauen den Spaten in die Hand. — Du ärmliche Scholle fesselst deine Menschen wie mit ehernen Banden; aber trotz allen Fleißes, trotz all ihrer Arbeit ernährst du sie schlecht.

„Arbeit!" heißt die Losung. Futter schaffen fürs Vieh, damit die Familie leben kann. Hinaus auf die Wiesen, denen das Gras abgerungen werden muß! Schwimmende Wiesen fast nur am See: Watend bis an den Leib in Wasser und brackigem Sumpf werden die sauren Gräser gemäht, in unendlich mühevoller Arbeit armweise oder auf Tragbahren auf die Trockenplätze geschafft. Arbeit und saurer Schweiß — und so wenig lohnender Erfolg, den die eigenen Wiesen bringen. Und darum weitere Arbeit, um leben zu können! Zehn, zwölf Kilometer entfernt werden Wiesen gepachtet — wie unendlich mühselig, dort das Heu zu gewinnen. Und die Haushaltungen ringen und arbeiten und mühen sich, die Pacht — für zwei Kühe an die vierhundert Mark — zusammenzubringen...

„Arbeit!" Hier wird sie zum Kampf ums Dasein. Die nackte Lebensmöglichkeit zu schaffen, zwingt die ganze Familie in die Arbeitsfron. Wie müssen Dich Deine Menschen lieben, Du Dörflein am See, daß sie Dir so die Treue halten, trotzdem Du ein so ungeheuer schweres und entsagungsreiches Leben von ihnen forderst! Sie kehren zu Dir zurück, nachdem sie die bittere Notwendigkeit eine Zeitlang in die Fremde führte; sei es, daß sie als Helfer in verbissener Arbeit auf den Gütern der Umgegend einen Zehrgroschen für den Winter errafften, sei es, daß sie als Fahrensleute die Meere durchkreuzten, um — wieder ins Heimatdorf und dessen Ringen ums Sein zurückzukehren. Du Dörflein am See mit Deinen Menschen und ihrem so tapferen Ringen ums Dasein seid mir Symbol für Arbeit und Heimatliebe.

Herbert Fischer, Dresow.

Kirche und Kirchhof in Rowe. Von Siegfried Gliewe.

Der Bezirk ländlich-bäuerlicher Geistigkeit verengt sich gemeinhin auf den Kreis kirchlicher Religiosität und der damit verbundenen ritualen Handlungen. Erst seit einem halben Menschenalter tritt dazu als Träger überindividueller Werte wirtschaftlicher und kultureller Art die Zeitung: Erst nach dem Kriege, doch für die ältere Generation noch nahezu bedeutungslos, das Buch in Form ländlicher Volksbüchereien. Kirche und Geistlichkeit, seit Jahrhunderten Ort und Mittler zu den übersinnlichen Mächten, haben in deutschen Dörfern jene beherrschende und äußerlich ausdrucksvolle Gestalt angenommen, wie sie sich der gotische Städter in seinen Domen schuf. Die Kirche bleibt fast ausschließlich einziger Ort der Gemeinsamkeit, der Abwende vom festen Gewerk des Alltags, der bescheidenen Frömmigkeit, der Selbstberichtigung, der weihevollen Erhebung. Sie bleibt daher auch siedlerisch im Mittelpunkt, beherrscht die Ortslage, richtet Plätze, Straßen, Gassen und war nicht selten hinter Findlingsummauerung die Flucht- und Trutzburg in rauhen Zeiten. Baulich bleibt die ältere Dorfkirche immer bedeutungsvoll; paßt sie sich der Bauweise nicht an (wie ein Landpfarrer seinen Bauern!), so wird sie beredter Kontrast, ob Feldstein, Fachwerk oder Ziegelputzbau. Nach den Baugreueln der Gründerzeit, die leider manche etwas eng gewordene Dorfkirche durch eine „neue" ersetzte — (nach Vorlagen von Richters Steinbaukasten?) — beginnt eine neue Baugesinnung wieder erfolgreich auch der Dorfkirche zu ihrer inneren Beziehung die äußere stilvolle Gewandung wiederzugeben.

Wenn hier von der Rower Kirche und dem Vorhof der Toten zu reden ist, so geschieht das mit dem Bewußtsein, daß auch hier ein ausgeprägtes architektonisches Gefühl allgemeiner Art unsere Vorfahren vor 20 Generationen beraten und geleitet hat. Die alte Kirche befand sich nicht im Ort, und es scheint, als habe unter dem Einfluß der kaschubischen Bevölkerung die Dorfanlage daher gänzlich Form und Gefüge verloren. Erst vor 20 Jahren wurde durch Enteignung von Höfen und Gärten die einzige sandige sogenannte Dorfstraße angelegt. Der Ort war bis dahin ein Labyrinth von Höfen, Gärten, Gebäuden, Dünen. Aber es ist wahrlich ein barocker Einfall, ohne Zwang, rein um der äußeren Wirkung willen, die Kirche aus dem Dorfe heraus auf einen entfernteren, mäßig hohen Hügel zu verlegen. An der neuen Kirche vorbei geht man heute auf einem befestigten Wiesenweg, der aber zu manchen Zeiten auch nur mit Schaftstiefeln zu betreten ist, zum Kirchhofsberg. Ein lehmiger Rundhöcker, restlicher Zeuge einer Stillstandslage des Gardersee-Eislobus, taucht er ohne Uebergang aus dem moorigen Verlandungsgebiet des Sees auf. 5—8m Höhe sind nicht viel, aber eindrucksvoll genug, wo auf weite Sicht nur die uralten Pappeln von Rowe den Horizont überschneiden.

Der Totenhügel, heute nur noch Friedhof, mag 75 m lang und 30 m breit sein. Nach Süden keilt er flach aus, nach Norden zeigt er die Steilung eines Kliffs. Vermutlich lag dieser Teil vor Entstehung der Nehrung im Angriff der Ostsee. Weißdorn verwehrt als grüne Schutzwand den Aufstieg, aber eine Pforte mit Drehkreuz gestattet immer den Zugang.

Ueber den eisernen und marmornen Grabmalen rauschen hohe Wildobstbäume. Blumen wuchern auf, und zwischen den Hügeln und Fliedergesträuch ist Zuflucht für zirpendes Vogelgetier. Hier auf dem Südhang stand die alte Kirche bis 1844. Ueber ihren baulichen Zustand wissen wir nichts, nur beim Bestatten der Toten findet sich Gestein. Fast möchte man meinen, daß es nebensächlich sei, welcher Art das architektonische Gesicht der Dorfkirche war, über deren Schwelle pommersche Herzoginnen des Barock geschritten sind. Wer hier an stillen Nachmittagen zwischen den Gräbern sitzt, in den Augen den großen See, die waldigen Höhenzüge, die schöne Kuppel des Revekols, Küstenwälder ohne Ende, Pappelalleen, Garde am Steilufer aufsteigend; zur linken Dünen zwischen Wäldern, den fernen Leuchtturm, den gewundenen Lupowfluß mit den rauschenden Rohrdschungeln unter sich, der mag sich fragen, ob diese einfache aber das Herz heiß machende Schönheit ostpommerscher Landschaft die Kirchgänger fromm und demütig machte oder die ernsten Gottesworte aus Luthers Bibel. Die Kirche ist fort, aber die Toten haben Besitz von diesem Hügel, sie harren wesenlos, und wenn auch das Brüllen der nahen See in schwarzer Winternacht sie nicht mehr schreckt und weckt, sie reden eindringlich zu uns von dem, was „Frieden" heißt. Wer, der hier Wiege, Heimat und Haus hat, möchte nicht in diesem Hügel ruhen?!

Auf diesem Kirchhofe ruhen nicht nur Rower, sondern auch Leute fremder Länder. Hier schlafen die vier Schweden, die in der Nacht vom 25. zum 26. November 1717 durch die Strandung ihres Schiffes bei Rowe verunglückten und nach den Angaben des Kirchenbuches hier mit kirchlichen Ehren begraben wurden. Hier sind drei Franzosen eingesenkt worden, die am 12. Oktober 1776 bei der Strandung ihres Schiffes ertranken. Auf Verlangen eines spanischen Kaufmannes Corariso sind hier zwei Mohren (Mauren?), ein großer und ein kleiner, bestattet worden, die hier von der See ausgeworfen wurden, als das spanische Schiff am 19. Oktober 1792 am Strande bei Muddel (westl. Stolpmünde) scheiterte. Der jüngere, 14 Jahre alte Maure war der Sohn des Kommandanten von Barcelona. Der Kirchhof birgt auch Gebeine zweier Holländer, die am Schönwalder Strande aufgefunden wurden. Sie gehörten zur Besatzung des Kuffschiffes Magrieta von Sappemer, das in der Nacht vom 30. zum 31. Oktober 1836 kenterte. Auch die Frau eines norwegischen Schiffskapitäns, die im November 1875 am Strande ausgeworfen wurde, fand hier in fremder Erde Ruhe. Sicher sind die eben Genannten nicht die einzigen, die in Jahrhunderten die See an den kahlen Rower Strand warf. Die Hügel sind zerfallen, und Gedenksteine zeugen nicht von ihnen. Aber auf ein bedeutungsvolles Geschlecht wurden wir bis vor nicht langer Zeit durch eine Tafel aufmerksam gemacht. Sie trug die Buchstaben A. S. J. 1775. (Heute im Heimatmuseum Stolp.) Dieser A. S. J. ist Adam Salomon Jarken Gustkowski, geb. am 26. Februar 1719. Er war der zweite Sohn des „kaschubischen Pastors" Johannes Jarken, der 1736 in Rowe starb und der Großvater des Generalfeldmarschalls York gewesen ist.



Die Netze werden zu Boot gebracht Aufn. Hilde Brinckmann-Schröder
Aus dem „Photo-Beobachter"

Die alte Rower Kirche wird durch eine unheimliche Sage mit dem Namen des großen Schwedenkönigs Gustav Adolf verknüpft. (siehe: Knoop — Volkssagen und Erzählungen aus dem Stadt- und Landkreise Stolp, S. 79). Der Inhalt der Sage ist kurz folgender: Während des 30jährigen Krieges erschien nachts ein Kriegsschiff vor Rowe. Die Mannschaft erleuchtete die Kirche festlich, und der Geistliche wurde gezwungen, eine Trauung zu vollziehen. Gleich nach der Trauung erstach der Bräutigam die junge Braut, und die Personen entfernten sich. Der Bräutigam soll der Schwedenkönig gewesen sein. — Es gibt allerdings auch noch eine andere Version. —

Sicherer verbürgt und recht bedeutungsvoll für das arme Fischerdörflein muß ein anderer Besuch gewesen sein. Der Hochmeister des Deutschritterordens, Konrad Zöllner von Rotenstein, der Nachfolger Winrichs von Kniprode, suchte Kriegsgäste. Zu den Pilgerstreitern aus Westdeutschland und Frankreich gesellte sich im Jahre 1390 auch Graf Heinrich von Derby, Sohn des Herzogs von Lancaster, Prinz von England. Mit Schiffen und Lotsen aus Danzig begann die Fahrt in Boston am 20. Juli 1390. Nach dreiwöchiger Fahrt erreichte man die pommersche Küste, und der Prinz ging bei Rowe an Land. Hier sandte man Diener über die Nehrung nach Danzig voraus, während Heinrich vermutlich zu Schiff über Putzig nach Danzig gelangte. Im Jahre 1399 erwarb dieser Prinz die englische Königskrone, die er als Heinrich IV. gegen den Widersacher Richard II. erfolgreich behauptete.

Von Bedeutung für Kirche und Ort war auch die Tatsache, daß pommersche Herzoginnen das Patronat über die Kirche inne hatten. Die Gemahlin des Herzogs Johann Friedrich von Stettin, die brandenburgische Prinzessin Erdmuthe, erhielt zum Leibesgedinge das Amt Stolp und damit auch das Patronat über die Rower Kirche. Sie erließ am 17. Juli 1602 von Stolp aus eine Verfügung, in der das damals allgemein recht mäßige Einkommen des Pastors von Rowe festgesetzt wurde. Für ein Aufgebot 3 Groschen, für eine Trauung 4 gr., für eine Taufe 1 gr., für eine Krankenkommunion 1 gr., für eine Leiche 1 gr. usw. Den Rowern wird eingeschärft, früher als bisher sich zur Kirche zu verfügen. Dem Pastor wird aufgegeben, im Nachmittagsgottesdienst fleißig den Katechismus zu treiben und keinem dem Zutritt zum Tisch des Herrn zu gestatten, der nicht darin wohl gegründet wäre. Ferner soll er den Bann (!) bei Verlust seines Amtes unterlassen, alle Laster aus Gottes Wort strafen und keine losen Personen im Kirchspiele dulden. Den Junkern zu Schönwalde und Wobesde wird befohlen, das nötige Holz zum Aufbau einer besseren Pfarrerwohnung zu liefern und den Rowern bei Geld- und



Die Wellen im Sand Aufn. Dr. Walther Heering

Aus dem „Photo-Beobachter"

Freiheitsstrafe angedroht, die Bauarbeit ordentlich auszuführen. Später hat die Herzogin von Schmolsin aus den Einwohnern mancherlei wohltätige Zuwendungen gemacht, und es ist wohl ein schönes Denkmal für die Mildtätigkeit der Hohen Frau, daß noch 100 Jahre nach ihrem Tode den weiblichen Täuflingen der Name Erdmuthe beigelegt wird.

In noch nähere Beziehung zu den Rowern trat die gleichfalls hochverehrte und wie Erdmuthe schöne und geistreiche Herzogin Anna v. Croy und Arschot. Nach dem Tode ihres Gatten, 1620, erhielt sie von ihrem Bruder Bogislaw XIV. das Amt Stolp als Witwensitz. Gern hielt sie sich, besonders im Sommer, in Schmolsin auf. Von hier fuhr sie dann nach Rowe und badete (!) in der Ostsee. Ihre Pferde stellte sie in Kl.-Rowe ein, und dort stand sie auch bei dem Sohn ihres Wirtes Pate. Angeblich führen die Nachkommen dieses Mannes noch heute den ehrenden Beinamen

„Kurfürst". Der freundliche Pfarrer, der z. Zt. die Gemeinden Rowe und Schönwalde betreut, zeigte uns die jetzt nicht mehr im Gebrauch befindlichen Geschenke der Herzogin Anna. Es ist ein silberner, schwach vergoldeter Abendmahlskelch in spätgotischen Formen. Die Gravierung auf der Unterseite des Fußes sagt: Anna Herzogin v. Croy u. Arschot hat diesen Kelch in die Rosesche Kirche gegeben. Anno 1643, d. 28. Martini." Wohl gleichzeitig gelangte als Geschenk eine vergoldete Taufschale in die Kirche. Es ist ein tiefes, ca. 30 cm weites Becken, das in getriebener Arbeit auf dem Grunde den Sündenfall darstellt. Ueber die Darstellung und zwischen stilisiert verwendeten Blumenbüscheln läuft ein kaum zu entziffernder Textband. Um den oberen Rand geht ein Blattornament. Der Kunstwert scheint jedoch im ganzen nicht bemerkenswert.

Alles Menschenwerk leistet den Tribut dem Vergänglichen; es zahlt von seiner zeitlich begrenzten Existenz. Am 16. Februar 1845 wurde die neue Kirche geweiht. Sie steht nicht mehr auf dem Kirchhofshügel. Die Baumeister des Vormärz waren nüchterner als ihre Kollegen aus dem Barock. Am Ostausgang des Dorfes, auf einer verwehten Düne, dort wo der Wiesenweg zum Friedhof führt, steht der kubische Feldsteinbau. Die Steine entstammen einem abgetragenen Moränenhügel im Garder See, der die Steininsel bildet. Die Steine wurden der Sage nach schon einmal vom Teufel zum Bau einer Kapelle verwendet. Die geringe Höhe läßt das Bauwerk zu schwer und gedrungen erscheinen. Die Fenster erscheinen zumindest von außen zu klein; auch die Rundung der Apsis beginnt durch das grobe Baumaterial und die beschränkten Maße nicht zu schwingen. Der winzige Dachreiter am Westgiebel ersetzt den fehlenden Turm nicht. Zwei Glocken sind in einem reizvollen, aus Balkenwerk gefertigten Glockenstuhl untergebracht. Der Gesamteindruck ist nicht recht befriedigend, es wirkt zu schwerfällig, massig und phantasielos. Hinzu kommt, daß Kirche und Glockenstuhl durch verschiedene planlos durcheinander wachsende Bäume über- und zugewachsen sind und eine rechte freie Ansicht nicht erreicht wird. Immerhin ist die Kirche weit entfernt, häßlich oder verpatzt zu wirken.

Auch die neue Kirche ist schon mit der Sage verknüft. An der Südseite befindet sich im Mauerwerk ein großer eisenhaltiger Stein. Durch die Luftfeuchtigkeit lösen sich Eisenteile auf und hinterlassen, wenn sie vom Regen heruntergespült werden, braunrote geronnene Streifen. Dieser Stein heißt Blutstein. Angeblich wurde er von den am Garder Seeufer herumliegenden „Teufelssteinen" (alte heidnische Opfersteine mit Runen!) geholt und zum Bau verwendet. Wegen dieses „Mißbrauches" blutet er.

Der Innenraum der Kirche ist protestantisch nüchtern, die Wände kahl, die Decke holzverschalt. Auf dem Altar befindet sich ein moderner Umbau um ein unbedeutendes Bild. (Oeldruck). Die Kirche enthält auch eine kleine, aber gute Orgel vom Orgelbauer Völker aus Dünnow. Ueber dem Mittelgang hängen die Modelle eines getakelten Dampfers und eines schönen Dreimasters.

Wir treten aus der kühlen Kirche wieder in den weichen Dünensand. Hier wurde ein fischend und seefahrend Geschlecht ein- und ausgetragen. Sitzen wir auf der Bank hinter der Kirche, so ist wieder die große, weite, schöne Landschaft um uns. Lederbraune Trapezsegel der Fischer stehen auf dem See, dazwischen die weißen Schmetterlingsflügel Garder Segeljachten. Zufrieden brummen die Kühe auf den Weiden um den Hügel der Toten, der kein „Zentralfriedhof" oder Campo santo sein will. Er ist nur die einfachschöne Ruhstatt ländlicher Erdenwaller. Sind wir aber abends auf dem See, dann ist es seltsam und nachdenklich (wie das Leben), daß wir den Friedhof, die untergehende Sonne und den Heimathafen auf einem Kurs haben, wenn wir heimwärts wollen.

Abendtiefe.

Abendtiefe Dämmerung
greift über das Meer.
Finstere Wolken, regenschwer,
fliehen . . .
Verlassen — leer der Strand.
Nur die Wellen
betreten eilenden Fußes
den Sand,
verebben . . .
und fluten zurück
in die rauschend wogenden Wasser.
Ein Blitz zuckt grell auf
und durchschneidet das Gewölk
und seinem rasenden Lauf
folgt grollender Donner . . .
Auf einer Düne
ein Mensch —
einsam . . . versunken . . .
Er sinnt —
über Gott und Welt und — sich . . .

Hans Boldt.

Das Flugwild auf und an dem Garder See.

Eine Plauderei über die gebräuchlichen Jagdarten auf Wildenten. Von Herbert Fischer.

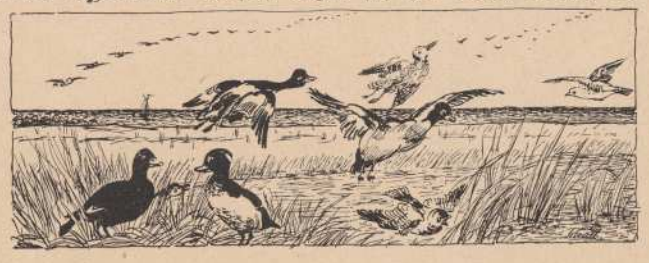
Unsere Strandseen, und unter diesen besonders der Garder See, erfüllen wohl alle Voraussetzungen, die von dem jagdbaren Wasserwild an einen Lieblingsaufenthalt gestellt werden. Das nordische Flugwild, Wildgänse, Schwäne und verschiedene Entenarten — so die Eis- und Spießente — gibt allerdings nur Gastrollen in unserem Strandgebiet, trägt aber eine bestimmte Note in die jagdbare Vogelwelt dieser Landschaft hinein. In dieser Verbindung sei gleich gesagt, daß der Schwan auf deutschem Boden geschützt ist, eine Maßnahme, die wohl allseitig Zustimmung gefunden hat; denn dieser königliche Vogel erfreut das Auge eines jeden Naturfreundes, und kein Jäger wird bedauern, die Kugel im Lauf lassen zu müssen, wenn es ihm gelang, diesen scheuen Vogel anzupirschen; ihn seine stolzen Kreise auf dem Wasser ziehen zu sehen oder den majestätischen Abflug vom Wasser beobachten zu können, wird dem Jäger eine lohnende Freude sein, und noch lange wird in seinem Ohr der singende Flügelschlag dieser prächtigen Vögel nachklingen. —

Groß ist der Reichtum an Enten aller Art am Garder See. Davon wird überzeugt, wer an einem Herbstabend am Seeufer den Entenzug beobachtet oder die in ungezählter Menge auf dem blanken Wasser eingefallenen Enten sieht. Und eine vernünftige Schonzeit dieses schönen Wildes wird dazu beitragen, seinen Bestand auch für die Zukunft zu sichern. Die am häufigsten vorkommenden Arten sind die März- und Krickenten. In den Herbst- und Wintermonaten werden auch die Löffel-, Gras- und Brandenten geschossen. Der nordische Gast, die Spießente — am Garder See unter dem Namen „Aua-aua-lüt!" bekannt, weil so ihr durchdringender Schrei klingt — sieht wunderschön aus, doch ist ihr Wildbret weniger geschätzt.

Die Entenjagd hat ihre besonderen Reize; einmal bedingt durch die Jagd an sich, dann aber durch die Art ihrer Ausübung und nicht zuletzt durch den Charakter des Jagdreviers. Auch dem Nichtjäger wird es Freude bereiten, ein paar Jagdausflüge als „Schlachtenbummler" mitzumachen.

Wir wollen zunächst Gast sein bei einem Jagdherrn, der das Recht zur Ausübung der Jagd direkt auf dem See hat, also vom Kahn aus die Enten schießt.

Ein Julimorgen. Am Seeufer treffen wir uns. Wir sind nicht die ersten hier, obgleich es erst vier Uhr morgens ist. Die Fischer sind Frühaufsteher. Dort der eine macht sich an seinem Kahn zu schaffen, schöpft das Wasser aus, das vom Binsenfahren drin geblieben ist. Ein paar Kähne fahren schon in westlicher Richtung — sicher wollen sie nach dem Wusseker Moor, den trockenen Torf zu holen. Wir nähern uns dem ersten, der seinen Kahn so eingehend ausschöpft; nun legt er die „Duchten" zurecht, die als Sitzgelegenheiten dienen — da wissen wir's genau: Unser Kahn. Ein kurzer Gruß, viel Reden ist hier nicht Mode. Der Fischer ordnet weiter die Riemen und das Segel — vielleicht erlaubt auf der Heimfahrt ein günstiger Wind eine nette Segelpartie — und ergreift dann eine lange, handliche Stange, die unten etwas verbreitert ist, „de Peutschner" genannt; sie wird heute in der Hauptsache sein Handwerkszeug sein. Wir steigen ein. Der Schütze läßt sich vorn in der Spitze des Kahns nieder; wir gehen auch zuerst möglichst weit nach vorn, damit der Kahn leichter flott wird — er war etwas hoch auf Land gezogen. Mit den frischgetranten Fischerstiefeln im Wasser stehend hilft unser Bootsmann nach — sacht gleitet der Kahn auf den ruhigen See. Wir setzen uns so, daß die Last gleichmäßig verteilt ist. Ruhig und sicher steht der Führer am Ende des Kahns, drückt „de Peutschner" hart am Bootsrande ins Wasser, ein kräftiger Abdruck, ein langsames Hochziehen der Stange, ein erneutes Eintauchen. Eine primitive Art, den Kahn fortzubewegen, und doch eine Kunst, die gelernt sein will; denn schnell und guten Kurs haltend geht es vorwärts. In geringer Entfernung vom Ufer weiterstakend nähert sich der Kahn bald dem Jagdrevier. Dort die Binsenkamps im Wasser, dann aber besonders das Schilfdickicht am Ufer des Sees sind ein beliebter Aufenthalt der Wildenten. Wir durchfahren einen Binsenkamp. An den Bootswänden rauschen scheuernd die Binsen, neigen sich zur Seite, tauchen ins



Wasser, schnellen hinter uns elastisch empor, kaum unsere Fahrbahn verratend. Hart ans Schilf steuert der Kahn, möglichst geräuschlos, auch das Erzählen wird eingestellt; denn die Wildente ist scheu und spürt instinktmäßig Gefahr. Aber da die Jagdzeit erst eben aufgegangen ist, die Fischerkähne den Enten auch nicht neu sind, so dürften sie noch harmlos sein, und es ist zu hoffen, daß sie uns gut ankommen lassen werden. Dort führt eine Schneise ins Schilf, dahinein steuert der Kahn. Da — seitwärts im Schilf ein plätscherndes Geräusch. Ein Wasservogel sucht schwimmend eine freie Stelle im Schilfgürtel, um abstreichen zu können. Ein kurzes Schwingenschlagen, und dicht über dem Rohr streicht die Ente ab. Ein kurzer Knall zerreißt die Morgenstille, ein schwerer, weit hörbarer Aufschlag im Wasser: Weidmannsheil! Die erste Ente im neuen Jagdjahr. — Das geübte Auge des Kahnführers hat die Anschußstelle sicher; ein paar kräftige Stöße, und durch das Schilfgewoge erblicken wir die Ente auf dem Wasser treibend. Ein sicherer Griff aus dem fahrenden Kahn, und weiter geht's. Der Schuß hat das Leben am Seeufer geweckt. In einiger Entfernung gehen zahlreiche Enten hoch; mit schnellem Flügelschlag durcheilen sie ein paar Ellipsen, fallen dann wieder ein. Vielleicht haben wir Glück, auf Schußnähe heranzukommen. Es gelingt; noch oft wirft ein Einzel- oder Doppelschuß die abstreichende Ente ins Wasser. Nicht jede getroffene Ente finden wir. Wie ein Stein fiel sie doch — und ist trotz guter Nachsuche verschwunden. Sie war nur geflügelt, tauchte weg, verbiß sich eine Zeitlang im Wurzelwerk, hat dann die anliegenden Wiesen angenommen. Darum keine Entenjagd ohne guten Wasserhund. Wohl hat er schwere Arbeit in Binsen und Rohr — aber weniger Enten gehen verloren. — Die vielen Schüsse haben die Enten beunruhigt; sie lassen den Kahn schlecht ankommen. Ein paar nachgeworfene Schüsse zeigen, daß die Enten „den Meterstock bei sich haben", wie hier der Jäger sagt, sich also rechtzeitig in Sicherheit bringen. Wir haben auch schon die ganze Ostseite des Sees abgestakt, nähern uns jetzt dem Dünenrevier. Die Sonne brennt auf dem Wasser. Eine Frühstückspause im Schatten des Dünenwaldes wird gut tun. Eine geeignete Stelle zum Landen haben wir bald; ein Fremder könnte wohl stundenlang suchen und müßte wohl zuletzt noch durch Moor und Schlick waten, wenn er an Land wollte! — Die Stunden auf dem Wasser haben Appetit gemacht. In dieser Umgebung schmeckt's doppelt gut. Ueber uns die leise Sprache des Geästes, das Rollen der nahen Ostsee, noch aufgewühlt von den verflossenen Sturmtagen, tönt herüber; über das Schilf hinwegsehend der blaugraue Spiegel des Sees. Durchsichtige Luft, klar heben sich die Dörfer an der Südseite vom Hintergrunde ab; ein paar Segel leuchten hell in der Sonne — träge nur ziehen die Boote bei der flauen Brise dahin. Dort im Südosten das Wahrzeichen dieser Gegend, der Revekol. Ernst und düster steigt sein bewaldeter Gipfel über die Waldhöhen hinaus. . . Aber die Ruhestunde vergeht schnell, und die geplante Streife ist noch lang. Das ganze Seeufer abzustaken, ist eine gute Tagesarbeit; nur die eisernen Muskeln und die Gewöhnung machen es dem Bootsmann möglich, den Kahn stakend durch Binsen, Schilf und zähen Schlick, alle Einbuchtungen mitnehmend, im Laufe des Tages rings um den See zu bringen, dabei eine Entfernung von mindestens vierzig Kilometern zurücklegend. — Wir wollen den Jagdtag aber schon auf der Höhe von Rowe abbrechen; denn dort ist die Jagdbeute schon stattlich angewachsen. Eine frische Brise ist durchgekommen; unser Pilot macht den Kahn klar zum Segeln, und in steter, wenn auch gemächlicher Fahrt zieht uns das Wikingersegel unserm Ausfahrtspunkte zu. An der Steininsel vorbei geht's. Ein leichtes Wiegen, ein murmelndes Plätschern — zum Träumen schön, aufgeschreckt mitunter durch Schüsse, die in unsern Gedanken nachhallen. . .

*

Bei unserm Besuch des Garder Sees haben wir Gelegenheit, noch eine zweite Art der Entenjagd kennen zu lernen, die Entensuche zu Fuß oder, wie der Fachausdruck heißt, das „auf Enten waten". Die Jagdinhaber der an den See grenzenden Jagdbezirke haben seit altersher das Recht, auch die Jagd am Seeufer und im See auszuüben, „soweit man ins Wasser hineinwaten kann". An solch einer Jagdstreife persönlich teilzunehmen, ist natürlich bedeutend schöner als darüber zu schreiben oder davon aus gedruckten Zeilen Kenntnis zu erhalten. Aber weil nun mal der größte Teil der Leser kaum die Möglichkeit haben wird, sich persönlich zu überzeugen von den Reizen dieser Jagdart, die für das Strandseengebiet charakteristisch ist, so sei hier einiges davon erzählt.

Das Waten will gelernt sein, und nur durch langjährige Jagdausübung kommt die Sicherheit in diesem Gelände. Ungefähr drei oder vier Jäger sind es, denen man sich bei diesem Jagdausflug am Garder See anvertrauen kann.

Wir haben unsern Jagdfreund Papa K. in Groß Garde gebeten, uns mitzunehmen, und bereitwilligst wurde unser Wunsch erfüllt.

Zuerst in passendes Zeug geschlüpft. Die älteste Hose ist noch gerade gut genug. Ein paar Löcher in den Strümpfen stören durchaus nicht, wasserdichte Schuhe kaum erforderlich, ein dunk-

les Hemde, eine nicht zu helle Jacke, die auch gegen Nässe nicht mehr empfindlich ist, zum Schluß ein Hut, der mehr praktisch als schön sein muß — wir sind fertig. Beinahe Faschingstracht — und doch die einzig mögliche Ausrüstung beim Waten — davon werden wir bald überzeugt sein. Unser Jagdführer ist noch nach Burenart mit dem hochgeschnallten Patronengurt geschmückt, an der Seite hängen die Entenschlingen, die Browningflinte auf der Schulter. Der Jagdhund bellt vor Freude und Jagdeifer und mahnt zum schnellen Aufbruch. Durchs Dorf geht's dem See zu. Die Kleidung gibt uns ein peinliches Gefühl — unnütze Gedanken, hier weiß jeder, daß man zum Waten im See nicht den Sonntagsstaat anziehen kann. — Das Wasser des Sees lockt ordentlich. Warm scheint die Mittagssonne. Ein herrlicher Tag, wie geschaffen zu einer Streife durch Schilf und Wasser und Ried. Am Ufer entlang schnüren wir dem schilfbestandenen Teil des Sees zu; denn erst von hier aus kann der Jagdzug beginnen. Hinein denn ins nasse Element. Etwas komisches Gefühl, das Wasser in die Schuhe zu bekommen; doch nur getrost, es steigt bald höher! Das Kraut behindert uns beim Gehen, die Muscheln knirschen unter den Sohlen, das Wasser leistet Widerstand. Ganze Wolken von Fischbrut flüchten im seichten Wasser vor uns her. Möglichst weit ins freie Wasser gehen wir, bis zur Jacke reicht es schon — da ist das unangenehmste Gefühl überstanden. Dicht am Rohr watet unser Jagdfreund, noch geruhsam die Flinte auf der Schulter und seine Pfeife quälend; denn dort zählen die Mücken und Eintagsfliegen nach Myriaden. Der gute Rino kennt seine Aufgabe schon aus jahrelanger Praxis, sucht sich Eingang in den Schilfurwald, gewinnt watend und schwimmend wieder das freie Wasser, hat plötzlich die ganze Nase voller Entenwitterung, bricht wieder unverzagt ins scharfe Schilfdickicht, und deutlich hörbar geht ein Schof Enten hoch und streicht unmittelbar über dem Rohr ab, gut schußgerecht, und eine Dublette kann als vielversprechender Jagdanfang verzeichnet werden. Schon bringt Rino die eine Ente; auch wir haben uns der Stelle genähert, wo die zweite fiel, aber finden? Ja, das müssen wir erst lernen, inmitten der Schilfdickung die Beute zu sehen. Da ist die gute Nase dem Jagdhund doch ein besserer Führer. Bald kommt er denn auch, die zweite Ente im Fang, eine gut flugbare Jungente. Schon hängen sie in der Schlinge, schleifen auf dem Wasser nach, weiter geht die Jagd. Halt, Vorsicht! Reusen! Ein Graben führt hier in den See, abgesperrt durch Reusen. Mit hohen Schritten nehmen wir das Hindernis. Hui! Hier stieg das



Auf den Rower und Schönwalder Wiesen Aufn. Dr. Walther Heering
Aus dem „Photo-Beobachter". Aufgenommen mit Optochrom-Gelbfilter.

Wasser! Macht nichts, schon sind wir durch. Ein Vorgeschmack auf die „Setschke", die wir durchwaten müssen, und dieser Seearm ist tiefer! Immer so waten, daß uns der Schütze sehen kann. Immer Richtung halten und nicht vorlaufen, sonst gibt's Prellschrote. Unser Führer ist einer Schneise ins Schilf gefolgt, nur ab und zu sehen wir die Flintenspitze. Ein Knall, noch einer, eine Krickente ziert die Schlinge. So, der Jagderfolg ist da, nun wird sich unser Jagdfreund uns besonders widmen. Ein Gelände liegt vor uns, das wir in engster Fühlung mit ihm genießen sollen. Zunächst die „Setschke". Jacke hoch, dem Führer nach. Dunkel liegt der Wasserarm vor uns, nur Mut, bis über die Hüften steigt das Wasser, der Grund ist fest. Aber genau der Furt folgen, daneben ist's tiefer. Durch! — und nun geht's los, nach der Ostseite des Schilfgürtels, den Wiesen zu. Im Gänsemarsch durch das Schilf. Vorsicht beim Anfassen! Die scharfen Blätter schneiden die Hände blutig. Ja, das Gesicht muß abgedeckt werden! Das Wasser wird flacher, schon bieten Wasser und Wurzelwerk weniger Widerstand, freier Ausblick! Die Wiesen sind erreicht. Also auf zum Marsch im grünen Gras. Wir setzen einen Fuß darauf. Doch was ist das? Sind wir so schwer geworden? Die ganze Fläche beginnt zu schwanken, gibt nach —. Wir zaudern, sehen fragend unsern Führer an, der uns lächelnd beobachtet. Das hilft nicht, rauf müssen wir. Also los. Ein gurgelndes Saugen, wir sitzen bis zum Leib drin — schwimmende Wiesen — ja, die haben es in sich. Aber wer die Entenjagd am Garder See kennen lernen will, der muß durch diese angewachsenen Wiesen gewatet sein. Brodelnd ziehen wir ein Bein heraus, setzen es vorsichtig weiter, derselbe Erfolg, bei jedem Schritt brechen wir durch. Wir bewundern erstaunt den Jagdfreund, dem auch dieser Weg scheinbar nichts ausmacht; er kommt ganz gut vorwärts. Also frisch nach. Keine Gefahr, weiter als bis an den Bauch geht's nicht hinein in den Morast. Da unter ist fester Seegrund. Ein guter Trost. Verflixt, die Sache kostet Schweiß. Ein zäher, stinkender Schlamm klebt an Schuhen und Kleidern. Man möchte mit den Händen nachhelfen, um vorwärts zu kommen, aber nur das nicht! Denn alsdann liegt man sofort mit der Nase drin. Harte, scharfe Seggen reichen bis an die Brust. Immer den Führer im Auge behalten. Der hebt gerade wieder die Flinte, Rino hat Enten hoch gemacht. Ein tückisches Revier für Anfänger, der Rückstoß der Flinte warf auf diesem nachgiebigen Boden schon manchen auf den Rücken, verhalf ihm zum unfreiwilligen Moorbad. Der Schlamm wird zäher, hält fest wie mit Saugarmen, jeder Schritt vorwärts eine Kraftleistung. Kiebitze umgaukeln uns laut schreiend, wir beneiden die Bekassinen, die vor uns pfeilgeschwind das schwierige Gelände überfliegen, haben kaum mehr ein Auge für die Enten, die durch unser lautes Vorwärtsstöhnen frühzeitig hochgehen. Da war's im See doch leichter, trotz Binsen, Schilf, Algen und Muscheln, die sich schabernackisch in unsere durchlöcherten Schuhe stahlen und uns boshaft zwickten und drückten. Na, unser Führer hat Mitleid. Wir haben auch diesen Teil kennen gelernt, sollen uns nicht überanstrengen; denn hier in den schwimmenden Wiesen ist bald ein Krampf ins Bein geholt. — Dem Seeufer zu, wieder durch den Schilfgürtel. Brütende Hitze hier. Ein lautes Gesumm der Mücken, hunderte und aberhunderte von Libellen an und zwischen dem Schilfgewirr. Der freie See! Wir atmen auf, spülen den Schlamm ab, waschen die moorbraunen Hände. Nun kann's weitergehen. Ueber uns segeln schreiende Möwen. Dort hoch über dem Rohr der herrliche Schattenriß einer Rohrweihe. Dort eine zweite. Arge Räuber, sie halten ihr Revier in Ordnung. Aber ein wunderschönes Flugbild! Mit lautem Flügelschlag geht aus dem Schilf ein Stück ab. Aha, eine „Schwarzente", ein Bläßhuhn. Das Wasser berührend mit den Schwimmern, ein langes Kielwasser zurücklassend, fliegt sie zum nächsten Binsenkamp. Kein jagdbares Wild; abgezogen soll das Bläßhuhn ganz gut schmecken — wir lassen es leben. Ein neues Bild; ein Dschungelgebiet durchwaten wir, Binsenkamps, ganze Wiesen der großblättrigen Seerosen, ungezählte Kalmusstauden. Es watet sich schwer, aber ein Idyll fürs Auge und ein Paradies für Enten. Das sehen wir an dem zerschwommenen „Entenflott", den Wasserlinsen, die wie eine Decke die Wasserfläche überziehen. Ueberall Federn, ja, hier sind die Enten zu Hause. Und unser Führer kann denn auch noch ein paar März- und Krekenten in die Schlingen hängen. Vor uns, wie ein Teich von weißblühenden Binsen eingefaßt, ein Stück des Sees; ein Taucher zieht ruhig dahin. Hoch gereckt den zierlichen Hals. Und was ist das? Fünf, sechs junge Taucher, wie Lerchen groß, haben auf dem Rücken der Alten Platz genommen, werden aus der Gefahrenzone entführt. — Weggetaucht die ganze Gesellschaft, 70, 80 Meter weiter, vor dem Binsenkamp sichten wir sie wieder. Dann entzieht das Grün sie unsern Blicken. Laute Lockrufe. Aha, ein paar der Kleinen fehlen noch, und da sehen wir sie auch, hurtig rudern die kleinen Dinger, tauchen altklug weg — als wenn ihnen von uns Gefahr drohte! Dies Zwischenspiel hat uns Freude gemacht. Da sehen wir auch noch das Nest der Familie Haubentaucher. Vorjähriges Schilf, kunstlos zusammengetragen im Rohr. — Wir kommen zum Einfluß der Lupow in den See. Auf den Sandbänken im Wasserschlag kreischende

Möwen, zierliche Seeschwalben und flinke Strandläufer. Auf dem Brink am Ufer trocknen Reusen, ausgespannt an Pfählen. Ein paar Stare haben sich drin gefangen. Aengstlich flattern sie bei unserer Ankunft. Keine Angst, ihr sollt ja wieder zurück in die Freiheit. — Wir betrachten uns lachend: Die Hosen klatschen an den Beinen; Algen und Wasserlinsen daran, die reinsten Wassermänner. Soll's noch weiter geh'n durch den Strom? Aber nein, nicht zuviel auf einmal. Es wird kühl am Körper. Na, der Marsch nach Hause bringt das Blut in Wallung. Wasser und Schlamm schlurksen und gluckſen in den Schuhen, die Hosen hinterlassen eine feuchte Tränenspur. Verbrannte Gesichter; ziemlich müde sind wir Jagdbummler — aber schön war's doch!

*

Auf dem Entenzug. Ein Novembertag. Grau und diesig ist die Luft. Der steife Nordwest wühlt die Wassermassen des Garder Sees auf. Weiß schimmert der Gischt der kurzen Brecher im grauen Tag. Der Wind scheint Regen ausreißen zu wollen. Das rechte Wetter für den Entenzug! Also hin zum Jagdfreunde. Er ist gern bereit, uns auch diese Art der Entenjagd zu zeigen. Hinein in die wasserdichten Langschäfter, warmes Zeug an; denn der Nordwest bläst uns tüchtig an. Die Bäume des Strandwegs zerren in ihrem Standort, die Wolkenfetzen fliegen entenschnell. Eine Kette Gänse kämpft weithin gegen den Sturm. Wolken von Staren begleiten uns, fallen in dichten Trauben in die Bäume ein, lassen sich im Schilf nieder, das Rohr durch die Wucht ihrer Masse knickend. Den Wiesenweg der Lupow zu. Der Sturm hat das Wasser des Sees auf die Wiesen gedrückt; sicher ist auch schon wieder der Ausfluß der Lupow bei Rowe zugeschlagen. Daher die breiten Wasserflächen vor uns. Der Weg bildet eine Kette kleiner Teiche. Ja, die Entenjagd am Garder See stellt Anforderungen an Mensch und Hund und Stiefelzeug. Wir staken vorsichtig tastend am Flußufer entlang, das durch Schilf und ein paar junge Weiden kenntlich ist. Nach dem Einfluß der Lupow in den See wollen wir. Dort bietet hohes Rohr gute Deckung gegen Sicht; denn die Wildenten äugen sehr scharf. Halt, weiter geht's nicht, sonst füllen wir die Stiefel von oben voll. Dicht ans Schilf drücken wir uns. Sturm und Wasser und Schilf und das nahe Meer spielen uns eine imposante Symphonie. Hinter uns der Strom, vor uns die wasserbedeckten Sumpfwiesen und der breite Schilfgürtel des Sees, im Hintergrund der Revekol, dessen Spitze in die tiefziehenden Wolken ragt. Ein paar Sturmmöwen beobachten wir. Blitzschnell durchschneiden Bekassinen unser Blickfeld. Es beginnt zu schummern. Aus dem Schilf tönt lautes Platschen, dann das tiefe aak—aak einer Ente, der Beginn eines Konzerts, das bald von allen Seiten aufgenommen wird. Wiederholtes Platschen, bald wird die erste Ente hochgehen. Und dort kämpft auch schon die erste Märzente dicht am See gegen den Sturm, überfliegt den Strom, rudert schwer nach Nordwesten zu, entschwindet unserm Blick. Aber sie hat den Bann gelöst, nun wird's lebendig. Einzeln, zu zweien, in ganzen Schoks durchkreuzen die Enten die Luft. Langsam und schwer gegen den Wind, pfeilgeschwind mit dem Winde fliegend. Achtung! Flügelschlag hinter uns! Die kommen uns schußgerecht! Aber wie der Wind sind sie über uns weg. Blitzschnell fliegt die Flinte hoch. Rumms! Laut klatschend schlägt der Erpel ins Wasser, wird von Rino gebracht, der sich schüttelnd uns etwas vom kalten Wasser abgibt. Armer Kerl, aber zu Hause wartet ein warmes Lager auf dich. Der Schuß hat das Leben verstärkt. Kreuz und quer, scheinbar planlos geht der Entenzug. Das kostet Patronen, aber zehn, zwölf Enten bringt ein guter Schütze auch heim. Es dunkelt schon stark. Da, Gänseschrei! Scheinbar ziehen sie nicht hoch. Halten auf uns zu.



Vogelspuren im Dünensand — Aufn. Dr. Walther Heering

Aus dem „Photo-Beobachter"

Stillstehn, Augen nach unten, damit nicht das Weiße im Auge uns verrät. Jetzt ist's Zeit. Der ersten einen Schuß auf den Hals gesetzt. Schwer wie ein Stein stürzt sie ins Wasser, das hoch aufspritzt. Schreiend steigen die andern fünf und drehen seitwärts ab. Kein zweiter Schuß, die Schrote sind zu fein und würden nicht mehr durchschlagen. Brav, Rino! Er hat die Gans gebracht. Weidmannsheil! Die erste in diesem Herbst. Sieben bis acht Pfund wird sie wiegen. Das gibt eine bunte Strecke: März-, Knek-, Brand- und Grasente, dazu jetzt die Gans. Und weiter geht der Entenzug. Aber schlechte Sicht für das ungeschulte Auge. Besonders nach dem Revekol zu. Wieder Flügelschlag, wiederholtes Klatschen, gar nicht weit von uns müssen sie eingefallen sein. Beruhigtes und zufriedenes aak—aak verrät uns das. Schnell kommt die Dunkelheit. Sfff singen die schnellen Krickenten über unsern Köpfen hinweg, nicht mehr zu sehen. Rauschender Flügelschlag der großen Enten — aber wo? Das Büchsenlicht ist weg, also: Hahn in Ruh! Wir warten noch eine Weile auf unserm Stand und lauschen der Musik des Entenzugs, die schon leiser wird. Seltener wird der Flügelschlag, häufiger wird der Entenruf im Schilf und auf den nassen Wiesen. Eine Rohrweihe schreit, eine Rohrdommel trompetet durchdringend, Schilfrauschen, Wellenschlag — Abendmusik am Garder See. — Durch und durch blies uns der Nordwest; die Zähne klappen aufeinander — nun erst spüren wir die Kälte. Wir freuen uns auf den Rückmarsch, ein wärmender Schluck wird uns willkommen sein. Aber auf den Weg achten! Nicht zu guter Letzt noch ein Bad nehmen im tiefen Graben oder in einer Torfkuhle — alles schon geschehen beim Entenzug am Garder See. Und dann ein andermal hinaus nach den Dünen, wo die Gänse ziehn!

Heimkehr.

Ich kehre heim von einer Wanderung. Dunkel und ungewiß steht der Revekol hinter den alten Weiden der niederen Gärten, noch dunkler das kleine Haus auf dem Hügel, matt schimmert der See. Hinter den schwarzen Streifen der Wälder rauscht leise das Meer. —

Einsamer Ort im Weltenall, es braust Musik in meinen Ohren. Und vor den Augen schweben die Bilder; Gestirn des Geistes, dort am Weltenrand sah ich dich aufgehn, und mein Hügel glänzt. —

Jetzt beginnt die schnellere Wanderschaft der Gedanken. Längst versunkene Abende steigen auf, Heimkehr vom Felde, von rauchenden Kartoffelfeuern, rotglutend sinkt die herbstliche Abendsonne hinter den schwarzen Revekol. Ein Kind gibt der Heimat Versprechen. — Die weite Welt tut sich auf und breitet ihren buntgewirkten Teppich aus in hellen und tiefen Farben, bis der blaue Faden Heimweh immer häufiger wiederkehrt, bis man eines Tages am Ausgangspunkt wieder angelangt ist, um den alten Melodien noch besser und tiefer zu lauschen: „Denn wer wirklich einmal eine Heimat hat, der muß sie pflegen und liebhaben und sollte nur selten von ihr gehen. Die Welt ist nicht für ihn außerhalb, er muß in Geduld und Arbeit warten, daß sie zu ihm komme aus allen Fernen und die Dinge seiner Heimat erfülle mit aller Vielfalt, Größe und Herrlichkeit." (Rilke an Otto Modersohn.) So lebe ich nun mit den Gesichtern dieses Sees, dieser Ebenen, Hügel und Wälder in wechselndem Spiel des Lichts, der Gestirne, der Winde und der Jahreszeiten. Dunkel singt der Nachtwind von künftiger Reife und Gestaltung. Leise rauscht das Meer.

Margarete Neuß-Stubbe, Wittstock.

Unheimliche Wanderung. Von Siegfried Ranitzsch.

Gegen Sonnenuntergang, im späten August eines gewesenen Jahres, verließ Kahlenbaum das gastliche und reiche Haus in einer hinterpommerschen Küstenstadt, wo er zwei Tage lang zu Besuch gewesen. Sein Gastgeber hatte einstmals mit ihm die Schulbank geteilt; nun war er Herr jenes Hauses, aber ein genießerischer und lockerer junger Herr, den Bürgern der Stadt ein Aergernis durch seinen Lebenswandel und berüchtigt wegen seiner abenteuerlichen und derben Schwänke. Kahlenbaum wurde von ihm mit folgender beschwingten Ansprache entlassen: „So renne hinaus in die sinkende Nacht, mein Junge, ruckſackbeladen und am Meere dahin! Ich hätte dich auch noch bis morgen früh bewirtet mit Wein und gutem Korn, mit Spickaal und rauchbaren Zigarren — aber du willst nicht; es scheint dich zu gelüsten, im Mondschein wieder eine Wasserleiche aufzuspüren, für welche Gattung du dich bisher so findig und zugeneigt erwiesen. Nun — wandere wohl!"

Er lachte gutmütig und ein wenig boshaft, als er von den Wasserleichen sprach. Aber

Kahlenbaum argwöhnte nichts Böses dabei; erst im weiteren Verlauf der Ereignisse entsann er sich dieses Lächelns und begriff es. — „Wandere wohl auch auf deinen sonderbaren Lebenswegen", fügte der Gastfreund hinzu. „Wenn du einmal dringend Geld brauchst, so schreibe an mich — hörst du? — ziere dich nicht!"

Kahlenbaum, in leichter Beschämung, dankte aufrichtig und schwankte, ob man solches Angebot nicht sogleich annehmen müsse, denn es sah damals schlecht aus in seiner Reisekasse. Aber er schwieg und wanderte davon, und der wohlwollende Gastgeber kehrte zurück zu den Zechern, mit denen sie den Nachmittag verbracht hatten.

Im Abendscheine, süßen Weines voll, zog Kahlenbaum dahin am Gestade des sanft rauschenden Meeres; er war festlich gestimmt, aber ein wenig besorgt, seine Trunkenheit könne ihm Uebergewicht verleihen zum Meere hin, an dessen Rande er ging, weil hier der Boden am festesten war. Die Sonne war eben untergegangen, Himmel und Wasser verglühten in zarten Farben. Die kleinen hellen Sandflöhe, die nicht beißen, hüpften vor den Füßen des Wanderers. Zur Linken, über den Dünen, stand schon der halbe Mond.



Die plumpen Menschenspuren im Sand — Aufn. Dr. Walther Heering
Aus dem „Photo-Beobachter"

Kahlenbaum kannte die Gegend nicht, in die er hineinwanderte. Er wußte nur, daß er nach zwei Stunden unbewohnter Küste ein Dorf erreichen würde, wo er zur Nacht bleiben wollte. Er war erfüllt von der leisen Abenteuerlichkeit dieses Unternehmens, von der ungeheuren Einsamkeit und dem Glanze dieser Spätsommernacht. Berauschten Gemütes sprach er laute und große Worte in den Abend.

Als er einmal zurückblickte, waren die Hafenlichter jener kleinen Stadt nicht mehr zu sehen. Aber der schwache Schein eines Leuchtturms, dessen Licht unsichtbar blieb, erhellte in gleichen Abständen den Himmelsrand. Es war jetzt dunkel geworden, und der Mond warf Kahlenbaums Schatten auf den Sand und ins Wasser hinein.

Das erste Ereignis dieses Abends war eine verdächtige Gestalt, die wie ein Mensch im Sande lag. Kahlenbaum ging behutsam heran und sah, daß es nur ein toter Fisch war, ein Tümmler, fast so groß wie ein Mann. Er berührte ihn mit der Spitze seines Stockes, stieß damit in den Leib durch und entfernte sich eilig wegen des Geruchs, der sich erhob. Er reinigte den Stock im nassen Sand und wanderte weiter.

Wieder nach einer Weile bemerkte er einen Mann, der vor ihm am Wasser saß, dunkel gegen das Mondlicht; deutlich erkannte er die beiden Beine. Aber von nahe betrachtet war es nur ein Baumstumpf mit seinen Wurzeln. Kahlenbaum lachte, schlug mit dem Stock darauf und benutzte diesen Sitz, um sich aus einer Weinflasche zu stärken, die er als Wegzehrung mitbekommen.

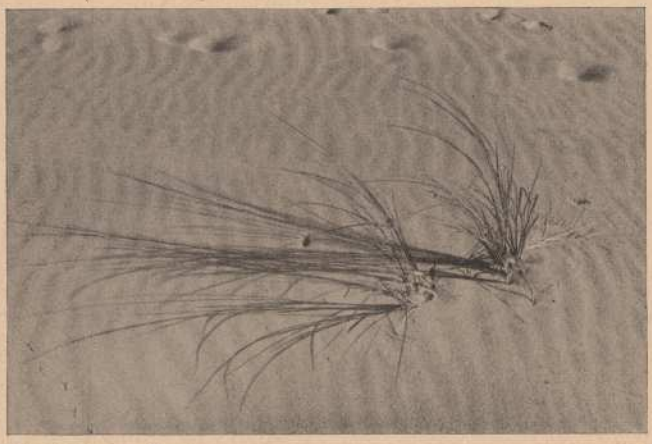
Er mochte etwa eine Stunde unterwegs sein, noch voll unermüdeter Beredsamkeit, aber doch seine Stimme dämpfend und argwöhnisch umherspähend, besonders hinter sich und zu den Dünen hinüber, die sich finster gegen die Helligkeit des Mondhimmels erhoben — da hatte er zum dritten Mal eine schreckhafte Begegnung, die sich aber nicht freundlich aufklärte, als er darauf zuging. Ein Mann, ausgestreckt und mit dem Gesicht am Boden, lag unmittelbar am Wasser.

Kahlenbaum blieb stehen, wagte sich dann einige Schritte vor und rief: „Guten Abend!" Wahrscheinlich hätte ihn eine Antwort ebenso entsetzt wie ihr Ausbleiben. Der Mann am Wasser jedoch rührte sich nicht und schwieg.

Kahlenbaum trat etwas näher und wiederholte mit lauterer und angstvollerer Stimme: „Guten Abend!" Als wieder keine Antwort kam, machte er seinem bedrängten Herzen Luft,

indem er auf eine wüste und lächerliche Weise „Hallo!“ und „He!“ zu schreien anfing. Danach starrte er eine Weile vorgebeugt auf den Regungslosen. Der Mann trug einen langen dunklen Mantel, der früher ein Soldatenmantel gewesen zu sein schien; der Mantelkragen war hochgeschlagen und bedeckte noch einen Teil des Hinterhauptes. Hut oder Mütze fehlte. Die Arme lagen steif, die Handflächen nach außen gekehrt.

Kahlenbaum berührte mit der Stockspitze diese Arme und Hände, stieß an den Körper,



Strandhafer am Abend

Aufn. Dr. Walther Heering

Aus dem „Photo-Beobachter“

blickte scheu in die Runde und ging mit leisen hastigen Schritten davon; blieb wieder stehen und war eben im Begriff zurückzukehren, angelockt von dem Grausigen, mehr noch von Angst getrieben, weil es ihm unerträglich war, den Regungslosen in seinem Rücken zu wissen. Indem sah er zwei Gestalten von den Dünen herabkommen, die etwas wie eine Bahre zwischen sich trugen. Er erschrak, bedachte aber sogleich, daß bahrentragende Menschen nichts Böses im Schilde führen könnten; beruhigt durch solche menschliche Gesellschaft, wandte er sich den Männern entgegen.

Es waren gutartige Leute, der eine wortkarg, wie man sie an dieser Küste hat, vielleicht auch besonders schweigsam wegen des traurigen Geschäftes, das ihnen hier oblag; der andere war gesprächiger und berichtete, daß der Tote vom Meere angespült sei und auf dem nächsten Kirchhof bestattet werden solle. Die Bahre, die sie brachten, war übrigens sehr einfach: nichts als ein breites, gerades Brett, das sie neben dem Toten niederlegten. „Der Strick fehlt“, sagte der Gesprächige und richtete an Kahlenbaum die Bitte, Wache zu halten für kurze Zeit, bis sie wiederkämen; darauf gingen beide auf die Dünen zu.

Kahlenbaum war gewillt, dies Abenteuer zu bestehen. Er legte seinen Rucksack ab, nahm in angemessener Entfernung von dem Toten Platz und steckte eine Zigarre an, die er von seinem Gastfreund hatte.

Still rauschte die See. Von weither kam das schwache Knattern eines Motorbootes; es mochten Fischer sein, die irgendwo da draußen durch die Nacht fuhren. Am Himmelsrand zeigte sich in gleichen Abständen der Schein des Leuchtturms.

Kahlenbaum rauchte an seiner Zigarre, sah auf den unheimlichen Nachbar und sagte mehrmals „Tje“ und „Tja“. Dann stand er auf, rührte den Toten leicht mit dem Stock an und bemerkte: „Die dritte Wasserleiche in diesem Jahr — wieviele mögen mir noch zugedacht sein.“

Er setzte sich wieder, sah nach den Dünen, und da die beiden Männer noch nicht in Sicht waren, holte er die Weinflasche heraus. „Es ist unchristlich, Herr Nachbar“, sagte er, „unchristlich, abscheulich und mir selber unbegreiflich — aber mich überkommt das Verlangen nach einem Schluck Wein. Zum Wohle!“ Er nahm einen kräftigen Zug und behielt die Flasche in der Hand. „Ein schöner Wein“, sagte er, „Gott erhalte meine guten Freunde!“ Darauf trank er noch einen Schluck und äußerte: „Kahlenbaum, dies ist ein angemessener Posten für dich, der du bisher keinen gefunden: Nachtwächter bei einer Wasserleiche in solcher Mondnacht! Ich denke, daß eine wohlgesinnte Ordnung der Dinge, die mir solchen Posten gab und die Wasserleichen nach einem unbekannten Plane in meinen Weg legt, daß sie auch wissen muß, wovon ich übermorgen mein Leben bezahle.“

Hier setzte er wieder die Flasche an, trank sie leer und wandte sich an den Regungslosen: „Kamerad unter dem Monde — ich bin heute köstlich berauscht! Laß es dich nicht kränken, daß ich mich solchermaßen neben dir lebendig zeige! Oh du arme Wasserleiche — du weißt nichts von dieser Sommernacht!“

Er sah die Männer von den Dünen kommen und verbarg die Flasche. Es stellte sich heraus, daß die beiden aus irgendwelchen Gründen den Strick nicht mitgebracht hatten und nun die Absicht hegten, ohne Benutzung des Brettes, dagegen mit Zuhilfenahme Kahlenbaums, den Toten über die Dünen zu schaffen. Kahlenbaum geriet in große Verlegenheit; er fand, es sei etwas anderes, betrachtsame Leichenwache zu halten, als selber mit zuzugreifen. Doch er ermannte sich, faßte an den beiden Stiefeln an, qualmte mächtig mit seiner Zigarre, und die Männer ergriffen je einen Arm. So trugen sie den Leichnam davon.

Schweigend stiegen sie die Dünen hinan, kamen in einen Wald, in dem geheimnisvoll Mondlicht und Schatten war. Glühwürmchen leuchteten im Grase und auf den Büschen, Grillen zirpten. Kahlenbaum schüttelte ganz versunken den Kopf; dies alles schien ihm wie ein Märchen, in dem er sich betätigte als ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft. Er schwankte auch ein wenig, ihm wurde immer traumhafter, und einmal schien ihm sogar, die Leiche hätte mit dem Fuß gezuckt. Ich bin etwas betrunken, dachte er, daß ich nur nicht hinfalle!

Sie kamen an einen Fahrweg, da stand etwas mit blendenden Laternen. Kahlenbaum wunderte sich sehr — es war ein Auto. Die Männer legten den Toten vor dem Trittbrett auf die Erde und redeten gedämpft miteinander; sie kamen überein, den Leichnam in die Polster zu setzen. Hier stimmt etwas nicht, dachte Kahlenbaum, man beteiligt mich an einer unsauberen Sache. „Meine Herren", erklärte er, „Sie haben von mir nichts zu befürchten, es wäre mir lieb, wenn dies auf Gegenseitigkeit beruhte." — „Aber selbstverständlich", sagte der Gesprächige. Kahlenbaum bückte sich, befühlte die Kleider des Toten und stellte fest: „Dieser Herr ist zu trocken für eine Wasserleiche." „Er ist einen Tag lang in der Sonne gedörrt", wandte der Gesprächige ein. Er öffnete den Schlag, faßte den Toten um und schob ihn mit dem Kopf zuerst hinein, der andere griff an den Beinen zu und half. Sie schnallten ihm eine Schutzbrille um, setzten ihm eine Mütze auf und hatten eine Weile zu tun, bis der Leichnam richtig in seiner Ecke saß. Vielleicht träume ich dies, fiel es Kahlenbaum ein, während er zuschaute. Er faßte das Auto an, zwickte sich in die Schenkel, sah zum Monde empor.

„Jetzt", meinte der Gesprächige, „dürfen wir den Herrn wohl bitten, zum Kirchhof mitzufahren, da wir denselben Weg haben."

„Ich erhebe Einspruch", rief Kahlenbaum, „lassen Sie mich nicht unter die Behörden fallen!" Aber da saß er schon im Wagen, der Gesprächige neben ihm auf dem Führersitz, der andere hinten neben der Wasserleiche, und so sausten sie durch die Mondnacht. Kahlenbaum tat diese Fahrt wohl, alle Bedenken fielen von ihm ab, er ließ sich treiben von einem unirdischen Winde, wie eine Wolke schwebte er selig über beglänzte Gefilde, genoß heiter und verwundert seine Ohnmacht, zu unterscheiden zwischen Traum und Wirklichkeit.

Sie kamen in ein Dorf und hielten vor einem Gasthaus. Siehe, da legte der Gesprächige seine Jacke und Mütze ab und war ein jüngerer Herr, der Stumme stieg auch verwandelt aus und war einer von den Zechern des Nachmittags, und die Wasserleiche half sich selber aus dem Wagen, schlug Kahlenbaum auf die Schulter und war der Gastfreund aus der Stadt. Kahlenbaum nahm es hin, Verzicht leistend auf klare Erkenntnis, voll Freude ob solchen Wiedersehens, und feierte einen traumhaften Leichenschmaus, bis man ihn auf sein Zimmer trug.

Am nächsten Morgen fand er sich im Gasthaus eben jenes Dorfes, wo er hatte zur Nacht bleiben wollen; neben seinem Bette lag ein Brief, darin ein Zwanzigmarkschein und ein Zettel von der Hand seines Freundes: „An den Nachtwächter Kahlenbaum. Zwanzig Mark für Bergung einer Wasserleiche. Von ihr selber."

An den Schlaf.

Aus einem dunklen Wald kommst du,
ein ernster Freund, ganz still gegangen
und willst erlösend mich umfangen
und drückst mir sacht die Augen zu.

In deinem Arm ruh' ich so gut.
Ein Abendgold liegt auf dem Pfade;
bald kommt Vergessens milde Gnade,
und leis und leiser singt mein Blut.

Geheimnisvolle Tiefe winkt.
Du trägst mich lächelnd ihr entgegen;
mein Herz fühlt dunkel ihren Segen,
bis es in letztes Schweigen sinkt.

Julius Bansmer.

Abendstunde am Strande.

Schon schwand im milden Abendlicht
der fernen Küste blauer Waldessaum.
Es schläft die Silberbucht; nur leise spricht
die kühle Flut, und wie ein scheuer Traum

verglüht im Westen selig-müd ein Schein
des späten Abendrotes; ernste Nacht
steigt feierlich empor, und rein
erblüht der Sterne alte, ewig-neue Pracht.

Und Meer und Himmel sind nun ganz vereint
und schwingen in geheimnisvollem Sang,
und über allen Tiefen wacht und scheint
ein sanftes Licht. O Seele, werde Klang!

Julius Bansmer.

Sagen und Schnurren aus Rowe.

In Beziehung zu der in dem Aufsatz „Kirche und Kirchhof in Rowe" behandelten alten Rower Kirche steht auch die folgende Sage:

Der Frühgottesdienst der Toten.

Zwei Frauen aus Klein-Rowe hatten verabredet, am ersten Heiligen Weihnachtstage dem Frühgottesdienst in Rowe beizuwohnen; diejenige, welche zuerst erwachte, sollte die andere purren, d. h. wecken. Um 12 Uhr erwachte die eine, und da es heller Mondschein war, dachte sie, es sei schon spät und die Nachbarin sei schon fort zum Gottesdienst. Schnell kleidete sie sich an und ging nun auch zur Kirche. Als sie in die Nähe kam, sah sie die ganze Kirche erleuchtet und wurde dadurch in dem Glauben bestärkt, daß sie zu spät gekommen sei. Um nicht zu stören, schlüpfte sie durch die angelehnte Tür und setzte sich auf die letzte Bank; aber als sie aufsah, bemerkte sie, daß alle Anwesenden unheimliche Gestalten und keine Menschen waren, und auch ihre längst verstorbene Pate erblickte sie darunter. Diese gab der Frau einen Wink, daß sie sich entfernen sollte, und mit großer Hast verließ sie das Gotteshaus und eilte dem Dorfe zu. In demselben Augenblick aber stürzten ihr die unheimlichen Gestalten nach. Sie warf ein Kleidungsstück nach dem anderen fort und hielt dadurch die Verfolger auf, und als sie das Dorf erreichte, waren die Gestalten verschwunden.

Am andern Morgen fand man auf jedem Grab des Friedhofes einen Fetzen von den weggeworfenen Kleidungsstücken.

Die Seejungfrau in der Lupow.

In Rowe weiß man von einer Seejungfrau zu erzählen, die in dem Strom wohnt. Nach Sonnenuntergang dürfen die Leute in Rowe weder Netze noch Wäsche spülen, denn sonst erhebt sich die Seejungfrau aus dem Wasser und verschwindet mit dem Gewaschenen.

Der Teufel tanzt eine Frau zu Tode.

Zwischen Schönwalde und Rowe geht, wie die Leute erzählen, ein Mann ohne Kopf umher, das soll der Teufel sein. Einmal kam eine Frau aus Rowe von Schönwalde zurück, wo sie ihren Mann gesucht hatte. Da traf sie auf dem Weg den Mann ohne Kopf, und da sie in der Dunkelheit glaubte, es sei ihr Mann, redete sie ihn an. Der Teufel aber ergriff sie und tanzte so lange mit ihr, bis ihr der Atem ausging; dann warf er sie in die Mitte des Tanzplatzes und sagte: „Da lieg, altes Aas!"

Hätte die Frau ihn nicht angeredet, hätte er ihr nichts getan.

Der Teufel als Weihnachtsmann.

In Rowe ist der Teufel einst am Heiligen Weihnachtsabend in Gestalt eines Gnaska*), d. i. eines Weihnachtsmannes, bei einer Fischerfamilie erschienen. In dem Glauben, daß es der Nachbar sei, der alljährlich den Gnaska vorgestellt hatte, hielten die Eltern ihr einziges Kind an, einen Vers aufzusagen. Aber das Kind fürchtete sich und konnte kein Wort hervorbringen. Da sagte der Vater zornig: „Gnaska, nimm den Racker!" Er erschrak aber gewaltig, als er unter dem Rock des Gnaska einen Pferdefuß erblickte. In demselben Augenblick war der Teufel auch schon mit dem Kind verschwunden. Am nächsten Morgen fand man an jeder Hausecke ein Stück von demselben.

*) In dem Worte „Gnaska" liegt noch ein alter kaschubischer Sprachüberrest.

Die Familien von Bandemer und Woggon.

In grauer Vorzeit, so erzählt man in Groß-Garde, kam an den Strand von Rowe ein Seeräuberschiff. Es wurde von den Wellen zerschlagen, und die ganze Mannschaft ertrank. Nur zwei Knaben retteten sich und wurden von den Strandbewohnern, die nur in elenden Hütten wohnten, liebevoll aufgenommen. Als die Knaben Männer geworden waren, bauten sie sich auf dem hohen Revekol eine Wohnung, und von hier aus unterwarfen sie sich den ganzen Strand. Sie unterhielten mehrere Schiffe, die mit Seeräubern bemannt waren. Die erbeuteten Waren wurden teils in Rowe, teils im Revekol aufbewahrt. Von diesen beiden Knaben, die sich Bandemer, d. i. Bande am Meer, nannten, soll das Geschlecht der noch jetzt im Stolper Kreise (Gambin und Selesen) ansässigen von Bandemer abstammen.

Auch die in Rowe ansässigen Woggon, die wohl am meisten begütert sind, bringen ihren Ursprung mit der Bande am Meer in Verbindung. Sie leiten ihren Namen ab von „Woge an", d. i. gegen die Woge, und es wird behauptet, das ihre Vorfahren Bootsruderer bei der Bande am Meer gewesen sein sollen.

Die gespenstische Bratpfanne.

Von den Rowern werden mancherlei scherzhafte Geschichten erzählt. So ging einmal ein Fischer aus dem Dorf mit einer Lischke voll Fischen auf den Nachbardörfern umher, um sie dort zu verkaufen. In einem Hause setzte er die Lischke auf den Herd, und als er sie wieder auf den Rücken nahm, blieb ihm, ohne daß es jemand merkte, eine Bratpfanne daran hängen. Wie er nun so ging, schlug die Pfanne auf die Lischke auf: er lief, aber je schneller er lief, desto schneller klopfte es auf seinen Rücken, so daß er zuletzt glaubte, der Teufel sitze ihm hinten auf der Lischke. Atemlos kam er endlich in Rowe an und lief sofort zum Prediger, damit dieser den Teufel vertreibe, was dieser auch pflichtschuldigst tat, indem er lachend die Bratpfanne von der Lischke entfernte.

Die entlaufenen Aale.

Der frühere Pastor Horn in Rowe schickte einmal den Fischer Hawer mit einer Lischke Aale nach Schönwalde zu dem Gutsbesitzer Giebe. Er gab ihm einen Brief mit, in dem er ihm davon Mitteilung machte. Unterwegs schlüpfte dem Fischer ein Aal nach dem andern heraus aus der Lischke, so daß er ohne Fische ankam. „Ja, mein lieber Hawer," sagte Giebe, nachdem er den Brief gelesen, hier stehen ja aber Aale drin!" „Sehr gaut, Herr Giebe" erwiderte Hawer, „dat sei boa in sünd, denn mi sind sei alle rutkrape."

Die gefährliche Flinte.

Dem Fischer Larsch in Rowe war ein Schuß in der Flinte stecken geblieben. Kurfürsten Ludwig — Kurfürst war der Spitzname eines Besitzers*) — wurde mit der Flinte nach Schmolsin zum Uhrmacher geschickt, damit er den Schuß herausbole. Als er eine Strecke am Gardeschen See dahingegangen war, ging plötzlich die Flinte los. Ludwig fiel vor Schreck zur Erde, und als er sich wieder erholt hatte, lief er, die Flinte zurücklassend, zu Larsch zurück und sagte: „Du, Brauder, ik dachd', ik herr mi dotschate; as ik mi aber umdreid', freud' ik mi, dat mi dat Loch vom Liv' was." Er war denn auch nicht zu bewegen, die Flinte zurückzuholen, und Larsch mußte selbst hingehen.

*) Siehe: Kirche und Kirchhof in Rowe.

Die Sagen sind teilweise dem Werk: „Volkssagen und Erzählungen aus der Stadt und dem Landkreise Stolp" von Otto Knoop entnommen. Verlag Oskar Eulitz, Stolp.

Bücherschau.

Der Boden Niederdeutschlands nach seiner letzten Vereisung. Von Prof. Friedrich Solger. 155 Seiten. 51 Abbildungen im Text und auf Tafeln. Geheftet 6 RM, gebunden 8 RM. Verlag Dietrich Reimer (Ernst Vohsen), Berlin 1931.

Um die geologische Erforschung der Heimat lebendig zu erhalten, ist es nach Solgers Ansicht notwendig, jede hypothetische Deutung, an die wir uns gewöhnt haben, immer neu nachzuprüfen und zu versuchen, das geologisch Bedeutsame einfach zu sehen, wie es ist. — Die auffälligsten Erscheinungen der Geologie Norddeutschlands sind durch die diluviale Vereisung entstanden. Die ersten Hypothesen, die darüber gebildet wurden, blieben unzulänglich bewiesen bestehen, weil es der Kritik an hinreichender Schulung fehlte. Als erste Voraussetzung für diese Kritik fordert Solger, zwecks Erklärung der eiszeitlichen Vorgänge von den Formen Norddeutschlands alles in Abzug zu bringen, was seit der Eiszeit gebildet oder umgebildet worden ist. Diese Scheidung stellt er an den Anfang seines neuesten Buches, das die Schicksale des niederdeutschen Bodens nach seiner letzten Vereisung behandelt. Er schafft sich durch diese Sonderung nicht nur die Ausgangsstellung für seine Darstellung, sondern beseitigt damit überhaupt eine Reihe von Unklarheiten, räumt der Eiszeitforschung Hindernisse aus dem Wege und leistet andern Wissensgebieten, insbesondere der Klimatologie, der Biologie und der Vorgeschichte wertvolle Dienste.

Die erdgeschichtliche Forschung stellt sonst die Altersfolge von Schichtgesteinen nach den Ueberresten von eingeschlossenen Tieren und Pflanzen auf. Machen dabei einzelne ältere Ablagerungen schon Schwierigkeiten, so tun dies ganz besonders die eiszeitlichen und jüngeren, so daß die stratigraphische Forschung hier stark ergänzt werden muß durch die morphologische, die die Geländeformen nach in bestimmten Bildungs- und Umbildungszeiten wirksam gewesenen Kräften zu ordnen strebt. Die Ab- und Aufbauformen der Zeit seit seit dem Schwinden der diluvialen Vereisung, also in der Alluvialzeit, sind vornehmlich durch rinnendes Wasser, Wind und Humusbildung entstanden. Wenn Solger daraufhin das Alluvium in Abschmelzzeit, Dünenzeit und Humuszeit gliedert, so ist das nicht etwa so aufzufassen, als wenn es zur Abschmelz- und zur Dünenzeit auf dem vom Eise freigegebenen Boden noch keine Pflanzen und keine Ansammlungen von Pflanzenmoder gegeben hätte. Solche Ablagerungen sind ja bekannt und gewertet. Aber sie gaben dem Zeitalter noch nicht gleich das Gepräge; das taten vordem erst die Schmelzwasser und dann die Windwirkungen. Die Humuszeit setzt für eine Gliederung erst ein, nachdem durch Aenderung der klimatischen Verhältnisse die Humusbildung zur herrschenden Erscheinung geworden war. Die Änderungen während der Alluvialzeit werden sonst in großen Zügen aus den Mooren herausgelesen; doch ist die daraus gewonnene Einteilung in Kiefern-, Eichen- und Buchenzeit, ebenso wie die Unterscheidung einer subborealen und einer subatlantischen Zeit im allgemeinen außerhalb der Moore nicht durchzuführen. In der Nähe der Küste liegt ein Teil der Moore jetzt unter dem Meeresspiegel. Die nach der mit hereingekommenen Litorinaschnecke benannte Landsenkung gestattet im Küstengebiete die Unterscheidung einer älteren und einer jüngeren Humuszeit. In dem jüngsten Abschnitt der letzteren macht sich das umgestaltende Wirken des Menschen so sehr bemerkbar, daß Solger diese durch den Menschen abgeänderte jüngste Humuszeit als Kulturzeit besonders bezeichnet. Diese natürliche Gliederung des norddeutschen Alluviums in Abschmelzzeit, Dünenzeit, ältere, jüngere Humuszeit und Kulturzeit erweist sich bei der Anwendung (und die erfolgt eben in dem vorliegenden Buch) als viel fruchtbarer als die von den nordischen Ländern übernommene in Yoldia-, Ancylus- und Litorinazeit, die sich auf unsere Landflächen nur unter willkürlichen und verwickelten Annahmen übertragen läßt. — Von der Gegenwart aus rückwärtsschreitend weist der Verfasser die Veränderungen des niederdeutschen Bodens in den von ihm herausgestellten Zeitaltern nach, mit der Kulturzeit also beginnend. Kunststraßen, Eisenbahnen, Kanäle, Einebnung der Wohnplätze, Einsenkung von Fundamenten, Bedeckung großer Flächen mit Siedlungen, Tagbauten, Gruben und Schutthalden des Bergbaues, Flugsandbefestigung, Uferschutz durch Deiche und Buhnenbauten, Häfen und Molen, Geradelegung und Aufstauung von Flüssen und Bächen, Entwässerung der Moore und anderes Menschenwerk machen zwar einen sehr sinnfälligen aber im Vergleich zum Pflanzenbau nur geringen Teil der geologischen Tätigkeit des Menschen aus. In der Absicht, den Ackerbau zu fördern, wendet sich die Forschung neuerdings mit großem Eifer der Bodenkunde zu. Solger gibt ihr wichtige Gesichtspunkte. —

In dem Abschnitte über die Humuszeit überschaut er die Humusbildung nach ihrer räumlichen und zeitlichen Verteilung. Allgemein verbreitet ist in Norddeutschland eine gewisse Beimengung von Humusstoffen zu den obersten Bodenschichten. Nur unter besonderen Bedingungen steigert sie sich bis zur Auflagerung von Torf, also zur Bildung von Mooren. Der Verfasser erörtert diese Vorgänge, auch die der Bleichsand- und Ortsteinbildung, von dem gegenwärtigen Stande der Forschung aus und behandelt darauf die Ablagerungen in den Seen, sowie Erosionen und Deltabildungen der Flüsse zur Humuszeit. Daß dabei die Verhältnisse im Gebiet der unteren Oder eine besondere Beachtung gefunden haben, ist für unsere Heimatkundler erfreulich, wie auch die ausführliche Darstellung der Vorgänge an unserer langen, schönen Küstenstrecke in der sich anschließenden Abhandlung über die Entwicklung der deutschen Meeresküsten. Die Entstehung der Steilufer, die Verfrachtung des Sandes, die Bildung der Küstendünen, der Nehrungen, die Dünenzerstörung werden einwandfrei erklärt, und wo das Wort nicht Klarheit schaffen kann, greift Solger zum Stift und zeichnet hier, wie auch in den andern Teilen des Buches, Blockskizzen geradezu vollendeter Art, die das ablenkende Beiwerk ausschalten und den in Frage stehenden Vorgang, und nur den, mit der größten Deutlichkeit herausstellen. Die klareren und leichter deutbaren Verhältnisse der deutschen Ostseeküste geben bei dem Versuche, die schwierigen geologischen Verhältnisse an der Nordsee endlich einmal zu entwirren, die Richtzeichen her. Für beide Meere bringt der Verfasser, der die Erscheinungen an unsern Küsten schon 1910 in seinem schönen Dünenbuch behandelt hat, ein weites und tiefes Wissen auf, auch geschichtlicher Art, das er bei der Darstellung meisterhaft zu formen weiß. Auf den vom Eise verlassenen Landflächen mußten die losen Bestandteile, ehe der Pflanzenwuchs sie erobern und festlegen konnte, ein Spielzeug der Winde werden. Solger hat in früheren Veröffentlichungen, z. B. auch in den eben erst erwähnten Dünenbuch, den Nachweis zu erbringen versucht, daß die in der Dünenzeit aufgehäuften Inlanddünen durch kalte und trockene Ostwinde entstanden seien und ihre jetzige sanft ansteigende West-(Luv-) und steil abfallende Ost-(Lee-)seite erst beim Umbau nach Herstellung unserer jetzigen Witterungsverhältnisse durch westliche Winde erhalten hätten. Der Kampf mit der Gegnerschaft hat den Forscher zur Fortsetzung seiner Studien, insbesondere zur Prüfung aller einschlägigen Geländeanschnitte, veranlaßt und ihm die Möglichkeit gegeben, seine Auffassung unumstößlich sicher zu unterbauen. Seine jetzige Darstellung der Dünenzeit ist also der Niederschlag einer langen Arbeit.

Zuletzt geht es in dem Buche um die wundeste Stelle der Geologie Norddeutschlands, um das Fluß-

netz der Abschmelzzeit. Hier kann nur ein ganz guter Kenner und Deuter der Ablagerungen und der Bodenformen — und das ist Solger — verläßliche Aussagen machen. Er sagt dabei aber auch, daß vieles nicht einwandfrei erschlossen ist. Ein sorgsam aufgestelltes Schriften-, sowie ein Namen- und Ortsverzeichnis beschließen das Buch, aus dem es wie ein frischer Wind in die reichlich abgestandene Diluvial- und Alluvialgeologie des norddeutschen Tieflandes bläst. Es ist mir Gewissenspflicht, die Buch aufs wärmste zu empfehlen, insbesondere unsern pommerschen Heimatkundlern.

R. Richter.

Pommern, das Grenzland am Meer. Herausgegeben von Dr. Erich Murawski und Erwin Stein. Deutscher Kommunalverlag G. m. b. H., Berlin-Friedenau. 1931. Preis geb. 8.— RM.

In einem geschmackvoll-gediegenen, blau-silbernen Einbande nach einem Entwurf der Werkschule für gestaltende Arbeit in Stettin bietet sich uns ein anspruchsvolles Buch dar. Als eigentlicher Herausgeber erscheint „Die Spitze der Selbstverwaltung der Provinz", und so nur wird es verständlich, wenn uns beim Aufschlagen zuerst ein Lichtbild der repräsentativen Gebäude der Stettiner Hakenterrasse begegnet. Mit dem Grenzland am Meer hat dieses Bild weniger zu tun, mehr aber mit diesem eigentümlich zwiespältigen Buch von „oben herab." — Zuerst ist da unverkennbar ein guter Wille bei Herausgebern und Mitarbeitern. Zu zweit eine wenig gelungene Einigkeit der beiden verantwortlichen Herausgeber. Man kann sich kein rechtes Publikum denken für das Buch; das liegt daran, daß der Wirtschafts- und Kommunalpolitiker die 3—4 wirklich einschlägigen Artikel mit 8.— RM. zu teuer bezahlt. Der Heimatfreund, oder wie der Herr Landeshauptmann von Pommern es sich denkt, der Besucher Pommerns oder der Fremdling aus dem Reich wird in den allerseltensten Fällen für die nüchtern sachlichen Wirtschaftsstatistiken, oft ganz spezieller Natur, Interesse aufbringen. Daher steht dieses Buch leider auf einer unangenehmen Scheide, und die Herausgeber haben nicht vermocht, einen einheitlichen Willen, der zweifellos diesem Buch der Präsidenten, Syndici, Bürgermeister, Professoren, Geheimräte und Exminister zu Grunde lag, einheitlich in Wirkung zu setzen. So darf bezweifelt werden, ob die Absicht des Buches, deren wir uns im Interesse unserer bedrängten Heimat gern versichert hätten, sich auswirken wird.

Auch der optische Eindruck des Buches befriedigt nicht. Die Bildformate sind denkbar ungleich, sie über- oder unterschneiden die doppelspaltige Seite und schaffen im Verein mit großen Weißflächen einen unruhigen Eindruck. Ein romantisches Bildmotiv, wie die Kirchenruine in Hoff im Verein mit eisengerüstigen Industriebauten beweist, daß hier zwei Seelen am Werke waren. Die Bildauswahl ist manchmal lieblos, mehr zufällig als charakteristisch, phototechnisch oft mangelhaft. Auf eine statistische Uebersicht über Pommern folgt unmittelbar unser schönes, aber doch reichlich gefühlvolles Pommernlied. Selbst die redaktionelle Arbeit ist nicht sorgfältig genug vorgenommen worden. Muß man fast auf jeder Seite einen Druckfehler finden? Die Einwohnerzahlen von Stralsund und Stolp werden einmal mit 43 000 und 44 000 angegeben, an anderer Stelle um ca. 3000 Einwohner kleiner. Weshalb gehen viele Statistiken (in unserer schnellebigen Zeit) nur bis 1929 in einem Buch, das Mitte 1931 erscheint. Dagegen was auch dem Nichtwirtschafts- oder Kommunalwissenschaftler leicht und drastisch eingeht, bildmäßig eingekleidete Statistiken und Diagramme, fehlen gänzlich. Daß das Buch in einer Art Reklame- oder Inseratensammlung versandet, ist auch nicht gerade ein Vorteil. Man kann es noch verstehen, wenn Gammin für sein Solbad wirbt, aber garnicht, weshalb der Bürgermeister von Naugard mit der fröhlichen Unberührtheit hinterpommerscher Kleinstädterei an den schweren Aufgaben der Kommunen vorbeiplaudert. —

Die Beiträge sind, was den Gehalt betrifft, sehr ungleichartig. Einige kürzere zeugen von nicht allzugroßer Hingabe an den behandelten Gegenstand, sie bleiben nicht nur an der Oberfläche, sondern sind auch nüchtern und unvollständig. Andere dagegen sind wirklich aufschlußreich, sie führen an den Kern der Probleme und zeugen von tiefgründiger Sachkenntnis. Da wäre unter den Beiträgen allgemeiner Art zu nennen: „Pommerns Küsten und Grenzlandlage", „Pommerns Boden als Kraftquelle", „Geschichtliche und politische Entwicklung Pommerns". Lebhaft geschrieben und überraschend zu lesen ist Karla Königs Beitrag: „Pommern im Geistesleben Deutschlands". Inhaltlich und stilistisch wertvoll ist die Darstellung der „Kulturaufgaben der pommerschen Kommunalverwaltungen". Die herzhaft freimütige Analyse des pommerschen Volkscharakters mit seinen Hemmungen sollte niemand überlesen, der die Hebelpunkte der Abwende und Aenderung sucht. Recht wertvoll, auch in allgemein politischer Bedeutung, ist der Aufsatz: „Oderschiffahrt und Ostwirtschaft". Die meisten anderen Beiträge über Städte, Landgemeinden, Landwirtschaft, Fischerei, Wohlfahrtswesen, Selbstverwaltung versuchen sachlich in knappem Rahmen, wenigstens in der Uebersicht das Notwendigste herauszustellen. Vielen dieser von leitenden Persönlichkeiten geschriebenen Darstellungen haftet ein gesunder Optimismus von Amts wegen an; leider trifft er nicht immer die Sache und sucht Härten zu verschleiern und Leerläufe zu verdecken. Ein Beispiel solcher illusionistischen Auffassung ist der Beitrag über „Das Handwerk in Pommern". Mit einem beängstigenden Optimismus wird hier am brennenden Niederbruch eines ganzen Volksteiles vorbeigegangen. Wohl selten brach ein Stand so hoffnungslos und ohne marktschreierischen Lärm zusammen; kein Stand ist von Wohlfahrt und Staat. Förderung so enthöhlt wie unser Handwerk. Daß man Beiträge über Kreditwesen, Elektrizitätsversorgung u. A. überschlägt, wer mag es verübeln. —

In Summa ein Buch, das dem ernstlich Forschenden mancherlei Aufschlüsse und Einsichten in die pommersche Wirtschaftsstruktur und die Kulturverhältnisse vermitteln kann, aber doch wie eine Hoffnung ist, die enttäuscht. G.

Zusammenbruch und Wiederaufbau 1806/7.

Fast ein Jahrzehnt ist verstrichen, seitdem der letzte Band der Publikationen aus den preußischen Staatsarchiven im Leipziger Verlage S. Hirzel erschien und Preußens Staatsverträge aus der Regierungszeit König Friedrichs I. der Oeffentlichkeit unterbreitete. Jetzt kann uns ihr neuer Generaldirektor Professor Dr. A. Brackmann den 93. Band vorlegen, den ersten einer großen schon im Weltkriege vorbereiteten Publikation „Die Reorganisation des preußischen Staates unter Stein und Hardenberg." Er leitet den die allgemeine Verwaltungs- und Behördenreform behandelnden ersten Teil ein. Er führt vom Beginn des offenen Kampfes gegen die Kabinettsregierung im April 1806 bis zum Wiedereintritt des Freiherrn vom Stein ins Ministerium. „Der Minister vom Stein ist soeben hier eingetroffen" — schreibt König Friedrich Wilhelm III. am 2. Oktober 1807 in Memel an den nach Riga geflüchteten Freiherrn v. Hardenberg, dem er für die Uebersendung seiner großen Denkschrift dankt, — „ich hoffe und wünsche, daß Ihre Ideen mit den seinigen, wenigstens was die Hauptpunkte betrifft, übereinstimmen mögen und daß seine kraftvolle Geschäftsführung das Chaotische unseres jetzigen Zustandes baldigst zu ordnen imstande sein möge, wenn anders die äußeren Konjunkturen keine neuen Hindernisse herbeiführen." Es ist das letzte — 263. — Aktenstück dieses von Staatsarchivrat Dr. Georg Winter mustergültig edierten Bandes, zu dem Staats- und Privatarchive Beiträge, auch viel noch unbekanntes Material, geliefert haben.

Der unmittelbare und der nächste Nachfolger Friedrichs des Großen waren keine Könige von Gottes

Gnaden. „Schüchtern", — so charakterisiert sie Hardenberg 1808 — Friedrich Wilhelm II., schüchtern und furchtsam Friedrich Wilhelm III. Das Selbstgefühl, das Vertrauen auf eigene Kraft wurden bei beiden so wie bei so vielen anderen Zeitgenossen Friedrichs erstickt, und ihn wird also immer der Vorwurf treffen, seine eigene Größe und seinen Nachruhm zu ausschließlich zum Zweck gehabt, die Menschen zu sehr verachtet und als seine Maschinen angesehen, dadurch das Maschinenmäßige im Staatsdienst fest begründet und insbesondere für die Bildung seiner Nachfolger gar nicht gesorgt zu haben". „Mit einem sehr geraden Sinn und großem Gefühl für Rechtlichkeit will Friedrich Wilhelm III. das Gute, aber das Mißtrauen, das er in sich selbst setzt, seine zu große Bescheidenheit und Abneigung, in wichtigen Dingen aus eigener Kraft und nach eigenem Willen zu handeln, haben ihn nicht selten verleitet, der Klugheit, die auf Arglist und Betrug gebaut ist, einen hohen Wert beizulegen und sie in Männern zu sehr zu ehren, bei denen Rechtschaffenheit und Moralität ganz fehlte, das wichtigste Interesse seines Staates diesen vorzüglich und ganz anzuvertrauen und sogar zu gestatten, daß gegen andere falsch gehandelt und daß sie in den Geschäften getäuscht wurden. Einfach, höchst einfach in seinem Aeußerlichen sowie in seinem ganzen Geschmack und seiner Lebensart, zu einfach für einen König, weil auf dem Thron Einfachheit nur mit sehr großer Kraft verbunden heilsam wirkt, vermeidet er es, so sehr er kann, Menschen zu sehen, die nicht zu seinem gewöhnlichen häuslichen Zirkel gehören. Jede Ausnahme kostet ihm Zwang, und er äußert diesen oft auf eine keinen guten Eindruck machende Art, die noch nachteiliger gewirkt haben würde, wenn ihn nicht die Königin, die ihn fast überall begleitete, durch ihre unnachahmliche Huld gemildert hätte." Luise spendet Hardenberg mit Recht hohes Lob. „Nur die schwärzeste Verleumdung hat die Tugend der Königin antasten können. Sie ist nicht von weiblicher Eitelkeit frei gewesen, sie liebte Vergnügungen, aber nie wurde sie dadurch von der Pflicht abgeleitet, ja wie oft brachte sie das, was ihr Freude gemacht haben würde, den Eigenheiten ihres Gemahls zum willigen Opfer!"

Der böse Geist Preußens verkörperte sich nach Hardenbergs, Steins, Altensteins, Rüchels, Massenbachs, Blüchers und anderer Meinung in den Kabinettsräten Lombard und Beyme, in dem Generaladjutanten v. Köckritz und in dem Grafen Haugwitz. Schon seit dem April 1806 bekämpften sie sie offen und forderten ihre Beseitigung und die Einsetzung eines verantwortlichen Staatsrats. „Das Kabinett", — hielt Generalleutnant v. Rüchel am 31. August Friedrich Wilhelm dem Dritten vor — „für nichts verantwortlich, weil der geheiligte Name E. K. M. ihre Arbeiten deckt, zieht eine kalte Scheidewand zwischen E. K. M. höchsten Person, ihren ersten Staatsdienern und dem Volke." Vergebliches Bemühen. Der König blieb unbelehrbar. Weg mit solchen Gedanken! antwortete er Rüchel. Ihr müßt Vertrauen haben zur Regierung und es überall fördern. Unmittelbar darauf brach der Krieg aus, wurden die Preußen am 14. Oktober bei Jena und Auerstedt geschlagen, kam über den Staat Friedrichs des Großen eine Katastrophe sondergleichen. Die Armee schmolz dahin, Festung auf Festung ergab sich, hohe und höchste Beamte stellten sich Napoleon zur Verfügung. Die Stettiner Kammer — berichtete Oberst v. Lucadou, der Kommandant von Kolberg — schreibe zum Besten des Feindes nicht nur in den okkupierten, sondern auch in den unbesetzten Orten (so auch in Kolberg) Requisitionen aus und fordere alle Beamten nach Stettin, um den Franzosen Treue zu schwören. Eine Kabinettsordre vom 28. November 1806 führte Klage darüber, „daß Landräte und Beamte in nicht okkupierten Kreisen und Aemtern — wie die Anlagen aus Hinterpommern beweisen — dem Feinde gegen ihren Landesherrn dienen und dem Staate die Mittel zur Verteidigung entziehen und dem Feinde zuführen." Eine 4 Tage spätere Kabinettsordre forderte scharfe Bestrafung der Treulosen. Wer dem Feinde irgendeine Eidespflicht gegen König und Vaterland leistet, der macht sich selbst ehr- und rechtlos. Dagegen noch Formen beachten zu wollen, würde die größte Schwäche sein".

Aber Unglück kann auch Kräfte wecken. Starke übernehmen die Führung und spornen andere an, das Letzte herzugeben, damit das Boot nicht kentert. Ende Januar 1807 trat in Kolberg eine Pommersche interimistische Kriegs- und Domänenkammer in Wirksamkeit zur Rettung der Landesrevenüen und zur Hintertreibung entgegenstehender Anordnungen der Franzosen und der Stettiner Kammer; die interimistische Kammer blieb bis Anfang Juni 1807 in Tätigkeit und löste sich dann beim Fortschreiten der Belagerung Kolbergs auf; ihre Mitglieder gingen größtenteils in die nach dem Tilsitzer Frieden vom Kammerdirektor Gruner auf Anordnung Blüchers in Treptow a. R. errichtete interimistische Kammer über. Vor allem aber kam nun endlich frisches Leben auch in die Zentrale. Selbst ein Friedrich Wilhelm III. sah jetzt ein, daß es so wie bisher nicht weitergehe, daß er und seine Kabinettsräte allein nicht imstande seien, das Schicksal zu wenden. „Einheit und Schnelligkeit" — so eine eigenhändige Niederschrift des Königs vom 17. Dezember 1806 — „wird mit der interimistischen Uebertragung der oberen Geschäftsführung an 3 Personen erstrebt. So viel als tunlich müssen diese 3 Personen sich in meiner Nähe aufhalten, um erforderlichenfalls sich sofort bei mir versammeln zu können. Der Geh. Rat Beyme ist als Protokollführer oder Sekretär anzusehen, der bei einer jedesmaligen Zusammenkunft gegenwärtig ist, um im Fall es notwendig wäre, sogleich die Ausfertigungen aufsetzen zu können". Stein, nebst Rüchel und Zastrow zu Mitgliedern dieses dreigliedrigen Konseils ausersehen, wollte, da Lombard den Abschied bekam, von einer weiteren Verwendung Beymes nichts wissen, führte einen königlichen Befehl nicht aus und wurde Anfang Januar von dem entrüsteten Monarchen in ungnädigster Weise entlassen. Friedrich Wilhelm III. brachte die Kraft, sich von Beyme zu trennen, noch nicht auf, bestimmte aber am 11. März, daß die Minister Voß, Hardenberg, Schroetter und Zastrow sich täglich bei ihm im Kabinett einzufinden hätten, und sagte, als Hardenberg auf Napoleons Wunsch scheiden mußte, ihm zu, Stein als Premierminister zu berufen. „Gott wird Sie dafür segnen", — schrieb Fürst Wittgenstein am 17. August 1807 an Hardenberg — „wenn Ihre Absicht erreicht und der Minister vom Stein dem Dienst des Königs wiedergegeben wird. Ich erwarte seine Antwort mit großer Ungeduld; er ist allein imstande, die Finanzen zu erhalten und den Staat vor dem gänzlichen Untergang zu retten". Stein sagte zu. Anfang Oktober traf er in Memel ein. Beymes Entlassung konnte er noch nicht sogleich durchsetzen. Der Verhaßte wohnte den Vorträgen der Minister beim König noch einige Monate bei, freilich nur in Sachen, die Stein selbst ihm zuwies. Erst im Juni 1808 verließ der zum Präsidenten des Kammergerichts Ernannte den Hof und siedelte nach Berlin über. Das Kabinett in seiner alten unseligen Gestalt existierte nicht mehr.

Eine Fülle von Vorschlägen zur Reorganisation Preußens strömte vor und nach dem Friedensschluß auf Friedrich Wilhelm III. ein. Steins Nassauer, Hardenbergs Rigaer, Altensteins noch umfangreichere Denkschrift vom September 1807 die andern qualitativ und quantitativ überragend. Ein hoher Genuß, sie von neuem zu lesen. Wie reines Quellwasser sprudelt es hervor, geist- und temperamentvoll, zuversichtlich, reformfreudig. „Die neue Verwaltung muß nicht das Alte herstellen wollen, sondern das Bessere neu schaffen, damit nicht auch der Rest des morschen Gebäudes zusammenstürze" — so der Geh. Oberfinanzrat v. Klewitz. „Stockung ist Zurückgang, Hang zur Fäulnis. Bei der jetzigen Regierung entstand sie aus Mangel an Charakter, aus halben Maßregeln, aus Eigendünkel und

Egoismus der Kabinettsräte und einzelner ihnen frönenden Minister" — so Hardenberg. „Wenn die Idee der höchsten Kraftäußerung nicht bloß zum Zerstören, sondern zum Schaffen des höchsten Gutes der Menschheit das leitende Prinzip wird, so wird auch die Revolution im Innern und Aeußern mit Ordnung vollzogen, ohne Nachsicht und mit der größtmöglichen Kraft das Schwache und Unhaltbare zerstört, allein sogleich Ordnung hergestellt, auf Erhaltung der Gerechtigkeit gehalten und das Aufschwingen zur Moralität und das Streben nach Religiosität durch Setzung aller hierzu erforderlichen Bedingungen begünstigt. Wahre Freiheit, Kultur, Wissenschaften und Künste sind in ihrem Gefolge, nicht als Mittel zum Zweck, sondern natürlich folgend — so Altenstein. Der Freiherr Karl vom Stein aber, sittlich der Größte von ihnen allen, sollte nun in die Wege leiten und wenigstens zum Teil zur Ausführung bringen, was er als Programm in der Nassauer Denkschrift niedergelegt hatte und am 8. Dezember 1807 an Hardenberg schreiben sollte: „Ich halte es für wichtig, die Fesseln zu zerbrechen, durch welche die Bürokratie den Aufschwung der menschlichen Tätigkeit hemmt, jenen Geist der Habsucht, des schmutzigen Vorteils, jene Anhänglichkeit aus Mechanische zu zerstören, die diese Regierungsform beherrschen. Man muß die Nation daran gewöhnen, ihre eigenen Geschäfte zu verwalten und aus jenem Zustand der Kindheit herauszutreten, in dem eine immer unruhige, immer dienstfertige Regierung die Menschen halten will. Der Uebergang aus dem alten Zustand der Dinge in eine neue Ordnung darf nicht zu hastig sein, und man muß die Menschen nach und nach an selbständiges Handeln gewöhnen, ehe man sie zu großen Versammlungen beruft und ihnen große Interessen zur Diskussion anvertraut." Bauernbefreiung, Städteordnung, Kreistage, Provinziallandtage lagen auf diesem zu einer Konstitution führenden Wege.

Die Leser der Kolberger Zeitung werden insbesondere noch die Leitsätze für ein Retablissement der Provinz Preußen interessieren, welche der Geh. Oberfinanzrat Theodor v. Schön Altenstein am 25. Februar 1807 zusendet: „1. Man entferne alles, was den Wert der Güter bisher verkleinert hat, 2. wende einige positive Erhöhungsmittel des Werts, die dem Staate nichts kosten, ihm im Gegenteil wohltätig sind, an und 3. abstrahiere von der tollen und abermals tollen Meinung, daß durchaus der Herr von A. oder der Herr von B. oder der Herr von C., nicht aber der Herr A., der Herr B. oder der Herr C. gewisse Grundstücke haben müsse. Man wird mit der Armee und mit dem Adel kommen, aber Freund! darüber darf ich doch nichts erst schreiben. Ich bin vollkommen überzeugt, daß, wenn diese Grundsätze aufgestellt werden, das Land in wenigen Jahren in einem ungleich besseren Zustande als jetzt ist. Herr von X. und von Tz. wird wohl kein Gut mehr haben, aber auf ebendem Gut wird Herr W. und Herr M. in einem Palaste wohnen und da Weizen bauen, wo jetzt kein Schwein satt werden kann. Der größte Teil des Adels wird dadurch gerettet, denn ihre Güter werden einen höheren Wert als bisher bekommen, und dadurch bekommen sie entweder mehr Kredit oder einen baren Kaufschilling, mit dem sie eine kleinere Wirtschaft anfangen können. So bekommen wir auch allmählich den Adel fort, und es muß Licht und Leben in das Volk kommen. Hätte Friedrich II. so in Pommern operiert, die wüsten Strecken wären gewiß nicht mehr da. Jetzt hat er Pferde, Vieh, Geld geschenkt, und es ist noch alles wüste . . . Sehr heilsam könnte die Regel sein, daß, wer alle seine Einsassen aus der Untertänigkeit erließe, mit den ihm heimfallenden Bauernhöfen machen könne, was er wolle. Es ist abscheulich, daß man in einer so göttlichen Sache, wie die Aufhebung der Untertänigkeit ist, noch von Staatswegen Bedingungen stellen und nicht gerade als Gewissenssachen jedem sagen kann: hier gilt keine Sklaverei: Auerstedt ist eine Folge derselben."

Genug der Proben aus diesem dem Andenken Steins gewidmeten, an Anregungen überreichen ersten Bande! Vivant Sequentes! Historiker und Politiker, Fachmänner und Laien werden immer wieder gern zu ihm greifen. Universitätsprof. Dr. Paul Haake, Berlin.

Die Lösung des Jomsburgproblems.

In Heft 3 von „Unser Pommerland" nimmt Leutz-Spitta für sich in Anspruch, als Erster Vineta an der Peenemündung entdeckt, so wie er jetzt glaubt, den Svolder gefunden zu haben. Er betritt allerdings sehr schwankenden Boden, muß er sich doch in Heft 5 von „Unser Pommerland" selbst berichtigen. Das ist allerdings leicht erklärlich; geht er doch vorwiegend auf eine Quelle zurück, deren sagenhafter Charakter von der Wissenschaft festgestellt ist, die also in keiner Weise zur Lösung eines „Problems" herangezogen werden kann. Die zahlreichen andern Quellen fallen bei ihm fast ganz aus oder werden nur gestreift. Es muß auch einmal scharf festgestellt werden, daß es sich nicht lohnt, mit seinen Ausführungen sich wissenschaftlich auseinanderzusetzen. Der Fehler von Leutz-Spitta liegt vor allem in der mangelnden Quellenkritik. Und ebenso unsicher ist der Boden, wenn er auf die nur *möglich*e erdgeschichtliche Entwicklung zurückgreift. Gänzlich unhaltbar sind seine Anschauungen über die Entwicklung in der Swinemündungsfrage. Das Selbstbewußtsein über eine Leistung ist hier unberechtigt. Leutz-Spitta hat nach meiner Auffassung Vineta *nicht* entdeckt.

Die Jomsburg zwischen Ahlbeck und Heringsdorf entdeckt zu haben, beansprucht Domizlaff. Aber diese Ansicht ist ähnlich unhaltbar wie die von Leutz-Spitta. Gewiß, in der Bucht zwischen Ahlbeck und Heringsdorf wäre ein Wikingerhafen für 300 Schiffe gut denkbar; aber wieviel solcher Stellen eigneten sich an der ganzen pommerschen und mecklenburgischen Küste nicht genau so gut? Erstes Erfordernis eines Forschers in dieser Frage ist, sich an die schriftlichen Ueberlieferungen zu halten.

Das haben auch die Vorgeschichtler vergessen, die, wie Schuchhardt und Petzsch, Vineta an der Peenemündung suchten. (Anders Larsen). Man hat nicht beachtet, daß die Vorgeschichte hier nur Hilfsstellung geben, nicht aber die Frage entscheiden kann. Das geht auch daraus hervor, daß ein sehr namhafter Vorgeschichtsforscher, Robert Beltz, auf Grund der vorgeschichtlichen Funde für Wollin als Vineta eintritt. Allein vermag die Vorgeschichte die Vinetafrage nicht zu lösen.

Was soll man noch zu solchen Ansichten sagen, die, gedruckt in einer großen Zeitung, für ein Vineta an der Dievenowmündung eintreten?

Einen Schritt vorwärts zur Lösung unseres Problems geht Walter Baetke in „Unser Pommerland" (1926); aber den entscheidenden Schritt hat jüngsthin der Vertreter für mittelalterliche Geschichte an unser Pommernhochschule, Prof. A. *Hofmeister*, getan in einer Schrift: *Der Kampf um die Ostsee vom 9. bis 12. Jahrhundert. Greifswalder Universitätsreden 1929.* (Verlag L. Bamberg). *Greifswald 1931.*

Mit Recht betont Hofmeister: Die Frage Jomsburg — Jumne — Julin — Vineta ist zunächst lediglich eine Frage der philologisch-historischen Quellenkritik. Nur wenn man mit ihrer Hilfe das Verhältnis aller verschiedenen Formen der Ueberlieferung im Zusammenhang sich klar macht, kommt man auf festen Boden. Und: nachdem rein durch philologisch-historische Quellenkritik der sichere Grund gewonnen ist, kann und muß nun die Sachkritik und die Arbeit des Spatens einsetzen, allerdings *in und um Wollin*.

Jomsburg und Julinum sind nur zwei Namen für ein und dieselbe Sache. Die nordische Ueberlieferung kennt nur einen Ort, der lateinisch wie in Deutschland (in den Biographien Ottos von Bamberg) fast ausnahmslos Julinum heißt. Julinum ist gleich Jomsburg, genau so wie die nordischen Schriftsteller für Kammin Steinborg oder für Stettin Burstaborg schreiben. Das Jumne des Adam von Bremen ist eine latinisierte

Form von Jomsburg, was daraus hervorgeht, daß Adam den großen Handelsplatz im Norden entsprechend wie die Biographen Ottos von Bamberg und im 10. Jahrhundert Ibrâhîm ibn Ja'qûb schildert.

Bei dem guten Bosauer Pfarrer Helmold ist 100 Jahre nach Adam aus Jumne Jumneta geworden, und Helmolds Abschreiber und Ausschreiber haben daraus Vinneta, Vineta gebildet. Helmold wußte nichts mehr mit der Riesenstadt im Norden anzufangen, weil er von ihr zu seiner Zeit nichts erfahren hatte. So mußte sie untergegangen sein. Und die getreuen Abschreiber sind ihm gefolgt. Hier scheint mir die schwächste Stelle der Schrift von Hofmeister zu sein. Das ändert aber nichts an seinen Ergebnissen. Und wenn sich Vorgeschichtler und Historiker zusammenfänden, um gemeinsam bei Wollin zu untersuchen, ob die Ausführungen Hofmeisters richtig sind, so wäre das zu begrüßen. Aus meiner Ortskenntnis von Wollin nehme ich an, daß auf Grund der vorgeschichtlichen Funde die heutige Stadt bei weitem nicht den Umfang der früheren erreicht. Man stelle aber nicht nur Grabungen an e i n e r Stelle an, greife zurück auf Stubenrauch — Schumann — Virchow und grabe am Silberberg, am Galgenberg und auf dem Boden der heutigen Stadt. Vielleicht entdeckt man dann eine der größten vorgeschichtlichen Siedelungen unseres Nordens. Dr. Oskar Eggert.

Rundschau.

Vom Pommernbund in Berlin.

Der „Pommernbund zur Förderung heimatlicher Kunst und Art in Berlin" leitete nach der Sommerpause am 17. September die Reihe seiner diesjährigen Veranstaltungen mit einem Ehrenabend für sein weit über die pommersche Heimat hinaus hochverehrtes Mitglied, die bekannte Schriftstellerin Anna von Bonin ein, welche sich unter dem Pseudonym „Hans Werder" seit langem einen ersten Platz unter den deutschen Erzählern erobert hat. Kammergerichtsrat Gribel schilderte in überaus anschaulicher Weise das Leben und Wirken dieses jüngsten Ehrenmitgliedes des Pommernbundes, welches in Brotzen (Kreis Stolp) am 8. September 1856 das Licht der Welt erblickte und sehr oft mit Fürst Otto v. Bismarck auf dem Nachbargute Varzin in Berührung kam. Aus der Fülle ihrer Werke erwähnte Gribel mit kurzer, aber treffender Inhaltsangabe „An rauhen Waffern", „Christophorus", „Der Pommernherzog", „Der wilde Reutlinger", „Die Sonntagskinder", „Schwertklingen", „Tiefer als der Tag gedacht" und „Junker Jürgen", welch letzteres mehrere Auflagen erlebte. Von Jugend auf brachte Anna von Bonin auch der Musik größtes Interesse entgegen, sie gehört zu den regelmäßigen Bayreuthbesucherinnen. Als 75-jährige arbeitet sie an einem neuen Werk „Heimatflammen". Ein Kapitel dieses noch unveröffentlichten Werkes, in welchem uns Anna von Bonin, die Nichte Bismarcks, als Frau von Bruneck ihre vorjährige Begegnung mit dem Diktator Italiens, Mussolini, in packender Schilderung vor Augen führt, trug Studienrat Dr. Hinze wirkungsvoll vor.

Musikalisch umrahmt war der Heimatabend von meisterhaften Violinvorträgen des Kammergerichtsrats Gribel, in liebenswürdiger Weise und feinsinnig von Frau Geheimrat Lochner am Flügel begleitet. Nach Schluß der eigentlichen Feier hielt Justizrat Eschenbach noch einen interessanten Vortrag über Italiens Land und Bewohner und Mussolinis Leben, wobei er durch seine häufigen Italienreisen aus eigener Erfahrung schöpfen konnte. Reicher Beifall dankte allen Vortragenden.

4. Stiftungsfest der Spandauer Pommern.

Der Spandauer Pommernverein feierte am Sonnabend, dem 15. August, in der Neuen Welt in Spandau sein 4. Stiftungsfest. Wegen der trostlosen Wirtschaftslage war allgemein mit einem schwachen Besuch gerechnet worden. Der mit den Pommernfarben geschmückte Festsaal war jedoch bis auf den letzten Platz gefüllt, ein neuer Beweis dafür, daß die Spandauer Pommern treu zu ihrer Fahne stehen. Von befreundeten Vereinen und Korporationen hatten der Pommernverein in Halle, der Verein der Bütower in Berlin, der Verein der Nummelsburger in Berlin, der Verein der Ueckermünder in Berlin, der Pommernverein in Nowawes, der Pommernbund in Neu-Ruppin, der Verein der Schlesier in Spandau, der Bezirksverein Amalienhof, die Gesangsvereinigung Heimatklänge und das 3. Bataillon des Reichswehr-Regts. 9 in Spandau Abordnungen entsandt. Die Grüße der Stadt Stralsund, in der vor wenigen Wochen die diesjährige Reichspommerntagung abgehalten wurde, überbrachte der Stadtverordnete Panther. Nach einigen auserlesenen Konzertstücken begrüßte der 1. Vorsitzende, Ldsm. Neise, die Festversammlung und tat einen kurzen Rückblick auf das vollendete 4. Geschäftsjahr des Vereins. Er dankte allen, die durch tatkräftige Mitarbeit dazu beigetragen haben, daß der Verein das 4. Geschäftsjahr mit einem so guten Erfolg abschließen konnte, und gab gleichzeitig der Erwartung Ausdruck, daß sich im neuen Geschäftsjahr auch die noch abseits stehenden Landsleute dem Verein anschließen und mithelfen möchten, daß pommersche Art und Sitte erhalten bleiben. Es folgte dann der gemeinsame Gesang des von Landsmann Neise nach Text und Melodie verfaßten Pommernliedes „Heil dir, mein Pommerland". Die Festrede hielt der Bundesvorsitzende, Dr. med. Ernst Klindt aus Halle, der zu dieser Veranstaltung eigens nach Berlin gekommen war. Auch er gedachte mit warmen Worten der fernen Heimat und der Brüder auf der väterlichen Scholle und hob in seinen weiteren Ausführungen die Reize und Schönheiten der Heimat hervor, die es jedem Pommern zurufen: „Du kannst auf deine Heimat stolz sein". Nach dem gemeinsamen Gesang des alten Pommernliedes „Wenn in stiller Stunde" war die weitere Feier der Unterhaltung gewidmet. Den Prolog sprach die Landsmännin Frl. Ackermann. Die Landsleute Krause und Schmidtsdorf jun. brachten ernste und heitere Vorträge zu Gehör und fanden damit den Beifall der Festversammlung. Den Höhepunkt des Programms bildete das Auftreten der Solotänzerin Liselotte Milhorat, die die Anwesenden durch vier ganz entzückende Tänze zu großer Begeisterung hinriß. Dann kam der Tanz zu seinem Rechte. Wilh. Damerow, 1. Schriftf.

Vom Pommern-Klub Eberswalde.

Am 22. August, abends 8 Uhr, eröffnete der 1. Vorsitzende, Ldsm. Tafelmeier, die Monatsversammlung. Nach Verlesung der Tagesordnung las der 1. Schriftführer, Ldsm. Leistikow, das Protokoll der letzten Versammlung vor, das ohne Widerspruch angenommen wurde. Aufgenommen wurden zwei Landsleute. Der 1. Vorsitzende begrüßte sie und wünschte, daß sie treu zur Fahne halten möchten. Zur weiteren Aufnahme meldete sich ein Herr, der angab, kein geborener Pommer zu sein, aber seit seinem 5. Lebensjahr in Pommern gewohnt zu haben. Ldsm. Niemann, der den Klub ins Leben gerufen hat, sprach sich ganz entschieden g e g e n eine solche Aufnahme aus und legte dem Vorstand ans Herz, genau nach dem Statut zu verfahren. Dieses besagt, daß nur Mitglieder aufgenommen werden können, die in Pommern geboren sind. Die Aufnahme wurde einstimmig abgelehnt. Der von einer Film-Verleihgesellschaft angebotene Pommern-Film wurde der schlechten wirtschaftlichen Lage und der hohen Unkosten wegen vorläufig zurückgestellt. Wegen der Stärke und des stetigen Wachsens des Klubs mußte unser Ldsm. und Klub-Wirt Bullerjahn eine bindende Zusage machen, uns zu den Versammlungen den Saal zu geben, da das Vereinszimmer sich als zu klein erwiesen hat. Schließlich wurde beschlossen, die Zeitschrift „Unser Pommerland" als Klub-Zeitschrift zu betrachten, und jedem ans Herz gelegt, dieselbe eifrig zu studieren. Die ersten Hefte

des Jahrgangs 1931 sollen nachbestellt werden. Einer Einladung des befreundeten Kupferhammer Gesangvereins „Harmonie" zu seinem 9. Stiftungsfeste wurde beschlossen, Folge zu leisten. Mit einem dreifachen Hoch auf den Pommern-Klub, die Heimatprovinz Pommern und auf die Stadt Eberswalde schloß Ldsm. Tafelmeier die gut besuchte Versammlung.

Ernst Niemann, 2. Schriftführer.

Vom Ruppiner Pommernbund.

Anstelle unserer Monatsversammlung unternahmen wir am 4. August eine Abendrundfahrt mit dem Dampfer des Ldsm. Roland, den dieser liebenswürdigerweise wieder unentgeltlich dem Pommernbund zur Verfügung stellte. Gegen 9 Uhr ging es mit dem Dampfer „Roland I" gen Altruppin und hindurch durch den schmalen, stillen Rhin mit seinen vielen angrenzenden Gärten und umsäumenden Bäumen, deren Schatten und dichtes Grün im Lichte der hin- und herüber huschenden Lichtstrahlen des Scheinwerfers so viel abwechslungsreiche, geheimnisvoll wirkende Bilder den Fahrtteilnehmern boten. Vor Neumühle Schleuse mußte gewartet werden, um alsdann nach etwa 1½ stündiger Rundfahrt in Neuruppin an der Anlegebrücke zu landen. Nach Dankesworten des Vorsitzers Bütow für Ldsm. Roland und einem dreifachen „Pommernheil" gingen alle hochbefriedigt nach Hause.

Unsere September-Monatsversammlung fand am 8. d. Mts. in unserm Vereinslokal statt und hatte einen guten Besuch sowohl von Mitgliedern als auch von Gästen aufzuweisen. Nach Verlesen der Niederschrift konnte wieder eine Anzahl Einladungen von auswärtigen Pommernvereinen bekanntgegeben werden. Leider kann ihnen nicht Folge geleistet werden mangels entsprechender Mittel. Hierauf gab der Vorsitzer einen Bericht über die 3. Reichspommerntagung in Stralsund. Die Versammlung war mit den dort gefaßten Beschlüssen einverstanden und erhofft von ihnen weiteren Zusammenschluß der Heimatvereine im Interesse der Heimatbewegung.

Unser diesjähriges Stiftungsfest soll am 17. Oktober d. J. im Strandgarten gefeiert werden. Die zu treffenden Vorbereitungen lassen erkennen, daß auch unser 2. Stiftungsfest zu einem echt landsmännischen Abend sich gestalten wird. Sechs Neuaufnahmen konnten bekanntgegeben werden. Aus den sonstigen Verhandlungen sei noch hervorgehoben, daß im Laufe des Winters der Pommernfilm hier gezeigt werden soll, und daß wir im Oktober einen Sonntagnachmittags-Ausflug mit dem Dampfer „Roland" nach Tornow unternehmen wollen, um uns der herrlichen Umgebung im Herbstschmuck zu erfreuen.

— ǯ —

Vom Pommernbund in Rostock.

Auf Sonntag, den 20. September, hatte der Pommernbund Rostock zu einer pommerschen Heimatgedenkfeier eingeladen, die dank der zielsicheren Vorbereitungen einen durchschlagenden Erfolg für unseren Bund bedeutete, — galt es doch, an diesem Abend eines der größten Männer Pommerns zu gedenken, und zwar unseres unvergeßlichen Ernst Moritz Arndt. In dem großen Saal von Mahn und Ohlerichs Keller fanden sich die Landsleute mit ihren Angehörigen und Gästen, rund 300 Personen, zusammen. Der Einladung hatten ferner Folge geleistet der Oberbürgermeister der Stadt Rostock, Landsmann Dr. Grabow, und Landsmann Pastor Schröder aus Reinberg bei Grimmen. Ferner war Landsmann Max Grafe aus Berlin anwesend. Offiziell waren ferner vertreten der Bund der heimattreuen Ost- und Westpreußen, die Landsmannschaft der Niedersachsen, Hannoveraner und Braunschweiger. Zu den Dienst der Veranstaltung hatte sich der Männergesangverein von 1892 gestellt. Umrahmt wurde die Feier durch ein prächtiges Konzert, ausgeführt von Mitgliedern der Burmeister-Kapelle. Pünktlich 7½ Uhr begann die Vortragsfolge. Landsmann Carl Menge begrüßte mit herzlichen Worten die Anwesenden, insbesondere die Gäste. Landsmann Walter Fuß sprach den für diesen Abend vom Landsmann Renter verfaßten Vorspruch, welcher auf den Zweck der Gedenkfeier mit markigen, zu Herzen gehenden Worten hinwies. Oberbürgermeister Dr. Grabow und Pastor Schröder fanden warme Worte für die pommersche Heimatbewegung. Beide Redner freuten sich darüber, daß der Pommernbund Rostock erneut bekundete, welch vaterländischer Geist die pommerschen Landsleute leitet. Dr. Grabow ermahnte die Anwesenden, festzuhalten an deutscher Art und Sitte. Die Ausführungen beider Redner fanden lebhaften Beifall. Sodann schilderte Landsmann Carl Renter in seinem Vortrag das Leben unseres großen Pommernsohnes Ernst Moritz Arndt. In seinem Schlußwort bat er die Anwesenden, im Geiste Ernst Moritz Arndts für die Pommernheimat und unser großes deutsches Vaterland zu werben und zu wirken. Wenn wir alle, so führte der Redner aus, unserem Ernst Moritz Arndt nacheifern, muß auch unserem schwer ringenden deutschen Vaterlande die endgültige Befreiungsstunde schlagen, und eine neue Morgenröte muß anbrechen. Brausender Beifall bewies, daß die Worte in den Herzen aller gezündet hatten. Würdig in diese Vortragsfolge fügten sich die Gesangsvorträge des Männergesangvereins von 1892 ein. Unter der stabsicheren Leitung des Chormeisters Lillge erklangen die Chöre Gott grüße dich, An die deutsche Nation, Das Eisenlied, Ewig liebe Heimat, Ein schön teutsch Reiterlied, Wie's daheim war. Nicht endenwollender Beifall belohnte die Sängerschar und ihren Chormeister. Zur Ausschmückung des Saales waren mehrere hundert Meter blau-weißer Stoffwimpel angeschafft worden, so daß die Decke des Saales einem blau-weißen Farbenwald glich. Wirkungsvoll hatte unser Landsmann Martin Peters das Bühnenbild hergerichtet. Herr Meyer, der Leiter des Stralsunder Verkehrsvereins, hatte dem Bund ein Brustbild Ernst Moritz Arndts in Lebensgröße besorgt. Dieses Bild, umrahmt mit unseren pommerschen Heimatfarben, flankiert von 2 großen Lorbeerpyramiden, darüber das Bundesbanner, durch Scheinwerfer beleuchtet, gewährte einen prächtigen Anblick. Die Rednertribüne war geschmückt mit dem pommerschen Greifen. Ein Gesellschaftstanz, der die Teilnehmer noch mehrere Stunden in harmonischer Stimmung beisammenhielt, beendete diese prächtige Veranstaltung.

Zur gefl. Beachtung!

Das vorliegende Heft

verdankt seine Entstehung den ebenso umsichtigen wie tatkräftigen Bemühungen des Herrn Lehrers Siegfried Gliewe in Freist bei Stolp, dem wir auch an dieser Stelle unseren sehr verbindlichen Dank aussprechen. Bei Rückfragen, die sich bei diesem Heft voraussichtlich in stärkerem Maße seitens unserer Leser ergeben werden, wende man sich an Herrn Gliewe, der gegen Erstattung des Briefportos gern bereit sein wird, jede gewünschte Auskunft zu erteilen.

Dem Sonderheft Regenwalde

war als Kunstbeilage ein Bild von Rudolf Krampe „Blick über den Dolgensee auf Dorotheental" beigegeben. Auf mehrfache an uns gerichtete Anfragen teilen wir mit, daß das Original ein Oelbild im Format von etwa 100×70 cm ist, das sich noch in den Händen des Künstlers befindet und sehr preiswert zur Verfügung steht. Anfragen sind zu richten an Maler Rudolf Krampe in Greifenhagen.

Herausgegeben von der Heimatvereinigung „Unser Pommerland." Verantwortlich: Gustav Fischer, Stettin. Druck und Verlag von Fischer & Schmidt, Stettin. Nachdruck der Originalbeiträge ist nur mit Erlaubnis des Verlages gestattet. Alle Sendungen sind an den Verlag der Zeitschrift „Unser Pommerland", Stettin, Gr. Wollweberstr. 13, zu richten.

Verlagsort Stettin 16. Jahrg. 1931, Heft 10

Unser Pommerland

Monatsschrift für das Kulturleben der Heimat



Heimatvereinigung „Unser Pommerland"

Verlag von Fischer & Schmidt, Stettin

F B
ERN
HARDT

GEBRÜDER HORST

STETTIN

Paradeplatz 19, 20, 21, 22, 23
Gr. Wollweberstr. 19, 20, 21, 22

MODEWAREN UND AUSSTATTUNGEN

Leinen- und Wäschehaus

C. DRUCKER

Inhaber Julius Evers

STETTIN * ROSSMARKT 3

Erstes Spezialgeschäft für

Wäsche-Ausstattungen

Damenwäsche · Herrenwäsche
Kinderwäsche · Erstlingswäsche
Tischwäsche · Bettwäsche
Hauswäsche · Badewäsche
Leinen- und Baumwollwaren
GARDINEN UND STORES
METALL-BETTSTELLEN
BETTEN · MATRATZEN
Daunendecken · Steppdecken
Blusen in grosser Auswahl
Morgenröcke · Dirndlkleider
Sportjacken · Unterröcke
Kinderkleider

Zuverlässig
Über allen Parteien
Schnellste Auskunftserteilung
Unentbehrlich für jedermann

DER GROSSE BROCKHAUS

200000 Stichwörter, 42000 Abbildungen
220 Karten und Stadtpläne
Kleine Monatsraten
Probeheft kostenlos

F. A. BROCKHAUS · LEIPZIG

Der Unterzeichnete bittet um unverbindliche Zusendung des Probeheftes „Der Große Brockhaus neu von A-Z"

Name u. Ort: .....

Straße: .....



C. Meyer
Stettin
Kohlmarkt 3
Gegründet 1846
Fernspr. 306 84

empfiehlt zu zeitgemäßen Preisen:

Bellona	10 Pfg.	Abendfriede	20 Pfg.	bis zu den höchsten Preislagen.
Minerva	12 Pfg.	Lloyd	25 Pfg.	Nur erstklassige Fabrikate.
Paloma	13 Pfg.	Miralda	30 Pfg.	Geschenkpackungen in allen Preislagen.

Unser Pommerland

Monatsschrift
für das Kulturleben der Heimat

Herausgegeben von der Heimatvereinigung „Unser Pommerland"
Schriftleitung: Gustav Fischer.
Verlag von Fischer & Schmidt, Stettin, an den alle Zuschriften zu richten sind.
Zahlungen auf Postscheckkonto: Stettin Nr. 260

16. Jahrgang — Oktober 1931

Diese Zeitschrift ist durch die Post, jede Buchhandlung oder vom Verlage zu beziehen. Bezugspreis viertelj. 3 M. Preis dieses Heftes 1.— M.

Inhalt des 10. Heftes: Seite

Buchbesprechungen 1
Die Eiszeitgeschiebe Pommerns von K. Richter 367
Pommern in der neueren deutschen Geistesgeschichte von E. Gülzow 373
Auf deutschen Spuren in Gibraltar von F. Wallisch ... 376
Der Freischulze von Balster von A. Strukat 377
Magno Cavallo von C. F. Pogge 383
Die Ihna als geographisches Problem von A. Kallmann 385
In dem hinterpommerschen Grenzdorf Sommin von E. Winguth 389
Das Borkenschiffchen von D. Hollatz 392
Ein Besuch der Edelpelztierfarm in Loffin bei Stolp von E. Reinfeldt 394
Die Meuvendiecks von U. Sander 397
Rundschau 402
Bücherschau 405
Mitteilungen des Bundes Heimatschutz, Landesvereins Pommern (Pommersche Heimat)

Buchbesprechungen.

Sagen und Sagenhaftes, Märchen und Schwänke aus Pommern. Zusammengestellt von Fritz Ueckert. 3. Aufl. Stettin 1931. Verlag Arthur B. Schuster. 96 S. 8°. Preis geheftet RM. 1.60, kartoniert RM. 2.20, gebunden RM. 2.75.

Der Verfasser hebt in seinem Vorwort mit Recht hervor, daß die meisten Sagensammlungen mehr den Sammler als den Leser befriedigen, und daß sie für Kinder vollends ungenießbar sind. Man denke nur an manche Sagenbücher, in denen Quellen und Parallelen mehr Raum einnehmen als die Sagen selbst. Andererseits soll die Schule die Kinder mit dem Sagenschatz insbesondere der engeren Heimat vertraut machen. Diese Erwägungen legten es dem Verfasser in der Zeit seiner eigenen unterrichtlichen Tätigkeit nahe, für die schönsten pommerschen Sagen eine neue Form zu finden, die kindertümlich war und die Sagensammlung zu einem Lesebuch werden ließ. Man wird gern zugestehen, daß die Absicht voll erreicht wurde. Dafür spricht auch, daß jetzt die 3. Auflage des Buches nötig geworden ist. Es wird auch ferner in pommerschen Schulen seinen Platz behaupten.

Rosenthal

Weltmarke des Porzellans

Rosenthal-Porzellan billiger!

Verkaufsstelle: Kl. Domstraße 5.
Eingang nur rechts.
Fernspr. 33680.

Rosenthal R.C.

120 Kunstbeilagen

1000 ein- und buntfarbige Bilder, 5 Romane, 40 Novellen und Erzählungen, 125 Beiträge aus allen Wissensgebieten und 12 Atlaskarten enthält ein Jahrgang von Westermanns Monatsheften

Lassen Sie sich ein über 100 Seiten starkes Probeheft kommen, Sie werden von dem reichen Inhalt dieser führenden und schönsten deutschen Monatsschrift überrascht sein.

Die 4 Hefte des neuen Jahrgangs sind zu einer entzückenden Geschenkpackung zusammengestellt. Preis 8 Mark.

Werber in allen Orten Deutschlands u. im Auslande gesucht

Gutschein

An den
Verlag Georg Westermann
Braunschweig

Bitte senden Sie mir unverbindlich und kostenlos eine Probenummer von Westermanns Monatsheften mit 100 Seiten Text, 60 bis 70 ein- u. buntfarb. Bildern und etwa 7 Kunstbeilagen. 30 Pf. für Porto füge ich der Anlage bei.

Bestellschein

An die Buchhandlung

.....

.....

Ich bitte, mir die wertvollen Westermanns Monatshefte zur Probe für drei Monate, beginnend mit dem nächsten Heft (jedes Heft 2 Mark) zu liefern.

Ort u. Datum: .....

Name: .....

Beruf: 12

Huchings!

Pommerscher Volkshumor. Gesammelt von Heinrich Bandlow

Preis RM. 1.25

Ein mixtum compositum, ein Gemisch von Schnurren, Witzen, Anekdoten, wie sie im Volke entstehen und vergehen, hat Bandlows kundige Hand gesammelt und sie mit gewohnter Fertigkeit in das mundartige Gewand gekleidet. Vieles hat dadurch besonderen Reiz erhalten. Freunden plattdeutschen Volkshumors wird dies Büchlein ein willkommener Begleiter und Bereiter froher Stunden sein.

Wenn ich ein paar Kleinigkeiten bemängeln darf: Mir gefiel das handliche Format der 1. Auflage besser. Die Reihenfolge der Stettiner Sagen würde ich ändern und zuerst die Sagen der Stadt und dann die der Umgebung bringen. Von den sieben Bachmühlen mahlt keine mehr. Entsprechend dem Teufelsstein bei Polchow würde ich in den Ueberschriften vom Großen Stein in der Buchheide und vom Wiegenstein am Petznicksee sprechen. Heilige Berge gibt es viele in Pommern und anderswo. Einen großen Fehler hat das Buch auch: es ist für Volksschüler zu teuer; es müßte nicht über RM. 1.— kosten. F.

Johann Vierdanck, Spielmusik für zwei und drei Violinen oder andere Melodieinstrumente. Herausgegeben von Hans Engel. (1. Heft der Denkmäler der Musik in Pommern: „Pommersche Meister des 16. bis 18. Jahrhunderts", veröffentlicht durch das Musikwissenschaftliche Seminar der Universität Greifswald). Im Bärenreiterverlag 1931, Kassel.

Mit der Spielmusik des Stralsunder Organisten Vierdanck (1642) wird eine Ausgabe eröffnet, die musikgeschichtlich interessante und bedeutende Werke pommerscher Meister im Neudruck vorlegen will und nur solche Musik bringen soll, die auch praktisch in unserer Zeit zu verwerten ist. Der Herausgeber sagt in seinem Vorwort richtig: „Die zur Veröffentlichung bestimmte alte pommersche Kunst kündet von einer dem Umfange nach bescheidenen Musikpflege Pommerns. In ihrer Ehrlichkeit und Schlichtheit ist sie, im Gegensatz zu barocker Hofkunst, Abbild des gesunden Sinnes des deutschen Bürgertums pommerscher Städte. Nicht zuletzt die Gewähr des veröffentlichenden Bärenreiter-Verlages zu Kassel-Wilhelmshöhe wird hoffentlich bald veranlassen, daß diese alte pommersche Musik in der heimischen Schul- und Jugendbewegungsmusikpflege wieder erklingt.

Dr. Böhme, Greifswald.

Die Glockensagen. Von Dr. Erwin Erdmann. Heft 6 der Beiträge zur rheinischen und westfälischen Volkskunde in Einzeldarstellungen, 94 S. 8°. Preis geheftet RM. 3.—. Verlag A. Martini & Grüttefien, G. m. b. H., Wuppertal-Elberfeld. 1931.

Mit dieser Arbeit werden die überall in reicher Fülle verbreiteten Glockensagen als geschichtliche Erinnerungen des Volkes dargestellt. Das Uebernatürliche in diesen Sagen, die „Dichtung" neben der „Wahrheit", erklärt sich in den weitaus meisten Fällen als das Ergebnis einer genau durchgeführten Anpassung der Glocke an das Menschenleben. Durch diese Anpassung wandelt die Volksphantasie die Glocke in ein lebendes und beseeltes Wesen um, das in Handlung und Empfindung dem Menschen völlig gleich ist.

Die Untersuchung vermeidet sorgfältig jede gewagte Auslegung. Sie

Plattdeutsche Lyrik
mit besonderer Beziehung auf Pommern
Ausgewählt und eingeleitet von Lic. Walter Schröder
In Ganzleinen geb. 5.— RM.
Verlag von Fischer & Schmidt in Stettin.

Erstes Spezialgeschäft für
Teppiche
Dekorationen, Gardinen, Möbelstoffe,
Tischdecken, Läuferstoffe, Felle etc.
A. Steckner, Toepffer's Nachf.
STETTIN, Kleine Domstraße 11 und 12

Photo-Kino-Radio-Apparate
Stettin **Schattke** Luisenstr. 6-7
Neue Filiale: Breite Straße 48.
Radio-Apparate *führen wir Ihnen in Ihrem Heim unverbindlich vor.*
Langfristige Teilzahlungen.

Hotel Gust
Stettin
Grüne Schanze 15 Fernsprecher 30678
Gutbürgerliches Haus
nahe beim Bahnhof, Post, Rathaus, Amts- und Landgericht
empfiehlt seine behaglich eingerichteten 50 Zimmer mit Warmwasserheizung, sowie Speisen u. Getränke zu soliden Preisen
Autogaragen — Taxistelle.


BARTHOLDT
GROSSE AUSWAHL IN ERSTKLASS. UND PREISWERT. FABRIKATEN
Kaiser-Wilhelm-Str. 55
(am Denkmal)

ALFRED KLEIN Samenhandlung
Gr. Schanze 11a, Fernspr. 318 11
empfiehlt **Blumen-, Gemüse- u. landw. Sämereien,** sämtliche **Schädlings-Bekämpfungsmittel, Rawabast, Kokosfaserstricke, Werkzeuge für Garten- und Baumpflege, Futtermittel für Geflügel und Kleintiere, Futterapparate und Trinkgefäße, Flügelklammern usw.**
Preisliste auf Wunsch kostenlos.

sucht hinter den Sagen keine naturwissenschaftlichen Erscheinungen oder mythologischen Erinnerungen. Sie erblickt darin vielmehr eine Art Chronik, die allerdings durch eine außergewöhnlich phantasiereiche Begabung gestaltet und vermittelt wird.

Die Art der Darstellung und vor allem das reiche Material machen die Schrift wertvoll. Im ersten großen Abschnitt werden alle die Sagen zusammengefaßt, die von versinkenden, versunkenen und solchen Glocken erzählen, die wieder zu den Menschen zurückkehren. Die weiteren Abschnitte handeln von gestohlenen und verkauften Glocken, von Glocken, die böse Wetter und böse Geister vertreiben, von Glocken, die von selbst läuten, und von den Irrglocken. Ein letzter Abschnitt behandelt die Glockengußsagen.

„Kolofonium und Schminke", Gesammelte Musikanten- und Komödianten-Geschichten. Von Fritz Dittmer. Verlag Fr. Mörike, Stettin, o. J.

Eine kleine nette Anekdotensammlung, die der Verfasser teils selbst aufsammeln konnte, teils ihm aus Kreisen pommerscher Berufsmusiker zugetragen wurden. Ich hebe nur die entzückenden Kleingeschichten „Eine Mozart-Serenade" und „Stettiner Hofkonzerte" hervor. Das Ganze ein anspruchsloser Niederschlag zur volkskundlichen Beleuchtung der pommerschen Musik- und Theatergeschichte.

Dr. Erdmann Werner Böhme.

Naturschutz-Kalender 1932. Herausgegeben von der Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege in Preußen. 5. Jahrgang. Preis 3,— RM. Verlag von J. Neumann, Neudamm.

Zum fünften Male geht dieser Kalender hinaus, wirbt in wundervollen Aufnahmen und eindringlichen Worten für den Schutz und die Erhaltung der Natur, zeigt Pflanze und Tier, Wald und Fels, Heide und Meer in ihrer unberührten Schönheit und in wirkungsvollen Beispielen den zerstörenden und verschandelnden Einfluß des der Natur entwöhnten Menschen auf.

Wer sich oder anderen eine Freude bereiten will, der verschenke diesen Kalender, der seines erzieherischen Wertes wegen ganz besonders auch in die Hände unserer Jugend gehört.

Niedrige Beiträge
◆
Günstige Bedingungen

Pommersche Feuersozietät

Feuer- (Gebäude-, Inhalt-, Ernte-, Vieh-) **Lebens-**
Einbruch-Diebstahl- Erbschaftssteuer-
Unfall-Haftpflicht- Versorgungs-
Auto (Kasko-, Unfall-, Haftpflicht-) **Sterbegeld-**
Reisegepäck-Transport- Kranken-

Versicherungen

Gebäude werden zum Neubauwert versichert.

Provinzial-Lebensversicherungs-Anstalt

Größte Sicherheit durch Haftung der Provinz Pommern

Alle Ueberschüsse den Versicherten

Gemeinnützige Körperschaften des öffentlichen Rechts — behördlich verwaltet unter Haftung des Provinzialverbandes (Landeshauptmann) von Pommern.

Stettin, Pölitzer Str. I (Gablg.), Tel. 25441

Pommersche Bank
für Landwirtschaft und Gewerbe, Aktiengesellschaft
Kaiser-Wilhelm-Str. 1 **Stettin** Moltkestraße Nr. 15
Fernsprecher: Sammel-Nr. 25336
Telegr.-Anschr.: Pommernbank — Reichsbankgirokonto: Stettin — Postscheckkonto: Stettin 15500
Zweigniederlassungen: Anklam, Cammin, Falkenburg, Gollnow, Greifenhagen, Greifswald, Neustettin, Schivelbein, Stralsund, Swinemünde und Wollin
Erledigung sämtlicher bankgeschäftlichen Angelegenheiten.

Dem pommerschen Heimatfreund
auf den Weihnachtstisch

Deutsche Volkskunst in Pommern

von

Dr. Fritz Adler

Mit 207 Abbildungen, kart. RM. 7.50,
Pappbd. RM. 8.50, Leinen RM. 9.50.

❖

Der Herr Landeshauptmann der Provinz Pommern urteilt: „Das mir vorgelegte Exemplar habe ich mit großer Freude durchgesehen, da es schon rein äußerlich einen sehr guten Eindruck macht und in seinem Text wie in seinem Bildteil von einer außerordentlichen Mannigfaltigkeit ist. Viele Pommern werden in diesem Buch wahrscheinlich zum ersten Male mit Staunen zahlreiche bisher noch unbekannte Stücke der alten hochstehenden pommerschen Volkskultur sehen. Ich hoffe, daß möglichst weite Kreise Pommerns das Buch erwerben.

„Dieser sehr erfreuliche und schöne Band über die deutsche Volkskunst in Pommern gibt einen kennzeichnenden Einblick in die kulturelle Eigenart der verschiedenen Teile dieses Landes. In glücklicher Weise wird auch hier wie in den anderen Bänden der Sammlung „Deutsche Volkskunst" die künstlerische Eigenart eines deutschen Stammes auf den Gebieten der Baukunst, der Innenausstattung der Wohnräume, der Tracht, Weberei, Töpferei, Schnitzerei, Kunstschmiedearbeit usw. durch vorzügliche bildliche Darstellungen, denen ein erklärender Text und Einführung in Volkstum und Volkskunde Pommerns vorausgeht, dem Betrachter näher gebracht." Volk und Rasse.

Delphin-Verlag,
München.

POMMERN

Antiquariatsliste VII soeben erschienen.

Zusendung auf Wunsch.

W. WEBER G. M. B. H.
Buchhandlung und Antiquariat
BERLIN W. 8, Französische Str. 21.

Ein Meisterwerk der Lichtbildkunst

Kurt Hielscher

Deutschland

Landschaft und Baukunst

Die Wiener Neuesten Nachrichten schreiben u. a.: „Kauft das herrliche, beglückend schöne deutsche Werk, für euch selbst, für eure Kinder und für alle, die Deutschland kennen, mehr noch für die, die es nicht kennen oder verkennen!"

Das Werk ist bisher in 137000 Stck. verbreitet.

Mit einem Geleitwort von Gerhart Hauptmann und dem letzten handschriftlichen Brief von Hans Thoma in Faksimile. 280 Seiten ganzseitige Bilder in bestem Kupfertiefdruck.

In Ganzleinen RM. 24,—, in Halbleder RM. 28,—.

In jeder Buchhandlung erhältlich.

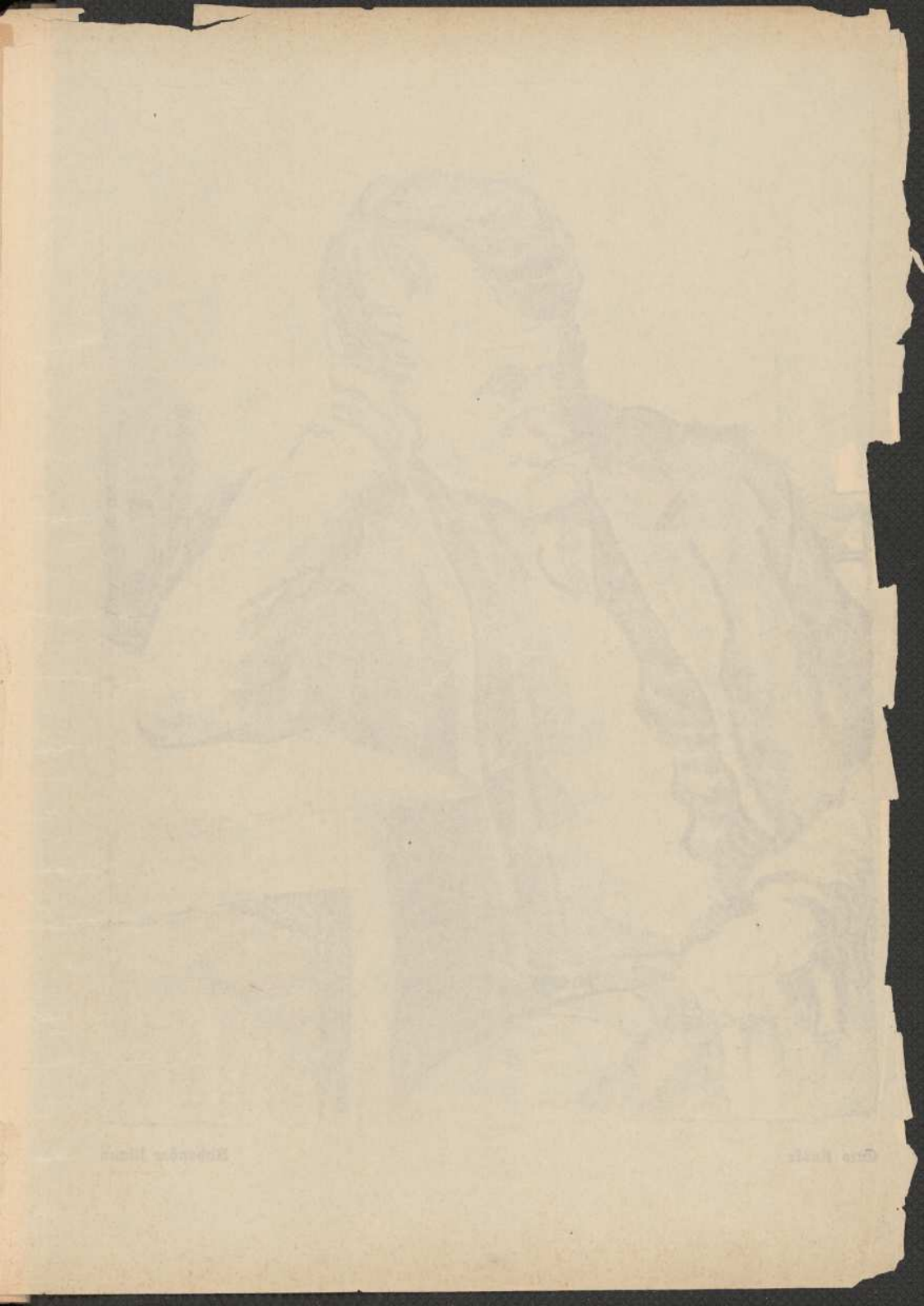
F. A. Brockhaus / Leipzig.

Wohl dem, der seiner
Väter gern gedenkt!

Bilder aus der Geschichte einer pommerschen Familie von Hermann Holländer

100 Seiten Oktav. Preis RM. 1,50.

Verlag Fischer & Schmidt, Stettin.





Otto Kuske

Ruhender Mann

Unser Pommerland

Monatsschrift für das Kulturleben der Heimat

Verlag von Fischer & Schmidt in Stettin.

16. Jahrgang | Oktober 1931 | Heft 10

Die Eiszeitgeschiebe Pommerns.

Von Dr. Konrad Richter, Greifswald.

Steinwerkzeuge und -waffen, Hünengräber, Herd- und Mahlsteine zeigen uns die große wirtschaftliche Bedeutung der Eiszeitgeschiebe für die ältesten Bewohner Pommerns. Totenbeigaben deuten an, daß sie auch als Schmuck oder im Volksglauben früherer Zeiten eine Rolle spielten. Die Phantasie des Volkes sowie das spekulative Streben der Wissenschaft beschäftigten sich in den letzten Jahrhunderten eifrig mit diesen Dokumenten aus der Erdgeschichte unserer Heimat.

Die landschaftliche Schönheit großer Findlingsblöcke wurde entdeckt! Das veranlaßte den Bund Heimatschutz und andere Naturfreunde, eine große Anzahl vor technischer Verwertung zu bewahren. Sie bleiben somit nicht nur zur Befriedigung unseres ästhetischen Bedürfnisses erhalten, sondern auch als Arbeitsmaterial für volkskundliche und geologische Studien.

Einige Grundzüge der erdgeschichtlichen Entwicklung unserer Heimat sind schon in weite Volkskreise vorgedrungen. Wir wissen heute alle, daß der Boden Pommerns bis zu einer Tiefe von 200 Metern durch die Gletscher der Eiszeit in mehrmaligen Vorstößen von Norden zu uns getragen wurde und viele der großen Findlinge mit „anstehenden" Gesteinen in Norwegen, Schweden, Finnland oder Estland übereinstimmen. Die Fülle interessanter Gesichtspunkte, die sie uns bieten, dürfte aber selten erschöpfend beachtet werden, und mancher Landwirt glaubt noch heute an das Wachsen der Steine.

Die stattlichen, oft viele Kubikmeter großen Findlingsblöcke regten zuerst die menschliche Phantasie zu Deutungsversuchen an. Die Sage bringt sie am liebsten mit vorzeitlichen Riesen oder dem Teufel in Verbindung. Geheimrat Deecke, der Vater der pommerschen Geologie, und Professor Haas, der verdienstvolle Sammler pommerscher Sagen, trugen eine große Menge Material über diese volkskundliche Seite der Findlingsforschung zusammen. So ein Teufels- oder Riesenstein ist eigentlich in fast jedem pommerschen Kreis zu finden. Seltener sind versteinerte Hexen, Schäfer oder Tiere. In diesen Fällen veranlaßte die Form des Steines die Deutung. Nicht immer sind die Beziehungen so naheliegend wie beispielsweise bei dem Adebarstein am Strande von Breege auf Rügen. Auf diesem Felsblock trocknet angeblich der gute Adebar die kleinen Kinder, nachdem er sie aus der Ostsee geholt hat, um sie dann den Müttern ins Haus zu liefern. Aehnliche Beziehungen scheinen gerade auf Rügen häufiger zu sein. So gibt es zum Beispiel eine Anzahl Schwansteine, in denen die kleinen Kinder verschlossen liegen sollen, bis der Schwan sie in die Häuser trägt. Andere große Findlinge hatten eine wirkliche oder angebliche kultische Bedeutung und danach ihren Namen.

Nicht minder phantasiereich waren in früheren Zeiten auch die wissenschaftlichen Erklärungsversuche. So glaubte zum Beispiel der königliche Oberkonsistorialrat und Oberbaurat Johann Esajas Silberschlag, daß die in Pommern so häufigen kleinen Pfuhle und runden Seen vulkanische Krater seien, aus denen das sehr verschiedenartige Gesteinsmaterial unserer Heimat ausgeworfen wurde. Schon 1773, also 5 Jahre, bevor der gelehrte und vielseitige Oberkonsistorialrat seine „Geogenie oder Erklärung der mosaischen Erderschaffung nach physikalisch-mathematischen Grundsätzen" schrieb, brachte der mecklenburgische Hauptmann von Ahrenswald unsere Findlinge mit schwedischen Gesteinen in Verbindung. Diese Anschauung ließ zwar der geologisch außerordentlich interessierte Goethe gelten, nahm im übrigen aber mit anderen Forschern an, daß diese Steine aus dem Untergrunde des norddeutschen Flachlandes stammten.

Sehr bald erkannte man die genauen Heimatsbeziehungen unserer Findlinge zum Norden. Es waren wieder Deecke und Cohen,

zwei Forscher unserer Heimatuniversität, die eine berühmt gewordene Vergleichssammlung zusammenbrachten, in der ein hier gefundenes Gesteinsstück jeweils neben einem gleichartigen aus den nordischen Ländern liegt. Ein Teil dieses wichtigen Materials ist in der Pommerschen Geologischen Landessammlung in Greifswald ausgestellt.

Die größeren erratischen Blöcke sind meist kristalline Gesteine, deren Herkunft sich vielfach genauer festlegen läßt als die der kalkigen, tonigen oder sandigen „Diluvialgeschiebe". Da die Zusammensetzung vieler kristalliner Gesteine sehr stark wechselt, kommt als Heimat eines hier gefundenen Granites, Porphyrs, Diabases



Abb. 1. Granatgneisblock auf dem Friedhof von Groß-Tychow in Hinterpommern.

oder Basaltes nur ein kleines Ursprungsgebiet im Norden in Frage, während die Meeres- oder Landablagerungen früherer Zeiten natürlich über weite Strecken gleichartig sein konnten. Im allgemeinen lassen sich nur die vorerwähnten kristallinen Gesteinsarten gut identifizieren. Für die große Menge der Gneisgeschiebe ist ein Heimatgebiet zumeist noch schlechter zu ermitteln als für die nichtkristallinen (sedimentären) Geschiebe. Gerade der größte norddeutsche Findling auf dem Friedhof von Groß-Tychow in Hinterpommern gehört zu dieser Gruppe. Es ist ein granatreicher Glimmergneisblock mit 13—14 m Durchmesser, etwa 6 m Höhe und mindestens 600 cbm Inhalt. Sein Gewicht wird auf 30—40 000 Zentner geschätzt.

Die wirtschaftliche Bedeutung der kristallinen Geschiebe ist für unsere Heimat immer noch ganz beträchtlich, da ein großer Teil unserer Chausseen mit einheimischem Material beschottert wird. Früher wurden auch die Straßen unserer Städte damit gepflastert, Stadtmauern, Kirchen, Scheunen, Zäune und andere Bauwerke daraus hergestellt. Eine sehr bedeutsame und vielseitige Verwendung erfuhr ein Block von granatführendem, apolitischem Granit, der in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in der Mühlenbecker Forst bei Altdamm gefunden wurde. Aus ihm verfertigte man die große Säule im Treppenhause der Neuen Münze, 8 Säulen für den Bau der Nationalgalerie in Berlin, 16 Säulenbasen für das Siegesdenkmal in Berlin, ein Erbbegräbnis auf dem Petrikirchhof und eine Anzahl anderer Denkmäler. Der größte Teil der oberflächlich liegenden ansehnlichen Findlinge steht heute unter Naturschutz und darf nicht verwertet werden; aber in einzelnen Teilen der großen baltischen Hauptendmoräne finden sich riesige Blockpackungen, die teilweise noch heute ausgebeutet werden. Auch im pommerschen Teil dieses großen Endmoränenzuges sind gegenwärtig zwei Schotterwerke in Betrieb. Bei Erdarbeiten werden gelegentlich auch größere Blöcke gefunden, die dann gesprengt werden müssen oder als Schmuck- und Erinnerungssteine Verwendung finden. Der Abraum der Zarnglaffer Kalkbrüche lieferte bereits eine Anzahl Kriegerdenkmäler als Nebenprodukt. Aus den Steilwänden unserer pommerschen Ostseeküste waschen jährlich Stürme neue Steine aus dem Geschiebemergel heraus und werfen sie auf den Strand. Den so entstehenden natürlichen Schutz des Ufers holte man in früheren Jahren an verschiedenen Stellen fort, um ihn sehr zum Schaden der beraubten Gebiete andernorts zum Bau von Molen und Schiffsbollwerken zu verwenden. So hat der Bau des Saßnitzer Hafens leider gleichzeitig stärkere Zerstörungen an der rügenschen Küste zur Folge gehabt.

Obgleich nun seit Jahrhunderten der pommersche Boden von großen Findlingen entblößt wird und der Landwirt alljährlich welche von seinen Äckern sammelt und zu Lesesteinhaufen auftürmt, kommen im Acker ständig neue Steine zutage. Nach der unausrottbaren Meinung unserer Bauern wachsen deshalb die Steine. Das ist natürlich keineswegs der Fall, und das Erscheinen immer neuer Steine muß zum Teil auf die immer tiefer gehende Durchackerung des Bodens zurückgeführt werden, zum Teil aber auch auf ein anders bedingtes Emporwandern der Steine. Wenn zum Beispiel im Winter der regendurchfeuchtete Boden bis zu einer bestimmten Tiefe gefriert, so erfolgt mit der Umwandlung in Eis eine Vergröße-

rung des Wasservolumens und damit ein Druck im Boden, der die Steine zwingt, in der Richtung des geringsten Widerstandes, also nach der Erdoberfläche zu, auszuweichen. So findet unser Bauer ständig neues Material für die lästigen Lesesteinhaufen. Man kann aber auch hier sagen, „wat den enen sin Uhl, is den annern sin Nachtigall". Der interessierte Heimatkundler stürzt sich gerade auf diesen Abraum

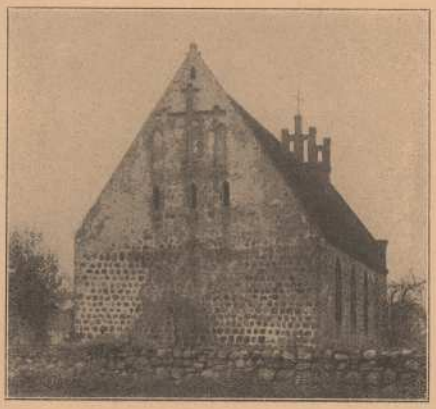


Abb. 2. Aus Findlingen erbaute Kirche in Völschendorf (Kr. Randow).

des Landwirtes, der ihm nicht nur die Erdgeschichte seiner Heimat, sondern darüber hinaus die geologische Entwicklung des Ostseegebietes verrät. Nur in den seltensten Fällen hat die ländliche Bevölkerung Interesse für ein absonderlich geformtes Stück dieser Lesesteinhaufen. So sind die Rostren von Tintenfischen (Donnerkeile) und Seeigel (Krötensteine) häufig versteinert im pommerschen Acker zu finden. Sie stammen ursprünglich aus Ablagerungen des Kreidemeeres, wurden aber ebenso wie die Granite Schwedens vom Eise aufgeschürft und in den übrigen von Norden her gebrachten Gletscherschutt eingemischt. Haas berichtet uns, daß beide Versteinerungen im Volksglauben eine Rolle spielen. Nach der Volksmeinung werden die Donnerkeile mit dem einschlagenden Blitz auf die Erde geschleudert und sinken sieben Klafter tief in den Boden. Wird jemand vom Blitz getötet, so traf ihn der niedersausende Donnerkeil. Nach anderer Ansicht entsteht der Donnerkeil erst beim Einschlagen des Blitzes in die Erde und steigt jedes Jahr einen Klafter in die Höhe. Diese unheilvolle Wirkung der Donnerkeile wird durch ihre schützende und heilende Natur wieder wett gemacht. So bewahrt man sie zum Schutz gegen Blitzschlag in der Milchkammer auf. Dem Besitzer eines Donnerkeiles kann keine Hexe etwas anhaben, wenn er ihn in Ehren hält und stets auf der Brust trägt. Abgeschabtes Donnerkeilpulver wird gegen Magenschmerzen eingenommen. Wenn die Kuh rote Milch gibt, wird ein Donnerkeil in den Melkeimer gelegt, und selbst Warzen lassen sich vertreiben, indem man sie am Donnerstag dreimal kreuzweise mit dem Belemniten bestreicht. Die Seeigel haben häufig ein krötenähnliches Aussehen und wurden daher in alten Sammlungen als lapides bufonii bezeichnet. Der Volksmund nennt sie außerdem noch Kreuz-, Stern- oder Buttersteine. Sie gelten gleichfalls als Vorbeugungsmittel gegen Blitzschlag. In die Schweinetröge gelegt, befördern sie die Mast der Tiere, in der Milchkammer schützen sie die Milch. Außerdem fördern sie ganz allgemein das Gedeihen des Viehstandes, wenn man bei zunehmendem Mond einen Krötenstein an der Futterkrippe befestigt. Sehr beliebt sind ferner die sogenannten Klappersteine. Es sind schwarze, meist kugelrunde Feuersteinknollen mit einem Hohlraum im Innern; in diesem liegt eine weitere kleine Feuersteinkugel, die natürlich beim Schütteln des ganzen Steines klappert.



Abb. 3. Im Volksmund bekannte Versteinerungen, die aus dem pommerschen Untergrund stammen: 1. „Donnerkeil" (= Belemnitella mucronata), das Rostrum eines Tintenfisches; 2. „Kröten"-, „Kreuz"-, „Stern"- oder „Butter"-stein, der Steinkern eines irregulären Seeigels (= Echinoconus vulgaris); 3. „Kronenigel" ein regulärer Seeigel (= Stereocidaris), mit erhaltener Schale; 4. „Klapperstein" ein Schwamm (= Plinthosella squamosa).

Auch hierbei handelt es sich um ein versteinertes Tier und zwar einen Schwamm (Plinthosella squamosa), der außen mit Feuerstein umkleidet wurde. Ebenso füllte sich sein Hohlraum mit Kieselsäure, während das eigentliche Tier später verschwand und nunmehr den leeren Raum im Inneren der Flintknolle bildet.

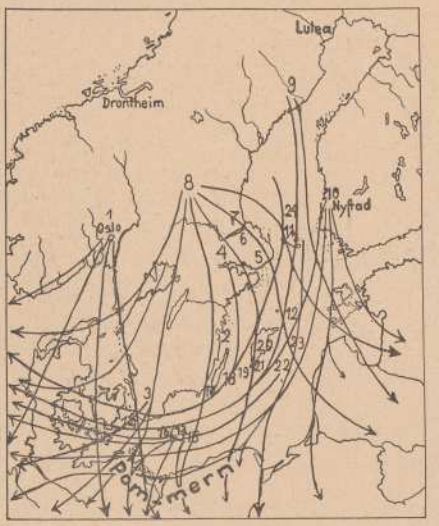


Abb. 4. Heimatorte und Beschüttungskegel einiger häufiger Diluvialgeschiebe: 1. = Laurvikit und Rhombenporphyr, 2. = Wanevik-Granit, 3. = Schonenscher Basalt, 4. = Salagranit, 5. = Stockholmgranit, 6. = Upsalagranit, 7. = Oesedibabas, 8. = Dalarneporphyre, 9. = Zweiglimmergneis von Angermannland, 10. = Nystadrapakiwi, 11. = Alandrapakiwi, 12. = brauner und roter Ostseeporphyr, 13. = Bornholmer Hauptgranit, 14. = Paläocäne Echinodermenbreccie, 15. = Bornholmer „Grüne Schiefer" (Unteres Kambrium), 16. = Kambrische Stinkkalke und silurische schwarze Schiefer, 17. = Tessinsandstein (mittleres Kambrium), 18. = Orthocerenkalke (Untersilur), 19. = Chasmopskalk und Backsteinkalk (Untersilur), 20. = Gotländer Korallenkalke (Obersilur), 21 = Gotländer Oolith (Obersilur), 22. = Grünlichgraues Graptolithengestein (Obersilur). 23. = die meisten Choneten- und Beyrichienkalke (Obersilur), 24. = Ostseekalk (Untersilur).

Die vorgenannten Versteinerungen sind in Vorpommern viel häufiger als in Hinterpommern. Das hängt damit zusammen, daß die Ablagerungen des Kreidemeeres nach dem Osten zu anders werden und keine Feuersteine mehr führen. In den Meeren der Vorzeit wurden genau wie gegenwärtig an der einen Stelle des Meeresbodens Tonschlamm, an der anderen Kalk und an einer dritten vielleicht Sand abgelagert. Alle drei „Fazies" sind gleichaltrig und liegen nebeneinander. Auf diese Weise wird ähnlich wie bei den kristallinen Gesteinen das Herkunftsgebiet für ein Sedimentgestein eingeengt, so daß auch sie als Leitgeschiebe verwendet werden können. So hat man zum Beispiel festgestellt, daß wir im westlichen Teil des Ostseegebietes zur Zeit des Obersilurs eine bitumenreiche Tonschlammablagerung hatten, während gleichzeitig weiter im Osten, zum Beispiel auf der Insel Gotland, kalkige Gesteine gebildet wurden. Die schwarzen, bitumenreichen Tonschiefer enthalten vorwiegend Graptolithen, während die Kalksteine zum großen Teil aus riffbildenden Korallen und Bryozoen zusammengesetzt sind. Die ungeheure Typenfülle unseres Lesesteinhaufens läßt sich trotzdem nicht in jedem Falle mit irgend einem Vorkommen in den nordischen Ländern oder im Untergrund unserer pommerschen Heimat vergleichen. Man muß daher annehmen, daß viele von ihnen aus Gegenden stammen, über die heute die Wogen der Ostsee rollen. Wir können also mit Hilfe unseres Lesesteinhaufens feststellen, was für Gesteine vermutlich am Grunde der Ostsee zu finden sind. Damit erhält die Geschiebeforschung, also der Zweig der Geologie, der sich mit der wissenschaftlichen Erforschung unserer großen und kleinen Findlinge beschäftigt, eine erhöhte Bedeutung.

Wenn wir nun auf der Landkarte eine große Menge Geschiebefundpunkte mit ihrem Heimatort durch eine Linie verbinden, so ergeben sich Beschüttungskegel, die uns die Bewegungsrichtung des diluvialen Inlandeises anzeigen. Wir können dabei erkennen, daß die Eismassen nicht von irgend einem bestimmten Punkt der schwedisch-norwegischen Halbinsel gleichmäßig nach allen Seiten geflossen sind, sondern müssen zwei Hauptströme unterscheiden, die vermutlich nicht völlig gleichaltrig sind. Der eine Eisstrom, von geringerer Bedeutung,



Abb. 5. Rhombenporphyr (dichte, violette Grundmasse mit gelblichen Feldspateinsprenglingen) aus dem Oslogebiet, gefunden im alten, aus einheimischen Findlingen hergestellten Kopfpflaster von Greifswald; auf $^3/_{10}$ der nat. Größe verkleinert.

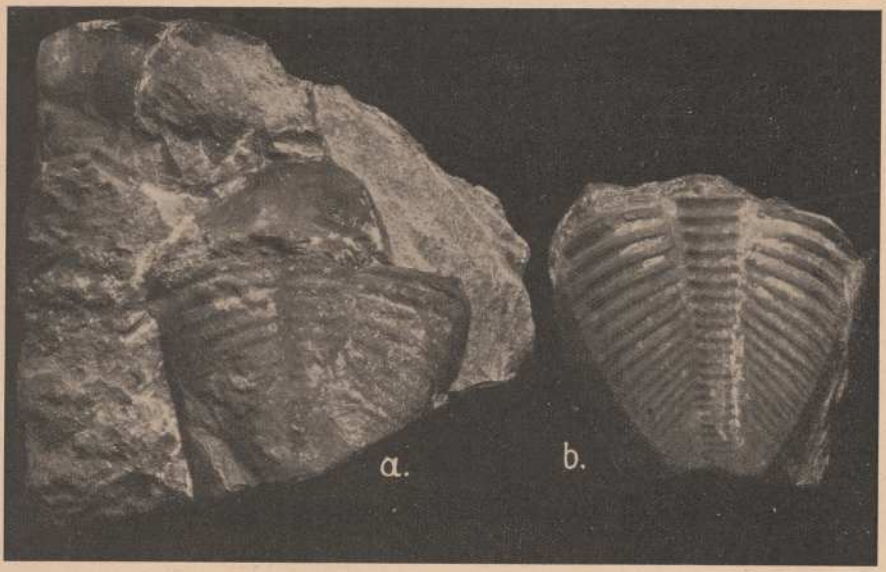


Abb. 6. Schwanzschilder ausgestorbener Trilobiten (=Megalaspis) aus dem Untersilur. Die Tiere sind mit unseren heutigen Krebsen verwandt. Stück a wurde in der schwedischen Heimat, Stück b als Diluvialgeschiebe in Göhren auf Rügen gefunden.

kum aus der Gegend von Oslo und trug seinen Schutt vorwiegend nach Südengland, Holland, Dänemark und dem westlichen Teil von Norddeutschland. Für ihn sind namentlich die schönen Rhombenporphyre des Oslogebietes charakteristisch, die wir bisher nur im westlichsten Teile unserer Provinz gefunden haben. Mit einer auffallenden Häufigkeit findet man sie z. B. in dem alten aus einheimischen Geschieben hergestellten Kopfpflaster von Greifswald. Der andere, östliche Eisstrom strahlte noch weniger radial von Norden aus, sondern folgte vermutlich der Längserstreckung unserer heutigen Ostsee und entsandte nur einzelne Seitenäste auf das Gebiet von Norddeutschland. Er brachte hauptsächlich Gesteine aus der Gegend der Aland-Inseln zu uns, die in Mecklenburg und Ostpommern nach Hesemann 50—60% des Geschiebebestandes bilden. Die bekanntesten Gesteine dieser Gruppe sind die schönen Aland-Rapakiwi. Ein Seitenlobus ist der pommersche Odergletscher, der gegen Ende der Eiszeit sein Material hauptsächlich aus Südschweden und Bornholm erhielt. Die Richtung dieser Ströme hat im einzelnen auch wieder sehr geschwankt. In den Teilen des Ostseegebietes, wo der nackte Felsuntergrund zutage tritt, kann man das aus der wechselnden Richtung der Gletscherschrammen erkennen. In Pommern haben wir diese Möglichkeit nicht. Trotzdem scheint es aber nach neuesten Untersuchungen möglich, aus der Richtung der Längsachse plattenförmiger Geschiebe und aus den Geschiebekritzen die jeweiligen lokalen Schwankungen der Gletscherrichtung zu rekonstruieren. Die plattenförmigen Geschiebe mit deutlicher Längsachse scheinen sich in der am Grunde des Gletschers mitgeführten Moräne wie ein Stromlinienkörper bewegt zu haben. Diese Untersuchungen stehen aber noch in den ersten Anfängen, und gerade hier besteht für alle pommerschen Naturfreunde die Möglichkeit, durch eigene Beobachtung ungestörter Geschiebemergelablagerungen die wissenschaftliche Erforschung unserer Provinz zu fördern.

Aber auch die Typenfülle unseres Lesesteinhaufens ist so groß, daß sie von den wenigen Spezialforschern noch lange nicht durchgearbeitet werden konnte. In einigen Gebieten, wie besonders in Hinterpommern, ist bisher nur recht selten gesammelt worden, so daß auch hier die Mithilfe aller Heimatfreunde erforderlich ist, um eine häßliche Lücke in der wissenschaftlichen Durchforschung unserer Provinz zu schließen. Wir haben es in Pommern erst in wenigen Fällen so weit gebracht, daß Dorfschulen eine kleine heimatkundliche Gesteinssammlung besitzen, an deren Hand man den ewigen Wechsel von Land und Meer im Ostseegebiet sowie an einzelnen Beispielen die allmähliche Entwicklung der Lebewesen anschau-

lich machen kann. Es ist garnicht schwer, eine kleine Serie versteinerter Tiere aus Lesesteinhaufen oder Kiesgruben zusammenzutragen, und wir erkennen schnell, wie das Aussehen der Versteinerungen immer fremdartiger wird, je älter die Gesteine sind.

Leider haben unsere pommerschen Heimatmuseen ihre Aufgabe, anregend zu wirken in geologischer Hinsicht, vorläufig nur in sehr wenigen Fällen erfüllt. Kolberg bildet hier die rühmlichste Ausnahme. Aus diesem Grunde wurde anläßlich der diesjährigen Tagung der Gesellschaft für Geschiebeforschung im geologischen Institut der Universität Greifswald eine geologische Musterkoje für pommersche Heimatmuseen aufgebaut. Sie sollte zeigen, wie man mit wenig Hilfsmitteln und auf kleinem Raum eine Menge Anregungen geben kann, die erdgeschichtlichen Naturdokumente zu betrachten und zu deuten. Im Hauptblickpunkt der Koje stand unser berühmter Lesesteinhaufen. Seine einzelnen Steine waren durch einen Faden mit dem Ursprungsort auf der Landkarte verbunden, um so darzustellen, daß solch Haufwerk eine Mustersammlung aus allen Teilen des Ostseegebietes ist. In einem Schaukastenteil fanden wir die häufigsten kristallinen Geschiebe unserer Heimat erklärt, im anderen die wichtigsten Sedimentärgeschiebe nach ihrem petrographischen Charakter geordnet. Der nächste Schaukastenteil zeigte eine kleine Serie von Geschieben aus Altertum, Mittelalter und Neuzeit der Erde in richtiger Reihenfolge. Eine weitere Schaufläche brachte einige Beispiele aus der Entwicklungsgeschichte der Tierwelt und Anpassungserscheinungen an besondere Lebensbedingungen, wie zum Beispiel Anpassung an schwimmende Lebensweise, an das Wühlen im Schlamm, an das Leben in bewegter Brandungszone und anderes mehr.

Pommern ist vorwiegend eine landwirtschaftlich eingestellte Provinz. Infolgedessen darf die bodenkundliche Seite der Geologie im Heimatmuseum nicht vernachlässigt werden. So ist es z. B. sehr empfehlenswert, wenn man Holzkästen (etwa 30 mal 14 mal 9 cm) mit Profilen von Ackererde füllt. Sie veranschaulichen, wie der Ackerboden in dem einen Falle eine sehr dünne und schlechte humose Oberkrume hat, in dem anderen Falle eine sehr dicke und gute. Die Ausbildung dieser Oberkrume hängt von der petrographischen Zusammensetzung des tiefer liegenden Bodens ab. Es ist selbstverständlich, daß diese verschiedenen Böden einen ganz andersartigen landwirtschaftlichen Ertrag liefern werden, und es ist nötig, die wichtigsten Düngemittel auszustellen, mit denen die einzelnen Bodenarten zu verbessern sind. Die Wände können mit Bildern geschmückt werden. Sie mögen entweder bemerkenswerte Landschaftsformen (Asar, Endmoränen) darstellen oder auf die technische Verwendungsmöglichkeit nutzbarer Lagerstätten hinweisen. Nahe liegende Motive sind etwa vergrößerte Photographien einer aus Feldsteinen erbauten Kirche, eines Steinschlägers am Lesesteinhaufen oder eines am Strande watenden Bernsteinfischers. Es pflegt auch fast in jedem Kreise genügend Material zu sein, um einen kleinen Schaukastenteil mit nutzbaren Bodenschätzen der Heimat zu füllen. Dabei muß alles berücksichtigt werden, von Bausand über den Pflasterstein bis zum Wiesenkalk, Torf, Raseneisenerz, Blaueisenerde und zum sogenannten Magnetsand des pommerschen Strandes. Diese dunkelvioletten Ueberzüge auf einigen Stellen des weißen Seesandes wurden früher gern zur Herstellung von Sensenschleifhölzern verwendet. Wenige prähistorische Steinwerkzeuge und Waffen aus verschiedenartigem Material zeigen, wie der Mensch der Vorzeit aus der Fülle von Diluvialgeschieben nur wenige Typen brauchen konnte. Es waren dies besonders die verhältnismäßig leicht zu bearbeitenden Feuersteine und die dunklen kristallinen Geschiebe, in denen die zähen und elastischen Hornblendemineralien vorwiegen.

Wir sehen, wie sich in vielfältiger Hinsicht die Zeugen aus der geologischen Vergangenheit unserer Heimat zum Menschen in Beziehung setzen lassen; einmal weisen sie auf die Wandelbarkeit der Erdoberfläche und ihrer Bewohner hin, zum anderen bilden sie ein wichtiges Glied in der menschlichen Wirtschaft. Bei uns in Pommern sind in dieser Hinsicht die Eiszeitgeschiebe das wichtigste Material, da sie in zerkleinerter Form letzten Endes auch unsere heimatliche Ackerscholle bilden. Deshalb verdient gerade die Geschiebeforschung in Pommern eine weit größere Beachtung als das bisher der Fall ist.

Anmerkung: Wer eine kleine Sammlung eiszeitlicher Geschiebe hat und seine Funde gern bestimmen möchte, sei auf zwei billige und reich mit Bildern ausgestattete Bücher hingewiesen: 1. Die Sedimentärgeschiebe des norddeutschen Flachlandes, von K. Hucke, Verlag Quelle & Meyer. 2. Die wichtigsten Leitgeschiebe der nordischen kristallinen Gesteine im norddeutschen Flachlande, von J. Korn, im Vertrieb der Preuß. Geolog. Landesanstalt, Berlin N 4. Zu weiteren Auskünften ist der Verfasser dieses Aufsatzes gern bereit.

Pommern in der neueren deutschen Geistesgeschichte.

Von Dr. Erich Gülzow.

„Die Pommern haben einen geraden und schlichten Sinn. Unter allen Provinzen hat Pommern die besten Untertanen für den Kriegsdienst wie für alle anderen Aemter hervorgebracht." Diese Worte aus Friedrichs des Großen politischem Testament von 1752 zeigen des Königs Vorliebe für das langgestreckte Land am baltischen Meere und bedeuten uns ein erfreuliches Lob, das allerdings durch das zweite Testament von 1768 etwas eingeschränkt wird: „Die Pommern haben einen treuherzigen Charakter; es würde ihnen nicht an Geist fehlen, wenn sie gebildeter wären . . .". Nun, was zu den Zeiten des großen Königs den Pommern noch fehlte, das haben sie in der Zwischenzeit schon ganz hübsch nachgeholt. Die erstklassigen Größen auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft sind ja wohl nicht allzu zahlreich zu nennen; jedoch wird mancher sicherlich überrascht sein, wenn wir im folgenden einmal einige berühmte oder bekannte Pommern aufzählen, wieviel doch das oft für etwas hinterwäldlerisch angesehene Küstenland Anteil am deutschen Geistesleben gehabt hat und noch ausübt. Eine solche Aufzählung wird allerdings immer willkürlich und vielfach lückenhaft sein müssen; doch sei sie einmal zum Lobe der Heimat kühnlich versucht. Es wird sich dabei nur um Männer handeln, die in Pommern geboren sind, doch wohl meistens aus alten pommerschen Familien, und die hier ihre erste Bildung empfangen haben.

Schon zu Zeiten Friedrichs des Großen hat Pommern zwei namhafte Dichter — um mit der Kunst der Feder zu beginnen — aufzuweisen: es sind Ewald Christian von Kleist (geb. 1715 zu Zeblin bei Köslin), mehr noch durch seine Freundschaft mit Lessing als durch seinen „Frühling" bekannt, und der heute allerdings ziemlich ungenießbare Karl Wilhelm Ramler (1725 Kolberg). Der berühmteste unter den pommerschen Dichtern ist dann unser getreuer Eckart Ernst Moritz Arndt (1769 Schoritz auf Rügen), dessen Bedeutung jedoch mehr in seinen zahllosen Prosaschriften als in seinen Gedichten liegt, wenngleich deren Wert damit nicht herabgesetzt werden soll; man sollte nur nicht immer seine Freiheitsgedichte allein loben und kennen, sondern, wie es Hans Benzmann uns ans Herz gelegt hat, auch seine Altersweisheit, dazu einige Liebeslieder und die religiöse Lyrik. Neben ihm verblaßt sein stiller Jugendfreund Karl Lappe (1773 Wusterhusen bei Wolgast), dessen rein lyrisches Talent aber einige erlesene Kostbarkeiten geschaffen hat, so daß sogar Beethoven und Franz Schubert sie der Vertonung für wert hielten. Pastorensohn wie er war Wilhelm Meinhold, der seinen Namen vor allem der heute oft nachgedruckten „Bernsteinhexe" verdankt (1797 Netzelkow auf Usedom). In das politische „Junge Deutschland" führen uns Arnold Ruge (1802 Bergen auf Rügen) und Robert Prutz (1816 Stettin), die sich auch, was bei den pommerschen Dichtern im allgemeinen selten und nicht recht von Erfolg begleitet gewesen ist, im Drama versucht haben. Politisch in anderem Sinne war Christian Friedrich Scherenberg (1798 Stettin) durch seine epischen Schlachtengemälde; sein Freund Theodor Fontane, der selber seine eindrucksvollsten Jugendjahre in Swinemünde verlebte, hat ihm ein besonderes Buch gewidmet. Der Geheimrat im Kultusministerium Franz Kugler (1808 Stettin), der uns die erste pommersche Kunstgeschichte geschenkt hat, ist besonders durch sein Lied „An der Saale hellem Strande" bekannt geblieben. Es sind dann eine Reihe von Dichtern zu nennen, die sich auf dem Gebiete der erzählenden Prosa ausgezeichnet haben. Edmund Hoefers (1819 Greifswald) Geschichten werden noch heute öfters nachgedruckt und verdienten wohl mehr Beachtung, als ihnen meist zuteil wird. Konrad Telmann (eigentlich Zitelmann, 1854 Stettin), ein Enkel Ludwig Giesebrechts (der allerdings in Mecklenburg geboren war, aber doch ein pommerscher Dichter geworden ist) und Gatte der erst 1918 verstorbenen bekannten Dichterin und Malerin Hermione von Preuschen, hat mit Richard Voß (1851 Neugrape bei Pyritz) wiederholt den italienischen Schauplatz seiner erzählenden Werke gemeinsam; er wurzelt aber doch noch viel mehr in der Heimat als der letztere. Die beiden Stettiner Hans Hoffmann (1848) und Artur Brausewetter (1864) sind wohl der Gegenwart noch genügend bekannt; Brausewetter steht ja noch im Schaffen, während der Greifswalder Georg Engel (1863) im Oktober 1931 gestorben ist. Zu den Dichtern wollen wir auch den vielseitigen Mediziner Karl Ludwig Schleich (1859 Stettin) stellen, dessen Lebenserinnerungen „Besonnte Vergangenheit" zur Zeit fast ein Modebuch genannt werden können. Nur drei Lyriker der neuesten Zeit seien hier angefügt: Hans Benzmann (1869 Kolberg), den man sogar, was immerhin besagt, wie bedeutend er war, allen Ernstes für den Nobelpreis vorgeschlagen hatte, Hermann Ploetz (1870 Kreilow bei Kammin), für den sich unter anderen Arno Holz und Ferdinand Ave-

narius einsetzten, und Bogislav Frhr. von Selchow (1877 Köslin), von dem besonders seine vaterländischen Gedichte bekannt geworden sind.

Mit seinen plattdeutschen Dichtern besteht Pommern nicht neben Mecklenburg und Holstein. Fritz Reuter, dessen Mutter aus Pommern stammte, hat einige Zeit in Pommern gelebt und hier seine ersten dichterischen Erfolge geerntet. Er hat dann auch die Gedichte der Gattin eines Leidensgefährten aus der Festungstid herausgegeben, Alwine Wuthenow (1820 Neuenkirchen bei Greifswald), die eine wertvolle Bereicherung der plattdeutschen Lyrik bedeuten. Von anderen mundartlichen Dichtern nennen wir noch Karl Tiburtius (1834 Bisdamitz bei Stubbenkammer), Albert Schwarz (1859 Wandhagen, Krs. Schlawe), den Schriftleiter des „Eekboom", und Heinrich Bandlow (1855 Tribsees).

Damit sei die Reihe der pommerschen Schriftsteller schon beschlossen, obgleich es lockt, noch manche Namen da zu nennen. Weniger bekannt ist Pommern in der Geschichte der Musik geworden, und der bekannteste Komponist, der den größten Teil seines Lebens in Stettin verbracht hat, Karl Loewe, ist nicht aus Pommern gebürtig. Immerhin dürfen doch einige Namen angeführt werden: Gustav Reichardt (1797 Schmarsow bei Demmin), der das frühere Deutschlandlied, Ernst Moritz Arndts „Was ist des Deutschen Vaterland?", vertont hat; Julius Kosleck (1825 Naugard), der Begründer des bekannten Kosleckschen Bläserchors; C. Ad. Lorenz (1837 Köslin), der Oratorienkomponist; Ernst Ed. Taubert (1838 Regenwalde), von dem es Kammermusik und besonders Lieder gibt; Otto Wangemann (1848 Loitz), der musikgeschichtliche Werke schrieb und als Organist Kaiser Friedrich in seiner Leidenszeit oft mit seinem Spiel erfreute; Wilh. Rudnick (1850 Damerkow bei Bütow), in erster Linie durch Orgelstücke bekannt; Martin Plüddemann (1854 Kolberg), der namhafte Balladenkomponist; die beiden Liszтschüler Otto Neitzel (1852 Falkenburg) und Paul Geisler (1856 Stolp); Henning von Koß (1855 Lantow bei Lauenburg), von dessen Liedern besonders das „Winterlied" viel gesungen wird; Eduard Behm (1862 Stettin), gleich hervorragend als vortrefflicher Begleiter wie als Komponist; und Ulrich Hildebrandt (1870 Stettin), von dem besonders die „Reformationskantate" bekannt geworden ist. In einigem Abstande von ihnen soll auch noch Karl Teike (1864 Altdamm) mit seinen flotten Armeemärschen hier ein Plätzchen finden.

In der Malerei kann Pommern wieder einige ganz berühmte Künstler sein eigen nennen. Die romantische Richtung in der Malerei geht zurück auf die Schriften des jungverstorbenen Wilhelm Heinrich Wackenroder, der 1773 zu Berlin aus pommerschem Stamme geboren wurde. Aus Vorpommern kommen dann auch die beiden seit der Jahrhundertwende 1900 endlich anerkannten großen Maler Kaspar David Friedrich (1774 Greifswald) und Philipp Otto Runge (1777 Wolgast). Ebenso sind Vorpommern von Geburt der namentlich durch seinen Mondschein bekannte Louis Douzette (1834 Tribsees) und der kürzlich verstorbene Marinemaler Willy Stöwer (1864 Wolgast). Die beiden neueren Maler Hans Baluschek (1870 Breslau) und Richard Seewald (1889 Arnswalde/Brandenburg) sind ja nicht gebürtige Pommern, haben aber ihre Jugend und Schulzeit in Stralsund verlebt. Von weniger bekannten Malern seien noch Friedrich August von Klinkowström (1778 Ludwigsburg bei Greifswald), Theodor Hildebrandt (1804 Stettin), Hermann Plüddemann (1809 Kolberg), Robert Parlow (1835 Stepenitz), Oskar Kruse-Lietzenburg (1847 Stettin), Max Seliger (1865 Bublitz), der 1920 als Direktor der Akademie für graphische Künste in Leipzig gestorben ist, Hans Hartig (1873 Carvin), Arthur Schlubeck (1875 Stettin), Gustav Wimmer (1877 Stettin) und Heinrich Heuser (1887 Stralsund) hier namhaft gemacht. Unter den Bildhauern ist Pommern besonders stolz auf den Präsidenten der Akademie der Künste, Ludwig Manzel (1858 Kagendorf bei Anklam); daneben sollen auch noch Wilhelm Groß (Schlawe), Martin Meyer (1870 Pyritz) und Max Esser (1885 Barth) erwähnt werden. Auch hervorragende Baukünstler hat Pommern hervorgebracht, von der aus Stralsund stammenden Architektenfamilie Tessin, die in drei Generationen (bis 1770) die schwedische Kunst geleitet hat, bis zu dem 1929 verstorbenen Geheimrat Prof. Felix Genzmer (1856 Labes), der in Wiesbaden und Berlin wirkte.

Eine ganze Reihe tüchtiger Männer hat Pommern sodann der Wissenschaft beschert. Unter den Theologen ragen hervor Joh. Joach. Spalding (1714 Tribsees) und Karl Schwarz (1812 Wiek auf Rügen), unter den Juristen Karl Gustav Homeyer (1795 Wolgast) und Richard Schröder (1838 Treptow a. Toll.), unter den Volkswirtschaftlern Karl Rodbertus-Jagetzow (1805 Greifswald), der 1848 auch einmal Kultusminister war. Ganz große Mediziner sind Rudolf Virchow (1821 Schivelbein) und Theodor Billroth (1829 Bergen auf Rügen); daneben seien etwa noch Karl Asmund Rudolphi (1771 Stockholm, wo sein Vater vorübergehend tätig war) und Hugo von

Ziemssen (1829 Greifswald) genannt. Bedeutende Zoologen waren August Dohrn (1806 Stettin) und sein Sohn Anton (1840 Stettin), Hermann Burmeister (1807 Stralsund), der 1892 in Buenos Aires starb, Eugen Ferd. von Homeyer (1809 Nerdin, Krs. Anklam) und sein Neffe Alexander (1834 Vorland, Krs. Grimmen). In der Botanik liest man noch heute beim Klassifizieren nicht selten den Namen des Linnéschülers Karl Friedrich von Ledebour (1785 Stralsund); in der Chemie haben sich unter anderen Karl Wilhelm Scheele (1742 Stralsund), der Entdecker des Sauerstoffs, und Max Delbrück (1850 Bergen auf Rügen) hervorgetan. Die elektrische Verstärkungsflasche heißt leider meist nicht nach Waldemar v. Kleist, der sie 1745 in Kammin entdeckte, sondern Leidener Flasche, weil sie ein Jahr später auch in Leiden erfunden wurde. Als Erfinder von zwei Influenzmaschinen ist Wilhelm Holtz (1836 Saatel bei Barth) hervorgetreten, als Optiker und Mechaniker Friedrich Adolf Nobert (1806 Barth). Ein überragender Ingenieur war Graf Balzer Bogislaus von Platen (1766 Dornhof bei Schaprode auf Rügen); der von ihm erbaute Göta-Kanal, der Schweden von Stockholm bis Göteborg durchquert, steht als Ingenieurleistung weit über dem Suezkanal. Daß Pommern auch auf dem Gebiet der neuesten Technik bahnbrechende Männer aufzuweisen hat, mögen vor allem die beiden Flieger Otto Lilienthal (1848 Anklam) und Hans Grade (1879 Köslin) dartun.

Besonders zahlreich sind die Historiker und Germanisten in Pommern vertreten. Unter den ersteren ragen hervor Friedrich Rühs (1781 Greifswald), Heinrich Ludwig Beitzke (1798 Muttrin), Joh. Gust. Droysen (1808 Treptow a. d. Rega) und sein Sohn Gustav (1838 Berlin), endlich der erst 1929 verstorbene Hans Delbrück (1848 Bergen auf Rügen), Max Lenz (1850 Greifswald) und unsre diesjährigen Jubilare Martin Wehrmann (1861 Stettin) und Otto Hintze (1861 Pyritz). Angefügt sei der im klassischen Weimar lebende Kunsthistoriker Karl Ludwig Fernow (1763 Blumenhagen bei Pasewalk), bei dessen Tode Goethe sagte: „Sein Verlust war groß für uns". Zu den Historikern stellen wir auch am besten den Schöpfer des Weltpostvereins, Heinrich von Stephan (1831 Stolp), der eine ganze Reihe postgeschichtlicher Werke verfaßt hat, aber sogar auch als Dichter vor einem engeren Freundeskreise hervorgetreten ist. Einer der erfolgreichsten und bedeutendsten Archäologen neuester Zeit wird Otto Puchstein (1856 Labes) genannt. Germanisten aus Pommern sind der Grammatiker Joh. Christoph Adelung (1732 Spantekow bei Anklam), Karl August Koberstein (1797 Rügenwalde) mit seinem „Grundriß der deutschen Nationalliteratur", Albert Hoefer (1812 Greifswald), Emil Palleske (1823 Tempelburg), der auch als Vortragskünstler bekannte Schillerbiograph, ferner Albert Heintze (1831 Naugard), Eduard Engel (1851 Stolp), Friedrich Vogt (1851 Greifswald), Alfred Biese (1856 Putbus), Helmut Mielke (1859 Stettin) und Ernst Wasserzieher (1860 Stettin). In der indogermanischen Sprachwissenschaft zeichneten sich aus der Sanskritist Adolf Friedrich Stenzler (1807 Wolgast) und Berthold Delbrück (1842 Putbus), in der klassischen Philologie Georg Friedr. Schömann (1793 Stralsund).

Beträchtlich ist auch die Zahl der namhaften Schulmänner, die Pommern hervorgebracht hat. Unter den älteren seien die Pestalozzischüler Th. Ziemssen (1777 Greifswald) und K.A.G. Dreist (1784 Rügenwalde) erwähnt. In der Gegenwart finden wir dann unter den heute bekannten Pädagogen eine ganze Reihe, deren Wiege in Pommern stand. Der Führer der Volksschullehrer, Johannes Tews, wurde 1860 in Heinrichsfelde, Krs. Regenwalde, geboren; aus dem Jahre 1868 haben wir den Begründer der Landerziehungsheime, den „deutschen Pestalozzi" Hermann Lietz (Dumgenevitz auf Rügen), den Regierungs- und Schulrat Richard Kabisch (Kemnitz bei Greifswald), der bis zu seinem Tode fürs Vaterland 1914 eine führende Rolle in der Pädagogik spielte, und den heutigen Ministerialdirektor für das höhere Schulwesen in Preußen, Richard Jahnke (Altdamm), gleichzeitig Vorsitzer des Deutschen Sprachvereins. Auch der geistvolle Vater der vielbesprochenen Schulreform, Ministerialrat Hans Richert, stammt aus Pommern (1869 in Köslin geboren). Aus dem Jahre 1878 sind der „entschiedene Schulreformer" Paul Oestreich (Kolberg) und der Akademiedirektor Ulrich Peters (Langenhanshagen bei Barth) gebürtig. Genannt sei schließlich noch Martin Havenstein (1871 Gramenz, Krs. Neustettin).

Doch genug und übergenug der Namen! Zwar wird mancher in seinem speziellen Fach noch diesen und jenen vermissen, der auch verdiente, genannt zu werden. Aber schon diese lange Liste wird ihren Eindruck nicht verfehlen. Rechnet man nun noch alle die hinzu, die zwar nicht in Pommern geboren sind, die aber doch hier lebten und wertvolle Eindrücke und Anregungen für ihre Geistesarbeit erhielten, so vermehrt sich die Zahl noch beträchtlich. Aus dem Gebiet der Literatur seien nur angedeutet Namen wie Kosegarten, Schleiermacher, Spielhagen, Fontane, Gerhart Hauptmann, Cäsar Flaischlen, Paul Steinmüller; in der Malerei sei an die Ahrenshooper erinnert.

Man wird nun vielleicht noch fragen: Was hat es für einen Zweck, solche Namen für ein willkürlich politisch begrenztes Gebiet zusammenzustellen? Es sei zugegeben, daß es — zumal im „Ostseejahr 1931" *) — wohl richtiger gewesen wäre, die ganze deutsche Ostseeküste heranzuziehen, wie es in ganz knappen Zügen schon einmal von anderer Seite geschehen ist.**) Dann erweitert sich das Bild um Namen wie Herder und Kant, Arno Holz und Agnes Miegel, Kopernikus und Chodowiecki, Reuter und Brinckman, Overbeck und Barlach, Geibel und Thomas Mann, Matthias Claudius und Klaus Groth und viele andere. Dann wird doch wohl klar, daß das Küstenland am baltischen Meere ein Geisteszentrum ist, das sich mit jedem anderen Gebiet im deutschen Vaterlande getrost messen kann.

*) Der Aufsatz wurde im Mai 1931 geschrieben und war gesetzt, bevor eine ähnliche Arbeit von Karla König dem Verfasser bekannt wurde (vgl. „Unser Pommerland" 1931, S. 362 rechte Spalte).

**) „Unser Pommerland" 1921, S. 261—266.

Auf deutschen Spuren in Gibraltar.

Von Friedrich Wallisch.

Deutscher Vergangenheit und Gegenwart in der Fremde nachzuspüren, zählt zum Schönsten, was die Ferne bieten kann.

Du fährst Tage und Wochen auf Bahnen und Schiffen unter fremden Menschen, die für dich nur das Staunen haben, das man dem Unverständlichen entgegenbringt. Aber du weißt von einem alten Freunde, der in der fernen Stadt lebt, die dein Ziel ist. Und eines Morgens stehst du in jener fremden Stadt vor seiner Tür, liest den Namen, der für dich ein Stück Heimat und Freundschaft bedeutet, die Tür geht auf — und du trittst ihm entgegen. In dem Gruß des Wiedersehens schwinden Jahrtausende und Tausende Meilen, in den Worten des Freundes wird dir die Fremde mit einemmal vertraut.

Das ist es, dieses Gefühl ist es, das über mich kommt, wenn ich draußen in der Welt Spuren deutscher Vergangenheit und Gegenwart finde. Und die Freude des „Wiedersehens", um nicht zu sagen: des Entdeckens, ist dort am größten, wo Volk und Land am wenigsten vermuten lassen, daß ein Stück deutscher Geschichte in ihr Leben hineinspielt.

Gibraltar, Südpunkt Europas angesichts der afrikanischen Berge — wo gäb's einen Ort in unserem Erdteil, der uns fremder wäre, wo einen Fleck Landes, der weniger von deutschem Wesen an sich hätte? Vom Aermelkanal bis an den Kaukasus, vom Nordkap bis Sizilien ist irgendwie Geist und Kraft, Idee und Schwert, Triumph und Leid des Deutschtums überall laut oder leise durch die Länder geschritten. Gibraltar aber am Südwestende unserer europäischen Erde erscheint uns ein gestaltloser Name wie kaum ein anderer. Dennoch — dennoch! — hab' ich auch hier Wiedersehen um Wiedersehen gefeiert.

North Town, die Nordstadt, der städtische Mittelpunkt der Ansiedlungen auf Gibraltar, ist heute noch von Mauern umgeben, die allabendlich geschlossen werden. Southport Gate, das Tor im Süden der Stadt, trägt einen riesigen habsburgischen Doppeladler mit Wappen und goldenem Vließ. An diesen Adler knüpft ein Stück deutscher Vergangenheit an. Das Südtor ist durch den deutschen Kaiser Karl V. errichtet worden, der als Karl I. bereits König von Spanien war, noch ehe er in Aachen zum deutschen Kaiser gekrönt wurde. Er war Habsburger, Enkel Maximilians I., des letzten Ritters; er war seit den Tagen der Maurenherrschaft der erste, der die Bedeutung Gibraltars als den Schlüssel zum spanischen Festland und zum Mittelmeer nicht nur erkannte, sondern auch durch die Tat zu würdigen wußte. Gibraltar besaß damals im Grunde nur jene Befestigungen, die vor Jahrhunderten durch die Mauren angelegt worden waren. Karl berief den deutschen Festungsbaumeister Speckel aus Straßburg nach Gibraltar, und dieser schuf unter Benützung der altmaurischen Wälle jene Verteidigungswerke, die mit geringen Aenderungen viele Generationen lang das Um und Auf der Festung bildeten und heute noch zum Teil vorhanden sind. Mit Speckel zog dem Geiste nach noch ein anderer, größerer Deutscher in Gibraltar ein: Albrecht Dürer. Denn Dürer war nicht nur Künstler, sondern auch Theoretiker der Kriegswissenschaft. Und der erste, der dessen Lehren von den permanenten Befestigungen in die Wirklichkeit übersetzte, war der Straßburger Speckel. Die kasemattierten Flankenbatterien, die Speckel erbaute, waren Dürers geistiges Werk.

Eineinhalb Jahrhunderte später, im Jahre 1704, fand die spanische Herrschaft auf Gibraltar ihr Ende. Mit einem überraschenden Handstreich eroberte ein Deutscher, Prinz Heinrich von Hessen-Darmstadt, im Verein mit dem Admiral Sir George Rooke die Felsenfestung für die englische Krone. Der deutsche Prinz wurde der erste britische Gouverneur von Gibraltar. In sechsmonatiger, furchtbarer Belagerung konnte er den neuerworbenen englischen Besitz gegen Spanien und Frankreich verteidigen. Dem spanischen Oberst Figuerra und seinen Freiwilligen war es während dieser Kämpfe einmal gelungen, durch

Verrat eines Eingeborenen in die Festung einzudringen. In blutigem Handgemenge wies Heinrich von Hessen diesen gefährlichsten Ansturm der Gegner ab. Die Chronik von Gibraltar weiß zu berichten, daß während der Belagerung, die Heinrich von Hessen zu bestehen hatte, siebentausend Kanonenkugeln und achttausend Granaten in die Festung eingeschlagen hatten.

Als die Kurfürsten von Hannover Könige von Großbritannien geworden waren, kamen hannovranische Truppen auch nach Gibraltar. An ihre Anwesenheit erinnert die „Hanover Battery", eine Steinplattform an der Nordwestwand der Felsenfestung. Mit Hammer und Meißel haben die deutschen Fäuste diesen großen Geschützstand aus dem Stein gehauen. Vom Hafen ist die „Hanover Battery" als kahle Kuppe knapp unter dem Maurischen Kastell am Abhang deutlich zu erkennen. Wer vom Gouvernement verläßlich befunden wird, die alten Festungsanlagen zu besichtigen, kann durch die künstlich angelegte Bergschlucht über der Artilleriekaserne von North-Town zu dieser von deutschen Söldnern angelegten Plattform hinaufwandern. Aus ihrer beherrschenden Lage gewährt sie einen prachtvollen Blick über den Nordhafen und die Algecirasbucht.

Unter der Nordwand des Gibraltarfelsens sind auf dem evangelischen Friedhof die Gefallenen von der preußischen Korvette „Danzig" beigesetzt. Es war im Jahre 1856, als die „Danzig" unter Prinz Adalbert von Preußen in jenem Gebiet der Riff-Küste kreuzte, wo einige Zeit vorher ein preußisches Handelsschiff von Piraten überfallen und ausgeplündert worden war. Die „Danzig" wurde bei Kap Tres Forcas plötzlich von der Küste aus beschossen, Prinz Adalbert schritt zur Landung und erstürmte die Küstenhöhe. Obwohl die Unternehmung in der Kriegsgeschichte auch seitens französischer Beurteiler als Waffentat ersten Ranges bezeichnet wird, ist ihr praktischer Erfolg wohl so gut wie Null gewesen. Die Landungsabteilung war durch feindliche Uebermacht im Rücken gefährdet worden und hatte sich mit erheblichen Verlusten aufs Schiff zurückziehen müssen. In Gibraltar, dem nächsten Hafen, wurden die Gefallenen an Land gebracht und unter den Ehrenbezeugungen der britischen Garnison der Erde übergeben.

Seit den Tagen der „Danzig" stand das kriegerische Gibraltar in keiner Beziehung mehr zum Deutschtum. Erst im Weltkrieg trat Deutschland wieder in die Geschichte der Felsenfestung ein, zum ersten Mal nicht als Freund und Helfer, sondern als Gegner. Und damals geschah es auch zum ersten Mal, daß sich Gibraltar als „Schlüssel zum Mittelmeer" nicht mehr so recht bewährte. Die deutschen U-Boote konnten angesichts der riesigen Befestigungen unangefochten die Meerenge durchfahren; schwer havarierte Dampfer und Schiffbrüchige in Menge flüchteten in den Schutz des Hafens von Gibraltar. Aber auch deutsche Kriegsgefangene wurden hier an Land gebracht. Im Süden des höchsten Punktes der Halbinsel, auf der Hochfläche von Windmill Hill Flats, entstand ein Kriegsgefangenenlager, Windmill Hill Detention Barracks. Erbeutete deutsche Geschütze vor der Hauptwache und vor der Börse, sowie das im Jahre 1923 zwischen Hafen und Parlament errichtete große War Memorial, Kriegserinnerungsdenkmal, sind die Wahrzeichen jener Jahre, in denen uns Gibraltar zum ersten und, so Gott will, zum letzten Mal feindlich gegenübergestanden ist.

In Schiffahrt und Handel hat das Deutschtum seither rasch wieder eine bevorzugte Stellung errungen. Eine Reihe großer deutscher Schiffahrtsgesellschaften läßt ihre Dampfer hier anlaufen, ein erheblicher Teil wichtiger Industrieerzeugnisse für den Handel von Gibraltar wird regelmäßig aus Deutschland bezogen.

Von Kriegsbaumeistern, Feldherren und Soldaten bis zu Seeleuten und Kaufleuten schließt sich der große Reigen, durch den die deutsche Arbeit eines halben Jahrtausends selbst diesen fremdesten und fernsten Punkt Europas unserem Empfinden näherbringt und vertraut macht.

Der Freischulze von Balster.

Eine Soldatengeschichte aus der Zeit des großen Soldatenkönigs. Von Albert Strukat.

I.

Die Abendsonne warf ihre letzten Strahlen durch die Kronen des pommerschen Kiefernwaldes und zeichnete rote Lichter auf die schlanken Stämme. Nur das Zirpen der Heimchen und das Schwirren der Käfer unterbrach die abendliche Stille. Auf der breiten Landstraße trabte ein Reiter daher. Seine bestaubte Kleidung und das müde Pferd zeigten, daß er schon einen weiten Weg hinter sich hatte.

„Noch eine Viertelstunde, Brauner", sagte er aufmunternd, „dann können wir uns ausruhen, und morgen gehts wieder nach Dramburg zurück. Da sollst du mehr Ruhe haben."

Menschenstimmen und Hundegebell in der Ferne schienen die Worte des Mannes zu be-

stätigen. Der Wald wurde lichter, und in der Ebene breitete sich ein Bauerndorf aus. Grau lagen die strohbedeckten Bauernhäuser zwischen den schon reifenden Getreidefeldern. Es war das Dorf Balster, eine halbe Meile südwärts von Kallies im südlichen Zipfel des Dramburger Kreises gelegen.

Langsam ritt der Reiter die Dorfstraße hinab, gefolgt von neugierigen Kindern und bellenden Hunden. Vor einem breiten Fachwerkhause, dessen schwarzes Balkenwerk sich scharf von den weiß getünchten Wänden abhob, hielt er an. Aus der Haustür trat ein Mann, kräftig und hoch gewachsen, so daß er sich in der niedrigen Tür bücken mußte.

„Guten Abend, Freischulze", begrüßte ihn der Reiter. „Da habe ich für Euch einen Brief von dem Postmeister aus Dramburg, expreß aus Stettin gekommen." Mit diesen Worten war er vom Pferde gestiegen und zog aus seiner Tasche ein versiegeltes Schreiben. — „An den Unteroffizier im Prinz Ludwigschen Regiment zu Pferde Christian Erdmann Petrich", las er langsam. „Wird doch wieder einmal Militaria sein." Damit reichte er dem Schulzen das versiegelte Schreiben.

„Schon gut", antwortete dieser gleichgültig. „Gebt nur her." Er winkte dem Knecht, der am Brunnen Wasser schöpfte, und bedeutete ihn, das Pferd in den Stall zu bringen. Mit dem Postreiter trat der Schulze dann in die niedrige Wohnstube und ließ sich an dem breiten Eichentisch in der Ecke nieder. Zwischen den Blumenstöcken auf dem Fenster stahlen sich die letzten Sonnenstrahlen hindurch, und bald saßen die Männer bei der dampfenden Abendsuppe, die Frau Sophie in einer großen Schüssel hineingebracht hatte. —

„Das wäre wieder einmal eine erledigte Arbeit", sagte der Postreiter und legte seinen Löffel neben den geleerten Teller. „Ja, es ist nicht leicht, bei Hitze und Kälte durch Wald und Heide zu traben, dazu im Winter die Wölfe... Da habt Ihr es doch immerhin besser, Freischulze!"

„Meint Ihr, ich habe es immer so gehabt? Ihr wißt doch, daß ich elf Jahre bei den Grenadieren zu Pferde gedient habe, und Seine Majestät macht seinen Soldaten das Leben nicht leicht. Dort hat man mich dann zum Unteroffizier gemacht."

„Ihr habt recht", antwortete der Gast, „und Ihr wäret es noch, wenn nicht Euer Vater gestorben wäre, der alte Hans Petrich. Habe ihn wohl gekannt, den ehrsamen Mann, ebenso wie seine Frau, die Katharina. Ist noch eine rüstige Frau mit ihren sechzig Jahren. Sie lebt doch bei Euch?"

„So ist es", erwiderte der Schulze, „und wir verdanken ihr viel Gutes; meine junge Frau hat eine große Hilfe an ihr. Aber", fuhr er lachend fort, „Soldat bin ich noch immer, damit Ihr es wißt, und das gute Leben, das Euch zu gefallen scheint, könnte für mich bald aufhören."

„Ja", meinte der andere nachdenklich, „der Brief, den ich mitgebracht habe....."

„Steckt in meiner Tasche", unterbrach ihn der Wirt lachend. „Aber nun legt Euch auf dem Heuboden zur Ruhe. Ihr werdet müde sein. Morgen sollt Ihr die Antwort nach Dramburg wieder mitnehmen."

Es widerstrebte ihm, in Gegenwart des neugierigen Boten von dem Briefe und seinem vielleicht wichtigen Inhalte zu reden. Nun, nachdem der andere gegangen war, stand er nachdenklich am Fenster und öffnete langsam das Schreiben.....

Sinnend faltete er den Brief wieder zusammen und steckte ihn in die Tasche. Da hatte ihm sein Kapitän Strachwitz aus Stettin geschrieben, er solle sich einmal im Lande umsehen und versuchen, ob sich wohl etwas machen ließe. An Geld würde es nicht fehlen, und wenn sich vielleicht ein besonders langer Kerl fände.....

Dem Empfänger war nicht zweifelhaft, was damit gemeint war. Das Regiment brauchte wieder einmal Soldaten; je länger sie waren, desto besser, denn Seine Majestät schätzte bekanntlich die Tüchtigkeit seiner lieben blauen Kinder mit dem Zollstock ab. Dazu war der Schulze ja noch Soldat und von seinem Regiment nur beurlaubt, nicht entlassen; da war er durch seinen Fahneneid verpflichtet, auch für die Rekrutierung zu sorgen.

Die Dunkelheit hatte sich herabgesenkt, und noch immer saß der Mann nachdenklich in der Stube. Dann sprang er auf. Ja, so mußte es gehen. Morgen sollte der Postreiter die Antwort an den Kapitän nach Stettin mitnehmen, und der sollte mit ihm zufrieden sein.

II.

Es war einige Wochen später, am 22. Juli des Jahres 1731.

Auf der Straße von Kallies nach Tütz fuhr ein von zwei Pferden gezogener Bauernwagen langsam dahin. Die drei Männer im Wagen waren in leisem aber angeregtem Gespräch vertieft.

„Ihr wißt beide", nahm der Aeltere das Wort, „daß der Herr Kapitän in Stettin neue Rekruten braucht. Ich habe ihm schon manchen Soldaten von drüben zugeführt, aber an dem heutigen Fang wird er seine besondere Freude haben. Es ist ein Schäferknecht, der in Marthe wohnt, ein riesiger Kerl. Heute, am Sonntag, sind die Felder leer, und wenn wir den Kerl erwischen, so sind wir mit ihm bald über die

Grenze, und nach einigen Tagen steckt er im Soldatenrock, den er ja schon kennt."

Nix und Tetzlaff, die beiden Werbesoldaten, nickten. So mußte es gehen, und so hatte man es mit ihnen einst auch gemacht. —

Unweit des Dorfes Marthe lag der lange Schäferknecht Sach im Schatten eines Baumes und blickte auf seine Schafherde. Nachdenklich blies der Mann die blauen Tabakswölkchen aus seiner Pfeife in die Luft. Fünf Jahre war es schon her, daß er im Dienst des Grafen Josef Mycielski stand, und der Herr war mit ihm zufrieden. Da konnte es sein, daß er bald Schäfer wurde, und das war immerhin besser als Schäferknecht. Selbst befehlen und nicht mehr immer gehorchen . . . mehr Geld verdienen . . . dann konnte man wohl auch nach Marzdorf ziehen . . . Aber die Zeit bei den Soldaten des Preußenkönigs . . . Nun, dem war man glücklich entwischt. Den Mann schüttelte ein Grauen, wenn er noch daran dachte. —

„Was hast du nur, Wolf?" fuhr er auf. Knurrend und bellend war der Hund aufgesprungen, der zu den Füßen seines Herrn geträumt hatte. Der Schäfer erhob sich und sah drei Männer auf sich zuschreiten. Mißtrauisch griff er zu seinem langen Schäferstabe.

„Habt keine Furcht, guter Freund", rief ihm der eine der Fremden zu. „Wir sind Händler aus dem Preußischen und möchten gern einige Schafe von Euch kaufen. Es soll gut bezahlt werden." — „Da ist es wohl besser, wenn Ihr Euch nach Marzdorf an meinen Herrn wendet; Ihr seht, ich bin ja nur Schäferknecht."

„Ganz recht, guter Freund, aber Ihr erlaubt doch, daß wir uns die Herde erst ansehen, bevor wir Eurem Herrn ein Gebot machen."

Suchend gingen die drei Fremden durch die Herde, gefolgt von dem Hirten, musterten bald das eine, bald das andere Stück und wandten sich dann an den Schäfer.

„Die Tiere gefallen uns. Wir werden mit Eurem Herrn schon einig werden."

Der Mann wollte antworten, aber noch ehe er etwas sagen konnte, fühlte er sich zu Boden gerissen. Sechs starke Fäuste hielten ihn fest und preßten sich auf seinen Mund, um ihn am Schreien zu hindern, und ehe er es sich versah, war er davongetragen und in den im Gebüsch haltenden Wagen gelegt. In schnellem Trabe ging es nun der Grenze zu, vorbei an einem Reiter, der ihnen langsam entgegenkam. Erstaunt hielt dieser sein Pferd an und sprengte dann dem Wagen nach.

„Wen habt Ihr da, Leute? Ist das nicht der lange Sach, mein Schäferknecht?" rief er verwundert.

„Ein Deserteur ist es", erwiderte der Freischulze. „Schon zweimal ist er für das Dragonerregiment Graf Schulenburg in Landsberg an der Warthe angeworben, aber zweimal entlaufen. Nun soll er uns nicht mehr entschlüpfen."

„Es ist mein Leibeigener, und ich verlange, daß Ihr ihn sofort loslaßt", schrie der Graf erzürnt — aber schon war der Wagen in scharfem Trabe davongefahren.

Zornig schüttelte der Pole die Faust. „Wir treffen uns noch", rief er ergrimmt. Fürs erste ließ sich aber nichts tun, denn wer konnte den drei Leuten trauen.

Noch am Abend hatten die Werber die Grenze erreicht, und wenige Tage später war Sach bereits nach Stettin gebracht, hinter Mauern und Tore.

III.

Graf Mycielski beschloß, Rache zu nehmen. Er wußte wohl, daß es preußische Werber waren, die ihm seinen Leibeigenen entführt hatten; vielleicht wohnten sie in der Nähe von Kallies, aber Näheres war ihm nicht bekannt. So schickte er dann am anderen Tage den Oberjäger Wadepfuhl auf Kundschaft aus. Der kam auch in die Nähe von Balster auf den Gutshof des Herrn von Günthersberg und gab vor, zwei Windhunde kaufen zu wollen. Man konnte sie ihm nicht abgeben, aber da es Abend war, sollte er ein Nachtlager erhalten. In der Gesindestube plauderte er auch über den Rekrutenfang, und bald wußte er, was er erfahren wollte.

Reichlich acht Tage später, in der Nacht von Montag, den 30. zu Dienstag, den 31. Juli, als in Balster schon alles in tiefem Schlafe sich streckte, als der Nachtwächter Michael Klucke eben zum letzten Mal in sein Horn gestoßen, sich heimwärts begeben und sich selber aufs Ohr gelegt hatte, da wurde es in Balster lebendig. Im Schatten der Häuser und Gartenzäune schlichen fremde Gestalten, und bald polterten schwere Schläge gegen die Haustür des Freischulzen.

Frau Katharina, die Mutter des Schulzen, fuhr erschreckt aus dem Schlafe auf. Rasch warf sie einige Kleidungsstücke über und lief auf den Hausflur. Da brach die Tür zusammen, und ein Haufen fremder Männer drang in das Haus.

Im Nu wurde sie festgehalten. „Mutter, schweigt still, wir sind keine Mörder", rief man ihr zu.

Frau Sophie war von dem Lärm wach geworden und weckte ihren Mann. Sie lief auf den Flur und sah, daß das ganze Haus schon voll von fremden Leuten war, die in der Küche Licht gemacht hatten und laute Reden führten.

Da faßte sie ein heftiger Schreck. Sie verstand etwas polnisch und hatte wohl vernommen, daß es Marzdorfer Leute waren, die es auf ihren Mann abgesehen hatten.

Was tun? So schnell als möglich mußte Hilfe kommen. Unbemerkt lief die tapfere Frau auf den Boden und sprang durch eine Falltür in den Pferdestall. Da versuchte sie hastig, durch die Lehmwand eine Oeffnung zu brechen. In fliegender Hast entfernte sie einen Ziegel nach dem anderen. Die Hände bluteten, aber sie durfte nicht nachlassen. Endlich war eine Oeffnung entstanden, groß genug, um hinauszuschlüpfen. Da — ein Schreck erfaßte sie. Es war zu spät! — Auf dem Hofe hatten sich Leute aufgestellt und beobachteten das Haus, andere polterten auf dem Dachboden umher, leuchteten in den Pferdestall und durchsuchten die Stuben.

„Im Keller! Durchsucht den Keller", so tönte es durcheinander. Einige Schüsse wurden abgefeuert in den Keller hinein, und bald brachte man als Gefangenen den Freischulzen hinauf.

Man war in Balster wach geworden von dem Lärm. Der Nachbar, Maurer Johann Christian Puppe, hatte das Geschrei gehört und schickte seinen Knecht Friedrich Weinecke zum Läuten. Laut erklang die Glocke durch das stille Dorf. „Was geht vor? Wo brennt es?" so fragte man durcheinander, und mit Feuerspritzen und Eimern kamen die Leute herzugelaufen.

„Dort ziehen sie!" rief Michael Klucke. Er lief dem Zuge bis zum Kirchhofe nach, aber wie ein böser Spuk waren die Feinde verschwunden.

IV.

Ein prachtvoller Morgen war der Schreckensnacht gefolgt, aber im Schulzenhause zu Balster wollte keine Freude einkehren. Mit verweinten Augen saßen die beiden Frauen am Frühstückstisch, ohne einen Bissen anzurühren.

Entschlossen stand Frau Sophie auf. „Es bleibt dabei, Mutter; ich hole ihn mir. Du weißt, daß es Marzdorfer Leute waren, und wenn man ihn dort nicht versteckt hat, so werde ich schon erfahren, wo sie ihn hingebracht haben. Der Michael Klucke wird mich begleiten."

„Es wird wohl das Beste sein", sagte nachdenklich die Mutter. „Gebe Gott, daß er wieder gesund zurückkommt, der Christian." Bald rollte ein kleiner Bauernwagen aus dem Dorfe, und die besten Wünsche der Nachbarn begleiteten das tapfere Weib. —

Es war ein trauriges Wiedersehn. In einer Dienerstube, wohin man sie gewiesen, fand Frau Sophie ihren Mann, braun und blau geschlagen und mit den Füßen an einer Wand angekettet. Ihre Bitten um Freilassung wurden mit höhnischen Worten beantwortet. Weinend fragte die Frau nach dem Grafen, aber der war für sie nicht zu sprechen. Da wandte sie sich zum Gehen, als sie über den Hof zwei Herren schreiten sah. Es waren der Starost und der Major von der Goltz aus Preußendorf, der gerade in Marzdorf zu Besuch war.

„Helft mir, edler Herr", bat sie, „mein Mann ist unschuldig gefangen gesetzt. Gebt ihn frei."

Unwillig wandte sich der Starost um. „Euer Mann ist ein Schelm und Räuber, der vor das Gericht in Posen kommt. Wollt Ihr ihn frei haben, so schafft die Leute herbei, die er entführt hat." Damit schritt er langsam dem Hause zu. —

Die Sonne verschwand hinter dem dunklen Kiefernwalde, als Frau Sophie hoffnungslos und traurig ihrem Heimatorte zufuhr.

Einige Tage vergingen, da erschien in Balster der Richter Joachim Christian Neander aus Falkenburg, um den Tatbestand festzustellen. Die Einwohner des Dorfes wurden vernommen, und der Bericht darüber sollte an den König gehen.

Wieder saßen im Schulzenhause zu Balster die beiden Frauen beim Abendessen und gaben sich ihren traurigen Gedanken hin. Da ging ein Hoffnungsschimmer über Frau Sophiens vergrämtes Gesicht. „Der König", rief sie, für ihn hat Christian gearbeitet und für ihn das Unglück auf sich genommen. Der König muß helfen, und er wird es auch tun."

Zweifelnd schüttelte die alte Frau den Kopf. „Wie willst du das anfangen? Der König ist weit...."

„Laß nur, Mutter", wehrte die andere ab. In freudiger Hast suchte sie unter den Sachen ihres Mannes nach Feder, Tinte und Papier. Eine neue Talgkerze wurde auf den Tisch gesetzt, und bald kratzte der Gänsekiel auf dem rauhen Papier. Leise hatte die Mutter das Zimmer verlassen, und als einige Stunden vergangen waren, da legte die Lehnschulzin die Feder beiseite und überlas leise den Brief.

Allergnädigster König und Herr!

Es hat mein Mann Christian Erdmann Petrich, Sergeant unter dem Herrn Kapitän von Strachwitz vom hochlöblichen Prinz Ludwigschen Regiment und Lehnschulze von Balster unter dem Herrn von Günthersberg auf Zuschrift seines Kapitäns de dato Stettin 17. 7. a. c. davon die Worte also lauten: er solle bald Antwort schreiben, was allhier passieret und alles ausführlich berichten. Wenn was zu tun wäre, solle es an Geld nicht fehlen. So hat sich mein Mann um einen Rekruten bemüht und ist auf vieles Zureden der Werber

an der polnischen Grenze in das Dorf Marthe gegangen, auch daselbst einen großen Schäferknecht glücklich wegbekommen, welcher sogleich an den gemeldeten Herrn Kapitän nach Stettin geliefert worden. Dieser Hirte ist ohnedem schon zweimal von den Dragonern desertieret. Wie nun die Einholung des Deserteurs geschehen, hat der benannte Graf an hundert Mann, teils von Dragonern, teils von seinen polnischen Leuten, Bedienten, Bauern und Knechten in der vorgestrigen Nacht in Balster, allwo mein Mann einen Freischulzenhof hat, einen Einfall tun lassen, und meinen Mann, der zwar erstlich in den Keller retiriret, nach vielem Suchen ihn aber endlich hervorgeholet und mit nach Marzdorf genommen. Ich als eine ganz erschrockene, arme, des Mannes beraubte Ehefrau bin ihm gestern nachgereiset, und ist mir soviel verstattet worden, mit dem Lützer Starosten mündlich zu sprechen, von dem ich den Bescheid bekommen, daß er meinen Mann nicht eher loslassen würde, bis ihm alle seine Leute, die aus seinem Gebiet geworben sind, erstattet wären, und wenn dieses nicht binnen vier Tagen geschehen ist, so wolle er meinen Mann, der in Eisen geschmiedet sitzet, nach Posen schicken. Allergnädigster König und Herr! Mein Mann hat nicht allein geschworen, Ew. Königlichen Majestät mit Leib und Leben zu dienen, sondern auch für die Rekrutierung des Regiments, in dem er war, Sorge tragen zu helfen, welches er bis dahin in aller Untertänigkeit verrichtet hat. Dieses ist ihm aber und mir unmöglich, nämlich die Versicherung zu tun, daß alle aus dem Gebiete des Starosten geworbenen Leute erstattet werden. Wenn ich nun meines Mannes Unglück und mein und meiner Kinder Elend bereits vor Augen sehe, dafern uns Ew. Königliche Majestät Allerhöchste und Gnädigste Assistance uns nicht sekundieret, so bitte ich fußfälligst, da es auf ein Stück Geld ankommt, wir aber nur einen halben Schulzenhof nebst zweien Hufen haben, die ohnehin meist verschuldet sind, an das hochlöbliche Prinz Ludwigsche Regiment, als zu dessen Interesse mein Mann den Schäferknecht aus Polen holen helfen, Ordre zu erteilen, daß sie sich in allen Stücken meines Mannes wegen seiner in elf Jahren so treu geleisteten Dienste annehmen und nach aller Möglichkeit ihn aus dieser polnischen Gefangenschaft und aus dem Unglück, so noch zu besorgen ist, retten sollen. Ich werde mit meinen armen Kindern Gott um das Wohlergehen Ew. Königlichen Majestät anflehen und bis in die Stunde meines Todes verharren.

Balster, den 2. August 1731.

Ew. Königlichen Majestät alleruntertänigste und demütigste

Sophia Petrichin, geb. von Kornatowski.

V.

Der Brief der Schulzenfrau wurde richtig dem Könige vorgelegt. Seine Stimmung gegen die Republik Polen wurde dadurch nicht besser. Bereits im Juli hatte ihm die russische Kaiserin vertraulich mitgeteilt, daß man in Polen erbittert sei über seine „gewaltsamen Werbungen" und Kriegsrüstungen treffe. Wie seine Kinder so liebte der König seine Soldaten, und die Kränkung, die seinem Unteroffizier widerfahren war, sah er als eine persönliche an. An die ostpreußische, pommersche und neumärkische Regierung ergingen sofort Befehle, festzustellen, ob Polen wirklich Truppen an die Grenze sende. Die Grenzbezirke sollten stark bewacht werden. An jedem Glockenturm in den Grenzdörfern stand Tag und Nacht ein Wachtposten, damit nicht Unfug mit Glockenläuten getrieben würde.

Auf Befehl des Königs machte der Pyritzer Landrat von Massow eine Besichtigungsreise durch die Grenzorte von Zadow bis Heinrichsdorf. Der Bürgermeister von Driesen, der selbst als Handelsmann verkleidet nach Polen gereist war, berichtete am 27. August, er habe in Wronke erfahren, daß Graf Mycielski vor etwa drei Wochen dort durchgefahren sei, um sich zu seinen Gütern bei Lissa zu begeben, und auf seinem Wagen habe er einen gefesselten und angeschlossenen Soldaten mit sich geführt. Das ist der gefangene Freischulze gewesen. Mit den polnischen Kriegsvorbereitungen schien es nichts zu sein, aber straflos sollte der polnische Graf nicht ausgehen, und so gab der König seine Befehle. —

Das Korn stand reif auf den Feldern, als eine Reiterabteilung durch die Straßen von Arnswalde trabte. Es waren drei Kompagnien des Grenadier-Regiments zu Pferde Graf Schulenburg unter Führung des Obersten von Geßler. Staunend sahen die Einwohner aus Fenstern und Türen dem Reiterzuge nach.

„Nach Polen gehts!" riefen ihnen die Soldaten lustig zu. „Wir holen unsern Kameraden zurück, und die Polen sollen einmal erfahren, was preußische Soldatenfäuste können."

Der Abend neigte sich bereits, als die Reiterschar die polnische Grenze überschritt.

„Halt Kinder!" rief Oberst von Geßler. „Ihr seid in Polen. Ruht Euch ein wenig aus, und in der Nacht wollen wir das polnische Nest absuchen. Dem polnischen Grafen sagen wir, was wir denken. Um Mitternacht wird aufgebrochen."

Bald lagen die Soldaten in leiser Unterhaltung an der Straße, und die Pferde, zu mehreren mit langen Stricken zusammengekoppelt, weideten das kärgliche Gras ab. Langsam wanderten die Posten auf und ab, den

Blick auf die nach Osten führende Straße werfend.

Der Mond verschwand langsam hinter den Wolken, und in den Talgründen wogten die Nebel.

„Es ist Zeit", sagte der Oberst leise, und nach wenigen Minuten saß die Schar wieder zu Pferde. —

In Marzdorf lag alles in tiefem Schlummer. Der Nachtwächter Josef Rosinski war langsam um die große Scheune gewandert und überlegte, ob man den gewohnten Morgenschlaf an dem neuen Heuschober schon beginnen könne oder ob es nötig sei, noch einmal auf die große Landstraße hinauszusehen. Er entschied sich für das letztere. Schläfrig schritt er über den großen Hof und blickte auf den holprigen Fahrweg hinaus. Er glaubte, Pferdegetrappel zu hören, aber das mochten wohl Händler sein, die nach Märkisch-Friedland zum Markte zogen.

Ein einzelner Wanderer, in einen dunkeln Mantel gewickelt, kam langsam auf der Straße daher und näherte sich dem Nachtwächter, als er diesen erblickte, mit eiligen Schritten.

„Sagt, guter Freund", redete er diesen an, „ich habe mich verirrt, und Er kann mir doch wohl Bescheid sagen. Wie nennt sich dieses Gut?"

„Marzdorf ist es", antwortete der andere, „dem Grafen von Mycielski gehörig. Aber seid Ihr denn fremd in dieser Gegend? Wo kommt Ihr her?"

Der Fremde schien diese Frage überhört zu haben und sagte: „Still! Der Graf möchte wohl von unserm lauten Reden erwachen. Ich schätze doch, daß er dort hinter den großen Fenstern schläft und seine Ruhe braucht."

„Nun ja", meinte der gesprächige Nachtwächter. „Aber er kann ruhig schlafen, denn für seine Ruhe und alles in Marzdorf wache ich ja...."

Er konnte nicht weiter sprechen, denn kräftige Fäuste warfen ihn zu Boden, und ehe er sichs versah, war er gefesselt und in das Gras gelegt. Er wollte schreien, aber da legte sich eine Decke über seinen Kopf, und dann hörte er das Pferdegetrappel in seiner Nähe, und Stimmengewirr und Waffenklirren. —

Die Einwohner des Marzdorfer Gutshauses fuhren erschreckt aus ihrem Schlafe auf. Türen wurden eingeschlagen, man hörte auf den Fluren und in den Gängen rauhe Stimmen und Kommandoworte. —

„Wo ist der Graf?" „Wo habt Ihr ihn versteckt?" „Gebt ihn heraus, den Räuber!"

So viel die Reiter auch suchten, der Graf war nicht zu finden. Er hatte das Schloß verlassen und sollte in seinem Dorfe Flathe sein. Eilig machte sich der Reitertrupp dorthin auf, aber auch dort war er nicht, und der Sohn des Gutsverwalters wurde als Geisel mitgenommen.

Nun legte Oberst von Geßler seine Reiter in die Dörfer des Tützer Gebietes, und die unerbetenen Gäste übten bald einen harten Druck auf die Bevölkerung aus. Wer sich auch nur im geringsten widersetzte, wurde gefangen nach Landsberg oder Arnswalde geführt. Wohl griffen die Bauern in Flathe einen Reitertrupp an, aber sie wurden von Leutnant von Löben auseinandergetrieben, und in Marthe empörten sich sogar die Bauernfrauen. Der einzige Erfolg war der, daß die Soldaten noch strenger vorgingen. Da liefen die Bauern in die Wälder und entlegenen Orte, und die schnittreife Ernte verdarb auf den Feldern.

Der Schaden traf den Starosten und seine Untertanen sehr schwer. Er bat seine Freunde um Hilfe und auch die Republik Polen, aber ohne Erfolg. Da reiste er nach Dresden, um bei König August dem Starken von Sachsen und Polen Hilfe zu suchen, aber auch hier wollte man ihn nicht anhören.

Friedrich Wilhelm hatte schon vorher den Generalmajor Graf Truchseß dorthin gesandt und seine Bedingungen zur Beilegung des Streites dem sächsisch-polnischen Hofe mitgeteilt. Das Strafkommando sollte zurückgezogen werden, wenn der Ueberfall gesühnt wäre. Graf Mycielski reichte ein Schriftstück ein, in welchem er angab, Petrich habe sich nur des Werbens wegen in Balster angesiedelt.

Die preußische Regierung hatte auch allerlei Klagen vorzubringen und wies der polnischen nach, daß diese Verträge von 1215 und 1439 verletzt habe. Sie beschwerte sich auch über verschiedene Grenzverletzungen der Polen und führte folgende Tatsachen auf:

Der Starost aus Marzdorf hatte durch den Major von der Goltz in Preußendorf den Gutsschreiber Grudeske in Neuwedell während des Gottesdienstes aus der Kirchenbank holen lassen und den Schuster Christoph Krüger aus Schloppe, der aber schon Bauer in Fürstenau geworden war, auf der Danziger Landstraße aufgreifen lassen. Mit 30 Hunden hatte Graf Mycielski im Petznicker Walde gejagt, trotzdem dieser Ort brandenburgischer Besitz war. — Der Pfarrer Bracht aus Eichberge hatte in Schloppe den brandenburgischen Soldaten Michael Müller aus Bärwalde festgenommen; er ließ ihn auspeitschen und an den Fürsten Sapieha, den Starosten von Filehne, ausliefern, auf dessen Befehl er an der Grenze gehängt wurde. — Salzreuter nahmen einem Bauern aus Spechtsdorf, der zur Wegabkürzung durch polnisches Gebiet fuhr, eine Tonne Salz und zwei Pferde fort. — Die polnischen Bauern in Appelwerder und Hohenstein ärgerten die neumärkischen in Petznick, holzten den Petznicker Eichbusch ab, pflügten

ihnen 6 Ruten Land um und hüteten auf ihren Wiesen. — Jakob Guse aus Kallies wollte sich in Märkisch-Friedland verheiraten, wurde da sofort festgehalten und sollte am Bau des Blanckenburgschen Schlosses arbeiten; er wurde geholt, entfloh aber noch rechtzeitig, und nun verurteilte man ihn zum Tode. Da man ihn aber nicht hatte, wurde sein Name an den Galgen genagelt; ein beliebtes Mittel in jener Zeit. Diesen Angaben Friedrich Wilhelms konnte die polnische Regierung nichts entgegensetzen, und sie stimmte dem Verlangen des Königs bei: der Starost solle Abbitte leisten und den gefangenen Unteroffizier sofort zurückgeben. Da schrieb der Graf an den König einen de- und wehmütigen Abbittebrief, in dem er versicherte, der Ueberfall sei ganz ohne sein Wissen ausgeführt, und er sei stets bemüht, sich die königliche Gunst auf alle Weise zu verdienen.

Der Gefangene wurde sofort über die Grenze geliefert, und am 19. Oktober rief der König das Strafkommando zurück. Alle europäischen Höfe erhielten Mitteilung, daß man sich wegen eines etwaigen preußisch-polnischen Krieges beruhigen könne. Der „Hamburger Korrespondent", die wichtigste deutsche Zeitung jener Zeit, brachte auf Veranlassung des preußischen Königs am 8. November eine deutsche Uebersetzung des Abbittebriefes mit der Erklärung, daß Seine Majestät nunmehr „völlig vergnüget sei". Der Friede zwischen Preußen und der Starostei Tütz war wieder hergestellt.

Magno Cavallo. Ein Abenteurer des 18. Jahrhunderts. C. F. Pogge, Negast.

Wie ein Komet, dessen Anfang und Ende sich im Unbekannten verlieren, tauchte im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts eine ungewöhnliche und rätselhafte Gestalt auf, die während der kurzen uns bekannt gewordenen Zeitspanne ihres Lebens hauptsächlich im alten schwedischen Pommern und in Wismar ihre Tage zugebracht hat.

Magno Cavallo ist vermutlich italienischen Ursprungs gewesen. Denn die italienische Sprache, deren er sich vorzugsweise bediente, war diejenige, welche er noch am richtigsten sprach. Seine gewöhnliche Ausdrucksweise war ein Sprachgemisch von eigenen Gnaden, ebenso eigenartig und ungewöhnlich wie sein Auftreten und seine Lebensweise.

Die ersten Nachrichten über ihn stammen aus Celle, wo er sich 1774 ein Haus kaufte. Dies befestigte er vorn und hinten mit Schanzen, machte es aber nicht zu einer Festung, sondern zu einem Tempel des Vergnügens, malte über die Haustür die Worte: „Magno Cavallo Philosophus Poeta", legte ein Badehaus an und kaufte sich einen Kahn, den er Gondel nannte.

Hiernach hielt er sich einige Jahre in Kurland auf. In Mitau lebte er ebenso wie in Celle, ohne ein Gewerbe zu treiben, und doch fehlte es ihm auch dort nie an Geld. Gewinn aus dem zu jener Zeit überall betriebenen Glücksspiel zog er nicht, obgleich er täglich spielte und hierbei regelmäßig die Bank hielt. Denn er war freigiebig und verlor im ganzen mehr, als er gewann. Die Kleidung des Sonderlings in Mitau war aus dem Zeitalter Ludwig XIV. Ließ er sich auf der Straße sehen, so begleitete ihn eine Ziege, oder eine Taube saß auf seiner Schulter. Etwa 1780 verließ er Kurland und ging nach Wismar, wo er sich unter dem Titel eines Professors Großpferd (Uebersetzung seines italienischen Namens) aufhielt. Nach etwa fünfjährigem Aufenthalt in Wismar ging er auf dem Umwege über Celle nach Stralsund. Hier führte er sich sofort als Sonderling ein, indem er dem dortigen Magistrat seine Schätze in einem verschlossenen Kasten anvertrauen wollte. Da der Rat sich weigerte, den Kasten zu übernehmen, ehe er geöffnet war, bequemte sich Cavallo hierzu, und nun kamen die wunderlichsten Sachen zum Vorschein, die indessen alle von keinem großen Wert waren.

Der Sommer lockte den Südländer, denn das ist er außer seiner Sprache auch seiner dunklen Hautfarbe nach gewesen, aufs Land, und er ging in das nahe Barth gelegene Dörfchen Kenz. Hier bestand ein berühmtes Bad und ein weitbesuchter Gesundbrunnen. Cavallo erschien hier bald in abgetragene orientalische Tracht gehüllt, bald in der Kleidung des westlichen Europäers, den Hut ins Auge geschoben und den Degen oder den türkischen Säbel an der Seite. Die Kleidung, die er sonst für gewöhnlich während der Zeit seines Aufenthaltes in Stralsund zu tragen pflegte, war eine bis auf die Knie herabreichende Weste und weite Beinkleider von schwarzem Manchester, sehr weite Stiefel, ein roter Rock, welcher statt Knöpfen reich mit Ringen besetzt war, die einen schwarzen Florüberzug hatten. Dazu trug er Halstücher von Filet, abgestutzte Haare und eine Art Pudelmütze, die mit seidenen Tüchern und Bändern umwunden etwa die Gestalt eines Turbans hatte. Hemden hat man an diesem Verächter des Alltäglichen nie gesehen.

Am Halse hing ihm ein Band mit einer Büchse aus Messing, in deren Mitte zwei ovale Gläser saßen, zwischen denen sich eine eiserne Kugel drehte. Uebrigens war Cavallo eine gewinnende Erscheinung, groß und wohlgewachsen. Im Roten Kreuz zu Kenz hielt er gleichfalls häufig die Bank, gewann aber niemals,

verspielte vielmehr Summen, die im Vergleich zu seiner überaus einfachen Lebensführung ganz beträchtlich waren. Cavallo war mäßig, einfach und leicht zu sättigen; ein Eierkuchen war sein tägliches Gericht. Ueberhaupt lebte der Mann, der das Gerücht seiner fürstlichen Herkunft zwar nicht aufgebracht hatte, aber ihm auch nie widersprach, äußerst sparsam, bezahlte an seine Wirtin, eine Bäuerin, für die Zubereitung seines Essens einige Pfennige, machte aber doch zuweilen den Maître de Plaisir, ließ böhmische Musik kommen oder stellte unter Teilnahme der übrigen Brunnengesellschaft Scheibenschießen an oder ähnliche Lustbarkeiten. Pommersches Geld führte er nicht in seiner Kasse, sondern Albertustaler, wie er denn auch als Mann von Würde im Eigenlobe nicht sparsam war und von seinem Umgange mit den Großen des Herzogtums Kurland oft mit Selbstzufriedenheit sprach.

Er besaß eine Eigenschaft, die den vornehmen Herrn nie verlassen darf, wenn er sich behaupten will: er war ungemein nachsichtig, wenn der junge oder alte muntere Brunnengast im heiteren Gespräche der ihm gebührenden Achtung vergaß.

Der Aufenthalt in Pommern gefiel ihm so gut, daß er in Barth um das Bürgerrecht nachsuchte und es auch für bare Albertustaler erhielt. Er blieb bis in den späten Herbst auf seinem Sommersitz, und erst nach vielen vergeblichen Einladungen der schönen und gelehrten Welt Stralsunds konnte er seine natürliche Scheu vor einer Festung, vor den unübersteiglichen Wällen und Toren, mit Zugbrücken verwahrt, besiegen. In Stralsund mietete er sich in einem Wirtshaus ein, in dem die Bauern, wenn sie zur Stadt fuhren, einkehrten. Trotzdem ward er wegen seiner Würde nicht verkannt, sondern in angesehene Gesellschaften eingeladen. Eine Zeitlang hatte er seine Kasse selbst geführt, aber bald nahm er eine Schatzmeisterin an. Wenigstens nannte er so ein Mädchen, das sein huldreicher und herablassender Blick aus dem niedrigsten Stande hervorgezogen hatte und bei sich wohnen ließ. Diese Schatzmeisterin pflegte er mit sich in Gesellschaften zu nehmen oder nachkommen zu lassen. Er setzte hierdurch den Wirt in nicht geringe Verlegenheiten, weil dieser nicht wußte, ob er Cavallos Gesellschafterin an die Tafel der eingeladenen Gäste oder an den Speisetisch des Gesindes setzen sollte. Zu den Obliegenheiten des Mädchens gehörte auch die Auszahlung der Spielschulden ihres Herrn. Uebrigens soll nicht unerwähnt gelassen werden, daß Cavallo gegen die Reize der wegen ihrer Schönheit von jeher berühmten stralsundischen Frauen nicht gleichgültig war. Ob seine Neigungen Erwiderung gefunden haben, steht nicht fest; doch ist, wie genug Beispiele lehren, vielleicht gerade das Ungewöhnliche seiner Erscheinung verbunden mit seinem angenehmen Aeußeren und seiner dunklen südlichen Hautfarbe mancher Schönen gefährlich geworden.

Als er sich einige Zeit in Stralsund aufgehalten hatte, wollte er auch sein schriftstellerisches Talent zeigen und fing an, eine sogenannte Lesezeitung bald auf rosenrotem, bald auf brandgelbem Papier drucken zu lassen. Als Probe seiner Dichtkunst soll der Anfang eines Hymnus auf den König von Schweden angeführt werden.

O Gustav, großer König der Schweden!
Dem Volke Honig, ja so zu reden.
Du machst Dich wie eine Biene klein
Und willst doch der Höchste im Reiche sein.

Und dies Lied sang er mit unvergleichlicher Stimme unter voller Musik nach der Melodie eines damals bekannten Liedes. „Wie ist dies bei dem ungeheuer abweichenden Versmaß möglich?“ fragt Meusel in seinen historischen und literarischen Unterhaltungen und antwortet darauf: „So wie es ein Cavallo sang, kann man jedes Lied nach jeder Melodie singen. Er ließ das O! aus voller Brust auf die erste Note fallen und ebenso auf die wiederholte Melodie der ersten Strophe und galoppierte alsdann über Note und Stein mit dem „Gustav, großer König der Schweden“ unter Verschluckung der Silben hinterdrein, daß es eine Lust war.“

Ueber seine Wunderlichkeiten sei noch folgendes berichtet: Er hatte die Grille, in Kenz ein Orakel anzulegen. Man erzählte sich damals in Stralsund, Cavallo würde zur Eröffnung seiner Weissagungsbude in Kenz, wo der Aberglaube der Vorzeit ohnehin schon ein Wunderbild aufgestellt hatte, von den geschicktesten Künstlern des Landes eine Urne verfertigen lassen und in einer Grotte aufstellen. Der Plan konnte indessen nicht ausgeführt werden, weil Cavallo in dieser Zeit um 300 Dukaten und seine Uhr bestohlen wurde. Wahrscheinlich wurde dieser Raub von einer bekannten zarten Hand verübt. Cavallo hatte seine Schatzmeisterin entlassen, und sie war wohlgekleidet und geschmückt in ihren ehemaligen Jungfernstand zurückgekehrt. Uebrigens durfte Cavallo sich über seinen Verlust nicht allzusehr beklagen, denn er pflegte seine Kapitalien gern an solchen Orten zu verbergen, an denen gewöhnlich keine Gelder aufgehoben zu werden pflegen. Auf dies Geldverstecken bezieht sich ein Prozeß, den er in Hannover führte. Cavallo hatte außer anderen Verstecken auch einen Brummkreisel, der unter dem Ofen seines Zimmers lag, zu einem Versteck ausersehen, voll Goldmünzen gestopft und wieder an seinen Platz gelegt. Wahrscheinlich war er des frommen Glaubens, man werde an diesem Orte und in dem Kinderspielzeuge keine Kapitalien

suchen. Allein der Kreisel, den die Erwachsenen unbeachtet ließen, war doch für Kinder von hohem Wert. Diese kleinen Neugierigen erblickten denn auch nicht sobald den Kreisel unter dem Ofen, als sie ihn auch schon hervorholten. Ihr Erstaunen war groß, als sie ihn so ungewöhnlich schwer fanden und noch mehr, als sie Goldstücke aus dem hohlen Körper fallen sahen. Diese werden nun nicht bloß zur Befriedigung kindlicher Neugier gedient, sondern auch durch ihre blendenden Reize die Herzen der Väter auf sich gezogen haben. Kurz, Cavallo vermißt seinen Kreisel, verklagt den Wirt, und dieser entschuldigt sich damit, daß er für Kapitalien, die man in Kreisel verschließe, nicht einstehen könne.

Seit 1789 lebte Cavallo wieder in Celle. Er wohnte in einem Wirtshaus untergeordneten Ranges und hatte hier ein Stübchen und Bett, welches er mit zwei Hunden teilte. Morgens trank er etwas Kaffee, aß mittags eine Portion zu zwei Groschen und bereitete sich abends einen Eierkuchen, Kartoffeln oder dergl. selbst. Morgens bis zehn blieb er im Bett, aß, trank und las da, und wenn er jemand zum Besuch einlud, so bestimmte er hierzu die Zeit, wo er im Bett war.

Trotz seiner sparsamen Lebensweise gab er viel Geld aus. Er erdachte sich oft seltsame Dinge und wandte dann alles an, um sie zu verwirklichen. So wollte er einmal Ballisten und Katapulte (Belagerungswerkzeuge der Alten) haben, um sich und andere damit zu ergötzen, und er mußte manchen Dukaten ausgeben, ehe er ein Paar solcher Dinger zustande brachte. Dergleichen Einfälle hatte er viel. Am meisten Geld aber kostete ihn seine Gelehrsamkeit. Er schrieb allerlei Abhandlungen, ließ sie in reichem Druck erscheinen und teilte sie aus. Er machte Gelegenheitsgedichte, ließ Kupfer stechen und Gemälde anfertigen, verschenkte sie oder schickte sie wohl auch an große Herren, Fürsten und Fürstinnen. Dergleichen nannte er ein Kompliment. Er wollte damit amüsieren und verlangte nichts als einigen Beifall, wollte aber auch getadelt sein, wo er es verdiente. Für sich selbst suchte er hierin Beschäftigung, weil er nicht müßig sein konnte. — Man hat nirgends erfahren, daß er jemand vorsätzlich beleidigt oder Zank und Lärm angefangen hätte. Er ging gewöhnlich still für sich hin und war in Gesellschaften, die er nicht kannte, sehr bescheiden und immer höflich. Im Grunde dachte er rechtschaffen und edel, hatte Empfindung für das Schöne und dadurch, daß er am liebsten für einen Gelehrten gelten wollte, verriet er, daß seine Gedanken auf keine niedrigen und gewöhnlichen Gegenstände gerichtet waren. In seinen prosaischen und poetischen Aufsätzen zeigte er einen eigenen Ideengang und Schwung. Die sonderbarsten Wendungen und Ausdrücke waren ihm die liebsten. Er nannte das: à la Cavallo und verwarf alle Redensarten, die ihm nicht abenteuerlich genug oder vom Gewöhnlichen abweichend erschienen. „Jeder Mensch", sagte er, „hat seine eigene Art, sich auszudrücken und seine Ideen einzukleiden; alle Menschen sehen durch Brillen von verschiedenen Farben; ich will meine originelle Weise beibehalten und durch meine eigene Brille sehen."

Zum Schluß nachstehende Kuriosität:

Aria

Gesang des Auguris Cavallo
bei Vermählung des Erbprinzen von Braunschweig mit der Prinzessin von Oranien
den 10. November 1790.

Ach möcht ich werden Stieglitz!
Um gut und schön zu singen,
den feierlichen Tag mit Witz,
den Oranien läßt springen,
auf Bergen, in Wiesen, im Tal,
auch in Katers Maul und Wind,
ich würde mit Widerhall
singen auf Orizunt!
Vivat Orange!
Bis am Strom Gange!

Echo:
Orange
Gange
Ange
Ge
E

Die Ihna als geographisches Problem.

Von Rechtsanwalt Dr. Arthur Kallmann, Berlin.

Klein ist unter den Flüssen Germaniens freilich der unsre! Aber wenn wir der Ihna, von Liebe zu der in träumende Verborgenheit gebetteten Heimat geleitet, einige Augenblicke des Sinnens schenken, wird uns so manches zum Verweilen laden, ja, wir werden fragen- des Nebelgespinst aus dem feuchten Grunde sich loslösen sehen und erwartungsvoll von den Gelehrten heimatlicher Geographie Antwort fordern. Den großen Atem der Weltgeschichte, der unsere ganze Provinz so selten umwehte, hat die Ihna kaum je zu spüren gehabt, mag auch Gustav Adolfs Heereszug sie überschritten und hinter Blüchers Stargarder Wohnhaus der Garten bis zum Stadtarm des Flusses sich erstreckt haben. Die große Welt nimmt nicht von ihr Kenntnis, und mancher gebildete Deutsche kennt sie nicht. Doch hindert

das nicht, daß die großen Enzyklopädien des Auslandes, die französische, die dänische, die russische (diese mit 3 Zeilen) sie erwähnen. Die sehr ausführliche Encyclopaedia Britannica freilich widmet ihr in der kürzlich erschienenen Auflage keinen eigenen Artikel mehr; aber unter „Stargard" gibt sie ihr das Beiwort navigable. Und mag ihr Größenmaß selbst unter den pommerschen Flüssen bescheiden sein — ihre Länge wird mit 120 oder 112 Kilometern, ihr Stromgebiet mit 2100 Quadratkilometern (von Berghaus mit 37,0532 Quadratmeilen, das wären nur 2040 Quadratkilometer) angegeben —, so wird sie doch in Bezug auf Schiffbarkeit, von der Oder abgesehen, in Pommern nur von der stattlichen Peene übertroffen (mit der sie — ein Beweis für die städtebildende Kraft der Flüsse — die Eigenschaft teilt, daß zwei Städte mit mehr als 10 000 Einwohnern an ihr liegen), während sonst fast nur noch die benachbarte Drage und die bescheidene Uecker sich dieser Eigenschaft rühmen können; von Stargard an soll sie „58 Km. für Schleppdampfer, Segel- und Kanalschiffe" zugänglich sein. Ich glaubte als Kind, in den Zeiten der Hansa seien Handelsschiffe auf dem Stadtarm bis zu dem noch heute stehenden Speicher und dem nahen Mühlentor gefahren, in diesem hätten die reichen Kaufleute der Stadt ihre Versammlungen abgehalten und es stamme daher der alte Zusatz zum Namen der Stadt „auf der Ihna" (eine Bezeichnung übrigens, die man festhalten und durch den Gebrauch für die Zukunft sicherstellen sollte, gleichwie die geschichtlichen Straßennamen unangetastet bleiben sollten, nicht weniger natürlich die alten Architekturdenkmäler, von denen man die Stadtmauer am Johannistor und die vasengeschmückten Pfeiler des Neuen Tors irgend einer Vorstellung geopfert hat (der Hygiene, dem berüchtigten „Verkehr", ohne daß die Stargarder selbst sagen können, welcher!). Noch erinnere ich mich des Staunens, mit dem ich, als Knabe zum ersten Mal zur Großen und Kleinen Schifferstraße gelangend, große, lastentragende Kähne im Wasser liegen sah, nur hundert Schritt unterhalb der Stelle am Weidensteig, wo der Fluß im Sommer kaum einen Fuß tief den häßlichen Anblick der in ihm ruhenden Abfälle bot.

Wiederum oberhalb der Arche stellte die Wasserfülle des Flusses unserem kindlichen Geist ein „Problem". Wir ließen uns erzählen, daß noch niemand die Tiefe dort ergründet habe. Sie mag in der Tat nicht unbeträchtlich sein, und manchem Unvorsichtigen ist sie zum Verhängnis geworden.

Schon seit einer Reihe von Jahren kommen Lastkähne nicht mehr bis an die Stadt heran, und kaum noch ein Ruderboot mag den Unmut der Angler erwecken, die in dem windungsreichen Flußlauf unterhalb der Stadt ihre Geduld an den Fischfang wenden. Seltsam, wie die Ihna ihre beiden Nebenflüsse von rechts und links fast an demselben Punkte erhält. Wären die Römer hierher gedrungen, sie hätten eine Confluentia begründet, ein drittes Coblenz wäre entstanden. Hier erhält der Fluß seine Bedeutung. Man mag über den geschichtlichen Wert des entschwundenen preußischen Herrenhauses denken, wie man will: daß ein von ihm gefaßter Beschluß es bewirkte, daß die Ihna in die Zahl der Flüsse erster Ordnung aufgenommen wurde, die das preußische Wassergesetz aufzählt, muß ihm im Bewußtsein jedes Stargarders als unvergängliches Verdienst zugeschrieben werden.

Eine weitere Frage, die mich beschäftigte, war die, ob ein Fluß, der keine Nebenflüsse mehr erhält, im weiteren Lauf an Wasser verliere. Leider gelang es mir nicht, mich durch den Augenschein davon zu überzeugen. Zwei unvergeßliche Osterwochen, in denen ich in Friedrichswalde die vornehme Gastlichkeit im Hause des Oberförsters genießen durfte, gab mir trotz der Nähe des Flusses keine Gelegenheit, zu ihm zu gelangen. (Ich kam aber nach Hinzendorf, zum Grabe des herzoglichen Hofnarren.) Da gab mir vor einigen Jahren eine Reise nach Dievenow die ersehnte Gelegenheit. Der Zug näherte sich Gollnow und fuhr über einen Graben. Ich blickte angespannt hinaus, die Ihna erwartend. Aber enttäuscht mußte ich feststellen, daß jenes schmale Rinnsal bereits die Ihna gewesen war! Dies war um so erstaunlicher, als gerade an Gollnow sich eine weitere Kindheitserinnerung knüpft. Die Zeitung berichtete, daß dort ein Dampfer gekentert sei und zwei Menschen dabei ihr Leben eingebüßt hätten. Beschämt gestehe ich, daß mich nicht nur Mitleid oder Grauen erfüllte, sondern daß ich einen heimlichen Stolz darüber empfand, daß auf unserem Flusse sich ein Dampferunglück ereignen konnte. Dahin kann Lokalpatriotismus ein Kindergemüt bringen! Fährt man mit dem Schiff in einiger Entfernung an der Ihnamündung vorbei, so scheint es, daß sie ihren Lauf in stattlicher Breite beendet. Dieser Wandel in der Breite ist eine Eigentümlichkeit so manchen Flusses. Wer in Prag die Moldau in ihrer imponierenden, von vielbogigen Brücken bezwungenen Breite gesehen hat, begreift es nicht, daß die Elbe bei Wittenberg, wo sie die Wassermengen der vereinigten Flüsse mit sich führt, einen so dürftigen Eindruck macht.

Wieviel Kraft in der Ihna verborgen ist, erlebten wir im März 1888. Der erste Kaiser war gestorben, und grimmige Kälte herrschte. Wenn sonst der Fluß nur oberhalb der Stadt im Frühjahr das Tal in einen See zu verwandeln pflegt, so überschwemmte er diesmal

das Stadtgebiet auf seinem rechten Ufer; schon wenige Schritte hinter der Brücke am (damaligen) Neuen Tor war der Fuß gehemmt. Häuser stürzten ein; an dem Engpaß der Wallstorbrücke sehe ich noch eine große Eisscholle sich wirbelnd im Kreise drehen und die Uferwand lockern, und Professor Quidde, so angesehen als Lehrer der Mathematik wie als Stadtverordnetenvorsteher, behauptete, der Oberbürgermeister Pehlemann habe das Unglück vorhergesehen, denn er habe schon immer so kurze Hosen getragen.

Sonst fließt die Ihna ja mit sauberem Spiegel sanft zwischen Wiesen und Wäldern dahin. Als mich aber eine Berufspflicht nach Neetz führte, nahm ich erstaunt wahr, wie sie den Höhenunterschied von 30 bis 40 Metern als ein munter hinunterhüpfendes Gebirgsbächlein überwindet; schade, daß einige Ratten meine Freude an diesem unerwarteten Anblick teilten!

Doch nun zu den Hauptproblemen, die die Ihna aufwerfen läßt! Es sind keine anderen Fragen als die der Menschheit überhaupt. Die Fragen nach dem Woher und dem Wohin. Wie entsteht die Ihna und wo mündet sie? Beides ist nicht ganz leicht zu beantworten. Wohl Jahrtausende brauchte die Menschheit, um das caput Nili zu entdecken, und bekanntlich gelang es vor einigen Jahrzehnten, die Nilquelle zu finden. Wer aber will mit Bestimmtheit sagen, wo die Quelle der Ihna zu suchen ist! Noch 1865 konnte Meyers Konversationslexikon schreiben: „Die Ihna entspringt im Kreis Arnswalde aus dem Enzigsee bei Nörenberg, fließt im allgemeinen nach Nordwesten, von Gollnow an nach Westen, sie durchströmt den Dammschen See". So leichtfertig behandelte damals ein Werk von wissenschaftlichem Ernst seinen Gegenstand! Die Nachschlagewerke geben den Enzigsee als Ursprungsort an. Die Landkarten lassen sie teils ebenfalls dem See entströmen, teils südlich davon östlich von Temnick entspringen. Diese zweite Darstellung hat für sich, daß der bei dem Gehöft Ihnathal entspringende Bach in der Tat den Namen Ihna führt und ihn diesem Gehöft gegeben hat. Andererseits trägt der Abfluß des Enzigsees den Namen Ihnahals (wie man mir aus Nörenberg mitteilte) und verläuft in der Nord-Süd-Richtung, die der Fluß nach der bald eintretenden Vereinigung beider Gewässer einschlägt. Geographisch wird also auch der Enzigsee als Quelle anzusehen sein, und man wird von zwei Quellbächen sprechen können. Nun erstreckt sich aber nordöstlich des Enzigsees eine Kette kleiner Seen, von unten nach oben: Wreichen-, Pietschen-, Ferknitzsee und ein letzter namenloser mit zwei Quellbächen. Diese Seen sind offenbar durch einen Graben verbunden, der zum Enzigsee führt. In den beiden Quellbächen liegt demnach etwa 130 Meter über dem Meeresspiegel der äußerste Ursprung der Ihna, deren Länge dadurch — man unterschätze den Gewinn nicht! — um 6 Kilometer zunimmt, und es wird eine von der Natur gegebene Aufgabe für die Heimatliebe der Stargarder sein, der entferntesten Quelle eine Einfassung zu geben und durch eine würdige Inschrift ihre Bedeutung an den Tag zu legen. Ob man diesem obersten Zufluß dann noch den Namen Ihnaquellbach verleihen will, kann ich nur zur Erwägung anheimstellen. Tausende kennen die ummauerte Elbquelle auf dem Riesengebirgskamm, von Steinen umschlossen tritt die Spree ans Licht, und auf dem Glatzer Schneeberg kann man mit beiden Händen die Quelle der March zustopfen. Soll unserer Ihna eine gleiche Ehrung versagt bleiben und wäre es selbst in bescheidener Form? Wie dem auch sein mag, die Ihna ist ein Kind des Enzigsees, und sie darf sich dessen freuen. Ist doch der Enzigsee, der die eigenartige vielgezackte Form mit dem Dratzigsee am oberen Dragelauf teilt, und, wie man in Bescheidenheit vermuten darf, dem Vierwaldstätterse als Muster gedient hat, mit wahrhaft überraschenden landschaftlichen Reizen ausgestattet, die groß genug sind, um die Herausgabe eines für Nörenberg und seine Umgebung werbenden Faltblattes mit vielen Abbildungen zu rechtfertigen, nicht anders als es die in aller Welt berühmten Bäder und Sommerfrischen tun. Gesehen habe ich den See leider nicht. Ich möchte glauben, daß es auch heute trotz der Veränderung der Verkehrsverhältnisse noch viele Stargarder gibt, die ihn nie aufsuchten. Wie wenig kennen wir unsere Heimat! Habe ich doch selbst den so nahe gelegenen Park von Wulkow, dem man einen Urwaldcharakter zuschrieb, nur einmal von außen erblicken dürfen, und wenn uns unser Oberlehrer Wilhelm Ziegel, gewiß noch vielen unvergeßlich, einmal zum Schloß Pansin, dem einzigen in weitem Umkreise, geführt hat, so gab es damals sicher nur wenige Stargarder, die den Weg zu dem alten und sehenswerten Herrensitz gemacht hatten, und wer hat uns trotz der vortrefflichen Geographielehrer, die wir in Brendel und Benzke besaßen, darauf aufmerksam gemacht, daß im Norden des Kreises der Kleistberg nicht weniger als 180 Meter Höhe erreicht, während doch der tiefste Punkt des Kreises noch unter 20 Meter Höhe liegt. Wie wichtig übrigens eine Klärung des Ursprungs der Ihna ist, ergeben die neuesten Kartenwerke. Befremdet fand ich nämlich in dem neuen Minervaatlas die Ihna mit kräftigem Strich als dem Wothschwiensee entspringenden, durch den Dolgensee zum Enzigsee strömenden Fluß gezeichnet. Mein Erstaunen wuchs, als ich bald darauf in der neuesten Auf-

lage des hochangesehenen Stieler, dann aber auch in dem kaum weniger zuverlässigen Baedeker (Mark Brandenburg, etwas anders in dem für die Ostseegebiete) den gleichen schlimmen, unentschuldbaren Fehler entdeckte. Die Karte der Landesaufnahme ergibt, daß keine Wasserverbindung zwischen dem Enzigsee und dem Wothschwiensee besteht und von ortskundiger Nörenberger Stelle ist mir dies bestätigt worden.

Nun aber das Ende der Ihna! Hier lautet die Frage: Ist sie ein Nebenfluß der Oder oder kann sie es deshalb nicht sein, weil sie in den Dammansch mündet, etwa gegenüber der Stelle, an der die Oder selbst ihr individuelles Dasein endet? Ist sie „Nebenfluß der Oder", so müssen auch Uecker und Peene es sein. Begnügen wir uns damit, das Auge der berufenen Gelehrten auf diese ernsthafte Angelegenheit zu lenken, und stellen wir einstweilen als gesichert nur das fest, daß die Ihna dem Oderstromgebiet angehört! Dies aber muß ihr Gebiet von Hinterpommern scheiden, obwohl Stargard zu Blüchers Zeit als dessen Hauptstadt galt. Unter Hinterpommern (heute wird „Ostpommern" vorgezogen) wäre dann das Land zu verstehen, das seine Wasser zur Ostsee oder zur Netze sendet.

Eine andere Frage, die als nächstliegende gelten könnte, die nach der Bedeutung des Namens Ihna, wollte ich übergehen, weil ich außerstande war, eine Antwort zu geben. (Wie einfach ist dagegen die benachbarte Rega als „Fluß" (rjeka) zu deuten!). Da ließ mich ein Zufall in Heinrich Berghaus' Landbuch der Mark Brandenburg (das von Pommern war mir nicht zugänglich) lesen: „Der slawische Name Ihna kommt vermutlich von einer bestimmten Gattung der darin lebenden Fische, denn Injacha ist der Name einer gewissen Art Stinte, einer Varietät salmonis eperlani". So kindliche Etymologie war noch im Jahre 1856 möglich. Aber es ist nützlich, daran zu erinnern, daß auch noch 50 Jahre später in den Monatsblättern der Ges. f. pomm. Gesch. u. Altertumskunde ein Aufsatz erscheinen konnte, der umständlich-ernsthaft die deutsche Herkunft des Namens Stubbenkammer (aus Baumstubben und Vorratskammer) nachzuweisen bemüht war. Und wenn man neuerdings (bei Wilh. Sturmfels, Etym. Lexikon dtsch. u. fremdl. Ortsnamen, 1931, einem auch sonst wenig zuverlässigen Werke) findet, Ihna sei aus a = aha und in aus der Wurzel an = gehen entstanden, bedeute also „Gängerin", so wird gleichfalls Mißtrauen berechtigt sein; auf ostelbischem Kolonialboden spricht die Vermutung für slawischen Ursprung der Namen, mag es auch bisweilen überraschend gelingen, germanische Herkunft (z. B. für Schlesien, Mielzyn) zu erweisen. — Zahlreich sind die Zusammensetzungen, die mit dem Namen Ihna gebildet wurden. Zur Großen Ihna tritt die Kleine oder Faule Ihna (die diesen zweiten, jetzt allein noch gültigen Namen, wenn man sie bei Wittichow hurtig heruntereilen sieht, nicht zu verdienen scheint), der schon erwähnte Ihnahals und die Halbe oder Gestohlene Ihna. Von dieser ist Seltsames zu berichten. Sie zweigt sich vom Hauptfluß ab, geht aber nicht in diesen unmittelbar zurück, sondern wird Nebenfluß seines Nebenflusses, des Krampehls, und gelangt erst durch diesen in das mütterliche Bett zurück. Wo in allen fünf Erdteilen mag sich dies noch einmal finden? Es gibt noch manches Merkwürdige in unserer Heimat, das wir nicht kennen. Wir lernten wohl auf der Schule von der Bifurkation des Cassiquiare in Südamerika oder des Manytschflusses am Kaukasus, aber wir erfuhren nicht, daß an der Westgrenze unserer Provinz im Trebel-Peene- und im Welse-Randow-Gebiet sich das gleiche findet.

Ein letztes Merkwürdiges im Ihnagebiet ist das Vorkommen von Doppeldörfern, die nur durch das Flüßchen getrennt sich gegenüberliegen. So scheidet der Krampehl Rossow und Sassenburg, Pegelow und Dahlow, Zartzig und Schwendt, die Ihna selbst im Oberlauf Ziegenhagen und Klein-Silber. Später führt die Ihna durch sumpfiges Wiesenland, das nicht einmal bei Zachan von einer Straße erreicht wird und bis Stargard nur bei Cremzow überbrückt wird. (Am obersten Laufe des Krampehls heißt eine kurze Stelle „Straße"; auch hier muß also Sumpf sein, wie er bei Cunow „an der Straße" gewesen war). Unterhalb Stargards umsäumen Waldungen den Fluß. Auch hier gab es früher bis Gollnow nur die eine Brücke bei Ihnazoll.

Nach Böhmer ist Stargard die einzige pommersche Stadt, deren Inneres von einem Fluß durchzogen wird. Malerische Stellen sind so entstanden. Einzig in seiner Art wohl weit über die Provinz hinaus wird das Mühlentor sein, das in stilisierter Form an Hunderten von Berliner Läden als Mampesches Wahrzeichen den Ruhm des in seiner Nähe entstandenen und in „Tropfen" über die Lande sich ergießenden Likörs verkündet.

Mögen diese Zeilen dazu beitragen, die Augen wie die Herzen der Heimat zuzulenken. Auch hier sind Entdeckungen zu machen, und auch hier ist Schönheit in der Natur zu finden. Denn nicht nur, wo Riesengipfel aufragen, sondern überall, wo die Landschaft zu unserer Seele spricht, ist Schönheit der Natur.

In dem hinterpommerschen Grenzdorf Sommin.

Von Erich Winguth.

„Ganz hinten im allerhintersten Hinterpommern . . .“ So beginnt eine Novelle des Dichters Hans Hoffmann. Mit denselben Worten könnten auch wir anfangen; denn es soll im folgenden erzählt werden von einem



Dorfstraße in Sommin
Rechts ein typisches Schrotholzhaus
Aufn. Winguth.

Landstrich im östlichsten Hinterpommern. Bismarck schrieb als neugebackener Bräutigam an seine Schwester: „Reinfeld (die Heimat seiner Braut) liegt dicht bei Polen.“ Damals konnte er nicht ahnen, wie wahr dieses Wort einst werden sollte: der Versailler Frieden hat bekanntlich diesen östlichen Teil Hinterpommerns zum Grenzland gemacht.

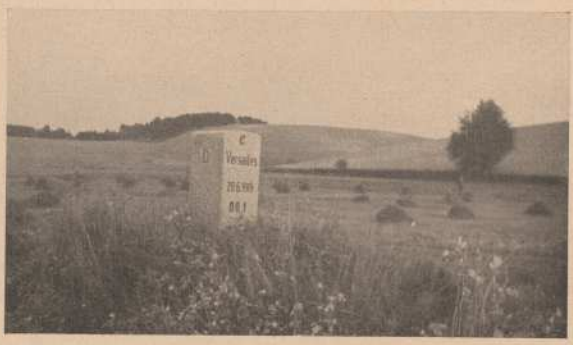
Hier liegt hart an der polnischen Grenze das Dörfchen Sommin, das etwa 400 Einwohner zählt. Noch führt keine Eisenbahn dorthin. Wir müssen schon mit einem Auto, Wagen oder Rade, besser noch zu Fuß diesen weltabgeschiedenen Ort aufsuchen. Von der Kreisstadt Bütow geht es zunächst bergauf, bergab durch die kuppige Grundmoränenlandschaft und weiter durch das noch abwechslungsreichere Endmoränengebiet. Die Eiszeit hat auch diesem Gelände wie ganz Norddeutschland den landschaftlichen Stempel aufgedrückt. Dann aber wird die Gegend ausgeglichener, ruhiger. Statt der wogenden Roggenfelder umgeben uns weite, weite Kiefernforsten, deren düsteres Aussehen nur durch helle Birkengruppen gemildert wird. Wir befinden uns in dem unfruchtbaren, doch äußerst reizvollen Heidesandgebiet, dem Sander, wo im August zwischen den dunklen Wacholdersträuchern im leuchtenden Rosa die Erika blüht. Die Ortschaften sind hier recht dünn gesät. Nur an den vielen Seen treffen wir sie an. Vereinzelt liegen schweigsame Gehöfte. Doch da taucht vor uns in der Tiefe ein blitzender See auf. An ihm liegt das deutsche Grenzdorf Sommin. Das jenseitige Ufer gehört schon zu Polen.

An der sauberen, von hohen Bäumen eingefaßten Dorfstraße stehen meist Holzhäuser, Schrotholz- oder Schurzholzhäuser genannt, graue Blockbauten mit hohen Strohdächern. In ganz Pommern finden wir heute nur noch in diesem abgelegenen Grenzgebiet solche schönen Bauten. Früher waren sie in waldreichen Gegenden allgemein verbreitet. Auf die Streitfrage, ob diese Bauart slawisches Kulturgut sei oder vom deutschen Ritterorden, dessen Siedlungsgebiet hier einst lag, stamme, soll an dieser Stelle nicht näher eingegangen werden. Sehen wir uns so einen Schrotholzbau von außen etwas genauer an, so entdecken wir, daß seine Wände aus behauenen, übereinander liegenden Kiefernstämmen bestehen. Die Fugen sind mit Moos und Lehm verstopft;



Stall und Wagenschuppen in Sommin Aufn. Winguth

an den Ecken sind die Balken ineinander gefügt. Die Wände haben eine Höhe von zwei Metern. Auf mächtigen Deckbalken ruht das hohe, mit Stroh gedeckte Dach, das am First durch Dachreiter oder Windklötze befestigt ist.



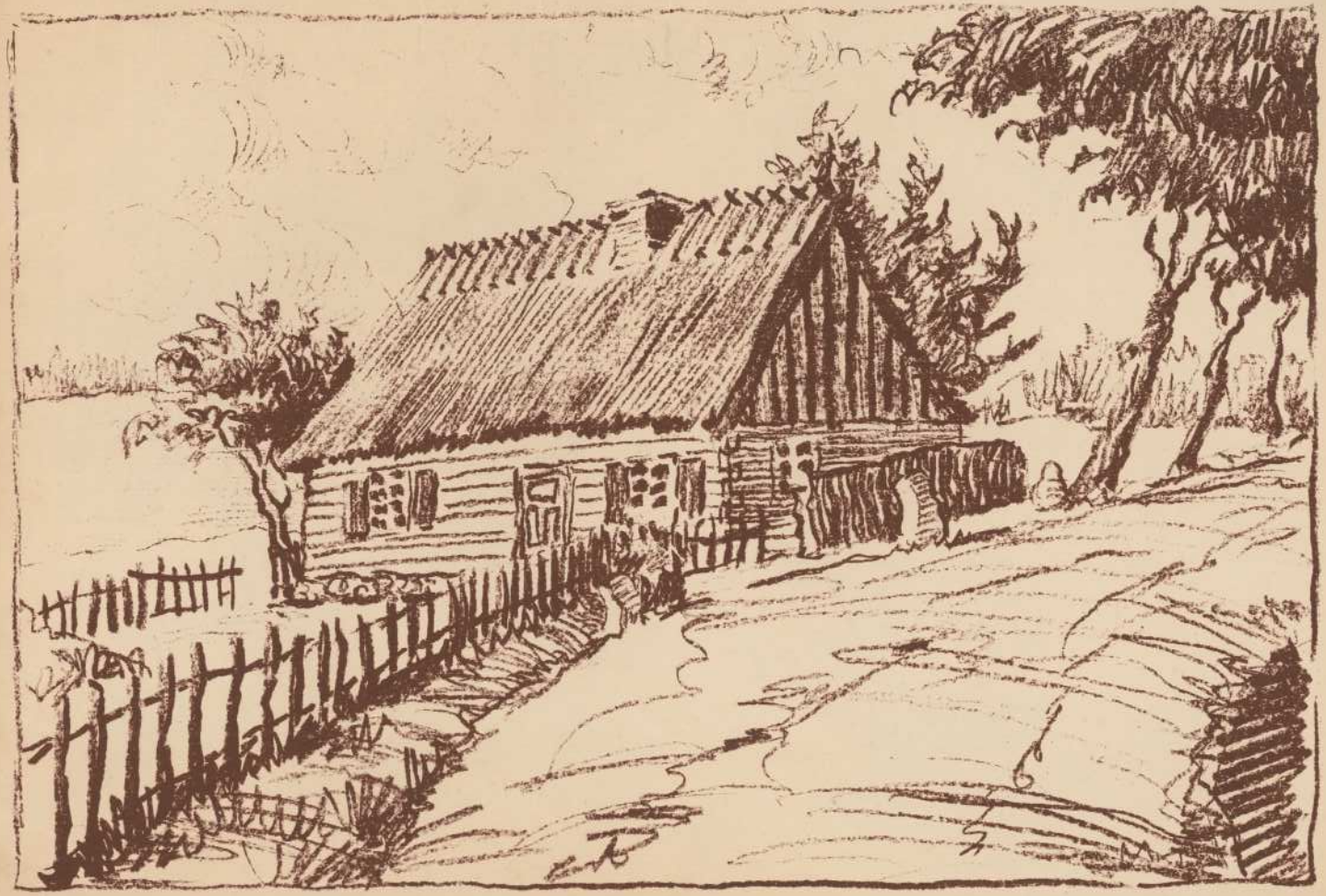
Grenzstein am Ostufer des Somminer Sees. Aufn. Pastor Thimm, Sommin
Die Inschrift „Versailles 28. 6. 1919" wurde von der Internationalen Grenzkommission festgelegt.

In der Mitte einer Längswand befindet sich die niedrige Haustür. Treten wir durch sie in den kleinen Flur, so stoßen wir geradeaus auf eine Tür, die in einen dunklen Raum führt. Es ist der Rauchfang, in den der Rauch aller Herde und Oefen des Hauses abgeleitet wird. Nach oben verengt er sich zu einem Schornstein. Den größten Teil des Raumes nimmt der Backofen ein. Er und die Wände dieses Rauchfangs bestehen aus Feld- und gebrannten Ziegelsteinen. Rechts und links von diesem „Zentralschornstein" liegen die Wohnküchen. Sie dienen den beiden Familien (denn meistens werden die Holzhäuser von zwei Familien bewohnt) als einzige Wohn- und Schlafräume. Wand und Decke dieser Wohnküchen sind gekalkt; der Fußboden ist mit Brettern gedielt. An der Decke ziehen sich zwei Querbalken so niedrig entlang, daß wir unsern Kopf vor ihnen in acht nehmen müssen. Ofen und Herd stehen an der dem Rauchfang zugekehrten Wand. Der aus Ziegeln gebaute große Ofen ragt wohl etwa anderthalb Meter ins Zimmer und verleiht ihm ein trauliches Aussehen. Um den Ofen herum läuft eine Ofenbank. Unter einem Fenster sehen wir einen langen Kasten, der zum Brüten des Geflügels dient. Er ist durch Bretter in mehrere Fächer geteilt, in denen sich je eine Oeffnung befindet. Die an den Wänden stehenden Betten sind ausziehbar; denn es müssen sich schon mehrere Personen darin teilen. Die übrigen Möbel, Bänke und ein Tisch, zeigen wie die Betten einen roten Anstrich und blaue Verzierungen. Hinter dem Rauchfang liegt noch eine fensterlose Kammer, in der Fleisch und Sauerkraut aufbewahrt werden. Interessant sind die Scheunen und Stallgebäude mit dem weit überhängenden Dach, durch das ein bedeckter Laufgang entsteht, während es gleichzeitig den Bodenraum erweitert.

Und nun wandern wir weiter die Dorfstraße entlang. Da taucht aus dem Grün der Bäume die Barockhaube der Holzkirche auf. Das Kirchlein ist etwa zur Zeit des Siebenjährigen Krieges entstanden. Leider ist der alte Barockaltar bei einem späteren Anbau der Sakristei abgebrochen worden. Zu beiden Seiten des mit Schindeln bedeckten Daches sind lange Leitern gelegt, die bei einer Feuersbrunst ein schnelleres Löschen ermöglichen sollen. Wir finden an der ganzen Holzkirche keine Eisenteile. Zur Befestigung dienen hier wie auch



Dorfkirche in Studnitz
Aus „Deutsche Volkskunst" Bd. 11: Pommern. Delphin-Verlag, München.



Rudolf Hardow

Blockhaus in Stüdnitz, Kr. Bütow

bei allen Holzbauten des Dorfes nur Holznägel.

Selbst über die Grenze Pommerns hinaus ist der Scherz von der „halben Bütower Lerche“ gedrungen: wegen des kargen Bodens



Schrotholzhaus in Stüdnitz

Aus „Deutsche Volkskunst“ Bd. 11. Pommern. Delphin-Verlag, München.

singe die Lerche nur vormittags im Kreise Bütow, während sie am Nachmittage im Nachbarkreise Rummelsburg ihre Nahrung suchen müsse. Ein Fünkchen Wahrheit liegt schon in diesem Scherzwort. Der leichte Sandboden und das rauhe Klima sind für die Landwirtschaft wenig günstig. Und doch macht gerade sie neben der Waldnutzung die Haupterwerbsquelle der Bevölkerung aus. Schon in früheren Zeiten wurde über die wirtschaftliche Notlage dieser Gegend geklagt. Da heißt es in der „Beschreibung des Landes Bütow nach der churbrandenburgischen Besitzergreifung vom Jahre 1662: „Bei Sommin ist eine große Heide, zwei Meilen lang, eine Meile breit. Davon ist kein Nutzen zu machen, als das bei polnischer (das Land Bütow war vorübergehend polnisch) und itziger (also brandenburgischer) Zeit den Teerbrennern einige Gulden gegeben. . . .“ Die Verhältnisse haben sich nur wenig gebessert. Darum müssen die Bewohner schon auf Nebenverdienste ausgehen. Frauen und Kinder sammeln Beeren und Pilze oder flechten Körbe aus Kiefernwurzeln. Auch hält man sich Schafe, die auf dem kümmerlichen Heideboden noch immer Nahrung finden. Nach Pfingsten gibt's im See eine lustige Schafwäsche, wobei die Biester fürchterlich blöken. Dann geht's ans Scheren. Die Wolle tauscht der Besitzer beim Händler in Bütow gegen Stoffe ein. Auch die Gänse- und Entenzucht bringt etwas Nebenverdienst.

Die wirtschaftliche Lage der Somminer ist in der Tat nicht rosig. Sie ist durch die Unvernunft der Grenzziehung noch weit schwieriger geworden. Nur zweimal wöchentlich wickelt sich auf der schon grünüberwachsenen Straße ein ganz geringer Grenzverkehr ab. Sonntags kommen ein paar evangelische Deutsche aus Polen, um den Gottesdienst in der Somminer Kirche zu besuchen. Der recht fischreiche See gehört zum größten Teil zu Polen, obwohl sein Besitzer Deutscher ist und das Recht hat, auch auf dem polnischen Gebiet zu fischen. Aber oft haben schon liebe polnische Nachbarn ihm die Arbeit des Netzentleerens abgenommen, und er hat das Nachsehen. Sinnend verweilen wir an dem rot-weißen Grenzpfahl Polens, der gleich hinter dem Dorf errichtet ist, oder stehen an dem Grenzstein, den die „Internationale Grenzkommission“ am Ufer des Somminer Sees



Deutsch-polnische Grenze östl. Sommin. Aufn. Pastor Thimm, Sommin

Das Wächterhäuschen und das Fuhrwerk befinden sich schon auf polnischem Gebiet.

aufgestellt hat. Wie lange noch wird das so bleiben? — In diesem östlichen Teil des Kreises Bütow wohnen noch heute eine Anzahl Kaschuben, ein slawischer Volksstamm. Wenn auch zwischen Polen und Kaschuben ein Unterschied besteht, so ist das in nationalpolitischer Beziehung oft nicht der Fall. Darum gewisse großpolnische Bestrebungen nach diesem Gebiet! Die Kaschuben sind sonst ein fleißiger, stiller Menschenschlag, wie er häufig dort zu finden ist, wo dem kargen Boden durch Ausdauer und Hartnäckigkeit der bißchen Lebensunterhalt abgetrotzt werden muß. Auffällig sind die vielen „von" vor dem polnisch klingenden Namen. Der kaschubische Adel soll einst zur Zeit Friedrichs des Großen wohlhabend gewesen sein; denn ihm gehörten die riesigen Wälder, die für die Düngung des Ackerbodens die Streu hergaben. Noch heute erzählt man sich in Stüdnitz von der Hochzeit eines adligen Kaschuben, zu der soviele Gäste geladen waren, daß die Wagenreihe bis zu dem 9 Klm. entfernt liegenden Sommin reichte. Der kaschubische Adel hat treu den preußischen Königen gedient. Zu ihm gehört wohl auch der von der Konvention zu Tauroggen her bekannte Graf Yorck von Wartenburg.

Der Konfession nach ist die Mehrzahl der Kaschuben katholisch; es gibt aber auch Evangelische unter ihnen. Und es ist noch garnicht so lange her, daß in der evangelischen Bergkirche zu Bütow beim Gottesdienst das deutsche und das kaschubische Gemeindeglied die gemeinsamen Kirchenlieder jedes in seiner Sprache sang.

Während sich in Sommin die Bevölkerung aus Evangelischen zusammensetzt, ist die Mehrheit der Einwohnerzahl des Nachbardorfes Stüdnitz katholisch. Hier liegt inmitten des Kirchhofes die katholische Holzkirche, die etwa, wie die Somminer, aus der Mitte des 18. Jahrhunderts stammt. Es ist ein verbretterter Schrotholzbau mit vierkantiger Barockhaube. Die Bemalung im Innern gibt mit dem reich verzierten Barockaltar und den ansprechenden Formen der Kanzel, in der sich Renaissance- und Barockmotive vereinigen, ein recht harmonisches, farbenprächtiges Bild ab. Der klare Aufbau, die Sachlichkeit und überzeugende Zweckmäßigkeit, fast möchten wir sagen Erdgebundenheit des Aeußeren fesselt in hohem Grade und nötigt zur Achtung vor dieser wirklichen Volkskunst.

Das Borkenschiffchen.

Elisabeth Rietz gewidmet. Von Dorothea Hollatz.

Es hing eine grüne Lampe tief über dem Tisch, auf dem das Schiff lag, aus Baumrinde geschnitzt, mit Bug und Heck, mit drei Masten und einem Steuer, mit Kiel und Rettungsbooten. Neben dem Schiff lagen die Hände des Großvaters; er selbst hatte sich ins Dunkel zurückgelehnt. Die Hände waren erdfarben und verwittert wie die Borke, die sie verarbeitet hatten, aber die Adern hatten einen edlen Schwung, und die Linie vom Handgelenk zur Handwurzel, diese kleine bedeutungsvolle Linie, war außergewöhnlich schön.

„Und was machst du nun mit dem Schiff?" fragte der kleine Junge den Großvater.

„Du wirst es sehen", sagte der Großvater. „Morgen, am Weihnachtstag, um 4 Uhr, kannst du mit mir kommen."

„Willst du es schwimmen lassen? Jetzt im Winter?"

„Wart es ab, mein Kind."

„Werden die beiden Matrosen mitfahren?" forschte der kleine Junge und drehte zwei Holzpuppen in der Hand, auf deren Leib der Großvater blaue Anzüge mit viereckigen Kragen gemalt hatte.

„Gewiß. Sie müssen steuern."

„Aber sie werden frieren, Großvater. Denk doch, am Weihnachtstag, wo alles so warm und gemütlich beisammen sitzt, wo es Aepfel gibt und Nüsse und Lebkuchen, da sollen sie auf dem kalten Wasser fahren!"

„Ein Matrose friert nie! Der Stolz, Matrose zu sein, hält ihn warm."

„Wirst du die Fahne aufziehn, Großvater? Wirst du die Segel hissen?"

„Wart es doch ab, Kind. Morgen wirst du ja alles sehen."

Morgen, morgen! Wie sollte der kleine Junge schlafen in dieser Nacht! Das Schiff war fertig, und morgen sollte es davonsegeln. Hinaus in die Welt! Aus der engen Stube in die Unendlichkeit gleiten! Er gedachte der langen Nachmittage, da der Großvater aus dem gewaltigen Stück Eichenrinde ein Kunstwerk hervorzauberte mit allen Feinheiten und Schönheiten, die eine geschickte Hand zu vollbringen vermag.

O die herrlichen Nachmittage, die langen, dunklen! Wenn die grüne Lampe brannte und auf die Hände niederschien und goldbraune Kreise auf die Wölbung der willigen Baumrinde warf! Es gab nichts Schöneres auf der Welt.

Herrlicher noch als das Zuschauen war das Zuhören. Denn der Großvater, der früher Matrose und später Lotse in Stolpmünde an der Ostsee gewesen war, erzählte beim Arbeiten Geschichten aus seinem langen, reichen Leben.

Er kannte die Welt, die weite, bunte Welt, kannte fremde Menschen und Meere, hatte gehungert und gedurstet, hatte seltsame Tiere und nebelferne Länder gesehen! Alles, alles hatte er erlebt, ehe er sich hier am Rhein niederließ und seinen Enkel zu sich nahm, dessen Vater gefallen und dessen Mutter gestorben war.

Der kleine Junge sperrte Ohren und Mund auf, um jede Silbe aufzufangen. Kein Wort durfte verloren gehen von den sonnigen und schaurigen Erlebnissen. Und es geschah, daß der kleine Junge die Arme um des Großvaters Hals legte und ihm zögernd in die Augen sah: „Großvater, ist das alles wahr?" So antwortete der Großvater: „So wahr ich ein Schiff geschnitzt habe, daß der ganzen Welt einen Gruß bringen soll!"

„Großvater, was für einen Gruß? Einen Weihnachtsgruß?"

„Wart es ab, Kind."

Diese Nacht, die allen Kindern zu lang ist, wurde dem kleinen Jungen fast unerträglich. Dem Großvater jedoch war sie nicht lang genug. Er nahm einen Bogen Papier und einen Federhalter und schrieb und schrieb. Es wurde ihm schwer, denn er hatte lange nichts mehr geschrieben, aber allmählich ging es besser, und da die Worte ihm mühelos aus dem Gehirn sprangen, rollten auch die Buchstaben eifriger über das Papier. Sie warfen wohl einmal einen Zacken nach rechts oder einen Spritzer nach links, aber richteten sich sorgfältig wieder in Reih und Glied, und als das Schriftstück fertig war, hatte es ein sehr sauberes und ordentliches Gesicht. Der Großvater rollte das Papier zusammen, klemmte es in eine Blechhülle und bastelte am Schiff, bis sich die Hülle gut zwischen den Masten befestigen ließ.

Als am nächsten Tag die Stunde gekommen war, konnte der kleine Junge seine Ungeduld nicht mehr bezähmen; sie brannte wie Feuer in seinem erwartungsvollen Herzen.

„Wann, Großvater, wann lassen wir das Schiff schwimmen?"

„So komm, wir wollen jetzt gehen."

Der Großvater trug das Schiff in der einen Hand, und an der anderen Hand hielt er den kleinen Jungen. Es war dämmrig, die Laternen brannten, und durch die Fenster sah man schon Weihnachtsbäume.

„Gehen wir den Feldweg? Da kürzen wir viel ab und kommen schneller ans Ufer."

Der Großvater nickte. Er sah ernst und feierlich aus, als ginge er in die Kirche.

„Hat das Schiff kein Licht? Es wird schon dunkel."

Doch der Großvater hatte an alles gedacht; es war auch Licht in dem Borkenschiff.

Der kleine Junge wagte nichts mehr zu sagen; beklommen und voll zitternder Erwartung stapfte er mit langen Schritten neben dem Großvater einher.

„Kennst du Onkel Heinrich noch?" fragte der Großvater.

„Nein", sagte der Junge, denn er konnte sich nicht entsinnen, je von einem Onkel Heinrich gehört zu haben.

„Der Heinrich, sagte der Großvater mehr zu sich als zu dem Knaben, „der kommt wieder! Mein Jüngster, mein Heinrich! Wildes Blut hat er gehabt, die Heimat ist ihm zu eng gewesen, er hat sich losgerissen und ist fortgestürmt, der Wilde. Bist ja selbst Seemann gewesen, Vater, hat er gesagt, und ist ausgeflogen vor Tau und Tag. Möcht ihn wiedersehen, den Jungen, möcht ihn so gern wiedersehen."

Der kleine Knabe verstand nur wenig von dem, was der Großvater sagte, denn der Wind sang in langen Tönen, und von weitem orgelte das schneetrübe Wasser. Der schwarze Acker bog sich unter ihren Tritten, der Wiesenweg seufzte, und unten liebkoste in tiefer Dämmerung der Rhein seine bleidunklen Wellen. Das andere Ufer war nicht zu sehen, es war ein lichtloses Strömen, ein schattenhaftes Vorbeigleiten. Nirgends ein Schiff, heut am Weihnachtsabend!

Der kleine Junge befeuchtete seinen Finger und hielt ihn prüfend in die Höhe. „Wir haben Ostwind, Großvater, das ist das beste für unser Schiff."

Aber der Großvater hörte nicht. Er starrte ins Wasser und lauschte auf irgendeinen Klang. Er stand so starr und unbeweglich, daß dem Kleinen die Furcht ans Herz schlich.

„Großvater?"

„Ja gleich, mein Kind."

„Großvater, vergiß den Gruß nicht."

Sie legten Steinblöcke aneinander, daß eine kleine Mole entstand, denn der Rhein war an dieser Stelle nicht tief. Dann zündete der Großvater das Licht an, das an der mittelsten Mastspitze befestigt war und wog das Schiff abschiednehmend in der Hand. „Da drinnen, guck mal, da in der Blechhülle, da ist der Brief an Onkel Heinrich drin. Brauchst ihn nicht zu lesen, bist noch zu jung dazu. Später einmal, wenn es dich packt und du in die Welt hinausschwimmen willst, dann werd ich dir sagen, was drin gestanden hat."

„Sitzt er auch fest, Großvater? Denk doch an die Stürme über dem Ozean."

„Er ist fest eingeklemmt."

Und nun kam der Augenblick, da dem kleinen Jungen das Herz fast still stand vor Andacht und Erwartung: Der Großvater beugte sich weit vor und gab den Wellen das herrliche Geschenk, legte sanft und gläubig auf die lautlosen Wogen des Rheines das Borkenschiffchen, das er mit Kunst und Liebe gebaut

hatte. Dabei betete er leise in sich hinein: „Gleite, kleines Schiff, gleite den schönsten Strom entlang und hinaus ins große Meer. Eile dich, daß du noch weit kommst an diesem Tag. Stoße dich nicht an den Riffen, hüte dich vor den Sandblöcken. Sei ein kluges, ein tapferes Schiffchen! Lebt wohl, ihr beiden Matrosen, habt die Sterne über euch als Christbaum. Steuert gut und sicher und grüßt das Meer, das unendliche. Träumt nicht, ihr deutschen Seelen, sondern handelt. Und wenn der gewaltige Sturm kommt, klammert euch an die Maste und gebt acht, daß das Licht nicht ausgeht."

Indes begannen die Wellen das Borkenschiffchen zu schaukeln und weiterzutragen, und der kleine Junge preßte die Ellbogen an den fröstelnden Leib vor Staunen und übermenschlichem Glück. Es eilte schnell dahin, sehr schnell, das Licht schrumpfte zu einem Punkt, zu einem winzigen Schimmer! O wie schnell! Sah man diesen Punkt noch? Es flimmerte vor den Augen.

„Großvater, Großvater, siehst du es noch?"

Er sah es noch. Er schaute und schaute. Aber der kleine Junge sah es schon lange nicht mehr, und er wurde ungeduldig, denn zu Hause wartete der Weihnachtsabend. Er drängte sich an den Großvater: „Wo ist es?"

Der Großvater beschrieb mit dem Arm einen Bogen, als wolle er den Horizont umspannen, und dann nahm er des kleinen Jungen Hand fest in die seine. „So komm, es ist fort, es schwimmt in die Welt hinaus", und sie schritten tapfer aus, um heimzukommen.

Und das Borkenschiffchen tanzte mutig auf dem dunklen Strom, an den herrlichen Ufern entlang, die im Schatten der Nacht lagen, weiter, weiter, ein kleines zitterndes Lächeln in dem ernsten Antlitz der Natur, ein flimmernder Stern in dem tiefen Dunkel der Weihnacht.

Schwamm es bis Sonnenaufgang? Brachen die zierlichen Maste an einem Fels? Trug der große Strom die holde Last behutsam bis an die Grenze des Meeres, legte das Meer die fremde Bürde gütig in die Arme des Ozeans? Wer fand das Schiffchen, und wo ward es gefunden? Wer entfaltete den Brief, der in der Blechröhre vor Wetter und Unbill geschützt lag? Und wer las die treuen Worte, die mit Blut und Erkenntnis geschrieben waren? Welcher Sohn fing den inbrünstigen Ruf eines Vaters auf?

Lieber Sohn! Hast du das Borkenschiffchen erkannt? Als du klein warst, hab ich dir ein ähnliches geschnitzt. Hast du das kleine Licht gesehen? Du mein lieber Sohn in der Fremde, komm zurück! Kehr nach Deutschland zurück, zu unserer Heimat. Ihre Arme sind mild und stark zugleich, und ihr Herz ist warm wie Herdfeuer. Du mein wilder, mein liebster Sohn, ist dein Blut so zornig und heiß? Komm nach Hause! Deutschland braucht seine Männer! Und wenn du kommst, bring auch das Borkenschiffchen mit und die beiden Matrosen. Ich will sie umarmen, weil sie so klug und tapfer durch Winter und Dunkelheit den Weg zu dir fanden.

Gleite hin, braves Borkenschiffchen, das Licht der Sonne weise dir den Weg, und das Lächeln der Nacht segne deine heilige Weihnachtsbotschaft. Der Gesang der Winde soll dich geleiten, und die Orgel des Meeres soll ihre Klänge schützend um dich breiten.

Ein Besuch der Edelpelztierfarm in Lossin bei Stolp.

Von E. Reinfeldt, Stolp i. Pommern.

Der graubraune Feldweg, der beim Chausseehaus die Kublitzer Chaussee verläßt, führt zu einem Nadelwäldchen, hinter dem ihm die Edelpelztierfarm mit ihrem hohen Drahtgehege ein Ende setzt. . . . Ein zweistöckiges, weißleuchtendes Farmhaus zieht den ersten Blick auf sich. . .

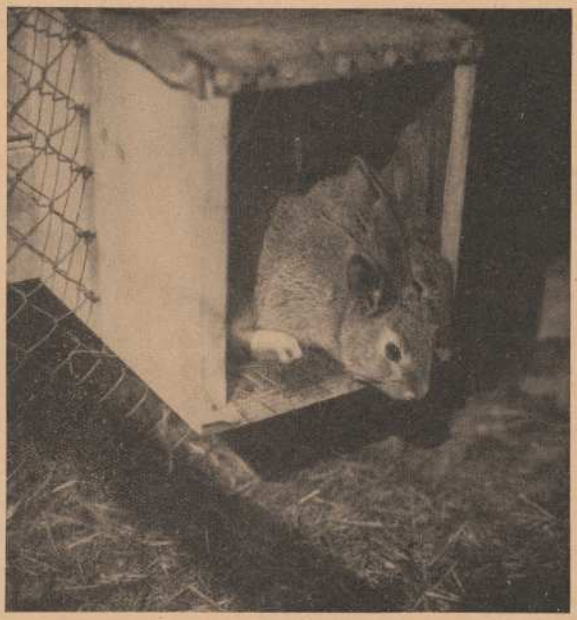
Kaum habe ich die große Eingangspforte zur Farm erreicht, als der Wachthund seinem Herrn den Besucher meldet. Der freundliche Wärter gewährt mir Einlaß. Ein sauberer Schlackenweg durchschneidet die 60 Morgen große Farm und führt mich zuerst zu den Gehegen der Sumpfbiber (Nutria). Sie stammen aus Südamerika und werden in Deutschland noch wenig gezüchtet. Die Gehege sind zur Hälfte mit fließendem Wasser gefüllt, so daß die fünf Paare nach Herzenslust schwimmen können. Es sind Nagetiere, die in der Körperform dem Biber sehr ähnlich sehen. Der Wärter wirft etwas Rübenkohl in die Gehege, und nun kommen sie aufs Land und fressen aufrecht sitzend, indem sie die Kohlblätter mit den Vorderpfoten zum Maul führen. Dabei sehe ich die großen braunen Nagezähne, die an der Innenseite schneeweiß sind. Die kleinen Nager werden etwa ein Meter lang. Der Schwanz ist buschig und mißt ungefähr ein Viertel der ganzen Körperlänge. Die braune Wolle des Pelzes ist seidig und zeigt bläulichen Schimmer. Die Bauchseite ist die wertvollste am ganzen Fell. An den Weibchen fällt auf, daß sie die Zitzen auf dem Rücken haben. Dadurch ist es der Mutter möglich, ihre Jungen auch im Wasser zu nähren, indem sie die Tierchen auf dem Rücken trägt.

Die besten Zuchttiere stammen aus der Gegend von Buenos-Aires. Ein Zuchtpaar kostet etwa 1000 Mk. Der Besitzer der Farm, Herr Dircksen in Stolp, verspricht sich sehr viel von der Nutria-Zucht, da die Tiere sich sehr leicht akklimatisieren und die Felle bis 100 Mk. kosten. Der Wärter erzählt, daß die Tiere zweimal im Jahre werfen, durchschnittlich 5 bis 6 Junge.

Auf gleicher Höhe des Weges, aber zur rechten Seite, tummeln sich in mehreren großen Gehegen Kaninchen, deren Felle einen wunderbaren Glanz ausstrahlen. Es sind Chinchilla-Kaninchen, deren silbergraues Fell unter den Kaninchenfellen an erster Stelle steht. Man könnte den munteren Tieren stundenlang zuschauen; aber die Zeit eilt, und der Wärter führt mich weiter.

Wir sind jetzt bei dem Farmhause angelangt. Luftig und hell, wie die ganze Farm, ist es so recht zur Erholung am Wochenend für den Städter angetan. Die behaglichen Räume des Besitzers findet man oben, während der Wärter unten wohnt. Futterküche und Viehstall sind im Anbau gelegen. In die Futterküche führt mich der Wärter. Denn er muß die Fütterung vorbereiten. Eine Musterküche für Menschen kann nicht besser sein. Alles blitzt vor Sauberkeit. Durch die große Fleischmaschine wird das magere Pferdefleisch getrieben, um dann in gehacktem Zustand appetitlich — jawohl appetitlich, denn auch die weiß emaillierten Teller sind blitzblank geputzt — auf den eben erwähnten Tellern zubereitet zu werden. Ein Leckerbissen (Banane oder Feige) wird in die Mitte des Fleisches gepackt. Behutsam mißt dann der Wärter jeder Portion, deren Größe sich nach dem Gewicht und Alter der einzelnen Silberfüchse richtet, noch ein wenig Knochenmehl und Nährsalz zu, und dann kann die Fütterung beginnen. Schnell packt der Wärter noch eine frische Flunder auf jede Portion, und nun geht es zu den Silberfüchsen.

Wir kommen zuerst zu den Zuchtzwingern. Die Drahtgehege sind 2 Meter hoch und messen im Geviert 18×3½ Meter. In jedem Zwinger steht eine aus Holz gefertigte Fuchshütte, zu der ein Laufgang, ähnlich dem eines natürlichen Fuchsbaues führt. Die zwölf Gehege gruppieren sich um einen Hauptweg, während die einzelnen Gehege einen von Kiefern beschatteten Zwischenraum von je 1½ Meter haben. Alle Gehege sind wieder von einem hohen Außenzaun umfriedigt, und damit ja kein Füchslein entschlüpfen kann, ist außerdem in dem Erdboden, auf dem die Zwinger stehen, auch Maschendraht eingelassen, der ein Durchgraben unmöglich macht. Zwei große Bogenlampen



Junge Chinchilla-Kaninchen auf der Edelpelztierfarm Lossin bei Stolp

können den ganzen eingezäunten Raum in der Dunkelheit taghell erleuchten. . . .

Soviel erhascht der erste Blick; aber da zeigen sich auch schon die Insassen dieser Gehege. Scheinbar wittern sie das Futter und drängen sich an das Drahtgeflecht. Vier oder fünf schwärzliche, schlanke Leiber, die einen hellen metallischen Glanz ausstrahlen, sehe ich in jedem Zwinger. Es sind Jungtiere vom März dieses Jahres. Bei einzelnen zeigt sich schon die wertvolle Silberung der Haarspitzen. Begehrlich schauen sie zu dem ihnen wohlbekannten Wärter und klopfen mit dem buschigen Schwanz, dessen Spitze schneeweiß ist, auf den Erdboden. Zwei Teller werden nun in jeden Zwinger geschoben, und wenn auch hin und wieder ein Tier das andere abbeißt, so erscheinen die Silberfüchse mir in diesem Augenblick lammfromm wie unsere Haustiere. Während der Wärter jetzt alle ihm anvertrauten

Pfleglinge versorgt, gibt er mir freundlichst auf verschiedene Fragen Auskunft. . . .

So erfahre ich, daß er ein Jahr lang auf einer großen Farm an der Nordsee ausgebildet wurde. Die Pelze — erzählt er mir — werden durch die Züchtung in den Farmen bedeutend besser, da durch die Zuchtwahl im Gegensatz zur Fortpflanzung im Freien nur die besten und wertvollsten Tiere zur Weiterzucht verwendet werden. Sämtliche reinrassigen Silberfüchse in Deutschland sind in ein Stammbaumbuch



Im Silberfuchsgehege: „Korporal, kannst du bitten?"

eingetragen, so daß man schon dadurch weitgehendste Kontrolle ausüben kann. Die systematische Zucht dieser Pelzträger verhindert außerdem ihr Aussterben; denn durch die immer weiter vorschreitende Kultur mit ihren mannigfachen Bedürfnissen mußten gerade die Pelztiere, die in den letzten Jahrzehnten bevorzugt wurden, der Ausrottung anheimfallen. Der in Kanada heimische Silberfuchs wird zur Zucht in erster Linie verwandt. Infolge der Temperaturunterschiede in Kanada akklimatisiert sich der Silberfuchs auch in Deutschland ausgezeichnet.

Die Rentabilität ergäbe sich einmal aus dem Verkauf der Winterfelle, die je nach der Silberung mit 400—1000 M. bezahlt würden. Ertragreicher sei aber der Verkauf von Zuchtpaaren, die etwa 1—2000 M. kosteten. Dann zeigt der Wärter zu zwei Gehegen, in denen „Pensionäre" sitzen. Herr Dircksen, der Farmbesitzer, verkaufte diese jungen Tiere und beherbergt und verpflegt sie weiter, da ihre Herren keine Farm besitzen.

Nun geht es zum Südende der Farm, wo dicht am Tannendickicht die Gehege der Alttiere stehen, in denen Rüden und Fähen z. Zt. paarweise leben. Diese prächtigen Tiere sind zum Teil fast zahm, und während ihr Hüter die Futterteller zu ihnen ins Gehege setzt, lassen „Korporal" und „Fritz" sich von ihm streicheln. Ich beobachte diese prächtigen Pelzträger beim Fressen, und der Wärter fährt fort:

„Krankheiten und Abgang lassen sich zwar nicht vermeiden; aber bei sorgsamer und sachgemäßer Pflege können sie sehr eingeschränkt werden. Ich kenne jedes alte Tier so genau, daß mir die geringste Veränderung in seinem Verhalten sofort auffällt. Große Vorsicht und Stille sind vor allem in der Ranz- und Wurfzeit geboten. Die geringste Beunruhigung der Fähen kann die schwersten Folgen für Mutter und Nachkommen haben. In dieser Zeit (Februar bis April) sitzen die Rüden einsam in Sondergehegen. Die Fähen sind nach dem Werfen äußerst scheu und verbergen ihre Jungen ängstlich jedem neugierigen Blick. Nur mit größter Vorsicht kann man gelegentlich eine spielende Gruppe junger Füchslein belauschen. Die Fähen werfen übrigens jährlich einmal 4 bis 5 Junge und sind 8 bis 10 Jahre zuchtfähig. Den Höhepunkt hinsichtlich der Pelzgüte erreichen die Tiere im Dezember, spätestens im Januar. Viel Bewegung fördert die Pelzbildung; daher dürfen sich die Tiere, die nicht zur Zucht verwendet werden, ausgiebig im Freilauf tummeln, ihre Nahrung ist dann auch reichlicher bemessen als die der Zuchttiere."

Der Wärter überzeugt sich jetzt, ob die Mahlzeit beendet ist, und die leeren Teller wandern in den Waschraum der Futterküche. . .

Herzlichen Dank dem Wärter für seine gute Auskunft und treffliche Führung, verbunden mit dem Wunsch und der Hoffnung auf weiterhin guten Erfolg, ein letzter Blick zu den Gehegen der Silberfüchse, in denen Rüden und Fähen beim Spielen laut kreischen, und dann wandere ich über die Lossiner Stolpebrücke, vorbei an der Walkmühle, nach Stolp zurück. Leise plätschert die Stolpe zu meiner Linken, während ich noch innerlich den tatkräftigen Farmer zu seinem großartigen Unternehmen beglückwünsche, vielleicht auch ein wenig beneide wegen seines herrlichen Wochenends.

Die Meuvendiecks. Von Ulrich Sander. (Fortsetzung und Schluß.)

Chef und Prinz Meuvendieck.

Heute rieselt es in grauen Fäden seit dem frühen Morgen. Es ist einer jener Tage im Juni, an denen der Hochsommer geboren wird. In wenigen Stunden ist das helle Frühlingsgrün zum dunkelsatten Blattwerk des Sommers geworden. Gegen Mittag versucht die Sonne einen vergeblichen Durchbruch. Dann schimmert es bleichrosa auf den nassen Wiesen, in den tropfenden Weiden und in den Seen und Kanälen der Landwege. Auf eine halbe Stunde schälen sich zerrissene, tiefe Wolken aus der grauen Decke. Und dann zieht sich der Vorhang wieder zu, und es pladdert weiter.

Solche Tage aber sind voll schweren Duftes, voll herben Geruchs aus den Gründen und Feldern. Es ist alles wie neu und blankgewaschen. Und der segnende Regen dringt durch alle Poren in das Blut, reinigt und putzt die Seele blank.

An einem solchen Tage lernte ich vor Jahren die Meuvendieckschen Jungens näher kennen. Ich saß in der Küche und trank mit den Mädchen Kaffee. Christian Meuvendieck war auf See, die Mutter in die Stadt gefahren. Alle Fenster standen weit auf. Die schwarzen Schnecken krochen unter den dichten Büschen, die jungen Stare piepten in den Kästen am silbergrauen Scheunengiebel, und die Hühner saßen quatschnaß mit hängendem Steert in der Hundetonne. Die frohen, dunklen, vollen Stimmen der Mädchen lagen breit und klingend im Raum, und wir philosophierten über den seelischen Zustand der Badegäste bei Landregen.

Da schurrte es auf den Dielenfliesen; die Tür ging auf, und „Chef" Meuvendieck, der älteste Sohn, trat ein. Wohl nur ein Obertertianer, dem die Eltern mit vieler Mühe die hohe Schule ermöglichten, aber ein ausgeprägter Charakter, der sogar von den Mädchen beachtet wurde. Es war eben der „Chef", der Stellvertreter und spätere Nachfolger „unseres" Vaters. Er hatte gebadet, war in seiner nur den Badegästen zuliebe getragenen schwarzen Badehose aus dem Haus zum Strand, ins Wasser, aus dem Wasser, eine halbe Stunde am Strand und dann wieder nach Hause gelaufen. Ein wunderschöner Körper. Derselbe, wie ihn die Mädchen haben, nur fast zierlicher und knapper. Derselbe Schädel, wie ihn der Alte hat, nur mit dem dunklen Haar Wieschens. Alles war eckig und zackig, der Händedruck, der stumme Bückling und das hochdeutsche „Tag". Ein eiserner Dickkopf, spröde wie Hartholz und ganz undurchsichtig in seinem Wesen. Aber gewissenhaft und zäh wie kein anderer. Hochatmend und mit perlendem Wasser auf dem dunkelbraunen Bronzekörper verschwand er in der Jungenskammer.

Dann schurrte es abermals auf der Diele, und der „Prinz" trat in gleichem Anzug ein. Und damit kam ein Leuchten zu uns. Der blonde Prinz, die Anmut und Liebenswürdigkeit, die Hillecke in Knabengestalt. Hochrot das lange Gesicht, in fliegendem Atem die breite, feingemeißelte Brust und taufrisch die pfirsichzarte Haut. Nur tausend Jahre Sonne und See können einen Menschen so blühen lassen. Niemand konnte ihm gram sein, weil ein Blick aus den blauen Augen jedes Gewitter zerstreuen mußte. Als wir zur Schule gingen, haftete den Landjungens am Montag stets ein letzter Duft von Gravensteinern, Heu und Steinklee an. Diesen Duft hatte der Prinz alle Tage. Selbst die harte Mutter Meuvendieck, die kein Freund von Gefühlsduseleien war, saß ab und an auf ihrem Stuhl einen Augenblick still, ließ die Strickhände ruhen und sah mit wippender Fußspitze ihren Jüngsten groß an. Das bedeutete schon etwas. Alkohol und Tabak war diesen Jungens etwas Verächtliches aus einer vergangenen Zeit. Das Leben lag ihnen vor wie dem Segel der klare, frische Ostwind. Und die Mädchen waren ihnen schwächliche Geschöpfe, mit denen sie kurz und bündig umgehen mußten.

Für mich waren diese Jungens eine Verheißung unseres Volkes und — das Todesurteil meines Zeitalters. Wir suchten damals den Wandervogelgeist, sie hatten ihn, ohne es zu wissen. Wir waren auf der Schule der erste, schwer befehdete Jahrgang, der von der Pfeife und dem Bier loskommen wollte und doch stecken blieb. Diese Jungens hatten es gar nicht mehr kennen gelernt. Unser Geschlecht hatte jene blassen, hohläugigen Jammergestalten mit zehn Stunden Schularbeit am Tage und dem Zwang zu Schulprüfungen und Massenwohnung; diese waren blank und frisch nur auf Leistung, wie und wo gleichgültig, gezüchtet. In unserer Jugend sahen wir durch die Ritzen der Damenbadeanstalt, und es bekam nicht allen gut; diese Jungens wußten von jeher, wie die Mädchen aussehen und wozu ihre Besonderheiten da waren. Sonne und Salzwasser halten sauber und selig. Wir haben uns in fünf Jahren Krieg müde und in langem inneren Hader mürbe gemacht. Die Jungens, nicht wir, werden einmal Deutschland richtig aufbauen. Und an ihrer Seite schreiten die Mädchen in kurzem Haar, kurzem Rock, in den sündhaften, seidigen Strümpfen, aber blitzfrisch und erfrischend rücksichtslos. Dies Geschlecht wird es einmal machen, nicht wir Uebergangsleute. Tanten und Kackstiefel greinen: „Ameri-

kanismus". „Frisches Deutschland" rufen die Jungen, und die Alten und wir rücken fröstelnd am Ofen zusammen. O, könnten wir nur zehn Jahre jünger sein!

Das ist die große Leistung der Familie Meuvendieck, daß das alte Geschlecht den Uebergang sparte und die Jungen vorurteilslos in ihre Zeit hineinwachsen ließ. Warum bekommen solch arme Fischersleute dies fertig, und die Professoren und Geheimräte versagen? Warum verludert noch heute die Masse der Akademikerschaft am Biertisch und trachtet nicht Tag und Nacht nach jenem frischen Deutschland, das wir haben müssen, wollen wir uns in der Welt halten? „Nás trügg, Oors tauirst", sagt Christian Meuvendieck dazu.

Ich sah dann die Jungens weiter wachsen. Der „Chef" lernte die Geige spielen, die ihm der Alte einmal von Zigeunern gekauft hatte. Der „Prinz" hielt ein Cello zwischen den langen Beinen und genoß Unterricht bei einem alten Militärmusiker, der sich im Dorf eingeheiratet hatte. Mieke sang ihre hellen, glockenklaren Lieder, die Hillecke spielte auf ihrer schwarzen Laute samtene Lieder und sang mit ihrer silbrigen Stimme dazu, und Wieschen konnte auf dem alten Klavier bei Scharpings spielen, so weich und voll, so wiegend die Walzer und zart und zierlich die Menuetts. Es war nicht jene Stundenkunst unter dem Schilfdach, wie man sie in den Städten oft so fürchterlich hören muß: ähnlich dem Elfenreigen achteckig unter Glas und Goldrahmen. Nein, es war Musik wie die Wellen am Strand und die Möven in der Luft und die weißen Wolken am Himmel: es war ein Klingen des guten Blutes in gesunden, frohen Menschen. Auch nicht eins der ersten Konzerte in der großen Stadt hat jemals auf mich einen so tiefen Eindruck gemacht, als wenn Hillecke mit der schwarzen Laute den „Tod in Flandern" singt oder der Prinz weltverloren in der Dämmerstunde „O du mein holder Abendstern" auf seinem Cello spielt.

In wenigen Monaten gehen nun die Jungens hinaus in die Welt. Der Direktor wird sie mit den besten Wünschen und Hoffnungen entlassen, ihnen ein griechisch-römisches Wort mit auf den sogenannten Lebensweg geben; der Chor wird singen, und Mutter Meuvendieck wird in schwerer, schwarzer Trauer kerzengerade und tiefernst alles mit ansehen. Nur ihre eine Fußspitze wird leise wippen. Das bedeutet immerhin etwas. Und dann werden zwei junge Lords ihren Streifen segeln, oft ohne Reff und über den Daumen gepeilt, aber sie werden ihn schaffen. Der „Chef" wird viel grübeln, basteln, studieren und regieren, und der „Prinz" wird manchen heißen Blick einfangen, wird viel tanzen oder in irgendeiner Mansarde sein Cello streichen, und sie werden beide nichts anbrennen lassen. Immer aber und alles wird bei ihnen frisch, klar, selbstverständlich und gesund sein. Ihre schönen Körper werden sie peinlichst pflegen und stählen, niemals beschmutzen und wegwerfen, ihren unverbrauchten Geist nur das aufnehmen lassen, was sie für gut und richtig befinden, und so aus der Zeit *ihre* Zeit machen. Die Zeit wie sie selbst werden sich dabei wohl fühlen.

Vater Meuvendiecks Tod.

Die Klashanings sind wieder weg zu ihren Steppen, und es ist darum still geworden unter Land. Die kleinen, lustigen Enten gründeln nicht mehr und erleiden bitteren Sticktod in feinem Garn. Ihr Läuten und Unken im Frühlingsnebel fehlt. Die grauen Gänse sind dafür dicht über den Dächern in rauschendem Flug und Geschwader vorübergezogen, die Kiebitze flattern in den Wiesen, und gegenüber dem Gasthof, da wo der Weg vom Busch in Johannihagen mündet, bei Johannes Jensen auf der Scheune, da macht Adebar seiner Frau den Hof.

Aber es ist noch jemand den Strand längs gekommen. Mit leisem Schritt, mit stillem, unfehlbarem Griff einer schweren Hand. Ein König zum anderen König. Wer weiß, in welcher Gestalt er gekommen war. Vielleicht als schwarze Möwe oder als lichter Nebelelf mit langer Schleierschleppe oder als fliegender Fisch aus der Brandung. Dünenkönig und Strandherzog, der Fischermeister Meuvendieck von Johannihagen ist heimgegangen zu seinen hohen Voreltern. Mieke Meuvendieck schrieb mir in ihren stolzen, kühlen Buchstaben, kerzengrade und eckig, daß Vater nach kurzer Krankheit gestorben sei, am Mittwoch dem Zweiundzwanzigsten nachmittags vier Uhr beerdigt würde, mich alle grüßen ließen und ich ihretwegen aber nicht zu kommen brauchte. Ich bin auch nur seinetwegen hingefahren. Wie soll ich diesen Mann schildern? Ein Schädel, schmal und kraftvoll wie der Kopf eines edlen Hengstes, in Bronze gegossen. Eine gewaltige Adlernase unter der hochgewölbten, kantigen Stirn, ein oft wirrer Schopf flachsblonder Haare über den buschigen Brauen, die ein paar Augen fast verdeckten, von denen man sagen möchte, sie seien Leuchtfeuer, so konnten sie blitzen und flammen. Drei harte, lange Falten von den Nasenflügeln in flachem Bogen um die Mundwinkel bis an das Kinn. Glattrasiert, rotbraun und voll tausend feiner Fältchen allüberall.

Dieser Kopf saß auf langem, gemeißeltem Hals und gehörte zu einem Körper, dessen Schultern klafterten wie ein paar Adlerflügel. Hager und ausgesprochen schlank, mit einer kindlich rosigen Haut unter dem Hemd, mit

jenen gewaltigen Gliedern, die ein Jahrtausend Fischdienst dem Geschlecht angezüchtet hatte. Innen ein weiches, empfindliches, hochgemutes Herz und ein köstlich frisches Blut. Ein Gehirn, das unter der eisernen Stirn den eisernen Willen und in dem mächtigen Hinterkopf eine Klugheit trug, die in königlichen Kontoren oder weisen Kammern oder hoher Politik ihren guten Weg gegangen wäre. Ich habe lange um das Vertrauen dieses Mannes ringen müssen. Meine Kunst war ihm zu brotlos, meine Ansichten schienen ihm Seifenblasen, und ich war vor ihm klein und schwächlich. Erst als ich im Marineverein eine Nacht mit ihm gezecht hatte, kamen wir uns näher. Und erst als ich einmal einen ganzen Winter an der See blieb und er gesehen hatte, daß ich nicht nur Bilder und Musik machte, sondern rudern, segeln, schießen, tanzen, kochen, trinken und sogar schwimmen konnte, was er nicht gelernt hatte, wie es Brauch bei den Fischern ist, da kam ich ihm noch näher. Und als er dann endlich sah, daß ich seine Töchter nicht heiraten wollte und sie in Ruhe ließ, mich aber doch mit ihnen viel abgab und allmählich ein Freund der Familie und mehr als ein Badegast wurde, da kamen wir uns ganz nahe. Seine Weltweisheit und Lebensklugheit stieg dann manchmal in seltenen, warmen, schweren Sätzen zu mir viele Stufen herunter. Er war ein Bildhauer der Sprache, und sein Rede war Marmor und Erz mit pulsendem Blut. Sein Witz war ein tödlicher Dolch, und seine Ansichten standen sauber geordnet, geputzt und gewaschen in vielen Schubladen übereinander, und er wußte im Dunkeln, welches Fach.

Dieser Mann war nun tot.

Er war heimgegangen, wie es sich für ihn schickte. Wie ein Häuptling der Indianer, der tief in die ewigen Wälder taucht, um zu sterben. Er war bei einem der Frühjahrsstürme vorn zwischen erstem und zweitem Riff mit dem Boot gekentert, hatte sich an das Boot geklammert, da er nicht schwimmen konnte, und war so an Land getrieben. Wie immer, hatte es niemand gesehen, und so war er wohl eine halbe Stunde im Wasser gewesen, bis er Grund unter den Beinen fand. Dann zog er sein liebes Boot hoch in die Dünen und ging nach Hause. Um acht abends kam er mit Fieber zu liegen und stand nicht mehr auf. Genau zehn Tage hat er so gelegen, still, ohne Wunden, immer heißer und schwächer werdend, mit großen, stummen Augen zur Decke emporblickend, mit einer leisen Unruhe in den fiebrigen Händen, die er nicht unter dem Deckbett halten konnte, und nur des Nachts einmal schwer stöhnend.

Daß er niemals mehr auf die Beine kommen würde, wußte er. Aber er starb so ungern, wenn er den Tod auch nicht fürchtete. Seine Mutter hatte sich mit vierundachtzig Jahren eines Nachmittags, als sie Petroleum vom Kaufmann geholt hatte, hingelegt und war abends tot gewesen. Die Bibel war Mieke, der Teppich Hillecke und die Truhe mit Wäsche Wieschen vermacht; die Jungens bekamen das auf der Kasse. So ist der Sohn auch gestorben. Sonntag morgen ging es ihm plötzlich gut, mittags aß er zum ersten Mal wieder mit Lust, trank ein Glas Portwein, das der Arzt ihm verordnet hatte, schlief ein, ruhig und tief, wachte zum Abend auf, sah seine Frau groß an, war seltsam weich zu den Kindern, glaubte an der Decke einen Rauch zu sehen, sagte plötzlich: „O Frau, Frau, es wird mir doch wohl überfallen!“, holte tief Luft, streckte sich und war tot.

Das war der Mann, der mit zehn Talern angefangen hatte, einen Hausstand zu gründen, und der unermeßlich reich an seiner Familie wieder weggegangen war.

Ich kam am Abend vor der Beerdigung an und wurde von den drei Mädchen abgeholt. Miekes und Hillekes Männer kamen erst mit dem Frühzug. Mutter Meuvendieck buck noch Kuchen und hatte für die Trauergäste einige Enten und Hühner zu schlachten. Die drei Mädchen waren fast noch schöner in ihrer gefaßten Trauer und den schwarzen Kleidern. Daß es kein Jammern und Klagen im Hause gab, sondern daß der Tod des Mannes hingenommen wurde wie ein unabänderliches Geschehen, brauche ich wohl nicht zu sagen. Die Jungens waren in diesen Tagen zu Männern geworden, die drei Mädchen noch voller an Hoheit und Kraft.

Meuvendieck lag in der guten Stube. Der Spiegel verhängt, die Kuckucksuhr punkt sieben angehalten. Er sah unverfallen, nur marmorweiß aus. Sein Kopf wirkte im Tod noch gewaltiger als im Leben.

Als ich im kühlen Zimmer von dem toten König Abschied nahm, zwitscherten die lustigen Stare draußen im Garten, und die liebe Sonne leuchtete auf der weißen, sauberen Scheune. Hell und hart brandete die See durch die klare Frühjahrsluft, und in der Küche klapperten Teller und Tassen. Meuvendieck stand jetzt sicher mit Schild und Speer, das Eisbärfell um die starken Hüften mit Seehundsriemen geschürzt und das bloße Haupt hocherhoben und die blauen Augen leuchtend, vor einem Mächtigen, der doch nicht mehr und nicht weniger war als er selber, dem eine Locke das andere Auge bedeckte, und dem zwei Raben auf der Schulter saßen, die den Ankömmling musterten.

Junge, fröhliche Frauen, hochbordig und rank an Wuchs, mit den schmalen Köpfen und den gelben Flechten, mit den knappen Brüsten und den langen Gliedern, wie unten die Frau in der Küche zwischen Kuchen, Braten, Tassen

und Tellern, und wie die drei Mädchenfrauen in den schwarzen Kleidern, die Töchter, die er mit seinem Weib gezeugt hatte, und die nun wieder zeugten, in Liebe und Kraft empfingen, in Schmerzen gebaren und die uralte Kette fortsetzten — solche Frauen waren um ihn und boten ihm süßen Trunk. Heldische Männer zechten an Eichenbänken und riefen ihm Worte zu, die ihm nicht fremd waren. Und der Einäugige auf erhöhtem Sitz hielt mit ihm Zwiespruch und vernahm Kunde von diesen Tagen.

Das kleine, runde Basting, das in wallendem Talar Meuvendiecks irdische Reste statt in lodernde Glut in die kühle, feuchte Erde bettete, und dem der Westwind die Worte aus dem Mund nahm und über die Büsche flattern ließ, warf einen scheuen Blick in die blaue Luft, als ein lauter Flug Krähen eine Eule jagte und die Predigt störte, weil sie alle unter den grünen Zylindern nach oben zu den Krähen schulten.

Dann schoß der Marineverein dem Oberbootsmannsmaat der Seewehr Meuvendieck die Salve übers Grab; neun schwarze, kerzengrade Menschen, vier Frauen und zwei junge und drei ältere Männer warfen einen letzten Blick und drei Hände schwarzen Moorbodens ins Grab, und Vater Meuvendieck war für diese Welt begraben und beerdigt. Alle kamen dann und drückten der Familie die Hand; der Marineverein trat an und marschierte mit einem schmetternden Marsch zum Krug, die Leute zerstreuten sich, und Freunde und Verwandte gingen zum Kaffee in das Trauerhaus.

Still und stumm, kerzengrade und mit trockenem Auge ging Mutter Meuvendieck mit Wieschen, Miete und Hilecke, zwei Söhnen und den Schwiegersöhnen unter das Strohdach.

Weiße Frühlingswolken segelten rein und leuchtendweiß über das unendliche Gezelt, die Möwen jauchzten und schrieen, die Wellen brandeten funkelnd in der blanken Sonne, und die Welt schickte sich an, wieder einen Tag zu vollenden.

Mutter Meuvendieck.

Es ist nicht möglich, diese Erzählungen abzuschließen, ohne dem Kern der Familie Meuvendieck, der Mutter und Frau, näher gekommen zu sein. Das ist nichts weniger als leicht. Diese Frau bestand aus einem köstlichen Herzen, einem frischen Geist voll Klugheit und Klarheit, aus einem stolzen, uralten Bauernblut, aus viel zäher, unbeirrbarer Kraft und aus Arbeit. Ihr Kreis ist nicht groß: das Fischen, das Vieh, der Acker, das Haus, die Kinder, der Mann, dann erst nach langer Pause sie selbst an letzteste Stelle.

Ich darf hier vielleicht eine Bitte aussprechen. Die neue Mode des Wochenendes und die Flucht der Leute aus großen Städten an die Küste bringt mit sich, daß Großstadt und Küstenvolk auch an entlegenen Stellen mehr zueinanderkommen. Dabei mögen alle Gäste bedenken, daß sie als Gäste, wenn auch zahlend, kommen. Mögen sie sich tief versenken in das reine, quellenhafte Wesen unserer Leute, die vom Kopf bis zu den Füßen eitel Fleisch und Blut sind, die aber reich sind an ungeheuren Schätzen, die keine Bank der Großstadt kaufen, nur höchstens zerstören kann. Der liebe Gott rücke das Schicksal des Museums aber uns weit, weit hinaus! Er lasse die Schätze noch viele Geschlechter hindurch leben und lebendig bleiben: edles, reines Blut, Sonne, Salzwasser, Schilfdächer und Sturm und Deich, Möwen und Wolken und Wellen. Lasse sie lebendig bleiben, bis eine neue und bessere Zeit unseren Uebergang heute überwunden und den lebendigen Anschluß an den Geist der Familie Meuvendieck gefunden hat, die solche Schätze bewahrt. Man sollte nicht die Zeit schlecht schelten. Sie ist viel besser als ihre Vorgängerin. Gerade die Leute, die heute überlaufen von altem Herkommen und Vergangenheit, sie ahnen ja nicht, wie sehr die Gegenwart selbst schon Ueberlieferung ist und an noch Aelteres anzuknüpfen sucht. Wir Volk müssen endlich aus dem Gegreine der Tanten und Kackstiefel heraus, ehe wir vorwärts können zu den Quellen.

Ich sagte schon, daß Meuvendiecks diesen Uebergang gefunden hätten, ohne ihn zu suchen. Und ich möchte behaupten, daß ihn jeder gesunde Mensch findet. Wer ihn nicht findet, ist entweder krank oder zu alt oder zu schwächlich oder — und das ist das traurigste — mit Geld gebunden, alles Neue schlecht zu machen, nur weil es neu ist und hier und da unbequem.

Und nun endlich zu Mutter Meuvendieck, zu der ihr Mann „Frau" sagte, wenn er etwas Wichtiges zu reden hatte. „Frau, Frau!" sagte er nur einmal, als er sich zum Sterben legen mußte. „Mutter" sagten die fünf schimmernden Kinder und sahen mit den ernsten großen und kühlen Augen in deren Spiegel. Ja, Frau und Mutter Meuvendieck war eine königliche Frau, hochgereckt, stolz, hatte den langen, harten Kopf unserer Bauern, gewaltige Knochen und war voll Sauberkeit, Ordnung und Kraft allüberall. Nur ganz vorsichtig habe ich mich mit ihr über ihr Elternhaus unterhalten können. Der Vater war ein kurzer, grober Bauer, die Mutter früh gestorben, die Tochter führte dem Vater und dann dem Bruder die Wirtschaft, bis sie Christian Meuvendieck nicht länger widerstand. Und sie ist sicher so ein rankes, stämmiges Mädchen gewesen, wie noch heute die Bauerndirnen bei

uns. Unter dem weißen Kopftuch die blanken Augen und das blitzende Gebiß; der hohe, lange Hals, das mächtige Brustgewölbe mit den knappen, spitzen, harten Brüsten und den zarten, rosigen Warzen; die Rippen scharf abgesetzt von den gewaltigen Hüften, an denen die langen, muskelstarken Glieder sitzen; die Arme durchgearbeitet und fast von männlicher Kraft. Und über diesem allen das ausgeblichene Kattunkleid und nur ein wenig Hemd. So kann der Körper arbeiten, und überall ist Luft und Sauberkeit; unter Linnen und Kattun kühler Kopf und heißes Blut, eine gesunde Mischung. Die jungen Burschen mögen ihr viel zugesetzt haben, und es muß im Sommer nachts unruhig vor ihrer Kammer gewesen sein, bis Christian sich durchgesetzt hatte; bei ihr, beim Vater und bei den anderen Burschen. Manchen Abend und manche lange Nacht werden sie beide zusammen gewesen sein und sich gegenseitig viel heiße Kraft geschenkt haben. Man spricht heute so viel vom sexus und dessen Möglichkeiten. Ich meine immer, man spricht viel zu viel davon. Bei uns ist der oder das sexus in Ordnung, weil man ihm Ruhe und Zeit läßt, sich selbst zu ordnen. Es gibt nichts Schöneres als eine heimliche junge Braut, die im Erblühen ist, weil sie im Mond geküßt hat. Da geht das Blut auf und singt und ist klar und frisch. Jeder weiß darum, aber niemand spricht darüber. Wenn wir heute überhaupt einen oder ein sexus haben, dann stammt er oder es nicht von den Beteiligten. Und so wuchsen die Töchter auf, sicher im Besitz alter Weisheiten, sicher auch mit heißem Blut und tiefem Sehnen, aber ohne den „Keerl", der ihnen später als sonst üblich kommen sollte. Darum aber — ich kam nicht in Betracht — hatte ich dies köstliche Erlebnis, nicht eins, nein drei dieser prächtigen Mädchen wachsen und erblühen sehen zu dürfen, ganz allmählich zu vollster Reife, darum war ich ihnen vertraut auf das engste und doch erdenfern weit ab.

Ich kann mir ausmalen, wie die junge Mutter Meuvendieck zum ersten Mal ein Kind trug. Es war sicher mit aller Kraft und Gesundheit zweier junger Menschen zustandegekommen. Und die junge Frau ist sicher mit großen, runden Augen unter ihrem Dach in tausend Wundern und Geheimnissen gewesen, als ihre knappen Brüste sich füllten und strämmten, das neue Wesen sich rührte und regte und die dicken, flanellenen Winterhosen viel zu eng wurden. Wenn Christian auf See war und die Unruhen durch die Kammern strichen und die Winde um Haus und Hof wehten, da sind dem neuen Blut all diese Geheimnisse und die uralten Märchen und Sagen in die Adern gegangen. Und die wortlose Kraft, die stumme Zähigkeit, die Unendlichkeiten und die klaren, scharfen Grenzen haben sich fortgeerbt. Jeder Stich in das weiße Leinen für das Kommende hatte etwas zu bedeuten an Bräuchen und Wünschen. Dann wird eines Nachts Christian haben springen müssen; die Frau ist zu liegen gekommen und hat unter berstenden Schmerzen und schwerem Schrei geboren, was sie zu gebären hatte. Fünfmal. Die übervollen, gewichtigen Brüste haben hergegeben, was sie herzugeben hatten, und der mächtige Schoß hat sich dann wieder zurechtgelegt wie sonst. Viel Zeit war nicht zu verlieren, und die Arbeit drängte.

So wuchsen die Kinder auf, ohne viel Umstand, straff und streng gehalten, sauber gewaschen und gepflegt, gesund und satt genährt und bald mitten in der Arbeit.

Oft habe ich Mutter Meuvendieck still und um Gotteswillen unmerklich beobachtet, wenn sie den Mädchen beim Anziehen nachmittags einen Augenblick zusah und prüfend über die jungen, blinkenden Leiber blickte. Sie schneiderte ihnen die leichten, wundervollen Linnenkleider, die schimmernde weiße Wäsche, in denen die rosigen Gestalten saßen wie drei Sonnen in blanken Wolken. Ach, was für eine große Frau bist du doch, du ganz unbekannte Mutter Meuvendieck, und wie leuchtet es heute noch aus den Augen der drei jungen Weiber, wenn sie von „unserer Mutter" sprechen!

Nun, wo sie Großmutter ist, wird sie auch älter geworden sein. Die Jahre werden gekommen sein, wo sich ihr fruchtbarer Schoß schließt und sie damit zu tun hat. Aber sie wird immer schön bleiben, vielleicht noch hagerer werden, erst viel am Fenster sitzen und nähen und stricken, viel denken und grübeln, nur sehr wenig die Kinder besuchen, um so mehr in Gedanken um sie sein, und die fremde, große Welt, in der ihre Kinder sind, wird ihr immer unverständlicher werden. Immer mehr wird sie sich zurückziehen und in die Vergangenheit tauchen, wie sie als junges Mädchen in ihrer Kammer nackt vor dem Spiegel stand und sich über die eigene Schönheit und Kraft verfierte, wie dann Christian in ihr Leben eintrat, sie Jahre lang immer ein Kleines an der Hand und eins unter dem Herzen hatte, wie dann plötzlich drei, vier, fünf leuchtende Kinder in den engen Kammern aufwuchsen, und wie sie bei den Mädchen eines Tages sah, daß sie sie nicht mehr lange haben würde, weil deren Stunde geschlagen hatte.

Wie dann ihr Christian unter die Erde ging und auch die Jungens nach draußen zogen. Und eines Tages wird sie sich still hinlegen, die Kinder werden noch gerade kommen, sie wird ihnen mit demselben, einmaligen, schweren Seufzer, mit dem sie Christian Lebewohl schwieg, die Hände drücken und dann die Augen zumachen.

Wildes, schönes Blut, unendliche Sauberkeit und Frische, Kraft und Gesundheit für viele Geschlechter vieler Familien aber hat sie unter ihrer groben, gestreiften Schürze zum Licht getragen. Man wird sich bei den Enkeln und Urenkeln bald nur dunkel an sie erinnern, und nur in den ranken Gliedern, den rosigen Brüsten und den blanken Augen ihrer Nachfahren wird ihr ewiges Leben sich fortsetzen. Und ihre Zucht und ihre große, freie Sitte wird in vielen jungen, schönen Frauen und in vielen stolzen und schmucken Männern fortleben.

Rundschau.

Ein französischer Handstreich auf dem Dratzigsee.

Es war in den Tagen nach Preußens Niederlage bei Jena und Auerstedt. Napoleon war in Berlin eingezogen, und schon Ende Oktober 1806 befand sich das preußische Königspaar auf der Flucht nach Ostpreußen. Der Reiseweg ging durch Hinterpommern. Hier und da waren bereits die ersten Franzosen aufgetaucht. Da erschien eine „feine Kalesche" in Draheim (Kr. Neustettin). Im Wagen saß eine Dame, Luise, Preußens Königin. Neugierig drängten sich die Dorfbewohner herbei. Da stand die Königin auf, schlug ihren Mantel zurück und sprach tränenden Auges: „Leute, was ist an mir zu sehen? Ich bin eine arme Soldatenfrau!" So hat es uns Kindern die Großmutter oft erzählt. Sie konnte es wohl wissen; denn auch ihre Eltern haben am Wagen gestanden.

Wo aber war der König? Er sollte auf Königswerder sein. Der Königswerder ist eine Halbinsel mit herrlichem Laubwald, die mit hohen Steilufern in den Dratzigsee abfällt.

War hier tatsächlich der König? Wußten es auch die bereits auftauchenden französischen Truppen? Da sich die Fischerkähne nicht zu militärischen Zwecken eigneten, befahlen die Franzosen, eiligst die Scheunentüren auszuhängen, sie sollten, zu Flößen zusammengebunden, zur Ueberfahrt über den Dratzigsee dienen.

Doch was in aller Welt wollten die Franzosen auf dem Dratzig? Meine Großmutter behauptet: Das Königspaar in Draheim gefangen nehmen! Vielleicht aber wollten sie nur den Marschweg abkürzen, der See hat 80 km Umfang! Oder fürchteten sie die Feste Draheim? Diese wurde zwar noch im Siebenjährigen Kriege unter Oberst Cosel verteidigt, aber von den Russen überwältigt und zerstört.

Jedenfalls schwammen die Franzosen mit ihren Pferden, Geschützen und Wagen auf Scheunentüren auf dem Dratzigsee und — keiner betrat wieder das Ufer.

Mit Mann und Roß und Wagen
so hat sie Gott geschlagen.

Einmal habe ich die Großmutter gefragt, ob das alles noch im See liegt?

Ja, es läge noch darin. Der See sei 90 m tief. Wir sollten es liegen lassen und später, wenn wir groß seien, den Vorgang unseren Kindern weitererzählen.

Und das habe ich nun getan, da Großmutter tot ist und ich inzwischen ganz schön groß geworden bin, nämlich 1 Meter und 85 Zentimeter!

Paul Sonnenburg, Potsdam.

„Verein gegen den Ruin der Hüthe."

(Stettin, Anno 1819.)

Unter den Händlern und Verkäufern auf dem Sommermarkt auf dem Roßmarkt in Stettin herrschte im Jahre 1819 große Aufregung. Was man bisher als eitel Geschwätz und nichts als Rederei gehalten, das bestätigten jetzo die Händler und Jahrmarktsaussteller aus Berlin voll und ganz: es war im westlichen Deutschland und in Berlin eine starke Bestrebung im Gang, die Sitte, die Hüte beim Grüßen abzunehmen, den Krieg zu erklären. Das war bequemer, gesunder und — schonte vor allem die Hüte. —

Nach Marktschluß versammelten sich die Stettiner Interessenten bei Vater Pust in den „Zwei goldenen Ankern" am Holzbollwerk und berieten, was man machen und wie man sich wehren könne. Man beschloß, zu warten, bis man von den Zunftgenossen in andern Städten hören würde, was zu tun sei. Just in dem nämlichen Augenblick kamen Carl Masch, der Krebshändler, und Ewald Heyer, der Bader von der Brücken, mit der neusten, gedruckten Nachricht herein, die dies besagte:

Auch hier (gemeint war eine westdeutsche Stadt) hat sich nach dem Beispiel anderer Städte ein „Verein gegen den Ruin der Hüthe" gebildet und sich gegen die ausländische Sitte des Huthabnehmens erklärt. Es wird vorgeschlagen: statt des bisher gewöhnlichen Huth-Abziehens, wodurch man seinen Schädel der Sonne, der Zugluft, dem Winde oder Regen Preis giebt, nur durch eine Erhebung der Hand nach dem Huthe oder eine damit verbundene Neigung des bedeckten Hauptes zu grüßen und zu danken. „Aber unsere Damen," heißt es in dieser Aufforderung, „werden auch sie mit unserm Beschluß zufrieden sein? — Wir denken Ja! zumal es noch Niemanden von uns eingefallen ist, von den Damen zu Gruß und Dank, auch eine Lüftung ihrer gewaltigen Hüthe zu verlangen u/w. — Außerdem dürften wir es höchstens noch mit den Huthmachern u/w. aufzunehmen haben; doch diese wollen wir ruhig erwarten." —

„Einem solchen Verein in Stettin," grinste Carl Masch, „trete ich sofort bei!" Und er wies auf seinen speckigen Hut am Nagel. — „Wir werden sehen, wie die Sache ausläuft und wer noch gesunden Verstand hat," entgegneten die Interessenten und zahlten und gingen. —

Es waren noch nicht acht Tage vergangen, so hatte bereits Stettin seinen „Verein gegen den Ruin der Hüthe". — An ihrer Spitze standen Wartchow, der Schiffsmakler, und Pitschky, der Händler mit Süßmilchkäse. Stolz grüßten sich die Anhänger untereinander zu und noch gespreizter den Bekannten, wenn man sich auf dem Bummel am Heumarkt und in der Frauenstraße traf. Und am 27. September konnte man folgendes in der hiesigen Zeitung lesen:

„Es haben sich gegen 800 hiesige Einwohner durch Unterschrift eines Aufsatzes vereinigt, künftig durch Anlegen der Hand an den Huth zu grüßen, anstatt, wie bisher, den Huth abzunehmen. Dieselben werden durch diejenigen, welche den Umlauf jenes Aufsatzes befördert haben, ersucht, von heute an, auf die für die Zukunft bestimmte Weise zu grüßen. Zugleich wird der Wunsch geäußert, daß diese Sitte allgemein werden möchte, indem der Vorzug vor der bisherigen an sich einleuchtet, und sie deshalb bereits in mehreren größeren Städten Deutschlands, nach dem Vorgang Englands, eingeführt worden ist, auch die Achtung, welche man Männern und Frauen bezeugen will, darunter nichts gewinnen kann, daß man seine Kopfbedeckung auf einige Augenblicke ihrer Bestimmung entzieht." —

Nun aber setzten die Maßnahmen der Gegenseite ein. An der Spitze stand eine Händlerin „mit Hüthen, ächten Kanten und Federn", die Frau E. Stahnke, Stettin, Schuhstraße 862, neben dem Schauspielhause. Vor ihrem Laden stand bald ein Brett mit der Aufschrift: „Hier kann man die Namen der armen Reichen ersehen, so sich keinen Huth mehr kaufen

können!" — Das zog. Da dies jeder las, der ins Theater nebenan wollte, so fühlte er sich getroffen. — Dann war an ihrem Fenster zu lesen: „Wer zwei Hüthe hat, gebe dem einen, der keinen sich erstehen kann, auch Herrn N. aus der Kuhstraße." — Und ihre Zunftfreunde folgten bald mit ähnlichen Scherzen. —

Trafen sich zwei Gegner auf der Straße, so grüßte wohl der eine nach der neuen Mode; um so tiefer zog der andere den Hut mit einer Miene, die sagte: noch kann ich mir einen Hut leisten! — Und als dann die Damen auf der Straße denen am huldvollsten dankten, die den Hut noch tiefer zogen als bis dato, da ging es mit dem neuen Verein bergab. — Ja, als man in den drei feinsten Gasthöfen der Stadt (Das englische Haus, Breite Straße, Die drei Kronen, Breite Straße, und Hotel de Prusse in der Louisenstraße) Täfelchen aushing mit der Aufschrift: „Hier verkehren nur wirkliche Cavaliere!", da war es mit dem neuen Verein vollends zu Ende. — Hans Lawrenz.

Ein vorbildlicher Schülerverein.

Vor fünfzig Jahren, im Mai 1879, gründete der Rektor Dr. Schumacher in Demmin einen Knaben-Vogelschutzverein, der sich, wie sein Name sagt, den Schutz der einheimischen gefiederten Sänger in Stadt und Umgebung, in Feld und Wald zur Aufgabe machte und dank der rührigen Werbetätigkeit seines Gründers bereits im Herbst desselben Jahres auf fast 200 Mitglieder angewachsen war. Hatten die jugendlichen Tierfreunde sich während des Sommers besonders den Schutz der Nester und der jungen Brut angelegen sein lassen und dadurch der Land- und Forstwirtschaft viele ihrer unermüdlichen Helfer erhalten, so galt bei Beginn der kalten Jahreszeit ihre Fürsorge der Winterfütterung der Vögel.

Dabei ging der Verein ganz planmäßig vor. Er teilte die Stadt in sechs Bezirke ein und legte in jedem Bezirk eine Anzahl von festen Futterplätzen an, die abwechselnd von je zwanzig Schülern betreut wurden. Besondere Mittel, und das ist doch die Hauptsache, waren dazu nicht erforderlich. Denn die Mitglieder brachten alle als Vogelfutter geeigneten Speisereste und andere Abfälle, wie Getreide und Sämereien, gekochte Kartoffeln, Brot und Fleischreste, aus dem Elternhause und bekannten Familien zusammen und verteilten diese dann täglich von 12 bis 2 Uhr auf die Futterstellen. Abgesehen davon, daß durch diese Fürsorge so mancher nützliche Vogel vor des Winters Not geschützt und erhalten blieb, hatten die Kinder auch die größte Freude an dem zutraulichen Wesen ihrer kleinen Pfleglinge und wurden unbewußt zu aufmerksamen Tierbeobachtern, zu warmen Tier- und Menschenfreunden erzogen.

Wir können der „Neuen Stettiner Zeitung" vom Dezember 1879, der wir obige Angaben entnehmen, nur zustimmen, wenn sie hofft, daß diese Fürsorge für unsere heimische Vogelwelt auch an anderen Orten Nachahmung finden möge. Bei einigem guten Willen läßt sich die Jugend auch heute für diese Art freiwilliger Liebestätigkeit durchaus gewinnen. Es kommt nur darauf an, einmal den Versuch zu machen. B.

Drei Märchen aus dem Kreise Belgard.

Der Tischlergeselle im verwunschenen Schlosse.

Es war einmal ein Tischlergeselle, der ging, wie es damals Mode war, auf die Wanderschaft. Einmal, bei fürchterlichem Unwetter, kam er in ein Dorf und bat um Herberge. Aber in der Wirtschaft war alles überfüllt, und auch im Dorf wollte ihn keiner aufnehmen. Da sah er beim Schein des Blitzes ein Schloß ganz in der Nähe. „Ei", sagte er zum Wirt, „wenn Ihr mich nicht aufnehmen könnt, so gehe ich aufs Schloß und bitte da um Herberge!" — „Das dürfte dir schlecht bekommen," antwortete der Wirt, „da oben ist es nicht geheuer; das Schloß ist nämlich verwunschen, und keiner, der da hineinging, ist lebendig wieder herausgekommen." — „Ach," sagte der Handwerksbursche, „schlimmer als bei dem schlechten Wetter hier draußen kann es da drin auch nicht sein; ich werde doch aufs Schloß gehen!" — Gesagt, getan. Der Tischlergeselle ging in das verwunschene Schloß. Im großen Saal machte er sich ein Feuer an und wärmte sich. Da sah er, daß dort eine Hobelbank stand. „Ei," dachte er, „wozu sollst du deine Zeit unnütz verbringen? Du kannst ja ein bißchen arbeiten." Damit ging er an die Hobelbank, spannte sich ein Brett ein, das da lag, und hobelte es glatt. Endlich schlug es zwölf Uhr, und ein riesiges Gespenst trat ein und setzte sich zu ihm. Der Tischlergeselle aber fürchtete sich nicht und ließ sich nicht in seiner Arbeit stören. Er hobelte, bis daß es ein Uhr schlug. Da verschwand das Gespenst. — „Die Arbeit hat mich aber müde gemacht!" sagte da der Tischler, legte sich am Kamin lang und schlief bis in den hellen Tag hinein. Draußen war immer noch schlechtes Wetter, und so beschloß er zu bleiben. Zu seinem Staunen sah er einen gedeckten Tisch mit allen möglichen guten Sachen dastehen. Da ließ er sich nicht nötigen, sondern langte gehörig zu, aß und trank und stärkte sich inwendig. Dann besah er sich alle die feinen Säle des Schlosses, am Abend aber machte er wieder Feuer im Saal und hobelte drauf los, was das Zeug halten wollte. Als es zwölfe schlug, kam das Gespenst wieder und setzte sich zu ihm. Er aber ließ sich nicht stören, sondern arbeitete ruhig weiter, bis es eins schlug. Da verschwand das Gespenst wieder, und er legte sich wieder am Kamin auf den Bauch und deckte sich mit dem Rücken zu. Am andern Morgen überlegte er sich, ob er wandern sollte. Aber als er draußen wieder das schlechte Wetter sah und drinnen wieder den gedeckten Tisch fand, beschloß er, auch die dritte Nacht noch da zu bleiben. „Habe ich die Bretter gehobelt, so muß ich sie doch auch zusammenschlagen!" dachte er. So machte er sich am Abend wieder an die Arbeit und paßte die gehobelten Bretter zusammen und arbeitete auch ruhig weiter, als Schlag zwölf der oll Spenkel wiederkam. Die Bretter fügten sich ganz von alleine zu einem großen Sarg, und als er fertig war, fiel es dem Gesellen ein, daß der Sarg doch so sehr groß war, und daß in einen solchen großen Sarg nur das lange Gespenst reinpassen könnte. „He, Bruder," sagte er darum, „leg dich mal rein, ob die Lade lang genug ist für dich." Da nickte das Gespenst befriedigt mit dem Kopfe und legte sich in den Sarg. Der Tischler aber schlug schnell den Deckel zu, und die Turmuhr schlug eins. „Nun gute Nacht!" sagte er und legte sich schlafen. Als er am andern Morgen erwachte, war draußen das schönste Wetter, und Frühstück war auch nicht da. „Aha," sagte der Tischlergeselle, „nun ist es Zeit, abzuwandern. — Ich will doch bloß mal sehen, was aus meinem Besuch geworden ist." Damit öffnete er den Sargdeckel. Da lag das Gespenst noch drin; aber es war tot und ein Gerippe. „Der hat bloß auf ein ehrliches Begräbnis gewartet," sagte er da, nahm den Sarg auf den Rücken und trieg ins Dorf hinab. Der Wirt dachte, er sei längst tot, und war erfreut, als er ihn gesund und munter wiedersah. Er aber ging zum Pfarrer, erzählte ihm die Geschichte und bat, der Leiche ein ehrliches Begräbnis zu geben. Das tat der Pfarrer. Das verwunschene Schloß aber wurde dem Tischlergesellen zugesprochen, und da konnte er immer herrlich und in Freuden leben.

Der Schusterjunge und der Riese.

Es war einmal ein Schusterjunge, der mußte ein paar besohlte Stiefel ins nächste Dorf bringen. Da mußte er durch einen dustern Wald. In dem Walde aber wohnte ein gewaltiger Riese. Als der den Schusterjungen so durch den Wald schlendern sah, packte er ihn im Genick und wollte ihn fressen. „Oho," sagte da der Schusterjunge, „so haben wir nicht gewettet, zum Fressen gehören immer zweie!" Da lachte der Riese und sagte: „Lütting, du gefällst mir. Ich schenke dir dein Leben, wenn du mir das nachmachst, was ich kann!" Damit sprang er über einen großen wilden Birnbaum,

der mitten im Walde stand. „Das kann ich auch!" sagte der Schusterjunge, „lang mir mal den langen Zweig da runter." Der Riese holte den Zweig und bog ihn hinunter, so daß ihn der Schusterjunge fassen konnte. Der Junge griff feste zu, und als der Riese losließ, wurde der Kleine von dem schnellenden Zweige in mächtigem Bogen über den Birnbaum geworfen. „Du kannst doch mehr als Brot essen," sagte der Riese, „darum will ich dich laufen lassen, und zur Belohnung schenke ich dir ein Zweiglein vom Birnbaum." Hocherfreut ging der Junge von dannen; denn wenn er auch kein großes Geschenk erhalten hatte, so war er doch mit dem Leben davongekommen. Er ging ins Dorf, gab die Stiefel ab und wanderte nach Hause zurück. Seinen Birnbaumzweig trug er noch in der Hand; aber er war ganz verwelkt. „Man kann ja versuchen, ob er sich nicht erholt," meinte er und grub ihn im Garten in die Erde. Wie erstaunte er aber, als er am andern Morgen nachsah und an dem Zweig statt der welken Blätter lauter Goldstücke fand. So wurde er ein reicher Mann; denn die Goldstücke, die er abpflückte, wuchsen immer wieder nach.

Die drei Schwäne.

An einem See weidete ein Schäferjunge seine Schafe. Da kamen immer drei Schwäne hin, die er gern lockte und mit seinem Frühstücksbrote fütterte. Zutraulich fraßen sie ihm aus der Hand. Eines Tages staunte er: Die drei Schwäne kamen nicht; aber drei Jungfern badeten im See und nickten ihm freundlich zu. Er schloß die Augen und träumte ein bißchen. Als er sie wieder aufmachte, waren die drei Jungfern verschwunden, und die drei Schwäne waren wieder da und ließen sich füttern. So ging das eine ganze Weile. Einmal waren die Schwäne da, einmal die Jungfern, und endlich sagte die älteste Jungfer zu ihm: „Wir sind verwunschene Königstöchter. Heute können wir erlöst werden, wenn du eilig ins Dorf zur Kirche läufst und Weihwasser holst und uns damit besprengst. Aber bald ist unsere Zeit um. Beeile dich, zurückzukommen, sonst müssen wir sterben." Der Junge fürchtete sich aber und wollte nicht gehen. Nach vielem Bitten der drei Jungfern machte er sich endlich auf den Weg, ging aber aus Furcht ganz langsam, und als er wieder zurückkam, da schwammen die Schwäne auf dem Wasser und ließen matt die Hälse hängen, und als er sie mit dem Weihwasser besprengte, sanken sie tot unter, und an ihrer Stelle tauchten die drei Jungfern auf; aber sie waren tot. Da grämte sich der Schäferjunge so, daß er auch bald starb.

Otto Glaser.

Drei Sagen aus Neuvorpommern.

Die Wolldocken.

Aus der Garten des Schmiedemeisters Joachim Warncke in Funzburg waren drei große frischgesponnene Wolldocken gestohlen worden, die dort zum Trocknen aufgehängt waren. Von dem Dieb sah man noch zwei Fußabdrücke in Sande. Da riet eine weise Frau, die zwei Fußabdrucke aufzunehmen, auf ein wollenes Tuch zu legen und über dem Feuer zu rösten. Dann würden dem Diebe di Fußsohlen brennen, und er würde das Diebsgut zurückbringen. Natürlich durfte bei dem Zauber kein Wor gesprochen werden. Frau Warncke tat nach Vorschrif und schürte ein mächtiges Feuer an. Da kam ihr Soh Franz aus der Schule, der ein Pottkieker war, nd fragte: „Mutting, wat kaxst dor?" Er erhielt abe keine Antwort. Als auch auf eine zweite und dritte Frge die Mutter stumm blieb, trat er an den Herd und wollte selbst zusehen. Dabei stieß er an die Steine, a denen das Tuch ruhte, und die Erde fiel in das offe Feuer. Da lachte die Mutter und sagte: „Na, n ward et em woll naug brennen!" Und wirklich fand sie jetzt im Garten zwei Wolldocken wieder. Die dritte aber blieb gestohlen, wohl weil der Zauber vorzeitig unterbrochen war, vielleicht aber auch, weil nur zwei Fußspuren geröstet waren.

Die zwölf Apostel.

Das Dorf Alt-Ungnad auf dem Wege von Greifswald nach Görmin hat zwölf Häuser, von denen elf auf der einen, das zwölfte ganz allein auf der andern Seite der Landstraße liegt. Diese Häuser heißen die zwölf Apostel, und der einsam liegende ist der Judas. Kinder erzählen: Hier sollen einmal die Apostel gewohnt haben.

Der Heiland von Weitenhagen.

In der Kirche von Weitenhagen war ein uraltes holzgeschnitztes und bunt bemaltes Kruzifix. Das wurde auf folgende Weise wieder aus Licht gebracht: Ein Gutsbesitzer sagte, und ein Hase lief in die Kirche, lief die Turmtreppe hinauf und versteckte sich in einer Polterkammer. Ein Treiber lief ihm nach, kam aber ganz verstört wieder zurück und sagte: „Nee, Herr, wo is mi dat! Dor in der Kamer liggt uns' Herr Jesu leibhaftig!" Er hatte unter altem Gerümpel das Kruzifix gefunden, das in der Reformationszeit dort hingeworfen war.

Otto Glaser.

Pommernbund Berlin.

Der vom „Pommernbund zur Förderung heimatlicher Kunst und Art" in Berlin im Oktober veranstaltete Heimatabend hatte dieses Mal ein ganz besonderes Gepräge. Landsm. Rob. Petschow aus Kolberg war zu einem Lichtbild-Vortrag über seine Luftreise mit dem „Grafen Zeppelin" nach Aegypten und Jerusalem gewonnen worden und verstand es, in glänzendem Redeaufbau seine „sonnenselige Traumfahrt" über drei Erdteile nach dem Morgenlande die große Zuhörerschaft im Geiste miterleben zu lassen. Als einer unserer ältesten Pioniere der Luftschiffahrt schilderte Petschow die Vorbereitungen zur Fahrt in Friedrichshafen, die luxuriöse Einrichtung des Zeppelin-Luftschiffes, insbesondere die der Führung und Sicherheit dienenden Navigationsapparate, das Leben und Treiben an Bord, Verpflegung usw. in zuweilen mit urwüchsigem pommerschen Humor gewürzten Bemerkungen. Gekrönt war der Vortrag durch 250 von Petschow persönlich während der viertägigen Luftreise gemachten herrlichsten photographischen Bordaufnahmen, darunter eine Reihe Farbenphotographien, die lichtbildtechnisch geradezu hervorragend sind und von der Schönheit und Seltsamkeit der Reiseeindrücke beredtes Zeugnis ablegten. Interessiert lauschte man den Ausführungen des Vortragenden. Man folgte ihm auf seiner mit 130 bis 140 km Stundengeschwindigkeit zurückgelegten Luftreise über Südfrankreich, das Mittelländische Meer, nach dem sonnigen Orient und nach einer Landung in Kairo wieder zurück über Griechenland, das Adriatische Meer und Wien nach dem Heimathafen.

Vom Verein der Pommern zu Spandau.

Der am 10. Oktober 1931 im Vereinsheim veranstaltete Heimatabend, verbunden mit Lungwurstessen, war wieder ein voller Erfolg für den Verein. Der Vorsitzende, Landsm. Wilhelm Reiße, konnte über 200 Landsleute mit ihren Angehörigen begrüßen. Nach einer kurzen Besprechung der Vereinsangelegenheiten nahm der unserer Einladung gefolgte, bekannte niederdeutsche Dichter, Landsm. Wilhelm Henschel, das Wort zu einem interessanten Vortrag über unsere engere Heimat und über die Bedeutung der plattdeutschen Sprache. Seine nachfolgenden ernsten und heiteren Vorträge fanden reichen Beifall. Wirksam unterstützt wurde er von Landsm. Möller, Mitglied des Barther Heimat-

vereins, der sich ebenfalls als ein Meister im Vortrag niederdeutscher Literatur vorstellte. Auch die begabte 11jährige Tochter Christel des Vorsitzenden trug zum Gelingen des Abends bei. Mehrere Landsleute des Barther Heimatvereins führten dann den pommerschen Volkstanz „Die Kegelaandrille" auf, an dem sich viele Spandauer Pommern mit Eifer beteiligten.

Heimatliebe und landsmännischer Geist waren das Zeichen dieser Veranstaltung. Es wird auch in Zukunft Aufgabe unserer landsmännischen Vereinigung sein, die Sitten und Gebräuche unserer Väter zu pflegen, um bei allen Volksgenossen die Liebe für die pommersche Heimat und das große deutsche Vaterland wachzuhalten. Ein Zugang von 11 neuen Mitgliedern war der Erfolg dieses Heimatabends. E. B.

Kuppiner Pommernbund.

Am Sonnabend, dem 17. Oktober, fand unser 2. Stiftungsfest im hiesigen Strandgarten statt, und trotz der drückenden Wirtschaftsnot, die ja alle Volksschichten heute mehr denn je zur Sparsamkeit zwingt, war der mit den Heimatfarben hübsch geschmückte Saal mit seinen Nebenräumen bis auf den letzten Platz gefüllt. Einige Konzertstücke und mehrere von Mitgliedern des Neuruppiner Männergesangvereins gut zu Gehör gebrachte Lieder leiteten den Abend ein. Nach einem von Frl. Bütow recht wirkungsvoll gesprochenen Vorspruch begrüßte unser 1. Vorsitzer, Ldsm. Bütow, im Namen des Pommernbundes die so überaus zahlreich erschienenen Landsleute und Gäste aus nah und fern, besonders die Vertreter des Vereins der Pommern in Spandau 1927, des Pommernvereins Nowawes und des hiesigen Vereins heimattreuer Ost- und Westpreußen. Er wies alsdann mit kurzen Worten auf die Bedeutung des Tages für unsern Pommernbund hin, freudig hervorhebend, daß er heute bereits über 160 Mitglieder zähle, und bat, eifrigst weiter zu werben, damit die noch fernstehenden Landsleute sich nun bald restlos ihrem Heimatbunde anschließen. Die kernige Ansprache klang aus in ein dreifaches „Pommernheil" auf das deutsche Vaterland und unsere liebe Heimatprovinz, das lebhaften Widerhall bei allen Festteilnehmern fand. Ldsm. Schwanz übermittelte die Glückwünsche und Grüße vom Verein der Pommern in Spandau 1927, ebenso der Vertreter des Nowawieser Vereins und der des hiesigen Ostpreußenvereins, ferner waren neben anderen noch Glückwunschschreiben vom Hauptvorsitzenden, Dr. Klindt-Halle, und Ldsm. Gribel-Berlin eingegangen. Unser lieber Ldsm. Wilhelm Henschel-Berlin vom Plattdeutschen Verband Berlin und Brandenburg überbrachte sodann die Grüße seines Verbandes in plattdeutscher Sprache. Er erfreute uns anschließend und mehrfach noch mit z. T. eigenen Dichtungen ernsten und heiteren Inhalts, die lebhaften Beifall und immer dankbarste Aufnahme fanden. Herr Speck als Gast trug ebenfalls mit einigen plattdeutschen Vorträgen wie Ldsm. Krüger mit seinen humoristischen Darbietungen zur Erhöhung der Festesstimmung bei. Sie lösten bei allen reichen Beifall aus. So sprach denn unser Ldsm. Bütow am Schluß des unterhaltenden Teils allen Mitwirkenden, die zum Gelingen des Abends beigetragen, im Namen des Pommernbundes den verdienten Dank aus.. —z—

Gründung der Niederdeutschen Buchgilde.

Das durch die gegenwärtige Krise in seinem Bestande sehr gefährdete niederdeutsche Schrifttum ist nun auch zur Selbsthilfe übergegangen. Der Aufruf zur Gründung einer Buchgemeinde nach hochdeutschem Vorbild, den Albrecht Janssen vor einigen Monaten erließ, hat ein über Erwarten starkes Echo in allen Teilen Niederdeutschlands gefunden. Nachdem sich nun auch ein kultureller niederdeutscher Verein, die Fehrsgilde, bereit erklärt hat, sämtliche Veröffentlichungen der „Niederdeutschen Buchgilde" für ihre Mitglieder zu übernehmen, hat ein Kreis führender und verantwortungsbewußter niederdeutscher Persönlichkeiten das Wagnis der Gründung übernommen. Der Jahresbeitrag für Mitglieder ist auf 3,— RM., zuzüglich 40 Pf. für Porto- und Versandkosten der Buchgaben angesetzt worden. In erster Linie soll das literarisch wertvolle plattdeutsche Buch des Dichters gepflegt werden, ohne dadurch das Programm einzuengen, wie schon der gewählte Name der Vereinigung andeutet. Die Auswahl der zu veröffentlichenden Handschriften soll mit größter Sorgfalt erfolgen, und ein literarischer Beirat, zu dem alle bedeutenden kulturellen niederdeutschen Vereine einen Vertreter vorzuschlagen noch gebeten werden, wird die Niederdeutsche Buchgilde hierin unterstützen. Im Gegensatz zu hochdeutschen Buchgemeinschaften will diese aber ein gemeinnütziges Unternehmen sein. Die Geschäftsführung ist vom Vorstand Albrecht Janssen, Hamburg 19, Eppendorfer Weg 111 II, übertragen worden, der Satzungen und Werbematerial versendet, Auskünfte erteilt und Anmeldungen entgegennimmt.

Zur gefälligen Beachtung!

Dieser Nummer liegt ein Prospekt „Der Christl. Erzähler" des Verlages C. Bertelsmann, Gütersloh bei. **Inzwischen ist der Heftpreis von 30 Pf. auf 27 Pf. ermäßigt worden.** Wir können unseren Lesern den Bezug der reichhaltigen Zeitschrift nur empfehlen.

Bücherschau.

Pommern. Text und Bildersammlung von Fritz Adler. Mit 214 Bildern. München: Delphin-Verlag, o. J. — 43 S. — Karton. Ausg. 7,50 RM., Pappbandausg. 8,50 RM., Ganzleinenausg. 9,50 RM. (= Band 11 der Sammlung „Deutsche Volkskunst". Herausgegeben von Re.chskunstwart Edwin Redslob. München, Delphin-Verlag).

Fritz Adler, ein Fach- und Sachkenner, der sich um das einzigartige Heimatmuseum in Stralsund große und bleibende Verdienste erworben hat, erschließt uns hier gewissermaßen ein Stück Neuland pommerschen Volkstums. Unter Benutzung der Reichtümer an Ueberliefertem, die die Museen unserer Provinz bergen, versucht er, die entscheidenden Grundzüge der pommerschen Volkskunst darzustellen. Der Ruf des Verfassers bürgt dafür, daß Inhalt und Abbildungen auf Wesentliches und Echtes eingehen.

Die Darstellung gewährt zunächst tiefe Einblicke in Wesen und Eigenart der Volkskunst in Pommern, auf die hier leider Raummangels halber nicht eingegangen werden kann, um dann ausführlich ihre mannigfachen Betätigungsgebiete zu schildern, nämlich Siedelungen, Kirchen- und Hausbauten, Möbel, Trachten, weibliche Handarbeiten, Hausrat und Arbeitsgeräte, Sitten und Gebräuche, Religiöses in unsrer Volkskunst. Ueberall bewundern wir dabei die treffliche Schönheit in Form und Farbe, die kluge Ausführung und den guten Zweck der Volkskunsterzeugnisse, die Mannigfaltigkeit, Sinnigkeit und künstlerische Ausdrucksfähigkeit bei bäuerlichen und bürgerlichen Gewerben und Basteleien, überall offenbart sich des Volkes findiger Sinn, Schmuckfreude, Abwechselungslust, Frömmigkeit und Schalkhaftigkeit. Die Ausführungen des Verfassers zeugen von seinem Empfinden und sicherm Geschmack, verständnisvolle Urteile über die Leistungen werden eingestreut, ursächliche Zusammenhänge aufgedeckt, und nur an wenigen Stellen wird man eine abweichende Meinung vertreten. Die Darlegungen Adlers erhalten in

einem überaus reichen Bildteil, der wohlgelungene Aufnahmen wiedergibt und einwandfrei hergestellt ist, eine unentbehrliche Stütze und schärfere Anschaulichkeit.

Eine eingehende Auseinandersetzung mit den zahlreichen Einzelheiten des Buches würde sehr viel Raum beanspruchen. Wir wollen darum nur einige der Bedenken, die uns beim Lesen aufstoßen, in aller Kürze anführen.

Bei der Abfassung des Buches hätte weit mehr als geschehen dem sprachlichen Gewande die gebührende Sorgfalt zuteil werden müssen. Die Ungenauigkeiten und Versehen bei der Rechtschreibung, besonders bei Ortsnamen, fallen nicht erheblich ins Gewicht. Recht bedauerlich ist aber, daß in dem Buche eine große Zahl völlig entbehrlicher Fremdwörter verwendet wird. Es geht wahrlich ohne sie, und vor allem in diesem Buche, das seinen Inhalt so ganz und gar aus der Heimat schöpft und sich an die breite Schicht auch der einfachen Leute wendet, hätten sie vermieden werden müssen.

Nach der inhaltlichen Seite hin vermissen wir mancherlei, was nicht nur das Gesamtbild, sondern auch Teilgebiete um bedeutungsvolle Züge vollständiger und ausführlicher hätte machen können. Nicht behandelt werden die pommerschen Fischerteppiche, die Perlenstickereien (Geld- und Tabaksbeutel), manche Holzbildhauerarbeiten, z. B. die Galions, die Erzeugnisse der ehemaligen Zachaner Leinenweberei und der Penkuner und Bahner Strohhutflechterei, die Gesellenherbergszeichen (Stolp, Pyritz). In dem Abschnitt von den Kirchen wäre mindestens ein Hinweis auf die Kapellen mit vieleckigem Grundriß (Bitte, Wolgast, Rügenwalde z. B.) und auf Spuren alter bunter Bemalung an den Außenwänden der Gotteshäuser (Weizacker) am Platze gewesen, beim Abschnitt vom Hausbau ein kurzes Eingehen auf runde Scheunen oder Futtertürme, bei der Tracht auf die früher im Lieper Winkel und Treptower Gebiet heimische, beim Hausrat auf Ellen und Desemer, beim Religiösen auf Totenkronen (z. B. Belgard) und auf die nicht nur in Kirchen der Küstengegenden, sondern auch weiter landeinwärts anzutreffenden kunstvollen Schiffsnachbildungen. Von den wunderschönen Haustüren, denen man z. B. in Neuwarp und Wolgast begegnet, hätten auch einige im Bilde gezeigt werden können. Töpfe und Geschirr aus dem Pölitzer und Wolliner Handwerk sind unberücksichtigt geblieben. Rauchhäuser haben sich, allerdings ganz vereinzelt, bis auf den heutigen Tag erhalten, auch in Ostpommern. Unzureichend ist das über das Laubenhaus Gesagte. Das in Gr. Rischow ist nicht das letzte in Pommern gewesen. Es sind m. W. noch fünf in der Provinz erhalten. Marienthal bei Bahn hatte noch um 1880 sieben Laubenhäuser aufzuweisen. Auch an die heute verbauten Lauben alter Rathäuser sei erinnert. Laubenhäuser findet man in großer Zahl auch in Ostpreußen und Litauen heute noch; ein Zusammenhang der pommerschen mit den brandenburgischen kommt daher nicht unbedingt in Frage. Giebelzeichen sind auch z. B. im Odertal verbreitet. Kleider mit vorherrschendem Blau wurden im Weizacker nicht nur bei Trauer, sondern auch von alten Frauen getragen. Der Brauch der Weihnachtspyramide ist auch aus Stettin und Labes bezeugt. Die Einfassung von Gräbern war auch anderswo üblich, z. B. in Neuwarp. Steinerne Grabwangen sind weiter verbreitet, als es nach Adlers Worten scheint. Hölzerne Grabstelen fertigte auch der 1857 zu Hoff verstorbene Küster Labes.

Im allgemeinen hat man bei dem Gebotenen den Eindruck, daß Adler Vorpommern weit mehr und besser kennt und dementsprechend auch herangezogen hat als den östlichen Teil des Landes. Dieser kommt in der Schilderung und in der Bildersammlung daher kürzer und dürftiger weg, namentlich findet die Kaschubei nicht die gebührende Würdigung. Auch unter den Bildern werden diejenigen westpommerschen Ursprungs von Adler bei weitem und in überwiegendem Maße bevorzugt. Ein paar Unausgeglichenheiten und Unstimmigkeiten zwischen Darstellung und Bildteil sind wohl dem prüfenden Auge Adlers bei der Schlußdurchsicht entgangen.

Diese geringen Ausstellungen sollen den Wert des Buches und Adlers Verdienste durchaus nicht herabsetzen, sondern nur ein Beweis der Teilnahme sein, die der Berichterstatter der Arbeit entgegengebracht hat.

Vielleicht hat der Verfasser das Fehlende anders gewertet als es uns wünschenswert erscheint; vielleicht auch hat er manch Ueberkommenes, was die Museen aufbewahren oder entlegene Sonderarbeiten behandeln, übersehen; vielleicht liegt es auch an der Einzelforschung, die noch allzusehr in den Anfängen steckt. Trotzdem hat er in seinem Sammelwerk eine bunte Fülle des Tatsächlichen vor uns ausgebreitet, das hinreichend und bedeutsam genug ist, sowohl eine grundlegende und zusammenfassende Darstellung zu geben und weiteren Forschungen dienstlich zu sein, als auch ein Führer zur Seele des pommerschen Menschen zu werden, der sonst verschlossen und zurückhaltend ist, und bodenständiges Kunstschaffen, das noch viel lebenskräftige Keime und Formen bewahrt, lieb zu gewinnen und zu pflegen.

So ist diese Volkskunst eine Angelegenheit, der wir gern ein großes Lesertum wünschen. R. B.

Rügenmärchen. Von Ernst Moritz Arndt. Bd. 3 der Sammlung: Pommersches Schrifttum. Herausgeber Dr. Erich Gülzow. 155 S. Kart. 2,— RM., geb. 3,— RM. Verlag Dr. Karl Moninger, Karlsruhe.

Ein Arndtbuch von E. Gülzow braucht keine Empfehlung. Wer so wie er sich einem größeren Meister verschrieben hat, ihm dient mit nie ermüdendem Eifer, immer neuer Lust, der schafft schon das Rechte. So kann ich mich kurz fassen:

In schmuckes Gewand gekleidet, liegen zum erstenmal alle Märchen Arndts, die auf Rügen spielen, in einer Sammlung vor. Neunzehn sind es an der Zahl, von Arndt selbst „Märchen" genannt, doch eigentlich Sagen, die an Oertlichkeiten seiner rügenschen Heimat anknüpfen. Es weht Heimatzauber aus ihnen, die vom Rattenkönig Birlibi, der Prinzessin Svanwithe, vom Riesen Balderich und den zierlichen Unterirdischen in den Neun Bergen bei Rambin erzählen, von eisernen Pflügen und gläsernen Schuhen, vom schneeweißen Hühnchen und dem Rabenstein. Heimatzauber wohl auch deshalb, weil in ihnen sich der Dichter — denn es ist manches Eigene unter altem Volksgut — am wunderschönen Rheinstrom die Sehnsucht nach dem „Land der dunklen Haine, dem Eiland grüner Küsten" vom Herzen schrieb. Sein „Heimweh nach Rügen" ist darum den Sagen vorangesetzt, Gülzows Einleitung und Anmerkungen knapp und zuverlässig. Die vier Bilder Herm. Kupferschmids treffen den Märchenton.

Vielen pommerschen Erwachsenen und Kindern möchte ich das Buch auf den Weihnachtstisch wünschen, viele pommersche Mütter sollten aus dieser klaren Quelle schöpfen für ihre märchenhungrigen Abschützen.

Walter Schmidt.

Klaus Groth Briefe. Herausgegeben von Lic. Walter Schröder. Westholsteinische Verlagsanstalt Heider Anzeiger G.m.b.H. Heide. 1931. Preis 2,— RM.

Mit einer wertvollen Gabe bereichert Lic. Walter Schröder-Reinberg, Kr. Grimmen, die niederdeutsche Literaturgeschichte. Fast drei Dutzend bisher unveröffentlichte Briefe Klaus Groths übergibt er den Freunden des Schleswig-Holsteiners und den Verehrern niederdeutscher Literatur überhaupt.

Zwar steht das Bild des Menschen und Dichters Groth in großen Zügen seit längerem fest; aber diese Briefe bereichern es durch viele Einzelheiten. Sie lassen vor allem den Charakter Groths, dem man nicht immer ganz gerecht geworden ist, aufleuchten in einer seltenen Fähigkeit, Freundschaft zu empfangen und zu geben. Wie schade, muß man immer wieder denken, daß ein wenig Ruhmsucht und Entdeckerstolz ihn anfänglich

hinderten, Reuter richtig zu beurteilen! Wieviel hätten die beiden sich sein können! Wie schade, daß er Müllenhoffs Einfluß nicht immer entging, der, obwohl Fachkenner für Literatur und Sprache, dennoch sehr unsachlich urteilen konnte! Groths Bild trug für viele Flecke davon.

In diesen Briefen aber strahlt es rein und schlicht. Wie warm tritt er für den vergessenen Brinckman ein! Einsichtig sein Urteil über unsere pommersche Landsmännin Alwine Wuthenow. Unermüdlich führt er die Feder für die plattdeutsche Sache, mag es sich um plattdeutsche Vereine in Deutschland oder Amerika, um plattdeutsche Zeitschriften oder um eine plattdeutsche Bibelübersetzung handeln. Uneigennützig fördert er die Sache um der Sache willen (vgl. Anm. 78!). Wer will es einem Dichter verdenken, wenn er nebenbei den Schlägel auch für sich rührt? Aus den Briefen fällt daneben manches Licht auf sein Schaffen. Wir erfahren, wer der Held der Erzählung „Wat en holsteenschen Jung drömt ... hett ..." ist, hören von dem „Jungsparadies" in dem Heimatort der Mutter, Tellingstedt, wissen nun, daß der geliebte Bruder Johann, um dessen frühen Tod ergreifende Trauer auch aus diesen Briefen klingt, Speckter Modell stand zu der Jünglingsgestalt in den Quickbornillustrationen.

Allein nicht nur Groths Wesen und Wirken wird durch die vorliegenden Briefe richtiger, gerechter beleuchtet, auch über Hobein, Friedr. und Karl Eggers, an die sie gerichtet sind, drei um die plattdeutsche Bewegung des 19. Jahrhunderts hochverdiente Vorkämpfer, werden manche Bausteine herbeigetragen. In erster Linie wird das Bild von Fr. Eggers wieder lebendig, jenes bedeutenden Mannes, der als Kunstschriftsteller, Kunstreferent im preußischen Kultusministerium und Dichter seinen Mann stand und daneben anregend und helfend einem großen Kreis geistig Schaffender verbunden war, den Scheffel, Storm, Heyse, Fontane, H. Seydel, Wilbrandt u. a. zu ihren Freunden zählten. Der Bruder Karl steht ihm nicht viel nach. Sie beide, Karl und Friedrich Eggers, haben in der niederdeutschen Literatur einen guten Namen als Verfasser der „Tremsen".

Aus den Händen der Witwe Karls empfing W. Schröder die Briefe. Durch außerordentlich gründliche Anmerkungen hat er sie zu einer kleinen Fundgrube für den niederdeutschen Literaturfreund gemacht. Seine Arbeit, die ihn auch die Stätten Groths aufsuchen ließ, verdient uneingeschränktes Lob. Von einem bezeichnenden, mehr ärgerlichen als komischen Erlebnis weiß er zu berichten. Er suchte in Groths Heimat den „Goldberg" und den „Mühlenteich", die beide in dessen Leben und Dichtung eine Rolle spielen. Der Goldberg war abgetragen, weil den Besitzer der Besuch auswärtiger Natur- und Grothfreunde ärgerte, der Mühlenteich zugeschüttet. „Je, Herr Paster, dat will sick Seiseggen", war auf die verwunderte Frage die Antwort, „unse Kinner kemen in'n Sommer oft so schittig nah Huus, un door hemmen wi dacht, dat is am besten, wi smiten den See to." So erhält man in unserer Zeit Dichterstätten.

Das Buch, das mit Unterstützung des Kreises Norderdithmarschen herausgegeben ist, zeigt die Bilder des Briefschreibers und der Adressaten, daneben eine Probe der zierlichen Handschrift des Quickborndichters.

Walter Schmidt.

Wir pflügen. Schicksal und Glaube deutscher Erde. Roman von Paul Steinmüller. Gebunden 5,50 RM., broschiert 4,50 RM. Verlag Martin Warneck, Berlin.

Man wird diesem Roman nicht gerecht, wenn man eine Formel für ihn sucht, wie „ein Buch von der Not unseres Volkes" oder „vom Segen der Erde", obwohl es von beiden spricht. Die Handlung vollzieht sich im Kreis bestimmter Menschen in bestimmter Gegend und ist doch von allgemeiner Gültigkeit, ort- und zeitlos in der Wahrheit der inneren Haltung. Unter der Landbevölkerung spielend, bei Bauern und Gutsbesitzern, spricht es ebenso zum Städter, der nichts weiß von dem „beständigen Bedrohtsein", von der „Unruhe während Monaten, in denen die Seele des Landmanns in der Furcht vor Unheil krankt". Anerkennend und verpflichtend bekennt das Buch: „Was meinem Volk das Rückgrat versteift, das sind die, die seit Urvätertagen auf ihrem Fleck Erde sitzen und darin wurzeln wie alte Bäume", anklagend und voll Sorge erkennt es: „Unsere Zeit will sie ausrotten, abschütteln, umbrechen. Sie wuchern mit dem Boden; von einer Hand in die andere soll er gehen wie ein Mietshaus; die Inflation unseres heiligen Bodens soll anheben." Aber über die Bezirke des Ackers und des Landmanns hinaus wächst aus geschlossener Weltanschauung das Bild des Ackers, der die Welt ist. Und der in ihm verborgene Schatz ist nicht der volle Geldbeutel, auch nicht die Bereicherung unseres Wissens. Der Schatz im Acker ist Gott und sein Reich . . .

Deutschland kann nur genesen, wenn es diesen Schatz zu suchen beginnt, wenn seine Arbeit wieder Gottesdienst wird. Alsdann wird das Volk wieder eine Sprache reden. Einer wird den anderen verstehen, und das Ziel wird bei allen das gleiche sein.

Also ein Zeitbuch, ein Gegenwartsbuch, wenn man will, gesättigt von gegenwärtiger Not, konzipiert als schwere innere Last, aber gefüllt mit Kräften, die aus Bezirken jenseits aller Not und jenseits unserer Zeit stammend, Tragkraft besitzen durch alle Not der Zeit hindurch.

Die große Gemeinde, die Paul Steinmüller hinter sich hat, wird dieses Buch mit Freude und Dank aufnehmen. Die Darstellung ist in ihrer dichterisch beseelten Wirklichkeitstreue, ihrer zwingend realistischen Schlichtheit und tiefen deutschen Glaubenskraft ergreifend, aber nicht niederdrückend, vielmehr aufrichtend und wegweisend für unsere Zukunft.

Plattdütsch Land un Lüd. Bd. 14 Schiffmann, Von Fischerlüd un Fahrenslüd. Bd. 15 Schiffmann, Hein Buck sien faste Liebe. Jeder Band steif geheftet 0,90 RM. Hans Köhler Verlag, Hamburg 39.

Die Erzählungen gehören zu den besten der Sammlung. Es sind anspruchslose Geschichten, aber in einem tadellosen Platt frisch und lebendig erzählt. Für des Verfassers (oder der Verfasserin?) Kunst spricht es, daß ihm auch die ernsten gelingen; denn es ist doppelt und dreifach schwerer, in dem Rahmen einer Kurzgeschichte ein Menschenschicksal aufleuchten zu lassen als eine humorvolle oder auch nur komische Lage zu schildern. Dem Blankeneser mögen sie besonders viel zu sagen haben, weil sie seinen Heimatort skizzieren, als er sich noch nicht zu der anspruchsvollen Villenstadt herausgemustert hatte. Sie regen an, zu des Verfassers größerer Sammlung „Sunnerlings vun de Waterkant" zu greifen, der sie alle entnommen sind.

Walter Schmidt.

Plattdütsch Land un Lüd. Bd. 16: Christiansen, Des Sängers Fluch u. a. Parodien in ehrbaren plattdeutschen Riemels. Preis 0,90 RM. Hans Köhler Verlag, Hamburg 39.

Um Parodien ist es eine eigene Sache und nun gar um diese Thesi Christiansens. Sie haben doch nur dann einen Wert, sobald sie wirklich alle Lachmuskeln zu befreiender Tätigkeit lösen. Manchmal gelingt es in dem vorliegenden Büchlein. Aber dann hat ihr „dichterischer Geist" die Verfasserin sehr in die Irre geleitet. Ich lasse es mir gefallen, daß man die uns süßlich anmutenden Lieder aus „Frauenliebe und -leben" parodiert. Daß aber Goethes „Mignon" auch herhalten muß, daß im Anklang an den „Erlkönig" eine peinliche Standesamtsgeschichte „gedichtet" wird — Braut und Bräutigam erreichen das Standesamt nicht mehr, weil unterwegs die Braut Mutter wird — das behagt mir nicht, das finde ich geschmacklos. Gewisse Dinge müssen auch in der Literatur zu hoch stehen, als daß man sie, noch

dazu in dieser Art, angreift. Hält man daneben noch das Platt, das weder Fleisch noch Fisch ist, kein Hoch, kein Platt und kein Missingsch, geradeso wie es zum Reim paßt: „De Walter von de Vogelweide, de sä, he neuhm ehr glieks zum Weibe", dann bleibt nicht viel Behagen. Nein, so leicht sind Parodien doch nicht; dazu gehören sichere Beherrschung des dichterischen Handwerks und — Geschmack. Walter Schmidt.

Heidjers Heimkehr. Erzählung von Diedrich Speckmann. Jubiläumsausgabe. Ganzleinen geb. 2,85 RM. Verlag von Martin Warneck, Berlin.

Es ist uns eine ganz besondere Freude, dies Buch unseren Lesern aufs neue empfehlen zu können. Es ist eine Art Selbstbekenntnis der Heimatliebe und -sehnsucht. Der Heidesohn, der sich in wildem Hinausstürmen, in Tatendrang und ehrgeizigem Streben von ihr losgesagt und losgelöst hat, findet sich nach Not und Enttäuschungen, nach dem mählichen Erlöschen all der flackernden Irrlichter in der Fremde, zurück in die liebenden Arme der Heimat. Er findet sich selber wieder und zugleich den Wurzelboden seiner Kunst, und an der Seite eines schlichten Heidekindes wird er in künstlerischer und liebevoller Andacht der Heimat dienen, die ihm nun erst wieder in dem Rauschen der niedersächsischen Eichen und der treuherzigen Sprache ihrer Bewohner lebendig wird und ihn vergessen läßt, wie fremd er da draußen immer geblieben war.

Die ganze Stimmung und Melodie, die ganze Form und Art der Darstellung, die ganze Umwelt mit ihren charakterischen Menschen, die Speckmann eigen ist: der Heidepastor, der Lehrer und Küster, der mit zäher Festigkeit und Frömmigkeit an der Väter Art haltende alte Bauer — alles ist hier in herzerfreuender Schlichtheit und Unaufdringlichkeit geschildert. Wir danken dem Verlag dafür, daß er dies Buch in einer so feinen und so wohlfeilen Ausgabe neu herausgebracht hat; möchte es in weitesten Kreisen erneut Eingang finden!

Annke. Schicksal und Abenteuer eines ostpreußischen Mädchens in russischer Gefangenschaft von 1915 bis 1918. Von Alfred Hein. Mit 4 farbigen Bildern von Eduard Winkler. 112 Seiten. Oktav. Halbleinen 2,— RM. K. Thienemanns Verlag, Stuttgart. (Für Knaben und Mädchen von 9 bis 15 Jahren.)

Ein tapferes kleines Mädchen diese Annke! Als der Krieg ausbricht, ist sie zwölf Jahre alt und muß mit Vater, Mutter, Großmutter und Geschwistern den schweren Weg der Vertriebenen nach Rußland antreten. In der Gefangenschaft stirbt die Mutter, und Annke muß Mutterstelle an dem kleinen 1½ jährigen Brüderchen vertreten. In allen schweren Tagen, die die dreijährige Gefangenschaft bringt, steht sie dem Vater nun als kleines Hausmütterchen bei. Schwer ist das Los der Vertriebenen und mit ihnen das der vielen Tausende, die Heim und Herd verlassen mußten, der fremden Sprache nicht mächtig. In dieser Not stützt einer den anderen im Vertrauen auf Gottes Hilfe. Doch endlich läuten auch ihnen die Friedensglocken zur Rückkehr in die Heimat.

Kunst und Leben. Ein Abreißkalender. 24. Jahrgang 1932. Preis 3,50 RM. Verlag Fritz Heyder, Berlin-Zehlendorf.

Der Kalender „Kunst und Leben" vereinigt in jedem Jahre neue, eigens für ihn geschaffene Zeichnungen und Holzschnitte bekannter deutscher Künstler in originalgetreuer Wiedergabe und bringt auf seinen Wochenblättern zum Teil in erster Veröffentlichung Worte und Verse namhafter Denker und Dichter der Gegenwart.

Vielen hat erst der Notruf „Helft der deutschen Kunst" wieder zum Bewußtsein gebracht, daß es in unseren Tagen Menschen gibt, die mit heißem Bemühen etwas schaffen, das über den Tag hinaus von Bedeutung ist, daß auch heute Künstler unter uns wohnen, denen wir irgendwie verpflichtet sind, um deren Schaffen wir uns zu unserem eigenen Heile zu kümmern haben. Nicht was der Künstler sieht, ist das Wertvolle, sondern wie er es sieht; und das teilt er uns mit, wir lernen mit neuen Augen sehen. Und weil das so ist, prägt sich jedes künstlerisch erfaßte Bild stärker ein als ein Stück Natur selbst, wird eine einfache Schwarz-Weiß-Zeichnung — im Gegensatz zu jeder Photographie — uns zum geistigen Besitztum.

Der Kalender „Kunst und Leben" wird deshalb so geschätzt, weil er als großer Anreger wirkt, weil er das tägliche Leben in Beziehung setzt zum Kunstschaffen der Gegenwart und zu der Dichtkunst unserer Tage. Wohl gibt er auch Worte der großen Toten, soweit sie wie für unsere Zeit gesagt erscheinen; aber es ist sein besonderes Verdienst, daß er — die Fülle der Erscheinungswelt erfassend — das Wort des mit uns lebenden Dichters in unsere Zeit hineinruft.

Der 10. Band des „Großen Brockhaus".

(Kat—Kz, 800 Seiten in Ganzleinen RM. 26.—.

Mit diesem Band, der trotz aller Nöte und Schwierigkeiten der Gegenwart pünktlich zum angesetzten Zeitpunkt erschienen ist, liegt die Hälfte des großen Werkes vor. Dies mag Veranlassung sein, einmal rückblickend zu betrachten, was bisher geleistet worden ist, um daran zu ermessen, was uns der „Große Brockhaus" nach seiner Vollendung bieten wird. Der Verlag hatte beim Erscheinen des ersten Bandes ein Werk versprochen, das ganz auf die Erfordernisse des Menschen von heute eingestellt ist. Wenn wir die stattliche Reihe der vorliegenden zehn Bände daraufhin durchsehen, müssen wir rückhaltlos eingestehen, daß er damit nicht zuviel versprochen hat. Die Vorzüge früherer Auflagen des Brockhaus — gewissenhafte objektive Berichterstattung über alle Gebiete und dauerhafte Ausstattung — sind heute in glücklichster Weise dadurch ergänzt worden, daß man sich bewußt auf die praktische Verwendbarkeit des Werkes im täglichen Leben eingestellt hat. Der „Große Brockhaus" ist ja nicht zur Belastung unseres Gehirns mit ungeheurem Wissensstoff da — man soll ihn gewiß nicht auswendig lernen! —, sondern gerade zur Entlastung: der Deutsche von heute wird darin nachschlagen können, was ihm irgend von Nutzen sein kann. Dazu kommt etwas, das uns von ausschlaggebender Bedeutung erscheint: die unbestechliche Sachlichkeit, mit der „Der Große Brockhaus" über alles berichtet. Hierzu seien einige Worte erlaubt. Die Objektivität des „Großen Brockhaus bedeutet nicht etwa Standpunktlosigkeit, sondern in vielen Fällen gerade die Feststellung der Unvereinbarkeit abweichender Ansichten und Lehrsätze. Seine Sachlichkeit ist keine Lauheit, sie ist unbeirrbarer Wille zur Gerechtigkeit. Nicht durch Verfechten einseitiger Standpunkte die in unserem Volke leider zur Genüge bestehenden Gegensätze vertiefen, sondern durch gerechtes Abwägen des Für und Wider gegenseitiges Verständnis wecken, das ist eine der großen nationalen Aufgaben des „Großen Brockhaus", die man wahrhaft „Dienst am Volk" nennen kann. Die Bildung einer Weltanschauung bleibe jedem überlassen, im „Großen Brockhaus" erhält er unbestechlichen Bericht über Tatsachen und Begriffe aller Art. Dieses hohe Ziel spricht aus jedem der vorliegenden zehn Bände. Allein unter diesem Gesichtspunkt möchte man wünschen, daß der „Brockhaus" seinen Einzug in jede deutsche Familie hält. Wenn sich auch die wenigsten alle bereits erschienenen Bände auf einmal werden anschaffen können, so kann das Werk ja auch bandweise nach und nach erworben werden.

Herausgegeben von der Heimatvereinigung „Unser Pommerland." Verantwortlich: Gustav Fischer, Stettin. Druck und Verlag von Fischer & Schmidt, Stettin. Nachdruck der Originalbeiträge ist nur mit Erlaubnis des Verlages gestattet. Alle Sendungen sind an den Verlag der Zeitschrift „Unser Pommerland", Stettin, Gr. Wollweberstr. 13, zu richten.

Verlagsort Stettin

16. Jahrgang 1931, Heft 11/12

Unser Pommerland

Monatsschrift für das Kulturleben der Heimat



Sonderheft Stadt und Kreis Köslin

Herausgegeben von der Heimatvereinigung „Unser Pommerland" / Verlag von Fischer & Schmidt, Stettin

STADTBIB
18. APR. 1932

GEBRÜDER HORST

STETTIN

Paradeplatz 19, 20, 21, 22, 23
Gr. Wollweberstr. 19, 20, 21, 22

MODEWAREN UND AUSSTATTUNGEN

Leinen- und Wäschehaus

C. DRUCKER

Inhaber Julius Evers

STETTIN * ROSSMARKT 3

Erstes Spezialgeschäft für

Wäsche-Ausstattungen

Damenwäsche · Herrenwäsche
Kinderwäsche · Erstlingswäsche
Tischwäsche · Bettwäsche
Hauswäsche · Badewäsche
Leinen- und Baumwollwaren
GARDINEN UND STORES
METALL-BETTSTELLEN
BETTEN · MATRATZEN
Daunendecken · Steppdecken
Blusen in grosser Auswahl
Morgenröcke · Dirndlkleider
Sportjacken · Unterröcke
Kinderkleider

Holzfreie

Postpapiere
Schreibmaschinenpapiere
Bücherpapiere / Abzugpapiere
Federleichte und Alfa-Druck-Papiere / Postkarten- u. Schreibmaschinenkartons / Naturkartons
Tiefdruckpapiere und -kartons
Offsetdruckpapiere und -kartons
Lichtdruckpapiere und -kartons

Lieferung erfolgt durch den Papier-Großhandel

Papierfabrik Köslin
Aktiengesellschaft



C. Meyer
Stettin
Kohlmarkt 3
Gegründet 1846
Fernspr. 306 84

empfiehlt zu zeitgemäßen Preisen:

Bellona (Havana Fehlfarbe) 9 Pfg. netto
Kunstgenuß . . . . 12 Pfg. in Kisten 10.80 RM.
Paloma . . . . . 13 Pfg. netto
Amazonas . . . . . 15 Pfg. in Kisten 13.50 RM.
Deutscher Gruß . . 20 Pfg. in Kisten 18.— RM.
Abendfriede . . . . 20 Pfg. netto
Lloyd . . . . . 25 Pfg in Kisten 22.50 RM.
Leonas . . . . . 30 Pfg. netto

bis zu den höchsten Preislagen. Nur erstklassige Fabrikate. Geschenkpackungen in allen Preislagen.

Unser Pommerland

Monatsschrift für das Kulturleben der Heimat

Verlag von Fischer & Schmidt in Stettin.

16. Jahrgang | November/Dezember 1931 | Heft 11/12

Wenn die Heimat ruft.*)

Nun schmücke dich zum Heimatfeste,
du Stadt am Demantberg, Köslin,
bald siehst du frohbewegte Gäste
durch die besonnten Straßen ziehn.
Schon kommen sie in hellen Scharen
aus Ost und West, von fern und nah,
die einstmals deine Kinder waren,
du riefst sie, und nun sind sie da.

Das ist ein freudig Wiedersehen!
Willkommen alle, die ihr kamt,
die einst ihr beim Vonhinnengehen
das Bild der Heimat mit euch nahmt!
Sie hielt die Seele euch gefangen
auch in der Fremde Leid und Glück
und zog mit leisem Heimverlangen
in stillen Stunden euch zurück.

Und talgebettet, waldumfriedet,
am Fuß des Gollen hingeschmiegt,
wie sie euch grüßte, als ihr schiedet,
wie ihr sie schautet traumgewiegt, —
nur stattlicher, gereckt die Glieder,
empfängt euch heut die Vaterstadt;
ihr atmet Luft der Heimat wieder,
und Herz und Auge trinkt sich satt.

Ihr wandert wohlbekannte Wege,
wie ist euch alles hold vertraut!
Ihr lauscht, wie einst, im Waldgehege
der Sommersänger Jubellaut.
Ihr fühlt euch selig eingesponnen
vom Zauber der Erinnerung
und badet in dem Wunderbronnen
die schwingenmatte Seele jung.

Nun ist des Kreuzbergs Rund erstiegen,
ihr seht gebreitet Tal und Höhn
in ewig junger Anmut liegen, —
o Heimatland, wie bist du schön!
Seht, wie des Sees Silberspiegel
das schmale Band der Nehrung säumt,
wo jenseits weißer Dünenhügel
die blaue Ostseewoge schäumt.

Euch klingt im Ohr aus Kindertagen
vom Demantberg die alte Mär,
ein Raunen dämmerdunkler Sagen
dringt aus versunknen Zeiten her;
es geistert durch das Waldesdüster,
und wabernd webt's im Wipfeldach,
es werden rings im Blattgeflüster
die Stimmen grauer Vorzeit wach.

Hier klangen einst zur Opferfeier
der Wendenkrieger Speer und Schild,
hier hüllte des Mirakels Schleier
die Beter am Marienbild;
der Kaufmannstroß vernahm mit Bangen
hier nachts das gelle Räuberhorn,
den Herzog Bogislaw gefangen
nahm rasch entflammter Bürgerzorn. —

Ein Auto saucht durch grüne Matten,
ein Hupenruf durchschrillt die Luft
und scheucht die wesenlosen Schatten
zurück in ihre Modergruft.
Dem wachen Tag zurückgegeben,
verspürt den Wandel ihr der Zeit,
gestaltungsträchtig pulst das Leben
in emsiger Betriebsamkeit. —

Ein letzter Blick noch in die Runde,
euch ruft hinweg die Gegenwart;
es eilt die Zeit, bald drängt die Stunde
zu neuer Lebenswanderfahrt.
Verträumt, versonnen steigt ihr nieder,
beglückt im Herzen wundersam,
daß linde euch die Heimat wieder
in ihre Mutterarme nahm.

Hermann Kasten.

*) Dieses Gedicht entstand anläßlich eines von der Stadt Köslin im Jahre 1928 geplanten Heimatfestes, dessen Veranstaltung in letzter Stunde an unvermuteten Hindernissen scheiterte. Mögen die Verse — in unveränderter Gestalt — nunmehr hier Platz finden als ein Gruß an alle, die sich unserer Stadt durch engere oder losere Beziehungen freundschaftlich verbunden fühlen.

Ein Blick über die Landschaft des Kreises Köslin und ihre erdgeschichtliche Entwicklung.

Von Kurd von Bülow.

Wie oft lenkt der Kösliner nicht seine Schritte hinauf zum Gipfel des Gollen, wie oft läßt er nicht das Auge über das eindrucksvolle Bild schweifen, das sich ihm von der Höhe des Turmes bietet! Vom Meer bis zum Landrücken liegt da die pommersche Landschaft unter und um uns, in ihrer einfachen Größe und selten gesehener Klarheit. Aber dieses Bild, die sandigen Wege, die gewaltigen Kiesgruben, das wechselvolle Waldbild, die dem Spaziergänger begegnen, sind immer die gleichen. Das Auge gewöhnt sich daran und glaubt bald, nichts Neues entdecken zu können.

Setzen wir einmal die Brille des Geologen auf und sehen zu, was sie uns Ungewohntes und Neues erkennen läßt, wenn wir wieder einmal auf Pommerns schönsten Berg steigen! Sie vermag uns den Weg durch die Landschaft, den Raum zu einem Flug in die Fernen der Erdgeschichte zu wandeln — — —

Mir scheint der Aufstieg zum Gollen vom Endpunkt der Straßenbahn bei Gallenstein immer der reizvollste zu sein.

Zuerst wandert man über leicht geschwungene, wellige Ackerbreiten, sandige Feldwege entlang. Daß diese Wege sandig sind, ist schon des Aufmerkens wert, ist doch die Umgebung Köslins im allgemeinen durch fetteren oder milderen Lehmboden ausgezeichnet, die Grundmoräne des letzten Eises. Hier aber liegt auf dieser Lehmfläche der Sand und Kies des Gollen, der seinerzeit am Rande des Eises aufgestaucht und vom Eisschmelzwasser aufgeschüttet wurde. Anfangs ist die Sandschicht anscheinend nur eine dünne Decke auf dem Lehm; Laubholz am Waldrande bezeugt, daß der Boden besser ist, als er oberflächlich zu sein scheint. Ueberall aber, wo Nadelholz überwiegt, darf man auf mächtigen, trockenen Sanduntergrund schließen. Daß wir trotzdessen hier und da in den z. T. tief eingeschnittenen Wegen Lehm antreffen, auf dem Buchen stehen, spricht nicht dagegen: das sind kleine Schollen, die vom Eise in den Moränenwall des Gollen mit eingebacken wurden.

Wie mächtig die Sandmassen des Berges sind, erkennen wir in den großen Kiesgruben am Grandberg. Hier gibt es für den Geologen und den Naturfreund viel zu sehen: an steilen, engen Runsen erkennen wir die einschneidende Arbeit des Regenwassers; in den Pfützen am Grunde der Gruben wird deutlich, wie sich Ton- und Sandteilchen getrennt voneinander abgesetzt haben; die Eisenstreifen in den Grubenwänden erzählen vom Austritt humushaltigen Wassers, das imstande war, das Eisen im Boden und seinen Mineralien aufzulösen.

Aber wir sehen mehr: deutlich ist zu beobachten, daß die ursprünglich etwa wagerecht abgelagerten Sandmassen durch das schiebende Eis aufgewulstet sind; daß zuoberst auf dem Sande eine Schicht von Lehm liegt, aus der die auf dem Grund der Grube angesammelten Findlinge stammen: das ist der ehemalige Geschiebemergel (der zu Lehm verwittert ist), die typische Grundmoräne, die uns beweist, daß der Berg wenigstens teilweise unter dem Eisrand entstanden sein muß oder aber daß das Eis über den Berg, als er bereits „fertig" war, noch einmal hinweggegangen ist.

Das Lehrreichste an diesen Gruben im Grandberge aber ist der Umstand, daß der Sand und Kies, der hier gewonnen wird, so ganz anders beschaffen ist, als wir ihn gewöhnt sind: es fehlt die frische gelbe Farbe, es fehlen die farbigen und dunklen Bestandteile (Feldspat, Hornblende) des eiszeitlichen Sandes, es fehlen auch die nordischen Findlinge. Statt dessen haben wir eine graue, fast weiße Masse vor uns, die sich bei näherem Zusehen nahezu ganz als aus Quarzbrocken und -körnern bestehend erweist. Nur ein wenig heller Glimmer in schillernden Blättchen ist noch vorhanden, alles Farbige, alle Feldspate fehlen; die Masse macht einen völlig ausgewaschenen, ausgelaugten Eindruck. Dieser Eindruck wird verstärkt, wenn sich beim Beträufeln mit Salzsäure keinerlei Spuren von Kalk durch Aufschäumen bemerkbar machen, wie es in eiszeitlichem Sand und Lehm zumeist der Fall ist. Und in der Tat: diese Schichten sind lange, ehe das Eis kam, gebildet worden. Ehe sie hier zum Absatz kamen, waren sie unvorstellbare Zeiten hindurch durch die Mühle der Verwitterung gegangen: das wärmere Klima der jüngeren Braunkohlenzeit (Miozänzeit des Tertiärs) hatte ihnen alles irgendwie Lösliche genommen. Der lange Transport des Gerölles und Kieses von den mitteldeutschen Gebirgen her — die damals aufstiegen und wie alle neuen Gebirge sofort sehr stark wieder abgetragen wurden und verwitterten (wie heute z. B. die schroffen Formen der Alpen beweisen) —, der lange Transportweg in den Flüssen jener Zeit hatte weiterhin alles, was nicht niet- und nagelfest war, zu Staub zerrieben. So blieben nur der widerstandsfähige Quarz übrig und die Glimmerflitter, die mehr vom Wasser getragen als im Flußgeröll mitgeschoben wurden.

Diese tertiären Sand- und Kiesmassen haben seinerzeit Veranlassung gegeben, im Be-



Blick vom Gollenturm über den Sportplatz nach Nordwesten zum Jamundee-See

Original von Johannes Gott

Unser Pommerland

Monatsschrift
für das Kulturleben der Heimat

Herausgegeben von der Heimatvereinigung „Unser Pommerland"

Schriftleitung: Gustav Fischer. Verlag von Fischer & Schmidt, Stettin, an den alle Zuschriften zu richten sind.

Zahlungen auf Postscheckkonto: Stettin Nr. 260

16. Jahrgang Nov./Dez. 1931

Diese Zeitschrift ist durch die Post, jede Buchhandlung oder vom Verlage zu beziehen. Bezugspreis viertelj. 3 M. Preis dieses Heftes 3.— M.

Inhalt des 11/12. Heftes: Seite

Sonderheft Stadt und Kreis Köslin.

Buchbesprechungen II
Ein Blick über die Landschaft des Kreises Köslin und ihre erdgeschichtliche Entwicklung von K. von Bülow 410
Vorgeschichtliches aus Köslin von H. Stuts 414
Die vor- und frühgeschichtliche Besiedlung des Kreises Köslin auf Grund der Ortsnamen von F. E. Schulz 418
Das Stadtbild Köslins in früheren Zeiten von K. Pirwitz 421
Ein Blick in das heutige Köslin von E. Sardemann 427
Aus der Geschichte der Stadt Köslin von A. Weber 432
St. Marien in Köslin von G. Banselow 436
Muss ma Coeslin von H. Hoffmann 441
Gustav Adolfs Feldprediger ein Kösliner. Zum Gedächtnis von Jacob Fabricius von O. Maier 446
Der Kösliner Stadtbrand von 1718 von D. Fahrbach 448
Köslin als Regierungsbezirks-Hauptstadt, als Kreis- und kreisfreie Stadt von H. Lotz 450
100 Jahre Kösliner Wallpromenade von F. W. Selbach 455
Der alte Friedhof in Köslin von H. Kurzrock 458
Henriette Hendel-Schütz und das Köslin der Biedermeierzeit von F. W. Selbach 461
Vom Schulwesen Köslins von F. Hübener 463
Die Diakonissenanstalt Salem von P. Schiller 470
Köslin im Spiegel der Dichtung von H. Kasten 478
Die Komponisten Carl Adolf Lorenz und Gustav Hecht von M. Lange 476
Ein Sommertag in den Kösliner Wäldern von W. Fehlauer 479
Papierfabrik Köslin A.-G. von O. Schlutius 483
Köslin, die Stadt der Ostseelachse und der Spickgans und die Geschichte der Firma C. Waldemann 487

55 Jahre Fachgeschäft / 55 Jahre Erfahrung

Pelzwaren-Modehaus

Fritz Vilter

Stettin, Papenstraße — gegenüber der Jakobikirche.

Handarbeiten

Strümpfe
und Handschuhe
Wäsche u. Trikotagen
Babyartikel
Wollbekleidung
Original Wien und
Bleyle-Kleidung

Gustav Klein
STETTIN, Mönchenstraße Nr. 7
KOSLIN, Schuhmachers Hotel
STARGARD i. Pom., Pyritzer Straße 15

Huchings!
Pommerscher Volkshumor. Gesammelt von Heinrich Bandlow
Preis RM. 1.25

Ein mixtum compositum, ein Gemisch von Schnurren, Witzen, Anekdoten, wie sie im Volke entstehen und vergehen, hat Bandlows kundige Hand gesammelt und sie mit gewohnter Fertigkeit in das mundartige Gewand gekleidet. Vieles hat dadurch besonderen Reiz erhalten. Freunden plattdeutschen Volkshumors wird dies Büchlein ein willkommener Begleiter und Bereiter froher Stunden sein.

Die Ostseebäder bei Köslin Seite
von W. Jankowsky 488
Hedwig Rades 492
Streckenthin, Redlin und Heyta von F. Forsteneichner .. 495
Das Dorf Jamund im 18. Jahrhundert von E. Goehrtz 496
Jamund im 19. Jahrhundert von M. Neepel 504
Des Volkes Seele von E. Severus 514
Rundschau 517
Pommersche Lyrik 409, 445, 460, 470, 516
Mitteilungen des Bundes Heimatschutz, Landesvereins Pommern (Pommersche Heimat)

Buchbesprechungen.

„Das Bild", eine Novelle aus „Cherubin, Musikalische Novellen". Von Anna Charlotte Butzky. Gustav Bosse Verlag, Regensburg 1928. Der praktisch Musikausübende, der Musikhistoriker und der Freund heimatgeschichtlicher Literatur wird in seinen Mußestunden gern einmal zu dichterischen Erzeugnissen greifen, die ein Gebiet seiner sonstigen Beschäftigung belletristisch behandeln. Die vorliegende Novelle schildert eine Begegnung Carl Maria von Webers mit Carl Loewe, in Stettin. Da die historischen Grenzen nur um soviel überschritten werden, wie wir es der dichterischen Erfindungskraft zugestehen müssen, kann man die Lektüre der schlichten Novelle empfehlen.

Dr. Erdmann Werner Böhme.

Immortellenkranz. Lieder einer Toten geweiht. Von Heinrich Bredow. Morawe & Scheffelt Verlag, Berlin 1931. 100 S. 8°, Leinen 3,— RM.

Diese Gedichte, dem Gedächtnis einer jungverstorbenen Gattin gewidmet, haben den Dichter in freien, reimlosen Strophen über die gewohnte Form hinweggetragen. Der „Immortellenkranz" steht in diesem Teil höher als „Der bunte Teppich" und läßt hin und wieder im flüssigen Plätschern gewohnter Klänge und Gedanken aufhorchen.

—ß.

Wilhelm Raabe. Von Hans Hoffmann. 2. Auflage. Verlag Bücherei und Bildungspflege. Stettin 1931. 48 S. 8°, Preis 0,75 RM.

Hans Hoffmann stand Wilhelm Raabe als Freund, Persönlichkeit und Dichter nahe. Er war wie keiner berufen, ein Bild vom Leben und Schaffen des Braunschweiger Magus zu entwerfen, und seine Zeichnung ist noch immer die knappste, wärmste und treffendste aller Raabewürdigungen. Auf ein halb hundert Seiten stellt er den in sich gekehrten, herben Niedersachsen vor uns hin, den Pessimisten, der aber auch Humorist war, den Humoristen, der aber auch unser größter Tragiker ist, den großen Deutschen, dessen Stimme uns warnt, befreit, erhebt, und der so gern uns zu uns selber zurückleiten möchte. Raabe hat uns viel zu sagen; ihn zu kennen, ist eine Aufgabe dieser Stunde.

DIE VORNEHME DAME
DECKT IHREN BEDARF AM ANGENEHMSTEN IN DER
PARFÜMERIE - DROGERIE
FRANZ HAGER
KLEINE DOMSTRASSE 20 FERNSPRECHER 30518

Erstes Spezialgeschäft für
Teppiche
Dekorationen, Gardinen, Möbelstoffe, Tischdecken, Läuferstoffe, Felle etc.
A. Steckner, Toepffer's Nachf.
STETTIN, Kleine Domstraße 11 und 12

Photo-Kino-Radio-Apparate
Stettin Schattke Luisenstr. 67
Neue Filiale: Breite Straße 48.
Radio-Apparate führen wir Ihnen in Ihrem Heim unverbindlich vor.
Langfristige Teilzahlungen.

Hotel Gust
Stettin
Grüne Schanze 15 Fernsprecher 30678
Gutbürgerliches Haus
nahe beim Bahnhof, Post, Rathaus, Amts- und Landgericht
empfiehlt seine behaglich eingerichteten 30 Zimmer mit Warmwasserheizung, sowie Speisen u. Getränke zu soliden Preisen
Autogaragen — Tankstelle.

In 5 Minuten
Nichtraucher
Das größte Wunder! Erfolg garantiert. Auskunft kostenlos.
A. Müller & Comp.,
Fichtenau L 1032
(Niederbarnim).

Musik-Instrumente nur von
J. Tappendorff, Mönchenstr. 39

Damit wir aber den Weg zu ihm finden, gibt es keinen besseren Führer als Hans Hoffmann, gegen den selber ein Pommer ja noch eine große Schuld abzutragen hat. Hermann Ploetz.

Volkskundliche Botanik in der Koschneiderei. Von Dr. Joseph Rink. Separatdruck aus dem 53. Bericht des Westpreußischen Botanisch-Zoologischen Vereins. Danzig 1931. Kommissions-Verlag von R. Friedländer & Sohn in Berlin N.W. 6. 32 Seiten. (= Nr. 9 der Koschneider-Bücher. Herausgegeben von Dr. Joseph Rink.)

Die Koschneiderei liegt bei Konitz in Polen, östlich der Grenzmark Posen-Westpreußen. Zu ihr gehören 19 Dörfer, deren Bewohner noch heute zum größten Teil deutsch sprechen, und zwar die niederdeutsche Mundart. Als Landleute sind sie mit der sie umgebenden Natur innig verwachsen. Die mannigfachen Beziehungen zwischen ihrem Volkstum und der Pflanzenwelt werden vom Verfasser, dem wir schon 6 andere Koschneider-Bücher verdanken, in schlichter und klarer Weise dargestellt. Nicht die Pflanzen selber ziehen uns an, sondern die oft recht bezeichnenden landläufigen Benennungen des Volkes; dazu die Bedeutung und Verwendung der Gewächse im alten Volksglauben und Volksbrauch. Es ist ein reicher Schatz von Erinnerungen alter Leute, die Rink hier mitteilt. Manches davon ist bisher übersehen, trotzdem aber anziehend und wichtig. Der Sammlung liegt folgende Einteilung zugrunde: Getreide und andere angebaute Pflanzen des Feldes, Gartengewächse, Fenster- und Zimmerflora, Feld-, Wald- und Wiesenpflanzen, Bäume, Pilze, Heilpflanzen. Den Schluß bildet ein dankenswertes Verzeichnis sämtlicher Pflanzen nach ihrem lateinischen, hochdeutschen und in der Koschneiderei gebräuchlichen Namen. Von Vorteil wäre es gewesen, wenn der Verfasser vergleichsweise auch Blicke auf andere Gegenden geworfen und beispielsweise hinsichtlich der Namen andere einschlägige Arbeiten (Pritzel u. Jessen, Huntemann u. a.) herangezogen hätte. Die Arbeit Rinks wird nicht nur wissenschaftlichen Zwecken dienen. Wer ein Herz voll Freude an Natur und Volkstum hat, wird sie auch willkommen heißen. R. B.

Niedrige Beiträge
◆
Günstige Bedingungen

Pommersche Feuersozietät

Feuer- (Gebäude-, Inhalt-, Ernte-, Vieh-) **Lebens-**
Einbruch-Diebstahl- **Erbschaftssteuer-**
Unfall-Haftpflicht- **Versorgungs-**
Auto (Kasko-, Unfall-, Haftpflicht-) **Sterbegeld-**
Reisegepäck-Transport- **Kranken-**

Versicherungen

Gebäude werden zum Neubauwert versichert.

Provinzial-Lebensversicherungs-Anstalt

Größte Sicherheit durch Haftung der Provinz Pommern

Alle Ueberschüsse den Versicherten

Gemeinnützige Körperschaften des öffentlichen Rechts — behördlich verwaltet unter Haftung des Provinzialverbandes (Landeshauptmann) von Pommern.

Stettin, Pölitzer Str. I (Gablg.). Tel. 2544

Pommersche Bank

für Landwirtschaft und Gewerbe, Aktiengesellschaft

Kaiser-Wilhelm-Str. 1 **Stettin** Moltkestraße Nr. 15

Fernsprecher: Sammel-Nr. 25336

Telegr.-Anschr.: Pommernbank — Reichsbankgirokonto: Stettin — Postscheckkonto: Stettin 15500

Zweigniederlassungen: Anklam, Cammin, Falkenburg, Gollnow, Greifenhagen, Greifswald, Neustettin, Schivelbein, Stralsund, Swinemünde und Wollin

Erledigung sämtlicher bankgeschäftlichen Angelegenheiten.

POMMERN

Antiquariatsliste VII soeben erschienen.

Zusendung auf Wunsch.

W. WEBER G. M. B. H.
Buchhandlung und Antiquariat
BERLIN W. 8, Französische Str. 21.

Ein Meisterwerk der Lichtbildkunst

Kurt Hielscher

Deutschland

Landschaft und Baukunst

Die Wiener Neuesten Nachrichten schreiben u. a.: Kauft das herrliche, beglückend schöne deutsche Werk, für euch selbst, für eure Kinder und für alle, die Deutschland kennen, mehr noch für die, die es nicht kennen oder verkennen!"

Das Werk ist bisher in 137000 Stck. verbreitet.

Mit einem Geleitwort von Gerhart Hauptmann und dem letzten handschriftlichen Brief von Hans Thoma in Faksimile. 280 Seiten ganzseitige Bilder in bestem Kupfertiefdruck.

In Ganzleinen RM. 24,–, in Halbleder RM. 28,–.

In jeder Buchhandlung erhältlich.

F. A. Brockhaus / Leipzig.

Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt!

Bilder aus der Geschichte einer pommerschen Familie von Hermann Holländer

100 Seiten Oktav. Preis RM. 1.50.

Verlag Fischer & Schmidt, Stettin.

POMMERSCHE LITERATUR

I. Pomm. Heimatbücher (plattdeutsch)

I. Band: **Reinke de Voss** von Albert Schwarz. Geb. M. 2.—

II. Band: **De Uienkraug**, Roman von Heinrich Bandlow. 2. Auflage. Geb. M. 5.—

III. Band: **Plattdeutsche Lyrik** mit besonderer Beziehung auf Pommern. Ausgewählt u. eingeleit. von Walter Schröder. Geb. M. 5.—

II. Greifenbücher (hochdeutsch)

I. Band: **Ein Schrei.** Erzählung von Edmund Hoefer. Geb. M. 1.50

II. Band: **Aar und Greif.** Erzählung aus der Geschichte der Stadt Pyritz von Arnold Koeppen. Geb. M. 1.50

III. Gedichte.

Ausgewählte Gedichte von Hans Benzmann. Geb. M. 1.50

Stimmen der Ostsee von W. Conradt. Preis geb. Mk. 1,50, geh. 1.—

Sehnsucht von Siegfried Cyrus. Preis geh. Mk. 1.50

Gedichte von Hans Goethe. Preis geh. Mk. 1.50

Plattdeutsche Volkslieder aus Pommern von A. Haas. Geh. M. 0.30

Blutrote Kerzen von Arnold Koeppen. Geb. M. 2.—

Robert Prutz-Gedenkbuch. Geb. M. 1.50, geh. 1.—

IV. Roman, Novelle, Erzählung

Herr von Bevelkow von Kuno Berbig Geh. M 1.50

Arne. Roman aus der Nachkriegszeit von Eckart von Bonin. Geb. M. 4.—

Licht und Leben. Ein Ausklang von Eckart v. Bonin Geb. M. 4.—

Bur Kranich un anner Lüd. Vier plattdeutsche Erzählungen von M. Düsterbrock. Geb. M. 1.50, geh. M. 1.—

Das letzte Spiel von Arnold Koeppen. 4. Tausend. Geb. M. 1.50

Hie Schlieff, hie Adebar. Roman aus Kolbergs Vergangenheit von Arnold Koeppen. Geb. M. 1.50

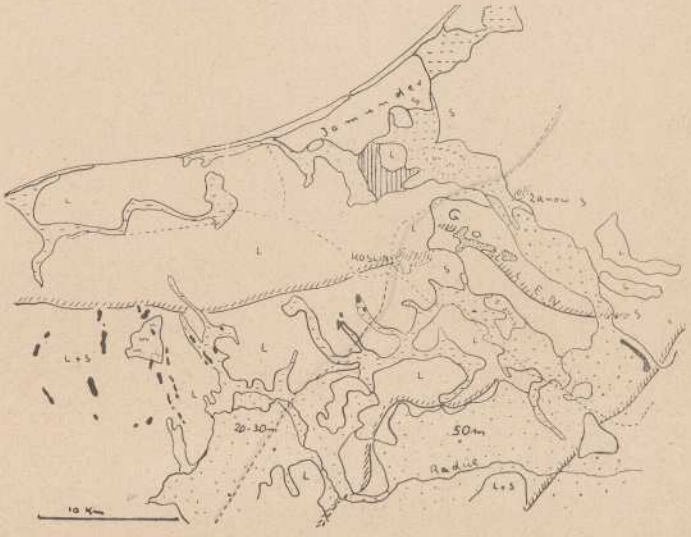
Horn und Degen. Zwei Erzählungen von Arnold Koeppen. Geb. M. 1.50

Gesühnt Erzählung von Arnold Koeppen. Geb. M. 1.50

Vom Zauberkreis verwunschener Seelen. Lieder und Erzählungen von Lisa-Hanna Liebe. Geb. Mk. 2.—

FISCHER & SCHMIDT
STETTIN.

reich des Gollen nach Braunkohlen zu forschen: am Wallbach wurde im Jahre 1902 eine Tiefbohrung angesetzt. Sie traf keine Kohle, wohl aber ließ sie höchst eigentümliche und lehrreiche Verhältnisse erkennen, so daß sie wenigstens ein wertvolles wissenschaftliches Ergebnis zeitigte: unter einer dünnen Decke eiszeitlicher Schichten traf man, wie erwartet, die Sande der Braunkohlenformation an, die gleichen, die im Grandberg aufgeschlossen sind. Diese Schichten hielten bis 46 Meter Tiefe an; darunter fanden sich rund 50 Meter einwandfrei als solche erkennbare Absätze eines tertiären Meeres, das vor der jüngeren Braunkohlenzeit einen großen Teil Norddeutschlands bedeckt und z. B. den viel verbreiteten Septarienton hinterlassen hatte (beispielsweise bei Stettin bekannt). Nun aber kam die Bohrung nicht, wie zu erwarten gewesen wäre, in noch ältere, wenn auch kohlereie Tertiärschichten, sondern wieder in — eiszeitliche Ablagerungen! Die tertiären Massen sind also hier im Gollenbereich nicht von Anbeginn an zu Hause, sondern vom Eise als ungewöhnlich gewaltiger „Findling" vom Untergrunde losgerissen und hierher verschoben worden! Welch ungeheure Gewalt muß in jenem Eisfladen vorhanden gewesen sein, wenn er viele hunderttausend Kubikmeter auf einmal bewegen konnte! Daß diese Vorstellung berechtigt ist, beweist z. B. die große Kreidescholle von Finkenwalde bei Stettin, die wie viele andere ebenfalls wurzellos in eiszeitlichem Schutt eingebettet ist. —



Geologisch-landschaftliche Skizze des Kreises Köslin

Die Grundmoräne (L = lehmig, S = sandig) ist weiß gelassen; die eiszeitlichen Täler punktiert, die Zahlen darin geben die Höhe ü. M. an; Wallberge schwarz; Linien mit Schraffur bezeichnen verschiedene Randlagen des geschlossenen Eises gegen das mit Toteisplatten besäte Vorland; im Gollen (dicht punktiert) die Flächen, in denen Tertiär zutage tritt; senkrecht schraffiert = die Gegend von Jamund. — Nacheiszeitliche Talfüllungen (Torf, Ton, Sand) sind gestrichelt dargestellt, die Dünen der Küste durch doppelte Linien, die Hochmoore durch Strichbüschel angegeben. — Eisenbahnlinien (----) zur Orientierung.

Nach einem kurzen Weg über eiszeitlichen und tertiären Sand, nach dem letzten Anstieg gelangen wir nunmehr auf die Gipfelfläche des Gollen. Auf diesem Weg haben wir Gelegenheit, hier und da, in Schluchten und Tälern, Hügeln und Kuppen den Formenschatz der Endmoränenlandschaft kennen zu lernen; die Vorgänge der „Bodenbildung" in ungewöhnlich klaren Ortsteinschichten (Eisengrund, Fuchserde) zu beobachten und festzustellen, wie das Waldbild mit den bodenbildenden Erdmassen wechselt. Es lohnt sich wohl, bei solchen Wanderungen das Blatt der geologischen Spezialkarte mit sich zu führen und auch einen kleinen Spaten (Botanisierspaten) zur Hand zu haben — kurz, ein wenig eigne Forscherarbeit zu leisten. Auch dem Pflanzen- und Tierfreund vermögen diese Hilfsmittel oft genug manchen Hinweis, manchen Aufschluß zu geben.

Nun aber steigen wir auf den Aussichtsturm. Hier freilich genügt die Spezialkarte nicht mehr, wir müssen zur Uebersichtskarte greifen, deren es mehrere in geologischer Darstellungsweise gibt:

Fern im Süden und Südosten begrenzen die blauen Höhen des Landrückens das Bild. Hinter Bublitz, das an klaren Tagen zu ahnen ist, liegt das große Gletschertor des Virchowsees: als das Eis noch bis zur Endmoräne des Landrückens reichte, verließ hier ein starker Strom Schmelzwassers den Gletscher und trug sein Geröll nach Süden zum Netzetal.

Man erkennt deutlich, wie sich das Land zum Meere hin abdacht, wie diesseits der großen Endmoräne der Acker die lehmigen Grundmoränenflächen der „Hinterpommerschen Küstenebene" beherrscht. Doch schiebt sich zwischen Landrücken und Gollen ein breiter Streifen tiefgelegener Wälder ein, der von Osten nach Westen zieht und sich im Südwesten — in der Blickrichtung auf Belgard — dem Gollen stärker nähert: es sind die sandigen Böden der Schmelzwasserwege, die so, durch Kiefernforsten deutlich hervorgehoben, aus dem Bilde hervortreten. Die Radue benutzt das Ost-West-Tal. Diesseits Belgard, wo sich das Urstromtal zum riesigen Becken des „Persantestausees" erweitert, fließt sie in diesem weiter bis zur Einmündung in die Persante. Dieser Fluß wieder kommt vom Landrücken herunter und benutzt dabei ein anderes Schmelzwassertal, dessen Lage auf eine alte Gletscherspalte hinweist, die, bei Persanzig — unweit Neustettin — mündend, ein zweites Gletschertor gespeist hatte. Aehnlich sind alle unseren großen Talzüge durch Gletscherspalten vorgezeichnet gewesen. Das Schmelzwasser hat diese später ausgeweitet und in „Urstromtäler" und „Eisstauseen" umgewandelt.

Müssen wir aus dem Endmoränencharakter des Landrückens schließen, daß das Eis, als es bis dahin reichte, noch die Schubkraft hatte, die Riesenendmoräne aufzustauchen, noch genügend Bewegung hatte, um immer neue Gesteinsmassen zum Rande zu schaffen — so müssen wir aus dem Vorhandensein der Täler und Talerweiterungen entnehmen, daß es dem Eise zur Zeit des Abschmelzens an Kraft und Nachschub mangelte, die klaffenden Wunden zu schließen: das Eis muß im breiten Streifen, 50—60 Kilometer eiseinwärts von der großen Endmoräne erstorben sein.

Aber im Gollen haben wir doch eben erst die ungeheure Schubkraft des Gletscherkuchens kennen gelernt? Nun, hier lag die Grenze zwischen lebendem und totem Eis; denn nur der Streifen bis zum Landrücken war abgestorben.

Auf den ersten Blick, den wir vom Gollenturm nach Osten und Westen werfen — in diesen Richtungen müßte der „Gollenzisrand" verlaufen sein —, scheint es, wie Schneider sagt[1]), wirklich so, als ob der Berg als „Fremdling in Form und Inhalt, als einzelne Erhebung weit und breit über seine Umgebung herausragt". Wohl ist er höher als alle Hügel ringsum. Aber bei näherem Zusehen erkennt man doch, daß eine schwach ausgeprägte, aber deutliche Hügelwelle über Köslin—Alt-Velz den Gollenzug nach Westen fortsetzt. Ferner hat die geologische Forschung in letzter Zeit festgestellt, daß auch eine östliche, wenn auch manchmal unterbrochene Fortsetzung über Wisbuhr—Kösternitz—Krangen besteht. Damit ordnet sich der Berg in einen bedeutsamen Endmoränenzug ein, der von Kolberg bis in den Kreis Lauenburg zu verfolgen ist. Zwar sind die übrigen Teile dieses Zuges kaum je so hoch wie der Gollen, aber sie sind ihm grundsätzlich gleich zu setzen als am Eisrand aufgestauchte und aufgeschüttete Moränenwälle.

In dem Zeitraum, in dem sie entstanden, reichte also das geschlossene, „lebende" Eis von Norden her bis an diese Linie: hätten wir damals schon den Gollen besteigen können, so wäre das Auge gegen Norden über die unabsehbare, langsam ansteigende Eisfläche geirrt; nach Süden aber, bis hin zur Höhe des Landrückens, hätte es ein gewaltiges Mosaik von Eisplatten erblickt, die durch die austauenden Sand- und Staubmassen ihr blauschimmerndes Weiß verloren hatten. In weiten Schluchten zwischen ihnen stand der Spiegel des Schmelzwassers, dem der Abfluß nach Süden durch den Landrücken, nach Norden durch das noch nicht zerfressene Eis versperrt war. Um das heutige Belgard trafen sich mehrere solcher Schluchten und vereinigten sich zu einem labyrinthischen Staubecken.

An der Grenze von Toteis und lebendem Eis wuchs damals der Gollenwall langsam empor. Das tote Eis schmolz, und sein steinig-sandig-toniger Inhalt blieb als Geschiebemergel zurück. Auch unter dem bewegten Eis — im Norden — tauten ähnliche Massen als Grundmoräne aus: Selbst diese fast ebenen Flächen bieten dem geschulten Blick manches Reizvolle dar.

Deutlich erkennt man am Südwestfuß des Berges die flache Schmelzwasserwanne, die inmitten mooriger Wiesen den kalkreichen Lüptow-See birgt: Längst nach dem Schwinden des Eises haben hier — wie allerorten in wassergefüllten Geländemulden — Pflanzen- und Tierwelt dahin gewirkt, die eiszeitlichen Bodenformen zu verwischen und besonders die Becken mit Torf und Kalkschlamm auszufüllen. Wohl alle unsere Täler, soweit sie in das Grundwasser hinabreichen, teilten dasselbe Schicksal. Besonders schön ist das im Osten und Norden zu sehen: deutlich heben sich — zumal im Frühjahr und Herbst — die Wiesen des Nestbachtales aus der Grundmoränenebene heraus. Doch bemerken wir in der Blickrichtung auf Wussecken zu inmitten der Wiesen einen größeren Waldkomplex: Torfmoos hat hier seine verrottenden Massen über den Wiesenwasserspiegel emporgehäuft und ein Hochmoor erzeugt. Nur in der Nähe der Küste

[1]) Otto Schneider, Was uns Pommerns Berge erzählen (Unser Pommerland 1924. Heft 9). (Hierin u. a. besonders die Gegend von Köslin!)

und auf dem Landrücken reicht die Luftfeuchtigkeit zur Hochmoorbildung aus (z. B. auch zwischen Schmollenhagen und Warnin).

Wandert dann der Blick weiter nach Nordwesten über die Grundmoräne, so trifft er auf das reiche Jamund. Man glaubt selbst von hier oben zu erkennen, daß die Aecker fruchtbarer, die Höfe schmucker sind als rundum. Die geologische Karte belehrt uns, daß die Grundmoräne zwischen Jamund und Neuenhagen fette, fast tonige Beschaffenheit hat und der Boden daher etwa dem des Weizackers ähnelt.

Ein anderes, das ein Wort verlohnt, ist vom Gollen allerdings nicht mehr zu erkennen: das sind die kleinen, langgestreckten Hügelchen bei Neuklenz und Neubelz und ein anderes in der südöstlichen Verlängerung des Gollenzuges, sogenannte Wallberge (weitere bedeutendere bei Barchmin-Kratzig, Schmollenhagen-Parsow, Falkenburg-Alt Marrin). Von solchen Gebilden ist in diesen Blättern schon oft die Rede gewesen: sie wurden in Spalten und Tunnels des Eises vom Schmelzwasser angespült und liegen nun als kiesige Fremdkörper in lehmiger Umgebung, oft von kleinen, vermoorten Talrinnen begleitet — beide, Wallberge und Täler, halten die gleichen Richtungen ein, eben die Richtungen der Eisspalten. — — —

Auch von der Gollenberg-Randlage wich das Eis zurück. Seine ferneren Schrittspuren verbirgt der Spiegel der Ostsee. Zum Teil aber hat die See diese Spuren auch ausgelöscht, abgeschliffen, mit Sand bedeckt.

Denn wir wissen, daß die Ostsee im Laufe einer wechselvollen Entwicklung seit dem Schwinden des Eises aus noch keineswegs völlig geklärten Ursachen vor rund 7000 Jahren begann, um mehr als 30 m anzusteigen. So geriet ein breiter Streifen Landes mit seinen Moränen, Tälern, Dünen und Mooren unter Wasser; so entstand jene amphibische Zone, in der Meer und Land sich innig durchdringen; vom Gollen aus lernen wir ihr Wesen auf das beste verstehen:

Das Meer war tief in die Täler eingedrungen und hatte sie in Buchten verwandelt, so auch die breite Mündung des Nestbachtales; dadurch wurde das vom Binnenlande her kommende Wasser gestaut und so der Moorbildung der Weg bereitet. Wo die Grundmoräne ans Meer stieß, arbeitete die Brandung eine Steilküste heraus (Sorenbohm); Endmoränenstücke wurden zu vorspringenden Kaps, da hier das Meer größere Massen abzutragen hatte als an den flacheren Ebenen (Jershöft). Der Sand, den die zerstörten Steilküsten, die aufgearbeiteten Moränen am Grunde des Meeres lieferten, wanderte mit der Küstendrift nach Osten, den Strand entlang, und baute Nehrungswälle von Vorsprung zu Vorsprung. So wurden die Buchten vom Meere getrennt und konnten, durch zufließendes Süßwasser ausgesüßt, zu Haffen werden. Verlanderpflanzen engten dann den Jamunder See nicht nur vom Nestbachtal her ein und vom Mühlenbachtal, sondern auch von der Nehrung her. Ebenso ist es das Schicksal des Buckower Sees, zu vermooren und auch zu versanden; denn durch die Tiefs bringt der eingehende Strom Schlick und



Die vom Gollenturm sichtbaren Landschaftselemente

Im Süden der Landrücken mit der Gr. Endmoräne (B = Bublitz, P = Polzin); anschließend die Grundmoräne mit den Waldungen der Schmelzwassertäler (punktiert; B = Belgard, Z = Zanow); die amphibische Küstenlandschaft mit Haffen, Mooren, Dünen (J = Jamund bezw. Jershöft, R = Rügenwalde). Der Gollen ist schraffiert, anschließend der weitere Verlauf des Eisrandes. K = Köslin.

besonders Sand in Massen herein, auch der Wind trägt trockenen Strand- und Dünensand in die Haffe. —

Was oberflächlich nicht zu sehen ist, sich aber in Bohrungen, im Verhalten des Erdmagnetismus und anderen Anzeichen zu erkennen gibt, ist die Tatsache, daß etwa von Bornholm über Köslin nach Hohensalza eine höchst bedeutsame Fuge im Mauerwerk der Erdrinde verläuft: Hier stößt wahrscheinlich das skandinavisch-osteuropäische Urgestein gegen das zerstückelte Gebirge, das in Nordwestdeutschland unter dem Eisschutt verborgen liegt und z. B. im Weserbergland daraus hervortaucht. An dieser Linie fand manches Meer im Verlaufe der älteren Geschichte der Erde seine Grenzen. Auch das Meer der Zechsteinzeit hat sein Salz offenbar nicht auf den Urgesteinskörper niedergeschlagen, als es im Wüstenklima

des ausgehenden Erdaltertums verdunstete. Denn von den zahlreichen Quellen, die dieses Salz wieder gelöst zur Oberfläche emportragen, von dem vielfach versalzenen Grundwasser im westlicheren Pommern finden wir die letzten Spuren in der Bohrung auf dem Markt in Köslin, wo sich das Wasser in den Schichten des jüngeren Jurameeres als salzhaltig erwies.

Die wenigen Hinweise auf frühere Abschnitte der Erdgeschichte, auf die Meere des Zechsteins, der Jurazeit, der Braunkohlenformation, der Hinweis auf die wichtige tektonische Zone im tieferen Untergrunde mögen genügen, um zu zeigen, daß die ältere Entwicklung im Kreise Köslin die gleiche gewesen ist wie in ganz Pommern. Sie machen aber auch deutlich, daß jene voreiszeitlichen Geschehnisse, die unvergleichlich viel größere Zeiträume in Anspruch genommen haben als die ganze Eiszeit, gegen diese an Bedeutung für uns sehr stark in den Hintergrund treten; denn fast alles, was sie an Zeugnissen hinterlassen haben, wird von dem dicken Mantel eiszeitlichen Schuttes verhüllt. Und die kurzen Jahrzehntausende, die seit dem Ende der Vereisungen verflossen sind, haben bisher an dem großen Bilde der Moränenlandschaft nur unbedeutende Züge ändern können.

Vorgeschichtliches aus Köslin.

Von Dr. Hans Stuts.

Wandern wir heute durch unsere Heimat, so schauen wir überall in den Zügen unserer Landschaft die Arbeit des Menschen. Er hat nicht nur Häuser, Dörfer und Städte gebaut und diese Siedelungen durch Straßen und Wege miteinander verbunden, er hat auch Wasserzüge in ihrem Laufe geändert, Sümpfe entwässert, Moore abgebaut, Felder und Wiesen und Gärten angelegt, ja auch den Wald hat er in Kultur genommen. Denken wir uns einmal diese Arbeit des Menschen an dem Bilde unserer Heimat hinweg, so entsteht vor unserem geistigen Auge das Bild der Naturlandschaft. Da drängen sich uns die Fragen auf: Was für Leute sind es gewesen, die aus der Naturlandschaft die Kulturlandschaft geschaffen haben, und seit wann ist der Mensch in unserer Gegend heimisch, seit wann arbeitet er an der Umgestaltung des Landschaftsbildes? Antwort auf diese Fragen gibt uns die Erde selbst, die in ihrem Schoße unzählige vorgeschichtliche Denkmale birgt, welche Zeugnis ablegen von dem Jahrtausende langen Streben des Menschen, in unserer Heimat seinen Lebensunterhalt zu gewinnen und womöglich zu Wohlstand zu gelangen.

Da es nun aber noch an einer vollständigen Uebersicht über das vorgeschichtliche Material unseres Kreises fehlt, und da die vorgeschichtliche Forschung sich noch in einem beständigen Flusse befindet, so ist es wohl noch nicht an der Zeit, eine Urgeschichte dieses Gebietes zu schreiben. Trotzdem aber kann man es wohl wagen, die Grundzüge der Besiedelungsgeschichte und der Kulturentwicklung zu zeigen und diese durch einige Beispiele, die uns das Kösliner Heimatmuseum an die Hand gibt, zu belegen.

In der Jungsteinzeit, die in Pommern bis 1800 v. Chr. reicht, taucht der Mensch zuerst in unserer Heimat auf. Seine Spuren hat er z. B. auf der Halbinsel „Wall“ im Westen des Lüptower Sees hinterlassen. Dort hat man im Boden allerhand Gerät aus Feuerstein, Messer und Schaber, gefunden, aber dabei auch Feuersteinkerne, von denen schmale Streifen, Späne, abgesplittert sind. Dort muß also ein Handwerker gehaust haben, der die Feuersteingeräte an andere abgab. Im Tausch wird er wohl Lebensmittel dafür empfangen haben. Wo ein Handwerker wohnt, da müssen in der Nähe auch andere Menschen ansässig sein; also haben wir auch mit einer steinzeitlichen Siedelung in dieser Gegend zu rechnen. Es genügt nicht die Annahme, daß nur einzelne Jäger auf ihren Streifzügen unsere Gegend berührt haben; damit könnte man lediglich einzelne Steinbeile und Hirschhornärte, wie man sie besonders in dem Gebiet rund um den Jamunder See gefunden hat, erklären. Gräber der Steinzeit sind bisher nicht mit Sicherheit in unserem Kreise festgestellt. Doch dürften sie wohl einst vorhanden gewesen sein. Ebenso wie in anderen Gegenden werden sie dem Nützlichkeitssinn neuzeitlicher Menschen zum Opfer gefallen sein, welche die großen Steine als Baumaterial gebrauchten. Wie ein steinzeitliches Grab in unserer Gegend ausgesehen haben mag, zeigt im Heimatmuseum das Bild des Großsteingrabs von Groß-Rambin (Kr. Belgard). Das Grab barg fünf Tote, die für ihr Fortleben im Jenseits mit schöngeformten Gefäßen, die wohl Speise und Trank enthielten, und mit einem Eberkopf ausgestattet waren. Diese Toten hockten an der Wand einer Kammer von 2,5 m Länge und 1,25 m Breite und Tiefe, einer Kammer, deren Wände aus schweren Granitblöcken errichtet waren, deren Decke ein großer Stein bildete. Nur gut organisierte Arbeit vieler Menschen ist im stande gewesen, so große Blöcke zu bewegen und zusammenzufügen. Eine soziale Gliederung unserer Bevölkerung in der Steinzeit bildet also die Voraussetzung dafür, daß solche Gräber überhaupt in jener Zeit

entstehen konnten. Auch ist dafür der Ackerbau wohl wieder ebenso notwendig, denn nur seßhafte Leute werden sich die Mühe machen, ihren Toten solche Grabbauten zu errichten, nicht herumschweifende Jäger oder Nomaden. Gewiß werden wir die Kultur dieser Urbevölkerung ärmlich nennen. Ein hartes und dürftiges Leben werden die Leute geführt haben. Es fehlte ihnen aber dennoch nicht das Streben, sich ihr Leben zu verschönen. Prächtig geschliffene und wohlgeformte Steinbeile legen Zeugnis von ihrem Schönheitssinn ab. Alles dies zeigt, daß schon in dieser Urbevölkerung die Triebkeime zu einer Aufwärtsbewegung nicht fehlten. Eine spätere Zeit hat die natürliche Veranlagung dann herrlich zur Entfaltung gebracht.

Dies läßt uns schon ein Fund erkennen, der gar nicht weit von „Wa.l" gemacht worden ist. Gehen wir von dort in nordwestlicher Richtung an Dörsenthin vorbei auf Kösl.in zu, so gelangen wir bald zum Fuchsberg. An diesen grenzt im Südwesten ein Torfmoor. Dort hat man vor Jahren einen größeren Fund gemacht: ein zerbrochenes Schwert mit Zierspiralen am Griff, ein zum Halbkreis zusammengebogener Dolch, eine Brillenfibel, Hals- und Fingerringe, alles aus Bronze. Ein neuer kulturgeschichtlicher Abschnitt in der Geschichte unserer Heimat wird durch diese Gegenstände bezeugt: die Bronzezeit. Diese Periode dauert etwa 1000 Jahre, von 1800—800. Der Mensch begnügte sich nun nicht mehr mit Geräten aus Holz, Knochen und Stein, sondern er kannte schon die Verwendung der Metalle Kupfer und Zinn, deren Mischung die Bronze darstellt. Das Material kann nur durch den Handel, der schon längst international war, ins Land gekommen sein. Möglicherweise handelt es sich bei diesem Moorfund um das Depot eines Händlers.

Zwei Bronzeklumpen, ein knopfähnliches, zerschmolzenes Metallstück und das zerbrochene Schwert hätte dieser dann wohl als beschädigte Stücke gegen neue umgetauscht. Möglicherweise handelt es sich aber gar nicht um das Warenlager eines ausländischen Händlers, sondern um das Weihegeschenk eines frommen Eingeborenen an eine überirdische Macht, oder auch um die Selbstausstattung eines vorsichtigen Mannes für das Jenseits. Leider befindet sich dieser Schatzfund, dessen Zeit durch die Form des Schwertes und der Fibel als Ende der Bronzezeit bestimmt wird, in Privatbesitz. Einen vollgültigen Ersatz besitzt das Museum aber in dem Moorfund von Kösternitz (Kr. Schlawe). Zwar fehlt hier eine Fibel, dafür gehören zu diesem Schatz aber außer Schwert, Lanzenspitze und Ringen vier kleine Sicheln, von denen eine ganz abgenutzt ist, ein Messer, ein Rastermesser und wieder allerhand Draht und Metallklumpen (Abb. 1). Dieser Fund zeigt uns, daß die Bewohner unserer Gegend gegen Ende der Bronzezeit zu einem gewissen Wohlstand gekommen waren. Denn die prunkvollen Ringe für Hals, Arm und Finger waren gewiß nicht für einen armen Mann geschaffen, und das Schwert gar mit seinem zierlichen Griff war ja kaum im ernsthaften Kampf zu gebrauchen. Es stellte wohl etwas Aehnliches vor wie der Galanteriedegen des 18. Jahrhunderts, es war ein bloßer Schmuck. Jedenfalls erkennt man an diesem Moorfund, daß die Bewohner unserer Heimat in der Bronzezeit schon einen gewissen Aufwand trieben und sich, ihrem hochentwickelten Schmucktrieb folgend, gerne schmückten und dabei zeigten, daß sie reich waren. Die Grundlage eines solchen Wohlstandes bildete wohl der Ackerbau, den in jener Zeit auch ein im Vergleich zur Steinzeit trockeneres und wärmeres Klima förderte. Da-

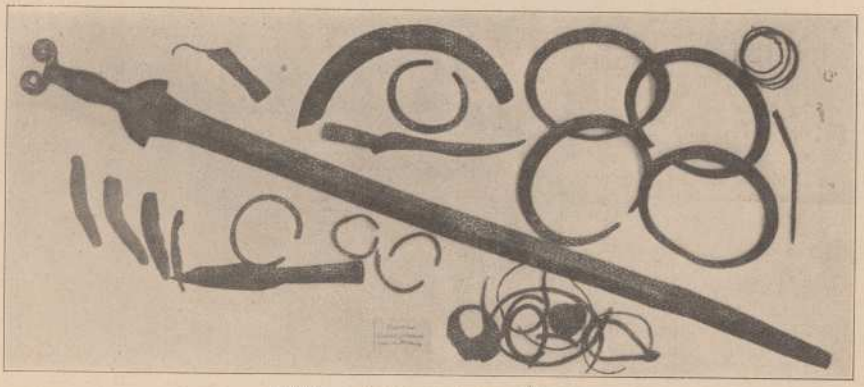


Abbildung 1. Moorfund von Kösternitz.

mals hat sich der Mensch deshalb — die Vorgeschichtsforschung bezeichnet ihn als Germanen — einen größern Teil des Erdbodens unseres Kreises untertan machen können, als sein steinzeitlicher Vorfahr es vermochte.

Gegen Ende der Bronzezeit aber verschlechterte sich das Klima, es wurde feuchter, viele Teile der Gegend versumpften, und der Mensch zog sich auf höher gelegene Stellen zurück. Dort bestattete er auch seine Toten. Ein Musterbeispiel eines solchen Begräbnisplatzes ist der „Rauhe Berg" bei Steglin. Auf der Ostseite dieses Hügels in ziemlicher Höhe ziehen sich in einem Abstand von etwa $2^1/_2$ m zwei Reihen von Gräbern entlang. Ein jedes ist von seinem Nachbar auch wieder etwa $2^1/_2$ m entfernt. Es sind Steinkistengräber von meist rechteckigem Grundriß. Erbaut sind sie aus großen Steinen, die an der Innenseite abgeplattet sind. Aus ihnen hat man kunstvoll vier Wände errichtet. Lücken sind durch kleinere Steine ausgefüllt. Ein Deckstein schließt die so gebildete kleine Kiste nach oben hin ab. In der Südwestecke steht auf einer Steinplatte oder auf einem Pflaster eine Urne, die, mit einem Deckel geschlossen, die weißen Knochenreste des verbrannten Leichnams birgt. Damit die Urne sicher steht, wird sie noch gelegentlich durch Steine in ihrem unteren Teile gestützt (Abb. 2). Einige Steinkisten zeigen an ihrer Ostseite einen Anbau von Steinen, der vielleicht nur den Zweck hat, das Grab gegen den Schub der Erdmassen, die von oben her nach dem Fuß des Hügels hin drücken, zu stützen. Vielleicht hat der Anbau daneben auch noch die Aufgabe gehabt, das hölzerne Grabzeichen zu halten, welches anzeigte, daß dort ein Toter begraben war. Solche Steinkistengräber findet man an sehr vielen Stellen des Kösliner Kreises. Ein ganz großer Friedhof dieser Art ist z. B. beim Danzkrug im Südwesten des Kreises. Dort heben sich neben den Gräbern auch noch Spuren von Brandplätzen in dem Erdboden als schwarze Flecken ab. Vielleicht sind es die Reste des Scheiterhaufens, auf denen die Leiche verbrannt wurde, vielleicht dienten sie auch einem Opferfeuer. Oft stehen auch mehrere Urnen in einer Kiste; so sind vor nicht langer Zeit in Rogzow vier in einer Familiengruft entdeckt. Meistens sind die Urnen mit einem mützenförmigen Deckel geschlossen. Beigaben, wie Rasiermesser, Ring und Eisengegenstände, sind selten. Bronze und erst recht das neu aufgekommene Eisen waren offenbar selten und teuer. Der Schönheitssinn und die Schmuckfreude fanden ihre Befriedigung in der Herstellung von wohlgeformten Gefäßen mit hübschen Ziermustern. Diese „Steinkistengräberkultur" hat anscheinend ihren Ursprung westlich der unteren Weichsel. Von da aus hat sie sich bis an die Rega ausgebreitet. Erwachsen ist sie der Hauptsache nach wohl aus einheimischen bronzezeitlichen Bestandteilen. Ja, eine Wurzel reicht, wie der Begräbnisbrauch zeigt, wohl noch bis in die Steinzeit der Gegend zurück. Denn die kleine Steinkiste ist ja im Grunde genommen nur ein zusammengeschrumpftes Großsteingrab. Die Träger dieser Kultur, die von 800—200 v. Chr. in Ostpommern vertreten ist, sind ohne Zweifel Ostgermanen.

Neben den regelmäßig gebauten Steinkisten finden sich auch unregelmäßig geformte: fünfeckige, ovale, ja fast kreisrunde. Diese scheinen schon einen Uebergang zu den Steinpackungsgräbern zu bilden, bei denen die Urne lediglich durch eine Packung von unbearbeiteten Feldsteinen geschützt war. Von dieser Art hat es wohl noch viel mehr Friedhöfe in unserer Gegend gegeben als von den Steinkistengräbern, nur sind infolge ihrer unsorgfältigen Bauweise jene selten so gut erhalten wie diese.

Einem späteren Abschnitt der Eisenzeit gehören die Brandgruben an, die entwicklungsgeschichtlich eine Entartung des Bestattungswesens darstellen. Man machte sich in jener Zeit nicht mehr die Mühe, die Knochenreste aus der Scheiterhaufenmasse zu sondern und in eine Urne zu tun, sondern man warf den ganzen Leichenbrand: Knochen, Asche, Kohlenreste mit oder auch ohne ein Gefäß einfach in eine Grube, die man in keiner Weise mehr schützte. Als Beigaben finden sich oft Waffen, meistens Schilde und eiserne Schwerter; diese sind aber verbogen oder zerbrochen und dann der Glut des Scheiterhaufens ausgesetzt gewesen. Ein schönes Beispiel sind die Schwerter und Schildbuckel von Roßnow. Der Ausgangspunkt dieser neuen Kultur ist wohl die Insel Bornholm (Borgundarholm = Insel der Burgunden); von da aus hat sie sich auf das Festland verpflanzt, zunächst in das Küstengebiet zwischen Oder und Persante. Rasch hat sie sich dann aber nach Osten hin verbreitet. Es müssen unruhige Zeiten gewesen sein, worauf schon die vielen Waffenfunde schließen lassen. Die Bevölkerungsvermehrung und andere Ursachen hatten die nordischen Leute aus ihrer Heimat getrieben. Die Völkerwanderung begann. Nach Christi Geburt kommt dann wieder eine Bestattung der unverbrannten Leiche in flachen Gräbern auf, eine Rückkehr zu der Begräbnisform der Steinzeit! Solche Skelettgräber hat man z. B. bei Borkenhagen entdeckt. Den Toten waren viele Schmuckgegenstände wie Fibeln, Ringe, Perlen und Glasbecher mitgegeben. Ein Teil von diesen Glas- und Bernsteinperlen ist im Heimatmuseum ausgestellt.

Diese Glasperlen sind römische Einfuhrware. Sie erinnern uns daran, daß etwa seit Christi Geburt auch unsere Heimat, wie ganz

Germanien, von der römischen Kultur beeinflußt wurde. Römische Waren gelangten hierher auf dem Handelswege oder auch als Beutegut von Germanen, die an den Rhein und an die Donau gezogen waren. Daß durch diese lebhaften Beziehungen zu einem Gebiet anderer Kultur die heimische Kultur angeregt wurde, läßt sich denken. Ein schönes Beispiel dafür in der Töpferkunst ist etwa die mäanderverzierte, tiefschwarze Urne von Roßnow (Abb. 3).



Abbildung 2. Geöffnetes Steinkistengrab von Steglin.

Wegen des starken Einflusses der römischen Kultur bezeichnet man die Zeit von Christi Geburt bis etwa 500 auch bei uns als Römische Kaiserzeit, so wie man die Zeit von 600 bis zu Christi Geburt die vorrömische Eisenzeit nennt.

Wie oben schon angedeutet wurde, begann in der römischen Kaiserzeit ein großes Abwandern der Germanen nach dem Südosten und Süden, das an vielen Stellen zum Zusammenstoß mit dem römischen Reich und endlich zu dessen Vernichtung (476) führte. Vandalen, Burgunder, Goten, um nur diese zu nennen, gründeten auf dem Boden des römischen Reichs germanische Staaten. Ihre Vorfahren waren einst auch über den Boden unserer Heimat gegangen, sie hatten dort als Bauern gewohnt und ihre Toten in Steinkisten, Brandgruben oder Skelettgräbern bestattet. Ob Reste von ihnen bei uns wohnen geblieben sind, läßt sich schwer feststellen, jedenfalls können es nur recht wenige gewesen sein.

Wohl 200 Jahre lang ist unsere Heimat so gut wie unbewohnt gewesen, da erhielt sie neue Siedler, die Wenden, einen slavischen Volksstamm, dessen Urheimat wahrscheinlich östlich der mittleren Weichsel zu suchen ist. Die mit dieser neuen Einwanderung beginnende Periode nennt man die wendische Zeit; sie erstreckt sich von 700—1200. Von der Ausbreitung der Wenden erzählen noch heute ihre Ortsnamen; doch muß man dabei wohl beachten, daß nicht jeder heutige wendische Ortsname schon eine Siedelung in slavischer Zeit bezeichnet haben muß. Es kann vielmehr ein ursprünglicher Flurname sein, den später die deutschen Siedler zur Bezeichnung ihres Dorfes wählten. Unter der archäologischen Hinterlassenschaft der Wenden nehmen wohl den bedeutendsten Platz die Burgwälle ein, von denen sich auch in unserem Kreise mehrere nachweisen lassen, z. B. Bizier, Kösslin, Barzlin, Krettmin, Kratzig). Sie lehnen sich stets an Sumpf oder Wasser an. Der Wende benutzte so recht geschickt die Gegebenheiten des Bodens. Vielfach sind diese Festungen, die als Fluchtburgen oder Grenzsperren dienten, jetzt eingeebnet, aber bei einigen erkennt man noch deutlich die steile Böschung und den Graben. Auf diesen alten Burgplätzen und in wendischen Siedelungen findet man eiserne Messer, Speerspitzen, Netzsenker und andere Geräte, sowie viele Topfscherben. Diese ganze Hinterlassenschaft macht, wenn man sie mit der vorhergehenden der Germanen vergleicht, einen dürftigen Eindruck. Der Ton der Gefäße ist schlecht geschwemmt, die Ornamente sind einfach: rautenförmig sich schneidende Linien, Wellen- und Zickzackmuster, Gurtfurchen kehren mit großer Einförmigkeit wieder. Nach ihrer Vorliebe für das Wohnen am Wasser zu urteilen, lebten die Wenden wohl zum großen Teil vom Fischfang. Daß sie daneben auch etwas Landwirtschaft betrieben, beweisen kreisförmige Handmühlen wie die von Zuchen.

Wir dürfen aber nicht vergessen, daß in dieser Wendenzeit auch ab und zu Germanen ins Land gekommen sind. Es waren Kaufleute und Seeräuber aus Skandinavien: Wikinger. Zwar läßt sich die Meinung des zur Zeit Friedrichs des Großen in Jamund lebenden Pastors Haken, daß die Jomsburg am Jamunder See zu suchen sei, nicht ernsthaft verfechten, aber nordische Kaufleute haben doch hierzulande Waren abgesetzt. Das beweist ein Faltstuhlknauf, der in der Form eines



Abbildung 3. Mäanderurne von Roßnow.

Hundekopfes aus einem Walroßzahn geschnitzt ist. Er befindet sich jetzt im Provinzialmuseum zu Stettin, gefunden ist er aber auf Kösliner Boden am Nestbach, der früher bis hierher schiffbar war, in der Nähe der Brücke zwischen Kleist und der „Mösse". Dieser Faltstuhlknauf ist sicherlich eine nordische Arbeit und ein Zeugnis des Verkehrs der Wenden mit den Nordgermanen.

Bis 1200 etwa dauert die Wendenzeit. Dann beginnt die Landnahme der Deutschen, die im Mittelalter von den slavischen Herzögen Pommerns, vom Adel und von der Kirche ins Land gerufen wurden. Sie haben mit ihrer überlegenen Kultur die minderwertige wendische zurückgedrängt und zum Verschwinden gebracht. Sie haben in mehr als sechs Jahrhunderten in unserer Heimat gearbeitet. Sie haben Städte und Dörfer gegründet, Brüche entwässert, Wälder gerodet und das Land in Kultur gebracht. Sie haben Wasser- und Windmühlen und in späterer Zeit auch industrielle Anlagen mannigfacher Art errichtet. Sie haben Straßen, Kanäle und Eisenbahnen gebaut. Kurz sie haben dem Land sein heutiges Aussehen gegeben. In der geschichtlichen Zeit haben die Deutschen so die Umformung unserer Heimat zur Kulturlandschaft vollendet, die ihre Vorläufer in der vorgeschichtlichen Zeit begonnen hatten. Diese Vorgänger aber sind der Hauptsache nach Germanen gewesen. Denn die Wenden haben für die Kultivierung des Landes herzlich wenig leisten können, weil ihre eigene Kultur zu tief stand. Auch war ihre Herrschaft ja eigentlich nur von kurzer Dauer. Denn was bedeuten die 500 Jahre der wendischen Zeit gegenüber der Zeitspanne von über 2000 Jahren, in denen hier vorher Germanen gewohnt haben?

So lehrt uns auch die Vorgeschichte, daß die Leistungen unserer germanischen Vorfahren in der Urzeit, vereint mit den kulturellen Taten der Deutschen des Mittelalters und der Neuzeit, uns wohl ein geschichtliches Anrecht auf den Heimatboden geben. Deutsch ist er geworden, deutsch soll er bleiben!

Die vor- und frühgeschichtliche Besiedlung des Kreises Köslin auf Grund der Ortsnamen.

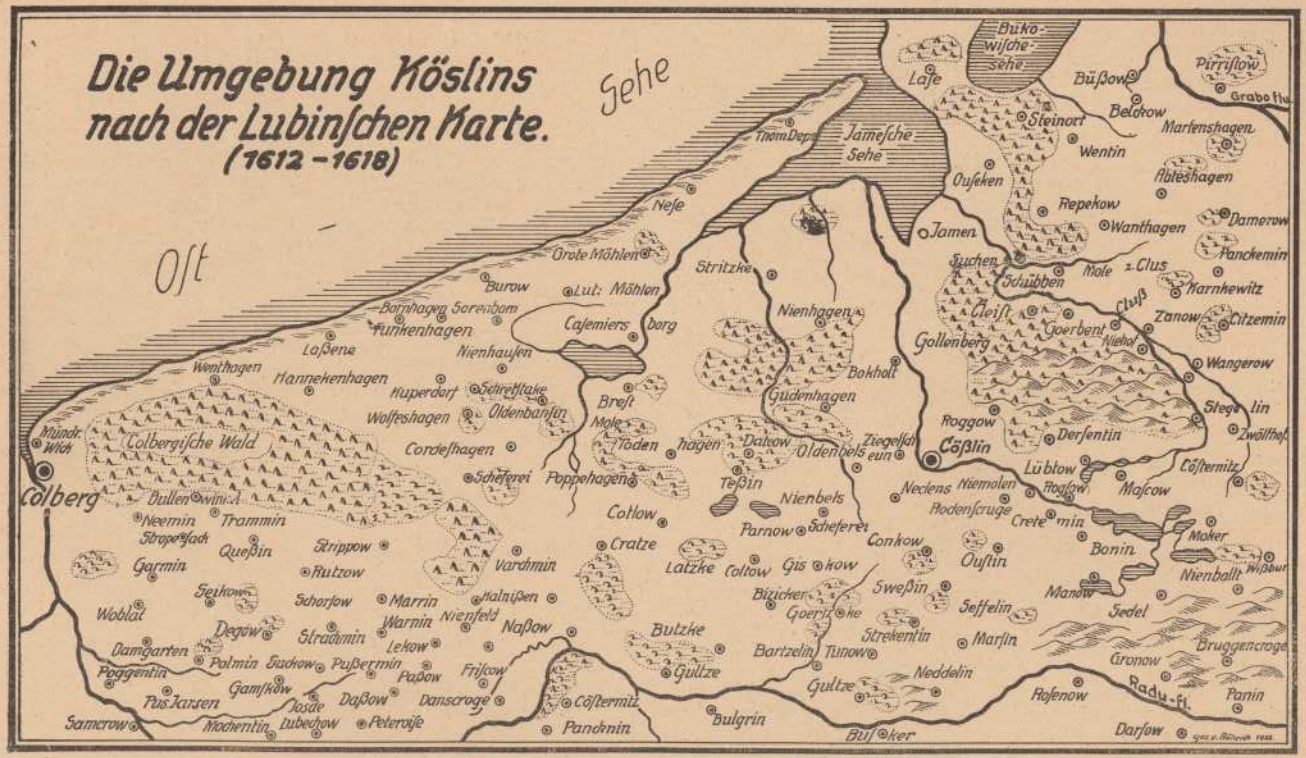
Von Dr. F. E. Schulz, Stettin.

Die ältesten schriftlichen Urkunden über menschliche Siedlungen im Kreise Köslin reichen nicht weiter als bis in die Anfänge der deutschen Kolonisation des Landes im Beginne des 13. Jahrhunderts. Trotz des Fehlens von Urkunden aber sind wir in der Lage, uns ein Bild der Besiedlung vor dieser Zeit zu machen, indem wir einmal die Bodenfunde, zum anderen die Ortsnamen zu Hilfe nehmen. Von den Bodenfunden ist in dem vorhergehenden Aufsatz dieses Heftes die Rede.

Von der Einbeziehung der Flurnamen in diese Uebersicht, deren wendischer Anteil übrigens knapp 1½% der Gesamtflurnamen ausmacht, soll hier abgesehen werden. Dagegen wollen wir versuchen, ob wir die auf wendischen Ursprung zurückgehenden 58 Ortsnamen des Kreises für unsere Zwecke gebrauchen können.

Die Mehrzahl dieser Ortsnamen geht wie die ältesten deutschen Ortsnamen auf Personennamen zurück, indem die Ortschaften nach ihrem Gründer oder Besitzer benannt wurden. Zunächst war den Wenden noch, wie allen Slawen jener Zeit, der Einzelbesitz unbekannt. Die Ortschaft war gemeinsames Eigentum der Sippe. Die Eigenart des gemeinsamen Besitzes kommt in den Namen der Orte durch die patronymische Endung -ice und ähnlich zum Ausdruck. Zu dieser Namensgruppe gehören: Geritz (Jarhs), Neuklenz (Niclonic), Köslin (Cussalic), Tessin (Tessic) und Gohrband (Gorebandz). Es sind die Sippensiedlungen des Jaro, Niclon, Kussalo, Tesso und Goreband. Mit Ausnahme von Neuklenz liegen alle auch heute noch in unmittelbarer Nähe größerer Bäche bezw. Seen, da die Wenden hauptsächlich Fischerei und Jagd betrieben. In diesen Ortschaften haben wir älteste wendische Siedlungen zu vermuten.

Eine weitere, jüngere Gruppe, deren Entstehung von slawischen Forschern für unsere Gegend etwa um 900 n. Chr. angesetzt wird, sind die aus Personennamen abgeleiteten Ortsnamen mit den Endungen ow und in. Die Person, nach welcher der Ort benannt wird, ist ihr Gründer oder Besitzer. Es sind also Besitzdörfer, eine Art Rittergüter. Es ist natürlich nicht ausgeschlossen, daß der eine oder der andere Ort ursprünglich ein Sippendorf war, auch einen entsprechenden Namen hatte, später aber Besitzdorf wurde und dann auch entsprechend umbenannt wurde. Im Kreise haben wir hierfür 2 Beispiele: Köslin selbst, das ursprünglich Cussalitz (1215) heißt und später Cussalin (1266) genannt wird, weiter Tessin, das 1227 noch Tessic heißt. Hierher gehören mit der Endung —ow(e) folgende Orte (ich führe, wenn möglich, die ältesten bekannten Namensformen an): Datkow, Gysekowe, Conekow, Lubbetowe, Manow, Mascow, Nesenassowe, Pyrnow, Rosenow, Strepowe, Wizeburowe, vielleicht auch Parsowe,


Die Umgebung Köslins
nach der Lubinschen Karte.
(1612 – 1618)
See
Ost
Colberg
Colbergische Wald
Münde
Wich
Wenthagen
Hannekenhagen
Laßene
Nienhausen
Burow
Borrhagen
Sorenbom
Funkenhagen
Grote Möhlen
Lut: Möhlen
Casemiers
borg
Nese
Stritzke
Nienhagen
Gollenberg
Bokholt
Gudenhagen
Brest
Mole
Todenhagen
Dalow
Oldenbels
Ziegelsh
Cößlin
Roggow
Derfentin
Lübtow
Roslow
Neclens
Niemolen
Rodenscruge
Crete
Maicow
Cößtermitz
Zwölfhuf
Stegelin
Wangerow
Goerbent
Kiekhof
Cluß
Zanow
Citzemin
Marnkewitz
Mole
1. Clus
Schübben
Cleist
Buchen
Jamen
Repekow
Wanthagen
Damerow
Panckemin
Ouseken
Steinort
Wentin
Ableshagen
Marlenshagen
Belckow
Büßow
Pirrisow
Grabo
Jamesche
See
Thom Depe
Büko-
wische
See
Lase
Oldenhagen
Poppehagen
Schäferei
Schäferei
Tessin
Nienbels
Parnow
Conkow
Cotlow
Cratze
Latzke
Coltow
Gis
kow
Varchmin
Ouslin
Bonin
Maker
Nienbalk
Wißbur
Manow
Sedel
Seffelin
Marlin
Sweßin
Bizicker
Goerit
ke
Strekentin
Bartzelin
Tunow
Butzke
Gultze
Gultze
Neddelin
Gronow
Bruggencroge
Rosenow
Radu-fl.
Parin
Darfow
Bulgrin
Cößtermitz
Panchnin
Busker
Naßow
Nienfeld
Marrin
Warnin
Lekow
Strudmin
Degow
Woblat
Damgarten
Poggentin
Palmin
Sydow
Pußermin
Paßow
Frikow
Gamskow
Pus Karsen
Jasde
Daßow
Danscroge
Samerow
Mochentin
Lubechow
Peterwitz
Setzkow
Scharfow
Marrin
Naßmen
Rutzow
Strippow
Queßin
Trammin
Neemin
Garmin
Bullenwinkel
Strepelsack
Wolfshagen
Oldenhausen
Schreitlake
Huperdorf
Cordeshagen
Schäferei
Mole
Todenhagen
Dalow
Oldenbels
Ziegelsh
Cößlin
Roggow
Derfentin
Lübtow
Roslow
Neclens
Niemolen
Rodenscruge
Crete
Maicow
Cößtermitz
Zwölfhuf
Stegelin
Wangerow
Goerbent
Kiekhof
Cluß
Zanow
Citzemin
Marnkewitz
Mole
1. Clus
Schübben
Cleist
Buchen
Jamen
Repekow
Wanthagen
Damerow
Panckemin
Ouseken
Steinort
Wentin
Ableshagen
Marlenshagen
Belckow
Büßow
Pirrisow
Grabo
Jamesche
See
Thom Depe
Büko-
wische
See
Lase
Nese
Stritzke
Nienhagen
Gollenberg
Bokholt
Gudenhagen
Brest

und mit der Endung —in folgende 14 Orte: Bandessyn, Bressino, Bonin, Dersentin, Crettemin, Mresino, Nedasino, Swemyn, Suessyn, Strachemyn, Strekentin, Verchemyn, Warnin. Die genaue Feststellung der wendischen Urform des in Frage kommenden Personennamens ist allerdings vielfach schwierig, aber auch belanglos; denn es ist völlig gleichgültig, ob ein Ort nach Hinz oder Kunz benannt ist, wenn wir über seine Person, außer seinem Namen, nichts wissen. Sämtliche eben genannten Orte liegen mit Ausnahme von Bandessyn südlich der Linie Strippow—Varchmin—Köslin, also südlich der letzten längeren Randlage des geschlossenen Eises, im Gebiet der kuppigen Moränenlandschaft, durchsetzt von eiszeitlichen und nacheiszeitlich gefüllten Tälern.

Neben diesen 31 auf Personennamen zurückgehenden Ortsnamen haben wir 27 wendische Ortsnamen, die nach örtlichen Merkmalen (Bodenbeschaffenheit, örtlicher Lage, Vorkommen von Pflanzen und Tieren, Beschäftigung der Bewohner usw.) aus Appellativen gebildet sind. Von diesen liegen ebenfalls südlich der Linie Strippow—Varchmin—Köslin 10. Davon sind benannt 5 nach der Bodenbeschaffenheit: Altbelz (Beliz „Weißenberg" oder „Weißwasser"), Gülz (Golice „kahle Heide"), Kothlow (Cotlowe „Kessel, Bodensenkung"), Thunow (Tunowe „das niedrig gelegene Land"), Augustin (Oustin „Siedlung an der Mündung"); 1 nach Pflanzenvorkommen: Biziker (Bysiker „Holunderbusch"); 1 nach Tiervorkommen: Zewelin (Seffelin, wohl aus Cawlino „Kiebitzfelde"?); 1 nach der Art der Siedlung durch Roden im Wald: Latzig (Latzke, Lazke „das eingehegte, frischgerodete Land"). Von den verbleibenden 2 Orten ist Seidel (Sedele) einfach nach der Tatsache der Siedlung, und Kratzig (Krasnik) wegen der Größe und Schönheit dieses Besitzes vom Besitzer oder den Umwohnenden „Das Schöne" genannt worden. Die aus dem sonstigen Rahmen fallende Art der Namengebung bei den beiden letztgenannten Orten läßt auf sehr späte Anlage bezw. Benennung schließen.

Unter den 17 Ortschaften im nördlichen Teile des Kreises, die in der Nähe oder gar auf nacheiszeitlichen Talfüllungen liegen, finden sich keine, die auf Personennamen zurückgehen. Hier sind nach ihrer Bodenbeschaffenheit benannt: Zuchen (Scuch, suchowe „trockenes Land"), Mocker (Mocre „nasses Land"), Kleinmöllen (Mellene „Siedlung an der Untiefe"), Jamund (Jamene „Siedlung bei der Grube, kleinen Bodensenkung"). Auf die örtliche Lage beziehen sich die Namen: Nest (Benest „Außenort", Ort draußen auf der Nehrung) und Vangerow (Vangherowe „Ort am Aalbach gelegen"). Hierher wäre vielleicht auch Steglin (Stekelin) zu rechnen, das etwa als „Glasort" zu deuten ist. Der dortige Sand hat sich offenbar als ganz besonders geeignet zur Anfertigung von Glasschmuck erwiesen. Das Vorkommen von Pflanzen gab folgenden 5 Orten ihren Namen: Parpart (Parpatno „Farn"), Rogzow (Rokessowe „Binsen-, Röhricht-"), Schübben (Scebene „Hornstrauch-, Hartriegel-"), Labus (Labuse „Binsen-, Wasserpflanzen-"), Repkow (Repechowe, nach Dr. Mucke-Bautzen zu altsorb. repka „der gemeine Odermennig"). 3 Namen bringen zum Ausdruck, daß der Ort im Walde angelegt wurde: Lassehne, Laase (Laze), Wusseken (Wuczeken). Streitz (Strecenitz) erhielt seinen Namen nach der dort stationierten „Grenzwache", die vielleicht als Vorposten von Kolberg oder Köslin gegen einen Ueberfall aus Ostpommerellen, evtl. Umgehung auf der Nehrung sichern sollte, und Kleist (Klestne) vielleicht daher, daß hier eine Wegabzweigung (Klest, Abästelung, Klesta, Zange, Schere s. Berneker, Slaw. etym. Wb. I, S. 517) nach der Gegend am Buckowsee, nach Eventin usw. war.

Es ist anzunehmen, daß die Siedlung auf dem fruchtbaren Boden der Grundmoräne nördlich der letzten großen Festlandsrandlage des geschlossenen Eises erst in der letzten Periode der wendischen Zeit erfolgte, da der Wende als Ackerbauer den leichteren Boden bevorzugte. Dafür spricht auch das vollständige Fehlen der älteren, aus Personennamen gebildeten Ortsnamen in dieser Zone. Außerdem bestätigt uns das ausschließliche Vorkommen der aus Appellativen gebildeten Namen auf diesem später besiedelten Gebiet, welches in einer der älteren Urkunden als eine unwirtliche Heide von Kolberg bis zum Nestbach reichend erwähnt wird, daß diese Namen jüngeren Ursprungs als die aus Personennamen gebildeten sind. Die Entstehung dieser Orte haben wir uns wohl so zu denken, daß von einer zu groß gewordenen Sippe sich einzelne unternehmungslustige Teile loslösten und auf noch nicht urbar gemachtem Boden das neue Dorf gründeten. Wenn damit insgesamt auf Grund überlieferter Namen auch 58 wendische Ortschaften nachgewiesen sind, so können wir die Siedlung doch wohl kaum dichter als in der germanischen Zeit annehmen, denn einmal ist zu bedenken, daß uns nicht alle Siedlungen der germanischen Zeit bekannt sind, zum anderen aber, daß es in den ersten schriftlichen Urkunden hinsichtlich der wendischen Orte oft heißt, daß dieser oder jener Ort eine deserta villa „verödetes Dorf" sei. Wir müssen also die angegebene Zahl 58 um einige kürzen. Es machte den Wenden bei ihrer primitiven Kultur keine Schwierigkeit, bei feindlicher Zer-

störung einer Ortschaft diese gänzlich aufzugeben und sich an anderer Stelle niederzulassen.

Auch nur die Annahme einer äußerst dünnen wendischen Besiedlung macht es verständlich, daß mit Beginn des 13. Jahrhunderts in kurzer Frist im nördlichen Teile des Kreises annähernd 20 neue deutsche Hagensiedlungen entstehen und im übrigen Teile ebenfalls nicht nur einige Neusiedlungen und Wiederbesiedlungen verwüsteter wendischer Ortschaften stattfinden, sondern auch deutsche Bauern und Edelleute in wendischen Orten neben den Wenden angesetzt werden konnten.

Das Land Köslin war mindestens zweieinhalb Jahrtausende germanisch vor der wendischen Besetzung, die zeitlich gemessen nur als eine Episode zu bezeichnen ist, und ist wieder germanisch-deutsch seit dem dreizehnten Jahrhundert, nicht durch das Schwert des Eroberers, sondern infolge friedlicher Inbesitznahme durch arbeitsame deutsche Bauern, die hier eine der größten deutschen Kulturtaten vollbrachten.

Das Stadtbild Köslins in früheren Zeiten.

Von Studienreferendar Dr. Karl Pirwitz.

Als im 12. und 13. Jahrhundert die Deutschen aus den Gebieten westlich der Elbe ostwärts wanderten und die Länder um die Oder germanisierten, verfuhren sie bei der Anlage ihrer Städte nicht willkürlich, sondern lehnten sich oft an bereits vorhandene wendische Siedlungen an. Aus einem solchen Wendendorf, das aus der Burg und der aus der Ansiedlung der Bauern entstandenen Burg-Wyke bestand, ist auch die Stadt Köslin hervorgegangen. Die wendische Siedlung hat wahrscheinlich in der Gegend der heutigen Gerberstraße gelegen, also im Nordosten der Stadt, an einer Stelle, an der die geographischen Bedingungen für die Anlage einer Burg in hohem Maße erfüllt waren. Denn der Berg war früher noch höher als heute und wurde auf zwei Seiten von Wasser, im Osten vom Mühlenbach und im Westen von einem die Trunichwiese durchfließenden Bach geschützt.

Wenn man den alten Chronisten Glauben schenken darf, so sind die ersten deutschen Ansiedler gegen Ende des 12. Jahrhunderts nach Köslin gekommen. Nachdem das Land unter die Herrschaft des bischöflichen Stuhles von Cammin gekommen war, schritt die Entwicklung der Kolonistensiedlung so vorwärts, daß sie durch die Urkunde vom 23. Mai 1266 zur deutschen Stadt erhoben werden konnte. Die Anlage dieser Stadt war, wie aller in jener Periode der Kolonisation des Ostens entstandenen Städte, sehr regelmäßig und zeugt von der Großzügigkeit und Weitsichtigkeit der in das wendische Land vordringenden Kolonisten. Auch hier wurde die günstige geographische Lage auf einer Anhöhe, die fast ringsherum von Wasser und Sumpf umgeben war — floß doch auch ein Nebenarm des Mühlenbachs an der Westseite der Stadt vorbei — ausgenutzt; die Grenze wurde annähernd kreisförmig gezogen, und die Straßen der Stadt verliefen, wenn wir sie uns auch enger als heute vorstellen müssen, ziemlich gerade und schnitten sich in rechten Winkeln. Der Markt wurde zentral gelegt. Wie der Chronist Haken erzählt, soll ein Adliger namens Schmorrenhagen das erste Bürgerhaus erbaut haben.

Die Lage der ersten Kirche der Stadt läßt sich nicht mit Sicherheit bestimmen; erwähnt mag werden, daß die Marienkapelle auf dem Gollen schon seit langer Zeit bestand. 1278 aber wurde den aus Itzehoe in Holstein eingewanderten Nonnen, die sich ihr Kloster in der Gegend der heutigen Schloßkirche erbauten, das Patronat über die Kirche gegeben.

Beim weiteren Ausbau der Stadt wurde zunächst der Hauptwert auf die Versorgung mit Getreide und auf die Abwehr feindlicher Angriffe gelegt. Bereits in der Gründungsurkunde war die Erlaubnis zur Anlage von Mühlen erteilt worden; vielleicht hat sich die erste Mühle vor dem Hohen Tor befunden, eine andere wurde vor dem Mühlentor und vielleicht auch eine vor dem Neuen Tor angelegt. Die 1286 als Notbehelf erbaute Plankenbewehrung der Stadt wurde von 1292 an durch eine Ringmauer mit 46 Wikhäusern und drei Toren ersetzt, die um 1310 vollendet wurde; nur die an das Klostergrundstück grenzende Partie konnte erst einige Jahre später nach längeren Verhandlungen des Rats mit dem Kloster geschlossen werden. 1308 wurde auf dem Markte ein Rathaus erbaut.

Es paßt zu dem großartigen Opfer- und Wagemut der Ansiedler sowie zu dem Zuge tiefer Frömmigkeit, der die Menschen beseelte, daß jetzt der Bau der großen Stadtkirche in Angriff genommen wurde und auch mehrere Kapellen entstanden. Ueber die Marienkirche, die in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts erbaut wurde, wird an anderer Stelle des Heftes berichtet. In den Anfang des Jahrhunderts fällt wahrscheinlich auch der Bau der St. Spiritus-Kapelle, in der 1319 der Gottesdienst eingerichtet wurde; sie stand wohl an der südöstlichen Ecke der heutigen Regierungs- und Hohetorstraße. Auch außerhalb der Mauer wurden Kapellen errichtet, so die St. Georgen-

kapelle vor dem Neuen Tor, die Gertrauden-Kapelle vor dem Hohen Tor und die Nikolai-Kapelle sowie die wenig bekannte Jacobi-Kapelle vor dem Mühlentor.

Ueber die weitere Entwicklung des Stadtbildes im 14. und 15. Jahrhundert ist wenig genug bekannt. Besondere Aufmerksamkeit wurde den Befestigungen zugewandt. Die Mauer war damals bedeutend höher, als die heutigen Reste zeigen; außer den 46 Wikhäusern besaß sie 2 Türme, den Gefangenenturm am Ende der Kleinen Baustraße und den Pulverturm im Zuge der Ringstraße an der Südwestseite der Stadt. Die drei Tore waren sämtlich mit Vortoren versehen; das Mühlentor hat sogar zwei Vortore gehabt. Vor der Mauer lagen die tiefen Wallgräben und verschiedene Teiche; außer dem Mühlenteich, von dem noch heute ein Rest vorhanden ist, werden der Schwarze Teich im Südosten, der Runde Teich und die Molde im Westen, der Trunich und der Schuster-Teich im Nordwesten der Stadt und der Schweinegrund genannt. Der Wall zwischen dem Hohen Tor und der Bergstraße war doppelt. Die Häuser in der Stadt waren sicher zum größten Teil Giebelhäuser; leider ist heute nur ein einziges (Hohetorstraße 24) erhalten. Ueber die Gestalt der öffentlichen Bauten, wie des Rathauses und des Jungfrauenklosters, wissen wir leider gar nichts.

1504 wurde die ruhige Entwicklung der Stadt gestört; sie brannte bis auf wenige Häuser und größere Gebäude nieder. Doch erholte sie sich ziemlich schnell von dem Unglück; die Häuser wurden wieder aufgebaut, auch ein neues Rathaus auf dem Markte errichtet. Das Kloster war vom Feuer verschont geblieben. Aber die Reformation bereitete ihm bald ein Ende; einige Jahre nach dem Treptower Landtag wurden die Gebäude baufällig und zerfielen, als die letzten Nonnen gestorben waren. Lange jedoch sollten die Ruinen nicht liegen bleiben. Das Bistum Cammin war in seinem Wesen erhalten geblieben; die Würde des Bischofs wurde mit allen Einkünften und Vorrechten an Prinzen des Herzogshauses verliehen, die ihre Residenz nach Köslin verlegten. 1560 wurden die verfallenen Klostergebäude abgebrochen, und 1569 begann Bischof Johann Friedrich mit dem Bau eines stattlichen Residenzschlosses, das von dem Bischof und Herzog Casimir IX. 1575 vollendet wurde. Dieser ließ auch 1582 über den fürstlichen Gemächern einen Turm errichten und eine Schlaguhr aufstellen. Die Schloßkirche wurde 1602—1609 von dem Bischof Franz I. wiederhergestellt und im Innern von einem niederländischen Maler mit reichen Gemälden geziert. Auch die Marienkirche sowie die Jacobi-Kapelle wurden in dieser Zeit renoviert, ein Zeichen, daß in den vorhergehenden Jahrzehnten doch manches verfallen war, woran wohl der Brand und verschiedene Pestepidemien Schuld trugen. In den letzten Jahren des 16. Jahrhunderts war die Stadt auch von anderen Bränden heimgesucht worden, die bei der leichten Bauart der Häuser stets erheblichen Umfang annahmen.

Aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts stammt nun die älteste Abbildung der Stadt, die sich am Rande der Karte von Pommern des Rostocker Professors Eilhard Lubin befindet. Diese wertvolle Karte ist auf Veranlassung der Herzöge Philipp II. von Pommern-Stettin und Philipp-Julius von Pommern-Wolgast hergestellt; Lubin unternahm zu diesem Zweck verschiedene Reisen nach Pommern und kam am 29. September 1612 auch nach Köslin. Die Lubinschen Städtebilder sind leider etwas grobkörnig und auch mitunter ungenau. Doch hatte Lubin das Bestreben, möglichst alle bemerkenswerten Gebäude abzubilden, was naturgemäß oft nur auf Kosten der richtigen Wiedergabe geschehen konnte. Einen Vergleich mit den etwa 40 Jahre jüngeren Bildern von Merian halten die Lubinschen Ansichten nicht aus; es ist sehr zu bedauern, daß Merian nicht auch Köslin aufgenommen hat.

Auf der Abbildung (Abb. 1) ist die Stadt von Nordosten gesehen. Den Vordergrund des Bildes nimmt der damals recht große Mühlenteich ein. Von den Befestigungswerken der Stadt sehen wir die drei hochragenden Tore, die Satteldächer mit Staffelgiebeln aufweisen. Das Mühlentor besitzt zwei an sich schon ziemlich große Vortore; das Hohe Tor hat Lubin, damit es nicht von den hohen Gebäuden der Stadt verdeckt würde, weit nach links gerückt; der Mühlenteich dürfte in Wirklichkeit nicht bis zum Tore gereicht haben. Rechts vom Mühlentor sind die Mühlen zu sehen; um an dem am weitesten hinten stehenden Gebäude die Mühlräder einzeichnen zu können, sind sie wieder in eine der Wirklichkeit nicht entsprechende Stellung gebracht. Rechts auf der Abbildung ist der Gefangenenturm sichtbar; der Pulverturm ist ebenso wie die Wikhäuser der Mauer nicht eingezeichnet; auch ist der Verlauf der Mauer selbst nicht immer deutlich.

Das Stadtbild wird von der Marienkirche beherrscht, die wie heute ein hohes Dach mit Dachreiter besaß; doch ging früher das Mittelschiffsdach ohne Unterbrechung über das nördliche Seitenschiffsdach hinüber. Im Vordergrunde erhebt sich das Schloß, das aus mehreren vielstöckigen Gebäuden besteht, die mit Giebeln abgeschlossen sind und einen nach vorn offenen Hof einschließen. Der Mittelbau zeigt zwei vorgelagerte Ziergiebel. Die Höhe der Gebäude ist wohl übertrieben. Hinter dem Schloß ragt die Schloßkirche empor, die einen Dachreiter

mit geschweifter Haube besitzt. Wozu das Türmchen zwischen Schloß und Marienkirche gehört, das auf der Abbildung sichtbar ist, ist schwer zu sagen. Zum Schloß, das ja einen Turm besaß, scheint es seiner Lage nach nicht zu gehören; das Rathaus hatte noch keinen Turm; vielleicht hat aber die St. Spiritus-Kapelle einen Turm besessen. Genaues läßt sich jedoch darüber aus Mangel an positiven Nachrichten nicht sagen. An den Häusern der Stadt ist eine Straßenbildung nicht zu erkennen; ihre Dachfirste weisen sämtlich die Ost-West-Richtung auf.

Aus den Nachrichten der Chroniken können wir diese Schilderung des Stadtbildes noch ergänzen. An der einen Seite des Rathauses waren 5 Krambuden angebaut, darunter die Ratsapotheke. Unter diesen befand sich der Ratskeller und die Wohnung des Oberdieners. An der Nordseite befanden sich die Fleisch- und Brotscharren, die Stadtwaage und über einem zweiten Keller die Wachstuben. Daneben lag der Gerichtssaal, die sogenannte große Burse. In der heutigen Papenstraße an der Stelle des Schwederstifts stand der Stadthof, in dem die Bauern der Umgebung zusammenkamen und von dem administierenden Kämmerer die Einkünfte berechnet wurden. Neben der St. Spiritus-Kapelle in der Schmorrenhäger Straße (der heutigen Regierungsstraße) stand das St. Spiritus-Hospital; in der Neuetor-Vorstadt befand sich neben der St. Georgs-Kapelle das St. Georgs-Hospital und in der Mühlentor-Vorstadt am Mühlenteich das Katharinen-Hospital.

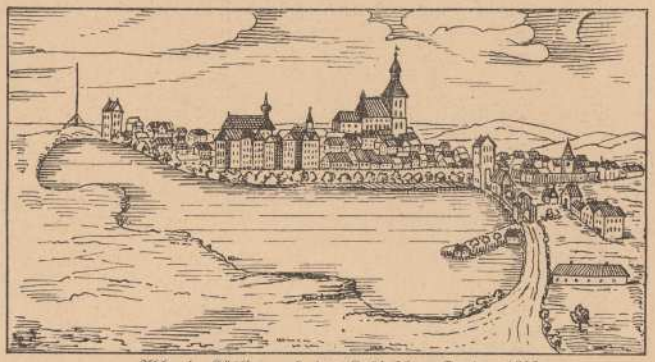


Abb. 1. Köslin nach der Lubinschen Karte. 1612.

Die Zahl der Privathäuser wird in der stiftischen Hufenmatrikel vom Jahre 1628 zu 202 Giebelhäusern, 253 Buden und 29 Kellern angegeben.

In den nächsten Jahrzehnten fanden größere bauliche Veränderungen nicht statt; auf die Entwicklung der Stadt hatten natürlich die Einquartierungen der Kaiserlichen und der Schweden im 30jährigen Kriege sowie mehrere Pestepidemien hemmenden Einfluß. 1639/40 sollen 211 Häuser, Keller und Buden leer gestanden haben, 1671 waren nur 80 Bürger in der Stadt. Trotzdem war 1635 der Kirchturm mit Ausnahme der Nordseite und 1675 auch diese mit Kupfer eingedeckt worden. 1662 war auch die Gertraudenkapelle renoviert worden; als die Spiritus-Kapelle mitsamt dem Hospital abgebrannt war, wurde freilich nur das Hospital wieder aufgebaut. Das Rathaus erhielt 1690 einen Turm mit Schlaguhr und Feuerglocke.

In den letzten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts erfreute sich die Stadt des tiefsten Friedens und erholte sich schnell. 1718 zählte Köslin innerhalb der Ringmauern bereits wieder 387 Häuser; dazu waren in der Stadt 105 wüste Stellen vorhanden. Doch die Häuser waren leicht gebaut, meist mit Stroh oder Schilf gedeckt; viele waren Fachwerkbauten; außerdem gab es „krumme und gefährliche Winkel und Feuernester". So war es kein Wunder, daß ein am 17. Oktober 1718 in der Großen Baustraße beim unvorsichtigen Darren des Malzes entstandenes Feuer sich bei heftigem Nordwestwinde über die ganze Stadt verbreitete und 317 Privathäuser (nach anderer Angabe 297) in Asche legte. Auch über die Hälfte des Schlosses, die Schloßkirche und das Rathaus mit der wertvollen Bibliothek und allen Akten wurde ein Raub der Flammen. Verschont blieben nur die Marienkirche und einige umliegende Straßenzüge, sowie ein paar Gebäude in der Nähe der Tore.

Mit dem Wiederaufbau beginnt nun der zweite Abschnitt der Baugeschichte Köslins. Hatten wir bereits das erste Mal bei der Gründung der Stadt durch Kolonisten die Einheitlichkeit und Regelmäßigkeit der Anlage erkennen können, so zeigte sie sich jetzt in viel höherem Maße, als der König Friedrich Wilhelm I. die Mittel zum Wiederaufbau nach einem von ihm selbst genehmigten Plane der Stadt als Gnadengeschenk überwies. Der Plan war nach den damals herrschenden städtebaulichen Ansichten ausgearbeitet worden. Der Grundriß der Stadt blieb im wesentlichen derselbe, doch wurde der Markt freigelegt und vergrößert, und die Straßen, wenigstens die Hauptstraßen, schnurgerade gezogen und ver-

breitert. Die Einheitlichkeit, mit der bei dem Wiederaufbau vorgegangen wurde, ging so weit, daß die Häuser am Markt und in den Hauptstraßen sämtlich nach einem Schema errichtet wurden: zweistöckige Gebäude mit holländischem Mansardendach, ohne Brandmauern und mit durchlaufenden Böden. Durch diese „Uniform" erhielt die Stadt ein eigenartiges, fast modern anmutendes Gepräge; man wird beim Betrachten von zeitgenössischen Bildern (Abb. 2) unwillkürlich an manche heutigen Siedlungsbauten erinnert. Die Grundtendenz ist auch dieselbe: heute wie damals ist der einzelne Bau nur ein Glied der Gesamtheit und muß sich in den allgemeinen Rahmen einfügen.

Eine Schwierigkeit bereitete beim Wiederaufbau die Materialbeschaffung. Zwar fanden bedeutende Lieferungen aus den Kalkbrüchen bei Podejuch statt, doch mußte ein großer Teil des Baumaterials dadurch gewonnen werden, daß die mittelalterlichen Wehrbauten, die in diesen Zeiten schon in gewissem Umfang entbehrlich waren, teilweise niedergelegt, teilweise verkleinert wurden. So wurden die Warten von den Mauern abgerissen und die Mauern bis zu einer Höhe von 20 Fuß verkleinert. Der Gefangenenturm wurde ganz abgenommen. Auch die drei Tore wurden in den folgenden Jahren teilweise abgenommen, doch später, allerdings in bedeutend verkleinertem Maße, wieder aufgeführt. Der Pulverturm wurde ebenfalls verkleinert. Diese umfassende Veränderung der Wehrbauten mag auch z. T. zu Reparaturzwecken unternommen sein; die Tore erhielten später Steinbrücken. Der Wall zwischen dem Hohen Tor und dem Neuen Tor wurde 1725 teilweise abgetragen und zum Paradeplatz der Garnison eingerichtet.

Das Rathaus wurde nicht wieder auf dem Markte aufgebaut, sondern der Magistrat kaufte zwei Grundstücke an der Südwest-Ecke des Marktes und erbaute dort 1720 ein neues Rathaus. Dieses besaß vor dem Eingang sechs Schwibbogen; unten lag die Hauptwache, oben die Ratsstuben. In dem Seitenflügel nach der Kirche zu lagen die Fleisch- und Brotscharren. 1724 wurde auf dem Markte auf Vorschlag des Ministers von Grumbkow, dem Chef des 1713 nach Köslin verlegten Regiments, ein Denkmal errichtet, das den König als römischen Imperator zeigt — ein eigenartiges, leider künstlerisch wenig wertvolles Bildnis. Neben dem Denkmal befanden sich zwei Bassins mit zwei Adlern als Wasserspeichern, in die durch hölzerne Röhren das im Gollen in einem Teich gesammelte Wasser geleitet wurde. Auch die Mittel zum Bau dieser Wasserleitung waren vom König und von der Staatskasse gegeben worden. Der König hatte auch ein Hofgericht nach Köslin verlegt, das seine Sitzungen in dem noch stehengebliebenen nordwestlichen Teil des Schlosses 1720 eröffnete, und damit den Grund zu dem Aufstieg Köslins als Beamtenstadt gelegt. 1724 wurde auch die Schloßkirche, vorläufig ohne Turm, wieder aufgebaut.

1734/37 wurde an Stelle des Stadthofes in der Papenstraße durch die Erben des Obersten Michael von Schweder das Schwederstift erbaut, ein langgestrecktes zweistöckiges Gebäude mit einfacher Putzfassade.

In diesen und den folgenden Jahren wandte man auch den Kirchen und Kapellen wieder Aufmerksamkeit zu. Die Nikolai-Kapelle wurde 1733 renoviert; die Jakobi-Kapelle wurde 1735 abgebrochen, und ihre Steine wurden zum Wiederaufbau der sehr baufälligen Gertraudenkapelle verwandt, die leider ihrem gottesdienstlichen Zweck entzogen und als Pulvermagazin der Garnison benutzt wurde. Der seiner zwölf großen Eichbäume beraubte Platz um die Kapelle diente jedoch weiter als Kirchhof der St. Marien-Gemeinde, deren erster Kirchhof um die Kirche herum schon lange gepflastert war. Auch an der Marienkirche wurden Ausbesserungen vorgenommen.

Ungefähr aus dem Jahre 1740 stammen nun eine Reihe von Plänen und Ansichten der Stadt und einzelner Gebäude, die der Wendlandschen Chronik, die sich als Manuskript in der Schwederschen Bibliothek befindet, beigegeben sind. Auf einer Zeichnung des Hohen Tores sieht man im Vordergrund das Vortor, das von zwei runden Türmen flankiert wird und mit diesen ein gemeinsames Satteldach besitzt. Der Innenhof wird von Mauern umgeben, links steht die Wachbude, rechts die Torschreiberbude; kleine Pforten führen links zum Paradeplatz, rechts auf den Schützenwall, auf dem die Schützengilde ihre Uebungen abhielt und auch ihr Haus hatte. Das Haupttor ist ohne Dach dargestellt, es zeigt eine Putzfassade mit Nischen oder Blenden über gequaderter Durchfahrt; im oberen Teil befindet sich ein Relief, das einen nach einer Krone auffliegenden Adler darstellt. Außerhalb des Tores, hier nicht dargestellt, befand sich ein Zollhaus, das heute noch vorhanden ist. Aehnliches Aussehen haben auch die übrigen Tore nach den Wendlandschen Zeichnungen; das Mühlentor zeigt jetzt nur ein einfaches Vortor, das sehr gegen die beiden imposanten Vortore auf der Lubin'schen Abbildung absticht, sowie im Innenhof außer der Wachbude und Torschreiberbude noch die Mühlenmeisterei und die Holzwärterbude; vor dem Tor befanden sich die Mühlen, darunter der große Bau der 1680 erbauten und mit 5 Mahlgängen versehenen Stadtmühle, mit der eine Schneidemühle vereinigt war. Ueber das Neue Tor ist nichts Besonderes zu sagen.

Die St. Georgen-Kapelle stellt sich auf der Wendlandschen Zeichnung als ein mit einem Westturm geschmücktes kleines Gebäude dar; Ost und Westgiebel sind als Staffelgiebel mit Fialen gebildet. Der Turm ist durch 2 Friese belebt und zeigt senkrechte Blen-

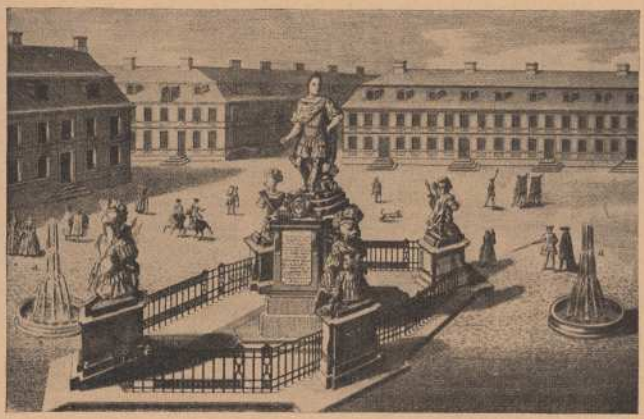


Abb. 2. Der Marktplatz von Köslin 1729. Nach einem zeitgenöss. Kupferstich.

den; an der Ecke sind Strebepfeiler angedeutet, die Ostseite besitzt eine Apsis. Ob die Fenster und die Türen wirklich rundbogig geschlossen waren, entzieht sich unserer Kenntnis. Leider diente die Kapelle seit 1713 als Montierungskammer. Die Nikolai-Kapelle vor dem Mühlentor besaß nach Wendland ebenfalls einen Westturm, der unter viereckigen, oben achteckigen Grundriß hatte; der noch einmal zurückgesetzte obere Teil trug ein Zeltdach Im Westen hatte die Kapelle einen massiven Giebel mit Blenden und Fialen, im Osten einen Staffelgiebel. Die Seitenfronten bestanden aus gemauertem Fachwerk.

Aus dem Stadtplan der Chronik geht noch hervor, daß damals die Marien-Kirche auf drei Seiten von Häusern umgeben war. An der Mauer befand sich neben dem Hohen Tor am Ende der Junkerstraße das Darrhaus der Brauerzunft, daneben das Gefangenenhaus, zwischen Badstüber- und Bergstraße die Scharfrichterei und neben dem Schloß das Stockhaus. Außerdem ist noch das Heilige-Geist-Hospital eingezeichnet. Vor dem Hohen Tor war 1735 ein Krankenhaus erbaut worden, das noch heute neben dem Stadthaus erhalten ist.

Den Stempel, den Friedrich Wilhelm I. der Stadt durch die regelmäßige Bauart der Häuser aufgedrückt hatte, konnten die folgenden Jahre nicht so leicht verwischen, über ein Jahrhundert behielt die Altstadt ihr Gesicht fast unverändert bei. Bauliche Veränderungen einzelner Gebäude wurden natürlich vorgenommen. Zunächst wurde der noch unbenutzt dastehende Teil des Schlosses, in dem sich die Gemächer des Herzogs befunden hatten, abgebrochen, die Schloßuhr wurde auf das Mühlentor gebracht, das zu diesem Zweck einen Turm erhielt. An der Stelle des abgebrochenen Teiles wurden Privathäuser, darunter eine Spinnschule, errichtet. Zur Erinnerung an das Schloß und an die Herzöge Casimir, Franz und Ulrich wurde später (1885) auf Veranlassung



Abb. 3. Köslin von der Morgenseite. Nach einer Lithographie vom Jahre 1827.

des Wissenschaftlichen Vereins eine Gedenktafel in die Mauer eingelassen.

Im 7jährigen Kriege wurden anläßlich der dreitägigen Belagerung Köslins durch die Russen alle drei Vorstädte in Brand gesteckt; es brannten insgesamt 169 Gebäude ab. Glücklicherweise blieben die Kapellen verschont. Der interessante Rundbau der Gertraudenkapelle ist heute noch erhalten; die St. Georgen-Kapelle wurde aber 1792 abgetragen, die St. Nikolai-Kapelle diente später zur Abhaltung des Gottesdienstes für die katholische Garnison und wurde erst 1882 abgebrochen.

1764 wurde ein Kriegs- und Domänenkammer-Deputationskollegium nach Köslin gelegt. Sein Versammlungsort, das sogenannte Kollegienhaus, wurde dadurch geschaffen, daß einige Häuser Ecke Junkerstraße und Schmorrenhägerstraße angekauft wurden und die trennenden Zwischenmauern durchbrochen wurden. Das Gebäude nahm dann 1816 auch die Königliche Landesregierung auf.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts wurden die Stadtwälle, die schon lange als Weide benutzt worden waren, abgetragen und in Gärten verwandelt. 1810 wurde auf dem vorspringenden Teil des Walles am Ende der Badstüberstraße ein Friedhof angelegt, der aber 1818 bereits belegt war. Heute erinnert noch ein Grabstein unter dem sogenannten Hexenbaum daran.

In der Stadt wurde 1819 das St.-Spiritus-Hospital abgebrochen und in die Neuetorvorstadt verlegt. Neben ihm war in der Regierungsstraße das Gouvernementshaus erbaut worden, das für das Regiments-Kommando des Grenadier-Regiments 9 bestimmt war, dessen Verlegung nach Köslin beabsichtigt war. Sie erfolgte jedoch nicht, und das Gebäude nahm das 1821 eröffnete Gymnasium auf. Heute dient es als Gemeindeschule. 1822 wurde in der Kleinen Papenstraße, der heutigen Schulstraße, ein neues Elementarschulgebäude erbaut. Die Schloßkirche war 1818/19 restauriert worden, nachdem sie 1807 als Heu- und Strohmagazin benutzt worden war; das Schloß selbst wurde jetzt völlig abgerissen und 1825 das neue Gerichtsgebäude erbaut. Auch das Rathaus war sehr baufällig geworden, so daß ein Neubau notwendig wurde. 1827 wurde der Grundstein zu dem neuen Gebäude gelegt, das im Untergeschoß 6 offene Bogen zeigte.

Inzwischen war die Einwohnerzahl Köslins erheblich gestiegen, so daß man auf Erweiterung der Stadt bedacht sein mußte. So wurde mit Unterstützung der Königlichen Kasse 1820 und in den folgenden Jahren die Friedrich-Wilhelms-Vorstadt angelegt. Hier haben wir wieder ein Beispiel einer planmäßigen Bebauung eines Stadtgebietes: Mittelpunkt wurde der Friedrich-Wilhelms-Platz, zu dem eine besondere Zufahrtstraße aufgeschüttet wurde; die Häuser wurden zweistöckig mit hohem Ziegeldach gebaut und zeichnen sich teilweise durch ihre vornehme klassizistische Bauart aus. 1828 wurde auch das neue Seminargebäude in der Vorstadt eingeweiht, nachdem sich ein Haus vor dem Hohen Tor, in dem das Seminar bisher untergebracht war, als zu klein erwiesen hatte. Später stand vor dem Seminar das Remonte-Zeughaus.

Aus dem Jahre 1827 stammt eine Abbildung, auf der die Stadt von Nordosten gesehen ist (Abb. 3). Die etwas romantisch ausgeschmückte Ansicht zeigt im Vordergrund den Mühlenteich; an Stelle der heutigen Anlagen befinden sich noch sumpfige Wiesen, über die später ein Knüppeldamm führte. Der Mühlenteich war bereits bedeutend kleiner geworden, — ebenso wie auch die übrigen Teiche um die Stadt größtenteils zu sumpfigen Wiesen geworden waren. Das Gewirr der Dächer in der Stadt wird von der Marien-Kirche überragt; rechts sehen wir die Schloßkirche noch ohne Turm, an die sich Privathäuser eng anlehnen; noch weiter rechts erheben sich die an Stelle des Schlosses errichteten Privatgebäude und das Gerichtsgebäude. Am Rande des Bildes ist das Mühlentor, das von einem Turm mit offener Galerie gekrönt ist, sichtbar. Die Stadtmauer wird durch die seit einiger Zeit angelegte Wallpromenade verdeckt; links führt die verlängerte Bergstraße zur Friedrich-Wilhelms-Vorstadt. Das kleine Gebäude im Vordergrund soll wohl das Vogel'sche Erbbegräbnis darstellen, das erst bei der Anlage der heutigen Wallpromenaden abgebrochen wurde.

Eine aus derselben Zeit stammende Abbildung des Marktes zeigt, daß die Gleichförmigkeit der Häuser noch kaum durchbrochen ist. Nur das neue Rathaus und die Post, die sich Ecke Rosmarien- und Kleine Baustraße befand, fallen auf.

1836 wurden auf Veranlassung des Regierungspräsidenten Fritsche die Anlagen des heutigen Kleinen Walls geschaffen; auch die oben erwähnte Promenade zwischen Bergstraße und Mühlentor wurde verbessert. Die Verbindung mit der Friedrich-Wilhelms-Vorstadt wurde durch eine zweite Brücke im Zuge der heutigen Regierungs- und Poststraße verbessert. Seit 1850 erinnert ein einfaches Denkmal auf dem Kleinen Wall an den Schöpfer der Anlagen.

Südlich und südwestlich der Stadt befanden sich zu jener Zeit viele Gärten; der Name Gärtnerstraße deutet darauf hin. Auch der Neuetorwall und der Paradeplatz waren in Gärten verwandelt worden.

Die Gesamterscheinung der Stadt wurde leider etwas verändert, als um die Jahrhundertmitte die Marienkirche einer sehr umfassen-

den Renovierung unterzogen wurde, bei der auch die meisten Kapellenanbauten beseitigt wurden. Dabei wurde auch die Höhe des Daches verringert, die Strebepfeiler wurden mit Fialen gekrönt und sämtliche Giebel als Staffelgiebel ausgeführt. Das Aeußere der Kirche hatte hierdurch gar nicht gewonnen. Erst 1914 wurde der frühere Zustand wiederhergestellt. Auch die Schloßkirche wurde mit einem Dachreiter und später mit einer Vorhalle in Ziegelrohbau versehen.

Die Entwicklung der Stadt wurde bedeutend durch den 1859 erfolgten Anschluß an die hinterpommersche Bahn gefördert. Die Errichtung des Bahnhofes hatte eine Vermehrung der Bautätigkeit in der Neuetor-Vorstadt zur Folge; aber auch in der Stadt zeigte sich um die Mitte des Jahrhunderts eine regere Bautätigkeit. Leider wurde die Gleichförmigkeit und Strenge des Stadtbildes jetzt durchbrochen, da jedes Haus ohne Rücksicht auf die Nachbargebäude hingestellt wurde, und ein einheitlicher Bauplan vollkommen fehlte. Diese Planlosigkeit des Bauens, die in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts ihren Höhepunkt erreichte, verbunden mit dem Mangel an Sicherheit in der architektonischen Gestaltung, wie sie für die Zeit des „Jugendstils" charakteristisch war, wurden der Grund für die fast völlige Vernichtung der alten architektonischen Schönheit unserer Straßenzüge.

Im Heimatmuseum der Stadt befinden sich eine ganze Reihe von Abbildungen aus dieser Zeit, an Hand deren wir uns eine ziemlich genaue Vorstellung von der Entwicklung des Stadtbildes im einzelnen machen können. Ich kann natürlich hierauf an dieser Stelle nicht eingehen. Erwähnen möchte ich, daß auch einige Zeichnungen der Tore vorhanden sind; diese waren vielfach umgebaut worden, bis sie ungefähr um 1871 abgebrochen wurden.

In den folgenden Jahren setzte, wie überall, eine ziemlich schnelle Ausdehnung der Stadt und eine Bebauung ganzer neuer Straßenzüge ein. Auch viele öffentliche Gebäude wurden neu errichtet oder umgebaut. Alle diese Bauten finden wir noch im heutigen Stadtbild wieder; sie geben ihm zusammen mit interessanten Gebäuden aus der neuesten Zeit sein Gepräge. Hierüber handelt der nächste Aufsatz dieses Heftes.

Ein Blick in das heutige Köslin.

Von Stadtbaurat Emil Sardemann.

Wer in eine fremde Stadt kommt mit dem Wunsche, diese Stadt in kurzer Zeit kennen zu lernen und ein klar umrissenes Bild von ihr mit nach Hause zu nehmen, der wird immer gut daran tun, am besten gleich zu Anfang, auf den höchsten Turm zu steigen und sich das Stadtbild von oben anzusehen. Wem wird nicht ein Blick vom Turm der Danziger Marienkirche, vom Ulmer Münster, vom Kölner Dom unvergeßliches Erlebnis bleiben? Von der Weltstadt abgesehen, die über die Grenzen des im Ganzen Erfaßbaren hinausgewachsen ist und auch von oben nur dem kreisenden Flugzeug „impressionistisch" sich erschließt, wird jede Stadt von hoher Warte gesehen sich dem ruhigen Betrachter schneller und eindrucksvoller offenbaren, als er ihr Bild aus der oft verwirrenden Fülle der Einzeleindrücke beim Durchwandern der Straßen und Gassen sich zusammensetzen kann. Freilich ist dieses Durchwandern nicht zu entbehren, wenn man die Stadt als lebendes Wesen ganz erfassen will, aber das Fundament der Betrachtung bleibt doch das Gesamtbild.

Also lassen wir's uns nicht verdrießen, auch in Köslin, wenn wir die Stadt, wie sie heute ist, kennen lernen wollen, mit einer Besteigung des Turmes unserer „Dicken Marie" zu beginnen. Der Blick von da oben lohnt sich wahrlich auch für den, dem es nur um eine schöne Aussicht zu tun ist. Uns aber kann er mehr geben. Unendlich viel plastischer und faßbarer, als es eine Karte uns sagen kann, liegt das Bild der Stadt vor uns. Der erste Eindruck ist der: wie klein ist eigentlich dieses Städtchen, in dem man sich dank seines trefflichen Pflasters die Füße wund laufen kann, wenn man es vom einen bis zum anderen Ende durchqueren will. Von hier oben aus sehen wir, daß von einem verhältnismäßig kleinen Stadtkern aus die Bebauung weitläufig und immer lockerer sich in die umgebende Landschaft hinein verliert, die von verschiedenen Seiten, besonders aber mit dem Gelände des sog. Schwarzen Berges, bis fast in die Mitte des bebauten Gebietes vorstößt.

Unwillkürlich schweift das Auge in die Ferne. Ja, es ist wahr: reicher als viele andere deutsche Städte hat die Natur Köslin bedacht. Die Hügelketten des Gollens und Hammerwaldes mit ihrem herrlichen Waldbestand, ihren schönen Spazierwegen und ihren Aussichtspunkten, von denen der Blick weit hinaus über Land und Meer schweift, mit Lüptowsee, Tessinsee und Nestbachtal ein Wandergebiet, das seinesgleichen sucht. Auf der entgegengesetzten Seite wetteifert mit ihm der Buchwald, der es an Schönheit des Baumbestandes noch übertrifft und besonders im Frühling Bilder von solch wunderbarem Reiz bietet, daß ihm auch

der nüchternste Naturbanause erliegen muß. Zwischen beiden das Moor, für jeden Naturfreund eine Fundgrube interessantester Beobachtungen. Dazu eine weitere Umgebung von großer Mannigfaltigkeit der Landschaftsbilder und einer im übrigen Deutschland selten gewordenen Urwüchsigkeit der Bauweise, heute durch die billigen Sonderfahrten der Reichspost auch dem Minderbemittelten erschlossen. Das alles würde schon genügen, den Neid mancher größeren Stadt wachzurufen. Und dazu kommt nun, als Krone des Ganzen, die Ostsee, der Köslin so nahe liegt, wie außer Stralsund, Greifswald und Kolberg keine einzige größere Stadt Pommerns. Mit dem Auto in 20, mit der Strandbahn in 40 Minuten, mit dem Fahrrad in einer knappen Stunde zu erreichen, ist sie mit ihren schmucken Seebädern Großmöllen, Nest, Deep, Laase, Kleinmöllen, Bauerhufen und Sorenbohm, mit dem Jamundsee, dem idealen Tummelplatz der Wassersportler, und dem traumverlorenen Buckowsee jenseits Laase ein wahres Sommerparadies.

Das alles zeigt uns in seinem räumlichen Zusammenhang in großen Zügen ein Blick vom Turm.

Je mehr das Auge sich nun auf die Nähe einstellt, desto deutlicher werden Einzelheiten erkennbar. Wir sehen die Linie der Stettin-Danziger Bahn von Südwesten herankommen und im Nordosten beim Gollendurchstich sich wieder verlieren. Eine Zweiglinie geht am Buchwald vorüber nach Kolberg, während im Süden das Schmalspurgleis der Kleinbahn hinter Gasanstalt und neuem Friedhof seinen Weg nach Manow sucht, wo es sich nach Bublitz und Pollnow gabelt. Nicht weniger als 9 Provinzial- und Kreisstraßen nähern sich von allen Seiten der Stadt und leiten ihr den Verkehr der näheren und weiteren Umgebung zu. Sie haben durch die Entwicklung des Kraftwagenverkehrs in letzter Zeit eine erhöhte Bedeutung gewonnen. So wird der Eisenbahnverkehr seit einer Reihe von Jahren durch mehrere regelmäßig betriebene Kraftfahrlinien (Zanow—Rügenwalde, Seeger, Bublitz, Pollnow) ergänzt und die etwas stiefmütterliche Behandlung Köslins im Eisenbahnnetz durch seine günstigen Landstraßenverbindungen bis zu einem gewissen Grade aufgewogen. Wann es gelingen wird, auch an das große Netz des Luftverkehrs Anschluß zu erhalten, steht noch dahin. Jedenfalls ist die Stadtverwaltung bemüht, in dieser Hinsicht auf dem Posten zu sein, und hat geeignetes Gelände für einen Flughafen seit längerer Zeit freigehalten.

Doch wenden wir uns jetzt der Betrachtung der eigentlichen Stadt zu. Dabei empfiehlt sich der organisch richtigere Weg von innen nach außen. Ziemlich deutlich grenzt sich der mittelalterliche Stadtkern mit dem schachbrettartigen Straßennetz der ostdeutschen Kolonialstadt von den späteren Vorstädten und Randsiedlungen ab. Freilich, aus dem Mittelalter stammt von dem, was wir hier sehen, kaum etwas. Köslin, für dessen Gründung nicht die Lage an einem schiffbaren Gewässer oder am Schnittpunkt wichtiger Verkehrsstraßen, sondern lediglich wohl die geschützte Lage auf einem Höhenrücken zwischen sumpfigen Niederungen und der natürliche, fast überall eingehaltene Etappenabstand von ungefähr 30 Kilometern vom nächsten bereits bestehenden deutschen Stützpunkt, in diesem Falle Kolberg, bestimmend war, hat sich nie zu einer Handelsstadt entwickeln können, sondern ist jahrhundertelang ein bescheidenes Ackerbürgerstädtchen geblieben, dessen wenig massive Bauart den Bränden nur zu reiche Nahrung gegeben hat. So hat sich in Köslin kein Bürgerhaus mit mächtigem Giebel, kein monumentales Gebäude aus dem Mittelalter hinübergerettet in die neuere Zeit außer der Marienkirche, auf deren Turm wir stehen, und der bescheidenen Gertraudenkapelle im Garten des Evangelischen Gemeindehauses an der Bublitzer Straße. Köslin, wie es sich uns heute darstellt, ist im wesentlichen ein Gebilde des 18., 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts.

Inmitten der Altstadt, der Kirche benachbart, liegt der 4 Morgen große quadratische Marktplatz, in dessen Mitte seit 200 Jahren das Denkmal Friedrich Wilhelms I., zur Erinnerung an den Wiederaufbau nach dem großen Brand von 1718 errichtet, steht. Dieser Wiederaufbau hatte aus Köslin ein Musterbeispiel für die städtebaulichen Anschauungen der damaligen Zeit gemacht. Vor allem der Marktplatz selbst war ein Gebilde aus einem Guß. In gleichen Stockwerkshöhen und mit durchgehenden Gesims- und Firstlinien umgaben ihn die Wohngebäude mit dem damals neu aufgekommenen Mansardendach und schufen so ein wenn auch etwas nüchternes, so doch im ganzen durchaus monumental wirkendes Bild. Die spätere Zeit, besonders die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts, hat für die Erhaltung dieses Bildes kein Verständnis aufgebracht und durch Aufstockungen und Umbauten die Einheitlichkeit der Wirkung und damit die Monumentalität einigermaßen zerstört. Erfreulich bleibt, daß die Aufstockung des Rathauses sich in bescheidenen Grenzen gehalten hat und dadurch die städtebauliche Wirkung der Marienkirche erhalten geblieben ist.

Es ist gerade Markttag. Den Marktplatz, so groß er ist, erfüllt ganz die Menge der Stände und Wagen, zwischen denen sich die Scharen der Käuferinnen drängen und schieben. Die südwestliche Ecke leuchtet in allen Farben, hier haben die Gärtner ihren Stand. Der endlose Zug von Fahrzeugen, der vom frühen Morgen an auf allen Landstraßen sich der

Stadt genähert hat, ist inzwischen zum Stillstand gekommen. Während die Pferde und ein kleinerer Teil der Wagen in den zahlreichen Ausspannungen Unterkunft gefunden haben, stehen die meisten Fahrzeuge dicht aufgereiht in den stillen Straßen am Rande der Altstadt. Verworren dringt der Lärm des Marktbetriebes herauf. Er entstammt wohl zum nicht geringsten Teil dem Fischmarkt, der abseits vom übrigen Getriebe zwischen Rathaus und Kirche seinen Platz gefunden hat, wo das Frage- und Antwortspiel meist einen recht lebhaften Charakter annimmt.

Mit dem Stimmengewirr mischt sich das Hupen der Autos, die sich heute nur mühsam ihren Weg durch die engen Verkehrsstraßen bahnen, und das Klingeln der Straßenbahn, die heute besonders zahlreiche Besucher aus den benachbarten Dörfern Rogzow und Gollendorf und in ihrer jenseitigen Verlängerung als Strandbahn von den Ostseebädern und Fischerdörfern Großmöllen und Nest und den an der Zwischenstrecke liegenden Orten Güdenhagen und Streitz zu befördern hat.



Köslin: Markt, Rathaus und Marienkirche.

Mit besonderer Eindringlichkeit zeigt der Blick von oben, wie außerordentlich dicht die Bebauung der Altstadt ist. Fast alle Grundstücke sind mit Seitenflügeln und Hintergebäuden jeder Art derartig zugebaut, daß nur notdürftige Höfe und überhaupt keine Gartenflächen übrigbleiben. Bei Ausbruch eines Feuers eine bedenkliche Gefahrenquelle.

Zwischen den eng bebauten Privatgrundstücken ragen nur wenige öffentliche Gebäude heraus. Da ist zunächst an der Südwestecke des Marktplatzes das Rathaus. Es ist Anfang des 19. Jahrhunderts neu errichtet und später mehrfach umgebaut worden. Es beherbergt heute nur einen Teil der städtischen Verwaltung, während die übrigen Dienststellen teils im Stadtbankgebäude an der Neuentorstraße (früher Aschersche Brauerei) und im Stadthause an der Lazarettstraße, dem früheren Städtischen Krankenhause, untergebracht sind. Im Nordosten, am Rande der Altstadt, die Schloßkirche, die, wie ihr Name sagt, früher Bestandteil des herzoglichen Schlosses gewesen ist und in ihren Anfängen auf das alte Nonnenkloster zurückgeht. Von ihrer ursprünglichen Form ist wenig mehr zu erkennen. Lediglich die vor einigen Jahren freigelegte Ostpartie erinnert noch an den einstigen gotischen Charakter des ganzen Bauwerks. Die katholische Kirche in der Schulstraße, nicht weit südlich von der Marienkirche, ist ein bescheidenes kapellenartiges Gebäude des 19. Jahrhunderts. Der Schloßkirche benachbart und wie sie auf den Mauern des ehemaligen Herzogsschlosses aufgebaut, ist das alte Landgericht, in seiner heutigen Form etwa 100 Jahre alt. Es wird in Kürze ohne wesentliche Veränderung seiner äußeren Form in ein Behördenhaus für verschiedene Staatsbehörden umgewandelt werden. Amts- und Landgericht dagegen sind in einen stattlichen modernen Neubau übergesiedelt, den wir im Osten der Stadt, etwa in der Mitte zwischen Marienkirche und Gollenwald, erblicken. Die Gebäude der Regierung, die wir am südöstlichen Rande der Altstadt sehen, stammen aus verschiedenen Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts. Es sind Verwaltungsgebäude bescheidenster Art, die infolge ihrer Lage an engen Straßen zu keiner überragenden Wirkung im Stadtbild zu gelangen vermögen. Lediglich der neue Flügel, der ursprünglich als Anfang einer großzügigen Umgestaltung der ganzen Baugruppe geplant war, kommt durch seine freiere Lage am Kleinen Wall einigermaßen zur Geltung. Noch weniger als Gericht und Regierung fallen die Schulen der

Altstadt, drei Gebäude an der Regierungs-, Schul- und Ringstraße, besonders ins Auge. Der Zeit, die sie erbaut hat, war es nur um die Zweckerfüllung im bescheidensten Rahmen, nicht um Erzielung architektonischer oder gar städtebaulicher Wirkungen zu tun. Es muß leider festgestellt werden, daß diese Tatsache für Köslin typisch ist. Man hat es zu allen Zeiten versäumt, öffentliche Gebäude als städtebauliche Akzente auszunutzen. Mit Ausnahme der Oberpostdirektion und etwa der Fürstin-Bismarck-Schule sind sämtliche öffentlichen Gebäude so versteckt angeordnet worden, daß das Stadtbild von ihnen gänzlich unbeeinflußt bleibt.

Lassen wir jetzt unseren Blick über das engere Gebiet der Altstadt, die noch heute im Nordosten und teilweise auch im Westen durch die alte Stadtmauer abgeschlossen wird, hinausschweifen, so fällt uns zunächst der schöne Grüngürtel auf, der im Osten sich zwischen die Altstadt und die neueren Viertel schiebt. Dem Tal des Mühlenbachs folgend schließen aneinander in ununterbrochener Folge von Süden nach Norden das Gehölz an der Taubstummenanstalt, die Gärten auf dem Schwarzen Berg, der Kleine Wall mit seinen hohen Bäumen, die schönen Promenaden des Großen Walls und des Freigartens, der Schützengarten und endlich auf der Höhe der alte Friedhof.

Das Viertel östlich dieses Grüngürtels ist das bevorzugte Wohnviertel Köslins, die Friedrich-Wilhelms-Vorstadt. Das Rückgrat der Friedrich-Wilhelms-Vorstadt sind die beiden prächtigen Alleen der Danziger Straße und der Rogzower Allee. Sie sind für das Stadtbild Köslins von so wesentlicher Bedeutung, daß es unverständlich ist, wenn sich neuerdings die Stimmen mehren, die ihre Niederlegung im Interesse der Anwohner fordern. Besonders die Rogzower Allee sucht ihresgleichen und ist mit Recht unter Naturschutz gestellt. Sie führt nach dem mit Köslin unmittelbar zusammenhängenden, aber noch nicht eingemeindeten Dorfe Rogzow. An der Grenze beider Gemarkungen liegen die vor dem Kriege errichteten Kasernengebäude, jetzt Unterkunft der Schutzpolizei, mit dem Exerzierplatz, der vielfachen Sportzwecken dienstbar gemacht worden ist.

Auch nach den anderen Richtungen sind der Kösliner Altstadt Vorstädte vorgelagert, die nach den früheren Stadttoren ihre Namen haben: im Norden die Mühlentor-, im Westen die Neuetor-, im Süden die Hohetorvorstadt. Allen drei Vorstädten ist eine geschlossene, etwas nüchterne Bauweise gemeinsam. An monumentalen Gebäuden sind sie nicht allzu reich. Besonders ins Auge fällt im Süden die Fürstin-Bismarck-Schule, im Westen das Karkutschstift und im Norden die großen Industrieanlagen der Papierfabrik.

Ueber den Rahmen der Vorstädte hinaus hat nun nach dem großen Kriege, als Tausende von Flüchtlingen aus den abgetretenen Ostprovinzen in Köslin eine neue Heimat suchten, eine rege Siedlungstätigkeit sich entwickelt, deren Ergebnisse, meist schon durch die roten Ziegeldächer kenntlich, uns ins Auge fallen. Im Westen sind es die drei Siedlungen der Postsiedlungsgenossenschaft: Storm-, Suckdorff- und Klawonnsiedlung, ferner die Angestelltensiedlung am Dörsenthiner Weg, die Kriegsbeschädigtensiedlung Kyffhäuser und die Schutzpolizeisiedlung am Exerzierplatz und einige stattliche Neubauten des Beamtenwohnungsvereins an der Teßmarstraße; im Süden die Siedlung Arbeiterheim des Evangelischen Arbeitervereins an der Bublitzer Straße und die Kriegsbeschädigtensiedlung Reichsbund an der Neuklenzer Straße; im Norden die Siedlung am Baster Weg und Hufenkamp und die großzügig angelegte Gartenheimsiedlung, von der Stadt als Heimstättensiedlung begonnen und von der Gartenheimgenossenschaft fortgesetzt. In den letzten Jahren ist sie durch die Gruppe der sog. Reichshäuser an der Buchwaldstraße erweitert worden. Ihr gegenüber am Hang jenseits des Bahndamms die Werksiedlung der Papierfabrik.

Die Zahl der seit dem Kriege in Köslin errichteten Neubauwohnungen beläuft sich auf insgesamt etwa 1600. Sie entspricht in ihrem Verhältnis zur Gesamtzahl etwa der Zunahme der Bevölkerung, die von 1919 bis 1931 von 25 000 auf 30 500 gewachsen ist. Es ist klar, daß diese rege Bautätigkeit das äußere Bild der Stadt nicht wenig verändert hat. Wenn diese Veränderung auch nicht in allen Einzelheiten eine Bereicherung darstellt, so kann man im ganzen doch sagen, daß das Stadtbild in dieser Zeit in vieler Hinsicht gewonnen hat. Allerdings darf nicht verschwiegen werden, daß bei geringerer Zersplitterung des Siedlungswesens und bei rechtzeitiger Vorsorge für einen modernen Bebauungsplan der städtebauliche Erfolg entschieden größer hätte sein können, und daß die gleichzeitige Inangriffnahme von Siedlungen an den verschiedensten Stellen der Peripherie die Stadt mit Ausgaben für Straßen, Kanäle und Versorgungsleitungen belastete, an denen sie heute schwer zu tragen hat.

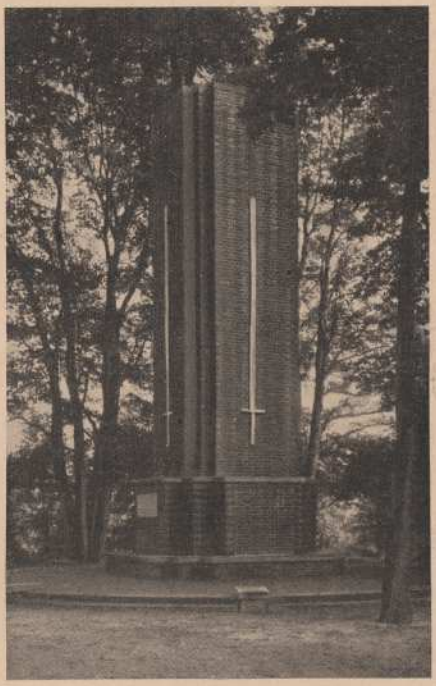
Manch schöne Planung hat die Not der Zeit an der Ausführung gehindert. Der Schwarze Berg, das reizvollste Gelände inmitten der Stadt, ist der Bebauung noch nicht erschlossen. Das neue Regierungsgebäude, das ihn krönen sollte, wird in absehbarer Zeit das Licht der Welt nicht erblicken. Ein neues Rathaus, dessen die Stadtverwaltung zu gedeihlichem Arbeiten dringend bedürfte, kann nicht

gebaut werden. Ein stattlicher Volksschulneubau, im Plan fertig vorliegend, der der Mühlentorvorstadt ein neues Gesicht geben sollte, mußte im letzten Augenblick aufgegeben werden. Mit ihm verfiel auch der Plan der Mühlenteichanlagen der Vertagung auf unbestimmte Zeit. Die Not der Zeit ist es auch, die das berüchtigte Kösliner Straßenpflaster noch heute, niemand zu Liebe, allen zu Leide, ein längst verwirktes Leben fristen läßt.

Aber steigen wir nun von unserer hohen Warte herab und sehen wir uns das Städtchen auch von unten an, damit das Bild, das wir uns machen, keine perspektivische Verzerrung erfährt. Wir durchstreifen vom Markt aus die stillen Nebenstraßen der Altstadt, die Mauerstraße, Kleine Baustraße, Schloß- und Junkerstraße, und freuen uns an manchem malerischen Straßenbild. Dann kehren wir zurück in die verkehrsreichste Straße der Stadt, die Bergstraße. Hier hat sich das Geschäftsleben in der Hauptsache konzentriert und ist im Laufe der letzten Jahre eine Reihe stattlicher Geschäftshäuser entstanden. Wir folgen der Bergstraße nach Osten und erreichen in wenigen Minuten den schönsten Punkt der Stadt, den Schnittpunkt der Bergstraße mit den Wallanlagen. Besonders der Blick von der Mühlenbachbrücke nach Nordosten über die Anlagen des Großen Walles nach dem alten Friedhof ist für jeden Fremden eine Ueberraschung. Auf dem höchsten Punkt dieser Anlagen, einem ehemaligen Friedhof vor der Stadtmauer unweit der Schloßkirche, erhebt sich seit 1929 das Denkmal für die Gefallenen des Weltkriegs, ein schlichter Klinkerbau von Prof. Lahrs, Königsberg. Der Bergstraße folgend kommen wir zum Friedrich-Wilhelms-Platz, einer monumentalen Schöpfung der Stadterweiterung von 1830, mit schönen Bürgerhäusern aus der Schinkelzeit, und weiter, am Braunsplatz mit altem und neuem Gymnasium vorüber zur Gabelung der Rogzower Allee und Danziger Straße. Die Danziger Straße führt uns, zunächst zwischen hohen Mietshäusern, dann zwischen stattlichen Villen, immer im Schatten hoher Linden, zum Kösliner Heimatmuseum.

Das Museum hat seit zwei Jahren in einem von der Stadt angekauften Privathause Unterkunft gefunden, wo die Sammlungen, die in der Hauptsache vom Verein für Heimatkunde und Heimatschutz zusammengebracht sind, trefflich zur Geltung kommen. Erwähnt sei besonders die vorgeschichtliche Sammlung, die sehr reichhaltigen Sammlungen der heimischen Vogel- und Insektenwelt, die Sammlung kirchlicher Altertümer mit ihrem Hauptstück, der Madonna von Schulzenhagen, die volkskundliche Abteilung und die Jamunder Bauernstube. Reichhaltig ist auch die Sammlung von Bildern, aus denen manches Wissenswerte über die Entwicklung des Kösliner Stadtbildes entnommen werden kann.

Auf der linken Seite der Danziger Straße, der wir vom Heimatmuseum aus weiter folgen, ist auf dem Gelände der großen Gewerbeausstellung von 1912, der Köslin einen bedeutenden wirtschaftlichen Aufschwung verdankt, ein neues Landhausviertel entstanden. Kurz bevor die Danziger Straße den Endpunkt der Straßenbahn und damit den Rand des Gollen-



Denkmal für die Gefallenen des Weltkrieges an der Kösliner Wallpromenade.

waldes erreicht, überrascht uns eine ganze Reihe stattlicher Gebäudegruppen. Da ist zuerst die ehemalige Kadettenanstalt, jetzt Staatliche Bildungsanstalt, östlich davon an der Eisenhart-Rothe-Straße das Diakonissen-Mutterhaus Salem mit dem Kaiser-Wilhelm-Krankenhaus, und an der Nordseite der Danziger Straße das Pädagogium Dr. Reuße.

So sind wir, die Stadt in ihrer Hauptrichtung durchquerend, an den Rand des Gollens gelangt. Der Gollen ist mit seinen schönen Waldungen der wertvollste Besitz der Stadt Köslin, in allen Jahreszeiten, nicht zum wenigsten auch im Winter bei Schnee, das Ziel

zahlreicher Spaziergänger und Ausflügler. Steigen wir, rechts der Landstraße durch das Birkenwäldchen oder links auf dem nächsten Wege, auf den Gipfel des Kreuzbergs, der höchsten Erhebung des Gollens, so können wir von der Plattform des Aussichtsturms einen abschließenden Eindruck mitnehmen, der unvergeßlich ist. In Grün gebettet liegt die Stadt unmittelbar am Rande eines wechselreichen Hügellandes, dessen höchsten Gipfel das nach den Freiheitskriegen von der Provinz Pommern ihren gefallenen Söhnen errichtete Gollenkreuz schmückt, und dessen schöne Waldungen nach Süden sich fortsetzen, so weit das Auge reicht. Im Norden der Stadt der Buchwald; fast unmittelbar hinter ihm der Jamunder See, östlich davon der Buckowsee und hinter beiden, nur durch eine schmale Nehrung getrennt, die unendliche blaue Flut der Ostsee; nach den anderen Seiten das Bild einer echt pommerschen Landschaft: freundliche Dörfer, Wälder, Seen, grüne Fluren wechseln miteinander und vereinen sich zu einem köstlichen Bilde, das im Norden die See, in der übrigen Runde das Blau ferner Hügelketten begleitend umrahmt.

Aus der Geschichte der Stadt Köslin.

Von Rektor Artur Weber.

An einer Stätte, an der ursprünglich Wenden ansässig waren, die später nach Osten zogen, an der aber auch schon deutsche Ansiedler wohnten, am Fuße des Gollenberges, auf welchem schon vorher ein Heiligtum gestanden hatte, an einem Punkte, an welchem auf einer Anhöhe eine Kossalitz genannte Burg mit einem Flecken vorhanden gewesen war, gründete im Jahre 1266 der Bischof von Kammin Hermann von Gleichen eine Stadt, oder er wandelte vielmehr den früher schon vorhandenen Ort in eine Stadt um und gab ihr nun den Namen Kussalin. Zwei deutsche Edelleute, Marquard und Hermann, sollten die Oberaufsicht über die neue Stadt ausüben, ihnen war sie auch bedingungsweise zum Besitztum verliehen. Alle auf die Gründung bezüglichen Bestimmungen, auch den der Stadt zugeteilten Besitz und ihre Gerechtsame enthält die Urkunde vom 23. Mai 1266. Der Ort erhielt eine sechsjährige Freiheit von Abgaben, auch sollte er das Lübische Recht erhalten. Die Vogtei und Gerichtsbarkeit behielt sich der Gründer vor. Denen, die sich jenen vorhin genannten zwei Besitzern anschließen würden, verhieß er alle Förderung. Der Bischof Jaromar, ein geborener Fürst von Rügen, bestätigte 1291 nicht nur alle von seinem Vorgänger der Stadt verliehenen Rechte, sondern er vermehrte das Eigentum derselben noch durch die Gestattung des freien Holzfällens im Gollen.

Im Jahre 1292 begann man mit der Erbauung einer Ringmauer, welche in ihrem Umfange etwa 2600 Schritte umfaßte und erst 1310 vollendet wurde. Durch dieselbe führten drei Tore in die Stadt, das Hohe Tor, Mühlentor und Neue Tor, deren früheres Dasein noch jetzt die Namen dreier Straßen Köslins bekunden. Ein günstiger Umstand für die Stadt war die Erwerbung der jenseits des Gollenberges gelegenen zum Gebiete des polnischen Woywoden Peter Suenso von Ruwenberg gehörigen Wendenburg Goreband nebst ihren Ländereien, die jener der Stadt unter dem 22. April 1308 für 100 Mark Silbers überließ. Dies bestätigte der Bischof von Kammin Heinrich von Wachholt 1313, und zu gleicher Zeit erhielt Kussalin einen Anteil am Gollen diesseits von Gorband zum völligen Eigentum, mit Ausnahme der Jagdgerechtigkeit, die sich der Bischof selbst vorbehielt. Diese Bestätigung wurde 1317 durch den Bischof Friedrich von Eichstädt feierlich wiederholt. Auch einige Dörfer, so das ansehnliche Jamund, und die Hälfte des Jamunder Sees gehörten damals zum Besitze der Stadt.

So war denn dem neuen Orte durch die Kamminer Bischöfe eine nicht geringe Bedeutung und Wichtigkeit beigelegt worden. Wenn auch die Entwicklung der Stadt, die weiterhin bereits den Namen Köslin führte, durch mancherlei Umstände etwas gehemmt wurde (wir erwähnen hier nur ihre Fehde mit dem benachbarten Kolberg, bei der es sich um das streitig gewordene Recht der freien Seefahrt handelte, die 1469 ein Vertrag beendete), so machte sie doch langsam Fortschritte, die in diesem Jahrhundert nur noch durch eine andere Fehde mit dem Herzoge Bogislav von Pommern eine Unterbrechung erfuhren. Auch das nächste Jahrhundert brachte manches Mißgeschick. Im Jahre 1500 herrschte die Pest in Köslin, im Jahre 1504 brach eine Feuersbrunst aus, und zwar am Tage Simonis und Judä, am 28. Oktober. Damals, heißt es in einer alten Ueberlieferung, ist die ganze Stadt abgebrannt, nebst dem Rathause, bis auf zwei oder drei Häuser. 1535 starben 1500 Menschen an der Pest, 1585 1400. 1575 verheerte eine große Feuersbrunst die Stadt wiederum: Die ganze Seite der Mühlenstraße bis zum Tore brannte nieder.

Alle Brände der Stadt hat der größte und wichtigste Bau glücklicherweise überstanden — die Marienkirche, ein altehrwürdiger Bau aus dem 14. Jahrhundert. Sie ist charakteristisch

für die Kirchenbauten des deutschen Ostseegebiets. Ihre Formen der Backsteingotik beherrschen die Stadtsilhouette noch heute vollkommen. Es gab außer der Marienkirche 7 Kirchen in Köslin: St. Spiritus (altes Gymnasium), Jakobi, Nikolai, Georg, Gertrud, Klosterkirche und eine Marienkapelle auf dem Gollen, alle mit Vikarien und Altären. Von diesen mittelalterlichen Bauten ist nur noch die vor den Toren gelegene Gertraudenkapelle erhalten geblieben. Alte Stiche zeigen das außerordentlich reizvolle Bild der hinter dem „Mühlenteich" mit Mauern, Türmen und Toren sich erhebenden Stadt mit ihren vielen Kirchen und Kapellen.

Schloßkirche, das Gebäude der Loge und das alte Land- und Amtsgerichtsgebäude.

Das Jahrhundert des großen Krieges verlief nicht ohne unerhörte Drangsale und große Schädigungen an Gut und Blut. Im Jahre 1822 erst ist die letzte Schuld aus dem Dreißigjährigen Kriege, welche zur Abfindung der kaiserlichen Einquartierung unter dem 19. Januar 1628 auf die Kämmereigüter aufgenommen und später für das Schwedersche Fideikommiß eingetragen war, mit 666 Talern und 16 guten Groschen bezahlt worden.

Im Westfälischen Frieden von 1648 erhielt das Kurhaus Brandenburg unter anderen Entschädigungen auch das säkularisierte Bistum



Die Bergstraße in Köslin. Im Vordergrunde links der Marktplatz.

Nachdem schon im Jahre 1530 Nikolaus Klein aus Lübeck, ein Schüler Luthers, in der Marienkirche evangelisch gepredigt hatte, wandte sich die Stadt Köslin 1532 ganz der Reformation zu. Als 1534 der evangelisch-lutherische Glaube namentlich infolge der Bemühungen Bugenhagens in ganz Pommern eingeführt worden war, wurde der Domkapitular Martin Weiher erster evangelischer Bischof von Kammin. Er starb im Juni 1556. Diese Würde wurde nunmehr mit allen ihren Einkünften und Vorrechten nur an Prinzen aus dem herzoglichen Hause verliehen. Diese schlugen ihr Hoflager in Köslin in dem Schlosse auf, und so wurde denn die Stadt infolge der Reformation zur fürstbischöflichen Residenz erhoben. Eine an einem alten Mauerrest angebrachte Gedenktafel erinnert noch heute an jene alte Zeit. Jetzt stehen auf jenem Berge die

Kammin, und zwar unter dem Titel eines Fürstentums, mit der Ermächtigung, dasselbe mit dem Herzogtum Hinterpommern zu vereinigen, während Stettin und Vorpommern der Krone Schweden verblieben. Der letzte Bischof von Kammin, Ernst Bogislav von Croy, schloß mit dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm 1650 einen Vergleich, nach welchem der Bischof das ganze Stift an Brandenburg für eine Summe von 100 000 Talern und für die ihm zugesagte Anwartschaft auf die Ämter Naugard und Stolp völlig abtrat. Damit hörte Köslin auf, eine fürstbischöfliche Residenz zu sein, es erhielt aber 1654 den Rang der fünften Immediatstadt unter den wichtigsten vierzehn hinterpommerschen Städten. Es gibt noch eine Erinnerung an die Zeit der einstigen geistlichen Herrschaft: Das ist das Stadtwappen, welches eine Infula (einen Bischofshut) über der Schüssel

mit dem abgeschlagenen Haupte Johannes des Täufers zeigt, der der Schutzpatron des Bistums Kammin war.

Unter dem Könige Friedrich Wilhelm I. erhielt Köslin eine Garnison in dem Infanterie-Regiment von Grumbkow und in dem Stabe des Rouvignak du Veineschen Dragonerregiments. Es ist natürlich, daß dies sehr zum Aufblühen aller bürgerlichen Gewerbe der Stadt beitrug. Anderes war inzwischen in den Hintergrund getreten, so der Seehandel, den Kös.in früher getrieben hatte. Unter den Innungen waren die Gewandschneiderzunft und die Brauergilde am wichtigsten. Bei der Betriebsamkeit der Bewohner hob sich durchweg der Wohlstand der Stadt. Da trat inmitten einer segensvollen Friedenszeit ein Ereignis ein, das einen schweren Rückschlag zur Folge hatte: am 11. Oktober 1718 legte ein schrecklicher Brand mehr als die Hälfte der Stadt mit dem Rathause, dem früher bischöflichen Schlosse und der Schloßkirche in Asche und vernichtete alles das, was Menschenfleiß in langen Jahren einer friedlichen glücklichen Entwicklung geschaffen hatte. Unvorsichtigkeit beim Darren des Malzes war die Ursache des Unglücks. An Rettung war nicht zu denken. Außer den vorhin genannten öffentlichen fielen 317 Privatgebäude den Flammen zum Opfer. Da regte sich allenthalben die Barmherzigkeit, vor allem tat sich die Nachbarstadt Belgard durch ihre teilnehmende Hilfe rühmlichst hervor. Ganz besonders aber zeigte sich die landesväterliche Fürsorge des Königs Friedrich Wilhelms I. in hellstem Lichte. Der sonst so sparsame Herrscher spendete der Stadt ein königliches Gnadengeschenk von 4000 Talern und dem Tuch- und Raschmachergewerk überdies noch 379 Taler und 20 g. Groschen zur Anschaffung neuer Webestühle, gewährte Abgabenfreiheit für zwei Jahre und verzinste zum Besten der Stadt ein Kapital von 10 000 Talern auf 13 Jahre, um ihr die Möglichkeit zur Erwerbung des Gutes Mocker zu geben, dessen Wald das zum Wiederaufbau erforderliche Bauholz geben sollte. Bei solcher großherzigen königlichen Hilfe erstand die Stadt wieder aus der Asche. Die alten Tore verschwanden jedoch nach dem Wiederaufbau allmählich, zum Teil wurden sie zu nützlichen Zwecken eingerichtet. Das letzte derselben, das Mühlentor, ist allerdings erst 1872 niedergelegt worden. Zur Hebung der Stadt trug noch bei, daß nach Auflösung der Landvogteien zu Stolpe und Greifenberg und der Burggerichte zu Neustettin und Belgard der König in Köslin einen Obergerichtshof einsetzte, der den Titel Königliches Hofgericht führte.

Aus der Zeit des Wiederaufbaus der Stadt ist nicht mehr viel erhalten. Bemerkenswert sind jedoch die an allen vier Seiten des 4 Morgen großen Marktplatzes gelegenen zweistöckigen Häuser mit gleicher Gesims- und Firsthöhe und mit dem für jene Zeit charakteristischen gebrochenen Dach. Die Häuser entsprachen ganz dem nüchternen und soldatischen Geiste des Bauherrn und hatten außerdem einen sehr praktischen Zweck zu erfüllen: der Dachraum hat in allen Häusern die Form des liegenden Dachstuhls, ist von allen störenden Stützen freigehalten und geht ohne Brandmauern durch die ganze Häuserreihe hindurch. Das war die Exerzierhalle für die Grenadiere des Soldatenkönigs!

Ein sichtbares Zeichen des Dankes, den die Stadt dem Könige schuldete, ist das auf dem Marktplatz befindliche, ihm auf Beschluß der Landstände nach dem Vorschlage des Staatsministers und Feldmarschalls v. Grumbkow errichtete Standbild, das den Herrscher im römischen Kriegerschmuck, den Kommandostab in der Rechten, darstellt. Unten befinden sich die Reichsinsignien mit dem verschlungenen Namenszuge F.W.R. Eine lateinische Inschrift gibt die Veranlassung zur Aufstellung des Denkmals an; nach Westen zu ist die brennende Stadt dargestellt, nach Osten eine Viktoria, die das Haupt des Königs krönt; die Nordseite zeigt den sich zur Sonne aufschwingenden Adler.

Als Friedrich II. die Regierung antrat, hatte Köslin außer den inzwischen entstandenen Vorstädten 842 Häuser und, abgesehen von der Garnison, 2435 Einwohner. Die bald hereinbrechenden Kriegszeiten hatten für Köslin nicht viel Ungemach im Gefolge; nur hatte es einige Male durch russische Truppen zu leiden. Bei einer solchen Besetzung durch Soldaten des Generals von Tottleben wurden alle drei Vorstädte von Kosaken in Brand gesteckt. Es wäre noch schlimmer gekommen, hätte nicht der pflichttreue preußische Major von Benkendorf, auch ohne daß die von Belgard her erwarteten Preußen eintrafen, das Schlimmste verhütet. Verhindern konnte er es allerdings nicht, daß Tottleben die Stadt besetzte und von ihr eine Summe von 2000 Talern als Kriegssteuer erzwang. Bald darauf zog der russische General ab. Noch einmal schlug ein russischer Heerführer, der General Romanzow, in Köslin sein Hauptquartier auf, aber seiner Milde und der guten Manneszucht seiner Truppen wird in der Ueberlieferung aus jener Zeit mit gebührendem Lobe und dankbar gedacht. Die Spuren des Krieges, so wenig sie sich im ganzen bemerkbar gemacht hatten, waren nach dem Friedensschlusse nicht sogleich ganz zu verwischen. Sie zeigten sich namentlich in einer starken Teuerung der Lebensbedürfnisse.

Am Ende des 18. Jahrhunderts hatte Köslin, in dem Handel und Gewerbe blühten,

ohne die Garnison 3489 Einwohner und 592 Häuser.

Die Stadt Köslin hatte auch unter den traurigen Verhältnissen zu Beginn des 19. Jahrhunderts sehr zu leiden. 1807 nahm eine französische Besatzung von der Stadt Besitz; 8000 Taler wurden von ihr erzwungen. Vorübergehend hatten auch 1808 französische Generäle in Köslin ihr Quartier; erst am 3. Dezember dieses Jahres rückten hier wieder vaterländische Truppen ein. Auch später zogen vielfach größere Heeresabteilungen durch die Stadt, was natürlich immer mit nicht geringen Opfern verbunden war. Als endlich Napoleons Glücksstern gesunken war, sah auch unser Ort wiederholt klägliche Reste des einst so großen französischen Heeres hindurchziehen.

Nachdem hier schon früher ein Königliches Kriegs- und Domänen-Kammer-Deputations-Kollegium bestanden hatte, das dann später wieder mit dem Stettiner vereinigt wurde, wurde 1816 auch die Stadt Köslin zum Sitze einer Königlichen Landesregierung bestimmt. Der Bezirk derselben hatte einen beträchtlichen Umfang; er umfaßte 13 landrätliche Kreise mit 23 Städten, 14031 Quadratkilometer mit 587 783 Einwohnern. Bald darauf wurde ein Lehrerseminar am Orte gegründet und die bisherige lateinische Stadtschule in ein Gymnasium umgewandelt, das zunächst Königliches und Stadt-Gymnasium hieß und im Jahre 1875 auf den Staat überging.

Der Plan, für die in den Freiheitskriegen gefallenen Pommern auf der Höhe des Gollenberges ein Denkmal zu errichten, ist von dem Regierungspräsidenten Grafen von Dohna-Wandlacken aufs eifrigste gefördert worden. Der erste Entwurf ist 1819 von dem Geheimen Oberbaurat Schinkel dem König zur Genehmigung vorgelegt worden. Leider konnte er der hohen Kosten wegen — es waren 13 800 Taler aufzubringen — nicht zur Ausführung gelangen. Schließlich ist der wesentlich vereinfachte Entwurf Schinkels in der Form eines großen Kreuzes auf einem entsprechenden Unterbau Wirklichkeit geworden. Das 1829 errichtete Denkmal ist in seiner prächtigen Umgebung in der Nähe des Gollenturmes ein Wahrzeichen der Stadt und der Provinz geworden. Sollte es doch seiner ursprünglichen Idee nach eben nicht nur ein Gefallenendenkmal sein, sondern in seiner Ausführung auch an die ehemals berühmte Wallfahrtskapelle auf dem Gollen und an den Otto v. Bamberg-Brunnen mit dem Kreuz in Pyritz erinnern.

Seitdem Köslin Sitz einer Regierung geworden war, hat es sich immer mehr auf allen Gebieten entwickelt. Wenn schon in früheren Zeiten der Raum des ursprünglichen Stadtgebietes zu klein und enge geworden und die Anlage von Vorstädten notwendig geworden war, so gewannen diese allmählich mehr an Ausdehnung. Ganz besonders hat sich die Stadt nach dem Gollenberge hin entwickelt, und zwar in der Danziger Straße. Von großer Wichtigkeit für die Entwicklung dieser ganzen Stadtgegend war, abgesehen von der schon früher erfolgten Verlegung des Gymnasiums in dieselbe, der ziemlich am Fuße des Gollenberges 1890 errichtete ausgedehnte und geschmackvolle Neubau der Kadettenanstalt, die von Kulm damals hierher verlegt wurde. Daß diese Verlegung zur Hebung der Stadt Köslin sehr viel beigetragen hat, ist leicht begreiflich. Heute ist die ehemalige Kadettenanstalt eine staatliche Bildungsanstalt (Realgymnasium).

Seit dem 1. Januar 1850 ist Köslin auch Sitz einer Oberpostdirektion mit einem ziemlich ausgedehnten Arbeitsgebiet. Diese Postbehörde war früher mit der Regierung vereinigt gewesen. Als Garnison hatte Köslin bis zum Weltkriege ein Bataillon des 54. Infanterie-Regiments (von der Goltz), dessen übriger Teil mit dem Stabe in Kolberg stand.

Der wirtschaftliche Aufschwung, der sich besonders im Anschluß an die Ostpommersche Gewerbeausstellung von 1912 anbahnte, wurde durch den unglücklichen Ausgang des Weltkrieges jäh unterbrochen. Infolge des Versailler Diktats verließen zahlreiche Flüchtlinge ihre alte westpreußische Heimat und zogen in die ostpommerschen Städte. So stieg auch die Einwohnerzahl Köslins in kurzer Zeit um 5000 (1929 = 30 400), und es entstand eine schwierige wirtschaftliche Lage, so daß die Stadt ziemlich unvermittelt vor völlig neue Aufgaben gestellt wurde. Jedenfalls fiel der Siedlungs- und Heimstättengedanke auch in Köslin auf fruchtbaren Boden. Es entstanden nach dem Kriege im regen Wettbewerb am Rande der Stadt geschlossene Siedlungen und ganze Gruppen von Einzelhäusern, die das Gesamtbild erfreulicherweise recht günstig beeinflußt haben.

Im übrigen hängt die weitere Entwicklung der Stadt von dem wirtschaftlichen Leben seiner ländlichen Umgebung ab. Landwirtschaft, Wald- und Fischreichtum bedingen die Existenz einer verhältnismäßig großen Zahl wirtschaftlicher Unternehmungen: Fabriken für landwirtschaftliche Maschinen, Genossenschaftsmolkereien, Fischräuchereien, Wurstfabriken, Mühlen, Sägewerke und Holzhandlungen. Der außerordentlich lebhafte Verkehr an den Markttagen legt Zeugnis davon ab, wie eng Köslin mit der Landwirtschaft seines Hinterlandes, deren Kaufkraft für die Stadt von entscheidender Bedeutung ist, verwachsen ist.

Dank seiner bevorzugten Lage an Wald und See ist Köslin ferner zum beliebten Reise-

ziel und Ausgangspunkt für Wanderungen geworden. Der Weg zum Gollenwalde wird durch zwei Linien der städtischen Straßenbahn abgekürzt; der 3 Klm. entfernte Buchwald und die in der Luftlinie 10 Klm. entfernte Ostsee mit den Badeörtern Großmöllen und Nest und der Jamunder See sind seit 1912 durch eine normalspurige elektrische Bahn in kurzer Zeit zu erreichen.

Es ist trotz aller Nöte der Zeit zu hoffen, daß sich Köslin neben den beiden andern Mittelstädten des Bezirks, Stolp und Kolberg, ehrenvoll behaupten wird. Neben seiner Bedeutung als Regierungshauptstadt und Sitz zahlreicher Behörden hat es in seiner landschaftlichen Lage einen außerordentlichen Vorzug, der auch für die weitere Entwicklung der Stadt von Wichtigkeit sein wird.

St. Marien in Köslin.

Von Pfarrer Georg Vanselow.

Das schönste, vielleicht auch das älteste, Bauwerk der Stadt ist die Marienkirche. Ihr Turm überragt alle Hochbauten, ihr hohes Dach alle Dächer und Häuser der Stadt. Wer von Süden oder Westen her sich Köslin nähert, bekommt den ersten Gruß durch die Marienkirche. Wenn es auch schönere Kirchen in Pommern gibt, so kann sich die Kösliner Marienkirche doch ihren benachbarten Schwestern in Kolberg, Belgard, Schlawe und Stolp würdig an die Seite stellen.

Nicht immer sah die Marienkirche im Aeußern und im Innern so aus wie heute. Ehe wir uns ihrer heutigen Gestalt zuwenden, tun wir einen Blick in die Vergangenheit.

Die Marienkirche in 600jähriger Geschichte.

Im Gründungsprivileg des Klosters (1278) wurde diesem das Patronat über die Pfarrkirche zu Köslin überwiesen. Wie die damalige Pfarrkirche, an der ein Pleban (Leutepriester) angestellt war, geheißen hat, wissen wir nicht. Die einen meinen, es sei die St. Spiritus-kapelle gewesen, welche 1319 erwähnt wird. Andere vermuten eine andere Kirche. Die Marienkirche stand damals noch nicht. Erst 1333 wird sie zum erstenmal erwähnt. Also in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts ist sie gebaut worden. Das Kloster war Bauherr. Der Chronist Haken schreibt über den Bau: „Es ging dies damaliger Zeit leichter an als es jetzt sein würde, denn wenn man nicht ein wundertätiges Marienbild bei der Hand hatte, so bettelte man, und wer wollte es den andächtigen Klosterjungfrauen in Köslin wehren, wenn sie beides taten? Wenigstens sammelte man von den Pilgern, die den weltberufenen Gollenberg und das Wunderbild „unserer lieben Frau“ besuchten, einen ehrlichen Notschilling zusammen, und man muß es ihnen zum Ruhm sagen, daß sie solchen gut angewendet, indem sie uns ein Kirchengebäude geliefert, dessen Ausführung jetzt viel Weitläufigkeit verursachen würde. Was kostete auch damals solch ein Bau? Holz und Leute zum Kalk- und Ziegelbrennen waren im Ueberfluß; das war aber auch schon das meiste.“ Immerhin muß man darüber staunen, daß in der kleinen Stadt damals ein so stattliches und dauerhaftes Gebäude geschaffen wurde. Diese starken Wände, ein- bis eineinhalb Meter dick, diese Weite des Raumes, diese Schönheit der Formen und Linien!

Das Kloster sorgte gut für die neugegründete Pfarrkirche, da es selbst wohlhabend war, wenngleich der Rat der Stadt „ein wachsames Auge darauf hatte, den lieben Fräuleins die Flügel nicht all zu lang wachsen zu lassen“. Auch die Geistlichen wurden vom Kloster gestellt. Sie wohnten in der großen und kleinen Papenstraße, heute Schulstraße. Ueber die weitere Geschichte der Marienkirche haben wir nur spärliche Notizen, denn die Akten im Klosterarchiv sind nach der Säkularisation desselben (1568) verloren gegangen. Schon 1519 bekam der Kirchhof einen Steindamm, 1531 wurde die Wetterfahne vom Turm durch einen Sturm heruntergeworfen. Im 16. und 17. Jahrhundert erhielt die Marienkirche mancherlei Anbauten und Einbauten, Kapellen, die als Erbbegräbnisse Verwendung fanden. Genannt werden die Borchhards-Kapelle, die Bökels- oder Güstrowen-Kapelle, die Tetzlaff-Manowen-Kapelle, und die Barchmins- später Smetius-Kapelle genannt, weil der Hofapotheker Smetius sie als Erbbegräbnis für seine Familie kaufte. Auf der Handzeichnung von Wendland (1749) sieht man auf der Nordseite der Kirche die Schlieffsche Kapelle, das Lewsche und das Schwedersche Erbbegräbnis. Außerdem zeigt die Zeichnung noch in dem Winkel zwischen Chor und Seitenschiff ein Türmchen mit Signierglocke und ein Beinhaus. Ebenso war auf der Südseite eine Turmvorhalle und ein Anbau an der Stelle der heutigen Sakristei. In diesem Anbau, der sogenannten Kantorei, soll die erste Orgel im Jahre 1519 eingebaut worden sein. Mikraelius meldet im 4. Buch seines „alten und neuen Pommernlandes“ daß im Jahre 1609 (1605?) die Kirche mit einer neuen Orgel ausgeziert worden sei. Die letztgenannte Orgel ist ein Werk des berühmten Meisters Paul Lüdemann in Rostock gewesen. Im Jahre 1714 ist sie von Grund auf repariert worden.

In derselben Zeit, in der die erste Orgel in die Kirche kam, ist vieles andere geschehen. Das Gestühl im Chorraum ist verfertigt. Es hatte geschnitzte Seitenlehnen und wurde später auf der Rückseite mit Papiertapeten (!) beklebt, die mit Holzschnitten bedruckt waren. Wendland erwähnt noch den „mit artiger Bildschnitzarbeit ausgezeichneten Ratsstuhl vor dem ersten Pfeiler zur rechten Hand, wenn man nach dem Chor geht, welcher im Jahre 1598 erbaut sei". All dies Gestühl ist spurlos verschwunden. Schon vor dieser Zeit, 1512, entstand, von der Hand des Meisters Andreas Wentzel gefertigt, ein großer Flügelaltar, bestehend aus einer vier Meter hohen und 3,8 Meter breiten Tafel. In der Mitte auf goldenem Grund stand ein großes geschnitztes Marienbild mit dem Jesuskind, rechts und links ein Johannes und ein Bischof, alle in Lebensgröße und darüber. Auf beiden Seiten der Tafel waren Flügel, die zugeschlagen werden konnten. Letzteres geschah in der Passionszeit, weil auf der Außenseite der Flügel die Passion Christi abgebildet worden war. Im aufgeschlagenen Zustand bedeckten diese Flügel zwei ebenso große, feste Brettteile, die bei Schließung des Altars sichtbar wurden und ebenfalls Passionsbilder zeigten, die mit denen auf den Flügeln in Verbindung standen. In den Flügelschreinen, die zweigeschossig waren, befanden sich, zu vieren geordnet, 16 kleinere Holzbilder, die Haken als Vertreter der verschiedenen Nationen, die Christum angenommen haben, ansieht, in denen man später aber die Apostel, die heiligen drei Könige und den Ritter St. Georg erkannt hat. Das Ganze wurde von einer dreiviertel Meter hohen Predella getragen und durch eine in spätgotischen Formen gehaltene Krönung abgeschlossen. Im Jahre 1708 wurde vorn im Chor ein neuer Altar gebaut, dessen schöne Struktur gerühmt wird. Auf der Spitze stand der triumphierende Christus mit der Siegesfahne, darunter ein Täfelchen, von zwei Engeln gehalten, mit der Inschrift: „Ich siege nach Arbeit und Mühe, Jesu uns zu dir ziehe". Damals war der Chor noch durch ein Gitter vom Schiff getrennt. Zwischen diesem Altar und der damals noch vorhandenen „kunstreichen Tafel" befand sich die Taufe (Baptisterium), von Schranken umgeben, welche 1709 „eines Hökers Blumen Witwe mit einem Geländer umgeben und mit verschiedenen Gemälden hat auszieren lassen."

Ueber die ersten Glocken wissen wir nichts. Haken berichtet, daß vier Glocken im Turm hängen, deren größte im Jahre 1624 von Cristof Köckeritz im alten Stettin umgegossen sei. 51 Zentner 84½ Pfund soll sie gewogen haben. Nach der Inschrift sind damals Prediger gewesen Emanuel König, Dr. und Superintendent, Georg Messerschmidt, Archidiakonus, und David Fuhrmann, Diakonus. Die zweite Glocke trug die Inschrift: „Durch Feuer bin ich geflossen, Ernst Kreideweiß hat mich gegossen" und die Jahreszahl 1701. Eine Schlaguhr (Seiger) ist



Köslin: Blick auf die Marienkirche und den Gollen.

schon 1555 vorhanden, wie aus der Kirchenvisitation dieses Jahres zu erkennen. Sie ist zu verschiedenen Malen (1605 und 1712) erneuert, bis man 1754 eine ganz neue Uhr hat verfertigen lassen, welche 283 Rthl. kostete. Ein Zifferblatt war auf allen 4 Turmseiten und auch in der Kirche unter der Orgel. Unter diesem letzteren war eine lateinische Inschrift, welche an die Kürze des Menschenlebens erinnerte und zur Besinnung mahnte. Die Signier- oder Klingglocke wurde 1711 umgegossen.

Kronen besaß die Kirche früher 8 oder 9. Außer der Brauerkrone, welche 1606 in Nürnberg gegossen ist und 493 Fl. 8 Gr. 6 Pf. gekostet hat, je eine von den Schmieden, den Schmiedeknechten, den Schustern und den Krämern gestiftet. Dazu noch im Chor eine vom Bürgermeister Georg Curdt beim Begräbnis seiner Frau 1580 der Kirche geschenkt. Zwei große Leuchter sollen 1519 von mehreren

Kirchenvorstehern in Lübeck gekauft und in der Kirche aufgestellt worden sein. Fast alle diese Dinge sind bei den mannigfachen Umbauten und Reparaturen der Kirche verschwunden. Solche Wiederherstellungsarbeiten fanden statt in den Jahren 1585, als die Pest wütete, und 1591, wo die Kanzel neu gebaut wurde. 1635 wurde der Turm an der Süd-, West- und Ostseite mit neuem Kupfer bedeckt. Die Nordseite folgte 1673. Im Jahre 1731 geschah eine Erneuerung der Kirche „auf Kosten guter Herzen und wahrer Kirchenfreunde". 1751 war wieder der Turm das Schmerzenskind, das eine Ausbesserung nötig machte, die neben 1000 Rthl. Kollekte noch einige 100 Rthl. Kirchenvermögen verschlang. In den Jahren 1842—45 fand eine umfassende Erneuerung statt, die sich auf das ganze Kirchengebäude erstreckte. Das Kupferdach auf dem Turm wurde umgedeckt, eine neue Orgel eingebaut und eine neue Turmuhr. Sämtliche Anbauten wurden beseitigt, damit das Kirchengebäude wieder seine ursprüngliche Form erhalte. Leider wurde aus dem Innern der Kirche schonungslos alles entfernt, was aus der katholischen Zeit stammte. Der Flügelaltar u. a. wanderte in die Rumpelkammer. In den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts fand nochmals eine Erneuerung statt, geleitet durch den Landesbauinspektor Böttger. Sie erstreckte sich nur auf das Innere der Kirche. Es erhielt an Stelle der bisherigen weißen Tünche eine Ausmalung, eine neue Orgelempore, eine neue Kanzel und Chorgestühl. Die letzte Erneuerung geschah in den Kriegsjahren 1914 und 15 unter Leitung des Regierungsbauinspektors Kröber. Aeußeres und Inneres wurde gründlich gebessert und ihrer ursprünglichen Gestalt nahegebracht. Das Dach wurde zu seiner alten Höhe emporgezogen. Die den Gesamteindruck störenden, auf die Strebepfeiler aufgesetzten Fialen, ebenso die die Seitenschiffe verdeckenden Staffelgiebel wurden beseitigt und so klare Linien geschaffen. Durch Herunterziehen des Daches wurden die noch vorhandenen Anbauten harmonisch angegliedert. Eine Zentralheizung (Heißluftheizung) ist im Keller angelegt. Durch eine künstlerische Ausmalung und Aufstellung der alten Holzschnitzereien hat das Kircheninnere ein warmes und schönes Aussehen erhalten. Die früher wie ein Schwalbennest an der Wand hängende Kanzel hat einen Fuß bekommen, der Schalldeckel neue schönere Formen. Nachdem dann noch später das Kupferdach des Turmes erneuert worden ist und die im Kriege geopferten Glocken durch neue ersetzt worden sind, hat die Kirche im Aeußern und im Innern die Gestalt gewonnen, welche sie heute hat. Ihrer Beschreibung wenden wir uns jetzt zu.

Die Kirche in ihrer jetzigen Gestalt.

Die Marienkirche ist ein gotischer Backsteinbau, dreischiffig, mit einem massigen Turm im Westen und polygonalem Chor im Osten. Starke Strebepfeiler mit schrägem Abschluß stützen die Wände, die ein Steildach tragen. Am Ende des Mittelschiffdaches ist ein Dachreiter aufgesetzt. Die Seitenschiffe haben Giebeldächer, die quer zum Hauptdach stehen. Sämtliche Dächer sind mit Ziegeln gedeckt. Vor dem zweiten Seitenschiffgiebel vom Turm aus steht auf beiden Seiten ein sechseckiges Treppentürmchen mit Spitzdach. Unter der Dachtraufe läuft ein Vierpaßfries um das ganze Gebäude, auch unter dem Turmdach. Der Turm, 57 Meter hoch, ist viereckig und trägt ein Zeltdach aus Kupfer, das leider noch die Patina vermissen läßt. Die welsche Haube läuft in eine Spitze aus, welche eine Kugel trägt, eine Wetterfahne und abschließenden Stern. Unter der Haube hängen die Uhrglocken. Der unschön wirkende tellerförmige Umgang, welcher früher auf der Ost- und Westseite frei in der Luft schwebte, ist neuerdings mit Holz unterbaut. Die Turmwände sind durch verputzte Blenden mit spitzbogigem bzw. flachbogigem Abschluß belebt.

Im Turm hängen 4 Bronzeglocken nebeneinander, die durch elektrischen Antrieb geläutet werden. Die größte, 1872 von der Stettiner Firma Voß gegossen, hat einen Durchmesser von 1,62 Meter und vorn die Inschrift: „Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth, alle Lande sind seiner Ehre voll". Ihr tiefer Ton, auf b gestimmt, gibt dem Grabgeläut den schweren, fast schauerlichen Klang. Die drei anderen Glocken, 1922 ebenfalls in Stettin gegossen, haben den Dur-Dreiklang Des—F—As, was ein glückliches Verhältnis zu dem Ton der größten Glocke schafft. Das vorher eingeholte Gutachten des Musikdirektors Hildebrand, Stettin, rühmt die Fülle, Weichheit und Rundung der Klangwirkung. Die größte von ihnen hat die Inschrift: „Nun aber bleibet Glaube Hoffnung Liebe diese drei", 1. Korinther 13, Vers 13. Auf der zweiten steht: „Hoffnung läßt nicht zu schanden werden", Römer 5, Vers 5, auf der dritten: „Fürchte dich nicht, glaube nur", Marcus 5, Vers 36. Abseits hängt noch eine fünfte Glocke, die arme Sünderglocke genannt, wahrscheinlich eine alte Betglocke, von der Böttger vermutet, daß sie aus der 1822 abgebrochenen Nikolaikapelle stammt. Sie zeigt auf Vorder- und Rückseite zwei Medaillons, ein Kreuz und ein Lamm mit Fahne. Ihre Inschrift lautet:

„Ludeke + rose + annodomini + m + v cccc + xx + iiii +"

Sechs Portale mit eichenen Türen, die schwere, kunstvoll geschmiedete Beschläge zeigen, führen ins Innere der Kirche. Gehen wir durch

eins der beiden Turmportale, so kommen wir zunächst in eine Halle mit schönem Sterngewölbe. Durch einen schmalen Vorraum mit Kreuzgewölbe steht sie mit dem Hauptschiff und den Eingangstüren in Verbindung. Die Symbole der Taube und zweier verschlungenen Hände in den Fenstern deuten die Bestimmung dieses Raumes an. Er ist Taufkapelle und Warteraum bei Trauungen. An der Westwand steht der alte schöne Taufstein aus Muschelkalk, der ebenso alt ist wie die Kirche Er hat eine Kelchform, aber der Kelch ist nicht rund, sondern polygonal und hat 16 spitzbogig geschlossene Füllungen. Früher wurde seine weite Höhlung mit Wasser gefüllt und die Täuflinge darin ganz untergetaucht. Ueber dem Taufstein prangt auf reich gezierter Säule Maria mit dem Kinde, einst das Herzstück des Flügelaltars. Der Kopf der Maria ist nicht gerade schön, doch hat das Gesicht einen gütigen Ausdruck. Der Faltenwurf ihres Gewandes ist recht fein Das Jesuskind ist sowohl anatomisch wie ästhetisch betrachtet unschön Zu beiden Seiten der Maria stehen, aber tiefer auf niedrigem Sockel, zwei Bischöfe mit gespaltener Bischofsmütze und hohem Bischofsstab. Die Gesichter, energisch und doch gütig, sind edel und fein durchgebildet. Wahrscheinlich sind es Kamminer Bischöfe, deren Namen wir nicht kennen. Alle drei Figuren treten aus dem purpurn gehaltenen Hintergrund flacher Nischen heraus, die auch die Seitenwände beleben.

Gehen wir nun durch die hohe Glastür, so kommen wir in den schmalen Vorraum, der eigentlich noch zur Turmhalle gehört, aber durch Versetzung der Tür zum Inneren der Kirche gezogen ist Zwei Reihen Stühle vermehren die Zahl der gern gesuchten und günstigen Plätze in der Kirche. Von diesem ruhigen, dämmrigen Raum aus genießt man den schönsten Blick in das 24 ½ Meter lange und 8,6 Meter breite Mittelschiff und den Chorraum, der 16,6 Meter lang und 8,8 Meter breit ist. Durch zahlreiche Ueberschneidungen kommt Abwechselung in das Bild hinein. Fassen wir zunächst das Architektonische ins Auge. 6 mächtige freistehende Pfeiler und 4 vorgelegte halbe Pfeiler tragen die 18,2 Meter hohen Sterngewölbe des Mittelschiffs. Die Pfeiler haben achteckigen Grundriß. Dreifach vorgelegte Dienste nehmen die Grate und Rippen der Gewölbe auf. Sie beginnen nicht gleich über dem Fußboden, sondern 1¼ Meter über demselben. Man hat sie abgeschnitten, um Raum für das Gestühl zu gewinnen und den am Pfeiler Sitzenden den Blick zum Chor freizumachen. Im Kämpfer haben die Dienste ein kelchförmiges Kapitell mit runder Deckplatte. Der Triumphbogen zeigt nach der Apsis zu ein rechtwinkliges, nach dem Hauptschiff zu ein birnstabförmiges Profil. In den Seitenschiffen, die nur 8,8 Meter hoch sind, sind ebenfalls dreiteilige Dienste. Sie zeigen auf der Pfeilerseite ein einfaches, aber schönes Kapitell, während sie auf der Wandseite auf ähnlich geformten Konsolen aufgesetzt sind. Die Apsis hat reichere und schönere Sterngewölbe

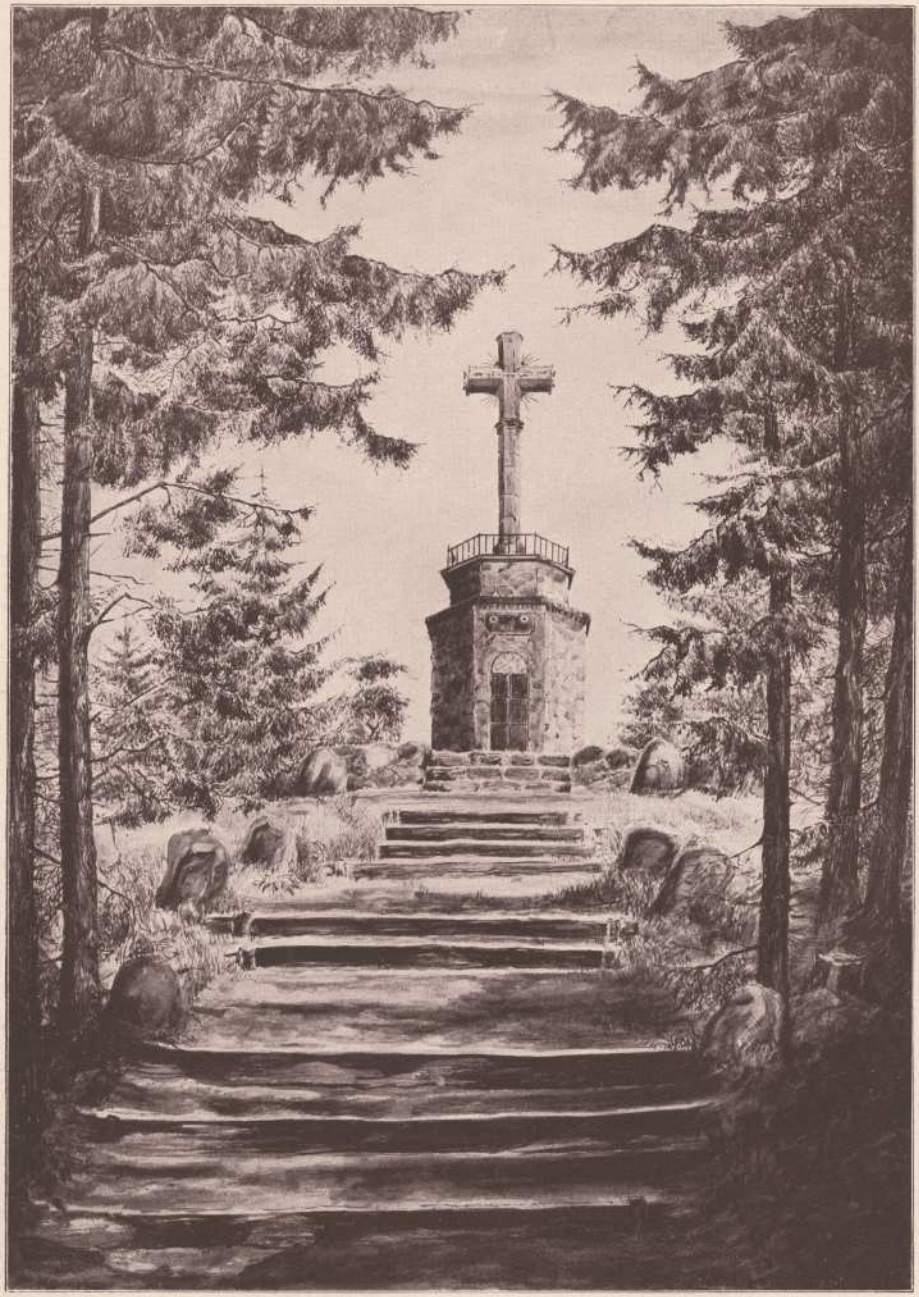


Inneres der Marienkirche in Köslin mit Kanzel und Hochaltar

als die Schiffe. Rippen und Grate gehen hier von Diensten aus, welche im Kapitell ein Menschenantlitz zeigen. Acht verschiedene derbe Gesichter aus gebranntem Ton schauen in die Kirche hinein. Ob sie der Phantasie des Baumeisters entstammen oder bestimmte damals lebende Menschen darstellen, entzieht sich unserer Kenntniß. Der Fußboden ist mit sechseckigen Ziegelsteinen belegt, von deren warmem Rot sich das tiefe Blau des Läufers abhebt, der den ganzen Mittelgang bis zum Chor hinaufgeht. Rotbraunes Gestühl mit grünen Feldern füllt das Innere der Schiffe, während das Chorgestühl schwarz gehalten ist und eine gotische Holzumrahmung hat. Die Fenster sind

dreiteilig und in Maßwerk spitzbogig gehalten. Sie haben Bleiverglasung in Antikglas und sind durch Glasmalereien belebt. Zusammen mit den gemalten Chorfenstern schaffen sie ein stimmungsvolles, gedämpftes Licht, das bei Sonnenschein draußen wunderherrlich im Kirchenraum spielt, bei trübem Wetter aber bis zur Dämmerung und Dunkelheit herabsinkt, so daß man dann im Gottesdienst nicht ohne künstliches Licht auskommt. Die Glasgemälde der Chorfenster zeigen in der Mitte in Mattblau ein Teppichmuster, darüber das Symbol der Taube mit goldenen Strahlen. Links davon Jesus bei Maria und Martha, rechts Jesus und die Emmausjünger. Diese beiden Fenster sind besonders schön und wirksam durch die leuchtenden Farben der Gewänder und die feine Abtönung. Die Gesichter sind klar und ausdrucksvoll. In den beiden letzten Fenstern stehen Luther und Melanchthon einander gegenüber, ersterer im blauen pelzverbrämten Mantel, letzterer in grünem. Der Glaubensheld, die geballte Hand auf die Bibel gelegt, und der gelehrte, milde Praeceptor Germaniae. Die Ausmalung der Kirche, ein Werk des Berliner Malers Otto Weck, zeigt als vorherrschende Farbe grün. Das verleiht der Kirche einen frühlingsartigen Charakter. Von den Emporen und den Chorwänden leuchtet dies satte Grün, das den Blick des Beschauers fesselt, während die großen Flächen der Seitenwände und Gewölbe gelblich-weiß gehalten sind. Die Pfeiler erscheinen im matten Grau, das durch rote Striche in einzelne Felder geteilt ist, ohne doch Marmor oder anderes Gestein vorzutäuschen. Die Dienste und Rippen zeigen wechselnde kräftige Farben nebeneinander. Durch die Farbentechnik sind die früher so häßlich wirkenden Emporen erträglich geworden, ja man kann sogar sagen, daß sie das Bild beleben. Schleierbretter, hübsch bemalt, verdecken die Balkenlage, während die Bogen mit zierlichem Schnitzwerk verschönt sind. Die Vorderflächen der Emporen zeigen feine Blumenornamente in reicher Abwechselung. Das Prunkstück der Kirche ist die Kanzel, in rot und gold strahlend. Sie ruht auf 4 hölzernen, gebündelten Säulen mit zierlichen Kapitellen. In feinen Linien kelchartig sich erweiternd, wächst geschnitztes Rankenwerk heraus. Die Kanzelseiten haben Nischen, in denen zwei Heilige der ehemaligen Predella stehen. Die eine, Maria, hält ein Modell der Kirche in den Händen, die andere, Barbara, einen Turm. Der Schalldeckel hat schöne Kronenform. Ehe wir uns dem Chor zuwenden, werfen wir noch einen Blick rückwärts. Hinter den beiden hochhängenden Kronen, die elektrisches Licht abgeblendet spenden, hängt etwas niedriger die alte Brauerkrone, ein prächtiges Stück aus Messing. Ihr Gewicht wird auf 12 Zentner angegeben. In drei Etagen streckt sie je 10 Arme aus und zeigt oben einen doppelköpfigen Adler, unten einen Löwenkopf mit Ring. Zwischen den Armen sind Ritterfiguren zu sehen. Mit Kerzen besteckt, gibt sie dem Frühgottesdienst zu Weihnachten und dem Abendgottesdienst am Sylvester eine besondere Weihe. In der Kugel sind Schriftstücke aufbewahrt, welche die Geschichte der Brauerkrone und die Namen Kösliner Ratsherren und Handwerksmeister enthalten. Hinter der Brauerkrone im freigewordenen Portalbogen fesselt unseren Blick ein alter Kruzifixus, der aus der Wallfahrtskapelle auf dem Gollen stammt. Ein Tuchmacher Simon Bohm hat ihn von dort geholt. Zuerst in seinem Hause, dann im Tuchmachergestühl aufgestellt, wanderte er später mit dem anderen Holzwerk in die Rumpelkammer, von wo er neuerdings wieder hervorgeholt und renoviert worden ist. Jetzt bildet er ein Schmuckstück unserer Kirche. Die Anatomie des Christuskörpers ist sehr primitiv, das Antlitz aber edel und von ergreifender Wirkung. Die 4 Kreuzenden erweitern sich zu runden Scheiben, auf denen die Sinnbilder der vier Evangelisten zu sehen sind. Der Kruzifixus steht frei auf einem Querbalken, in dessen Nischen drei weibliche Heilige stehen, die ebenfalls aus der Predella des alten Altars stammen. In der Mitte Maria mit dem Kinde. Die Orgelempore zeigt an der Stirnseite singende Engel. Vor der Orgel ist ein hölzernes Lichtgehänge in schöner Schnitzerei, das oben mit Kerzen, unten mit Glühbirnen besteckt ist. Die Orgel selbst, ein Werk von Schlag und Söhne in Schweidnitz, stammt aus dem Jahre 1899. Sie ist von einer Klangschönheit wie wenige in Pommern. 2960 Pfeifen verschiedenster Art bringen eine Vielstimmigkeit und Abtönung der Klangfarben, die von Musikkennern und Liebhabern immer wieder gerühmt wird. Die starken Töne haben solche Gewalt, daß schwache Nerven sie nicht ertragen, das Fernwerk aber gibt so zarte Töne, daß sie wie ein Hauch durch die weiten Räume zittern. Das Orgelgehäuse ist schlicht und fügt sich in die Ordnung der anderen Dinge würdig ein.

Nun wenden wir uns um zum Chorraum, der malerisch mit besonderer Sorgfalt behandelt ist. Der Triumphbogen zeigt Engelfiguren, die Gewölbe mattgrünes Blumengerank. Den Hauptaltar umgeben große Gemälde in gotischer Holzumrahmung. Sie sind ein Werk des Gymnasialzeichenlehrers Hauptner aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts. In der Mitte die Auferstehung Christi. Die etwas steife Haltung des Engels, in dem Hauptner seine Tochter dargestellt hat, ist störend, aber die Gestalten der Kriegsknechte sind lebendig, und der aus dem Grab sich erhebende Christus würdig. Im ganzen betrachtet ist das Bild, wenn auch kein



Luise Fehlauer: Das Gollenkreuz (Pinselzeichnung)

großes Kunstwerk, doch ansprechend. Rechts und links je zwei Evangelisten mit Buch und Feder in der Hand. Ihre Sinnbilder, Engel, Löwe, Stier und Adler sind außer dem ersten nur bei guter Beleuchtung und richtiger Stellung des Beschauers zu erkennen. Zwischen diesen Bildern und dem Gestühl stehen, über lebensgroß aus Holz geschnitzt, Johannes der Täufer und Johannes der Evangelist. Ersterer mit dem Lamm, letzterer mit Kelch und Schlange. An diesen beiden Figuren ist wohl manches zu bemängeln, aber vielleicht gilt doch, was der Kunsthistoriker Dr. Kugler von den Holzschnitzbildern überhaupt schreibt: „Höchst merkwürdig ist die ebenso zarte wie plastische, fast klassische Bildung des Gesichts. Es drückt sich darin ein eigentümlich hoher Adel, mit milder Schönheit verbunden, sehr glücklich aus." An den Chorwänden entlang stehen in Nischen auf schwarzgoldenem Hintergrund die schon erwähnten 16 kleineren Holzfiguren. Die 12 Apostel mit ihren Kennzeichen, die heiligen Drei Könige, wenn man den schwarzen Ritter dazu nimmt, was höchst fraglich ist, und der Ritter St. Georg mit dem Drachen. Auch hier ist wohl das Urteil des ebengenannten Dr. Kugler zutreffend: „Die Arbeit hat etwas handwerksmäßigen Charakter, doch sind einzelne Gewandpartien in schöner und freier Weise angeordnet." Der Altar ist umgeben mit einer Schranke, die ebenso wie die Kanzel in rot und gold gehalten ist und ein Rebengeranke zeigt mit einem silbernen Kreuz in der Mitte.

Noch werfen wir einen Blick in die zur rechten Hand liegende Sakristei und die gegenüberliegende Gedächtnishalle. Die Fenster der Sakristei zeigen in Glasmalerei Gustav Adolf und Bugenhagen, von Luther Dr. Pommer genannt. An der Fensterwand hängt ein alter, schöner Kruzifixus, das Original zu der auf dem Hauptaltar stehenden Kopie, ein altes wertvolles Stück. Im Hinterkopf befindet sich eine trichterförmige Vertiefung, in die man früher eine rote Flüssigkeit hineintat, welche in den Wundmalen (oder in den Augen?) heraustrat und Blut vortäuschte. An der Ostwand hängt ein gemaltes Bild, Petrus über dem aufgeschlagenen Bibelbuch. Auf der Blattseite steht: „Simon Simon, der Satanas hat euer begehret, daß er euch sichten möchte wie den Weizen, ich aber habe für dich gebeten, daß dein Glaube nicht aufhöre." Hinter Petrus der krähende Hahn. Ein besonderer Kunstwert ist dem Bilde kaum zuzusprechen. Ein wertvolleres altes Oelgemälde, auf Holz gemalt, hängt an der Ostwand des südlichen Seitenschiffes und stellt die Kreuzigung dar. Die von Böttger erwähnte Datierung: „1669 Hinrich Völcker" ist nicht mehr zu erkennen. Früher führte eine Schwindel erregende eiserne Wendeltreppe aus der Sakristei auf die Kanzel. Sie ist ersetzt durch eine Holztreppe, deren Geländer in einen Löwenkopf ausläuft.

Gegenüber der Sakristei, aber nur durch die Innen- und Außentür auf der Nordseite zu erreichen, liegt die Gedächtnishalle. Auf der dem Eingang gegenüber liegenden Tür grüßt der Vers Paul Gerhardts: „Verleih uns Frieden gnädiglich, Herrgott, zu diesen Zeiten". Darüber eine Notiz über die Erneuerung der Kirche und ihre Vollendung im Kriegsjahr 1915. An der Ostwand sind die großen Gedächtnistafeln mit den Namen der im Weltkrieg gefallenen Glieder der Gemeinde, gegenüber eine kleine alte Tafel, die dem Gedächtnis der in den Befreiungskriegen Gefallenen gewidmet ist. In die Nordwand ist ein alter Grabstein eingelassen, der einst die Gruft des Glocken- und Kannengießers Eccart deckte. Glocke und Hammer sind auf dem Grabstein abgebildet. Die Inschrift nennt das Jahr 1633. Gegenüber ein Grabstein der Familie Engelbrecht, der die Geburtsjahre 1566 und 1597 nennt.

Damit ist unser Gang durch die Marienkirche beendet. Es sind nicht große und übermäßig wertvolle Dinge aus Vergangenheit und Gegenwart, die wir sahen, aber doch ist die Kirche ein würdiges und schönes Haus für eine feiernde Gemeinde, ein Haus, das Anspruch hat auf ihre Wertschätzung und Anhänglichkeit, und von dem das Wort des Psalmes gelten kann: „Herr, ich habe lieb die Stätte deines Hauses und den Ort, da deine Ehre wohnt".

Muss ma Coeslin. Von Hans Hoffmann.

„Der Herzog Bogislav X., den seine Pommern später als den Großen unter ihren Landesfürsten zu rühmen wußten, erlebte durch rasches Aussterben des übrigen Mannesstammes vom Greifengeschlecht das seit zwei Jahrhunderten nicht mehr erhörte Glück, das ganze Pommerland von den Grenzen der Mecklenburger bis zu den Polen und dem Deutschen Orden unter einem rechtmäßigen und anerkannten Zepter zu vereinigen. Diese ungeweigerte Anerkenntnis beim Adel wie bei den Städten war aber fast das einzige Krongut, welches er vorfand; alles handgreiflichere Besitztum und Recht des Staates und fürstlichen Hauses hatten seine Ahnen in verhängnisvoller Gutmütigkeit oder auch Lüderlichkeit zumeist an Klöster und Städte verschleudert, verschenkt oder verpfändet.. So erging es dem

jungen Herzog im Anfang seiner Herrschaft überaus jämmerlich; das blanke Geld war ein seltener Gast in seinen Truhen, ja, seine Einkünfte waren so gering und flossen ihm so ungleich, daß er oft nicht einmal die bloße Zehrung seines Hofgesindes bestreiten konnte, viel weniger in der Lage war, seinen getreuen Räten, Rittern und Knechten nach Pflicht und Gebühr ihren fälligen baren Lohn zu leisten.

In solchen Zuständen flatterte er ohne feste Hofstätte ruhelos im Lande umher, senkte sich mit seinem ganzen Schwarm bald hier bald dort in ein Kloster ein und hauste daselbst so lange, bis die frommen Herren, solcher Ehre ersättigt, bescheidentlich ihre alten Pergamente vorwiesen, wonach sie keineswegs verpflichtet waren, den herzoglichen Hof länger als eine bestimmte Zahl von Tagen oder Wochen umsonst zu verpflegen. Um nichts besser erging es ihm in den Städten, so daß er sich nicht selten herablassen mußte, mit seiner hungernden Gefolgschaft sogar in die Dörfchen sich einzunisten und den klagenden Bäuerlein gleichfalls ihr bißchen Nahrung zu schmälern. Seine Hofritter und Junker jedoch, durchaus nicht gewillt, ihres redlich erworbenen Soldes so ohne weiteres verlustig zu gehen, sahen sich genötigt, nach gut adeligem Brauch sich ihre Rittezehrung gar häufig frischweg von der Landstraße zu holen; und dem Landesvater blieb dann zumeist nichts übrig, als bei solchem eigenmächtigen Zugreifen seiner bedürftigen Gesellen ein Auge oder auch beide zuzudrücken. Mochte es ihm doch vielleicht nicht einmal so sehr unbillig erscheinen, wenn der einzelne geplünderte Kaufmann gelegentlich dafür büßte, daß die Gesamtheit der reichen Städte ihn in so unfürstlicher Verlumptheit im eigenen Lande herumlungern ließ, da sie ihm doch mit mäßigen gutwilligen Beisteuern ohne große Beschwer zu einem anständigen Unterhalt hätten verhelfen können.

Einmal, im Frühling des Jahres 1480, durchzog dieser trübselige Hofstaat Hinterpommern und lag im Gebiete des Bistums Cammin am Fuße des waldigen Gollenberges auf dem Schlosse zu Zanow, dessen Hauptmann des Herzogs getreuer Rat Adam Podewils war. Im Vorbeireiten hatten etliche der jüngeren Ritter von unten her den schön dunkeln, dicken, einsamen Bergwald sehr aufmerksam betrachtet und alsbald einen geheimnisvollen Reiz empfunden, denselben zu beschreiten. In der Tat konnte nicht leicht eine prächtigere Haltestelle für einen ritterlichen Haufen irgendwo gefunden werden: es ist ein Berg, der nach allen vier Seiten in freier Weite das ebene Land und nach Norden die Ostsee überschauen läßt, so daß unmöglich ein Wagen oder Schifflein unbemerkt sich nahen konnte, wogegen der Wald auch dem vorsichtigsten Kaufmann leicht ein ganzes Heer hätte verbergen können. Es war ein herzerfreuender Punkt für die muntern Ritter, welche schon lange keine recht ansehnliche Beute mehr erschnappt hatten. Zudem befand sich daselbst eine berühmte Wallfahrtsstätte, so daß die christlichen Gemüter für alle etwa möglichen Fälle sich in ausgiebiger Weise mit ihrem Gott versöhnen konnten.

Dort auf der herrlichen Höhe saßen die Reisigen, nachdem sie ihre Rosse unten im Gebüsch verborgen hatten, und spähten hoffnungsvoll in die Weite. Solche Hoffnung war nicht ohne vernünftigen Grund, denn grade durch den Bergwald und über die an seinem Fuße liegende bischöfliche Stadt Köslin zog sich die große Handelsstraße von Danzig nach den wendischen Hansestädten der Ostsee und weiter bis nach Hamburg zum Westmeere hin. So war es denn gar nichts Ueberraschendes, daß nach einem mäßigen Harren ein stattlicher Wagenzug in der östlichen Ferne sichtbar ward, der sich mit behäbiger Langsamkeit näher bewegte.

Als nun die Reihe der schönen Planwagen mit Knarren und Knallen und Klingeln an den Berg heranstolzierte, da durfte es dem abgerissenen Ritterhäuflein wahrlich die adelige Galle aufregen, wie jenes Krämergesindel so breit und protzig auf der offenen Straße einherwallte, während sie selbst im trüben Waldesdickicht gleich gemeinen Schnapphähnen im Verborgenen lauern mußten; bald freilich begann ihnen vielmehr das Herz im Leibe zu lachen, weil ja die ganze Herrlichkeit da unten sicher und bequem ihren eigenen empfangbereiten Händen entgegentrödelte.

„Heißa, jetzt drauf!“ rief endlich Bernd Heydebreck, unter diesen Rittern einer der jüngsten zwar, aber von allen der stärkste und schönste und allezeit bei kecken Unternehmungen der Vorderste. Er eilte hinab und auf sein Roß, die andern ihm nach, und aus dem Walde fuhr es wie ein eiserner Hagelschlag über die entsetzten Kaufleute, welche alsbald vor Schrecken den Kopf verloren und, obwohl nicht gering an Zahl und gut bewaffnet, doch keine Gegenwehr versuchten, sondern ein jämmerliches Geschrei und Hülferufen vernehmen ließen. Die Ritter setzten diejenigen, welche sich am ungebärdigsten benahmen, von ihren Rossen auf den Sand, wobei sie selbst ihrer Knochen achten mochten; Böses aber taten sie ihnen nicht, denn sie hatten keine weitere Ursache, ihnen zu zürnen, da sie dieselben an diesem Tage eher für ihre Wohltäter erachten mußten. Ihre Wagen plünderten sie mit allem Fleiße aus, schnitten die großen Ballen mit den Schwertern auf und nahmen mit sich, was irgend wertvoll erschien und soviel die ritterlichen Rosse noch zu ihren Reitern tragen konnten; am allerliebsten war ihnen das bare

Geld, dessen sie auch erkleckliche Summen an den Gürteln der Krämer hängend fanden.

Nachdem sie diese Arbeit vollbracht hatten, sprengten sie fröhlichen Herzens durch den Wald auf Zanow zu.

Die geschädigten Kaufleute standen noch eine Weile verstutzt und verstört und blickten vor Angst nicht um sich, sondern starr auf den Boden, als hofften sie unter dem Sande neue Schätze zum Ersatz ihres Verlustes zu erspähen. Erst als die Räuber völlig der Hörweite entrückt waren, ermannten sie sich und brachen in ein herzzerreißendes Wehrufen aus. Und als das nichts half, setzten sie sich am Ende wieder in Bewegung und hatten nun den Vorteil, mit den erleichterten Wagen die schützenden Mauern der Stadt Köslin desto schneller zu erreichen.

Sobald sie aber Wall und Graben um sich wußten, machten sie einen gewaltigen Tumult und erregten das Volk auf allen Gassen, bis sie zum Markte kamen.

Ein gut Teil der Beraubten waren Bürger von Köslin selbst, durch die Stadt hin verschwägert und versippt, und das breitete Schreck und Zorn desto eiliger unter den Leuten aus. Nachdem sie solchergestalt den Haufen recht gründlich in Hitze gebracht hatten, verkündeten sie zuletzt mit lautem Wehklagen:

„Die Räuber sind von des Herzogs Gesinde und sind mit der Beute auf Zanow geritten!"

Als man das vernahm, war das Volk gar nicht mehr zu stillen; alles schrie nach Waffen, nach Rache, alles rannte umher und drängte dem Tore zu, mit dem Willen, unverzüglich nach Zanow zu stürmen, die Schelme zur Rechenschaft zu ziehen und am liebsten gleich alle umzubringen.. Selbst der ehrsame Rat der Stadt ward anfangs von der gerechten Entrüstung mitgerissen und ließ etliche Stadtdiener bewaffnet mit dem gemeinen Manne gehen.

Doch war da ein Bürgermeister, Herr Frederik Schulte, der war der einzige, welcher sogleich mit Sorgen abmahnte und meinte, es könne nichts Gutes daraus werden, wenn man dem Herzog so ungezogen auf den Leib rückte. Köslin sei kein Stralsund: wenn die vom Sunde oder etwa auch die Stettiner und Greifswalder sich einmal solches unterstehen wollten, so möchten sie's im Vertrauen auf ihre eigene Macht und die Hülfe der großen Hansa; Köslin aber sei ein klein Städtchen und tue wohl, sich solchen Uebermuts zu entschlagen: Der Herzog werde den Kaufleuten eher auf freundliche und züchtige Bitte wieder zu ihrem Gute verhelfen.

Der gemeine Mann tobte nach diesen verständigen Worten nur desto lauter und schrie, Räubern täte man allerorten nicht anders, als daß man sie henkte, und sei es eine neue Sitte, den Dieb noch artig zu bitten, daß er das Gestohlene wiedergebe; man sollte die Schelme zu Zanow alle umbringen. Köslin sei auch eine Stadt, habe Türme, Wälle und tiefe Gräben und könne sich ganz wohl seiner Feinde erwehren, so es not tue..

Und so wälzte sich der wütende Haufe mit allerlei Waffen, Schwertern und Stangen und Hellebarden, auch Handbüchsen bewehrt, zum Tore hinaus über den Gollenberg auf Zanow zu.

Etliche Stunden darnach kam ein Stadtknecht heimwärts den andern voraufgeritten und rief auf dem Markte den harrenden Ratsleuten mit lauter Stimme entgegen:

„All gewonnen! All gewonnen!"

Da das Bürgermeister Schulte vernahm, fragte er bänglich, was gewonnen wäre, ob das Gut allein oder auch die Schnapphähne, und was der Herzog zu ihrem Unterfangen gesagt hätte.

„Ja", antwortete der Mann, „alles ist gewonnen und der Herzog auch, den bringen sie gefangen daher; es gab ein wüstes Raufen und sind ihrer mehrere wund geworden; fast hätte ein Schmiedeknecht mit seiner Stange den Herzog selbst erschlagen, aber der wilde Heydebreck sprang dazwischen und fing den Schlag mit seinem linken Arm auf; wär' er nicht stark in Eisen gewesen, er würde den Arm sein Leben lang nimmer rühren."

Darob erschrak der Bürgermeister sehr heftig und rief betrübt:

„O, liebe Söhne, der Gewinst ist uns ein großer Verlust."

Hier nahte zuerst die wilde Rotte des aufgeregten Volkes, und danach in ihrer Mitte die Schar der Gefangenen. Der Herzog selber verbarg sich und seinen Groll hinter den Schutzlinnen des Wagens, auf dem man ihn fuhr, denn es kränkte ihn grimmig, solche Schmach von dem erbärmlichen Städtchen erdulden zu müssen, und er brütete bereits über die Strafe, mit der er die Empörer schlagen wollte, wenn er seines Leibes wieder würde mächtig geworden sein.

Auf dem Markt der Rat in Reih und Glied versammelt; in festlichen Gewändern, aber in sehr bußtäglicher Stimmung. Denn es hatte sich die vorige Sorge des Bürgermeisters jetzt, nachdem die Tat vollbracht und die Besinnung zurückgekehrt war, über sie alle verbreitet, und sie waren in der trübsten Bedrängnis, was sie nun mit dem erlauchten Gefangenen beginnen sollten.. Am liebsten hätten sie ihn auf der Stelle mit herzlichen Entschuldigungen freigelassen, aber das wagten sie wiederum nicht um des tollen, gemeinen Mannes willen, der ihnen solche Zaghaftigkeit gewiß übel würde vergolten haben, so lange die Wut sich nicht von selbst gestillt hatte. Darum beschlossen sie, sich vorerst, so gut es ging, zwischen

den beiden Fährnissen einzurichten und bei dem widrigen Winde als kluge Steuerleute zu lavieren, bis der Zorn auf beiden Seiten sich etwas gelegt hätte.

So schritten sie dem Herzog in Reihe feierlich und demütig entgegen, hoben ihn sanft von seinem Wagen herab und hielten ihm durch den Mund Herrn Frederik Schulte's eine bescheidene Rede, worin sie ihn baten, keineswegs möge er sich als Gefangener betrachten, vielmehr wünsche man herzlich, daß er sich gutwillig in ehrlicher Herberge hierselbst ein Weniges verweile und mit treu gemeinter Bewirtung vorlieb nehme. Auch liege ihnen gar sehr am Herzen, daß er den Unverstand des Pöbels der Gemeinde nicht entgelten lasse: nur soviel möge er auf sein herzogliches Wort versichern, so wolle man ihn und alle Seinen mit hohen Ehren wieder ziehen lassen, sobald er es begehrte.

Als Bogislav eine so ängstlich abbittende Haltung derer sah, die hier seine Kerkermeister vorstellten, begann sein heftiger Groll zu einem Teile zu schwinden, weil er erkannte, daß zuletzt alles auf einen gedankenlosen Anlauf des ungezogenen Pöbels hinauskomme und jedenfalls für seine Person keine Gefahr einer ernsthaften Gefangenschaft vorhanden sei. An Stelle dieser Erbitterung trat aber eine kühle und kluge Erwägung, die dennoch in der Hauptsache keine abweichenden Beschlüsse in ihm erregte: er gedachte nämlich eine so treffliche Gelegenheit weise zu benutzen, um nicht nur durch eine tüchtige Demütigung der Stadt sein fürstliches Ansehen vor dem Lande zu erhöhen, sondern auch seinen trübseligen Finanzen auf Kosten der strafbaren Gemeinde etwas auf die Beine zu helfen.

Deshalb erklärte er mit einer finsteren Gelassenheit, allerdings sei er dennoch hier Gefangener und gedenke als solcher zu verweilen, bis die Kunde von dem Frevel sich über das Land verbreiten und die treue Ritterschaft zu einem Rachezuge vereinigen werde: es sei denn, daß ihm zuvor eine vollgenügende Buße und Herstellung seiner fürstlichen Ehre geleistet würde.

Die Köpfe der erschrockenen Ratsherren duckten sich immer tiefer zwischen ihre Schultern, und sie behielten nur die heimliche Hoffnung, daß es ihnen noch gelingen möchte, den gestrengen Herrn allmählich durch gute Bewirtung und eine solide hinterpommersche Küche etwas traulicher zu stimmen. Darum lud man ihn vorsorglich in das Haus desjenigen Bürgers, dessen Hausfrau im Rufe der kunstvollsten Hand war, und nachdem er das mit kalter Herablassung angenommen, tat man sich auch für sein Hofgesinde nach anständiger Unterkunft um. Und während man nicht wenige davon noch vor kurzem als Diebe hatte umbringen wollen, war nun die Verschüchterung schon so weit gediehen, daß man sie alle ohne Unterschied ganz zimperlich behandelte und sich wetteifernd bemühte, ihnen Herberge, Speise und Trank aufzudrängen. Ja auch über den gemeinen Mann kam eine gewisse dumpfe Bangigkeit, als er das furchtsame Gebaren seines Rates sah, und er fing an, sich in seine verborgenen Gäßchen zu zerstreuen und sich im stillen die Folgen zu überdenken."

Soweit Hans Hoffmann. — Der feinsinnige Stettiner Dichter hat dann um diesen geschichtlichen Kern unter dem Titel: „Der falsche Bogislav" ein anmutiges Liebesidyll gesponnen; es ist in dem überaus lesenswerten Novellenbändchen „Geschichten aus Hinterpommern" (Berlin 1891) zu finden.

Der Chronist indes weiß noch von einem zweiten Einzug des Pommernherzoges zu melden. Erst nach vielem, vielem Bitten des Kösliner Magistrats war der Beleidigte zu bewegen, seinen Schmollwinkel, das Belgarder Schloß, zu verlassen. Stolz ritt er über die ausgehängten, auf dem Fahrdamm ausgebreiteten Torflügel der gedemütigten Stadt. Erst nach mehrmaliger fußfälliger Bitte der Bevölkerung um Verzeihung, ließ er sich dazu herab, als sichtbares Zeichen einer versöhnlicheren Stimmung vor dem Rathaus in einem großen silbernen Gefäße 3000 rheinische Goldgulden als Buße anzunehmen. Zugleich erklärte er eine von seinem Vater übernommene Schuldforderung der Stadt für null und nichtig und bedingte sich außerdem für seine Gemahlin ein kostbares Kleinod mit 200 Stück Goldgulden aus. Zu alledem ließ er sich und sein Gefolge noch volle drei Tage festlich von der Stadt bewirten.

Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen. Und so war noch lange unter den Zeitgenossen das Hohnwort im Schwange:

Muß ma Coeslin!

Köslin muß wieder einmal, bezahlen nämlich, bezahlen für seine Torheit.

Annekathrein.

In Cussalin zur Herberg kam
ein reisemüder Gast.
Die Bürger saßen ruhesam
beim Krug zur Abendrast.

Er rückte herzu und gab Bericht —
seine Augen blickten verstört:
Er hatte, herreitend am Gollen dicht,
ein wüstes Getümmel gehört.

Ein Waffenklirren und ein Gestampf,
wie von jagender Rosse Huf,
und wie Alarmsignal zum Kampf
eines Hornes gellenden Ruf.

Die Zecher nickten mit trübem Mut
und sahen sich schweigend an;
sie wuß en von frech geraubtem Gut,
von manchem erschlagenen Mann.

Oft hatte das gellende Räuberhorn
sie nachts aus dem Schlaf geschreckt,
wenn es die Bande in Busch und Dorn
zu blutigem Frevel geweckt.

Doch etliche taten des Trunks zuviel,
die krähten gar kühn und kraus,
als wär's ein ergötzlich Kinderspiel,
zu bannen den nächtlichen Graus.

Ihr Mut war stark und stark das Bier.
Der Fremdling rief: „Wohlan!
Es gilt, ihr Herren! Ich lobe mir
den wagemutigen Mann.

Wer unverweilt mir Botschaft bringt,
von keiner Furcht erblaßt,
und dieses seidene Tüchlein schlingt
um den ragenden Fahnenmast,

der von des Gollen Gipfel her
grüßt in die Lande weit:
der Beutel hier, von Silber schwer,
lohnt seine Tapferkeit."

Da saß die prahlende Tatenlust
scheu übers Glas geduckt,
indes in tapferer Mädchenbrust
ein rascher Wille zuckt.

Das war die schöne Annekathrein,
des Wirtes saubere Magd;
sie brachte dem Gast eine Kanne Wein
und hat kein Wort gesagt.

Das war die schöne Annekathrein,
sie atmete schnell und heiß;
ihr war's um ihre Liebe allein,
ihr war's nicht um den Preis.

Sie hatt' einen Schatz, ein junges Blut,
das machte das Herz ihr warm;
sie waren sich seit Jahren gut
und waren beide arm.

Sie waren arm, und die Zeit verrann,
und durften sich nicht frei'n;
doch wenn sie den silbernen Preis gewann,
so konnte Hochzeit sein.

Und hätte sie's ihrem Schatz gesagt —
das ging und ging nicht an,
dann hätte das Stücklein selbst gewagt
gewiß der verwegene Mann.

Dann hätte sie um ihr junges Glück
in Aengsten geweint und gewacht;
doch eh' er vom Fischen heut nacht zurück,
war fröhlich das Werk vollbracht.

Rasch griff nach dem Tüchlein die kecke Maid,
ihre Wangen standen in Glut:
„Herr, gebt! Ich weiß im Wald Bescheid
und kenne die Wege gut."

Im Kreise der Zecher erstarb der Spott,
sie saßen mit blödem Gesicht.
Der Fremde sprach bestürzt: „Um Gott!
So war die Meinung nicht!"

Doch wie man erschrocken auch warnt und wehrt,
ihre Augen blitzten drein;
so schritt sie, von Kleinmut unbeschwert,
getrost in die Nacht hinein. — —

Gewölk verschlang des Mondes Schein,
der Wald lag schwarz und starr;
bergaufwärts eilte schön Annekathrein
durchs dornige Astgesparr.

Im Dickicht klagend ein Käuzchen schrie,
der Nachtwind seufzte im Tann;
gespenstisch glotzte das Grauen sie
aus drohenden Augen an.

Doch ob zum Hals ihr das Bangen schlug,
in den Adern ihr stockte das Blut, —
ihr Herz ein heißes Verlangen trug,
das gab ihr trutzigen Mut.

Erreichend der Kuppe ragendes Rund
in jungbehender Kraft,
schlang sie das seidene Tüchlein bunt
beherzt um den Fahnenschaft.

Da plötzlich, als des Mondes Licht
enthüllt hernieder floß,
laut wiehernd stand zur Seite dicht
gezäumt ein weißes Roß.

Und rings ein Klirren und Gekrach,
ein Tosen und Fluchen und Schrei'n, —
hilf, Himmel, nun wird die Hölle wach,
nun eile dich, Annekathrein!

Der Schimmel dehnte die Nüstern weit,
ihr Busen dehnte sich mit;
in den Sattel schwang sich die hurtige Maid
zu wildverwegenem Ritt.

Reit zu, reit zu! Der Hornruf gellt —
o, daß dich Gott bewahr'! —
Gelöst im Winde wogt und wellt
ihr lichtblond schimmerndes Haar.

Und näher keucht die rasende Jagd
wie fegender Wettersturm;
dumpf dröhnt die Stunde der Mitternacht
von Sankt Marien Turm.

Hilf Gott! Halt aus, du wackres Roß! —
Am Ziel! — Sie saust durchs Tor.
Blindwütend folgt der tobende Troß —
dann rasselt der Riegel vor.

Die Gasse hat Banditenblut
in wildem Kampf getränkt,
die andern hat der Bürger Wut
gefesselt und gehenkt.

In Armen lag dem liebsten Mann
die schöne Annekathrein.
Aus Liebe sie den Preis gewann —
nun konnte Hochzeit sein.

Hermann Kasten.

Gustav Adolfs Feldprediger ein Kösliner.

Zum Gedächtnis von Jacob Fabricius. Von Otto Maier.

Das Jahr 1931 rückte den Schwedenkönig Gustav Adolf ins Blickfeld zeitgemäßer Erörterungen. Im verflossenen Sommer jährten sich zum 300. Male die Erinnerungstage an jene Zeit des 30jährigen Krieges, in der der Beschützer des deutschen Protestantismus unser Pommern als Operationsbasis seines kurz darauf beginnenden Siegeszuges durch Deutschland machte.

Langwierige Verhandlungen gingen diesem entscheidenden Wendepunkt des großen Religionskrieges voraus.

Verhältnismäßig schnell kam der schwedische Heerführer mit dem letzten Pommernherzog Bogislaw XIV. zu Rande. Als friedfertiger Reichsfürst sah Bogislaw freilich den schwedischen Eindringling ungern. Aber die kaiserlichen „Landverderber" waren ihm ebenso unsympathisch. Um zwischen beiden Gegnern nicht einfach aufgerieben zu werden, stellte er sein Land nach kurzem, unerheblichem Widerstand offiziell unter den Schutz und die Gewalt Gustav Adolfs. Mit einem raschen Handstreich nahm dieser auf Grund jenes Traktates mit dem Pommernherzog noch vor Julimitte 1630 die einzige von den „Kaiserlichen" unbesetzte pommersche Stadt Stettin und machte sie zum Ausgangs- und Stützpunkt seiner militärischen Aktionen in Pommern und seiner diplomatischen Verhandlungen mit dem übrigen protestantischen Deutschland.

Seine monatelange Anwesenheit in der herzoglichen Residenz zu Stettin hatte die Bekanntschaft mit dem Hofprediger Bogislaws XIV., mit Jacob Fabricius zur Folge. Der Umgang mit Fabricius und dessen Kanzleiberedsamkeit gefielen dem Protestantenkönig so ausnehmend, daß er sich im Jahre 1631 diesen Mann ausdrücklich als Beichtvater und Feldsuperintendenten auf seinem Kriegszug durch Deutschland erbat.

Vieles, was uns an liebenswerten und ansprechenden Wesenszügen des großen Schwedenkönigs überliefert wird, verdanken wir dem Zeugnis seines Seelsorgers. Im tagtäglichen Umgang mit dem friedliebenden Kriegshelden lernte Jacob Fabricius dessen innige, schlichte Frömmigkeit, strenge Zeiteinteilung, Mäßigkeit in Speise und Trank kennen und schätzen, was ihm umsomehr auffallen mußte, da dies alles keine selbstverständlichen Tugenden führender Männer damaliger Zeit waren.

Im Jahre 1634 bei Ueberführung der Leiche des 1632 bei Lützen gefallenen Königs nach Schweden konnte deshalb Fabricius der Trauerversammlung in Wolgast allerhand beachtenswerte Züge des Verblichenen ins Gedächtnis rufen. Diese Schilderungen, ohne Ruhmredigkeit und eitle Selbstbespiegelung vorgetragen, lassen zugleich einen Rückschluß auf das persönliche Vertrauensverhältnis zu, das zwischen beiden Männern bestand. Mit wahrem Feuereifer stürzte sich daher der nach Sitte seiner Zeit streitbare Gottesgelahrte in den Federkrieg, als es galt, seinen toten Freund 1636 gegen den ihm, dem Lutheraner, entsetzlichen Verdacht der „Calvinisterei" zu verteidigen.

Wenn jüngst das evangelische Deutschland sich dankbar des Retters des deutschen Protestantismus erinnerte, so geziemt es den Protestanten von Köslin, sich nicht minder dankbar und stolz des Seelsorgers dieses Königs zu erinnern, denn er — Jacob Fabricius — ist ein Kösliner Kind.

In der bescheidenen Behausung des Bürgers und Schuhmachers Joachim Schmidt zu Köslin stand seine Wiege. Am 19. Juli 1593 wurde unser Mitbürger — der später, der Zeitunsitte entsprechend, lateinisch: Fabricius genannt wurde — in der alten Residenzstadt der Camminer Bischöfe, in Köslin, geboren.

Ueberfluß hat ihm das Schicksal nicht in das Steckkissen eingebunden, dafür aber zähen Fleiß und beharrlichen, festen Willen. Und so sehen wir den jungen Fabricius sich die Mittel zum Besuch der berühmten dortigen Schule erwerben, indem er, der Lernende, zugleich seinen Mitschülern und anderen Zöglingen der Anstalt Unterricht gibt. Knapp 18 Jahre alt bezog er das fürstliche Pädagogium in Stettin. Diese 1544 gegründete Lehranstalt war der Reformation entsprossen. Von den pommerschen Fürsten und dem Adel mit besonderer Liebe gepflegt, hat sie sich bis in die Neuzeit einen akademischen Anstrich bewahrt. Für Fabricius' gründliche wissenschaftliche Allgemeinkenntnisse und theologische Richtung war sie grundlegend. In Lübeck schloß er sein schulmäßiges Wissen ab und bezog dann — immer auf sich selbst angewiesen — die Hochschule in Rostock. Der Ruf gründlicher Kenntnis des Hebräischen begleitete ihn durch seine Studienjahre und darüber hinaus. Auch in seiner Vaterstadt hatte man den strebsamen, kenntnisreichen jungen Mann nicht vergessen. 23jährig berief man ihn 1616 nach Köslin an die Stadtschule. Bereits drei Jahre später — also 1619 — bekleidete er das Amt eines Diakonus daselbst. Allein die Bemühungen seiner Gemeinde, ihn dauernd an sich zu fesseln, gingen fehl. Der schon erwähnte Herzog Bogislaw XIV. hörte ihn predigen und gewann solch Wohlgefallen an ihm, daß er ihn an die Rügenwalder

Schloßkirche berief und ihn bei Uebernahme der Regierung des Herzogtums Stettin nach der neuen Residenz als Hofprediger versetzte. Auf Betreiben seines Herzogs wurde Fabricius 1625 zum Licentiaten und 1626 zum Doktor der Greifswalder Universität ernannt.

Die beiden Feldzugsjahre (1631 und 1632) im Gefolge des Schwedenkönigs brachten ihn auf dessen Siegeszug durch Deutschland mit vielen ausgezeichneten Theologen in Beziehung, und es spricht für sein gewinnendes Wesen, daß aus dieser Bekanntschaft vielfach eine Freundschaft fürs Leben erwuchs. Am 17. Juni 1632 machte er den für seine Zeit ebenso kühnen wie edlen Gedanken eines paritätischen Zusammenwirkens von Evangelischen und Katholiken zum Gegenstand einer Predigt auf der Kanzel der St. Annenkirche zu Regensburg in Bayern.

Nachdem seine Dienste beim Schwedenkönig durch dessen vorzeitiges Ableben beendigt waren, kehrte er in seine frühere Stettiner Stellung zurück. Am 18. September 1634 wurde er Generalsuperintendent für Hinterpommern. Diese Würde verblieb ihm bis ans Lebensende, und zwar auch dann, als Pommern durch das Erlöschen des Herzogshauses unter schwedische Verwaltung geriet. Er ist somit der erste und einzige schwedische Generalsuperintendent in Hinterpommern gewesen.



Jacob Fabricius, Hofprediger des Pommernherzogs Bogislaw XIV. und Feldprediger Gustav Adolfs von Schweden

Sein Schwager, auch ein berühmter Kösliner, der pommersche Geschichtsschreiber Micraelius (Lütkeschwager), Rektor des Stettiner Gymnasiums, veranlaßte 1642 die Berufung Fabricius' als ersten Theologieprofessor an dieses Pädagogium, dem Fabricius einst als Schüler angehörte. Sein Vorgänger im Amt war Daniel Cramer, der bekannte pommersche Kirchenhistoriker. Auch in dieser Tatsache liegt ein Beweis für das gelehrte Ansehen Fabricius' unter seinen Zeitgenossen.

Gleichzeitig wurde unser Landsmann Pastor an der St. Marienkirche in Stettin. Auf der Kanzel dieser Kirche erlitt er in Ausübung seines Predigeramtes in den ersten Augusttagen des Jahres 1654 einen Schlaganfall, dessen Folgen er am 11. August des genannten Jahres erlag.

Die Gelehrten jener Zeit führten meist eine leichtflüssige Feder; das kann aber in der Hauptsache nur in Bezug auf die Menge, weniger indes hinsichtlich Form und Inhalt des Geschriebenen behauptet werden. Auch die zahlreichen Streitschriften unseres Fabricius, im schwülstigen Stile jener Tage verfaßt, sind eine Strafe zu lesen. Umsomehr freut man sich dann und wann über die Derbheit des Ausdrucks, mit der er beispielsweise den Lübecker Prediger und Geistlichen Jacob Stolterfoot abfertigt. Die langwierige Fehde mit diesem Eiferer hat eine für das Wesen unseres Fabricius kennzeichnende Vorgeschichte.

Am 1. April 1637 erschien in Stettin ein Bauer aus der Meißener Gegend mit Namen Johannes Werner. Er besaß die Gabe der Weissagung. Unter anderem hatte er auch dem Schwedengeneral Banér Zutreffendes über die Entwicklung und Wahrscheinliches über den Ausgang des Krieges gesagt, so daß Banér in einem Empfehlungsbrief an Fabricius den Generalsuperintendenten bat, den bäuerlichen Propheten zu prüfen. Das tat Fabricius auch, und er gewann dabei Wohlgefallen an dem bescheidenen, schlicht frommen Ankömmling, so daß er ihn ermunterte, seine inneren Erlebnisse, die zu Einkehr und Umkehr in den verwilderten Zeiten mahnten, zu Papier zu bringen. Gastfreundlich nahm Fabricius ihn wie manch anderen in sein Haus, da es ihm andernorts an Ruhe und Sammlung gebrach. Als die ersten Bogen fertig waren, stellte Fabricius der Geistlichkeit von Stettin seinen Gast vor, unterbreitete ihnen die Entwurfsproben und bat sie, den Verfasser zu prüfen. Der Fremdling schnitt auch, einige verfehlte theologische Fachausdrücke abgerechnet, in der Prüfung nicht schlecht ab. Wenn auch die versammelten Gottesgelehrten ihm nicht rückhaltlos zustimmten, so rückten sie doch auch offensichtlich nicht von ihm ab. Ganz plötzlich, am ersten Pfingstfeiertag, wetterten sie indes von allen Kanzeln Stettins gegen Johannes Werner, und der Diakonus von St. Nicolai, Faustinus Blennu, verstieg sich sogar so weit, daß er Werner einen Seelenwolf, einen Teufelskerl und anderes mehr schalt. In einer erneuten Zusammenkunft warnte Fabricius seine Amtsbrüder und von der Kanzel herab die Gemeinde vor lieblosem, vorschnellem Urteil. Im Gegensatz zu Werners Widersachern vertrat er und sein Schwager Micraelius (dem wir hier als Quelle folgen) die Auffassung, die Gabe der Weissagung sei nicht auf das

biblische Zeitalter beschränkt. Weissagende, so sie im christlichen Glauben und ehrbaren Wandel lebten, seien nicht zu beanstanden, sondern zu dulden und zu fördern. Umsonst: es blieb bei der Verdammnis: Werners Werk sei nicht von Gott. Die Zänkerei zog ihre Kreise, und bald wurde der mit ruhiger Würde zu seinem Schützling stehende Generalsuperintendent auch auswärts, unter anderem von dem besagten Stolterfoot, mächtig befehdet. In beharrlicher Abwehr jener zelotischen Angriffe ließ es Fabricius weder an Gründlichkeit der Stoffbehandlung noch an Wucht des Ausdruckes fehlen, ohne darum lieblos gehässig zu werden.

Was diesem Leben, in seiner Gesamtheit gesehen, den besonderen Reiz gibt, ist eben die selbsterworbene Gründlichkeit und Gediegenheit des theologischen Wissens und die Glaubensstärke, mit der dieses Wissen in den Mittelpunkt eines Erziehungs- und Seelsorgesystems hineingestellt wird. So vom Scheinwerfer der Gegenwart erfaßt, hebt sich Jacob Fabricius sympathisch vom unsagbar düsteren Hintergrund seiner Zeit ab, die eine Zeit des äußeren und inneren Zerfalls war. Und wenn wir Kösliner in ihm einen der Kristallisationspunkte sehen, an dem das pommersche Kulturleben jener Tage wieder erfolgreich ansetzte, so erfüllt dies mit berechtigtem Lokalstolz, aber auch mit Zuversicht inmitten einer Zeit, die der des 30jährigen Krieges und seiner Folgen nicht unähnlich ist und die eben auch nur an inneren, erziehlichen Werten genesen kann.

Der Kösliner Stadtbrand von 1718. Von Daniel Fahrbach.

In Körlin an der Persante war Jahrmarkt. Viele Kösliner waren herübergekommen, denn ein Jahrmarkt war im Jahre 1718 noch ein hochwichtiges wirtschaftliches und gesellschaftliches Ereignis. Handel und Wandel kamen durch ihn regelmäßig in Fluß. Und wenn er gar in die Oktobertage fiel, wo in der Landwirtschaft bereits Winterruhe eingetreten war, dann hatte auch der Ackerbürger Zeit, seinen Winterbedarf an Stapelwaren zu decken, d. h. an solchen Erzeugnissen, die er nicht auf Maß und Einzelbestellung vom örtlichen Handwerker bezog.

Reges Markttreiben herrschte darum noch in den Spätnachmittagsstunden des 11. Oktobers 1718. Plötzlich verbreitete sich wie ein Lauffeuer die Kunde: In Köslin brennt es! Die fahrende Post brachte diese Nachricht nach Belgard; auf dem Weg von Köslin nach Belgard beobachtete man den zunehmenden Feuerschein. An der Posthalterei beim Pferdewechsel hatten es die Postillone vernommen, die über Belgard und Körlin nach Kolberg fuhren. Die Kösliner Handels- und Gewerbetreibenden brachen daraufhin eiligst ihre Zelte ab, und auch alle übrigen Jahrmarktsbesucher aus Köslin beeilten sich, zu ihrem Gespann zu kommen. Je mehr die Fuhrwerke sich in der früh hereinbrechenden Herbstnacht der Gemarkung von Köslin näherten, umso greller wurde der Feuerschein am östlichen Horizont. Mit Entsetzen sahen es die Nahenden; sie trieben ihre Pferde zu wahnsinniger Eile an. Als man endlich am Neuen Tor angekommen war, fand man das Tor und seine nächste Umgebung umlagert von allerhand Hausrat und versperrt durch wehklagende, aufgeregt durcheinander schwirrende Menschenschwärme. Mühsam keuchten Männer, Frauen und Kinder mit der letzten Habe zu den in der Feldmark verstreut liegenden Scheunen, um dort vor den Unbilden der rauhen Oktobernacht Schutz zu suchen. Hunger schüttelte die Menschen von innen, und von außen tat's die eindringliche Kälte. Der scharfe Nordwest, der herrschende Wind dieser Jahreszeit, fauchte in unablässiger Heftigkeit über die kahlen Felder, über die Stadtmauern hinweg und ward nur ab und zu durch einen starken Windwirbel abgelöst, der sich in dem malerischen Gewinkel des altertümlichen Städtchens fing. Hell, wie in bengalischer Beleuchtung ragte das rote Backsteingemäuer der Marienkirche aus dem Dächergewirr heraus. Feuerflocken fielen wie dichter Schnee auf die Ankömmlinge herab, als sie durch die Straßen eilten, und drohten ihre Kleider in Brand zu setzen. Glühendes Gebälk reckte sich, Häusergiebel stürzten krachend ein, Gemäuer barst, und aus den Trümmerhaufen sprang wieder haushoch die Flamme empor.

Es war unmöglich, dem Brande Einhalt zu tun. Aus dem brennenden Rathause, das einst anstelle des heutigen „Deutschen Hauses" stand, trug man gerade die Urkundenlade als einzigen geretteten Rest der stattlichen Bücherei heraus. In der Angst um ihren bedrohten eigenen Besitz fanden die Heimkehrer nicht die Zeit, sich über die Ursache des Brandes und auch über seine Ausdehnung zu erkundigen.

Als am 12. Oktober die Sonne aufging, da beschienen ihre ersten Strahlen einen glühenden, rauchenden Trümmerhaufen. Schwarze Rauchschwaden wälzten sich in der allmählich eingetretenen Windflaute träge landeinwärts. Durch die Gassen und Straßen drang noch beizender Rauchgeruch; verzweifelte Menschen mit rußgeschwärzten Gesichtern und Händen

wühlten in Schutt und Asche nach den Spuren ihres einstigen bescheidenen Wohlstandes.

Plötzlich drang ein Schrei des Entsetzens aus Dutzenden von Kehlen. Alles rannte zusammen. Die rauchenden Trümmer eines einstürzenden Hauses hatten eine Witwe verschüttet, die ebenfalls die Reste ihrer Armut aus der schwelenden Asche herausklauben wollte. Man barg die Unglückliche nur als Leiche.

Nun erfuhren die Heimkehrenden auch, wie das Unglück gekommen war. Zwischen 1 und 2 Uhr nachmittags brach das Feuer von der Darre einer Brauerwitwe in der Großen Baustraße an der äußersten Westseite der Stadtmauer aus. Der starke Wind fachte schnell den Brand zu heller Flamme an, und Flugfeuer züngelte gar bald in den verschiedenen Nachbarstraßen auf. Da jeder auf den Schutz seines Eigentums bedacht war und außerdem infolge des benachbarten Jahrmarktes zu wenig Menschen in der Stadt waren, wurde keiner der neu aufkommenden Feuerherde mit voller Kraft eingedämmt, und so kam es, daß gar bald die Stadt an allen Ecken und Enden lichterloh brannte.

Am darauffolgenden Tag — dem 13. des Monats — war ein reitender Bote mit dem Berichte des Magistrats an den König nach Berlin unterwegs. Aus diesem Bericht gewinnt man eine zahlenmäßige Vorstellung von der Größe des Unglücks. Nicht weniger als 297 Wohnräume, 81 große, meist ganz massive Häuser, 128 kleinere Wohnbauten, dazu zahlreiche Scheunen und Ställe waren samt der Ernte ein Raub der Flammen geworden. Schätzt man unter einer Bevölkerung von 4000 Seelen rund 600 Obdachlose, so gibt dies eine Vorstellung von der Größe des Elends. In diesem Zusammenhang darf nicht unerwähnt bleiben, daß sich angesichts dieser Not die Barmherzigkeit in der Stadt, in den Nachbarkreisen und -Städten, unter den Bürgern, Gutsbesitzern und Bauern regte und Nahrungsmittel, Kleidung usw. in Köslin zur Stillung des allergrößten Jammers zusammen kamen.

Durchgreifende Hilfe kam indes vom preußischen Staate, damals verkörpert in der Person des Königs Friedrich Wilhelm I. Schon am 18. Oktober 1718 hatte die Accise-Kasse Anweisung, der abgebrannten Stadt 4000 Rth. zur Behebung der augenblicklichen Notlage auszuzahlen. In einem Erlaß vom gleichen Tage wurden der Geh. Etatsminister und Pommersche Kanzler Philipp Otto von Grumbkow, der Kriegs- und Steuerrat Georg Anton Zuquer und der Kriegsrat und Landesbaumeister J. G. Dames aufgefordert, zweckdienliche Vorschläge für den Wiederaufbau der Stadt und für die Beschaffung der Baustoffe zu machen. Der König, in seiner Vorliebe für holländische Bauweise, die in ihrer anheimelnden Schlichtheit seiner nüchternen Anschauungsweise entsprach, empfahl auch sogleich in dem besagten Erlasse die „regulairété der Bauausführung", die „neue Sachlichkeit" würden wir heute sagen. An den wenigen Bauten am Markt, die nicht aufgestockt sind, erkennt man noch die ursprüngliche Bauweise. Ein großes Doppeldach schirmte eine unseren heutigen Neubaublocks vergleichbare Häuserfassade. Der Wohlfeilheit halber war die Brandmauer zwischen den einzelnen Häusern gespart. Die Trockenböden vieler Häuser bildeten noch vor 20 Jahren einen einheitlichen Dachgeschoßraum. Bei schlechtem Wetter exerzierte — so behauptet der Volksmund — die Garnison, sicherlich sehr im Sinne des Soldatenkönigs, aber weniger im Sinne der Hausbewohner, auf diesen Böden.

Mit Eifer und Nachdruck ging es ans Werk. Städte, Aemter, Kreise, Kapitel wurden zu kostenlosen Gespanndiensten herangezogen. Auf Kösliner Gemarkung kam ein Kalk- und Ziegelofen in Gang. Mit Hartnäckigkeit überwand die Regierung die Schwierigkeiten, die ihr von seiten des Hauptmanns Philipp Julius von Schwerin beim Ankauf des Gutes Mocker bereitet wurden. Endlich, am 9. Mai 1719, erstand die Regierung für 13 633 Rth. das Gut und konnte es der Stadt Köslin in Besitz geben. Dadurch war eine umfassende, billige Holznutzung zum Wiederaufbau ermöglicht. Sodann gewährte man der gesamten Bürgerschaft auf zwei Jahre Befreiung von Verbrauchs- und Umsatzsteuer und sonstigen Lasten. Den Tuch- und Raschmachern gab man eine Beihilfe von rund 380 Thl. und der Stadtkämmerei wurde ein Darlehen von 10 000 Rthl. besorgt, dessen Zinsen die Staatskasse auf 13 Jahre übernahm. Außerdem beteiligte sich der Staat mit 15% Kostenanteil an jedem Neubau. Ein Baukollegium wurde eingesetzt, in dem Staat, Magistrat und Bürgerschaft die Bautätigkeit planmäßig förderten.

Durch die gleichzeitige Verlegung des Hofgerichtes von Stargard nach Köslin war nicht nur eine Vereinfachung und Beschleunigung der Rechtspflege für Hinterpommern beabsichtigt, sondern auch eine Belebung von Handel und Wandel in dem verarmten Köslin durch den Zuzug der Beamten und den besuchsweisen Aufenthalt der Rechtsuchenden.

So ist der Wiederaufbau von Köslin ein Musterbeispiel dafür, wie der König im fünften Jahr seiner Regentschaft bereits zielbewußt im einzelnen durchgriff und bei peinlicher Sparsamkeit nach den Grundsätzen des Merkantilismus wirtschaftliche Werte zu erhalten und zu mehren suchte zum Nutzen der staatlichen

Unabhängigkeit der preußischen Krone in Deutschland und Europa.

Friedliche Zeiten und gute Ernten beschleunigten im übrigen den Wiederaufbau von Köslin.

Zeugnis von dem mit landesväterlicher Hilfe überstandenen Unglück legt das Denkmal inmitten des Kösliner Marktplatzes ab. Auf Vorschlag des Geh. Etats- und Kriegsministers Friedrich Wilhelm von Grumbkow wurde es aus Mitteln der hinterpommerschen Immediatstädte und der Landstände 1724 von Glume errichtet. Es zeigt den König im Cäsarengewande. Die westliche von den vier Tafeln des Sockels veranschaulicht den Stadtbrand und die hilfeheischende Bürgerschaft.

Aber noch zwei weitere steinerne Zeugen reden von dem aus verheerendem Feuer wieder erstandenen Köslin: Das heutige Landgericht und die Schloßkirche. Auf den Ueberresten des niedergebrannten Schlosses der Bischöfe von Cammin und der Herzöge von Pommern erstand das Gebäude des am 2. Dezember 1720 eingeweihten Hofgerichts und auf den Trümmern der alten zierlichen Schloßkirche erhob sich 1724 die Schloßkirche in ihrer heutigen Gestalt.

Möge dieser Rückblick in die Vergangenheit in unseren jetzigen Notzeiten die Hoffnung stärken, die in dem Dichterwort ihren Niederschlag findet:

Und neues Leben blüht aus den Ruinen.

Köslin als Regierungsbezirks-Hauptstadt, als Kreis- und kreisfreie Stadt.

Von Landrat i. R. Hermann Lotz.

In dem Maße wie sich die deutschen Städte als Glieder in das organische Ganze des Staates einfügten, in demselben Maße verlor ihre geschichtliche Entwickelung an Wesensverschiedenheit und besonderer Eigenart. Eine Durchsicht solcher Städtechroniken, die bis auf die Gegenwart fortgesetzt sind, bestätigt diese keineswegs unerfreulich zu wertende Tatsache. Anstelle der jahrhundertelangen Kirchturmspolitik wirkten sich mehr und mehr die großen Gesichtspunkte staatlichen Lebens und staatlicher Entwickelung im engeren Rahmen des Gemeinwesens ersprießlich aus.

Unter diesem Gesichtswinkel besehen, ist offenbar die Geschichte Köslins von der Mitte des 19. Jahrhunderts ab den Fachhistorikern nicht anziehend genug erschienen; Tatsache ist: es fehlt bis heute für Köslin ein moderner Micrälius, der sich gleich jenem liebevoll auch der Darstellung der jüngsten geschichtlichen Vergangenheit der engeren Heimat unterzogen hätte.

Anregungen in besagter Richtung zu geben, ist der Zweck der nachfolgenden Ausführungen, die aus dem Gefüge einer größeren Arbeit über den gesamten kulturgeschichtlichen Werdegang von Köslin herausgenommen sind.

In sicherer Aussicht auf eine nunmehrige lange Friedenszeit nahm nach Beendigung der Freiheitskriege der preußische König Friedrich Wilhelm III. die schon lange erwogene, sehr einschneidende Verwaltungs-Reform im Sinne des Freiherrn vom Stein in Angriff. Vereinfachung der Staatsverwaltung, Trennung von Justiz und Verwaltung, Schaffung eines freien Bauernstandes und Selbstverwaltung der Gemeinwesen, das war zunächst die Losung; größere Bewegungsfreiheit im Erwerbsleben das weitere Ziel.

Bei dieser Neuregelung wurden größere Landesteile zu Regierungsbezirken zusammengefaßt, für deren Verwaltung eine Landesregierung in jedem Bezirke eingerichtet wurde. Eine neue Feststellung der Kreisgrenzen sollte folgen.

Köslin wurde Sitz der hinterpommerschen Landesregierung, Hauptstadt des Regierungsbezirks Köslin. Am 3. August 1816, dem Geburtstage des Königs, trat diese Behörde mit einem Direktor, 13 Königlichen Räten und 55 Subaltern-Beamten unter Leitung des Staatsrats, des Grafen zu Dohna-Wundslacken als Chefpräsidenten in Wirksamkeit.

Die Neuregelung der Kreisgrenzen erfolgte durch Königliche Verordnung vom 18. Januar 1818 mit rückwirkender Kraft zum 1. Januar besagten Jahres. Bei dieser Gelegenheit wurden auch die beiden neumärkischen Länder: Schivelbein und Dramburg Pommern und zwar dem Regierungsbezirk Köslin angegliedert.

Der zu jener Zeit festgelegte Umfang des Regierungsbezirks ist bis heute (bis auf Zuteilung einer früher westpreußischen Ortschaft zum Kreise Bütow und zwar in der Nachkriegszeit) unverändert geblieben. Die Kreisgrenzen haben indes im Laufe der Zeit verschiedentliche Aenderungen erfahren; erwähnt sei nur die Teilung des Fürstentumschen Kreises und der Kreise Lauenburg und Bütow, sowie die Grenzregulierungen der Kreise Schlawe, Stolp und Rummelsburg.

Bald machte sich durch den starken Beamtenzuzug eine Wohnungsnot geltend; die 1797 rund 3400 Köpfe zählende Einwohner-

schaft war 1819 auf 4869 angewachsen, während die Zahl der Wohnhäuser sich im gleichen Zeitraum nur von 594 auf 597 erhöht hatte. 1817 war es wiederum, wie ein Jahrhundert zuvor, die preußische Krone, welche durch Baustoffe und Baugelder den Aufbau einer neuen Stadt, der heutigen Friedrich-Wilhelmstadt ermöglichte. Am Schlusse des Jahres 1838 waren 32 neue Häuser, um stattliche Plätze gruppiert, errichtet, Gebäude, die durch ihre gediegene Ausführung auch heute noch dem fachmännischen und dem Auge des Laien auffallen. Als monumentalster Bau ist die Oberpostdirektion anzusprechen, die aus kleinen Anfängen damaliger Zeit unter Stephans weitschauenden Plänen den heutigen Umfang annahm.



Landrat August v. Gerlach-Parsow.

Mit Eintritt der Demobilmachung (1816) erhielt auch Köslin seine 800 Mann starke Garnison zurück, die bis zum Ausbruch des Weltkrieges hier verblieben ist, und zwar ein Bataillon des Infanterie-Regiments Nr. 54, dessen Regimentsstab in Kolberg lag, und zeitweilig auch eine Schwadron der Stolper Husaren. Während des Weltkrieges hatte das Ersatzbataillon des Landwehr-Inf.-Regiments Nr. 9 (Stargard) seinen Standort in Köslin. Die nach dem Krieg hier stehenden Truppenteile wurden 1922 nach Kolberg verlegt. In ihre Kaserne rückten zunächst zwei Hundertschaften Schutzpolizei ein, die in den Folgejahren mit der Festigung der staatlichen Sicherheit auf 50 Beamte herabgesetzt wurden, zumal die nach dem Kapp-Putsch verstaatlichte Polizei der Stadt Köslin späterhin wieder städtisch wurde.

Als Wahrzeichen beginnender größerer kommunaler Selbständigkeit wurde im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts das baufällig gewordene Rathaus an alter Stelle unter Einbezug einiger Nachbargrundstücke in erweitertem Umfange im Renaissancestil massiv neu errichtet; die Grundsteinlegung geschah am 18. Januar 1827.

Das Regierungsgebäude war schon etwas früher an der Ecke der Junker- und der Regierungsstraße (der damaligen Heilig-Geiststraße) entstanden. Die Einführung der Grundsteuerverwaltung nach dem Gesetz vom 21. Mai 1861 (Kataster-Aemter und Kataster-Abteilung der Regierung als Zentral- und Kontrollstelle des Regierungsbezirkes) sowie Aenderungen in der Forst- und Domänenverwaltung brachten den Regierungen neue Arbeitsgebiete und beträchtliche Personalvermehrung. Eine bauliche Erweiterung der Diensträume der Regierung wurde notwendig. In den nächsten Jahren entstanden deshalb in derselben Gegend zwei weitere Regierungsgebäude und zwar das an der südwestlichen Ecke der Junkerstraße (der heutigen Friedrichstraße) errichtete Gebäude, in dem sich früher die Regierungshauptkasse befand, und das an der nördlichen Seite der Regierungsstraße an der Ecke der heutigen Friedrichstraße stehende Anwesen. In diesem letzteren sind die Katasterabteilung, ihre Registraturen, Karten- und Zeichensäle, sowie die Domänen- und Forstabteilung untergebracht.

Eine Dienstwohnung des Präsidenten ist erst Ende des vorigen Jahrhunderts von 1880 bis 1890 im Anschluß an das Hauptgebäude der Regierung geschaffen worden. Bis dahin wohnte der jeweilige Chef der Regierung in einem Privathaus am Rnnden Teich neben den heutigen Kammerspielen, nahe der Neuentorstraße.

Für das Obergericht (das frühere Hofgericht), welches bei seiner Einrichtung 1720 zunächst in einem vom Stadtbrand des Jahres 1718 verschonten Flügel des Herzogschlosses am Mühlentor untergebracht war, ist 1825 ein großes dreistöckiges Gebäude vollendet worden, welches bis vor kurzem in diesem Ausmaße der Amts- und Landgerichtsbehörde gedient hat. In der Lindenstraße am Fuße des Gollen ist jetzt ein neues sehr praktisches Verwaltungsgebäude von eigenartigem Gepräge eingeweiht worden. Die bisherige Stätte richterlicher Wirksamkeit dient künftig anderen räumlich bisher beengten Behörden als Unterkunft. (Hochbau-, Katasteramt usw.)

Die Regelung der grundherrlichen und der bäuerlichen Besitzverhältnisse auf Grund des Gesetzes von 1821 und die Vermessungs- und Verhandlungsarbeiten der späteren Gemeinheitsteilung (Trennung und Zusammenle-

gung von Grundstücken mit dem Ziele ertragreicherer, zweckdienlicherer Bewirtschaftung) machten auch in Köslin die Einrichtung besonderer Büros erforderlich. An deren Spitze stand ein Spezialkommissar mit dem Titel Oekonomierat, den die durch Gesetz von 1817 bereits für Brandenburg und Pommern in Frankfurt an der Oder bestehende Generalkommission nach hier berief. In der Stadt Köslin wurde die eigentliche Grundstücksseparation (Flurbereinigung) im Jahrzehnt von 1840—50 durchgeführt. Sie bildet eines der Verdienste, die sich der Bürgermeister Braun um den wirtschaftlichen Aufstieg der Stadt erworben hat.

Aber auch trübe Zeiten stellten sich für Köslin bald wieder ein. Mehrere schlechte Ernten, insbesondere die des Hungerjahres 1846/47, brachten auch in Köslin große Not über die ärmere Bevölkerung und beschworen den Kartoffel- und Lebensmittelkrawall jenes Jahres herauf, der eine ganze Anzahl Kösliner und Rogzower ins Zuchthaus brachte, aus dem sie nur der Amnestie-Erlaß des Jahres 1848 wieder rettete. Die Notzeiten, verschärft durch die politischen Unruhen des Jahres 1848, beeinflußten Familienleben und Erziehung außerordentlich ungünstig. Verwahrloste, bettelnde Kinder zogen von Haus zu Haus, von Dorf zu Dorf. Der damalige Regierungspräsident Freiherr von Senden (1851—1856) richtete deshalb im Verein mit anderen führenden Persönlichkeiten einen Aufruf an die Bevölkerung von Stadt und Land, der in Geld und Naturalleistung einen erfreulichen Erfolg zeitigte und die Grundlage zu der sozialen Jugendarbeit schuf, von der heute noch die Tätigkeit des Kinderrettungsvereins und das späterhin vom Landeshauptmann auf gesunde wirtschaftliche Basis gestellte Elisabethstift (für gefährdete weibliche Jugend) beredes Zeugnis ablegen.

Das Jahr 1861 brachte die Bahnverbindung mit Stettin und damit einen neuen starken Antrieb für das gesamte Geschäftsleben.

Durch den im gleichen Jahre begonnenen Bau einer städtischen Gasanstalt, welche ihren Betrieb am 3. Januar 1862 eröffnete, wurde auch eine vollständige Umwälzung des Beleuchtungswesens eingeleitet. Geschäftsleute und Private sahen bald den Vorteil der neuen Einrichtung ein, so daß eine ständige Erweiterung der Anstalt nötig wurde. Das Werk lag und liegt auch heute noch in der Hohentorvorstadt, außerhalb der Stadt, an der nach Belgard führenden Landstraße, der heutigen Wilhelmstraße.

Im Jahre 1872 wurde der 2607 qkm umfassende, für eine geregelte Verwaltungsarbeit in damaliger Zeit noch reichlich große Fürstentumsche Kreis, der am 1. August 1863 in Köslin auch eine Kreissparkasse eingerichtet hatte, geteilt und in die drei Kreise: Köslin, Kolberg und Bublitz zerlegt.

Erwähnenswert ist folgendes aus alten Zeiten stammendes, nach Inkrafttreten der Kreisordnung von 1825 aber durch Königliche Kabinettsorder von 1829 bestätigtes Sonderrecht der Stadt Köslin: danach hatte der Vertreter der Stadt Köslin, wenn er Jurist war, im Fürstentumschen Kreistage das Recht, den Landrat zu vertreten und neben ihm ein Kondirektorat auszuüben und allerdings auch die Pflicht, die Syndikatsgeschäfte zu versehen. Hierfür sollte der jeweilige städtische Vertreter 60 Rthr. aus der Staatskasse erhalten.

Der damalige Landrat des Fürstentumschen Kreises, von Gerlach-Parsow, welcher den großen Kreis von 1858 ab verwaltet hatte, übernahm nun die Verwaltung des Kreises Köslin. Er führte dessen Geschäfte noch bis 1891. Seine Ernennung zum Ehrenbürger der Stadt gibt Zeugnis von der Dankbarkeit und Hochachtung, welche diesem um Stadt und Kreis gleichermaßen verdienten Manne von seiten seiner Mitbürger entgegengebracht worden ist.

Alsbald nach der Errichtung des Kösliner Kreises entstanden die Kreisverwaltungsgebäude in der Neuentorstraße in Nähe des Bahnhofs.

Um die Jahrhundertwende genügte der seit Eröffnung der Kadettenanstalt (1890) auf 20000 Seelen angewachsenen Bevölkerung die alte Gollenwasserleitung nicht mehr. Auch im Hinblick auf die künftige Kanalisierung der Stadt mußte nach neuen Wasserquellen gesucht werden. Diese fand man auf dem Areal des früheren Vorwerks Teßmarshof, in der Nähe des Schwarzen Berges und des Mühlenbaches zwischen Dörsenthiner und Bublitzer Straße. Aus mehreren hier hergestellten Tiefbrunnen wird das Wasser durch ein dort 1898 errichtetes Pumpwerk nach der Zentralstelle im Gollen geführt; die alte Anlage besteht daneben ebenfalls noch.

Von erheblicher wirtschaftlicher und verkehrstechnischer Bedeutung für das Kösliner Hinterland war um 1900 dessen Erschließung durch den Bau der Kleinbahn- und Schmalspurstrecken Köslin—Pollnow und der Anschlußlinien Bublitz und Belgard. Heute im Zeichen des Kraftwagenverkehrs sind diese Kleinbahnen als überholt anzusehen. In diesem Zusammenhang sei auch erwähnt, daß während Groß- und Kleinbahn ehedem kaufkräftige Laufkundschaft heranbrachte, die Kösliner Geschäftswelt dies von dem Auto-Durchgangsverkehr nicht behaupten kann.

Der Anschluß an die 1910 gegründete Elektrizitäts-Aktien-Gesellschaft Belgard, in welcher die Provinz Hauptaktionär war, ermöglichte es der Stadt, die Bevölkerung neben Gas nun auch mit elektrischer Kraft zu ver-

sehen. Die allgemeine Einführung der elektrischen Beleuchtung und die zunehmende Elektrifizierung der Gewerbe- und Landwirtschaftsbetriebe bahnte sich nach kurzer Beargwöhnung überraschend schnell an.

Aber auch andere längst gehegte Pläne von größter Wichtigkeit ließen sich durch die Elektrisierung von Stadt und plattem Lande nunmehr verwirklichen.

Die Verbindung mit dem Ostseestrande war bis zum Bau der Bahn Köslin—Kolberg hauptsächlich durch Kremserverkehr aufrecht erhalten worden. Dies änderte sich nach der Eröffnung der Kolberger Bahn im Jahre 1900 zwar etwas, aber nicht wesentlich; betrug doch die Entfernung von der dem Kösliner Strande nächst gelegenen Station Güdenhagen immer noch annähernd 6 Kilometer. Im Jahre 1903 baute darum eine Gesellschaft, in welcher die Stadt Köslin den größten Kostenanteil übernommen hatte. die Bahnstrecke Güdenhagen—Großmöllen normalspurig aus und übergab sie der Staatsbahn-Verwaltung vertragsmäßig in Betrieb. Letztere stellte auch das erforderliche rollende Material. Obgleich damit ein verkehrstechnischer Fortschritt gemacht war, ließ doch die Einrichtung namentlich in finanzieller Hinsicht viel zu wünschen übrig.



Regierungspräsident Dr. Drews

Die Stadt Köslin entschloß sich deshalb im Jahre 1911 zur Auflösung der Gesellschaft und des Vertrages und zum Bau einer elektrischen Strandbahn mit unmittelbarer Linienführung von Köslin nach Großmöllen. 1912 wurde sie fertiggestellt und 1913 bis Nest weitergeführt. Hiermit war einem tatsächlich dringenden Bedürfnis Genüge getan. Trotz schwieriger gewordener Verhältnisse wird die Bahn auch heute noch unverändert gut in Anspruch genommen.

Zur selben Zeit wurde auch die elektrische Straßenbahn vom Bahnhof nach dem Gollen gebaut. Das Depot der Straßen- und der Strandbahn befindet sich an der Buchwaldstraße in der Nähe des Städtischen Schlachthofes. Die Eröffnung der Straßenbahn ging der Gewerbe-, Industrie- und Landwirtschaftsausstellung voraus, die den zahlreichen Besuchern während der Sommermonate die erheblichen Fortschritte aller Ernährungszweige in Hinterpommern veranschaulichte. Die Straßenbahn ist nun vor einigen Jahren durch Anbau einer zweiten Linie nach den Vorortdörfern Rogzow und Gollendorf erweitert worden. Auch die neue Linie wird stark benutzt.

In den Aufstiegjahren 1911/13 wurde auch der Bau einer Kanalisation mit neuzeitlichen Kläranlagen durchgeführt, dem eine teilweise Neupflasterung der städtischen Straßen folgte. Heute sind nicht nur die Innenstadt und alle Vorstädte, sondern auch fast alle in verschiedener Himmelsrichtung und in verhältnismäßig großer Entfernung von den älteren Gebäudekomplexen entstandenen Siedelungen sowohl an die Wasserleitung als auch an die Kanalisation angeschlossen.

In dem für Köslin ereignisreichen Jahre 1912 erbaute der Kreis in der Neuentor-Vorstadt im Anschluß an sein älteres Dienstgebäude eine neue Kreissparkasse und andere Geschäftsräume für das Kreisamt, die Kleinbahndirektion und dergl., auch den Kreistagssaal und das Kreisausschuß-Sitzungszimmer, beide in sehr ansprechender Aufmachung.

Die Folgejahre brachten neben dem für den Fuhrwerksverkehr höchst wichtigen Bau der Bahnüberführung an der Körliner Straße den geschmackvollen und zweckdienlichen Umbau des überalterten Bahnhofsgebäudes. Kurz vor Kriegsausbruch war der Bau vollendet.

Um dieselbe Zeit wurde hier von der Luftverkehrsgesellschaft Berlin-Johannistal an der Buchwaldchaussee, ungefähr auf der Hälfte des Weges zwischen Stadt und Buchwald, mit großen Kosten seitens der Stadt ein großer Flugplatz hergerichtet, auf dem während des Krieges eine Fliegerschule und eine Flugzeug-Bauanstalt unterhalten wurde. Gleichzeitig wurde am Jamundsee bei Nest von der Militärbehörde ein Wasserflugzeugplatz eingerichtet, zu dessen Kosten die Stadt Köslin durch Beschaffung der benötigten Flächen ganz erheblich beigetragen hat.

Der Bau von Flugzeugen nahm während des Krieges einen immer größeren Umfang an, die Zahl der aus allen Gegenden Deutschlands herangezogenen Hilfsdienstpflichtigen erreichte annähernd 1000. Nach dem Kriege stellte sich die Werkleitung (Ambi-Werke genannt) auf die Reparatur von Eisenbahnwagen um; sie konnte auch noch längere Zeit etwa 800 Arbeiter beschäftigen. Dann aber lief der nur auf

wenige Jahre geschlossene Vertrag mit der Bahnverwaltung ab, ohne erneuert zu werden; zwar stellte sich das Werk nochmals um, allein sein Betrieb ging rapid abwärts. Vor ungefähr fünf Jahren ist das nur noch mit einigen Leuten arbeitende Werk vollständig stillgelegt worden, und gegenwärtig werden die umfassenden Betriebsgebäude abgetragen.

Der durch den starken Zuzug von Flüchtlingen aus Polen (es haben sich ungefähr deren 5000 hier niedergelassen) stark fühlbar gewordene Wohnungsmangel führte alsbald in den Nachkriegsjahren zu einer ziemlich regen Bautätigkeit. Leider sind die neuen Wohnhäuser, zum großen Teil sehr praktisch und ansprechend ausgeführt und von den Wohngebilden der letzten Vorkriegszeit recht vorteilhaft abstechend, zu weit von der geschlossenen Stadtlage entfernt und an den verschiedensten Stellen errichtet worden. Es sind acht neue abgelegene Siedelungen und eine Anzahl Einzelhäuser entstanden, und es verursacht einen sehr großen Kostenaufwand, sie mit Kanalisation, Gas, Wasser und Elektrizität sowie regulierten Straßen zu versehen. Während bei diesen Wohnungen anfänglich das Einfamilienhaus vorherrschte, werden jetzt meist Mehrfamilienhäuser mit 8 bis 10 Kleinfamilienwohnungen errichtet. Auf eigene Rechnung der Stadt kommen 35% der bisher errichteten Wohnungen, deren Zahl sich auf etwa 1200 beläuft, 25% sind durch gemeinnützige Baugenossenschaften und 40% durch Private (einschließlich Industrie) erbaut worden; einige Bauten haben auch der Landkreis Köslin, der Staat und das Reich ausgeführt.

Am 1. April 1924 schied die Stadt aus dem Kreise Köslin aus und wurde eine kreisfreie Stadt. Die Sorgen der Kreisverwaltung um die Erwerbslosen der Stadt und die Beschaffung von Notstandsarbeiten sind damit auf die Stadt allein übergegangen. — Der Kreis hat noch nach dem Kriege bis zu dem Ausscheiden der Stadt über 50 Kilometer neue Chausseen angelegt und verschiedene größere Meliorationen hauptsächlich im Interesse der städtischen Erwerbslosen durchgeführt.

Leider lasten die Folgen der Wirtschaftskrise dermaßen auf der kreisfreien Stadt, daß sie mit ihren rund 30 000 Einwohnern der erweiterten Selbstverwaltungsrechte nicht froh wird, zumal bei dem völlig daniederliegenden Holzmarkt die Stadt sich nicht wie ehedem durch ergiebiges Fällen in den über 20 000 Morgen großen Waldungen aus den wirtschaftlichen Schwierigkeiten heraushelfen kann.

Zum Schluß noch einige Worte über das Wirken der seit Errichtung der Regierung hier tätig gewesenen Regierungspräsidenten.

Leider haben die Kösliner Regierungspräsidenten sehr häufig gewechselt. Von der Einrichtung der Regierung im Jahre 1816 bis jetzt haben nicht weniger als 18 Herren dieses Amt innegehabt. Nur fünf von ihnen haben diesen Dienst länger als fünf Jahre versehen. Trotzdem haben sich die Regierungspräsidenten der Stadt stets sehr warm angenommen und deren Interesse nach Möglichkeit gefördert.

Besonders groß sind die Verdienste des ersten Regierungspräsidenten, des Grafen zu Dohna-Wundslacken (1816—1830), welcher die Stadt bei Anlegung ihrer Friedrich-Wilhelmstadt hervorragend unterstützt hat.

Der besonderen Verdienste des dritten Präsidenten, von Fritsche (1843—1859), ist in dem Aufsatz „100 Jahre Kösliner Wallpromenade" gedacht worden.

Der letzte Reichsinnenminister des Kaisers Wilhelm II., der jetzige Präsident des Preußischen Oberverwaltungsgerichts, Dr. Drews, stand von 1911 bis 1914 an der Spitze der Kösliner Staatsregierung. Zustandekommen und günstiger Verlauf der Ostpommerschen Gewerbe- und Landwirtschaftsausstellung von 1912 sind zu einem überwiegenden Teil auf seine nachdrückliche Unterstützung zurückzuführen. Auch hat er sehr dazu beigetragen, daß die für die Landwirtschaft der Kreise Köslin, Belgard, Bublitz und Kolberg so überaus wichtige Regulierung des Radueflusses, welche schon lange geplant war, endlich vor sich gehen konnte.

Sein Nachfolger, Freiherr von Zedlitz und Neukirch (1914—1919) hat der Stadt während des Krieges und der durch ihn bedingten Zwangsverwaltung der verknappten Lebensmittel stets tapfer ratend und tatend zur Seite gestanden und hat es an dem persönlichen Musterbeispiel anspruchsloser Lebensführung in diesen ernsten Zeiten nie fehlen lassen.

Ihm folgte als erster Präsident nach der Staatsumwälzung Dr. Otto Junghann (1919—1924). In seine Amtszeit fallen die umfangreichen Demobilisations-Maßnahmen, der leider auch hier Menschenopfer kostende Kapputsch, die aufgelockerte Lebensmittelbewirtschaftung und die verheerende Inflation. Es bleibt einem künftigen Chronisten als lohnende und dankbare Aufgabe vorbehalten, die Verdienste der Preußischen Staatsregierung und ihres Leiters um den Bestand aller und jeder Kulturwert in jenen chaotisch wirren Zeiten zu schildern.

Dr. Junghann wurde 1924 durch den jetzigen Präsidenten Cronau abgelöst. Letzterer ist also schon sieben Jahre in Köslin. Auch er ist in dieser noch keine Entspannung, sondern häufige Zuspitzung der Verhältnisse zeigenden Zeit der schwer ringenden Stadt und dem Kreise treuer Berater und Förderer gewesen. Die Errichtung des Tuberkulosenheimes, der Heilstätte Gollenwald und die Modernisierung des Elisabethstiftes sind u. a. beredte Zeugnisse seiner tatkräftigen Förderung.

100 Jahre Kösliner Wallpromenade.

Von Friedrich Wilhelm Selbach.

Die wenigsten pommerschen Städte haben den Vorzug, einen Spazierweg mitten in der Stadt zu haben, der je nach Belieben die Flucht in die Abgeschiedenheit oder die rasche Rückkehr in den flutenden Verkehr ermöglicht.



Das ehemalige Hohe Tor in Köslin.
An der Stelle des Wachhauses steht heute die Ländliche Spar- und Darlehnskasse.

Die Wallpromenade in Köslin weist diesen Vorzug auf. Von ihrem Beginn am einstigen Hohen Tor bis zu ihrem Ende am Runden Teich bildet sie ein Tal der Ruhe, während ringsum jenseits der Höhen das geschäftige Leben lärmend seinen Verlauf nimmt, und nur hie und da pianissimo die Symphonie der Arbeit an das Ohr des Erholung und Entspannung suchenden Spaziergängers dringt.

Umso mächtiger reden in dieser Stille Vergangenheit und Natur auf den Lustwandelnden ein.

Noch ehe man die Wallpromenade von der Hohentorstraße betritt, sieht man zur Linken das alte Zöllner- und Torschreiberhäuschen vor dem einstigen Stadttor. Als die Zollschranke längst gefallen war, gewann es eine neue, inzwischen auch geschichtlich gewordene Bedeutung. An den „Stadt“ (Markt)-Tagen sammelt sich in seinem behaglich niederen Raum seit Menschengedenken die Landbevölkerung, die die angrenzende „Ausspannung“ benutzt, und gar manch bedeutsamer Handel wurde daselbst im Laufe der Jahre angebahnt und getätigt.

81 Jahre waren im Januar dieses Jahres seit Enthüllung des Denkmals verflossen, das am Eingang der Waldpromenade zwischen der Klein'schen Blumenhalle und dem Zollhäuschen steht. Eine von rillenartigen Vertiefungen lotrecht durchfurchte Sandsteinsäule thront auf einem Sockel von gleichem Gestein. Ein Bronze-Gewinde von Eichenlaub umgürtet den Säulenrumpf, und als natürliches Geranke umschlingt und umrahmt der Efeu Sockel und Gedenktafel. Ihr Text berichtet vom Schöpfer der Wallpromenade, dem Regierungspräsidenten August Leopold von Fritsche.

Nach den Befreiungskriegen dehnte sich Köslin über den beengenden Mauergürtel hinaus. Als Wahrzeichen des einstigen Stadtumfanges ragt noch in unmittelbarer Nachbarschaft des Denkmals ein Rest der Stadtmauer, an die einige Häuschen wie Schwalbennester angeklebt sind.

Neben den andern Vorstädten wuchs zu Beginn des 19. Jahrhunderts ganz besonders die Friedrich-Wilhelm- und die Hohetorvorstadt erheblich. Namentlich mit Rücksicht auf die Bautätigkeit in der neuen Friedrich-Wilhelm-Vorstadt, die vorwiegend von der Beamtenschaft der 1816 errichteten Regierung



Das rebenumsponnene Scharfrichterhaus auf der Böschung des Großen Walles.

besiedelt ward, wurde 1820 der Kösliner Schützengilde die Benutzung des Schießplatzes am Kleinen Wall untersagt. Der damalige Schützenwall verlief in Richtung des heutigen Feuerwehrdepots, während die Schießhalle ungefähr in Höhe der Einfahrt der Wolff'schen Ausspannung, gegenüber der heutigen Ländl. Spar- und Darlehnskasse, dem ursprünglichen Wachhaus lag. 1823 wurde der Gilde als Ersatz ein neuer Schießstand und zwar am sogenannten „Turnplatz" zugewiesen. Der neue Scheibenstand befand sich an der Südseite der Bublitzer Straße zwischen der Ausmündung der Badgasse und des am Elisabethstift entlangführenden Feldweges und ist längst überbaut. Das ursprüngliche Schützenhaus, eine kleine Halle, wurde 1836 an die Stadt verkauft, und zum Zwecke der Erschließung des Kleinen Walles abgerissen.

Der Wall könnte mit dem gleichen Recht wie die Große Hamburger Straße in Berlin auch Toleranzstraße genannt werden, denn aus dem Gezweige ihrer Baumkolonaden grüßen im angrenzenden Gelände den Beschauer auf seinem Gange Kultusstätten der verschiedensten Bekenntnisse. Zunächst zur Rechten am Kleinen Wall das Kapellchen der Apostolischen Gemeinde, sodann die im maurischen Stile gehaltene, 1886 erbaute Synagoge; zur Linken am Großen Wall das Türmchen der evangelischen Schloßkirche und die letzten Mauerreste des Benediktinerinnenklosters.

Auf Anregung des Regierungspräsidenten Fritsche gründeten 12 Bewohner von Köslin 1836 den Verschönerungsverein. Seine Aufgabe, die Verschönerung des Stadtbildes, löste der Verein mit öffentlich gesammelten Mitteln und mit Zuschüssen der städtischen Körperschaften. Als besondere Aufgabe führte er die Erschließung des Kleinen Walles vom Hohen Tor bis zur Bergstraße und des Großen Walles von der Bergstraße bis zum Mühlentor durch. Eingedenk der tatkräftigen Anregung und Förderung dieses Unternehmens durch das Oberhaupt der Kösliner Staats-Regierung wurde am Tage des 50 jährigen Amtsjubiläums des Regierungspräsidenten am 7. Januar 1851 das beschriebene Denkmal am Hohen Tor eingeweiht, nachdem dem Gefeierten bereits 1844 die Ehrenbürgerrechte verliehen worden waren.

Den beiden Gotteshäusern und dem Regierungsgebäude vorgelagert steht das Denkmal zum Andenken der Gefallenen des Inf. Reg. v. d. Goltz Nr. 54 aus den Feldzügen von 1866, 1870/71 und 1914/18.

Von der Straßenkreuzung (Regierungs- und Poststraße und Wall) verlohnt sich namentlich in der Abenddämmerung ein Blick über das Gelände auf den Schwarzen Berg. Durchzogen vom Wasserlauf des Mühlenbaches und abwechselnd bedeckt von Wiese, Feldern und Gärten mutet das Landschaftsbild nichts weniger als schwarz und düster an. Seine Bezeichnung „Am schwarzen Berg" dankt das Gelände nämlich einem gewissen Schwarz als seinem ehemaligen Besitzer. Den Abschluß des Kleinen Walles bildet das Monumentalgebäude der Preußischen Staatsregierung.

Nachdem man die Untertunnelung der Hauptverkehrsstraße — der Bergstraße — durchschritten hat, dehnt sich fächerartig das städtische Parkgelände vor dem Auge des Beschauert. Ein Springbrunnen ziert den Mittelpunkt der blumenreichen Beete. Felsengestein mit Alpenflora umgibt den Springbrunnen. Seltene Baumgruppen unterbrechen wirksam die gepflegte Rasenfläche. Das silberne Band des Mühlenbachs erhöht den Reiz des Landschaftsbildes. Den Hintergrund gibt die etagenartig ansteigende Bodenerhöhung längs der Teichstraße ab. In Zeiten, als die Frucht des Weinstocks, die Traube, in Köslin noch ein seltener Tafelgenuß war, pflanzte man hier Reben, in der bescheidenen Hoffnung auf einen in unserem Seeklima höchst selten heißen Sommer. Die Gegend heißt darum heute noch „die Weinberge". Ueberragt wird der Höhenzug von den Baumwipfeln des alten Friedhofs. Zur Rechten des Beschauers wird die Landschaft abgeriegelt von dem dichten Baumbestand des ehemaligen Messerschmidt'schen Parkes, des heutigen Schützengartens; ihm vorgelagert ist der erst jüngst in seiner jetzigen Gestalt entstandene Freigarten.

An der Tribüne vorbei, von der herab die Kösliner Gesangvereine in der günstigen Jahreszeit die Oeffentlichkeit durch Volkslieder-Konzerte kostenlos erfreuen, geht's zur nächsten kleinen Anhöhe. Von dort erblickt man ein kleines Häuschen. In ihm wohnte der letzte Scharfrichter von Köslin.

Er waltete 1893 zum letzten Mal seines Amtes. Das Anwesen ist noch jetzt im Besitze seiner Familie.

An einen Baum gelehnt, stehen auf der nächsten Anhöhe einige Steintafeln als Ueberreste alter Erbbegräbnisse. 1810 wurde außerhalb der Ringmauern hier ein Friedhof angelegt. 1818 bereits wurde er wegen Raummangels wieder geschlossen und der heutige alte Friedhof, jenseits des Mühlentores, eröffnet.

Der Stamm, an den sich die Tafeln lehnen, gehört einer Berg-Ahorngruppe an. Vier Bäume sind zu einem Riesenstamm ineinandergewachsen, und das gewaltige Ausmaß ihres Laubdaches entspricht dem beachtenswerten Umfange des Stammes. Der Baum steht als Naturdenkmal unter Staatsschutz.

Auf der Anhöhe steht das Denkmal zu Ehren der im Weltkriege gebliebenen Kösliner.

Mehr zu ahnen als zu sehen ist in diesem Teile der Promenade die Nähe der Schloßkirche, des Landgerichtes und der Loge. Sie stehen alle drei auf dem Grunde des alten Nonnenklosters, das um die Wende des 13. Jahrhunderts entstand und mit zunehmender Wohlhabenheit zu Beginn des 14. Jahrhunderts den eifersüchtigen Argwohn des Magistrats weckte. Ein heftiges Gezänke entstand, als die Nonnen durch das gerade vollendete Stadt-Gemäuer ein Pförtchen zu einem notwendigen verschwiegenen Ort brechen wollten. Erst die Zusicherung einer jährlichen Geldabgabe und die Uebernahme der Nachtwächterbesoldung im Klosterbezirk sowie der Instandhaltungskosten der Dämme, Brücken und Wege am Mühlentor verschafften den frommen Frauen die Genehmigung zur Anlegung der Mauerpforte. Mit einiger Phantasie können wir uns diese Nonnen im grünen Schatten der heutigen Mauerpforte vorstellen.

Ihre Kleidung war weiß mit schwarzer Binde und Skapulier. Ein altes Bild in der St. Marienkirche zeigt uns mehrere dieser Nonnen in ihrer geistlichen Ordenstracht. Der evangelische Bischof Johann Friedrich des säkularisierten Bistums Cammin ließ das in der Reformationszeit verfallene und wüst gewordene Kloster niederbrechen und erbaute aus dem Material für sich ein stattliches Residenzschloß, dessen Ostseite auf der Lubin'schen Karte abgebildet ist. Das bisherige Landgericht ist als Um- und Erweiterungsbau des Kammergerichtes anzusehen, das 1720 nach dem großen Stadtbrand auf den Trümmern des abgebrannten alten Schlosses entstand. Beim letzten Erweiterungsbau der Loge „Maria zum goldenen Schwert" (1911) stieß man auf Fundamentreste der früheren Gebäude, wahrscheinlich der Küchenräume des Schlosses. Neben der Mauerpforte mahnt eine in die hohe Mauer eingelassene Tafel an die geschichtliche Vergangenheit des Ortes. Dem Spaziergänger dringt von nun ab das Summen der Stadtmühle entgegen. Sie war nicht immer im Besitz der Stadt. Nach einer Urkunde von 1310 hatten die Nonnen dem Magistrat den Mühlenknecht zu entlohnen und aus dem Nonnenforst bei Rogzow das Holz zur Ausbesserung des städtischen Mühlrades usw. zu liefern. Aus einer andern Urkunde erfahren wir, daß die Mühle der Abtei Buckow gehörte und erst 1510 erneut in städtischen Besitz überging. Die älteren Kösliner werden wissen, daß sie nach ihrem letzten Besitzer lange Zeit die Gellertsche Mühle hieß und erst 1913 wieder in städtischen Besitz überging. Der Mühlenbetrieb ist verpachtet. Die Wasserkraft wurde in dem sogenannten Burghardt-Werk, dem neuen städtischen Elektrizitätswerk, dienstbar gemacht. Das Werk trägt den Namen seines Schöpfers, des verdienten städtischen Gas-, Wasser- und Elektrizitätswerks-Direktors Burghardt.

Am Mühlenwehr angelangt, bietet sich dem Beschauer namentlich nach Sonnenuntergang



Malerischer Winkel in der Mauerstraße.

ein herrlicher Anblick in die baumbestandene Schlucht des Mühlenbaches.

Durch das Gewinkel der Mauerstraße lenken wir unsere Schritte heimwärts, um zuletzt noch einmal eine anschauliche Vorstellung vom alten befestigten Köslin zu bekommen, dessen überalterte Befestigungswerke, militärisch wertlos geworden, das Gelände für jene landschaftlich und geschichtlich reizvollen Wandelgänge bot.

Kaum zweihundert Schritte weiter nimmt uns der alte Marktplatz auf, am Brennpunkt des städtischen Lebens regeln die Signallampe und der Schupomann großstädtisch den Verkehr.

Der alte Friedhof in Köslin. Von Hugo Kurzrock.

Der französische Machthaber in Stargard ordnete 1808 an, daß die Leichen fortan außerhalb der Stadt bestattet werden müßten. So wurde denn 1810 in Köslin der Wallfriedhof angelegt. Mit dem Jahre 1817 sollte derselbe geschlossen werden; doch gestattete man den Inhabern von Erbbegräbnissen vorläufig noch die weitere Benutzung. Die anderen Leichen fanden auf dem Nikolaikirchhof ihre letzte Ruhestätte. Mit der Anlage des heutigen alten Friedhofes im Jahre 1819 hörte auch hier die Bestattung auf. Zur Anlage dieses damals also neuen Friedhofes benutzte man einen Teil des Westphalschen Kampes in Größe von 5¼ Morgen. Die Kaufsumme betrug 1700 Taler. Die feierliche Einweihung geschah durch den Oberpfarrer Kirchhof am 15 April 1819 (Benno). Mitglieder des Magistrats und der Stadtverordneten-Versammlung wohnten der schönen Feier bei, die von Gesängen der Schulkinder uud Vorträgen der städtischen Musikkapelle eingerahmt wurde. Die erste Leiche auf diesem Friedhof war die Frau des Braueigenen Bumke aus der Mühlenstr. Sie ruht mit ihrem Gatten in dem mit Schindeln gedeckten Erbbegräbnis in der Kapellenreihe. Natürlich hat dieser Gottesacker im Laufe der Jahre eine Vergrößerung erfahren. Die Wohnung des Friedhofsaufsehers ist nach Mitteilung des Herrn Oberpostsekretärs a. D. Spielberg 1856 erbaut worden. Seit 1886 benutzte man die Grabkapelle des Justizrats Hentsch als Leichenhalle.



Bürgermeister Braun.
(„Gleiche Rechte, gleiche Pflichten.")

Folge mir nun, lieber Leser, nach jenem stillen Garten, in dem so viele geschichtlich interessante Kösliner ihre letzte Ruhestätte gefunden haben. Wir treten durch das Gitterpförtchen, tiefe Stille rings umher! Bei unserm kurzen Rundgang wollen wir unserm hoch verehrten Bürgermeister Braun unsern ersten Besuch abstatten. Eine eingehende Würdigung dieses Mannes kann nicht der Zweck dieser Zeilen sein. Wer das von Hauptner 1853 gemalte Bild Brauns im Magistratszimmer anschaut, der glaubt es, daß dieser Mann einst dem französischen Machthaber den Treueid verweigerte und lieber die Dienstentlassung erduldete. Von 1816—1859 war Braun Bürgermeister und Polizeidirektor Köslins. Seine Tatkraft und Umsicht brachte unser Städtchen einen guten Schritt vorwärts. Das Wohl der Jugend und die Gründung einer ordentlichen Elementarschule lag ihm besonders am Herzen. Dem Jahr 1816 folgte 1821 mit der Gründung eines Gymnasiums. Die Einführung einer geordneten Forstwirtschaft und Bepflanzung unseres Gollen ist Brauns Werk, wie auch die Erwerbung der Strandparzellen. In seine Amtstätigkeit fallen ferner die Anlage der Friedrich-Wilhelmstadt, der Ankauf des Rogzower Wäldchens und des Gallensteins, der Erwerb des Exerzierplatzes bei Rogzow, die Gründung einer Stadthauptkasse und Stadtsparkasse, die Einführung einer Leichen- und Feuerordnung, der Bau eines neuen Rathauses, die Anlage der Strandchaussee und der Danziger Chaussee. Köslin wurde Bahnstation und Standort einer Garnison. Die Straßen wurden durch Blechtafeln bezeichnet und die Häuser straßenweise numeriert. Endlich wurden auch die letzten Schulden aus dem 30 jährigen Krieg getilgt. Nicht vergessen wollen wir den Bau einer neuen Stadtmühle und die Erneuerung der Marienkirche, den Seminarbau (1827) und die Errichtung des Oberlandesgerichts (1825), die Anlage unserer Promenaden. Ein erdrückendes Maß von Arbeit hat dieser große Bürgermeister geleistet, getragen von einem strengen Pflichtbewußtsein. Geehrt von seinen Bürgern und von der Behörde durch Titel- und Ordensverleihung, starb Braun am 19. September 1859. Ein Gitter umfriedigt sein Grab, eine Eiche spendet ihm Schatten. In enger Beziehung zu Braun steht der auch auf dem hiesigen Friedhof ruhende Gymnasialdirektor Röder, früher in Neustettin. Er, Braun und der Gymnasialdirektor Nizze aus Stral-

sund brachten am 21. Juni 1848 den Antrag ein, die Krone „Preußen" zum Reichsverweser zu ernennen. Die erforderliche Unterstützung fand sich nicht. In Brauns Nähe schläft der alte Freiheitskämpfer Conradt. Bei der Verfolgung Napoleons I. nach der Schlacht von Waterloo erbeutete er die Weste Napoleons, die noch lange in der Familie Conradt aufbewahrt wurde. Zwischen den Kapellen finden wir unsern verdienten Historiker Professor Dr. Hanncke, dessen Schriften über Köslin sehr wertvoll sind. Hier ruhen auch die Nachkommen Vogels, der die Seifenfabrik in der Bublitzer Straße 1781 gründete und von Friedrich dem Großen geldlich unterstützt wurde, heute im Besitz von Zwez. Dicht hinter dem Eingang ruht Karl Vogel, der Besitzer des Schloßhofes und einst Inhaber einer bedeutenden Sirupfabrik. Nicht weit von der Kapellenreihe, der Mühlentorstraße zu, steht das Kreuz des Syndikus Stryck. In dem für Köslin so verhängnisvollen Jahre 1847 suchte er die aufgeregte Menschenmenge auf dem Markt mit den Worten zu beruhigen: „Ihr eßt ja noch nicht Heu und Stroh!" Hierüber aufgebracht, bewarf man seine Wohnung am Markt mit Steinen. Nach der Schützenstraße zu finden wir das Grab des Regierungs- und Schulrats Kawerau. Er war ein Schüler und eifriger Anhänger des berühmten Pädagogen Pestalozzi. Ein Findling bezeichnet das Grab unseres Chronisten Benno. Gerade dieser Mann verdient es, nicht vergessen zu werden. Ohne seine fleißige Arbeit, zu der sich damals niemand finden wollte, wüßten wir heute über den Zeitraum 1766 bis 1840 nichts. Seine Chronik ist darum sehr wertvoll. Benno aber erinnert uns an den andern Chronisten Köslins, an den Professor Grieben. Im Jahre 1866 sollte aus Anlaß der Sechshundertjahrfeier eine neue Chronik herausgegeben werden. Die Abfassung derselben übernahm der Professor Grieben vom hiesigen Gymnasium. Leider ließ der Tod den Verfasser nicht über die Anfänge seines Werkes hinauskommen. Vor mir liegt ein Bändchen mit dem Titel: „Geschichte der Stadt Köslin. Zur Feier des 600jährigen Bestehens der Stadt Köslin bearbeitet vom Professor Dr. Grieben." Nicht weit von Benno hat auch der alte Oberförster Lademann seine Ruhestätte gefunden. War er doch der treue Behüter unserer Waldungen in der Franzosenzeit, da man den Wald als vogelfrei ansah. Eine Eiche aus seinem geliebten Buchwald bezeichnet sein Grab. Berühmt als Schauspielerin war Henriette Hendel-Schütz, deren Grab an dem Steinwürfel kenntlich ist. Sie verlebte die letzten Tage ihres Lebens in Köslin. Die Dame besaß einen drastischen Humor und zeichnete sich durch hohen Wohltätigkeitssinn aus. (Vgl. den Aufsatz über die Künstlerin an anderer Stelle dieses Heftes.) In ihrer Nähe ist das Massengrab der 1870 hier gestorbenen sechs Franzosen. Zu Füßen derselben ruht der Freiheitskämpfer Havenstein. Sein Sohn sagte mir: „Glauben Sie, wenn es eine Auferstehung gibt, dann dreht sich mein Väterchen zuerst um und haut die Franzosen durch, so haßte er sie!" Zu den Freiheitskämpfern gehört auch der Kommerzienrat Schlutius. Als Schillkämpfer wurde er in Stralsund gefangen genommen. Unter vielen Mühen und Gefahren



Grabstätte des Bürgermeisters Braun auf dem alten Friedhofe in Köslin.

entrann er mit dem späteren Lehrer Belde der französischen Gefangenschaft. Schlutius ist der Gründer der hiesigen Papierfabrik und der Eisengießerei in der Fabrikstraße.

So sind wir bis jetzt hauptsächlich der rechten Seite des Hauptweges gefolgt. Wenden wir uns nun diesem selbst zu. Hart am Wege liegt das von einem Gitter umgebene Grab des Kreischirurgus Kauffmann. Er vermachte der Stadt eine Summe mit der Bestimmung, daß in der Nähe Köslins ein Grundstück erworben werde, das den Einheimischen im Sommer Erholung biete. Das heutige Restaurant Gallenstein verdankt diesem Manne seine Entstehung. Teile des Vermächtnisses konnten ihrer Wunderlichkeit wegen nicht

zur Ausführung kommen. Eine hübsche Felsgruppe im Garten des genannten Gasthauses ehrt den Wohltäter. Ein mächtiges Kreuz bezeichnet die Grabstätte der Feuerwehrleute, die in Erfüllung ihrer Pflicht bei dem Feuer in der Badstüberstraße im Jahre 1852 durch Einsturz des Schornsteins ihren Tod fanden. Weiter der Schützenstraße zu ruht der Vater Lothar Buchers, der Professor Bucher. Er war 1848 der Herausgeber des Blattes „Der Freund des gesetzlichen Fortschrittes". Später neigte er der liberalen Seite zu. Die Liedertafel sang ihrem langjährigen Tafelmeister 1864 das Grablied. Da werden wir sofort erinnert an die Gründer dieses 1836 gegründeten Gesangvereins, an den Regierungsassessor von Gerhardt und den Oberlandesgerichtsrat Hendeß. Ein gußeisernes Kreuz mit einer Lyra bezeichnet von Gerhardts Grab. Der Name Hendeß aber gemahnt uns an die tüchtigen Männer dieser Familie, deren einer, Friedrich Hendeß, 1825 das „Allgemeine Pommersche Volksblatt", den Vorläufer der Kösliner Zeitung, gründete. Ein prächtiges Denkmal, gestiftet von dem Wahlkreis Soest-Hamm, ziert die Ruhestätte des Majors Dr. Heinrich Beitzke. Er ist bekannt durch seine Geschichte der Freiheitskriege, ein Werk, dem Moltke seine Hochachtung zollte. Als liberaler Offizier von vielen angefeindet, ging er mannhaft seinen Weg. Und herrliche Worte widmete ihm bei seinem Heimgang 1867 der Oberpfarrer Wagner. In seiner Nähe schläft Robert Hildebrand. Er war auch ein Mann geraden, aufrichtigen Sinnes, der gern und freudig seinen Dienst der Allgemeinheit widmete. Gleiches gilt von den Nachbarschläfern, den Stadtverordnetenvorstehern Strahl und Hillmar. Heimatsinn und Dankbarkeit veranlaßten den Kunstmaler Julius Jury, der Stadt Köslin wertvolle Oelgemälde zu schenken. Als Weihnachtsgeschenk trafen 1879 die Kopien ein: Murillos würfelnde Betteljungen, Zwei Madonnen von van Dyck und Titian, Rubens zwei Faune und dessen Simson und Delila. Zwei Originale schmücken den Stadtverordneten-Sitzungssaal. Das große Wandgemälde „Salome mit dem Haupte des Johannes" trägt die Jahreszahl 1885.

Einen guten Klang hat auch der Name Moser. Er war Kommunalarzt der Stadt Köslin und im wahren Sinne des Wortes ein Vater der Armen. Er erfüllte seine Berufspflicht dann noch, als ihn bereits die Schatten des Todes umlagerten. Wie beliebt der Sanitätsrat Dr. Moser war, davon legt sein Leichenbegängnis lebhaftes Zeugnis ab. Die Leiche war schon beim Friedhof, als sich noch das Trauergefolge am Markt staute. Die Stadt ehrte den pflichttreuen Mann durch Aufstellung seiner Büste im Stadthause. Unter den auf diesem Friedhof ruhenden Freiheitskämpfern erregt besonders Wilhelm Freydank unser Interesse. Er brachte auf seinem Pferde den schwer verwundeten Theodor Körner aus dem Gefecht bei Gadebusch nach dem Dorfe Wöbbelin. Unterwegs schenkte dieser dem Freydank sein Schwert und dem ihn begleitenden Oberjäger Hellfritz die Brieftasche

Bürgerstolz.

Zur Erinnerung an August Ernst Braun.

Des Korsen Faust lag schwer auf deutschem Land.
Verlöschend schon, in düsterroten Farben
versprühte seine letzten Flammengarben
noch da und dort des Krieges Fackelbrand.
Kein Held stand auf, verblaßten Ruhm zu retten;
ohnmächtig knirschte Friedrichs Volk in Ketten;
doch mancher spreizte sich in Knechtsgewändern,
zur Schmach behängt mit fremden Ordensbändern.

Des Korsen Faust lag schwer auf deutschem Land. —
Auch in Köslin, mit Vollmacht hergesandt,
erscheint ein kaiserlicher Kommissar
mit barschem Wort und herrisch finstern Mienen
und nimmt der rasch versammelten Beamten Schar
von Magistrat, Finanz und Hofgericht,
die schlecht und recht dem Staat und ihrem König
für den Eroberer in Eid und Pflicht. — [dienen,
Wird keinen das verruchte Spiel empören! —
Sie stehen beklommen, räuspern sich — und schwören.

Nur einer, August Braun — in spätern Tagen
der Stadt allzeit bewährter Bürgermeister, —
der früh gewohnt war, frei das Haupt zu tragen,
verschmäht die Klugheit dienstbeflissner Geister,
den Mannesmut devot gekrümmter Rücken;
begegnet kühl des Höflings spitzen Blicken,
und Antwort gibt er, klar und kurz und schlicht:
„Ich schwöre nicht!"
Sein Blick wie Stahl dem Feind entgegendroht, —
er läßt den Saal und opfert Amt und Brot. —

— — — — — — — — — — — —

Er nahm ein Weib, — es war im Schicksalsjahr,
war Anno Dreizehn. — Mahnend hört das Paar
mit hartem Klang ins Glück der Flitterwochen
den Weckruf der Entscheidungsstunde pochen.
Entschluß wird wach in tatenschwangrer Stille,
und federnd schnellt empor gestraffter Wille.
„Du gehst?" „Ich geh'!" Ihr Herz zuckt scheidewund,
aus bangen Augen schwere Tropfen fließen. —
Dann keimt's wie Jubel auf der Seele Grund,
und stolz und froh, ein Lächeln um den Mund,
hilft sie mit tapfrer Hand ihm Kugeln gießen.

Hermann Kasten.

zum Andenken. Das von Körner besungene Schwert ist heute in der Gedächtniskapelle bei Wöbbelin. Im dritten Längswege schläft der als Seminardirektor und besonders durch seine pädagogischen Werke bekannte Regierungs- und Schulrat Kahle. Von seiner Verehrung zeugt das von Schülern gestiftete Denkmal. Und noch nach 50 Jahren schmückten anwesende frühere Zöglinge sein Grab mit einem Kranz. Nur wenig abseits von demselben Wege schläft auch Vater Betzin. Am 25. August 1872 gab er mit der Marienwerder Stadtkapelle sein erstes Konzert hier. Lange Jahre hindurch leitete er dann die Kösliner Stadtkapelle. Ehe wir den Friedhof verlassen, wollen wir noch zweier Männer gedenken, beide eng befreundet. Antonio Focke, deine drastischen Witze leben noch heute im Volksmunde und haben noch oft heiteres Lachen hervorgerufen. Dr. Julius Zelle war ein echtes Berliner Kind. Professor Reinthaler sagt von ihm: „Er besaß ohne Zweifel von uns allen die vielseitigsten Kenntnisse. Er konnte in fast allen Fächern der höheren Lehranstalt unterrichten." Seine gesellschaftlichen Talente aber machten ihn im Kösliner Stadtleben überaus beliebt, den alten Onkel Zelle. Noch manche stillen Schläfer verdienten der Erwähnung; doch würde dies zu weit führen. Sie mögen mir nicht böse sein.

Ein Jahrhundert mit seiner Lebens- und Stadtgeschichte ist an unserm geistigen Auge vorübergezogen. Durch die stimmungsvolle Friedhofspforte an der Schützenstraße verlassen wir den alten Kirchhof. Das Leben mit seinen ernsten Anforderungen und schicksalsreichen Wechselfällen hat manchen wackern Bürger Köslins in Vergessenheit gebracht. Die Erinnerung an die Genannten wieder aufzufrischen, sollte der Zweck dieser Zeilen sein!

Henriette Hendel-Schütz

und das Köslin der Biedermeierzeit.

Von Lektor Friedrich Wilhelm Selbach.

Aus den Fenstern des Hauses Böttcherstraße 16 in Köslin drang anheimelnder Lampenschimmer. Silberhelles Lachen schallte zeitweilig bis hinab auf die stille, im Schatten der Marienkirche ruhende Straße. Wem es indes vergönnt war, in jenen Tagen, von denen hier die Rede ist — es handelt sich um die Zeit von 1840 — im Hause des Gymnasiallehrers Dr. Bensemann zu verkehren, der sah dort inmitten eines Kreises junger Mädchen und Jünglinge die hochbetagte Mutter seiner Ehefrau, die einstige europäische Bühnengröße: Henriette Hendel-Schütz in hoheitsvoller Würde thronen.

„Ach, liebe Großmama!" rief gerade ein allerliebster blondköpfiger Backfisch.

In ihrer angeborenen mütterlichen Art hörte sich die alte Dame sehr gern als „Großmama" angeredet.

„Liebste Großmama, erzählen Sie uns doch wieder einmal etwas aus Ihrer Theaterlaufbahn, bitte, bitte!"

Die Umschmeichelte ließ sich nie lange nötigen:

„Während meines Berliner Aufenthaltes" begann sie.

„1796 bis 1806" warf sofort ein altkluger Gymnasiast ein und zog sich die zürnenden Blicke der älteren Zuhörerschaft zu.

„. . . da spielte ich im Königlichen Schauspielhaus ‚Lady Macbeth'," erzählte die Frau Professorin, ohne sich durch den jugendlichen Einwurf im mindesten aus dem Konzept bringen zu lassen.

„Frau Professorin" war die unerläßliche Rangesbezeichnung, mit der sie von den titulierfreudigen Honoratioren der Beamtenkleinstadt belegt wurde, unbeschadet dessen, daß diese Würde eigentlich nur dem weniger würdigen, geschiedenen Ehemann der Künstlerin zukam.

„In jener Szene", fuhr sie fort, „in der mich Shakespeare als schlafwandelnde Lady mit der Lampe erscheinen läßt, hielt ich unbewußt die Lampe schief, so daß Oel herabträufelte. ‚Macbethen, Sie drippen!' schrie da plötzlich eine weibliche Stimme im Zuschauerraum. ‚Um Jotteswillen, Macbethen, Sie drippen ja Ihr janzes, schönes, neues, weißatlassenes Kleid voll!' — Ein unbändiges Gelächter setzte ein; alles blickte zur Loge hinauf, in deren Halbdunkel, noch immer heftig gestikulierend, Madame du Titre, eine neureiche Dame des damaligen Berlins, als Urheberin des Zwischenrufes auffiel. Mit dem Schlagwort: Macbethen, Sie drippen! war der Heiterkeitserfolg des Trauerspiels für diesen Abend entschieden."

Angeregt durch diese Erinnerung und die in ihrer Umgebung ausgelöste Stimmung legte sich ein zartes Rot über die welken Züge der Sprecherin, so daß man sehr wohl verstehen konnte, wenn August von Kotzebue galant und wahr zugleich der einstigen gefeierten Schönheit schrieb:

Ach, viel hat sich seitdem geändert.
Nur nicht mein Herz und Dein Gesicht.

„Und nun, mein junges Völkchen, müssen wir üben, fleißig üben!" sagte sie gebieterisch und erhob sich, auf ihren Krückstock gestützt vom Sessel.

Auf ritterliche Aufmerksamkeit und Wohlerzogenheit der männlichen Jugend legte sie den allergrößten Wert. Sofort sprang deshalb ein Gymnasiast als cavaliere servente ihr bei. Mit der hoheitsvollen Sicherheit einer Dame von Welt nahm sie den dargebotenen Arm.

„In vier Wochen hat unsere liebe Liesselotte Polterabend. Da muß die ‚Gouvernante' endlich klappen." Sprach's und ließ sich Stellung, Plätzewechsel, Auftreten, Abgehen, Sonderbetonung und Einzelgeste des Körner'schen Einakters immer wieder unter beinahe pedantischer Kritik solange vorführen, bis ihr die jugendlichen Darsteller über die Grenze des Dilettantismus hinausgewachsen schienen.

Bei den Uraufführungen in geladenem Kreise verspürte das sonst den darstellenden Künstlern gegenüber engstirnige und vorurteilsvolle Publikum etwas von der Weihe der Bühnenkunst. Ueber den ehrlichen Beifall war sie dann hoch beglückt. Auch nahm sie es wohlgefällig auf, wenn die Kösliner, im Banne ihrer immer noch sonoren Stimme stehend, den ernsten Einleitungs- und Schlußworten von Schillers Kassandra begeistert lauschten oder sich an dem komischen Zwiegespräch „Der Flausrock" von Voß ergötzten.

Selbst bei bedeutenden Vortragskünstlern bleibt in unserer Erinnerung vielfach etwas von pathetischem ‚Jambengeleier' zurück. Im Gegensatz dazu bestand nach dem Urteil der Zeitgenossen die Vortragskunst der Hendel-Schütz darin, daß sie die gebundene Form und den Rhythmus des fünffüßigen Jambus auflöste und verflüssigte und den schwungvollen Vers in der Einfachheit des Vortrages und der Zartheit der Betonung anglich an die Natürlichkeit der täglichen Umgangssprache.

Kunst und Natur
sei auf der Bühne eines nur.
Wo Kunst sich in Natur verwandelt,
da hat Natur mit Kunst gehandelt.

Diese treffliche Wahrheit eines Lessing verkörperte sich in der Persönlichkeit der Hendel-Schütz. Darin liegt zweifelsohne ihr unvergängliches Verdienst um die Darstellungskunst nicht nur ihrer Zeit, sondern aller Zeiten. Es ist darum keine Phrase, wenn auf ihrem Grabsteine im Alten Kösliner Friedhof das Schillerwort steht:
Und wer den Besten seiner Zeit genug getan,
der hat gelebt für alle Zeiten.
Und eingedenk dessen hat auch Schiller gerade diesen Satz eigenhändig als künstlerische Widmung und Huldigung der genialen Frau ins Stammbuch geschrieben.

*

Bei der Lektüre von Tiecks Phantasus saß der spätere Redakteur der „Kölnischen Zeitung", damals noch Kösliner Gymnasiast, in den Dünen des Kösliner Strandbades Bauerhufen.

„Lieber Sohn, was liest Du da?", — rief plötzlich eine Frauenstimme in anheimelnder sächsischer Mundart. Es war die „Frau Professorin", die im privaten Umgang den Standort ihrer Wiege in Döbeln in Sachsen zeitweilig nicht ganz verleugnen konnte. Der jugendliche Feriengast sprang auf und gab der Fragenden das aufgeschlagene Buch. Mit verblüffender Selbstverständlichkeit beschlagnahmte sie das Buch und — den Jüngling. Sie ließ sich am Dünenrand nieder, befahl den Jüngling neben sich und hielt nun in Anlehnung an Tiecks Verse und unter Zitierung Horaz'scher Oden in der lateinischen Ursprache einen schöngeistigen Vortrag, in welchem sie den Dichtern die Pflicht auferlegte, den Wohllaut der Sprache so zu meistern, daß ihre Gedichte sich nicht nur zum Lesen, sondern mehr noch zum Hören eigneten.

Die packende Art der Darstellung, ihre unerschöpflich neue Gedankenformulierung machten den Umgang mit der Greisin nicht zu einer Last, sondern zu einer Lust, und die jugendlichen ‚Befohlenen' lauschten gerne der alles andere als überalterten Geistesgröße.

Wie den Jungen, so erging's auch den Alten. Kein geringerer als Alexander von Humboldt hielt es für geboten, auf der Durchreise durch Köslin am 15. September 1840 der geistreichen Frau seine Aufwartung zu machen, und die damaligen „Prominenten" von Köslin rechneten es sich zur hohen Ehre an, durch die ehemalige Schauspielerin im Hotel de Berlin (dem heutigen Hotel Kronprinz) dem großen Naturforscher vorgestellt zu werden.

Ihr aufgeschlossener Sinn bewegte sich nicht nur auf den Höhen der Menschheit und in den Sphären der geistig Bedeutsamen der Nation. Ihre Gemütstiefe hieß sie auch hinabsteigen in die Niederungen des Lebens, in die verborgenen Winkel, wo das Elend herrschte und körperliche und seelische Not sich breit machen. Ihr, der von der Wiege bis zur Bahre in einem unvergleichlich wechselvollen Leben nichts, aber auch garnichts an Kummer, Sorge und Gebresten fremd und erspart blieb, war es ein überaus beglückendes Bedürfnis, über das Maß ihres Können und Vermögens hinaus den Kösliner Armen und Bedrückten Wohltäterin, Krankenpflegerin und mütterliche Beraterin zu sein bis in die letzten vereinsamten Tage ihres gebrechlichen Alters.

In einer Zeitschrift, deren Leserschaft besondere Empfänglichkeit für Vergangenheit und Vorvergangenheit unseres Vaterlandes hat, darf nicht unerwähnt bleiben, daß Henriette Hendel-Schütz uns darin neigungsverwandt gewesen ist. — Ihre weltberühmten mimisch-plastischen Darstellungen veranlaßten sie zu Altertumsstudien, die weit über das Maß rein informie-

render Wissensaneignung hinausgingen. Zum Beweis hierfür sei eine von Köslin aus verfaßte Schrift der Siebzigjährigen erwähnt, mit der sie 1842 gutachtlich in den gelehrten Streit der Meinungen eingriff, die sich um eine kulturgetreue Erstaufführung der der deutschen Bühne bisher unbekannten sophokleischen „Antigone" in Berlin entsponnen hatte. Und siehe da, die Berliner Akademie der Wissenschaften nahm dieses auf gründlicher Kenntnis der Klassiker, der Antike und der Theaterpraxis beruhende Gutachten über die zweckdienlichste Inszenierung mit beachtenswerter Zustimmung auf.

Geschichtliches Verständnis trieb sie nicht nur an, das Land der Griechen mit der Seele zu suchen, sondern auch den flüchtigen, verwehten Spuren der früh- und vorgeschichtlichen Bewohner unserer engeren Heimat mit lebhaftestem Interesse nachzugehen. Mit ehrfürchtigem Staunen stand sie vor den Hünengräbern unserer Vorfahren. Kein Weg war ihr zu mühselig und weit, wenn es galt, neue Urnen- und Gräberfunde zu besichtigen und sich einzufühlen in die verschüttete Welt der Urbewohner. Auf solch beschwerlichem Wege zu einem soeben erschlossenen Urnenfelde im Kreise Rummelsburg erlitt die Einundsiebzigjährige — 1843 — zwischen Reinwasser und Hohenwalde einen Unfall. Die Pferde gingen durch. Beinahe wäre der Wagen samt Insassen in einen tiefen See gestürzt. Die Hochbetagte erlitt einen Rippenbruch. Monatelang war sie bettlägerig, so daß man an ihrem Aufkommen zweifelte. Aber noch einmal siegte ihre starke Natur.

Köslin verließ sie danach nicht mehr. Immer stiller und einsamer verlebte sie ihre Tage in dem Stübchen im Hause Böttcherstraße 25, das sie mit der früheren gegenüberliegenden Wohnung vertauscht hatte. Dort erlöste sie am 4. März 1849 ein sanfter Tod aus ihrem inhaltreichen Dasein. Wenige Tage darauf trug man sie schlicht und einfach zu Grabe. Eine in Hinterpommern wohlbekannte und gern gesehene wandernde Schauspielergesellschaft — die Bröckelmann'sche Truppe — sang an der offenen Gruft die Totenklage aus „Romeo und Julie".



Grabmal von Henriette Hendel-Schütz auf dem alten Friedhof in Köslin.

Vom Schulwesen Köslins.

Von Studiendirektor i. R. Friedrich Hübener.

In Mitteldeutschland hat man Halle a. S. die Stadt der Schulen genannt wegen der großartigen Franckeschen Stiftungen mit ihren reich gegliederten Schulanstalten vom humanistischen Gymnasium (Latina) bis zur einklassigen Armenschule und wegen der Luther-Universität Halle-Wittenberg. In Ostpommern könnte Köslin so genannt werden mit seinen Schulanstalten: Gymnasium (Stabila), Realgymnasium, Oberrealschule, Lyzeum, Studienanstalt, Lehrerseminar, Präparandenanstalt, Landwirtschaftliche Schule, Taubstummenanstalt, Mittelschule, 5 Volksschulen, Privat-Pädagogium, Grundschule, Haushaltungsschule, staatlich anerkanntes Hortnerinnen- und Kindergärtnerinnenseminar, Kaufmännische Privatschule.

Von den Volksschulen der Stadt.

1816 war Köslin Sitz einer Königlichen Regierung geworden. 1816 begann auch die Neuordnung des Schulwesens in Pommern nach den Pestalozzischen Grundsätzen. Mit freudiger Zustimmung des jungen, tatkräftigen Bürgermeisters Braun und der städtischen Behörden wurde im Schulwesen allen billigen Anforderungen entsprochen, 2 tüchtige Lehrer wurden besorgt, die junge Anstalt fand im Schloß, dem jetzigen Logengebäude, mit 3 Klassen — einer

Knaben-, einer Mädchenklasse und einer gemischten Klasse — Unterkunft. Die Ausgabe der Stadt betrug für diese Elementarschule jährlich 1380 Taler, wovon etwa 1000 Taler durch ein monatliches Schulgeld von 4—8 Gr. aufgebracht wurden. Am 1. 10. 1822 wurde ein neues, eigenes Schulhaus in der Papenstraße — jetzigen Schulstraße — seinem Gebrauch feierlich übergeben. Es gab bequeme Unterkunft für 8 Klassen, außerdem wohnten noch 2 Lehrer und 4 Hilfslehrer in dem Schulhause. 1824—1831 übernahm der damalige Seminardirektor Henning, ein direkter Schüler und enger Freund Pestalozzis, die Leitung der städtischen Schule, die gleichzeitig als Uebungsschule für die Lehrseminaristen benutzt wurde. Henning ist die einzige Lehrperson in Köslin gewesen, der die Stadt die Würde eines Ehrenbürgers verliehen hat.

Da das Schulhaus und die einzigen vorhandenen passenden Räume in der Hohentorstraße mit Klassen übervoll waren, wurde 1854 das heutige Mädchenschulhaus in der Ringstraße fertiggestellt. Die Schule hatte damals 18 Klassen, 18 Lehrer und 1280 Kinder. In der zweiten Hälfte der fünfziger und in den sechziger Jahren nahm die Entwicklung der Schule schnell zu. Als 1874 das ehemalige Gymnasium in der Regierungsstraße der Stadt für Schulzwecke überlassen wurde, konnte man annehmen, für lange Zeit hinsichtlich der Unterbringung der Schulkinder gesichert zu sein. Allein schon 1884 waren alle 3 Schulhäuser bis unter das Dach mit Klassen besetzt, und 1887 siedelte die Knabenschule in das stattliche zeit- und zweckentsprechende Haus in der Moritzstraße über, das auch noch Jahre hindurch die Winterschule beherbergen konnte, bis 1913 ein Anbau dem dringenden Raumbedürfnis abhelfen mußte. Die allmählich zu groß gewordenen Einzelsysteme sind dann geteilt worden, 1904 wurden an der Knabenschule, 1908 an der Mädchenschule 2 Rektorate eingerichtet, 1923 eine fünfte selbständige Schule geschaffen. Die Schulen sind im Laufe der Zeit sieben- bzw. achtklassig geworden. Nach langem Hin und Her hat Köslin auch eine voll ausgebaute Mittelschule bekommen. Der Minderbegabten hat sich die Stadt seit 1902 durch eine Hilfsklasse angenommen; heute besteht eine besondere Hilfsschule mit fünf Klassen und fünf Lehrpersonen. Die Sorge der Stadt für die Gesundheit der Schulkinder beweist neben anderen Wohlfahrtseinrichtungen die Anstellung eines Schularztes.

Eine sehr starke Raumnot für Schulklassen — 14 bis 16 sog. fliegende Klassen — ist augenblicklich vorhanden, ein neues Schulhaus ist dringend erforderlich — eine große Anleihe dazu ist getätigt, die Not der Zeit hindert bisher die Ausführung. Es heißt auch hier: Hoffen.

Das Lehrerseminar

Mit der Errichtung einer Königlichen Regierung in Köslin 1816 fiel die Errichtung des hiesigen Königlichen Lehrerseminars zusammen; das mit 6 Seminaristen, die 16 bis 54 Jahre alt waren — von denen 4 in Pommern Lehrer geworden sind — eröffnet und zunächst von dem Schulrat an der Regierung geleitet wurde. Zuerst wurde ein Haus gemietet am Schwibbogen in der Nähe der Marienkirche, dann ein Haus mit 4 Fenstern Front in der Grünstraße angekauft, am 9. 8. 27 der Grundstein zu dem neuen, 1872 erweiterten Gebäude in der Friedrich-Wilhelmstadt gelegt, das am 15. 10. 1827 mit einer großen Feier vom Seminardirektor Henning eingeweiht wurde. Henning, Sohn eines Justizrates aus Rügenwalde, Schüler, Mitarbeiter, Freund und Jünger Pestalozzis in Ifferten, ist der Reformator der Volksschule in Hinterpommern mit seinem kraftbildenden, erziehenden Unterricht geworden. Er schuf neben Köslins Volksschule eine Kleinkinderschule, eine Schule für Handwerkslehrlinge am Sonntag, eine Vereinigung von schon im Amte stehenden Lehrern und eine für die Ausbildung des Lehrers so wichtige Uebungsschule am Seminar, welche durchaus eine Armen-Freischule nach Pestalozzischen Grundsätzen sein mußte. Je mehr Schwierigkeiten zu überwinden, je ärmer, verkommener, zerlumpter die Kinder, je schlechter der Schulbesuch, desto mehr Antrieb zur Liebe, desto übender und bildender für angehende Lehrer. Als der Geist der Reaktion in Preußen einzog, man Stillstand oder gar Verminderung der Volksbildung wünschte, konnte Henning nicht mitmachen. In den Ruhestand versetzt, zog er verstimmt nach Zürich, dem Geburtsort seiner Frau, und ist dort 1868 gestorben.

In der Nacht vom 22. zum 23. 1. 69 brannte fast das ganze Seminargebäude ab, Kleidungsstücke und Geld mußten für die Schüler gesammelt werden. Man konnte sich nicht entschließen, die Seminaristen während des Neubaus in der Stadt unterzubringen. Der Kommissar aus Stettin schreibt: Ich habe schwere Bedenken dagegen an sich und insbesondere für Köslin nach dem Rufe, in dem die Einwohnerschaft im allgemeinen steht. Man legte die Anstalt in das weltentlegene Bartin, Kreis Schlawe, wo sie bis 1872 ein idyllisches Dasein geführt hat mit viel Unvollkommenheiten.

1872 ist das noch jetzt stehende Seminargebäude, sparsam, einfach, nicht häßlich, von

besonders reizvollen Gärten umgeben, erbaut worden. 109 Jahre hat es, durch Präparandenanstalt erweitert, der Ausbildung von rund 2900 Lehrern gedient. Mit dem Beginn des Weltkrieges flammte die Begeisterung auch im Kösliner Seminar hell auf. Ueber 200 Schüler sind direkt von der Schulbank ins Heer eingetreten, 71 haben ihr junges Leben für das Vaterland dahingegeben. Am 1. 10. 16 wurde die Jahrhundertfeier des Seminars trotz des Krieges schlicht, aber würdig begangen. Als Kriegsseminaristen kehrten dann die Schüler in Kriegslehrgänge zurück. Das Seminar war eine Zeitlang fast dreimal so stark besucht als im Frieden. In 24 Abschlußprüfungen wurde den einzelnen Gruppen das Zeugnis der Reife zuerkannt. Es gehörte oft große Willensstärke und viel Nachsicht dazu, um aus dem rauhen Kriegsmann wieder einen Erzieher der Kleinen zu bilden.

Dann kam die Umwälzung und die Reichsverfassung mit Artikel 143. In diesem heißt es: Die Lehrerbildung ist nach den Grundsätzen, die für die höhere Bildung allgemein gelten, zu regeln. Damit war die Tätigkeit der Seminare erledigt. Das Kösliner Seminar wurde mit der Entlassung seiner letzten Abiturienten am 25. März 1925 geschlossen.

Nachdem in den folgenden Jahren das Seminargebäude mancherlei Gäste beherbergt hat, ist es mit bedeutendem Kostenaufwand ganz modern umgebaut worden — Aula und Turnhalle fehlen noch — und am 20. Oktober 1931 von dem Gymnasium mit Oberrealschule bezogen worden.

Gymnasium und Oberrealschule.

Als infolge von Bugenhagens Kirchenvisitation 1535 in Pommern ein reges Schulleben erwacht war, war in Köslin eine Lateinschule errichtet worden und hieß Bürgerschule — im Unterschied von den Elementar- oder Volksschulen. Mit dem Namen Bürgerschulen bezeichnete am Ausgang des Mittelalters das auf seine Entwicklung mit Recht stolze Bürgertum diejenigen gehobenen Stadtschulen, die den Handwerkern, Kaufleuten und städtischen Beamten eine bessere Vorbildung geben sollten, denn in der Amtssprache der Kanzleien, den gerichtlichen Urkunden, den Kaufverträgen, Lieferungskontrakten steckte über die Maßen viel lateinischer Wortschatz. Seitdem die Regierung und das Oberlandesgericht nach Köslin verlegt waren, hatte sich das Verlangen nach einer höheren Lehranstalt immer schärfer geltend gemacht. Es tauchte der Gedanke auf, dadurch die Gründung eines Gymnasiums zu erleichtern, daß das Neustettiner Hedwigsgymnasium nach Köslin verlegt werden sollte, denn zwei so nahe bei einander gelegene Gymnasien seien nicht lebensfähig. Die Verlegung wurde abgelehnt. Schon Friedrich der Große hatte sie nicht gestattet. Laut Kabinettsorder vom 29. 1. 1821 sollte die Stadtschule zu einem vollständigen Gymnasium ausgebaut werden. Der vielverdiente Bürgermeister Braun setzte seine bewährte Tatkraft dafür ein, daß am Friedrich-Wilhelm-Platz die Stelle, wo jetzt das Postgebäude steht, als Baustelle angekauft und ein Neubau für 20 000 Taler errichtet werden sollte. Der Magistrat willigte nicht ein, weil der Platz außerhalb der Stadt liege. Auf Drängen der Regierung wurde dann das Gouvernementshaus in der Regierungsstraße — später private höhere Mädchenschule, Präparandenanstalt und V. Volksschule — als Notbehelf, so gut es ging, für die Aufnahme des neuen Gymnasiums hergerichtet. Das Gebäude hieß Gouvernementshaus, weil es ursprünglich für das Regimentskommando des Grenadier-Regts. Nr. 9 bestimmt war, dessen Verlegung nach Köslin beabsichtigt war, aber nicht erfolgt ist. Ein Notbehelf sollte das Gebäude sein, aber bis 1879 ist es in wachsender, oft qualvoller Enge das Anstaltsgebäude des Gymnasiums geblieben.

Am 2. Oktober 1821 ist das Gymnasium mit 4 Klassen, Quinta, Quarta, Tertia und Sekunda, um die Schüler der Kösliner Lateinschule übernehmen zu können, mit 74 Schülern eröffnet worden. Das Konsistorium in Stettin, dem die Schulen damals noch unterstanden, hatte eine feierliche Eröffnung gewünscht, aber der zuständige Schulrat aus Köslin berichtete: Die Zahl der Klassen und Lehrer ist unvollständig, der Bau des Hauses und der einzelnen Zimmer unvollendet, es fehlt noch jeder Lehrapparat. Da ist nichts einzuweihen. Die Benennung „Königliches und Stadtgymnasium" erfolgte auf Antrag des Magistrats, um den guten Willen und löblichen Eifer anzuerkennen. Der Antrag auf ein Mitpatronat der Stadt wurde abgelehnt, es wurde aber ein Scholarchat eingesetzt als örtliche Aufsichtsbehörde. Es wählte die Lehrer außer dem staatlich ernannten Direktor. Zum Scholarchat gehörten 1. der Direktor der Regierung Abt. II b als Vorsitzender, 2. der Regierungsschulrat, 3. der Bürgermeister, 4. noch ein Magistratsmitglied, 5. ein Stadtverordneter, 6. der Oberprediger, 7. der Direktor.

Der erste Direktor (Dr. Moritz Müller) hat Grundzüge zur Einrichtung des Gymnasiums herausgegeben, dazu ein Vorwort, das mit dem Wortreichtum und Pathos jener Zeit mit folgenden Worten von dem Gewinn spricht, den der Jüngling aus dem klassischen Altertum hat: „Er soll das Herrliche und Würdige, das Ernste und Heitere, was mit frischen Farben, in tausend wunderbaren Formen aus dem Altertum herüberstrahlt, mit tiefem und reinem Sinn ergreifen, daß es ihn aufrege, kräftig

erfülle und selbst dann noch ihm die Meisterschaft über die Zeit und die äußeren Verhältnisse siegreich erhalte, wenn die andern in dem brausenden Strudel der Lebenswogen oder in den fruchtleeren Sandsteppen eines verödeten Lebenspfades den geistigen Tod erleiden."

Latein war unbestritten das Hauptfach in allen Klassen. Es stand ja damals auch auf den Universitäten in besonders hohem Wert. Sogar medizinische Professoren hielten ihre Klinik in möglichst vollendetem Latein, die Mediziner wurden Lateinisch geprüft, man hatte die Notwendigkeit erkannt, den ärztlichen Stand aus der Barbarei der Baderstuben emporzuheben. Der Arzt solle nicht nur ein Doktor sondern auch ein Doktus sein (Hufeland). Aus den Aufnahmelisten erkennt man deutlich, daß das Gymnasium keine Standesschule sein wollte, sondern seine Tore gern allen Lerneifrigen öffnete und Unbemittelten weitherzig Unterstützung bot. Die Unterrichtsstunden lagen von 8—12 und von 2—4 oder 5 Uhr. Die Ferien waren erheblich kürzer bemessen als jetzt und noch mit Ferienaufgaben stark belastet. Die Schülerzahl hob sich schnell, besonders die Zahl der auswärtigen Schüler ohne „marktschreierische Anpreisungen" unter der Arbeit pflichttreuer Leiter und Lehrer mit mancherlei Gaben. Als einmal die feste, sichere Hand fehlte, hatte sich die Zucht stark gelockert und das Uebel des Wirtshausbesuches mit der Nachäffung studentischen Vereinswesens sehr tief eingewurzelt, so daß nur schwere Bestrafungen es erst allmählich ausrotten konnten. Die Art jenes Leiters zeigen seine Worte im Berichte über den Ausbruch des Krieges 1870/71: „Glücklicherweise wurde kein Lehrer zu den Fahnen einberufen, so daß der Unterricht ungestörten Fortgang nehmen konnte."

Die qualvolle Raumnot wuchs mit der wachsenden Schülerzahl, die von den meisten andern Anstalten heiß ersehnt wurde. Abweisungen von Schüleranmeldungen, Beschwerden der Eltern, unausgeführte Baupläne des Magistrats, Einsturz eines Balkens in der Prima, Unterbringung von Klassen in dem Hause des Pastors Zahn, in welchem in der dort untergebrachten Herberge zur Heimat genau zur selben Zeit der Typhus ausbrach, Umbau des Schulgebäudes, dadurch Schaffung eines Zeichensaales, während die Turnhalle weiterhin fehlte, 1871 endlich Beschluß der Stadt, gegen Ueberlassung des alten Gebäudes einen Bauplatz und 30 000 Taler Zuschuß herzugeben. So der Verlauf der Dinge. Der Bauplatz wurde nach vielem Suchen in der Friedrich-Wilhelm-Vorstadt gefunden, der siebente Bauplan von den Behörden genehmigt. Nach 17jährigen Verhandlungen stand der Bau 1879 am 11. August zur Einweihung fertig da, die in der üblichen Weise geschah. Der eben erst ernannte Kultusminister von Puttkamer (Pommer) erwies dabei dem Gymnasium die Ehre seiner persönlichen Gegenwart. Das Festmahl brachte nicht bloß den Teilnehmern und der Stadt, sogar der großen, weiten Welt Ueberraschungen. Als nämlich der Vertreter des Provinzialschulkollegiums in Stettin in seiner Tischrede die Verdienste des früheren — liberalen — Ministers Falk um den Neubau gewürdigt hatte, erhob sich sofort der neue Minister und sprach scharf und nachdrücklich aus, daß er manche Aufgaben seines Amtes in ganz anderem Geiste als sein Vorgänger lösen werde. Dann kam er darauf zu verkündigen, was noch niemand wußte, daß vor wenigen Tagen das weltgeschichtlich so wichtig gewordene Bündnis zwischen Deutschland und Oesterreich in Wien abgeschlossen sei. Schon am Morgen des folgenden Tages brachte ein Extrablatt der weitverbreiteten Kölnischen Zeitung in großer Aufmachung den staunenden Lesern die wichtige Nachricht vom Festmahl bei der Einweihung des Gymnasiums in Köslin in Hipo oder Opo = Hinter- oder Ostpommern. Uebrigens war schon im Jahre 1874 das Gymnasium eine rein staatliche Anstalt geworden. Das Scholarchat wurde aufgehoben. In dem neuen Gebäude in der Bergstraße hat das Gymnasium dann seine Arbeit getan unter ständiger Anteilnahme der Stadt und ihrer Umgebung. Viele deutsche Männer, darunter berühmte Persönlichkeiten, haben sich allezeit als dankbare Schüler des Gymnasiums bekannt. Der Stettiner Musiker und Komponist Lorenz macht noch als 80jähriger in seinem Buche „Einer, bald Keiner" eine Ausnahme.

Der Weltkrieg hat dann mit seinen Riesen-Ausmaßen in nie geahntem Umfange auch in das Schulleben des Gymnasiums eingegriffen. 227 Schüler sind unmittelbar von der Schulbank zum Kriegsdienst übergegangen, 6 Mitglieder des Lehrerkollegiums und 181 ehemalige Schüler starben den Heldentod. Immer lebhafter wurde das Interesse der Schüler an den Kriegsereignissen, da fast alle nächste und nahe Verwandte an der Front hatten. Mit fröhlichem Humor hatten die Jungen ihr trockenes, oft allzu winziges Brot gegessen, waren ohne Strümpfe und Schuhe gelaufen, hatten auf Weihnachtslichter und Festgebäck verzichtet. Auch die Waffenunfähigen hatten zum Aushalten beigetragen durch die vaterländischen Sammlungen von Kriegsanleihe, Goldschmuck und Goldmünzen, Platinstiften und Altgummi, sie haben Pilze und Heilkräuter, Brennesselstauden, Steinobstkerne, Eicheln und Kastanien, Bucheckern und Laubheu gesammelt, Speck für die Hindenburgspende erbeten und ihre Bücher für die Verwundeten geschenkt, sie haben bei der Ueberführung der Verwundeten den Dank des

Roten Kreuzes verdient und die verschneiten Gleise der Straßenbahn wieder fahrbar gemacht und haben der Landwirtschaft als Arbeiter geholfen.

Und das alles umsonst? Trotz solch ausdauernden Durchhaltens in der Heimat, trotz allen Heldentums an den Fronten mußte der Krieg mit einer so völligen Unterwerfung unter der Feinde erbarmungslosen Siegerwillen enden! Eine Erklärung hierfür irgendwie zu geben, fühlen wir uns natürlich nicht berufen. Aber schuldig sind wir der Jugend, die Erinnerung an Deutschlands Heldenzeitalter wach zu halten, so lange noch Herzen für Menschengröße glühen, denn immer wird unser Volk Männer brauchen, die in Pflichterfüllung und Hingabe den Posten halten, auf den sie gestellt sind.

Etwa in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts erwachte in dem aufstrebenden bürgerlichen Mittelstande eine starke Vorliebe für das Realschulwesen, denn infolge der naturwissenschaftlichen Entdeckungen des 19. Jahrhunderts erwuchsen neue Kulturzweige und Berufsarten. Nach dem Kriege 1870 kam vielfach die Ueberzeugung auf, daß auch ohne Kenntnis der lateinischen Sprache eine genügende Vorbildung für die höheren Berufe gegeben werden könnte. Seit 1882 gab es infolgedessen 3 Vollanstalten: 1. Gymnasien, 2. Realgymnasien, 3. Oberrealschulen. Die Realschulen sollten siebenstufige Anstalten ohne Prima sein. Eine solche Realschule wurde Ostern 1912 in Köslin eröffnet. Ostern 1913 wurde von der Stadt der vollendete Klassenanbau übergeben. Seitdem üben die Zöglinge des Gymnasiums und der Realschule in edlem Wetteifer ihre jungen Kräfte unter einem Dache, nachdem die Realschule mit großen Opfern auch seitens der Stadt 1917 zu einer Oberrealschule ausgebaut worden ist, deren Besuch den des Gymnasiums stark übertrifft.

Gymnasium und Oberrealschule sind nun am 20. 10. 31 umgezogen nach Poststraße 16 in das ehemalige Seminargebäude, das durch einen kostspieligen Umbau ganz moderne, warme, helle Räume bekommen hat, um helle Köpfe und warme Herzen in der deutschen Jugend heranzubilden in dunkler, kalter Zeit.

Die Staatliche Bildungsanstalt.

Sie ist gelegen da, wo die einst große und wichtige Handelsstraße, die zur Hansastadt Danzig führte, in den Gollenwald aufsteigt: eine umfangreiche bauliche Anlage, trotz ihrer Einfachheit von gefälliger, eindrucksvoller Architektur. Ihrem Ursprunge nach ist es eine Gründung Friedrichs des Großen. Sie wurde am 1. Juni 1776 als adlige Kadettenschule in Kulm an der Weichsel eröffnet. Durch den Frieden von Tilsit kam sie 1807 unter Großherzoglich Warschauische und Königlich Sächsische Regierung. 1815 kam das Land mit der Kadettenschule wieder an Preußen. Am 1. 10. 1890 erfolgte die Uebersiedlung des Kadettenhauses Kulm in das neu erbaute, stattliche Gebäude in Köslin. Am 10. März 1920 mußte die Kadettenanstalt, wie alle militärischen Einrichtungen der kaiserlichen Zeit, infolge des Schandvertrages von Versailles ihre Pforten schließen. Es soll nicht verschwiegen werden,



Die Staatliche Bildungsanstalt in Köslin

daß die wirtschaftlichen Vorteile der Kadettenanstalt für die Stadt Köslin hinter den Erwartungen zurückgeblieben sind. Die Militärverwaltung hatte für den Warenbezug andere Quellen, groß war aber die Belebung auf vielen idealen und besonders auf geselligem Gebiet.

Die Preußische Unterrichtsverwaltung übernahm die Gebäude und eröffnete hier, wie in den übrigen Anstalten Preußens, soweit sie nicht im besetzten Gebiet lagen, die Staatliche Bildungsanstalt, eine höhere Lehranstalt mit Internat nach dem Lehrplan des alten Realgymnasiums. Das ehemalige Kadettenhaus schloß hier schon mit der Obertertia ab. Die Staatliche Bildungsanstalt war schon 1924 voll ausgebaut, so daß ihre Abiturienten zu allen deutschen Universitäten zugelassen wurden. Ihr besonderes Gepräge bekommt die Anstalt durch das mit ihr verbundene Erziehungsheim. Es erhalten also ihre Schüler eine sorgfältige wissenschaftliche Durchbildung wie an jeder öffentlichen höheren Lehranstalt, aber zur Anstalt gehören auch alle Aufgaben, die sonst dem Elternkreis zufallen: Förderung guter Sitten, geselligen Benehmens unter freundlich

sicherer Führung von Erziehern. Aufnahme finden nach den behördlichen Bestimmungen Schüler, deren Persönlichkeit, Befähigung und wirtschaftliche Lage die Aufwendung öffentlicher Mittel rechtfertigt. Es werden als Heimschüler zugelassen: Söhne von gefallenen oder schwerverletzten Kriegsteilnehmern, Söhne von Auslandsdeutschen und Eltern deutschen Stammes in abgetretenen Gebieten, schließlich auch noch andere Schüler, soweit Plätze frei sind. Alle Schüler müssen ihre Würdigkeit durch die Schulzeugnisse und in einer eingehenden Aufnahmeprüfung nachweisen.

Das höhere Mädchenschulwesen.

In der Geschichte der Stadt Köslin von Benno steht S. 149, daß seit dem Jahre 1828 einige ausschließlich für den Unterricht junger Mädchen bestimmte Privatanstalten bestehen. In den dreißiger Jahren wird in der Zeitung erwähnt, daß ein Rektor Kanitz eine private Vorbereitungsanstalt für das Gymnasium und eine sogenannte höhere Mädchenschule gehabt und sogar zum Lehrerinnenexamen vorgebildet habe. Diese Schule übernahm schließlich 1886 ein Frl. Gerloff.

Im Jahre 1863 kam Fräulein Luise Freytag mit einem großen Pensionat von Belgard nach Köslin. In Kolziglow, in dessen Kirche Johanna von Puttkamer mit dem späteren Fürsten Bismarck getraut wurde, hat Luise Freytag ihre Schule eröffnet, nach Schmolsin und, als sie stark wuchs, nach Belgard und dann nach Köslin in die Häuser Wilhelmstraße 34 und 34 a verlegt. Durch ihr Pensionat ist ihr Name weit über Pommerns Grenzen bekannt und gesegnet worden. Nachdem sie 1898 hoch betagt gestorben war, wurde Frl. Scheunemann ihre Nachfolgerin, der dann 1905 Frl. Prahl in der Leitung folgte. Diese gab das Pensionat auf und vereinigte im Einverständnis mit der Stadt die Gerloffsche Schule mit der ihrigen. Im September 1909 wurde die Prahlsche Schule als Lyzeum anerkannt; schon seit 1909 besitzt Köslin also ein Lyzeum. Nach jahrelangen Verhandlungen wurde die Prahlsche Schule am 1. 4. 1912 von der Stadt übernommen, nachdem das stattliche Lyzeumsgebäude unter Leitung des Stadtbaumeisters Jahn hergestellt war. Das Lyzeum führt seit Oktober 1913 den Namen Fürstin Bismarckschule in Erinnerung an jene Johanna von Puttkamer, des Altkanzlers Gattin. Die Schule hat bis heute Schülerinnen, die den Namen von Puttkamer tragen. Die hochverdiente Leiterin und die meisten Lehrerinnen der Privatschule wurden durch die Stadt übernommen. Die Schule hat sich, seit sie städtisch ist, gut entwickelt, Ostern 1914 wurde eine Studienanstalt angegliedert, — nach der in Stettin die zweite in Pommern, — eine fast übergroße Zahl junger Mädchen haben an ihr die Reifeprüfung abgelegt und sich damit den Zugang zu den akademischen Berufen erworben. Trotz des Abbaus der Vorschulklassen wurden nach dem Kriege An- und Umbau nötig. Aber auch hier zeigen sich die schweren wirtschaftlichen Hemmnisse der Nachkriegszeit.

Die Provinzial-Taubstummenanstalt Köslin.

Die Taubstummenanstalt ist aus dem Zwange der Notwendigkeiten entstanden nach langwierigen Verhandlungen. Aus einem Berichte von 1843 geht hervor, daß im Regierungsbezirk Köslin 323 Taubstumme, darunter 92 unter 15 Jahren, vorhanden waren. 1850 wurde den Kreisschulinspektoren die bevorstehende Errichtung einer Taubstummenanstalt in Köslin gemeldet, erst 1860 bewilligte der Kommunal-Landtag von Altpommern hierzu eine jährliche Beihilfe von 500 Talern auf 5 Jahre. Am 1. 11. 60 wurde der erste Schüler — Drawanz aus Damen, Krs. Belgard — aufgenommen, bald waren es 17. Sie und der erste Lehrer wohnten bei dem Schuhmacher Thom, der eine Zeitlang im Rauhen Hause für den Dienst der inneren Mission vorgebildet wurde. Ein eigenes Heim war unbedingt nötig, Mittel waren nicht vorhanden und nicht zu bekommen. Da trat hochherzig Herr Oberregierungsrat v. Schmeling ein. Er kaufte 1864 den sogenannten Priesterborn mit 22 Morgen Land und einem Gebäude, das nacheinander als Seifenfabrik, Gärtnerei, Gaststätte und Tanzsaal gedient hatte, und überließ es der Anstalt pachtweise. Das Kuratorium, das sich bildete, erwarb das Grundstück 1867 und besitzt es noch heute. (Einen Teil kaufte 1909 die Stadt zur Errichtung der städtischen Badeanstalt.) Ein Neubau wurde hergestellt, in dem 1870 schon 80 Schüler wohnten. Schwere Sorgen bereiteten neben den Kosten die schweren Krankheiten, welche die Taubstummen mehrfach durchzumachen hatten — Masern, schwarze Pocken, ägyptische Augenkrankheit —. Am 1. 10. 77 wurde das Internat in ein Externat verwandelt, die Taubstummen wurden bei geeigneten Familien in der Stadt in Kost und Pflege gegeben. Im Jahre 1880 wurde die Anstalt wie alle Anstalten für blinde und taubstumme usw. Kinder der Provinzial-Verwaltung übertragen. Die Provinz ließ 1896 ein neues Schulhaus bauen, damals mit den verschiedenen Nebenräumen und Unterrichtszimmern ausreichend, heute teilweise sehr beengt. Die Lage der Anstalt, fern vom Lärm der Straße, umgeben von Gärten und schönen, hohen Bäumen mit dem durchfließenden Mühlenbach und dem schattigen Turnplatz ist unvergleichlich praktisch und schön. Wer besonders am Vormittage über den Schwarzen Berg an der Anstalt vorbeigeht, hört weithin schallend

den fröhlichen Lärm der spielenden bedauernswerten Taubstummen.

Die Landwirtschaftliche Schule Köslin.

Im Jahre 1891 beschloß die Pommersche Oekonomische Gesellschaft, eine landwirtschaftliche Fachschule — damals Landwirtschaftliche Winterschule genannt — für Hinterpommern in Köslin zu schaffen, nachdem das 1886 für Vorpommern in Demmin geschehen war. Es gelang, vom Staat, der Provinz und dem Kreise Köslin die erforderlichen Mittel in Form von jährlichen Beihilfen zu erlangen. Am 21. 10. 1893 begann die Winterschule mit 15 Schülern ihr erstes Arbeitsjahr. Als Heim war der jungen Anstalt Raum in der Knabenschule Moritzstraße in entgegenkommender Weise überlassen worden. Dort hat die Schule die ersten zehn Jahre ihres Bestehens verbracht. Als sich im Jahre 1896 die Pommersche Oekonomische Gesellschaft auflöste, übernahm die inzwischen gebildete Landwirtschaftskammer auch die Verwaltung der Landwirtschaftlichen Winterschule, die sich inzwischen erfreulich entwickelt hatte. Neben der Erziehung und der fachmännischen Ausbildung der heranwachsenden landwirtschaftlichen Jugend besteht die zweite wichtige Aufgabe der Schule darin, im Sommerhalbjahr die Belehrung auf das Land zu tragen durch Vorträge, persönliche Besprechungen und Beratungen, um dadurch in den einzelnen Betrieben die Einführung besserer Kulturmaßregeln anzuregen und durch Versuche einzuleiten. Gerade diese wirtschaftsberatende Tätigkeit der Landwirtschaftlichen Fachschule Köslins hat in hohem Maße dazu beigetragen, daß die Produktionskraft der Landwirtschaft im Laufe der verflossenen Jahrzehnte eine gewaltige Steigerung erfahren hat. Trotzdem in Pommern mehrere Landwirtschaftliche Schulen errichtet wurden, wuchs die Schülerzahl so stark, daß ein Verbleiben in dem städtischen Schulhause nicht möglich war. Die Schule bekam ein eigenes Heim in einem Neubau mit Direktorwohnung in der Füsilierstraße, in dem schon im ersten Winter 59 Schüler in zwei Klassen unterrichtet wurden. Dann stieg die Nachfrage so stark, daß schon ein Erweiterungsbau der Lehranstalt geplant war. Ein Beweis für die Not der Zeit, für die furchtbare wirtschaftliche Lage der Landwirtschaft, besonders in Hinterpommern, ist es, daß heute, im Winter 1931, der Fortbestand der Schule in Zweifel stand, weil er nur bei 12 Schülern möglich war. Die nötige Schülerzahl hat sich erst kurz vor der Eröffnung gefunden. Jedem heranwachsenden jungen Landwirt Köslins und des Kreises Köslin ist die Möglichkeit gegeben, auf der Landwirtschaftlichen Schule in Köslin die für die Anforderungen der Neuzeit unentbehrliche Fachbildung zu gewinnen.



Pädagogium Dr. Reusse

Pädagogium Dr. Reusse in Köslin.

Die jüngste höhere Lehranstalt unserer Stadt ist das Pädagogium Dr. Reusse, dessen neues Heim am Gollenwald herrlich gelegen ist und in seinen architektonischen Auswirkungen eine Zierde der Stadt bildet. Die Anstalt, die von dem früheren Prinzen- und Kadettenerzieher Dr. Reusse unter Ueberwindung allerschwerster Hemmnisse im Jahre 1919 gegründet worden ist, soll dem Zweck dienen, alle diejenigen Aufgaben erzieherischer und wissenschaftlicher Art zu erfüllen, die im Rahmen der öffentlichen höheren Schulen nicht gelöst werden können. Wie schon der Name sagt, steht die erzieherische Beeinflussung im Vordergrund, was in den öffentlichen Schulen, welche die Schüler nur wenige Stunden in der Hand haben, einfach nicht möglich ist. Das Internatsleben mit seinem geregelten Gang, seinen vielseitigen Anregungen, mit der Beaufsichtigung und Anleitung bei der Anfertigung der Schularbeiten ist besonders geeignet, die Schüler an Pflichterfüllung, Strebsamkeit, Charakterfestigkeit, Wohlanständigkeit zu gewöhnen, anderer-

seits sie vor schädlichen Einflüssen zu bewahren, denen sie ohne Schutz des Elternhauses in Pensionen ausgesetzt sind. Es wird das Augenmerk besonders auf die körperlich und geistig schwach Veranlagten gerichtet sowie auf die sogenannten schwierigen Charaktere, auf die in den oft überfüllten öffentlichen Schulen wenig Rücksicht genommen werden kann. Daneben wird die Schule auch viel in Anspruch genommen von begabten Schülern, die aus irgend welchen Gründen den rechtzeitigen Anschluß an die höhere Schule verpaßt oder verloren haben, und denen durch halbjährliche Versetzungen ein schnelleres Fortkommen ermöglicht wird.

Das Pädagogium zählt etwa 200 Zöglinge, die von 16 Lehrpersonen betreut werden. Die Grundlage der in der Anstalt getätigten Erziehung ist eine ausgesprochen christliche und nationale. Das geschieht aus der Erkenntnis, daß unser zerschlagenes Vaterland seine Wiedergeburt nur erleben wird auf christlicher und nationaler Grundlage.

*

Zum Schluß sei erwähnt, daß Köslin eine „attestfreie" Grundschule hat, die, von einer fachmännischen Person mit Hilfskräften geleitet, seit Jahren Knaben und Mädchen, welche aus irgendeinem Grunde die öffentliche Grundschule nicht besuchen, mit sehr gutem Erfolge für die Sexta der höheren Schulen vorbereitet.

Dem Diakonissenhaus Salem ist eine Haushaltungsschule und ein staatlich anerkanntes Hortnerinnenseminar angegliedert; beide Anstalten sind zahlreich besucht. Auch ein zweites staatlich anerkanntes Hortnerinnen- und Kindergärtnerinnenseminar in der Danziger Straße leistet für die jungen Mädchen und ihren zukünftigen Beruf eine gesegnete Erziehungsarbeit.

Als Fachschule muß eine gut besuchte Kaufmännische Privatschule von Frl. Presting angeführt werden.

*

Der Ruf nach der Arbeitsschule ist längst mit Erfolg erklungen. Es darf kein Mittel unversucht bleiben, die deutsche Jugend arbeiten zu lehren; davon hängt wesentlich das Lebensglück ab. „Die fröhlich schaffende Arbeit", so rühmt der pommersche Dichter Richard Voß, „ist das einzige Glück, das der Mensch sich selber geben kann. Sein Glück ist aber um so größer, je mehr er mit seiner Arbeit anderen dient, dem Wohl der Heimat und des Vaterlandes."

Abend an der alten Stadtmauer.

In deiner Biegung, stilles Straßenstück,
lugt liebreich Lauern,
als hieltest du ein herb entglittnes Glück
mit müden Mauern;
turmüberragt, aus leiser Linden Licht
träumt wehmutweich versiegelt dein Gesicht.

Dein reiches Rosenrondo duftet schwer
um Steines Schiefe;
aus Gassengärten haucht es heimlich her
voll Trauertiefe . . .
Durch schwüle Schwermut schwingt die Kirchenuhr
auf Grund und Giebel säh ihr dumpfes Dur.

Ein Wagen stolpert holpernd späte Last
an harten Hufen.
Hoch hinterm Turm des Tages Ton verblaßt
vor Sternes Stufen. —
Lau lockt die Nacht von weichen Straßenwänden,
daß Sinn und Seele sanfte Traumfahrt fänden.

Max Schaudinn

Die Diakonissenanstalt Salem. Von Pastor Paul Schiller.

Vor den Toren Köslins liegt am schönen Gollenwald die Diakonissenanstalt Salem. Es ist ein Verdienst des früheren Landrats von Eisenhart-Rothe, daß er die Uebersiedlung des Diakonissenhauses von Stettin nach Köslin veranlaßt und dafür die Wege geebnet hat. War vorher Salem auf seinem Stettiner Grundstück eingeengt und in seiner Entwicklung behindert, hier konnte es sich entfalten, nachdem die Hemmungen der Kriegsjahre überwunden waren. Bald reihte sich Haus an Haus. Erst war auf dem Salem gehörenden Grundstück schon im Jahre 1913 das Kaiser-Wilhelm-Kreiskrankenhaus entstanden, umgeben von schönen Gartenanlagen. Es wurde der Diakonissenanstalt Salem zur Betreuung übergeben. Das stattliche Kaiser-Wilhelm-Krankenhaus kann sich mit den besteingerichteten Krankenhäusern unserer Provinz messen. Ungezählte Kranke haben seither dort Heilung gefunden. Im Jahre 1930 hat es Salem käuflich erworben, indem die Diakonissenanstalt von dem ihr zustehenden Vorkaufsrecht — vor der Zeit — Gebrauch machte. Ein Erweiterungsbau geht der Vollendung entgegen. Dieser erhöht nicht nur die Bettenzahl auf 200 bis 225, sondern soll vor allem dem Ausbau der inneren Station dienen. In ihm finden geräumige Laboratorien, eine Diätküche und auch sonst mancherlei Ergänzungen des Altbaues ihren Platz. Vor allen Dingen aber soll der Neubau die fast chronische Ueberbelegung des bisherigen Krankenhauses beseitigen und auch besonders für die Kranken der dritten Klasse, die darunter zu leiden hatten, schöne kleine Zimmer zur Verfügung stellen. Natürlich setzt die Diakonissen-

anstalt alle ihre Kräfte daran, das Krankenhaus, das ja eine der wichtigsten Ausbildungsstätten für die jungen Schwestern ist, auch in technischer Hinsicht auf der Höhe zu erhalten. Das medikomechanische Institut und mancherlei andere Apparate entsprechen durchaus auch hochgespannten Ansprüchen. Die Röntgeneinrichtung ist zum Teil erst kürzlich erneuert, zum Teil steht die Erneuerung unmittelbar bevor.

Das Mutterhaus selbst ist die Ausbildungsstätte der jungen Schwestern, von denen



Diakonissenanstalt Salem in Köslin (Gesamtansicht).

ständig etwa 80 bis 100 im Mutterhause wohnen. Andere Schwestern haben als Gewerbelehrerinnen, technische Lehrerinnen, Hortnerinnen und Jugendleiterinnen in den dafür in Frage kommenden Ausbildungsstätten ihre Ausbildung erhalten. Die Diakonie hat sich in den letzten Jahren ungemein vielseitig entwickelt. In ihr sollen alle in der weiblichen Jugend schlummernden Kräfte, Gaben und Fähigkeiten entwickelt werden. So enthält das Mutterhaus u. a. auch eine Reihe von Lehr- und Unterrichtszimmern für die Schwesternschaft. Jede unserer Schwestern geht durch die „Diakonissenschule" hindurch, in der sie nicht nur ihre Schulbildung auffrischt und ergänzt, sondern auch in die biblischen Grundlagen der Diakonie eingeführt wird. — In einem Seitenflügel des Mutterhauses ist die Kapelle eingebaut, die sich sonntäglich mit der jetzt ca. 640 Glieder umfassenden Hausgemeinde füllt, soweit sie abkömmlich ist. Die Mutterhausschwestern haben abwechselnd den Sonntag Vormittag oder Nachmittag dienstfrei; denn die Kranken und Kinder beanspruchen natürlich Sonntags und Werktags ihre Pflege. Daneben hat jede Schwester in der Regel einen freien Nachmittag in der Woche. — Im Erdgeschoß des Mutterhauses ist die Hauptküche untergebracht. Der Großküchenbetrieb ist auf Dampf und Gas eingestellt, aber auch ein großer Kohlenherd fehlt nicht. Hier wird nicht nur das Essen für die große Anstaltsfamilie gekocht, sondern auch die Säuglingsnahrung und die verschiedensten Diäten. Die Küchenleiterin ist selbstverständlich für ihr großes Amt praktisch und theoretisch gründlichst vorgebildet. Auch unsere Küche ist Ausbildungsstätte für eine Schar unserer jungen Schwestern.

Nur die eine Hälfte des großen Mutterhauses dient den Schwestern unmittelbar, in der andern Hälfte ist ein Säuglings- und Kleinkindheim mit 80 Betten untergebracht. Auch dieses Heim ist eine Ausbildungsstätte für junge Schwestern. Unter der Leitung bewährter Schwestern werden sie im Säuglingsheim in die Grundbegriffe diakonischen Dienens eingeführt, und hier lernen sie auch die Pflege und Beobachtung des gesunden und kranken Kindes. Fast jedes dieser Kinder erhält die Nahrung in einer anderen Zusammensetzung: Milch und Grießbrei, Gemüse und Obst und dergl. Art und Menge der verabfolgten Nahrung muß von der Schwester auf der Kurve genauestens eingezeichnet werden. — In den beiden anderen Stockwerken wird eine Schar von etwa 60 jungen frohen Mädchen in der Haushaltungsschule wie auch in der neu eröffneten Schule für Kinderpflegerinnen und Haushaltsgehilfinnen in 1—1½ jährigen Lehrgängen unterrichtet. Sie werden dort von unsern Schwestern in Hauswirtschaft und Nadelarbei-

ten, die Kinderpflegerinnen außerdem in Erziehungslehre und Psychologie eingeführt. Der gesamte Lehrkörper dieser Schulen besteht aus Jugendleiterinnen, Gewerbe- bezw. technischen Lehrerinnen. Oft genug kann zur Sommerszeit der Unterricht auf den großen Veranden oder auch am Gollenwald an stillen Plätzen abgehalten werden. Selbstverständlich wird den Schülerinnen ausgiebig Gelegenheit geboten, die Schönheit der durch die Straßenbahn leicht zu erreichenden Ostsee auf sich wirken zu lassen.

An den Flügeln des Mutterhauses steht auf der einen Seite das Verwaltungsgebäude, das zugleich die Wohnung der Oberin enthält, und auf der andern Seite die Wohnung des Vorstehers und ersten Pastors. — Die Verwaltung des gesamten Organismus ist eine ziemlich umfangreiche; laufen doch im Mutterhause die Fäden der verschiedenen Zweiganstalten (wie Stift Salem, Stettin — Lyzeum und Töchterheim — und die der andern Außenstationen) zusammen. Unter den verschiedensten Stationsvorständen arbeiten unsere Schwestern auf ca. 70 verschiedenen Arbeitsfeldern und tun dort ihren diakonischen Dienst. In acht Krankenhäusern, zwei Krüppelanstalten, einigen Erholungshäusern, in Gemeinden und Wohlfahrtspflegen, in Altersheimen, Kindergärten und Kinderhorten stehen unsere Schwestern an der Arbeit. Sie dabei zu stärken und die innere Verbindung zu pflegen, das ist eine der Hauptaufgaben der leitenden Persönlichkeiten eines Diakonissen-Mutterhauses. Daneben fordert auch die geschäftliche Verwaltung und der Verkehr mit den Stationsvorständen, Magistraten, Kreisverwaltungen, Wohlfahrtsämtern, Frauenvereinen usw. einen umfangreichen Schriftwechsel. In der jetzigen Zeit beansprucht aber nicht minder die Führung der Kassengeschäfte und die Finanzierung eines so großen Werkes viel Kraft und Arbeit. Die Diakonissenanstalt Salem hat einen Jahresumsatz von etwa 2¼ Millionen Mark.

Wandern wir vom Mutterhause aufwärts dem Waldessaum zu, so liegt im stillsten Teil des Anstaltsgeländes das Feierabendhaus. Jede Schwester hat ein geräumiges, schlichtes aber doch gemütliches Zimmer, in dem sie ihren Lebensabend verbringt. Das Feierabendhaus bietet nicht nur für die in den Ruhestand getretenen Schwestern genügend Raum, sondern auch für die vielen Gastschwestern, die bei uns einkehren. Ein Mutterhaus ist ja nicht nur die Ausbildungs- sondern auch zugleich die Heimstätte der ausstationierten Schwestern. Diese kommen alle mindestens einmal im Jahre zu einer achttägigen Freizeit ins Mutterhaus, und dann gilt's jedesmal, für ungefähr 45 bis 50 Schwestern Raum zu schaffen. Da wird das Band der Gemeinschaft wieder fester geknüpft. Da sollen sie Anregung und Stärkung empfangen für ihren verantwortungsvollen Dienst in Gemeinden und auf den anderen Arbeitsfeldern.

Weiterhin liegen malerisch am Waldessaum die Kinderheimaten. Sie bestehen aus einer Baugruppe von vier Familienhäusern und sind verbunden durch einen dazwischen eingeschobenen Kindergartenbau. Diese Kinderheimaten sind bestimmt für heimat- und elternlose Kinder, denen unter mütterlicher Betreuung unserer Schwestern dort eine gründliche Erziehung zuteil werden soll. Die vier Häuser, welche die Familien „Sonnenstrahlen, Kornblumen, Singvögel und Ehrenpreis" beherbergen, sind völlig gleich gebaut und ausgestattet. Sie sind nur durch die Farbe der schlicht aber geschmackvoll bemalten Möbel unterschieden. Den Kindern, welche beim Eintritt in das schulpflichtige Alter noch nicht schulreif sind, dient ein Schulkindergarten. Dort werden sie von einer Schwester, die dafür besonders vorgebildet ist, ein Jahr lang betreut. Nach Ablauf desselben werden sie in der Stadt der Volks- bezw. Hilfsschule zugewiesen. Ebenso werden die andern noch nicht schulpflichtigen Kinder im Kindergarten beaufsichtigt. Dieser ist zugleich Ausbildungsstätte für die werdenden Kinderpflegerinnen. Nach Beendigung der Schulzeit werden die größeren Kinder unserer Kinderheimaten in Arbeits- oder Lehrstellen — möglichst auf dem Lande — untergebracht. Die Mütterchen halten mit allen die Verbindung aufrecht. Gern kehren unsere großen Kinder je und dann wieder einmal in Salem, als ihrer Heimat, ein. Wir dürfen es mit großer Freude und Dankbarkeit aussprechen, daß eine ganze Anzahl dieser Kinder den Weg ins Leben gefunden hat.

Natürlich hat ein so großes Werk wie das unsrige auch einen Gärtnereibetrieb, der uns mit zahlreichem Frischgemüse zu versorgen hat. Seine Bedeutung für die Ernährung bei jung und alt, Gesunden und Kranken wird ja immer mehr erkannt. Etwa eine halbe Stunde von unserer Anstalt entfernt liegt am Kickelberg unser Wirtschaftshof. Dieser versorgt uns hauptsächlich mit Milch — der tägliche Bedarf beläuft sich auf ca. 260 Ltr. — und Fleisch. Einen großen Teil unseres Fleischbedarfes decken wir schon durch eigene Schlachtungen.

So ist in den letzten 17 Jahren am Gollenwalde eine ganze Siedlung entstanden, in der eine nun schon auf etwa 350 Glieder angewachsene Schwesternschaft ihre Ausbildung erhält. Möchten Alte und Kranke, Kinder und Krüppel etwas von der Liebe Christi spüren, welche alle, die Christen sein wollen, zur Tat drängt und treibt. Möchte unser Salem immer mehr zu einer Stadt auf dem Berge werden, in welcher der Glaube wohnt, der in der Liebe tätig ist.



Ada v. Lieven: Das „laufende Tief“ am Jamunder See

Köslin im Spiegel der Dichtung. Von Hermann Kasten.

Die Geschichte der Stadt Köslin und ihrer nächsten Umgebung hat der epischen Dichtung bisher nur selten und nur in bescheidenem Maße als Stoffquelle gedient. Vielleicht hat das darin seinen Grund, daß unsere Stadt sich nie so unmittelbar in den Mittelpunkt bedeutsamer stammes- und volksgeschichtlicher Ereignisse gerückt sah, wie das mit manchen anderen Städten unserer Heimatlandschaft (Stralsund, Stettin, Kolberg, Rügenwalde) zeitweilig der Fall gewesen ist. Auch fehlt es ihr an Persönlichkeiten, deren Erinnerungsbild zu geschichtlicher Größe sich aufreckt oder durch das Walten eines in den Gang der historischen Entwickelung verflochtenen, über das Individuelle hinauswachsenden tragischen Schicksals geweiht und geadelt ist. Völlig erklärt ist die eingangs erwähnte Tatsache damit freilich keineswegs. Denn trotz der angedeuteten Einschränkung ist die Geschichte unserer Stadt fesselnd und farbenreich. Diese hat nicht bloß von jeher ein verhältnismäßig reiches kulturgeschichtliches Eigenleben geführt; auch die Wellen der Weltgeschichte haben oft genug, wenn auch nur in Spritzern und Ausläufern, ihre Mauern bedrohlich umspült; das Wohl und Weh des Heimatgaues und des größeren Vaterlandes war auch ihrer Bürger Wohl und Weh, und die eherne Stimme des Völkerschicksals war noch immer laut genug, um auch in den Gassen und Häusern der beschaulichen Landstadt mit vernehmbarem Widerhall Jubel und Klage zu wecken. Zudem sucht die Dichtung nicht einmal mit Vorliebe das helle Licht und die allzulaute Nähe der großen weltgeschichtlichen Geschehnisse. Sie bevorzugt die Episode, den für die geschichtswissenschaftliche Betrachtungsweise nebensächlichen Einzelvorgang. Sie lauscht gern aus einiger Entfernung den leiser herüberklingenden Tönen nach, und aus den gedämpften Reflexen, mit denen jene großen Geschehnisse in den Geschicken einzelner Menschen und ihrer engeren Umwelt sich spiegeln, mischt sich die schaffende Phantasie des Dichters die Farben für die Fülle ihrer lebendig erschauten Gestalten und Gesichte. — Es hat also doch wohl nur an der kundigen Hand gefehlt, die es unternahm, in den Tiefen unserer stadtgeschichtlichen Vergangenheit, begraben unter dem Schutt der Jahrhunderte, nach den Goldadern gestaltungswürdiger Stoffe zu schürfen.

Wie dem aber auch sein mag, richtig bleibt jedenfalls, daß der literarische Besitz Köslins an lokalgeschichtlichen Erzählungen nicht als reichhaltig zu bezeichnen ist. Das meiste davon verdanken wir, was heute nur noch wenigen bekannt sein mag, dem Fleiße unseres alten Chronisten Johann Ernst Benno (1777 bis 1848). Seinem Fleiße und seiner Lust am Fabulieren, weniger seiner geringen künstlerischen Gestaltungsgabe. Denn obgleich er unverkennbar die Fähigkeit besaß, in das Dämmerdunkel der vor- und frühgeschichtlichen Sagen, deren Stimme in Bennos Tagen noch vernehmlicher als heute um sinkendes Gemäuer raunte, nachtastend sich einzufühlen und auch den allmählich deutlicher werdenden Spuren späterer Zeitverhältnisse und Kulturzustände verständnisvoll nachzugehen, so gelang es ihm doch nur selten, die dargestellten Menschen mit Blut und Leben zu füllen. Mit Vorliebe wählte er Stoffe aus der alten Wendenzeit, mit der er auf Grund eifriger Studien nach dem damaligen Stande der Forschung eingehend vertraut war.

Heute sind Bennos Erzählungen fast ganz verschollen und vergessen, was immerhin zu bedauern ist, da sie wenn schon nicht in künstlerischer, so doch in stofflicher Hinsicht auch jetzt noch Interesse zu wecken vermögen. Lebendig geblieben ist einzig die Erzählung „Das Wächterhorn zu Cussalin“ (Prenzlau 1824, Ragoczysche Buchhandlung), von welcher der Kösliner Verlag C. G. Hendeß neuerdings mehrmals einen Neudruck veranstaltete. Die Erzählung knüpft sich an die Ueberlieferung von einem sagenumwobenen Horn, das nach einem alten Bericht des Paulus Finzenius im Hünenberge bei Köslin gefunden worden ist, längere Zeit der Stadt als Wächterhorn gedient hat und jetzt im Kösliner Heimatmuseum aufbewahrt wird. Seine Herkunft ist strittig. Altertumsforscher halten es für ein germanisches Heerhorn; nach Ansicht des Chronisten Haken sollen es die Krieger des Ungarnkönigs Bela vor den Mauern unserer Stadt geblasen haben, während die Sage in ihrer verbreitetsten Fassung berichtet, daß es von dem Anführer einer Räuberbande, die in früherer Zeit zum Schrecken der Kösliner Bürger und der durchreisenden Kaufleute im Gollen ihr Unwesen trieb, als Alarmhorn benutzt worden sei. Benno verlegt seine Erzählung ins 13. Jahrhundert, in die Regierungszeit des ostpommerschen Wendenfürsten Mestewin II. (1266—1295) und nennt als Besitzer des sagenhaften Horns den wendischen Priester Thimo, der nach hartnäckigem Kampfe gegen das siegreich vordringende Christentum auf dem Hünenberge den Feuertod erlitt. Von dem Ringen zwischen Christentum und wendischem Heidentum auf ostpommerschem Boden entwirft die Erzählung ein farbiges und anschauliches Bild.

Um von Bennos fleißigem Schaffen eine andeutende Vorstellung zu geben, seien von seinen übrigen dichterischen Arbeiten, soweit sie

in Buchform vorliegen, die Titel mitgeteilt, obwohl sie natürlich nicht alle zu Köslin und seiner nahen Umgebung in stofflicher Beziehung stehen. Sie sind sämtlich im Verlage von C. G. Hendeß in Köslin erschienen und fast alle später in den Besitz der Verlagsbuchhandlung Fr. Fleischer in Leipzig übergegangen. Es sind folgende:

„Erzählungen, Balladen u. Lieder." 2 Bde. 1826—1827. — „König Burisleif und seine drei Töchter." 1828. — „Die stille Abtei." Histor. Roman. 1829. — „Novellen." 2 Bde. 1830/31. — „Gedichte." 1845. — Besondere Hervorhebung verdient die im zweiten Bande der „Novellen" enthaltene Erzählung „Der Jahrmarkt in Zanow," die vielleicht in künstlerischer Hinsicht als die gelungenste Leistung des Dichters gelten darf. Sie spielt in den Wirren des Dreißigjährigen Krieges und behandelt die Schicksale des Kandidaten der Gottesgelahrtheit und späteren schwedischen Feldhauptmanns Sebaldus von Ehrenswärd, der im Jahre 1652 in dem Dörfchen Zuchen bei Köslin starb und dort begraben liegt. — Eine Anzahl seiner Erzählungen und Gedichte hat Benno in dem zeitweilig von ihm geleiteten „Allgem. Pommerschen Volksblatt", dem Vorläufer der „Kösliner Zeitung", unter dem Decknamen Josias Uhingk veröffentlicht. — Der Vollständigkeit halber seien auch, obwohl eigentlich nicht in den Rahmen dieser Darstellung gehörig, die geschichtswissenschaftlichen Schriften Bennos genannt, die gleichfalls im Verlage von C. G. Hendeß in Köslin erschienen sind; nämlich: „Bogislav X., Herzog von Pommern." 1822, Neudruck 1910. — „Die Stadt Stolpe." 1831. — „Die Geschichte der Stadt Cöslin von ihrer Gründung bis auf gegenwärtige Zeit." 1840. Letztgenanntes Werk ist — abgesehen von unvollendet gebliebenen Arbeiten von Haken und Grieben — immer noch die einzige Chronik unserer Stadt. Eine seit langem dringend nötige Neugestaltung und Ergänzung hat es bis jetzt leider nicht gefunden.

Außer Bennos epischen Dichtungen ist meines Wissens aus älterer Zeit nur noch ein Band Erzählungen und Skizzen von Wilhelm Müller zu erwähnen, der unter dem Titel „Dämmerungsstunden" vor 1841 bei C. G. Hendeß in Köslin verlegt wurde. Er enthält die beiden Erzählungen „Das Hochgericht zu Cöslin" und „Der Kirchhof von Cöslin", von denen ich aus eigener Kenntnis nichts Genaueres zu sagen vermag, da das Buch nicht mehr aufzutreiben ist.

Die vorhin erwähnte Sage vom „Räuberhorn" hat neuerdings Arnold Köppen in seiner Erzählung „Das Horn vom Gollen" (Köslin 1917, Verlag von C. G. Hendeß)* dichterisch verwertet. Er läßt, dem Bericht der Sage im wesentlichen folgend, das Horn von einer mutigen Wirtsmagd erbeuten, deren kühne Tat zugleich den Tod des Räuberhauptmanns und die Auflösung seiner Bande zur Folge hat.

Das in älteren Sammlungen zerstreute Sagengut aus Köslin Stadt und Land, vermehrt um den Ertrag eigener emsiger Sammelarbeit, hat der um die lokale Heimatforschung verdiente Dr. F. E. Schulz unter dem Titel „Sagen, Ueberlieferungen und Schwänke aus dem Kreise Köslin" vereinigt und im Jahre 1925 bei C. G. Hendeß G. m. b. H. in Köslin herausgegeben.

Auch sei hier eingeschaltet, daß die früh verstorbene plattdeutsche Schriftstellerin Margarete Nerese (Margarete Wietholtz) im 1. Band ihrer Geschichtensammlung „Bi mi tau Hus (Aus Pommern. Erzählungen in plattdeutscher Mundart. Bd. 3. Leipzig o. J., Verlag von Otto Lenz) allerhand Sagen und Überlieferungen unserer Stadt und ihrer Nachbarorte in echt hinterpommerscher mundartlicher Fassung behaglich humorvoll nacherzählt hat.

Daß die Intuition des echten Dichters für poetisch fruchtbare Stoffe den rechten Blick und Griff besitzt, beweist die doppelte epische Verwertung desselben Stoffes in der historischen Novelle „Muß ma Cussalin" von Ludwig Ziemssen (Novellen, Berlin 1872, Verlag von Liebheit & Thiesen) und in Hans Hoffmanns prächtiger Erzählung „Der falsche Bogislaw", Geschichten aus Hinterpommern (Berlin 1891, Verlag von Gebrüder Paetel). Es ist die bekannte Geschichte von der Gefangennahme Bogislaws X. (1474—1523) durch die wehrhaften Bürger der bischöflichen Stadt Köslin. Man weiß, wie die Ritter vom Hofstaate des jungen Bogislaw, der Jagens halber im Schlosse zu Zanow weilte, der gähnenden Leere in des Herzogs Kasse und in ihren eigenen Taschen ohne Vorwissen ihres fürstlichen Herrn durch einen fetten Beutezug gegen die Kösliner „Pfefferfäcke" abzuhelfen versuchten, und wie die streitbaren Kösliner in gerechter, aber allzu rascher Entrüstung ob der erfahrenen Unbill die adeligen Schnapphähne samt ihrem ahnungslosen Herzog aufhoben, um sie wohlverwahrt im Triumph nach Köslin zu entführen. Man weiß auch, daß diese unbedachte Tat resoluter Selbsthilfe unserer guten Stadt teuer zu stehen kam und ihr neben empfindlicher Buße auch den billigen Spott einer schadenfrohen Mit- und Nachwelt eintrug. Stammt doch aus jener Zeit das bekannte

* 1925 mit der Erzählung „Der alte Degen" zu einem Bande vereinigt im Verlage von Fischer & Schmidt in Stettin. Preis geb. RM. 1,50.

Spottwort: „Die Kösliner dürfen wohl eine Torheit begehen, dürfen sie aber auch bezahlen".

Es leuchtet ein, daß diese tragikomische Begebenheit, der es weder an Bewegtheit der Handlung noch an dramatischer Zuspitzung mangelt, zu künstlerischer Gestaltung locken mußte. Ein Vergleich der beiden genannten Erzählungen ist nicht uninteressant. Ludwig Ziemssen entwirft mit bedächtiger, etwas schwerfälliger Pinselführung ein breit angelegtes Kulturbild. Ohne die Objektivität der Tatsachenschilderung durch die deutlich erkennbare polemische Färbung des Dialogs zu beeinträchtigen, vertritt er mit eindrucksvoller Entschiedenheit die Partei des betriebsamen, Werte schaffenden, in seinem Erwerb empfindlich geschädigten und in seinem Rechte schwer gekränkten Bürgertums. Ueber die Zuchtlosigkeit des damaligen pommerschen Adels und über die der Stadt auferlegte harte Buße fällt manch bitteres Wort. An der Besserung der verwahrlosten heimischen Rechtszustände verzweifelnd und voll bitterer Enttäuschung über die schwachherzige Fügsamkeit, mit der Bürgermeister und Ratmannen sich dem demütigenden herzoglichen Urteilsspruch unterwerfen, wenden die beiden kraftvollsten Vertreter der Bürgerschaft, der hochsinnige Großkaufmann Siegfried Gutzlaff und der junge, feurige Ratsherr Heinrich Cossenbad, schweren Herzens ihrer alten Heimat den Rücken, um im Schutz und Frieden der mächtigen Hansastadt Danzig ein Leben in Freiheit zu suchen. Das Herzensbündnis Heinrich Cossenbads mit Gutzlaffs gleichgesinnter Schwester wirft über den trüben Ausgang der Erzählung ein letztes freundlich versöhnendes Licht.

Hans Hoffmann nimmt, seiner ganzen künstlerischen Veranlagung entsprechend, den Stoff von der heiteren Seite. Er lächelt behaglich mitten im besorglichen Ernst der Geschehnisse, und über das funkelnde Geschmeide der fein ziselierten sprachlichen Darstellung tanzen die Lichter sonnigen Humors. Den zeitgeschichtlichen Hintergrund gibt er nicht in breiter Untermalung, sondern in flotter meisterlicher Strichzeichnung. Der räuberische Ueberfall wird bei ihm zum kecken Streich übermütiger Ritterlaune, die aus dem langweiligen Einerlei der armseligen herzoglichen Hofhaltung in unbefriedigter Tatenlust ungeduldig hinausdrängt. Die der Situation trotz ihrer bedrohlichen Zuspitzung innewohnende Komik steigert der Dichter geschickt durch den Kunstgriff einer schalkhaften Verwechselung, die den Rädelsführer, den starkfrohen Ritter Bernd von Heydebreck, zum eigentlichen Helden der Geschichte macht, ihm ein vergnügliches Abenteuer in anmutiger Gesellschaft und die Neigung des lieblichen Bürgermeistertöchterleins einträgt, bis dem lustigen Mißverständnis die nicht minder lustige Aufklärung folgt und schließlich alles ein gutes Ende nimmt. — Es unterliegt keinem Zweifel: von allem, was auf dem Boden der Kösliner Lokalgeschichte an dichterischen Erzeugnissen bisher erwachsen ist, ist Hans Hoffmanns Erzählung die reifste und künstlerisch wertvollste Frucht.

Auch an dem Versuch einer dramatischen Bearbeitung des dankbaren Stoffes fehlt es nicht. Er liegt vor in dem Festspiel „Herzog Bogislav X. in Köslin" (Köslin, Verlag von J. Rosenberg & Co.), das von einem jüngeren Hans Hoffmann zur Eröffnung der Kösliner Industrie- und Gewerbeausstellung im Jahre 1912 in fünffüßigen Jamben verfaßt wurde. Künstlerische Bedeutung ist der kleinen Gelegenheitsdichtung nicht beizumessen.

Aus den späteren Jahrhunderten der Stadt- und Landschaftsgeschichte Köslins ist der dichterische Ertrag verschwindend gering. Er beschränkt sich, soweit meine Kenntnis reicht, auf die Erzählung „Doktor von Königs Gnaden!" Eine Pommerngeschichte aus der Zeit des Soldatenkönigs von Marie Luise Bartz. (Pommersche Heimatbücher zur Unterhaltung, Belehrung und Pflege heimatlicher Kultur. Erste Reihe, 2. und 3. Band (Doppelband). Stargard i. Pom. 1914, Pommernverlag Max Mallin). Das Buch versetzt uns, wie schon sein Untertitel erkennen läßt, in die Zeit König Friedrich Wilhelms I. Der große Brand Köslins im Jahre 1718 bildet den dramatisch bewegten Auftakt der Erzählung; ihr weiterer Verlauf schildert die Folgen dieser Katastrophe, der fast die ganze Stadt zum Opfer fiel, die Not der schwer heimgesuchten Bürgerschaft, die tatkräftige Hilfsbereitschaft der benachbarten Städte, Güter und Landgemeinden, den allmählichen Wiederaufbau der Stadt, ermöglicht vor allem durch das umsichtige Eingreifen des Königs, von dessen weitreichender Fürsorge ein zwar nicht sonderlich geschmackvolles, aber aus treuer Gesinnung errichtetes Denk- und Ehrenmal inmitten des neu erblühten Gemeindewesens Kindern und Enkeln dankbare Kunde gibt.

Auf dem figurenreichen Hintergrunde dieser lokalgeschichtlichen Ereignisse treten uns die Hauptpersonen der eingeflochtenen Handlung menschlich nahe. Wir halten Einkehr in dem behaglichen Patrizierhause an der Hohentorgasse, in dem die Witwe des früh verstorbenen Bürgermeisters Ruelin als sorgliche Mutter und Hausfrau waltet. Ihr Sohn Friedrich Karl Ruelin, in männlich ernster Tüchtigkeit dem Vater ähnlich, liegt auf der Universität zu Frankfurt a. O. dem Studium der Medizin ob, bis eine eigenwillige Laune des Königs, der an seinem stattlichen Wuchs nicht minder Gefallen findet als an seiner chirurgischen Geschicklichkeit, ihn mitten aus seinem Studium und

seinen Lebensplänen herausreißt und ihn zum Feldscher bei den „Roten Grenadiers" in Potsdam macht. Ein Zufall gibt seinem Leben eine glückliche Wendung. Eine Entzündung am linken Fuß des Königs, anfangs wenig beachtet, dann durch falsche Behandlung und durch die zornige Unrast des Patienten verschlimmert, nimmt gefahrdrohende Formen an. Friedrich Karl wagt, was keiner der berühmten Berliner Aerzte wagen mochte: er nimmt die rettende Operation vor und bewahrt dadurch den König vor dem sonst unvermeidlichen Verlust des Fußes. Als „Rector magnificentissimus" seiner Universität Frankfurt ernennt darob der dankbare König den jungen Feldscher, dessen Hochschulstudium sein königliches Machtgebot unterbrochen hatte, zum Doktor der Medizin. Auch gestattet er, wiewohl ungern, dem neuen „Doktor von Königs Gnaden" auf dessen Bitte die Rückkehr in die Vaterstadt, woselbst Friedrich Karl als Regimentsarzt bei den Grumbkowschen Grenadieren mit der Befugnis, freie Praxis auszuüben, einen geeigneten Wirkungskreis und an der Seite seiner Jugendgespielin ein ungetrübtes Eheglück findet. — Das alles erzählt die Dichterin zwar ohne sonderliche seelische Vertiefung, aber mit Liebe, Anschaulichkeit und treuherziger Wärme, wenn auch ihr Bemühen, der Sprache Zeitgepräge zu geben, nicht immer den wünschenswerten Grad scheinbar absichtsloser Natürlichkeit erreicht. Auch wird durch die reichliche Einflechtung anekdotischen Beiwerks aus dem Leben des Königs und durch ein gewisses Uebermaß im Episodischen, in der volkskundlichen Schilderung der Kultur- und Zeitumstände das Gefüge der Handlung an mehr als einer Stelle bedenklich gelockert.

Nur bedingt und beiläufig darf der nach Form und Inhalt bedeutende Roman „Gottes Geheimnis über meiner Hütte" von Axel Lübbe (Stuttgart, Berlin und Leipzig 1923, Deutsche Verlags-Anstalt) hier genannt werden, dessen Handlung im allgemeinen andere Wege geht, aber vorübergehend in zwei Kapiteln in der ehemaligen Kösliner Kadettenanstalt (jetzt Staatliche Bildungsanstalt) — also gewissermaßen auf isoliertem Raume — sich abspielt und auf die militärische Erziehung im kaiserlichen Deutschland um 1888 grelle Schlaglichter wirft, ohne jedoch auf das bürgerliche Leben der Stadt oder das ihrer ländlichen Umgebung irgendwie überzugreifen.

Was schließlich die Versdichtung in Beziehung zu Köslin anbelangt, so ist darüber mit wenig Worten Bericht zu geben. Von dem alten Benno stammen einige balladenähnliche Bearbeitungen lokaler Sagenstoffe in den beiden oben erwähnten Sammlungen „Erzählungen, Balladen und Lieder" und „Gedichte". — Der heute schon ziemlich vergessene Martin Weihe fand am nahen Ostseestrande mit den damals noch recht weltfremden Fischerdörfern fruchtbare Motive zu manchen seiner ansprechenden Gedichte, die unter dem ihrer Schlichtheit gemäßen Titel „Heideblumen" im Jahre 1858 in erster, 1868 in vermehrter zweiter Auflage gesammelt erschienen (Leipzig, Verlag von Robert Friese). — Der Lyriker Franz Bechert (1846—1911) hat zum Preise seiner geliebten Vaterstadt und ihrer reizvollen Umgebung eine Reihe anmutiger Lieder gesungen, denen Zartheit des Empfindens, flüssige Form und innige Naturverbundenheit nachzurühmen ist. Einiges davon findet sich in seinem von Karl Schrattenthal herausgegebenen Gedichtbande „Erlebtes und Erträumtes" (Königsberg i. Pr. 1896, Verlag von Thomas & Oppermann), das meiste jedoch in dem bisher unveröffentlichten Nachlaß des Dichters, der sich jetzt im Besitz des Kösliner Heimatmuseums befindet. — Eine Ballade „Das Horn vom Gollen" von Paul Bendlin ist in dem von Marie Luise Bartz herausgegebenen „Wegweiser und Heimatbuch von Köslin und Umgegend" (1925, Volksdeutsche Verlagsanstalt Köslin) zur Veröffentlichung gelangt. —

Ich bin am Ende. Obgleich, wie ich glaube, die hier gebotene Uebersicht annähernde Vollständigkeit für sich in Anspruch nehmen darf, ist ihre Ausbeute verhältnismäßig gering. Zweifellos haben andere Stätten Pommerns, die vom Wellenschlage geschichtlichen Werdens stärker berührt wurden, in bedeutenderen Schöpfungen der Dichtkunst eine reichere Spiegelung gefunden. Gleichwohl wollen wir uns neidlos unseres bescheidenen Besitzes freuen und ihn in treuer Erinnerung lebendig erhalten mit allen, die sich für die Gemütswerte der Heimat und für die Stimmen ihrer Vergangenheit Sinn und aufmerkendes Verständnis bewahrt haben.

Die Komponisten Carl Adolf Lorenz und Gustav Hecht.

Von Dr. Martin Lange.

Die Stadt Köslin ist die Heimat zweier Musiker, deren Namen weit über Köslins und Pommerns Grenzen einen Klang haben. Carl Adolf Lorenz wurde hier am 13. August 1837 geboren, und Gustav Hecht, der kein gebürtiger Pommer ist, wählte sich diesen Ort als zweite Heimat. Eine kleine Marmortafel bezeichnet das Haus am Markt, in dem Lorenz das Licht

der Welt erblickte. „Meine Jugend in Köslin bis zu meinem 16. Lebensjahr war eine Zeit großen Glückes . . ." schreibt er in seiner Biographie *). Mit sichtlicher Freude erzählt er von seinen Jungenstreichen und charakterisiert seine damaligen Lehrer in ergötzlicher Weise.

Hier in Köslin erhielt er seinen ersten Klavierunterricht. Wenn ihm auch das strenge Ueben der Klavierstücke sehr peinlich war, so vermißte er nach einer im nahen Bauerhufen überstandenen Krankheit das Instrument doch so, daß er bat, es ihm hinaustransportieren zu lassen, ein Wunsch, der trotz der damit verbundenen Schwierigkeiten gern gewährt wurde. Schon von frühester Kindheit an konnte er auf dem Klavier frei phantasieren, und die technischen Fertigkeiten, die der 30jährige Meister besaß, führte er vor allem auf seinen Unterricht bei dem Kösliner Pianisten Nebe zurück.



Carl Adolf Lorenz

Durch die Versetzung seines Vaters kam der 16jährige Sekundaner nach Stettin. Das musikalische Leben war in dieser Stadt viel stärker ausgeprägt als in dem kleinen Köslin. Regelmäßige Opern- und Konzertaufführungen waren eine Selbstverständlichkeit; außerdem war dort die Wirkungsstätte des Balladenkomponisten Carl Loewe. Der Musikunterricht wurde vom jungen Lorenz bald wieder aufgenommen. Als Lehrer wählte man den Musikdirektor Triest, nicht den bedeutenderen Carl Loewe, da er „schon für recht bequem galt". Der Musik wurde jede freie Minute geopfert, die Schule nur als eine weniger angenehme Notwendigkeit betrachtet.

Nach bestandenem Examen verließ Lorenz für kurze Zeit die pommersche Heimat, um an der Berliner Universität Philosophie zu studieren. Aber auch hier wurde die Musik wieder Herrscherin. Nach dem Eintritt in die Singakademie nahm er Kompositionsunterricht bei Siegfried Dehn, dem damaligen Leiter der Musikabteilung der königlichen Bibliothek. Daneben ging der junge Student zu dem bedeutenden Musiker Prof. Friedrich Kiel, der als Komponist damals einen sehr großen Namen hatte. Nach einer gediegenen Ausbildung fand Lorenz die erste Anstellung als Organist an der Jakobikirche und als Dirigent des Musikvereins zu Stralsund. Aber schon nach kurzer Zeit seines dortigen Wirkens wurde er als Nachfolger Carl Loewes zum städtischen Musikdirektor in Stettin ernannt.

Das Wirkungsfeld, das sich mit dieser Stellung verband, war sehr weit umfassend. Die städtischen Lehrer mußten praktisch und theoretisch in der Musik unterwiesen werden, und hiermit waren Revisionen in den einzelnen städtischen Schulen verbunden. Daneben leitete er einen gemischten Chor, der besonders bei städtischen Festlichkeiten in Aktion trat, sonst aber regelmäßige Oratorienaufführungen veranstaltete. Ferner verwaltete er das Amt des Organisten an der Jakobikirche, und schließlich war der städtische Musikdirektor noch Gesanglehrer am Marienstiftsgymnasium. Bald übertrug man Lorenz noch den Gesangunterricht an einem zweiten Gymnasium und an der höheren Mädchenschule. Weiter erzählt der Meister noch von 10–12 wöchentlichen Privatstunden, und er „fand trotz alledem noch Zeit zur Komposition von kleineren und größeren Werken".

Die Verpflichtungen waren in der Tat recht erheblich, und das Bewundernswerte: Lorenz wußte allen in höchstem Maße gerecht zu werden. Durch die virtuose Beherrschung der Orgel, durch eine besondere Begabung für freie Improvisation wurde sein Spiel beim Gottesdienst und im Konzert für die meisten Zuhörer ein Erlebnis. Als Dirigent des Stettiner Musikvereins hat er durch langjährige Erziehungsarbeit aus dem Chor ein Instrument gemacht, das seinen Anforderungen auch bei den Aufführungen der schwierigsten Werke stets Folgschaft leistete.

Aber die Bedeutung Lorenz' liegt nicht nur auf dem Gebiet des Reproduzierens, er war vor allem ein schaffender Künstler. Seine Kompositionstätigkeit erstreckte sich über fast alle Gebiete der musikalischen Kunstgattung. Neben einfachen Liedern hat er große Chorwerke, neben einfachen Präludien Symphonien geschrieben, ja sogar zwei Opern hat er komponiert.

Sein Schaffen fußt vor allem auf der Klassik, und wenn er sich auch hin und wieder die damals neuen Errungenschaften der Romantik zu eigen machte, so blieb er ihr im Grunde doch fremd. Typisch dafür ist eine Aeußerung

*) „Einer und bald Keiner". Pommern-Verlag Max Mallin, Stargard. (Vergriffen).

über seine Aufführung von Schuberts unvollendeter H moll-Symphonie, „deren Wert die Mehrzahl der damaligen Musiker und Kritiker Stettins nicht sonderlich hoch einschätzte: ein Urteil, dem ich (Lorenz) mich anschließe."

Seine Kompositionen, besonders seine großen Chorwerke, erlebten vielfache Aufführungen weit außerhalb Pommerns Grenzen. Besonders in den westdeutschen Großstädten bis Holland hinein sind fast alle seine Oratorien (Winfried, Otto der Große, Krösus, Jungfrau von Orleans, Golgatha, Das Licht, Hymne an die Kunst) wiederholt mit großem Erfolg aufgeführt worden. Aber auch der deutsche Osten lernte seine Werke schätzen. Es war dem am Ende seiner Lebensbahn stehenden Meister eine ganz besondere Freude, als man ihm die Nachricht brachte, daß man in Finnland sogar Chorwerke von ihm aufführte.

Am 3 März 1923 starb Carl Adolf Lorenz.

*

„. . . viele gute, viele edle Menschen . . . ." grüßt Lorenz am Schlusse seiner schon mehrmals zitierten Biographie. „. . . . eine Schar von Dirigenten! Tüchtige Männer! Wirkliche Künstler!" Und einer dieser Wenigen, mit Namen Aufgeführten ist sein „lieber Freund Hecht in seiner Vaterstadt".



Gustav Hecht

Am 23. Mai 1851 wurde Gustav Hecht in Quedlinburg am Harz geboren. Die früh hervortretende musikalische Begabung fand in dem damaligen Quedlinburger Organisten und Musikdirektor Albert Schröder einen eifrigen Förderer. Trotzdem konnte sich der Jüngling nicht entschließen, Musiker zu werden, sondern er wurde zunächst Volksschullehrer und absolvierte aus diesem Grunde das Seminar zu Halberstadt. Nach kurzer Lehrtätigkeit kam er als Assistent des Komponisten Friedrich Wilhelm Sering an das Seminar zu Barby. Aber schon nach einem halben Jahr ging Hecht zur weiteren Ausbildung an das königliche Institut für Kirchenmusik in Berlin; neben dieser Tätigkeit genoß er Kompositionsunterricht bei Friedrich Kiel, dessen Name uns in diesen Zeilen schon als Lehrer Lorenz' begegnet ist. Nach einjährigem Wirken erhielt der erst 23jährige die Berufung als Seminar- und Musiklehrer nach Cammin in Pommern. „Als ich die Ernennung bekam, gelobte ich mir, auf höchstens 10 Jahre in die „Verbannung" zu gehen," schreibt Hecht in seiner kurzen Biographie *). Doch wurde ihm das Pommernland so lieb, daß er es als zweite Heimat wählte und es trotz mehrfacher späterer Angebote nicht mehr verließ. Er vertauschte nur im Jahre 1912 die alte Bischofsstadt am Meere mit dem größeren Köslin. Hier weilt er auch jetzt noch, nachdem er am Tage seines goldenen Dienstjubiläums in den Ruhestand trat.

Seine pädagogische Begabung äußerte sich nicht nur in seiner Tätigkeit als Seminarlehrer. Er verstand es vor allem, bei den weniger musikalischen seiner Schüler die Liebe zur Musik zu entfachen, und den Begabten war er ein Förderer, wie man ihn nur selten wieder findet. Diesen Schülern galt auch sein besonderes Interesse. In privatem Unterricht führte er sie bis an die Wurzeln des musikalischen Schaffens und machte so aus ihnen wiederum Lehrer ihrer pommerschen Volksgenossen.

Seine musikerzieherischen Fähigkeiten wirkten sich aber nicht nur bei seinen Schülern aus, sondern auch in weiteren Kreisen der Orte, in denen er tätig war. In Cammin entwickelte sich unter seiner Leitung ein gemischter Chor, dessen Leistungen weit über den Rahmen eines „Kleinstadtchores" hinausgingen. In Verbindung mit diesem Chor verstand es Hecht, das Interesse für die Musik in breiten Schichten dieses Ortes zu entfachen und so das ganze musikalische Niveau zu heben. In Köslin gründete er den Oratorienverein, der unter seiner Leitung ebenfalls erhebliche Leistungen hervorbrachte.

Man würde Hecht verkennen, wollte man ihn nur als Lehrer betrachten. Als Orgel- und

*) „Mein Lebensgang". In der Monatsschrift des ev. Sängerbundes. Jahrg. 32, Nr. 9.

Klavierspieler genoß er einen großen Ruf, und als Komponist und Bearbeiter ist sein Name weit außerhalb der alten und neuen Heimat bekannt geworden.

Der Bearbeiter Hecht ist wiederum in erster Linie Lehrer. Die Violinschule, die Harmonielehre, die Bearbeitung Bachscher Orgelwerke und Haydnscher Streichquartette sind vor allem aus seiner Tätigkeit als Lehrer zu verstehen und zu bewerten. Sie sollen den jungen Musikern als Rüstzeug und als Wegweiser dienen. Dies Ziel ist im höchsten Grade erreicht worden. Durch die Herausgabe des Provinzialgesangbuches wurde er der Singemeister der pommerschen Gemeinden.

Trotz der vielseitigen Tätigkeit als Lehrer, als Dirigent, als Berater der Regierung und als Bearbeiter blieb immer noch Zeit zum Verkünden eigener Gedanken: zur Komposition. Der Meister erzählt selbst von 75 geistlichen und weltlichen Werken, die mit Opuszahlen versehen sind, — und von über 100 ohne Zahl. Lieder, Violinwerke, Klavierstücke, aber auch eine ganze Reihe größerer Kompositionen befinden sich unter ihnen. Aus der Praxis heraus sind die meisten Werke entstanden, und gerade die Verbindung praktischer mit hohen musikalischen Werten haben ihnen einen weiten Kreis von Freunden und Verehrern erobert. Neben einfachen Liedern finden wir unter seinen Werken großangelegte Chorwerke für gemischten Chor, Solostimmen und Orchester; neben einfachen Instrumentalsätzen erscheinen Festmusiken für großes Orchester.

Sein Schaffen ist zunächst auf der Klangwelt der Romantik aufgebaut, doch gewinnt ihn bald die Neuromantik als einen ihrer besten Jünger. Die Kompositionen haben seinen Namen in die Welt hinausgetragen. Am Leipziger Konservatorium spielte man viel seine instruktiven Violin- und Orgelkompositionen, aber auch seine größeren und großen Werke (Schön Elisabeth, Tidian, Wuotan, Dithyrambus der Kybele Priester) zogen über Pommerns Grenzen hinaus und stellten ihn in die Reihe unserer besten Musiker. „Wohl bin ich alt, doch noch nicht müde geworden, noch habe ich einen guten Rest Arbeitskraft und Schaffenslust", erzählt uns der nun schon 80jährige Meister. Kann es einen schöneren Lebensabend geben, als so in der Abgeklärtheit des Alters schaffen zu können?

Viele äußere Ehrungen sind Gustav Hecht zuteil geworden. 1889 wurde er zum Königl. Musikdirektor ernannt, 1902 und 1908 mit Orden geschmückt, und 1925 machte ihn die Kirchenbehörde zum Kirchenmusikdirektor.

Köslin ist stolz auf „seine" beiden Musiker, die den oft zitierten Spruch erschütterten: Pomerania non cantat.

Ein Sommertag in den Kösliner Wäldern.

Von Major a. D. Walter Fehlauer.

Es ist eine bekannte Tatsache, daß man das, was man täglich vor Augen hat, und wenn es noch so schön ist, nicht schätzt. Wie es den Gebirglern geht, denen die Touristen erst zeigen müssen, in welcher Schönheit sie leben, so geht es uns auch. Nur der Besucher von außerhalb ist ein seltener Gast hier, weil man im ganzen Deutschen Reich keine Ahnung davon hat, wie schön unser Pommerland ist mit seinen Seen, kleinen Bergen und großen Wäldern; selbst wenn man von den Reizen des Baltischen Meeres, der Ostsee, ganz schweigen will. Westen und Mitte des Reiches schätzen den Osten nicht — — weil sie ihn nicht kennen. Hinterpommern ist für den Deutschen westlich der Oder eine große Wüste, ohne Kultur, in der die Menschen Talgkerzen statt Spargel essen sollen und die Kartoffeln wohl am Spalier wachsen.

Und doch ist Köslin bequem mit dem D-Zug zu erreichen, und es gibt wenig Städte im deutschen Vaterlande, in denen man so schnell und so billig an die See, in die Berge und den Wald kommt; in einen Wald, der gepflegte Wege aufweist, ohne daß sie Promenaden sind, die sich mit denen in Thüringen und dem Harz gut messen können. Aber wer kennt unsere Wälder außerhalb der Herdenwege, die zu den Wirtschaften führen? — — — wenige Kösliner, noch weniger Pommern, und kaum ein Nichtpommer.

Wir wollen nun einen Wandertag im Gollen-, Hammer- und Buchwald erleben und müssen schon das Auto zu Hilfe nehmen, um an einem einzigen Tage, der sehr früh anfängt und müde endet, all die gebotenen Naturschönheiten genießen zu können, wenn wir einen kleinen Begriff von den unendlichen Schönheiten unserer Wälder bekommen wollen. Also bitte!

Wir fahren mit der ersten Elektrischen Richtung Gollen, steigen aber schon kurz vor dem Endpunkt aus und haben von hier aus einen Blick auf den Teil des Gollen mit Turm und Kreuz, der nördlich der Chaussee nach Zanow liegt. Freundliche kleine Landhäuser reichen bis an den Wald heran, wie auch die Gebäudekomplexe der Staatlichen Bildungsanstalt, der früheren Kadettenanstalt, und des

Pädagogiums von Dr. Reuße. Die Stadt hat ihre Arme bis an den Gollen herangestreckt.

Nun sind wir am Walde, gehen links den Waldrand entlang, wie unter einem Dach von Birken, Buchen und Kiefern und in einem Duftgemisch von Feld und Wald. So früh sind die vielen Bänke noch leer, aber am Nachmittage, wenn die Sonne sie bescheint,



Der Herzteich im Gollen, ein idyllischer Lagerplatz

beleben sie sich mit Alt und Jung. Weiter geht es über die Gohrbander Chaussee an der idyllisch gelegenen Försterei Gollenwald vorbei zum „Herzteich". Ob der Name von den vielen Herzen, die sich hier gefunden haben, oder der Herzform des Teiches herstammt, habe ich nicht ergründen können. Hier ist ein Lagerplatz in Sommer und Sonne mit einem Blick auf die Ebene in himmlischer Ruhe, die nur durch einen vorbeirollenden Zug unter uns und das Brummen eines Fliegers, der auch manchmal nur ein Käfer ist, über uns ab und zu einmal unterbrochen wird. So recht ein Plätzchen zum Luftschlösserbauen. Aber dazu haben wir heute keine Zeit, weiter am Waldrand entlang und dem Durchstich für die Eisenbahn gelangen wir zu einer kleinen Erhebung, dem Juliusblick, mit einer Aussicht auf die weite Ebene.

Vor uns liegt der Jamunder See, der schon durch einige Segel von Fischerbooten belebt ist, das malerische Dorf Jamund, dahinter der schmale Sandstreifen, der Süßwasser und Salzwasser trennt. Nur ein kurzer Halt und Blick, denn das sehen wir vom Turm, unserm nächsten Ziel, noch schöner und besser. Die Wanderung geht nun durch eine ätherisch duftende Schonung von Lärchen, weiter einen Bestand von alten Tannen und Buchen, dann wieder durch Tannenschonungen bis an die Gohrbander Chaussee und endlich bergauf zur Gollenhöhe. Der Schweiß ist auch vor diesen Genuß gesetzt, denn es geht in flotter Steigung, allerdings auf guten Wegen, etwa 100 Meter hinauf zum Gollenturm.

Die Schönheit drückt diesen Bau nicht; Spötter nennen ihn den „Schornstein des Gollen"; aber von der richtigen Seite gesehen, gibt er mit der angebauten Gastwirtschaft doch ein rechtes Gollenbild inmitten der Kiefern- und Buchenkronen. Ausnahmsweise die Herren voran, die Damen hinterher, steigen wir auf den Turm, von dem wir einen Fern- und Rundblick über Berg und Ebene, auf Felder und Wälder, Städte und Dörfer und eine Reihe von Seen haben; ein Bild so schön, wie es nur ein Gott schaffen konnte. Am Waldrand liegt Köslin, das wie eine Gartenstadt wirkt, direkt unter uns der Sportplatz, die Rodelbahn u. das Wahrzeichen des Gollen, das Gollenkreuz. — Wir müssen uns von diesem überwältigenden Bilde losreißen, aber es muß sein, und wir steigen hinab; wir haben noch zu viel vor. Nun gehen wir an den Treppensteig, der mit wohl 100 Stufen die letzte Strecke direkt zur Höhe führt, und hier erscheint uns das schlichte Kreuz, von dunklen Tannen umrahmt, in lichter Höhe. Wir sehen hier eine alte Kultstätte, die für Pommern von größter Bedeu-



Der Gollenturm mit der angebauten Gastwirtschaft

tung ist. Lassen wir unsere Heimatschriftsteller Paul Schulz und Dr. Walter hierüber zu Worte kommen:

Eine Leuchte wies in grauer Vorzeit den Weg auf der See von der Gollenhöhe. Ein heiliges Licht im Herzen und hehre Erleuchtung im Verhältnis zu den Göttern und Menschen



Wegweiser im Buchwald bei Köslin

erfüllte die alten Germanen, wenn sie hier oben dem Wate opferten, die späteren Wenden, wenn sie hier ihre Götter verehrten und ihre Toten bestatteten, und dann die Pilger, die aus allen christlichen Landen hierher wanderten, um Sühne zu leisten oder Genesung zu finden, oder auch bei der heiligen Marienkapelle ihre letzte Ruhestätte zu suchen. Zwar sind bisher keine Funde aus der Steinzeit unmittelbar auf dem Gollen gemacht worden, aber das Gelände um den Lüptower See und dieser selbst haben uns Steinäxte und Bronzegegenstände aufbewahrt. Später landeten von der See her hier die Wikinger, die hier ihre Toten bestatteten. Von einer wendischen Kultstätte, die hier vorhanden gewesen ist, zeugen die vielen Urnenscherben, welche auf der ganzen Kuppe des Berges verstreut liegen. Als das Germanentum mit seinen Mönchen im 12. Jahrhundert nach Ost-Pommern vordrang, wurden hier Wenden- und Heidentum gebrochen. Die Opferstätte im Gollen verödete. Aber die christlichen Priester waren verständig genug, das Geheiligte, Ueberlieferte der Bevölkerung zu achten. So entstand dann bald an Stelle der heidnischen Opferstelle eine Wallfahrtskapelle als Marienverehrungsstätte, dessen Marienbild in der Christenheit weit und breit als besonders wundertätig gepriesen wurde. Die Mönche müssen übrigens berechnende Leute gewesen sein, denn sie ließen auf der Spitze der Kapelle wieder, wie in früheren Zeiten, eine große Leuchte anbringen, welche im Dunkel der Nacht ihr Licht in die Ferne strahlte, um den Schiffern auf der Ostsee ein Wahr- und Richtungszeichen zu sein. Mit dem Ausbruch der Reformation verschwand auch die Kapelle mit dem Marienbilde. An ihrer Stelle wurde als Richtungszeichen an einem hohen Baumstamm eine eiserne Windfahne errichtet, von der die Kuppe den Namen Fahnenberg erhielt. Neben den Fundamenten der Kapelle wurde in Anlehnung an den Schinkelschen Entwurf das Denkmal für die gefallenen Helden der Freiheitskriege errichtet, das in seiner herben Schlichtheit sehr stimmungsvoll wirkt. Das strahlende Kreuz auf der Gollenhöhe mahnt uns Menschen der Gegenwart immer wieder an die ernste Zeit, in der ein Volk aus schwerster Not sich erhob und sich freimachte.

Dann geht es weiter nach der alten Papiermühle Kluß Durch schluchtartige Wege, in denen durch die alten Bäume Licht und Schatten auf dem Boden spielen, geht es von der Gollenhöhe bergab durch das gleiche, aber immer wieder reizvolle Bild, durch den herrlichen Tannenwald, der hie und da mit Kiefern und Laubholz durchsetzt ist. Nur die Linde fehlt, sie findet sich nur in einem einzigen Exemplar, einem sehr schönen Drilling, im Gollen in der Nähe des Treppensteiges. Und Pilze gibt es hier in Unmassen, ebenso Blaubeeren zu ihrer Zeit. Man bringt dann nicht nur frisch gelüftete Lungen, sondern noch ein Stück in die Küche mit nach Hause. Zur Zeit der Blaubeerernte wandern Scharen von Köslinern hinaus in den Wald, um sie zu sammeln und an den Abnehmer, der mit seinen Versandkörben abends am Eingang des Waldes wartet, zu verkaufen. Aber für Kenner sind diese gekauften Beeren nicht das Richtige, die muß man selber suchen und dann verspeisen; bei den gekauften Beeren ist man um den ersten, den größeren Genuß gekommen. Der Magen meldet sich, und die Bank an der „Leinstelle" ladet so recht zum Futtern unter den alten Buchen ein. Das ist aber alles schon einmal dagewesen, denn an dieser Stelle, dem erweiterten Fahrwege, wurden früher, als die Chaussee über den Gollen noch nicht vorhanden war, von den Fuhrleuten „die Leinen gewechselt", d. h. umgespannt, und Mensch und Tier wurden gefuttert. In der Nähe dieser Stelle sind alte Waffen gefunden worden, und eine Sage, daß hier eine Kriegskasse vergraben sein soll, hat unter den Schülern immer wieder neue Blüten getrieben und sie zum Buddeln veranlaßt. Auf dem Kapellenweg, einem durch schlanke Tannen wie Säulen eingefaßten Wege, in dessen Hintergrund wir bei etwas Phantasie einen Altar zu erkennen vermögen, den Sonnenflecke bilden, kommen wir längs des Baches zur ehemaligen Papiermühle. Diese ist jetzt Ausflugsgaststätte

mit Ruheplätzen sowohl unter schattigen Kastanien wie auf sonniger, blumiger Wiese.

Hinüber über die Chaussee Köslin—Zanow vorbei an der Försterei, dann sind wir in einer halben Stunde an den städtischen Fischweihern, die zwar nicht mehr Fische liefern, da die Teiche versumpft und die Wehre verfallen sind, aber uns dafür unendlich viele Malermotive bringen, mit hohem Schilf und dunklen Waldrändern. Gegen dieses Dunkel heben sich besonders im Frühjahr die weißen Blüten der Kastanien wie aufgesteckte Kerzen ab. In der Nähe befindet sich auch der „Wolfspfahl", an welcher Stelle vor 100 Jahren der Polizeidirektor Braun den letzten Wolf im Gollen schoß. Ferner gibt es im Gollen auch heute noch Schweine, und besonders hier, vier- und zweibeinige, wie aufgewühlter Boden und Suhlen diese, fortgeworfenes Papier und zerschlagene Flaschen jene an ihren zurückgebliebenen Spuren erkennen lassen. Beide Arten scheinen aber zur Freude des Weidmanns und Wanderers nicht überhandzunehmen. Wir kommen nun zur Perle des Gollen, zur Buchenkuhlenschlucht, einem tiefen Einschnitt, in dem sich die weißen Buchenstämme gegen das Dunkel grell abheben. Hier vermodern die Stämme, die altersschwach geworden sind. Aus der Schlucht wären sie nur mit größter Mühe herauszubringen. So ist hier noch ein Stückchen Urwald vorhanden. Ein Bächlein rieselt im Grunde und murmelt immer pick-nick, pick-nick und hat wohl so manchen Wanderer auch dazu überredet; denn der kühle Bach ist zum Flaschenkühlen wie geschaffen.

Die Schlucht gehen wir entlang in die Höhe nach dem Braunsberg zu und verfolgen einen Weg, der auf Anregung des verschiedenen Bürgermeisters Steinhäuser vom Taubenberg (bei Gollendorf) bis zum Tessinsee angelegt ist. Bürgermeister Steinhäuser hat sich hiermit ein Denkmal geschaffen, da er den schönsten Teil des Gollenwaldes für Wanderer erschlossen hat. Wieder eine kleine Kletterpartie auf den Braunsberg, wieder kostet es etwas Schweiß, aber ein Blick auf unser Nachbarstädtchen Zanow mit seinen roten Dächern im Ausschnitt der Buchen belohnt uns reichlich.

Am Fuße des Braunsberges kommen wir in ein Quellengebiet von ganz besonderer Schönheit, und wenn man Glück hat und sich ruhig verhält, bekommt man hier leicht Wild, Hase und Reh, zu sehen. Hier entspringt eine der Quellen vom Lehmbach, der wie ein anderes Bächelchen, der Weißbach, in die Fischweiher mündet. Kleine bezaubernde Quellen sieht man, die sich zwischen Buchenstubben und bemoosten Steinen hindurchschlängeln.

An Wasser- und Moorlöchern vorbei, durch Schluchten mit ganz alten Tannen, kommen wir über die Höhe und Chaussee Köslin—Pollnow in den Hammerwald, der seinen Namen nach einem Hammerwerk, das dort gestanden haben soll, erhalten hat. Auch der Hammerwald ist jetzt für den Wanderer erschlossen, hat tadellose Wege und Bänke und Tannengruppen, wie sie der Harz sicher nicht schöner zu bieten weiß. Sein Mischwald hat Buchen, Tannen, Kiefern und Birken, und seine Waldwiesen sind oft mit Kastanien umrahmt. Im Frühjahr und besonders im Herbst bieten die Bäume ein überaus farbenprächtiges Bild. An einer solchen Waldwiese kommen wir vorbei und zu den sogenannten Runensteinen, die aber wohl nur als Grenzsteine des ehemals klösterlichen Besitzes anzusehen sind.

Ist die Perle des Gollenwaldes die Buchenkuhlenschlucht, so ist die Perle des Hammerwaldes ohne Zweifel der Tessinsee, ein Waldsee, der zum größten Teil von Bergen mit Kiefern und Buchen eingerahmt ist. Himmlische Ruhe. Man hört nur ab und zu einen Vogel im Rohr und sieht, wie eine Entenmama mit ihren Jungen dahinschwimmt; sonst hört man nichts. Vollkommene Ruhe. — Wieder sind Stunden verwandert, Appetit und Durst stellen sich ein, und so drängen wir zur „Seemöve", dem Gasthaus am Lüptower See. — Die Gegend wird belebter, wir kommen schon wieder an zerstreute Gehöfte, und nun, ganz plötzlich, stehen wir über der „Seemöve" und lassen das Vogelparadies, den Lüptower See, in aller Ruhe und Schönheit auf uns wirken. Kulissenartig schieben sich die einzelnen Seeteile in und hinter einander. Fast in jeder Minute ändert sich die Beleuchtung, die immer wieder neue Effekte auf dem See hervorzaubert und neue Bilder entstehen läßt. Majestätisch zieht der Höckerschwan dahin und läßt sich durch das lebhafte Treiben all der Enten, Hühner, Taucher und anderen Wasservögel nicht stören. Stundenlang kann man hier liegen und staunen: Herrgott, wie ist deine Welt schön!

Durch magere Felder, denen mit vieler Mühe und Arbeit geringer Ertrag abgerungen wird, geht es bergab auf sandigem Wege zur „Seemöve". Wir lassen es uns gut munden und holen telephonisch ein Auto heran, das uns schnell und bequem, denn müde sind wir doch schon etwas, auf die andere Seite von Köslin, nach dem Buchwalde bringen soll.

Vorbei geht es an dem Dörfchen Dörsenthin mit seinen strohgedeckten Häusern und alten Dorfbäumen, dann noch einen letzten Blick auf den Gollen und Hammerwald, und mitten durch die Stadt.

Weiter in der Richtung auf Möllen, und wir halten im Buchwald am Fischersteig, von dem aus unser Fußmarsch wieder beginnt, der letzte Teil der Tageswanderung. Ein Wegweiser des Bildhauermeisters Pawel zeigt, wie s. Zt. die Fischer ihre Ware zum Markt brach-

ten und uns den schmalen Steig, den wir betreten müssen. Während der Gollen meist trocken und oft sandig ist und verhältnismäßig wenig Blumen aufweist, ist der Buchwald feucht, mit vielen Wassertümpeln und einer überreichen Flora gesegnet. Hauptsächlich im Frühjahr sind die Hänge und kleinen Schluchten wie mit Teppichen von Himmelsschlüsselchen, Leberblümchen und Anemonen bedeckt. Halb Köslin zieht um diese Zeit zum Buchwald und kehrt mit Sträußen und Sträußchen geschmückt wieder heim. Auch die vielen Teiche und Tümpel mit ihrem Ueberzug von Entenflott haben sich geschmückt und zeigen die hellgelben Wasserlilien in Masse. Die Buche ist hier, wie der Name Buchwald sagt, vorherrschend, aber auch Prachtexemplare von Fichten und Tannen sind besonders auf dem Wege nach dem Fuchsberg, den wir in Fortsetzung des Fischersteiges weitergehen, eingesprengt und ergeben prächtige Farbenschattierungen. Immer wieder kommen wir an paradiesisch schönen, mit Entenflott und Lilien geschmückten Tümpeln vorbei und dann an den Rand und Ausgang des Buchwaldes nach Güdenhagen.

Auf der anderen Seite der Chaussee nach Möllen gehen wir zurück, immer wieder an ganz alten Buchenstämmen vorbei, begleitet von einem kleinen Bächlein in tiefem Bett mit unendlich vielen Windungen. Hier finden wir auch den ältesten Vertreter der Buchen des Waldes. Sie hat viel gesehen und durch all die vielen eingeschnittenen Herzchen oft gelitten. Sie ist erfahren in Liebessachen, durchaus kein Optimist und rechnet auf 25 eingeschnittene Herzchen und Schwüre höchstens eine Ehe.

Durch einen Laubengang von jungen Buchen kommen wir über verschiedene Brücken, an der Försterei vorbei, zum letzten Steig, dem Abschiedssteig, und zum Schluß unserer Wanderung. Dieser Steig führt uns wieder aus der Ruhe und dem Waldidyll heraus in den Staub und den Lärm des Alltags.

Müde sind wir, ein langer Wandertag liegt hinter uns; müde vom Wandern und Schauen. Aber schön war es, und eigentlich bedarf es garnicht der Buchwaldmücken, um uns noch einige Zeit an die Wanderung in den Kösliner Wäldern zu erinnern.



Der Abschiedssteig im Buchwald bei Köslin

Papierfabrik Köslin A.-G.

Von Otto Schlutius.

In Deutschland wurden im frühen Mittelalter wichtige Dokumente auf Pergament ausgefertigt. Das änderte sich nach den Kreuzzügen. Die Kreuzritter hatten im Orient die Herstellung von Papier aus Pflanzenfasern kennen gelernt, und schon Ende des 12. Jahrhunderts sind in Deutschland Spuren der Papierfabrikation nachweisbar. Die Erfindung der Buchdruckerkunst (Gutenberg) im 15. Jahrhundert stellte nun sehr bedeutend größere Ansprüche an die Lieferung von Papier. Das aus Pflanzenfasern hergestellte Papier war mangels Satinage für Druckfarbe sehr durchlässig und ungleichmäßig, wenig als Druckpapier geeignet. Diesem Uebelstand wurde dadurch abgeholfen, daß an die Stelle der Pflanzenfasern nun zerkleinerte Lumpen und Hadern verwandt wurden. Aus Bütten wurde der Papierstoff mit der Hand geschöpft, mit Stampfgeschirr bearbeitet, und so erhielt man ein Papier, welches den damaligen Ansprüchen genügte. Erst Ende des 18. Jahrhunderts wurde durch die Erfindung der Papiermaschine eine vollständige Umwälzung der Fabrikation erzielt. Mußte zuerst jeder einzelne Bogen geschöpft und bearbeitet werden, so lieferte nun die Maschine breite Papierbänder in beliebiger Länge. Der Bedarf stieg ungeheuer, bald reichte das Rohmaterial nicht mehr aus, wurde sehr teuer. Es mußte wieder zu Pflanzenfasern übergegangen werden, und so wurde erst Holz-

stoff, dann Strohstoff verwendet. Aber dieses Verfahren hat neben dem Vorteil des schier unbegrenzten Rohmaterials für geringen Preis doch den Nachteil, daß das daraus angefertigte Papier sich nicht für wichtige Urkunden eignet, die lange Zeit aufbewahrt werden müssen. Das Holz- und Strohpapier vergilbt, wird brüchig und rissig und die Tintenschrift unleserlich. Behörden verlangen deshalb für wichtige Dokumente Papier aus Lumpen, Hadern usw., also aus tierischem Rohmaterial. Die einzelnen Papierfabriken mußten sich danach einstellen.

In der Kösliner Gegend wurde im Jahre 1764 im Gollen bei Kluß am sogenannten Waldbach, einem Nebengewässer des Nestbaches, von Johann Georg Gelczewsky eine Papiermühle errichtet, die als einzige in der ganzen Umgegend gute Erfolge aufwies. Im Jahre 1783 wurde Johann Gottfried Lehfeldt durch Kauf Besitzer dieser Papiermühle. Durch behördliche Maßnahmen verärgert, verkaufte Lehfeldt sie dann nach einigen Jahren an einen Herrn Mylius aus Berlin. Im Jahre 1841 wurde die Papiermühle für 8600 Thaler von der Stadt Köslin übernommen und von dieser im selben Jahre an Friedrich Hendeß verkauft. Hendeß war Besitzer einer Buchdruckerei und des Zeitungsverlages des Allgemeinen Pommerschen Volksblattes, heute Kösliner Zeitung C. G. Hendeß G. m. b. H. Der Betrieb, Handmacherei, ging immer mehr zurück, er konnte sich gegen die Maschinenfabrikation nicht mehr halten. Dazu kamen mehrfache Brände; am 5. August 1845 brannte das Beigeschirr (Stampfhaus) ab, am 10. März 1849 entstand wiederum ein Schadenfeuer in den Fabrikanlagen, am 1. Juni 1855 abends gegen 6 Uhr wurde die Papiermühle abermals vom Feuer heimgesucht. 1878 übernahm C. F. Dahlheim die Mühle, der sie aber auch einige Jahre still legen mußte. Ihm folgte als Besitzer ein Herr Schröder, der sie auf 2 Jahre an die Kösliner Papierfabrik verpachtete. Diese fertigte dann dort in letzter Zeit nur noch billige graue Schrenzpapiere und Pappen. 1890 wurde der Betrieb ganz eingestellt, die Gebäude dann 1895 von dem Ingenieur Wistinghausen aus Köslin gekauft, der sie 1903 an den Gastwirt Hoffmann abgab, der vorerst eine kleine Wirtschaft einrichtete. Durch ein großes Schadenfeuer am 20. 7. 1919 wurden die Fabrikanlagen vollständig zerstört und die stehengebliebenen Mauerreste zum Bau eines größeren Restaurants verwandt, welches unter der Bezeichnung „Zur Papiermühle" in Kluß noch heute ein beliebter Ausflugsort für die Kösliner und Zanower ist.

Der Kaufmann Friedrich Schlutius aus Naugard, der in den Befreiungskriegen unter Schill tapfer mitgefochten, bei einem Ueberfall durch die Franzosen zusammen mit dem Kantor Belde aus Konikow bei Köslin gefangen genommen und nach Südfrankreich überführt worden war, entzog sich mit Belde der Gefangenschaft, und beide kamen zu Fuß aus Cette am Löwengolf nach der Heimat zurück. Am 20. Januar 1817 verzog Schlutius von Naugard nach Köslin. Hier zeigte er einen sehr bedeutenden Unternehmungsgeist; er gründete am 26. 10. 1827 am Nestbach in der Nähe von Wisbuhr einen Eisenhammer, heute Hammermühle. Im Jahre 1833 errichtete er an der Stelle der alten Walkmühle eine Papierfabrik und 1845 in der Fabrikstraße (heute Nr. 35a) eine Eisengießerei und Maschinenfabrik.

Wegen seiner vielen Verdienste um die Stadt Köslin wurde er zum Königlichen Kommerzienrat ernannt. In der Beilage Nr. 45 des Jahrgangs 1838 des Allgemeinen Pommerschen Volksblattes (heute Kösliner Zeitung) findet sich folgender Abschnitt:

„Kaufmann Schlutius, welcher zwölf Jahre hindurch an den Angelegenheiten unserer Stadt als Rathsherr den regsten Anteil nahm, wurde zum Stadtältesten gewählt. Wahl von der Königl. Regierung bestätigt."

Am 20. Februar 1833 wurde Schlutius von der Königl. Regierung die Genehmigung erteilt, an der Stelle der Walkmühle am unteren Mühlenbach eine Papierfabrik zu errichten. Diese Papierfabrik ist der Vorgänger unserer heutigen Papierfabrik Köslin A. G. Der offizielle Betrieb wurde am 1. April 1834 eröffnet, es ist aber nicht ausgeschlossen, daß Schlutius schon vorher in beschränktem Maße Papier hergestellt hat, um flüssige Mittel zu den umfangreichen Bauten zu erhalten. In der Beilage Nr. 45 des Allgemeinen Pommerschen Volksblattes, Jahrgang 1839 lesen wir folgende Mitteilung:

„Die Papierfabrik unseres Stadtältesten Herrn Schlutius hat durch ihren praktisch gebildeten Besitzer wesentliche Verbesserungen in der Maschinerie erhalten, und der nach dem schönen Etablissement führende neue Weg hat eine solche Gestalt angenommen, daß er, wenn auch nicht einer der besuchtesten, doch der angenehmsten Spaziergänge um unsere Stadt ist. Auch diesem thätigen und geachteten Mann wünschen wir zu seiner Schöpfung Glück. Vielen Einwohnern der Stadt Köslin, namentlich den Schreibenden, ist das Innere dieser Fabrik, obgleich sie bereits mehrere Jahre besteht, noch immer unbekannt. Eltern, die ihre Söhne den höheren technischen Gewerben zuführen wollen, sollten sie zu der erwähnten Papierfabrik führen."

Es wurde nur holzfreies Papier, mit der Hand aus Bütten geschöpft, aus reinen Lumpen gefertigt, und dieses Verfahren konnte den

Bedarf bei weitem nicht befriedigen. Schlutius hatte seine reichen Mittel auch noch in seinen anderen Unternehmungen angelegt, die mehr Gewinn abwarfen, und deshalb verkaufte er seine Papierfabrik im Jahre 1851 an den Bankier Bernhard Behrend. Von den alten Fabrikgebäuden stehen heute noch zwei auf dem Fabrikgrundstück. 1. Das Lumpenlager und der Lumpensortiersaal, heute Kutscherwohnung und Autogarage, 2. der Fabrikationsraum und darüber das Papierlager, heute Pferdestall und Lagerraum.

Behrend, unterstützt von seinen sehr tüchtigen Söhnen, stellte die Fabrikation vollständig um. Der Handbetrieb wurde ganz fallen gelassen; es wurde die erste Papiermaschine mit Trockenapparat aufgestellt. Da bei dem bedeutend vergrößerten Betrieb die Wasserkraft des Mühlenbaches nicht mehr ausreichend war, erfolgte schon 1853 die Aufstellung von zwei Dampfkesseln und einer Dampfmaschine. Nach dem siegreichen Kriege 1870/71 nahm die Fabrikation und mit ihr der Umsatz einen großen Aufschwung, besonders als Behrend auch nebenbei eine Zellulosefabrik einrichtete. Zellulose mußte aus Schweden bezogen werden, was sehr umständlich und kostspielig war. Da weitere Geldmittel zum Betriebe nötig wurden, war die Firma 1874 in eine Aktiengesellschaft umgewandelt worden, die aber schon 1876 wieder einging, um unter der Firma Bernhard Behrend weiter geführt zu werden. 1879 übernahm eine neue Aktiengesellschaft den Betrieb unter der noch heute bestehenden Firma Papierfabrik Köslin Aktien-Gesellschaft.

Ein großer Teil der Fabrikanlage wurde einige Jahre später durch ein größeres Schadenfeuer zerstört, die beiden oben aufgeführten Gebäude aber blieben erhalten. Durch ein neues billigeres Verfahren der Zellulosefabrikation erhielt diese ältere Abteilung scharfe Konkurrenz, dazu kamen Widerwärtigkeiten mit den Behörden. Der sehr niedrige Fabrikschornstein entsandte bei den sehr häufigen Nordwestwinden sehr üble Düfte über die Stadt, hervorgerufen durch die Fabrikation der Zellulose aus dem billigeren Glaubersalz-Natronsulfat statt wie bisher aus dem teureren Natron. Die Einwohner der Stadt, Tag für Tag diesen üblen Gerüchen ausgesetzt, reichten sehr häufig Beschwerde ein, und die Behörde drohte mit Stillegung der Zellulosefabrikation, falls der Verpestung der Luft in der Stadt nicht gesteuert werden könne. Um den fortwährenden nicht unberechtigten Beschwerden aus dem Wege zu gehen, legte dann die Fabrik die Herstellung von Zellulose selbst still. Der Umsatz erhöhte sich, die veralteten Dampfanlagen waren den Ansprüchen nicht mehr gewachsen, und es mußten neue in weit vergrößertem Maße aufgestellt werden. Diese verlangten wieder größere Räumlichkeiten, welche um 1908 durch große praktische Neubauten geschaffen wurden, und damit ist erst ein Großbetrieb für die Papierfabrik Köslin ermöglicht. Kurz nachher wurde eine moderne große Papiermaschine aufgestellt, wodurch eine Verdoppelung der Fabrikation erzielt wurde. Durch die Einstellung auf den Großbetrieb wurde die Aufstellung einer höheren Fabrikesse bedingt, die die höchste Esse in Ostdeutschland ist. Sie dient auch neben der St. Marienkirche den Schiffern und Fischern auf der Ostsee als Peilzeichen. Dieser Schornstein wurde 1913 errichtet, er ist 93 Meter hoch und gilt als ein Wahrzeichen für die Stadt Köslin. Die anerkannte Vorzüglichkeit des Kösliner Papiers und die weiter steigende Nachfrage machten die Aufstellung einer großen Dampfturbine erforderlich. Ihre mechanische Leistung wurde in elektrische Energie umgewandelt, so daß der größte Teil der Fabrik für elektrischen Betrieb eingerichtet werden konnte. Die sämtlichen Fabrikanlagen liegen im Tal des Mühlenbaches, von Anhöhen umschlossen. Im Jahre 1913 stellte die Fabrik den Anschluß an die Staatsbahn her, von da ab können die Waggons direkt innerhalb der Fabrik beladen und entladen werden. Große Geländeschwierigkeiten mußten hierbei bewältigt werden. Durch alle diese Neuanlagen und technischen Verbesserungen vergrößerte sich der Umsatz ganz bedeutend. Nun kam der Weltkrieg. Ein großer Teil der langjährigen eingeübten Arbeiter zog ins Feld, im Betriebe trat, wie überall, eine Stockung ein. Der große Mangel an Gespinststoffen, die bisher vom Ausland eingeführt worden waren, hervorgerufen durch die feindliche Blockade, veranlaßte die Fabrikleitung, eine Papiergarn-Spinnerei einzurichten. Diese wurde im südlichen Teil des Fabrikgeländes untergebracht.

Noch während des Krieges, im Jahre 1917, wurden zu diesem Zweck zwei Vorgarnmaschinen (System Türk) aufgestellt und in Betrieb gesetzt. In der Nachkriegszeit bedingte es die zunehmende Nachfrage nach Papiergarnen, besonders von Kabelfabriken und der Barmer Textilindustrie, daß im Jahre 1925 zwei weitere Vorgarnmaschinen Aufstellung fanden. Zu gleicher Zeit wurde direkt an der Fabrikstraße ein großes massives Gebäude errichtet, in welchem 15 000 Spindeln die Vorgarne verspinnen, zwirnen und auf Präzisionsmaschinen versandbereit herstellen.

In letzter Zeit forderte der steigende Energiebedarf und die fortschreitende Technik eine Umwälzung in der Kraftzentrale. Eine neue Dampfturbine, welche stündlich 3100 kW Drehstrom und 500 kW Gleichstrom abgibt,

kam 1929 in Betrieb. Dazu war die Erstellung einer großen Schaltanlage und die absolute Modernisierung sämtlicher Dampfkessel erforderlich.

Die Papierfabrik Köslin A.G. besteht aus zwei Werken:

1. Der Hauptbetrieb mit Papiererzeugung, Vorgarnanlage und Spinnerei,
2. der Niedermühle, in der seit 1888 Lumpenhalbstoff hergestellt wird.

Diese Niedermühle, früher als Eisenhammer im Betrieb, liegt etwa 1 Kilometer nördlich der Papierfabrik ebenfalls am Mühlenbach. Sie ist mit dem Hauptwerk durch eine Schmalspurbahn verbunden und seit 1914 für elektrischen Betrieb eingerichtet. Das Hauptwerk liefert den Betriebsstrom mit 5000 Volt Spannung durch eine Freileitung. Der Betriebsstrom wird dann in der Niedermühle auf die Gebrauchsspannung umgewandelt.

Das Gesamtgelände der Papierfabrik Köslin A.G. beträgt 33 ha. Davon sind 3,6 ha bebaute Fläche. Zur Fabrik gehören insgesamt 30 Wohnhäuser, und zwar 20 in der sogenannten Papierfabrik-Siedlung, nordöstlich des Fabrikgeländes und 10 auf dem Grundstück der Fabrik und ihrer nächsten Umgebung an der Fabrikstraße. In diesen 30 Wohnhäusern finden 125 Familien Wohnung.

Im Jahre 1920 wurde auf einer westlich gelegenen Anhöhe ein Wasserturm errichtet, um stets Vorrat für den ungeheuren Wasserbedarf zu haben. In dem Sammelbassin befinden sich ständig 500 cbm Wasser. Dieses wird zum Teil aus Tiefbrunnen, zum anderen Teil aus dem Mühlenbach entnommen. Das Wasser wird durch ein Pumpwerk in den Wasserturm gehoben, nachdem es die Enteisungsanlage und die Bollmann-Filteranlage passiert hat. Bei Vollbetrieb finden etwa 1200 Arbeiter und Angestellte im Werk Beschäftigung. Es können dann täglich 70 000 kg Papier und 4000 kg Papiergarn hergestellt werden. Vier große Papiermaschinen und vier Vorgarnmaschinen sind dazu nötig. Das ganze Werk ist in den letzten drei Jahren nach den modernen technischen Gesichtspunkten hin ausgebaut worden. Die Kraftanlage besteht aus zwei Wasserturbinen von je etwa 50 PS, aus einer Dampfmaschine von 250 PS und aus zwei Dampfturbinen von 1000 kW und 3600 kW. Der nötige Dampf wird in 6 Kesseln erzeugt, welche einen Druck von 13 Atmosphären halten.

Zur Erzeugung von Rohstoff dienen 5 Kugelkocher und 3 Zellulose-Entwässerungsmaschinen. Die benötigte Zellulose in Rollenform, aus Fichtenholz hergestellt, wird zum Teil aus dem Hirschberger Tal Schlesiens bezogen. Das Papier macht zum Teil im Werke selbst seinen Veredlungsprozeß durch, wozu moderne Hilfsmaschinen, wie Kalander, Schneid-, Präge-, Roll-, Liniermaschinen usw. betätigt werden. Anderes Papier wiederum wird von der Maschine weg in Rollen zum Versand gebracht und in Spezialwerken weiter verarbeitet und veredelt. Als Spezialität werden hergestellt: Pergamentrohstoff, Vulkanfiberrohstoff, federleicht Druckpapier, Normal- und Schreibpapiere, Bücherpapiere, Schreibmaschinenpapiere, Postkarten und andere Kartonpapiere. Ferner werden erzeugt wasserfeste und nicht wasserfeste Kartons für Milchflaschen und Trinkbecher sowie Papiere für die Papierblumenindustrie, endlich Sicherheitspapiere, Wertpapiere usw.

Zur Veredlung des Vorgarnes dienen besondere Maschinen, die in der Spinnerei untergebracht sind. Die so veredelten Garne werden auch für die Gummiband- und Hutindustrie viel verwandt.

Deutschlands Papierfabrikation ist als eine Veredelungsindustrie anzusprechen, da sie teilweise aus dem Ausland Holz als Rohstoff einführt — im Jahre 1930 2,11 Millionen Tonnen — und dieses in der veredelten Form als Papier, Pappe und Papierware wieder ausführt — 540 000 Tonnen. — Der Halbstoff — Zellstoff — war im vorigen Jahre in der Ausfuhr der Einfuhr bedeutend überlegen.

Als Zeuge aus der Zeit der Gründung ist heute noch die große Platane anzusehen, welche auf einem Hügel im Garten des Villenparkes steht. Sie ist wahrscheinlich von dem kunstsinnigen Begründer der Fabrik bei der Anlage des Gartens gepflanzt worden, demnach etwa 100 Jahre alt. Früher war rund um den Baum eine Bank aufgestellt, auf welcher der Besitzer vielleicht nach des Tages Mühen seine Erholung suchte.

Die Papierfabrik Köslin A.G. dürfte wohl eines der größten und modernst angelegten Industrie-Unternehmen Ostpommerns sein. Möchte sie immer volle Beschäftigung haben zum Wohl ihrer Angestellten und Arbeiter, aber auch zum Wohl der Stadt Köslin, die ihr den Namen gab.

Köslin, die Stadt der Ostseelachse und der Spickgans

und die Geschichte der Firma C. Waldemann.



Gänsemann und Fischfrau.
Zwei Holzplastiken von Walter Fehlauer.

Jahrhundertelang treibt die Fischerbevölkerung der Ostseeküste den Lachsfang. Auf dem Fischersteig, dessen hölzerne Fahrrille für Handkarren noch teilweise im Buchwalde sichtbar ist, brachten unsere Küstenbewohner aus Nest, Deep usw. ihre Fische u. a. den Lachs nach Köslin. Die alte, längst abgetragene Nicolai-Kapelle am gleichnamigen Platze diente ihnen bei der Ankunft am Tore der Stadt zur Rast und Andacht; sie war dem Schutzheiligen der Fischer geweiht. Dauerware wie Pökelhering und Räucherflunder wurden von den Krämern auf den Landstraßen weiter landeinwärts geschafft und in den kleinen Städten des Hinterlandes, z. B. in Dramburg auf den Märkten verhökert. (Ein Spottgedicht aus der Zeit Friedrichs des Großen von Friedrich du Moulin gibt uns u. a. davon Kunde.) Der Lachs und andere lebendfrische Fische — auch der Aal — wanderten in die Küchen der Begüterten der alten Bischofs-Residenz und der späteren Regierungsstadt Köslin.

Mit dem Wachstum der großen Städte im Reiche und der Einführung rascher Verkehrsmittel entwickelte sich wie im Auslande so auch in Deutschland — hier allerdings viel später — der kaufmännische Handel mit Fischen. Aus den bisherigen Verbrauchern und Versorgern der Nachbarstädte wurden Aufkäufer, Kommissionäre und Großhändler; an ihre sich weitenden und zweckdienlich eingerichteten Lager und Versandräume gliederten sich bald Nahrungsmittel- und Feinkost-Fabriken modernster Aufmachung an, die die frische Fischware einem Veredelungsprozeß unterzogen und haltbar machten. Die Nachfrage nach dem geräucherten Lachs wurde anfangs der 70er Jahre mit dem steigenden Wohlstand bald eine so allgemeine und nachdrückliche, daß der dezimierte Lachsfang der Ostseefischgründe nicht mehr ausreichte und die reichen Fischernten Nordamerikas in gesalzenem oder gefrorenem Zustande unserer heimischen Veredelungsindustrie dienen mußten. Der immer schneller werdende Ozeanverkehr und der Ausbau der zweigleisigen Staatsbahn durch Hinterpommern waren der Förderung der heimischen Industrie günstig.

Die Bedarfssteigerung rechtzeitig erkennend, wählte der Kaufmann Carl Waldemann die Stadt Köslin 1878 zur Niederlassung für sein Unternehmen. Mit 4 Gehilfen und etwa 6 Arbeitern und Arbeiterinnen begann er im besagten Jahr sein Versandgeschäft.

Waldmanns Geschäftstüchtigkeit machte ihn auf Gebieten wettbewerbsfähig, die vordem schon Gegenstand der Ausfuhr aus Hinterpommern und Köslin nach dem übrigen Deutschland waren.

Es wurde maßgebend und marktbestimmend für den Großvertrieb pommerscher Gänsebrüste. An einem einzigen Kösliner Stadttag wurden in den 80er Jahren in der Zeit um Martini oft 30 000 geschlachtete Gänse von den hinterpommerschen Bauern angeboten, die die polnische Magergans im Frühjahr bezogen und auf der Stoppelweide fett machten. Das ganze Angebot an geschlachteten Gänsen wurde zumeist abgesetzt und in Köslin von C. Waldemann und einer Reihe anderer Firmen zerlegt, die Rümpfe geräuchert und die übrigen Teile ebenfalls entsprechend ausgewertet. Das gab vielen Menschen mittelbar und unmittelbar Arbeit. Kein maßgebendes Feinkostgeschäft in Deutschland, das nicht in seiner Auslage die pommersche Spickgans anbietet.

So kam Köslin in den Ruf der Stadt der Edellachse und der Spickgans und behauptete etwa wie Rügenwalde als Wurststadt

und Zanow als Streichholzlieferantin im Reiche im Handel wie beim Publikum seinen Rang.

Als C. Waldemann seinen mittlerweile auf ca. 50 kaufmännische Angestellte und ca. 300 Arbeiter und Arbeiterinnen angewachsenen Betrieb 1897 dem späteren Kommerzienrat Schlichting übergab und sich zur Ruhe setzte, galt es, dem Unternehmen in dem immer mehr erstarkenden Großhandel des neuen Deutschen Reiches die gewonnene, achtunggebietende Stellung zu sichern. Namentlich mußte Schlichting, nachdem Waldemann den Innenbetrieb dem Marktbedarf an Leistungsfähigkeit und Güte der Erzeugnisse genügend angepaßt hatte, darauf bedacht sein, diese Höhe nicht nur zu halten, sondern durch technische und organisatorische Ausgestaltung der Fabrik zu übertreffen. Der deutsche Fischgroßhandel und der Umsatz mit Fischkonserven hatte inzwischen sich in den Welthandel mit seinen Erzeugnissen eingereiht. Man brachte nicht nur die eigenen Erzeugnisse auf den Markt, sondern bemühte sich, Spezialitäten der nordischen Fischereistaaten (Schweden, Norwegen und Dänemark) zu führen, um auf diese Weise den Wettbewerb dieser Länder in einer der heimischen Industrie dienlichen Grenze zu halten. Zugleich trieb deutscher Unternehmungsgeist dazu, jenseits des Ozeans in Nordamerika und in anderen Fanggebieten der Erde Niederlagen zu schaffen, die den Rohstoff-Bedarf an gefrorenem und gesalzenem Lachs sicherstellten. Dem Waldemann'schen Unternehmen von einem maßgebenden Betrieb in Deutschland zu einem solchen von Weltruf verholfen zu haben, war das Verdienst von Gustav Schlichting. Mit ihm wurde am 30. 8. 1914 in Köslin eine jener vornehmen Gestalten zu Grabe getragen, die in der Auffassung von Ehrbarkeit, Rechtlichkeit und patriarchaler Fürsorge an den von Gustav Freitag in „Soll und Haben" geschilderten alten deutschen Kaufmannstand gemahnt.

In den Jahren seiner Geschäftstätigkeit, die Gustav Schlichting in die verschiedensten Länder und Erdteile führte, wuchs Köslin von einer Kleinstadt zu einer Mittelstadt heran. (Köslin hatte 1816 : 4698, 1890 : 17 810, 1910: 25 000 Einwohner.)

Im Verein mit einem Stabe treuer, erprobter Mitarbeiter setzt die Witwe des Kommerzienrats Schlichting trotz der Ungunst der wirtschaftlichen Verhältnisse der Nachkriegszeit und der durch den Krieg völlig veränderten Absatzmärkte den Betrieb erfolgreich fort und wahrt den Weltruf der Firma C. Waldemann. Neuerdings ist es trotz der Weltwirtschaftskrise erfreulicherweise gelungen, den Markt im Osten für Waldemannsche Erzeugnisse aufnahmefähig zu machen.

Die Ostseebäder bei Köslin.

Von Werner Jankowsky.

Wenn von der Not der Grenzland gewordenen Provinz Pommern die Rede ist, so denkt jeder in erster Linie an die katastrophale Lage der Landwirtschaft, die das Rückgrat der pommerschen Wirtschaft bildet. Daneben wird dann vielleicht noch der Provinzialhauptstadt Stettin mit ihrer den Zeitverhältnissen zum großen Teil zum Opfer gefallenen Industrie gedacht. Selten aber findet man einen Hinweis auf die bei weitem größte Industrie Pommerns, die Bäderindustrie, der Pommern nicht nur seinen Namen als Bäderprovinz, sondern zum großen Teil es überhaupt verdankt, wenn es über den Rahmen der Heimat bekannt und geschätzt ist. Gewiß liegt der Mittelpunkt dieser bedeutungsvollen Industrie auf den Inseln Usedom, Wollin und Rügen, aber von Jahr zu Jahr treten auch die ostpommerschen Badeorte immer mehr in den Wettbewerb und lenken die Aufmerksamkeit der erholungsuchenden Großstädter auf sich Kolberg, das größte Ostseebad überhaupt, weiß seinen Ruf, den es in erster Linie seiner günstigen Lage und seinem Charakter als See- und Heilbad durch See, Sole und Moor verdankt, geschickt zu erhalten. Für die kleineren, ländlichen Bäder bedurfte es erst des Zusammenschlusses in dem 1925 gegründeten Ostpommerschen Bäderverband, um sie durch gemeinsame, zielbewußte Werbearbeit auch weiteren Kreisen be-



Am Strand von Henkenhagen



OST-SEE
Jamunder See
Kreis Schlawe
Kreis Kolberg
Körlin
Kreis Belgard
Kreis Bublitz
KÖSLIN
ZANOW
Jamunde
Eventhin
Wusseken
Kleist
Zachen
Streitz
Grossmöllen
Borenbohm
Funkenhagen
Pleushagen
Lappenhagen
Schulzenhagen
Bast
Altbenzin
Korneshagen
Strippow
Rützow
Strachmig
Varchmin
Parnow
Tessin
Altbelz
Neubelz
Neuttenz
Konikow
Lüptow
Wisbuhr
Stegin
Manow
Seidel
Schwessin
Geritz
Bizikow
Kratzig
Parsow
Zeweliner Forst
Nedliner Forst
Forst
Bulgrin
Brückenkrug
Gross Wirrow
n. Kolberg
n. Danzig
KREIS KÖSLIN
Erläuterungen:
Kreisgrenze
Hauptbahn
Nebenbahn
Kleinbahn
Steinstrasse
Landstrasse
Maßstab 1: 180000
klm

kannter zu machen. Die in ihm vereinten Badeorte beherbergten 1930 nicht weniger als nahezu 20 000 Kurgäste, wobei Stolpmünde und Leba, die dem Verbande z. Zt. noch fernstehen, nicht berücksichtigt sind. Diese Zahl beweist, daß auch diese Bädergruppe einen beachtenswerten Teil der pommerschen Bäderindustrie darstellt, und rechtfertigt eine besondere Betrachtung dieser Bäder, die auch in ihrem Charakter eine ausgeprägte Eigenart zeigen.

Ihr Kennzeichen ist die für die ganze Ostseeküste charakteristische, hier aber besonders



Strand von Großmöllen

hervortretende enge Verbindung von Wald und See und der stete Wechsel von steilem Hochufer und breiten, feinsandigen Dünen, die, besonders im östlichsten Teil, noch oft Wanderdünen sind. Fast in jedem Ort hat der Kurgast die Möglichkeit, sich mit wenigen Schritten vom Strand weg in den Wald hinein dem direkten Einfluß des eigentlichen Seeklimas zu entziehen, und wird die beruhigende Stille und angenehme Kühle mit Befriedigung feststellen. Gerade hierin liegt die große klimatologische Bedeutung dieser Küstenwälder für die Individualisierung unserer Seekuren. Läßt man dann den Blick von dem bewachsenen Steilufer oder den einsamen Dünen ins Land schweifen, so bietet sich durch die eingestreuten Gehöfte und Ortschaften ein stets wechselndes, aber immer reizvolles Landschaftsbild. Ja, im Sande der Heide, in den Waldauen der verschlungenen Küstenflüsse, in den uralten Fischerdörfern hinter schmalen Dünenketten und den wildzerklüfteten Hochufern der steilen Mergelküste steckt noch ein gut Stück Romantik, und dem deutschen Wanderer, Maler oder Erforscher deutschen Bodens bietet unser Küstenland so manche Ueberraschung.

Gleich der westlichste Vorposten unserer Bäderkette, die Gruppe Rewahl—Horst, bietet in der malerischen Kirchenruine Hoff, deren größter Teil dem vernichtenden Ansturm des Meeres zum Opfer gefallen ist, ein Bild romantischer Schönheit. Ueber das in jedem Jahre stark besuchte Rewahl führt ein Weg zu dem auf steilem Hochufer liegenden Leuchtturm von Horst, von dem man einen im Westen bis Dievenow, im Osten bis Deep reichenden Rundblick genießen kann. Horst selbst, seit 1860 als Badeort bekannt, im Osten durch reiche Dünenbildung und dichte Kiefernwaldungen geschützt, im Südosten durch den Eiersberger See begrenzt, der ein ideales Gebiet für den Angler und Jäger, den Paddler und Segler darstellt, ist ein reizvolles, in Kiefernwaldungen eingebettetes Naturfleckchen, dessen Häuser zumeist unmittelbar an dem breiten, durch einen starken Wellenschlag ausgezeichneten Strande liegen. Nach Osten gelangen wir über das sich von Jahr zu Jahr mehr entwickelnde Fischerkaten nach Treptower Deep, das, zu beiden Seiten der Rega liegend, sich in seinen alten Rauchhäusern mit den tief herabhängenden Strohdächern seine malerische Eigenart besonders gut gewahrt hat. In zweistündigem Marsch gelangt man über den Kamper See (das Dorf Kamp hat die ältesten und den Typus am reinsten darstellenden Rauchhäuser) zu dem im schönen Dünenwalde versteckten Kolberger Deep und von dort in abermals zwei Stunden nach Kolberg.

Oestlich Kolberg beginnt dann die zweite größere Gruppe der ostpommerschen Bäder, am besten bezeichnet als Kösliner Bädergruppe, weil sie in geschlossener Reihe von der Westbis zur Ostgrenze des Regierungsbezirks Köslin reicht. Am Nordrande des über 1300 ha großen Kolberger Stadtforstes, eines schönen Laubwaldes mit alten Beständen, liegt das freundliche Bauerndorf Bodenhagen (500

Einw.), eingebettet zwischen üppigen Fruchtfeldern und lieblichen Wiesen und gelagert um breite lichte Straßen mit gepflegten und baumbeschatteten Fußsteigen. In wenigen Minuten ist der etwa 40 Meter breite Strand zu erreichen, und auch hier bietet ein Laubwäldchen Schutz gegen allzu heftige Sonnenstrahlung. Ein Fußsteig führt uns bald an



Blick von Nest auf den Jamunder See

das Westende des auf hoher Düne liegenden, langgestreckten Ostseebades Henkenhagen. Während das Westende einen mehr ländlichen Charakter zeigt, ja zum Teil ein Idyll der Ruhe und Abgeschiedenheit ist, kann das eigentliche Badeviertel im Osten auch verwöhntere Ansprüche befriedigen. Die hohen Lehmdünen, von denen man einen weiten Blick auf den durch Uferschutzbauten geschützten, sehr breiten und feinsandigen Strand hat, gehen nach Osten allmählich in hohe bewaldete Sanddünen über und verlieren sich in einem ausgedehnten Küstenwäldchen, das schöne Spaziergänge, z. B. zur Mündung des Wonnebaches oder der uralten, pommersche Bau- und Volkskunst ausprägenden Kirche von Lassehne bietet. In Pommern bekannt ist Henkenhagen durch die auf dem sagenhaften Ulrichshofe erbaute pommersche Bauernhochschule. Im ostpommerschen Bäderverband hat Henkenhagen die Führung übernommen.

Oestlich vom Leuchtturm Funkenhagen gelangen wir zu dem durch seinen nadelspitzen Kirchturm schon von weithin erkennbaren wohlhabenden Kirchdorf Sorenbohm, bekannt durch winterliche Sturmfluten, die die Errichtung eines über 1 Kilometer langen Schutzwalles erforderlich machten. Damit erhielt es zugleich eine schön gepflegte Strandpromenade, von der das offene Meer bei jedem Wetter voll zu genießen ist. Gute Dünenpromenaden führen durch Küstenwald, in dem der Großstädter im Frühsommer den ungewohnten Schlag der Nachtigall hören kann. Auf einer kleinen Insel in einem Teich inmitten des Ortes, an uralter Opferstätte unter hohen Bäumen, haben die Einwohner ihren gefallenen Helden ein eindrucksvolles Denkmal errichtet. Eine feste Promenade verbindet Sorenbohm mit dem als Badeort schon seit 1840 bekannten, vorbildlich sauberen Bauerhufen. Fast alle Häuser des ganz in Bäumen versteckten Ortes sind im alten Baustil erhalten und sind umgeben von Ziergärten, aus denen blumenumrankte Lauben hervorlugen. Oestlich von Bauerhufen sehen wir eine Unzahl Stubben am Strande; sie sind die Ueberreste von Bäumen, die vor vielen Jahren einmal von Wanderdünen begraben und jetzt von der See freigespült wurden. Eine gute Promenade führt in wenigen Minuten landeinwärts zu dem jüngsten unserer Badeorte, dem freundlichen Bauerndorf Kleinmöllen, das durch seine landschaftlich schöne Lage und besonders durch seine Ruhe eine stetig steigende Besucherzahl aufweisen kann. Oestlich schließt sich das eigentliche Bad Köslins, Großmöllen, an. Durch den Gutspark wird der ältere westliche Teil des Bades mit seinen Bauernhäusern von dem neuzeitlichen Badeorte mit den modern eingerichteten Villen und den malerischen Fischerhäusern getrennt. Durch die Schaffung eines gepflegten Kurparks, in dem die Kurkonzerte stattfinden, hat der Badeverein einen lange gehegten Wunsch seiner Gäste und Einwohner erfüllt. Am Jamunder See vorbei, der ein Dorado für den Wassersportler darstellt, führt der Weg hinter Dünen entlang zu dem ruhigen Fischerdörfchen Nest, das ebenso wie Großmöllen durch die Strandbahn mit Köslin verbunden ist. Seine reizvolle Lage zwischen den üppigen Wiesen und der schimmernden Fläche des Sees zur Rechten und den Dünen zur Linken zeichnet es besonders aus. Auf der Nester Nehrung, einer schmalen Landzunge zwischen dem Jamunder See und der Ostsee, liegt das einsame Fischerdörfchen Deep (Bezirk Köslin) und noch



Rauchhaus in Nest

weiter ostwärts Laase, beide auch schon von einem Stamm treuer Gäste gern besucht.

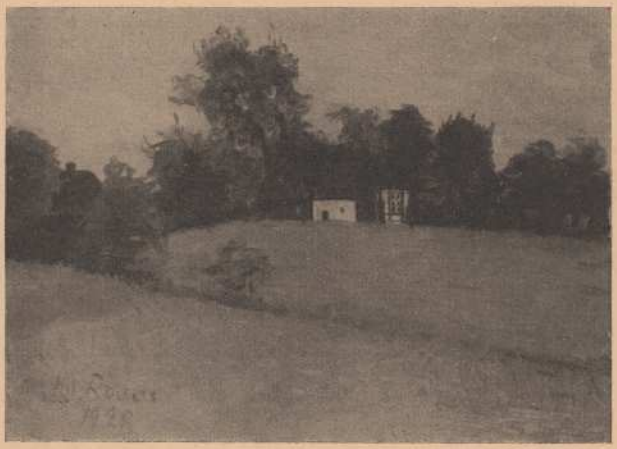
Jetzt werden die Zwischenräume zwischen den Bädern weiter. Ein gut Stück trennt uns von dem idyllisch zwischen Ostsee und Buckower See liegenden Neuwasser; von dort ist eine lohnende Fußwanderung nach dem auf schmaler Nehrung alljährlich mit den Sturmfluten kämpfenden Damkerort unbedingt zu empfehlen. Von Neuwasser führt uns der Weg nach dem ältesten preußischen Seebade Rügenwaldermünde, das bereits 1814 gegründet wurde. Eine Portalbrücke verbindet die zu beiden Seiten der Wipper liegenden Ortsteile. Der Hafen mit seinen ein- und auslaufenden Dampf- und Segelschiffen bietet ein fesselndes Bild, nicht weniger der Blick von der 500 Meter weit in die See gebauten Mole. Viele Anregung bietet ein Besuch der alten Herzogsstadt Rügenwalde, die mit dem alten Herzogsschloß und der den Rügenwalder Silberaltar, ein unschätzbares Kunstwerk, bergenden Marienkirche besonders den Historiker fesseln muß.

Oestlich von Rügenwalde steigt das Ufer immer höher an und erreicht bei dem 20 Kilometer entfernten Jershöft die stattliche Höhe von 36 Metern! Mit seiner von großen Waldungen umgebenen Steilküste zeigt es in seiner Küstenbildung eine starke Aehnlichkeit mit der Insel Rügen. Das nächste Bad, Stolpmünde, zeigt wieder das Bild einer Hafenstadt, während das am weitesten nach Osten vorgeschobene Ostseebad Leba seinen Ruf gerade der Einsamkeit und eigenartigen Schönheit seiner weiten Dünen und seiner aufblühenden Segelfliegerschule verdankt.

War der Streifzug durch die ostpommersche Küste auch noch so kurz, eins hat er wohl gezeigt: die ostpommerschen Bäder haben einen Vergleich mit der übrigen deutschen Ostseeküste nicht zu scheuen und soviel an Eigenart und Schönheit aufzuweisen, daß sie es verdienen, als Neuland und als Grenzland das Ziel vieler wandernden und reisenden Deutschen zu bilden.

Hedwig Rades.

Ein herbstlich kühler Septembertag. Steifer Nordwest zerreißt das Gewölk, das unablässig regendrohend tagelang den Himmel dicht verhing, und gibt für Minuten den Sonnenstrahlen den Weg zur Erde, den Menschen einen Blick in den blauen Himmel frei. Der Jamundsee zeigt Schaumkronen. Nur wenige Fischerboote sind unterwegs. Das Motorboot, das uns über den See nach Laase bringen soll, hat seinen schlechten Tag und ist nicht zu bewegen, den sicheren Hafen zu verlassen. Gute Freunde nehmen uns als willkommenen Ballast ihres Segelbootes mit bis Deep. Schwarze Wolken ballen sich zusammen. Tiefgrün färbt sich der See, höher werden die Wellen. Vereinzelte Regenschauer prasseln ins Segel, jagen vorüber. Schnell fliegen wir vor dem Westwind auf Deep zu. Abschied und Dank, dann Fußmarsch Richtung Laase. Kurz hinter Deep ein kräftiger Regenschauer, ein zweiter, mit Hagel vermischt, gleich hinterher, nach kurzer Pause ein dritter. Rechts am See fliegt ein Fischreiher auf, eine Schar Möven flüchtet vor uns, stiebt auf wie eine weiße Wolke, gleich dahinter ein schwarzer Krähenhaufe. Noch immer Regen. Naß zum Auswringen kommen wir in Laase an. Die Dorfstraße ein See. Rechts und links ducken sich weiße Fischerhäuser unter steilem Strohdach. Dazwischen schon hie und da eins mit rotem Ziegeldach, das regennaß einen starken Farbfleck in das mehr auf grau und grün gestimmte Bild bringt. Ein stattlicheres Haus mit verglastem Balkon vor dem Giebel, dem See zugewandt, fällt uns auf und



Hedwig Rades: Mein Elternhaus

stellt sich als das gesuchte heraus. Fast ½6 ist's geworden, man hat uns nicht mehr erwartet. Aber wohlig umfängt uns des Hauses Wärme. Beim dampfenden Kaffee ist bald der Kontakt mit unsern freundlichen Wirten hergestellt.

So kamen wir zu Hedwig Rades.



Hedwig Rades: Selbstbildnis

Schon beginnt es zu dämmern, aber noch reicht das karge Licht, die Bilder zu betrachten, die rings die Wände bedecken und uns den Weg weisen in das Schaffen einer tüchtigen deutschen Künstlerin und in das Werden und Wesen eines prächtigen Menschen. Was wir nicht finden, das ist Routine, Schablone, Mache, Effekthascherei. Hier ist alles aus innerer Notwendigkeit geboren, alles wesentlich, alles Ausdruck einer Persönlichkeit, deren Zauber wir uns nicht entziehen können, die nicht nur aus den Bildern zu uns spricht, sondern das ganze Haus mit Wärme und Leben erfüllt. Einer Persönlichkeit, die erwachsen ist aus dieser Landschaft, aus diesem Volksschlag. Ein Laaser Fischerkind, dem das Schicksal die Gabe des Schauens, den Zwang zum schöpferischen Bilden in die Wiege gelegt hat. Ein Mensch, dem diese Gabe den Weg in die Kultur, auf die Höhen des Daseins gebahnt hat, und der doch der Natur verbunden geblieben ist, der aus dem Heimatboden immer wieder die Kraft schöpft, die ihn befähigt, auch uns etwas ahnen zu lassen von dem, was hinter den Dingen steht.

Auch Hedwig Rades kann von sich sagen: „Ich bin kein ausgeklügelt Buch, ich bin ein

Mensch mit seinem Widerspruch". Grade dies Widerspruchsvolle, das aus ihren Bildern zu uns spricht, von denen keins dem andern gleicht, die uns Rätsel aufgeben und der Phantasie Spielraum lassen, ist es, was die Beschäfti-



Hedwig Rades: Laaserin

gung mit ihnen so besonders reizvoll macht. Und wie aus den Augen dieser Menschen, die Blut von ihrem Blute sind, immer und immer das Meer uns anzublicken scheint, das Meer, das ihrer Väter Heimat war und ihr das erste Schlummerlied gesungen hat, so liegt in Hedwig Rades' ganzem Werke etwas vom Meere, das ewig anders ist in der Erscheinung und doch ewig das gleiche in seinem innersten Wesen.

So finden wir, wie aus naturbedingter Persönlichkeit heraus, gestützt auf ein tüchtiges, in zäher Arbeit geschultes Können, Dinge erwachsen, die uns das innere Wesen dieses heimatlichen Erdenwinkels und seiner Menschen am farbigen Abglanz wundersam erleben lassen.

Wir lassen die Bilder im Halbdunkel der Wände wieder verschwinden und werfen noch einen letzten Blick hinaus aus den Fenstern nach Osten und Westen. Und das Auge, noch im Banne des Geschauten, erlebt den Zauber dieser herben Landschaft mit der Eindringlichkeit eines einzigartigen Augenblicks.

Noch manches Schöne dürfen wir sehen beim Schein der Kerzen, die aus alten Messingleuchtern Licht und Stimmung verbreiten, besser als das elektrische Licht es könnte, das Laase ebenso fehlt wie eine fahrbare Verbindung mit der Welt. Ein Treppenraum, dicht bedeckt mit ausgezeichneten, flott und sicher hingeworfenen Skizzen von Architekturen und Städtebildern. Dann eine Reihe von Porträts aus dem engsten Familienkreise, unter denen besonders das der Mutter von einer fast mystischen Tiefe ist. Eine Fülle von photographischen Wiedergaben nach Bildern, die sich in Privatbesitz befinden, Blumenstücke, Taunuslandschaften — aus den Jahren, in denen Hedwig Rades mit ihrem Manne in Süddeutschland lebte — und immer wieder Laase.

Nicht alles befriedigt restlos. Manches bleibt problematisch, muß problematisch bleiben bei einem so ungewöhnlichen Werdegang wie diesem. Wir denken an einen andern deutschen Meister, der aus ähnlichem Milieu hervorgegangen ist: Christian Rohlfs, den holsteinischen Bauernsohn, der sein Lebenlang ein Suchender geblieben ist und eigentlich erst als Siebziger die volle Höhe der Meisterschaft erklommen hat. Auch Hedwig Rades ist ein Kind des deutschen Nordens, in dem die Früchte langsam und nur als Lohn unermüdlicher und ernster Arbeit reifen. Sie ist noch jung, und wir dürfen hoffen, daß auch ihr Weg weiter zur Höhe führen und daß ihrem Suchen das letzte Finden nicht versagt sein wird.

Plötzlich stehen drei Laaser Fischer im Zimmer, prächtige wetterbraune, harte Gestalten. Ein älterer Bruder und zwei Schwäger der Künstlerin. Noch einmal wird uns bewußt, wie fest und innig die Verbindung mit der Heimat ist, aus der dieses Schaffen täglich neue Kraft schöpft.

Die Zeit drängt. Es fällt schwer, sich loszureißen von diesen Dingen, die wie eine Oase in der Wüste des Alltags stehen. Aber es muß geschieden sein. Ein kurzer, herzlicher Abschied,



Hedwig Rades: Alte Fischerkaten in Laase

und dann ein phantastischer Marsch mit Stock und Taschenlampe unter Sturm und Wolken am nächtlichen Seeufer entlang nach Wussecken, wo uns das Auto erwartet, das uns durch den Gollen nach Köslin bringt.

Pommern ist nicht reich an Künstlern. Gerade die Ausnahmen, die uns immer wieder genannt werden, bestätigen die Regel. Zu schwer sind die Ansprüche des Tages, die den ganzen Menschen fordern, sei es der Fischer, der der See, sei es der Bauer, der dem Boden, beide im steten Kampf mit den Elementen, den kargen Ertrag abringen muß. Freuen wir uns umsomehr, daß auch in unseren Tagen der pommerschen Heimat Künstler erstehen, die, ihrem eigensten Volkstum entstammend, ihr tiefstes Wesen zu schauen und zu deuten wissen. Grade der Einblick in ein solches Schaffen heimatverbundener und doch nicht in der Enge bleibender Kunst zeigt uns, daß auch in dieser Zeit, in der die Sorgen des Alltags, die Not des Volkes uns zu Boden drücken wollen, die Kunst kein überflüssiger Luxus ist, sondern eine Kraftquelle, die wir nicht versiegen lassen dürfen, wenn wir den Glauben an eine bessere Zukunft unseres Volkes noch nicht aufgegeben haben. E. S.

Streckenthin, Nedlin und Heyka.

Von Dr. Franz Forsteneichner.

Als größtes und vielseitigstes landwirtschaftliches Unternehmen vor den Toren Köslins sind die K. von Kamekeschen Saatzuchtwirtschaften der Herrschaft Streckenthin zu bezeichnen. Sie umfaßt nicht nur rein landwirtschaftliche Betriebe, die zusammen mit der Forst und drei weiteren auswärts gelegenen Gütern eine Fläche von rund 5000 ha einnehmen; auch die bekannten Nedliner Industrie- und Mühlenwerke sowie die Radue-Ueberlandzentrale „Heyka" rechnen zu dem ausgedehnten Besitz.

Derjenige Betriebszweig, der den Namen von Kameke und den Ort Streckenthin auch über die Grenzen Deutschlands hinaus bekannt werden ließ, ist die Kartoffelzucht, die in ihren Anfängen auf das Jahr 1906 zurückgeht. Aus ihr ging z. B. die stärkereiche Sorte Parnassia hervor, die in allen Kartoffelbau treibenden Ländern in großem Umfang mit Erfolg angebaut wird. Die Kartoffelzucht ist in Streckenthin ausschließlich Kreuzungszucht mit anschließender Sämlingsaufzucht. Da heutzutage nicht nur der Kartoffelbau treibende Landmann allein, sondern vielmehr noch die städtische Hausfrau große Ansprüche an eine gute Saat- bzw. Speisekartoffel stellen, so bedarf es neben Können und Fleiß beträchtlicher Geldaufwendungen, bis es soweit ist, daß eine Sorte, die die geforderten Eigenschaften am weitgehendsten in sich vereint, neben der Konkurrenz auf dem internationalen Kartoffelmarkt erfolgreich bestehen kann. So stehen jährlich auf den Sämlingsfeldern 20 000 bis 30 000 neue Sorten, von denen ein ganz geringer Prozentsatz als neue Sorten das Zuchtfeld verläßt. Um zum Verkauf die nötige Menge von den neuen Sorten zu haben, werden diese teils auf den eigenen Gütern, teils auf auswärtigen Anbaustationen weiter vermehrt.

Neben der Kartoffel werden in Streckenthin seit 1908 noch Hafer, Roggen, Hirse und Lupinen aus einheimischen Landsorten durch das deutsche Ausleseverfahren bezw. durch Einkreuzen mit Kultursorten gezüchtet.

In neuerer Zeit wurde auch mit der Gräserzucht begonnen. Allgemein gilt hierbei als Zuchtziel hoher Grünmassenertrag, Widerstandsfähigkeit gegen vorübergehende Trockenheit und gegen Krankheiten. Vor allem wird Wert auf gute Weidegräser, die sich für den hiesigen Klimabezirk eignen, gelegt. Die ersten Neuzüchtungen erschienen bereits in den letzten Jahren auf dem Grassamenmarkt in jährlich steigendem Maße.

Von besonderer Bedeutung für die nähere und weitere Umgebung der Stadt Köslin sind die Nedliner Industrie- und Mühlenwerke geworden, die im Jahre 1900, allerdings nicht in ihrer jetzigen Ausdehnung, zu dem von Kamekeschen Besitz hinzukamen. Unter bestmöglicher Ausnutzung der ständig reichlich wasserführenden Radue entstand hier ein elektrisches Kraftwerk, das die erste Ueberlandzentrale Ostelbiens darstellt. Inzwischen wurde jedoch etwa 2 km flußaufwärts ein modernes Kraftwerk, die „Heyka", errichtet. Drei 500 PS starke Turbinen, gespeist durch die zu einem 100 ha großen See aufgestauten Wasser der Radue, liefern die mechanische Energie, die durch die Dynamomaschinen in elektrischen Strom umgewandelt wird. Der Strom versorgt die sämtlichen Güter der Besitzung, und darüber hinaus wird er noch an das Ueberlandkraftwerk abgegeben.

Zu den Nedliner Industrie- und Mühlenwerken gehört außerdem eine moderne Getreidemühle von 450 Ztr. Tagesleistung, Sägewerk, Tischlerei, Zementsteinfabrikation, elektrische Bäckerei und eine neuzeitliche Maschinenreparaturwerkstätte.

Dank der günstigen Lage der Werke inmitten waldreichen Gebietes ist das Sägewerk zur Lieferung des gesamten Holzbedarfes für Neubauten sowie für Bautischlerarbeiten in der Lage. In der Tischlerei werden vorwiegend

deutsche Holzarten verarbeitet. Doch finden auch auf Wunsch ausländische Edelhölzer Verwendung. In bekannter Güte kann jedes Möbelstück ausgeführt werden: von der einfachsten Kommode bis zum eingelegten Spiegelschrank.

Die elektr. Bäckerei gilt als eine der modernst eingerichteten. Der Ofen wird mit dem Nachtstrom des eigenen Werkes geheizt und vereinigt einfachste Bedienung mit größter Sauberkeit und Leistungsfähigkeit. Verschiedene Sorten des wohlschmeckenden Roggenbrotes werden von der umliegenden Landbevölkerung gerne für Getreide in Tausch genommen.

Die jüngst hinzugekommene Maschinenreparaturwerkstätte ist modern eingerichtet und in der Lage, sämtliche Reparaturen an Kraftwagen und besonders an landwirtschaftlichen Maschinen auszuführen.

Daneben halten die Werke ein großes Lager in Kunstdünger, Baumaterialien und in anderen für die Landwirtschaft gebräuchlichen Artikeln. Sie stellen somit für die ackerbauende Bevölkerung der 3 Landkreise Köslin, Belgard und Bublitz die Vermittlerin zwischen dieser und der Industrie frachtgünstigst auf dem Wege reinen Warenaustausches dar.

Das Dorf Jamund im 18. Jahrhundert.*)

Von Regierungs- und Baurat Emil Goehrtz, Hannover.

Die freie Stellung der deutschen Bauern, die vor etwa 700 Jahren sich in Pommern ansiedelten, wurde im Laufe der Zeit in der Weise eingeschränkt, daß die Bauern als Gegenleistung für die Ueberlassung eines Bauernhofes zur Nutznießung den Grundherren zu täglichen Hand- und Spanndiensten verpflichtet waren, und daß sie ihnen als ihrer Obrigkeit untertan wurden. Sie konnten durch Bauernhofes zur Nutznießung den Grundherren zur Dienstleistung angehalten werden. Bei dieser Verknüpfung von persönlichen Interessen und Obrigkeitsbefugnissen war es erklärlich, daß hierbei das Recht der Bauern häufig zu kurz kam. Der Kampf um die Befreiung von dieser drückenden Abhängigkeit dauerte während des ganzen 18. Jahrhunderts an und endete erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts mit dem berühmten Edikt vom 9. Oktober 1807, in dem erklärt wurde: „Mit dem Martini-Tage 1810 hört alle Guts-Untertänigkeit in Unseren sämmtlichen Staaten auf. Nach dem Martini-Tage 1810 gibt es nur freie Leute." Die Verhältnisse haben sich nach der Durchführung dieses Grundsatzes so vollkommen geändert, daß es schwer wird, sich in die damalige Lage hineinzuversetzen. Unsere Zeit, deren ganzes Denken von der Frage der Eingliederung des freien Arbeiters in das Wirtschaftssystem erfüllt ist, hat die damaligen sozialen Kämpfe, die sich aus dem gutsherrlich-bäuerlichen Untertanenverhältnis ergaben und erst durch den Uebergang von der Natural- zur Geldwirtschaft eine Lösung fanden, bereits vergessen. Sie werden unserem Verständnis wieder näher gebracht, wenn wir die Häuslichkeit und die rechtliche und wirtschaftliche Lage der Bauern uns vergegenwärtigen und dann die Ereignisse in einer dörflichen Gemeinde vor 200 Jahren verfolgen. Bis über die Grenzen des Regierungsbezirks hinaus ist das im Kreise Köslin gelegene Dorf Jamund bekannt geworden, weil sich hier das dörfliche Eigenleben bis in die letzte Zeit erhalten hat. Dieses Dorf wird uns am besten einen Einblick in die bäuerlichen Verhältnisse des 18. Jahrhunderts geben können, wobei jedoch zu berücksichtigen ist, daß die Einzelheiten nicht ohne weiteres verallgemeinert werden können. Es ergaben sich Unterschiede schon dadurch, wer der Grundherr des Dorfes war, der König, vertreten durch den königlichen Beamten und Generalpächter des Amtes, oder ein Magistrat oder ein adliger Gutsherr.

Der Bauernhof.

Die Bauernhöfe in Jamund bestanden aus mehreren Gebäuden, die im Viereck den Wirtschaftshof umschlossen. Sie waren in Holzfachwerk errichtet, dessen Gefache mit Flechtwerk oder Holzstaken ausgefüllt und mit Lehmbewurf beiderseitig überzogen waren. Die Gefache waren überwiegend weiß getüncht und das Holzwerk schwarz gestrichen. Alle Gebäude, mit Ausnahme der Backhäuser, waren mit Stroh oder Rohr eingedeckt, sie wurden mit Zuhilfenahme eines Zimmermanns von den Bauern selbst errichtet. Die Stellung der Gebäude wich von der sonst in Deutschland bekannten Art auffallend ab. An dem Dorfplatz lag nicht das Wohnhaus, sondern ein Torgebäude (Torschauer), das die Einfahrt zum Hofe und sonst noch einen Geräte- oder Arbeitsraum oder auch einen Stallraum enthielt. Ihm gegenüber lag das Wohnhaus und seitlich standen die Scheunen und ein Stallgebäude. Bei der erheblichen Erhöhung des Ernteertrages im 19. Jahrhundert mußten die Scheunen und Ställe vergrößert werden, und da die Höfe eng beieinander lagen, ergab sich als ein-

*) Die Abbildungen sind dem Werke „Das Bauernhaus im Regierungsbezirk Köslin" von Emil Goehrtz (Forschungen zur Deutschen Landes- und Volkskunde Band 28, Heft 3) entnommen und von dem Verlag J. Engelhorns Nachf. in Stuttgart freundlichst zur Verfügung gestellt worden.



Spinnerin

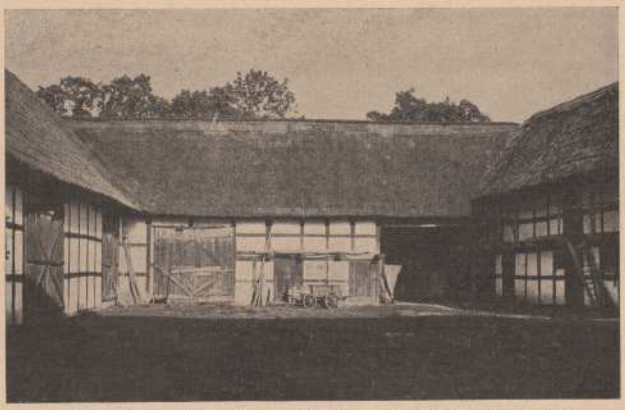
Nach einem Oelgemälde von Hedwig Rades

fachste Lösung die Verlängerung der Wirtschaftsgebäude, so daß sie zusammenwuchsen und einen auf 3 Seiten geschlossenen umbauten Hof bildeten. (Bild 1 und 2.) Im 18. Jahrhundert jedoch standen noch einzelne, von einander getrennte Gebäude um den Hof. Wenn man die Fußgängerpforte des Tor-



Bauernhof Zarth in Jamund: Die Torschauer am Dorfplatz.

gebäudes durchschritten hatte, war im Hintergrunde des Hofes der steile abgewalmte Giebel des Wohnhauses sichtbar, dessen Traufe tief herabgezogen war und etwa in Mannshöhe lag. (Bild 3 und 4.) Schornsteinköpfe waren nicht zu erblicken; es umgab das Strohdach ein leichter Rauchschleier, der darauf hindeutete, daß der Rauch des Herdes sich ohne gemauerten Zug selbst seinen Ausweg durch das Strohdach suchte und fand. Ein ebenso merkwürdiges Bild bot sich, wenn man durch das im Giebel gelegene Tor das Wohnhaus betrat. Fast das ganze Haus wurde von einer geräumigen hohen Diele eingenommen, in der hinten das Feuer auf dem offenen Herde brannte. Der Rauch stieg zur Decke, verbreitete sich, strich an den an der Decke hängenden Würsten, Schinken und Speckseiten vorbei und zog durch seitliche Luken nach dem Dachboden und ins Freie ab. Die starken Eichenholzstiele der Diele mit ihren Kopfbändern sowie die Deckenbalken mit ihrem eichenen Holzbelage waren mit hartem Glanzruß überzogen, der das Holzwerk wunderbar widerstandsfähig gegen alle Schäden des Wurmfraßes und der Fäule machte. Ueber dem Herd war bislang eine hölzerne Brettlage mit Lehmschlag angebracht, die den Funkenflug auffangen sollte. Auf behördliche Anordnung wurden diese Holzrahmen — weil zu feuergefährlich — beseitigt und durch einen über den Herd gespannten Schwibbogen aus Ziegeln mit gemauerter Rückwand ersetzt. Im Jahre 1725 waren bereits alle Wohnhäuser des Dorfes mit solchen Schwibbögen versehen, sie fehlten nur noch in dem Küsterhause und dem Hirtenhause. Rechts und links von der Diele in den Abseiten befanden sich Stallräume, Vorratskammern für eingesalzenes Fleisch, Brot, Milch, selbstgebrautes Bier und Schlafkammern für die Mägde. An der dem Eingangstor gegenüber liegenden Giebelseite waren zwei Stuben eingerichtet, von denen die eine heizbar war und in der Abseite die geräumigen, aus verziertem und bemaltem Holzwerk hergestellten Bettnischen enthielt (Bild 5). Ueber diesen Stuben, die nur eine Höhe von 2,10 Meter hatten, lag der Kornboden und im Dachraum über der Diele der Stroh- und Heuboden. Eine besondere Küche und ein Keller waren nicht vorhanden. *) Diese Anordnung ist in ihren Grundzügen die gleiche, wie sie noch bis zur



Gehöft Zarth in Jamund: Scheunen und Ställe bilden einen nach drei Seiten geschlossenen umbauten Hof.

letzten Jahrhundertwende in dem westlichen Teile der norddeutschen Tiefebene üblich gewesen ist, und gibt einen Anhalt dafür, woher die Ansiedler gekommen sind, die einst in Jamund angesetzt wurden. Die einfache Raumgestaltung weist darauf hin, daß diese immer wiederkehrende Form, die durch Ueberlieferung von Geschlecht zu Geschlecht zu einem unveränderlichen Bestandteil der Volkssitte geworden war, auf ein sehr hohes Alter zurückgehen muß. Es war für die damalige Lebens- und Wirtschaftsform eine Glanzleistung in der Uebersichtlichkeit und Ueberwachung des Betriebes und in der Vereinfachung der Hausarbeit. Allerdings bewegte sich das Leben in einfacheren und sehr genügsamen Formen, wie wir sie heute kaum noch kennen.

Der erstaunlich einfachen Lebenshaltung, die aus der Behausung sich ergibt, entspricht auch die geringe Zahl des beweglichen Gutes. An Möbeln waren nur 1 Tisch, Stühle, Spinnräder und Truhen gebräuchlich, und an einer Wand war eine feste Bank, mitunter auch in Form eines Eckſitzes, angebracht. Diese Stücke waren in guter Arbeit von den Bauern selbst hergestellt und in eigenartigem Geschmack mit Motiven aus der Pflanzen- und Tierwelt bemalt. Kleider-, Wäsche- und Geschirrschränke kannte man nicht. Man legte Wert auf Leinenzeug und Betten, die reichlich vorhanden waren. Gesang- und Betbücher sowie Müllers Postille sorgten für geistliche Erbauung. Als Koch- und Eßgerät genügten noch im Jahre 1745 mehrere Kessel aus Kupfer und Messing und einige Schüsseln aus Zinn, ferner waren Kannen und ein Durchschlag im Gebrauch, die an einem Querbalken am Herde aufgehängt wurden. Irdene Teller und Tassen waren nicht vorhanden. Dazu kamen die landwirtschaftlichen Geräte.

Die Obrigkeit.

Das Dorf Jamund war ein sogenanntes Eigentumsdorf der Stadt Köslin. Der Grundherr wurde hier durch den Magistrat vertreten. Dieser nahm als Obrigkeit allen Dorfbewohnern den Untertaneneid ab, schlichtete die Privatstreitigkeiten und konnte Vergehen mit mannigfachen, empfindlichen Strafen ahnden, so z. B. durch Geldstrafen, Karrendienste in der Festung Kolberg, Tragen des spanischen Mantels, Haft oder Gefängnis bei Wasser und Brot, Sitzen im Block, Leibesstrafen und Räumung des Hofes bzw. Versetzung in ein anderes Dorf. Außerdem konnte der Magistrat bei Geldforderungen die Exekution durch Einlegen von Soldaten in den Hof betreiben, wobei für jeden Soldaten täglich zwei Groschen in bar zu zahlen und Essen und Trinken zu verabfolgen waren. Diese Strafgewalt über die Dorfbewohner war hart. Gegen ihren Irrtum oder Mißbrauch konnten die Bauern ihre Stimme nur durch eine Beschwerde an die Kriegs- und Domänenkammer und weiter an den König erheben, was mit vielen Schwierigkeiten, Umständen und Kosten verknüpft war.

Die dörflichen Angelegenheiten regelte ein Dorfschulze mit zwei Beisitzern, die von den Bauern gewählt und von dem Magistrat bestätigt wurden. Der Schulze hatte die angeforderten Fuhren und sonstigen Dienste auf die Bauern zu verteilen, darüber Buch zu führen, die Steuern abzuführen, die durch die Fischereiverpachtung und durch die Abgaben der Kossäten aufkommenden Gelder zu verwalten und den Bauern bzw. dem Magistrat Rechnung zu legen. Er hatte für Ordnung in dem Dorfe und auf den Ländereien zu sorgen.

Die Dorfbewohner.

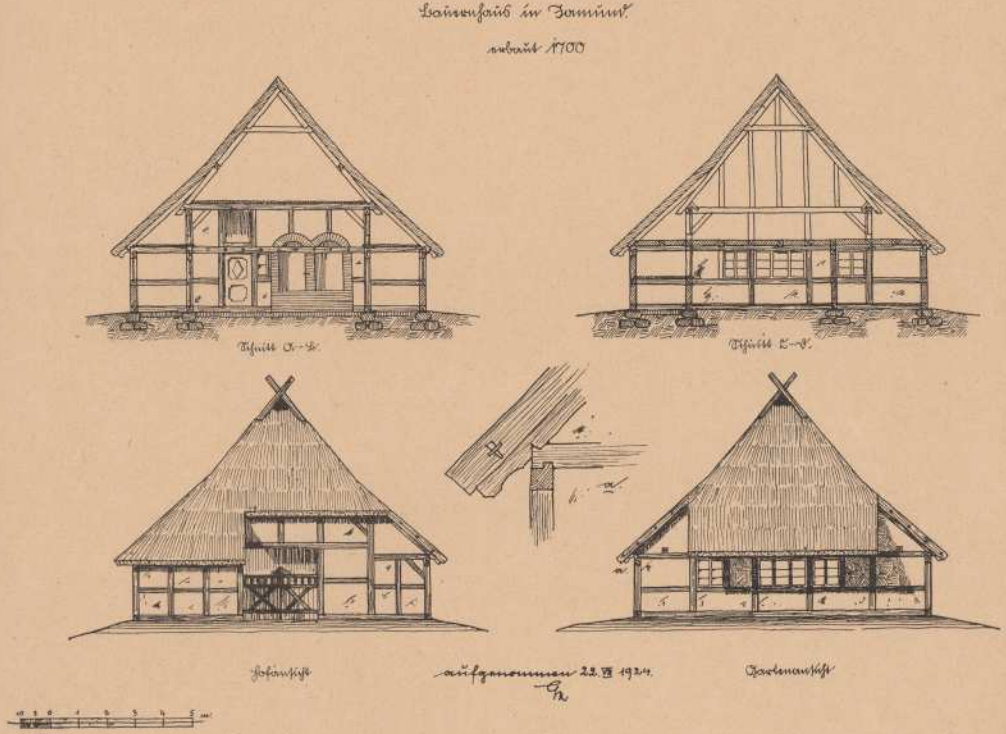
Die Dorfbewohner bestanden der Hauptsache nach aus drei Gruppen. Im Jahre 1719 waren in Jamund 13 Einlieger, auch Frei- oder Instleute genannt, 11 Kossäten und 24 Bauern und ferner 2 Hirten, 1 Küster und 1 Pfarrer ansässig.

Die Einlieger besaßen keinen Hof und keinen Acker, sie waren zu keinen Diensten verpflichtet und bestanden aus Handwerkern — 3 Schneider, 1 Rademacher, 2 frühere Holzwärter — und Leuten, denen es nicht gelungen war, einen Hof zu erhalten. Sie wohnten in eigenen Katen oder zur Miete und hielten sich 1 bis 2 Kühe und vereinzelt auch Schweine und Gänse. Sie hatten etwas Acker von den Bürgern der Stadt Köslin gepachtet und arbeiteten im übrigen als Tagelöhner. Trotzdem waren sie nicht von öffentlichen Abgaben verschont. Sie zahlten an die Kämmereikasse jährlich für sich und ihre Frau je 4 Groschen, für 1 Kuh oder Pferd 6 Groschen, an die Dorfschaft als Weidegeld für eine Kuh jährlich $^1/_2$ Reichsthaler und ferner 8 Groschen Zuschußsteuer (als Zuschuß zu der von den Bauern zu zahlenden Kontribution) sowie 8 Groschen Schußsteuer. Um eine Vorstellung von dem Wert der Zahlungen zu bekommen, seien einige Preise aus dem Jahre 1733 angegeben, die auch zeigen, wie stark der Geldwert seitdem gesunken ist: 1 Pferd kostete 3—12 Reichsthaler, 1 Kuh $2^1/_2$ bis 4 Rthlr., 1 Schwein 16 Groschen bis 1 Rthlr., 1 Gans 8 Groschen, 1 Scheffel Roggen 1 Rthlr. — im Jahre 1743 und 1753 einen halben Rthlr. —, 1 Scheffel Gerste 10 Groschen, 1 Scheffel Hafer 8 Groschen, 1 Fuder Erbsen 1 Rthlr. und 8 Groschen. Im Verhältnis zu dem Vieh stand das Getreide sehr hoch im Preise. Die Werteinheit war der Reichsthaler zu 24 Groschen oder 288 Pfennigen.

*) Ein Modell eines solchen Bauernhauses ist im Provinzialmuseum in Stettin vorhanden.

Außerdem kamen auch Pommersche Gulden vor, die zu 16 Groschen gerechnet wurden.

Die zweite Gruppe bildeten die 11 Cossaeten. Der Cossaetenhof mit Inventar war Eigentum der Stadt Köslin und wurde, sobald er neu besetzt werden mußte, nach Ermessen des Magistrats einem Bewerber verliehen, wobei in der Regel ein Sohn berücksichtigt wurde. Dem neuen Wirt wurde über die Verleihung ein Hofbrief ausgestellt. Das zu einem Cossaeten-



hof gehörige Land einschließlich Hoflage, Gartenland und Wiese war nur 1—3 Morgen groß. Um sich von dem Ackerbau ernähren zu können, hatte jeder Cossaete von den Bürgern auf dem Stadtacker durchschnittlich 20—30 Morgen gepachtet oder hierüber einen Pfandvertrag abgeschlossen, in dem sich der Verkäufer ausbedungen hatte, nach halbjährlicher Kündigung das Land zu demselben Preise wieder einzulösen. Das Inventar, die sogen. Hofwehr, war ebenfalls Eigentum der Stadt und bestand im Jahre 1721 aus 2 Pferden, 2 Kühen, 2 Schafen, 2 Schweinen, 2 Gänsen, 1 Wagen, 1 Pflug, 4 Sielen, 1 Butterfaß, 1 Milchfaß, 1 Tonne, $^1/_2$, $^1/_4$ und $^1/_8$ Tonnen, 2 Sensen, 1 Beil und 2 Aexten. In den meisten Fällen war aber der doppelte Viehbestand und eine größere Zahl Haus- und Ackergerät vorhanden. Alles, was überzählig war, gehörte als Privatbesitz dem Cossaeten und bildete das Erbe, das er seinen Kindern hinterließ. Als Gegenleistung für die Verleihung eines Hofes mußte der Cossaete Handdienste und einige Holzfuhren verrichten, die bisher nicht bestimmt geregelt waren und an jedem Tage gefordert werden konnten. Um den Streit über eine zu weitgehende Ausnutzung dieses Rechtes zu beseitigen, wurden diese Naturaldienste im Jahre 1717 durch ein Dienstgeld von 3 Rthlr. und 12 Gr. jährlich abgelöst. Die zur Ablösung eingesetzte Kommission scheute sich jedoch, sogleich gänzlich zur freien Wirtschaft überzugehen und schuf eine Zwischenlösung, indem sie die Cossaeten zu einigen Diensten gegen ein bestimmtes Entgelt verpflichtete. Es blieben die Handdienste bei Brücken und Mühlen bestehen, wofür bei eigener Kost täglich 1 Gr. 6 Pfg. in bar oder in Anrechnung auf das Dienstgeld gewährt wurde. Ferner hatte jeder Cossaete einige Holzfuhren zu leisten, 6 Faden Holz zu schlagen

und aufzusetzen, und alle zusammen hatten 6 Fuder Heu für die Prediger in Köslin und ferner mit den Gohrbandschen Untertanen zusammen das Heu der Gohrbandschen Cavelwiese für den Magistrat zusammenzubringen, wobei ihnen $6^1/_4$ Tonnen Bier gegeben wurden. Im Jahre 1740 wurden ihre Leistungen noch erhöht. Sie hatten gemeinsam aufzubringen eine Kontribution (Kriegssteuer) von 24 Rthlr., Pacht und Hühnergeld von 8 Rthlr. 6 Gr., für einen Monat Reuter- (Landjäger) verpflegung von 8 Rthlr. 18 Gr. 1 Pfg.; dazu war bei gemietetem Stadtacker für jeden Scheffel Wintersaat 1 Gr. 4 Pfg., von jedem Scheffel Sommersaat 1 Gr. und von jedem Fuder Heu 8 Pfg. Accisesteuer, ferner je Scheffel Winter- und Sommersaat 6 Pfg. und je Fuder Heu 1 Gr. Service zu zahlen. Diesen Abgaben standen die Einnahmen aus der Landwirtschaft gegenüber, die im Jahre 1743 folgendermaßen geschätzt wurden (1 Magdeburgscher Morgen zu 180 Quadratruten):

Von 1 Morgen Weizen wurden 5 Scheffel — heute etwa 1¼ Scheffel — geerntet.

Hiervon zur Saat	1	Scheffel	4 Metzen
zum Hausverbrauch	1	„	1¼ „
zum Verkauf	1	„	1¼ „

Erlös (der Scheffel zu 18 Gr. gerechnet): 1 Rthlr. 9 Gr. 9 Pfg.

Von 1 Morgen Roggen wurden 3 Scheffel und 15 Metzen — heute durchschnittlich 12 Scheffel — geerntet.

Hiervon zur Saat	1	Scheffel	2 Metzen
zum Hausverbrauch	1	„	$6^1/_2$ „
zum Verkauf	1	„	$6^1/_2$ „

Erlös (den Scheffel zu 12 Gr.) 16 Gr. $10^1/_2$ Pfg.

Von 1 Morgen Gerste wurden 5 Scheffel (heute durchschnittlich $13^1/_2$ Scheffel) geerntet.

Hiervon zur Saat	1	Scheffel	4 Metzen
zum Hausverbrauch	1	„	1¼ „
zum Verkauf	1	„	1¼ „

Erlös (den Scheffel zu 10 Gr.) 18 Gr. 9 Pfg.

Von 1 Morgen Hafer wurden 3 Scheffel und 15 Metzen geerntet — heute durchschnittlich 13 Scheffel —.

Hiervon zur Saat	1	Scheffel	2 Metzen
zum Hausverbrauch	1	„	$6^1/_2$ „
zum Verkauf	1	„	$6^1/_2$ „

Erlös (den Scheffel zu 8 Gr.) 11 Gr. 3 Pfg.

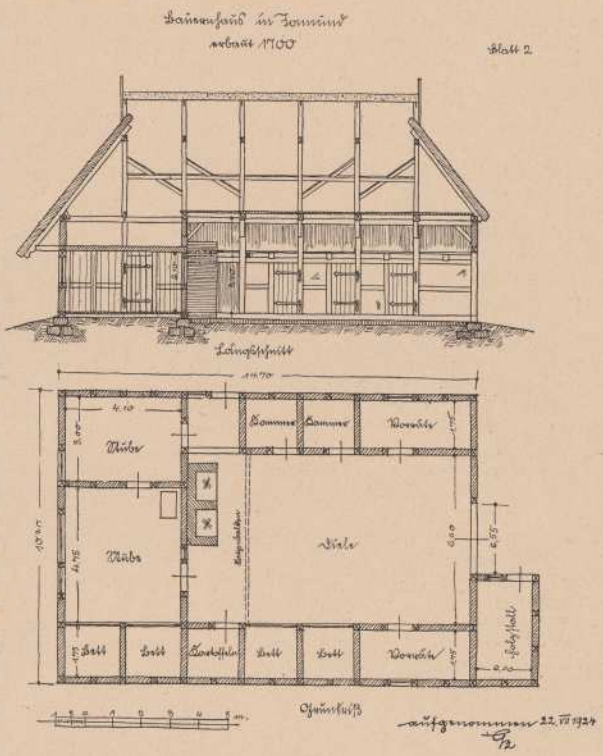
Von 1 Morgen Wiese, die jährlich gemäht wurde, schätzte man den Ertrag auf 16 Gr. und von $^1/_3$ Morgen Gartenland den Ertrag auf 16 Gr. Dabei ist noch zu berücksichtigen, daß mit 4 Schlägen gewirtschaftet wurde, also ein Viertel des Ackers jährlich brach lag, und zum Teil eine fünfte Brache vorhanden war, die nur jährlich zu einem Viertel besät würde. Der jährliche Erlös aus der Viehzucht wurde geschätzt bei 3 Kühen auf $4^1/_2$ Rthlr.; dazu kamen durch den Verkauf von 4 Gänsen 2 Rthlr. und durch den Verkauf von 2 Schweinen 1 Rthlr. und 8 Gr. Bei 2 Morgen zum Hofe gehörigen Acker-, Wiese- und Gartenland und etwa 26 Morgen Pachtland ergibt sich ein barer jährlicher Ertrag von etwa 20 Rthlr. An Dienstgeld und Steuern waren rd. 9 Rthlr. aufzubringen, so daß 11 Rthlr. übrig blieben. Hierzu kam das Entgelt für die Handdienste, andererseits war das Pachtgeld für den Stadtacker noch abzuziehen. Es ist daher wohl verständlich, daß die Cossaeten immer wieder Klagen und Beschwerden über eine zu große Belastung erhoben, zumal die Accisesteuer verdoppelt wurde. Sie könnten die Höfe nicht halten und müßten zu Bettlern werden.

Die Kartoffelernte, die heute Pommern zu einem wichtigen Ueberschußgebiet macht, ist nicht berücksichtigt, weil diese Kultur erst nach der Mitte des 18. Jahrhunderts in Pommern eingeführt worden ist, wobei Friedrich der Große mit Nachdruck sich für ihren Anbau eingesetzt und Wagenladungen Kartoffeln in die Ortschaften gesandt hat.

Die dritte Gruppe der Dorfbewohner waren die 24 Bauern, die im Jahre 1724 zum großen Teil dieselben Namen hatten wie heute; ein Hof war geteilt, so daß tatsächlich 23 Vollbauern und 2 Halbbauern vorhanden waren. Die Bauernhöfe mit Gebäuden und Hofwehr gehörten der Stadt Köslin. Wurde ein Hof frei, so übergab der Magistrat ihn in der Regel einem Sohne und zwar in einem besonderen Ortstermin, in dem die Gebäude auf ihren Zustand und ihre notwendige Ausbesserung besichtigt wurden und das lebende und tote Inventar festgestellt und abgeschätzt wurde. Nach Abzug der Hofwehr wurde das überzählige Inventar nach der Schätzung unter die Erben verteilt. Die weiteren Söhne dienten als Soldaten oder als Dienstknechte oder richteten sich als Einlieger ein; die Töchter dienten bis zur Verheiratung bei ihrem Bruder. Die Hofwehr bestand im Jahre 1725 aus 4 Pferden, 4 Kühen, 4 Schafen, 4 Schweinen, 5 Gänsen — im Jahre 1741 werden noch 5 Hühner genannt —, 1 Wagen, 1 Pflug, 1 Schneidelade, 1 Haarzeug, 1 Mistforke, 1 Garbforke, 4 Pferdefielen, 2 Sensen, 1 Axt, 1 Handsäge, 1 Durchschlag, 1 Beil, 1 Zugmesser, 1 Heidehacke, 1 Kesselhaken, 1 Langhaken, 1 Messingkessel, 1 Fischkessel, 1 Butterfaß, 1 Milcheimer und 1 Wassereimer. Im Jahre 1733 wurde die Hofwehr nach Geldwert berechnet und zu 166 Rthlr. 11 Gr. angenommen, später wurde ihr Wert auf 108 Rthlr. herabgesetzt. Der tatsächliche Bestand des lebenden und toten Inventars ist jedoch meistens doppelt so hoch und darüber und bildete, soweit es über die Hofwehr hinausging, das persönliche Eigentum des Bauern. Als Gegenleistung für die Uebergabe eines Hofes hatte der Bauer Hand- und Spanndienste auf den Vorwerken des Magi-

strats zu leisten, so oft sie gefordert wurden. Er verrichtete sie nicht selbst, sondern durch einen Dienstknecht mit einem Gespann von 2 Pferden. Da diese Dienste zu dauernden Mißhelligkeiten führten und sich schließlich für den Stadthof unter diesen Umständen kein Pächter fand, wurden die Dienste im Jahre 1717 durch ein jährliches, von jedem Bauernhof zu zahlendes Dienstgeld von 40 Gulden = 26 Rthlr. 16 Gr. abgelöst. Die Bauern blieben jedoch weiter verpflichtet, sonstige Fuhren, die für öffentliche Zwecke angefordert wurden, gegen ein festgesetztes Entgelt zu leisten. Für Militärfuhren sollten für die Meile 3 Gr., für Paß- und Baufuhren für jeden Tag 2 Gr., für Heufuhren von Gohrbandschen Cavelwiesen und für das Deputatheu der Prediger der Stadt je Fuder 3 Gr. gezahlt werden; außerdem sollten die sogen. Burgdienste und die Anfuhr von 4 Faden Holz unentgeltlich geleistet werden. Das Entgelt wurde nicht bar bezahlt, sondern auf das Dienstgeld angerechnet. Am 31. März 1725 wurden diese Lasten neu geregelt. Das Dienstgeld wurde auf 24 Rthlr. herabgesetzt und die Entschädigung für die Dienstfuhren erhöht. Hiergegen wehrte sich die Stadt, um ihre Einkünfte nicht schmälern zu lassen, und setzte im Jahre 1740 wieder eine wesentliche Herabsetzung der Entschädigung durch, indem sie darauf hinwies, daß die Entschädigungen für die Dienstfuhren nicht höher bewertet werden dürften als das Dienstgeld (die Ablösung der Dienste). Nach Abrechnung der 70 Sonn-, Fest- und Feiertage blieben 295 Tage des Jahres als Hofdiensttage übrig. Für jeden Tag, den der Bauer mit 2 Pferden zu dienen schuldig gewesen wäre, müßten unter Zugrundelegung des Dienstgeldes in Höhe von 24 Rthlr. 24 : 295 = rd. 2 Gr. täglich gezahlt werden. Demnach ergäbe sich für 1 Pferd je Tag 1 Gr. Entschädigung. Nach diesem Einheitssatz müßten die Vergütungen für die Dienstfuhren nach der Anzahl der gestellten Pferde und geleisteten Tage berechnet werden — der Tag wurde im Sommer von morgens 8 Uhr bis abends 6 Uhr und im Winter vom Aufgang der Sonne bis Sonnenuntergang gerechnet —. Der Bauer habe

	Morgen	Quadratruten
1. Acker zu den gewöhnlichen 4 Schlägen	60	36
2. Acker, der alle Jahre besät würde	4	—
3. Ackerland in der fünften Brache, wovon jährlich $^1/_4$ besät würde	24	82
4. Wiesen, so alle Jahre gemäht würden	9	132



5. Wiesen, wovon $^1/_4$ jährlich in die Brache fiele	6	135
6. Gartenland	—	60
7. Hoflage	1	30
Summe	115	115

Nach den Schätzungsannahmen — oben bei den Cossaetenhöfen angegeben — hätte der Bauer eine bare Einnahme — abzüglich des Saatkorns und des Verbrauchs in der eigenen Wirtschaft und ohne diejenige aus der Verpachtung der Fischerei und der Leistung von Dienstfuhren — von jährlich 69 Rthlr. 6 Gr. Hiervon gingen für Steuern, Dienstgeld und dergleichen 46 Rthlr. 2 Pfg. ab, so daß ein barer Ertrag

von 23 Rthlr. 5 Gr. 10 Pfg. bei jedem Bauernhof übrig bliebe; dabei könnte der Bauer gut bestehen! Diese Herabsetzung ihrer Einnahmen stieß jedoch bei den Bauern auf hartnäckigsten Widerstand. Sie haben zwei Jahre lang gegen den Magistrat einen erbitterten Kampf geführt, der jedoch zu ihren Ungunsten endigte.

Als der städtische Kämmerer Wuhren zu Beginn des Jahres 1743 das Dienstgeld mit rückwirkender Kraft bis 1739 von 24 auf 26 Rthlr. 16 Gr. erhöhte und die Entschädigung für die



Jamunder Stube mit hellblauen Bettsuchten im Kösliner Heimatmuseum.

Dienstfuhren nach obigen Berechnungsangaben herabsetzte, legten die Bauern von Jamund zunächst schriftliche Beschwerde gegen die Uebergriffe des Magistrats ein. Er wäre nicht berechtigt, ihre Lasten zu erhöhen und ihre Einkünfte herabzusetzen, da diese vor langer Zeit von der Kriegs- und Domänenkammer als angemessen festgesetzt wären; sie müßten sonst elendiglich zugrunde gehen. Die Kriegs- und Domänenkammer beauftragte den Landrat mit der Untersuchung und fügte hinzu, daß die Bauern einstweilen nicht beunruhigt werden sollten. Da die Untersuchung sich aber sehr stark verzögerte, weigerten sich die Bauern zunächst, die Nachzahlung des Dienstgeldes zu leisten. Der Schulze Mallow, der den Standpunkt der Bauern nachdrücklich vertrat, wurde wegen Ungehorsam durch den Magistrat seines Amtes und Hofes enthoben und nach dem in der Nähe gelegenen Dorfe Steglin versetzt. An seine Stelle wurde der bisherige Cossaete Hans Bulgrin zum Schulzen ernannt, der aber alsbald die gesamte Bauernschaft gegen sich hatte und ein Verräter genannt wurde, als er den Weisungen des Magistrats nachkam. Um Ruhe zu stiften, wurden die Wortführer, der Schulzen-Beisitzer Jochim Volkmann und der Bauer Martin Bulgrin, kurzer Hand verhaftet und ins Gefängnis gesetzt, nach einigen Tagen aber durch Beschluß des Magistrats mit einer Stimme Mehrheit freigelassen, um sie nicht an der Bestellung der Saat zu hindern. Es trat jedoch keine Beruhigung ein. Die Bauern setzten den neuen Schulzen Hans Bulgrin ab und wollten den alten Schulzen Mallow aus Steglin zurückholen. Dieser war klug genug, sich in ihren Streit nicht hineinziehen zu lassen, und schickte ihre Wagen zurück mit dem Hinweis darauf, daß eine Bestätigung des Magistrats nicht vorläge. Darauf wählten die Bauern den Rädelsführer und Rebellen — wie der Magistrat ihn bezeichnete — Jochim Volkmann zum Schulzen und verweigerten alle Fuhren, wenn die Zettel nicht von ihrem neuen Schulzen gegengezeichnet wären. Der Magistrat lehnte seine Bestätigung ab, da das Schulzenamt mit Hans Bulgrin besetzt wäre. Ein Versuch des Bürgermeisters, in einem Ortstermin dem Streit durch scharfes Durchgreifen ein Ende zu machen, scheiterte vollkommen. Es kam zum Handgemenge, und die Lage wurde gespannter als vorher. Die Bauern verjagten den Schulzen Hans Bulgrin aus dem Dorfe und reichten eine weitere Beschwerde mit der Bitte um baldige Entscheidung an den Oberpräsidenten von Grumbkow ein. Außerdem schickten sie den Bauern Hans Marks nach Berlin, um ihre Sache dem Könige persönlich vorzutragen. Er scheint jedoch nicht imstande gewesen zu sein, den Auftrag durchzuführen, denn es ist nichts von einem Erfolg zu hören. Inzwischen artete der Streit zu offener Widersetzlichkeit aus. Die Bauern verweigerten auch dann sämtliche Fuhren, als ihnen zugesagt wurde, daß die Entschädigungen rückwirkend zu den Sätzen gezahlt werden sollten, die bei der Entscheidung über den Streit festgesetzt würden. Auf Vorladung nach Köslin erschien niemand, und bei Anberaumung eines Ortstermins kam nicht der Vorgeladene sondern die ganze Dorfschaft und befreite die etwa festgenommenen Bauern. Der Magistrat war gegen diese Entschlossenheit machtlos, zumal er der Untersuchung der Kam-

mer nicht vorgreifen konnte. Endlich fand der Termin zur Untersuchung der ganzen Angelegenheit am 8. November 1743 unter Leitung des Kammerdirektors von Thielen statt. Er trat den Ausführungen des Magistrats in allen Punkten bei und sprach sich dafür aus, daß die Rädelsführer Jochim Volkmann, Hans Marks und Martin Bulgrin wegen Ungehorsams gegen die vorgesetzte Obrigkeit und Aufwiegelei der Höfe entsetzt und durch Karrenstrafen andern zum Exempel zum Gehorsam gebracht werden müßten. Jedoch wäre zunächst die Entscheidung des Königs abzuwarten. Nach diesem Termin stürmten die Bauern den Hof des Schulzen Hans Bulgrin und drehten dort alles um, so daß der Schulze unter Lebensgefahr nach Köslin flüchten mußte. Im März 1744 gelang es dem Magistrat, Jochim Volkmann zu verhaften, und obwohl er es fertig brachte, eines Tages aus dem Gefängnis zu entfliehen, ihn wieder in ihre Gewalt zu bringen und dauernd im Gewahrsam zu halten. Im April traf dann die überraschende Entscheidung des Königs ein, daß an dem ganzen Tumult der Kämmerer Wuhren schuld wäre, der es bisher versäumt hätte, mit den Bauern über ihre Dienstfuhren abzurechnen. Im übrigen sollte Volkmann, falls er Gewalttaten verübt hätte, bestraft werden. Außerdem wurde ein Entwurf für ein neues Reglement der Dienstfuhren angefordert. Volkmann war dadurch, daß er dauernd im Gefängnis gesessen hatte, nicht in der Lage gewesen, seinen Acker zu bestellen, und seiner Frau war es nicht möglich, auch noch die Arbeit ihres Mannes zu verrichten. Infolgedessen wurde vom Magistrat eine Zwangsverwaltung des Hofes eingesetzt, wodurch Frau Volkmann in arge Bedrängnis geriet. In ihrer Not schwang sie sich eines Tages auf ein Pferd, ritt nach Köslin und fuhr mit der nächsten Post nach Berlin, um den König persönlich um die Befreiung ihres Mannes zu bitten. Sie fand das Ohr des Königs, und am 20. August 1744 traf ein Erlaß in Köslin ein, den Volkmann bei Vermeidung einer Strafe von 100 Dukaten sofort aus der Haft zu entlassen, damit er seiner Wirtschaft vorstehen könnte. Darauf blieb dem Magistrat nichts anderes übrig, als Volkmann freizulassen. Durch die lange Haft war aber seine Hartnäckigkeit keineswegs gebrochen, im Gegenteil durch die von Berlin verfügte sofortige Haftentlassung wurde er in der Annahme bestärkt, daß der König eine Herabsetzung der Entschädigungen für die Spanndienste nicht dulden wolle und werde. Er und die Bauern verweigerten daher nach wie vor sämtliche angeforderten Fuhren, bis sie wüßten, was dafür gezahlt würde. Der Kämmerer konnte daher die Etatsabrechnungen nicht zum Abschluß bringen, mußte dringende Fuhren und Arbeiten aufschieben bzw. durch andere Leute ausführen lassen, und die Summe des rückständigen Dienstgeldes und die Prozeßkosten schwollen besorgniserregend an. Die Zustände wurden unhaltbar. So kam es schließlich dazu, daß die Versetzung des Volkmann in ein anderes Dorf genehmigt wurde; dann trat Ruhe ein. Die Bauern waren in diesem Kampfe ihren Gegnern nicht gewachsen, da sie weder die Sachlage übersehen konnten, noch das richtige Maß in ihren Forderungen fanden. Infolgedessen konnte ihrem gewalttätigem Verhalten ein Erfolg nicht beschieden sein.

Durch solche sich auch anderwärts wiederholenden Schwierigkeiten und durch die eindringlichen Vorstellungen der Grundherren mußte Friedrich der Große seinen ursprünglichen Plan der völligen Befreiung des Bauernstandes aufgeben und sich darauf beschränken, die Lasten möglichst zu erleichtern und die künftige Befreiung vorzubereiten. Er äußerte seine Ansicht über diese Frage in folgender Form: „Man verabscheut mit Recht den in der Knechtschaft der Bauern zum Gutsherrn liegenden Mißbrauch, und man glaubt, es sei nichts als guter Wille nötig, um diesen barbarischen Gebrauch abzuschaffen. Aber die Sache verhält sich anders: Es kommt auf alte Verträge zwischen dem Eigentümer des Landes und den neuen Einwohnern desselben an. Der Ackerbau wird, jenen Verträgen gemäß, durch die Dienste der Bauern bestritten. Wollte man jene abscheuliche Einrichtung auf einmal abschaffen, so würde die ganze Landwirtschaft einen tödlichen Streich erleiden, und man müßte zum Teil den Adel für den Verlust, den er in seinen Einkünften erlitte, entschädigen.“ Erst nach dem Zusammenbruch des preußischen Staates zu Beginn des 19. Jahrhunderts gelang es, die Befreiung des Bauernstandes durchzusetzen.

Jamund im 19. Jahrhundert.*) Von Martin Reepel.

Im Jahre 1889, am Abend des Reformationsfestes, war es, daß das Feuerhorn die Kösliner Feuerwehr zur Hilfeleistung nach auswärts rief. Dann stand für Stunden am Himmel nach der See zu düsterrote Glut, und als der späte Morgen des ersten November emporstieg, da lag die eine Hälfte des nahen Dorfes Jamund in Schutt und Asche. Jamund!

Mir selbst, 11 Jahre alt, trat mit diesem Ereignis Jamund zum ersten Male bewußt vor die Seele, und das um so mehr, als wir Kösliner Jungen am nächsten schulfreien Nachmittag eine Wallfahrt dorthin veranstalteten. Ja, bislang war es mir noch nicht einmal aufgefallen, wenn an Markttagen die Jamunder Männer und Frauen in ihrer wenn auch nicht gerade bunten Alltagstracht in der Stadt erschienen. Nun war das Auge auch dafür geschärft, und Jamund war und blieb mir ein Gegenstand des Interesses, wie so vieles andere im Schatten des Gollen mit den vielen rinnenden Brünnlein aus Geschichte und Sage.

Aber, leider, mit der Hälfte des Dorfes war mehr dahingesunken, als im ersten Augenblick offenbar ward! Unersetzliches in der Bauweise und vor allem in der Tracht. Trachten sind keine schnell zu ersetzende, billige Ramschware, so wenig wie der bäuerliche Hausrat schnell neu beschafft werden kann. Die Hälfte der Trachten war verloren, der Trachten, wie sie vor allem als Festtagstrachten und mit ihren verschiedenen Abwandlungen bei heiteren und ernsten Gelegenheiten in Truhen verborgen gelegen hatten, bestimmt dazu, nicht wie modische Kleidung rasch aufgebraucht, sondern von Generation zu Generation vererbt zu werden. Was lag da näher, als sich den nötigen Ersatz sofort in Gestalt modischer Kleidung in der nahen Stadt zu besorgen! Als an die Stelle des altgewohnten Hausrates billige Tischlerware in Allerweltsformen zu setzen! Jedenfalls, der Brand von 1889 schlug die erste Bresche in das damals noch ziemlich festgefügte Jamunder Volkstum, das noch in jeder Beziehung reich genannt werden konnte. Aber niemand trat für die Erhaltung dieses Volkstums ein, und langsam, aber unaufhaltsam schwand vor allem die Tracht dahin. Als auf meine Veranlassung in den Jahren des Weltkrieges die Stettiner Urania Filmaufnahmen von pommerschen Volkstrachten vornahm, die später meiner Bearbeitung unterlagen, da fanden Aufnahmen auch in Jamund statt. Aufnahmen des letzten uralten, halbtauben Paares, das genau so wie heute die Fischergruppe in Alt-Reddevitz auf Mönchgut mit dem Trachtentragen ein Geschäft verband. Trotzdem ist es bedauerlich, daß die Aufnahmen der Urania spurlos verschwunden sind und eine Arbeit für Pommern vergeblich gewesen ist, die man wohl anderswo ganz anders gewertet hätte. Die letzten beiden Alten als Vertreter der alten Zeit sind tot, und zum Unglück ist Jamund nach dem Kriege von einem zweiten Brande betroffen worden, der nicht minder gründlich mit dem Erbe des 19. Jahrhunderts aufgeräumt hat.*) Und wenn auch „neues Leben aus den Ruinen" sprießt, das Bild meiner Jugend und das Bild von heute, sie wollen nicht mehr zusammenpassen, „und alles ward ein andres doch!"

So ist es also nicht Forschung an Ort und Stelle, sondern nur jugendliches Erinnern, was mich mit dem Jamund des 19. Jahrhunderts verbindet. Aber gerade aus dieser Zeit liegen eine Menge von Zeugnissen aus dem Munde und der Feder derer vor, die, älter als ich, auch mehr gesehen haben bezw. mehr sehen wollten. Ja, diese Zeugnisse sind gar nicht einmal so schwer zugänglich, und darum ist es auch keineswegs ein besonderes Verdienst, wenn ich sie hier gewissermaßen wieder ausgrabe! Wohl aber sind sie imstande, das etwas magere Bild des 18. Jahrhunderts abzurunden; dürfte es sich doch durch beide Jahrhunderte hindurch keineswegs viel geändert haben. Und zum andern glaube ich, bei einer über den engeren Kreis um den Jamunder See hinausgehenden, vergleichenden Betrachtung der derzeitigen oder späteren Deutung des Jamunder Volkstums nach Wesen und Ursprung dienstbar zu sein. Dieser Blick hinaus aber ist nötig, will man nicht gar zu einseitig folgern.

Der alte Jamunder Hof war der Vierkanthof, wie ihn Herr Goehrtz für das 18. Jahrhundert richtig beschreibt. Ein Torfahrthaus hängt mit Stall und Scheune als den Hof flankierenden Flügeln zusammen und wendet sich fast fensterlos wie alle die andern seinesgleichen, gesellig, aber doch fremdenfeindlich, der Straße zu, bildet also mit Stall und Scheune die Form eines Hufeisens. In dieses Hufeisen ragt von der Rückseite mit dem Giebel das Wohnhaus, vorn Diele, hinten, nach der Feldseite zu, mit Wohnräumen versehen. In der Mitte des Hofes die Düngerstätte. Das Ganze, wie manchmal geschehen, als fränkische Hofanlage aufzufassen, wäre grund-

*) Die Abbildungen sind dem Werke „Pommern" von Fritz Adler (Deutsche Volkskunst Band 11) entnommen und von dem Delphin-Verlag in München freundlichst zur Verfügung gestellt worden.

*) Ein neuer Brand hat das Dorf in den ersten Februartagen dieses Jahres (1932) heimgesucht. Es scheinen wieder Vierkanthöfe vernichtet worden zu sein.

falsch. Wo wir auch in Mitteldeutschland echte fränkische Höfe, ja, sogar völlig umbaute Hofanlagen haben, da ist die Stellung des Wohngebäudes stets eine andere, und das dem Niederdeutschen fremde Geselligkeitsbedürfnis weiß mit Fenstern und Türen den Anschluß an die Straße zu finden. In diesem Sinne ist z. B. der Weizackerhof ein echter fränkischer Hof.



Fräulein Andree in Jamunder Tracht. (18. u. 19. Jahrh.)

Der Vierkanthof kann aber nicht nur nach den Jamunder Beispielen beschrieben und gedeutet werden; wir müssen uns auch sonst wo in Pommern umsehen, um weitere Wesenszüge zusammenzutragen.

Nach genaueren Beobachtungen reicht das Gebiet des Vierkanthofes von der Dievenow bis zur Lupow, also durch ganz Hinterpommern der Länge nach. Dabei muß man natürlich leicht umgewandelte Höfe und Kümmerformen, Winkelbauten mit in Rechnung stellen. Während im Norden, also im Bereiche der Alluvialbildungen der Küste, das Niedersachsenhaus heimisch ist, dehnt sich der Vierkanthof im Gebiet der fruchtbaren Grundmoränenebene südwärts bis gegen die Abhänge des Landrückens, z. B. zwischen Köslin und Schlawe die Hauptbahnstrecke überschreitend (Neu-Wiek). Die Abgrenzung beider Gehöftformen ist stellenweise ganz scharf. Während Kamp an der Alten Rega Niedersachsenhäuser hat, wartet schon der nahe, auf niedriger Diluvialschwelle gelegene Ortsteil Kamp-Wustrow mit dem Vierkant auf. Prächtige Vierkanthöfe hat das Amt Treptow (z. B. Hohendrosedow, Mittelhagen, Robe); im Stolpegebiet sei an einen Hof in Schmaatz bei Stolp erinnert, und nahe der Lupow bliebe als Beispiel Gr. Garde anzuführen. Aus der Umwelt Jamunds sei als Gebiet jetzt bereits verstreuten Vorkommens noch das Rügenwalder Amt genannt. Jedenfalls zeigt die weite Verbreitung des Vierkanthofes über Pommern schon eins: daß es sich nicht um eine Jamunder Angelegenheit, geschweige denn um eine erst im 18. Jahrhundert gebildete Zweckform handeln kann, sondern um uraltes Erbgut.

Aber ehe wir darauf eingehen, noch eins! Nämlich die Frage, die mich lange bewegt hat: warum der Streifen an der hinterpommerschen Küste, der in der Hauptsache mit Niedersachsenhäusern besetzt ist, so schmal sei! Die Literatur gibt z. B. als markantes Grenzgebiet immer das von vor Kolberg anhebende Küsten-Urstromtal an... Warum sollten nur auf diesem schmalen Streifen Niedersachsen (in ihrer Heimat mehr Ackerbauer als Fischer!) und hier nun ausgerechnet als Fischer, mit geringem Bedürfnis an Wirtschaftsraum und darum in Zwergformen des Niedersachsenhauses wohnend, gesiedelt haben? Unausdenkbar und unglaublich! Nein, ursprünglich hat das Niedersachsenhaus viel weiter landein gereicht. (Siehe Joh. Ebert, „Volkskundliches aus Gützlaffshagen" bei Treptow Rega, „Unser Pommerland" IX Nr. 1 und 2). Hier in Gützlaffshagen bestand in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein Freischulzenhof als Vierkanthof, d. h. mit „Torhaus" und rückseitigem Wohnhaus in Giebelstellung, während die andern Höfe sämt-



Jamunder Weste. Roter Grund mit verschiedenfarbigen Längsstreifen. Provinzialmuseum Stettin.

lich Niedersachsenhäuser waren. Die letzteren galten aber damals schon als rückständig. Man erweiterte sie zunächst durch locker gestellte Stallungen oder Scheunen; als aber 1866 ein Brand das Dorf verheerte, da schuf man Neubauten in Gestalt des an den Ecken zusammengebauten Vierkanthofes. Wir erkennen also wiederum Wichtiges und zwar zweierlei: die ehemals weitere Verbreitung des Niedersachsenhauses landein oder doch eine früher weit verbreitete Vermischung beider — und die Lebensfrische des Vierkanthofes, der um größerer Ernteerträge willen nicht erst entsteht, sondern schon da ist und sich noch in der Mitte des 19. Jahrhunderts Raum erobert. So blieb schließlich das wenig umfangreiche Niedersachsenhaus als Wohnung der Fischerbevölkerung übrig, während der Vierkant seine absolute Selbständigkeit auch darin bewahrte, daß er keineswegs nur bei hohen Ernteerträgen seine Eignung erweist. Neben Höfen mit zwei Torfahrten und von gewaltiger Ausdehnung stehen solche (Robe) mit engstumbautem Hofraum für ganz kleine Verhältnisse. Auch ein Beweis dafür, daß der Vierkanthof nicht erst bei einer Steigerung der Ernteerträge durch Verlängerung der seitlich stehenden Stall- und Scheunenbauten aus ehedem frei stehenden Bauten im 18. Jahrhundert entstanden ist! Ein Vorgang, der sich in kurzer Zeit durch ein ganzes Land und immer in denselben Formen ausgewirkt haben müßte... Unmöglich!

Wenn wir nun zunächst einmal daran gehen, das Bild des Vierkanthofes zu vervollständigen, dann ergibt sich folgendes: Wesentlicher Bestandteil ist das Torfahrthaus mit seiner Fußgängerpforte, baulich stets verbunden mit den Flügelbauten von Stall und Scheune. Ein Torfahrthaus ohne diese Verbindung wäre sinnlos gewesen, da dann eine Auffahrt auf den Hof leichter zur Seite hätte geschaffen werden können, als wenn man sie durch das Haus legte. Und dieses seltsame Torfahrthaus ist uralt. Die Pfarre in dem Jamund benachbarten Wussecken war offenbar schon im 16. Jahrhundert ein Vierkanthof. 1617 ist von einem „Dohr-Heußgen" die Rede, und spätere Nachrichten (siehe „Hübner, Chronik der Kirchengemeinde Wussecken") bestätigen das. Später hat das Pfarrgehöft Umbauten erfahren, die den alten Zustand verwischten. In Schmaatz bei Stolp befindet sich noch ein alter Hof, dessen Torfahrt mit Fußgängerpforte eine gezimmerte Ausgestaltung erfahren hat, wie sie auf in meinen Händen befindlichen Zeichnungen heute vielleicht verschwundener Höfe desselben Ortes auch zu sehen ist, deren einer die Jahreszahl 1683 trug. Es besteht keinerlei Zweifel daran, daß das Torfahrthaus wirklich aus diesem Jahre stammte. Torfahrt und Fußgängerpforte sind außerdem Meisterwerke einer Zimmerkunst, die in der Anordnung des Balkenwerks noch gotischen Formen nacheifert. Es besteht aber ebenfalls kein Zweifel daran, daß auch in diesem Falle das Torfahrthaus mit seinen Flügelbauten eng verbunden war! Eine andere mir vorliegende Zeichnung zeigt genau dieselben Verhältnisse aus Sanskow, Kreis Stolp, und die Jahreszahl 1671 im Balken über der Torfahrt. Und so dürfen wir ohne weiteres annehmen, daß auch in dem alten Jamund schon das 17. Jahrhundert den Vierkanthof zunächst als festgefügtes Ganzes von Torfahrthaus, Stall und Scheune gekannt hat, das 17., das 18. und noch das 19. Jahrhundert! Heißt es doch bei Koltermann (Lehrer in Köslin?), „Jamund" in „Pommern in Wort und Bild" um die Jahrhundertwende geschrieben, ausdrücklich von den genannten Gebäuden: „Alle drei haben ein zusammenhängendes Dach". — Nebenbei sei bemerkt, daß sich am Vierkanthof, Schmuck und Ausgestaltung der Torfahrt und Fußgängerpforte betreffend, wiederholt, was die Haustür des Fachwerkhauses der Kleinstadt zeigte und noch zeigt, nämlich handwerklichen Schmuck in etwas ihrer Zeit nachhinkenden Stilformen (man beobachte im Treptower Gebiet!), so daß in Verbindung mit andern Momenten daraus schon auf das Alter wenigstens der Torfahrt geschlossen werden kann.

Der zweite entscheidende Faktor für die Kennzeichnung des Vierkanthofes ist, wie schon erwähnt, das aus Diele und dahinter gelegenen Wohnräumen bestehende, mit dem Giebel in den Hof hineinragende, den Hof nach rückwärts abschließende Längshaus. Ich möchte nicht den Namen Längsdielenhaus gebrauchen; denn es muß nach alle den älteren Beschreibungen kein vollentwickeltes Niedersachsenhaus gewesen sein. „Der Besucher sieht zunächst in der Lehmdiele, die unmittelbar hinter dem Heck, das ist eine niedrige Tür, beginnt, weiter nichts wie Rauch... An der Wand, dem Eingange gegenüber, erblickt man die mit Steinen gepflasterte Feuerstatt... Seitlich befinden sich die ortsüblichen Wandbetten, die wie viereckige Käfige in die Wand eingebaut sind... Die Bettlöcher hat man in so respektabler Höhe angebracht, daß es nur mittels der großen eichenen Truhen, die in stattlicher Anzahl an der Diele aufgereiht sind, möglich wird, zu diesen Ruhestätten zu gelangen. Der Raum unter der Bettstelle dient zur Aufbewahrung der Kartoffeln..." So schreibt der oben schon erwähnte Koltermann über das Jamunder Wohnhaus, und wenn wir nun genauer zusehen, dann bleibt vom Niedersachsenhaus nur das Mittelschiff,

im Schlafräume für die Herrschaft und Halle (Diele) mit Schlafstellen für das Gesinde geteilt, übrig, eine Form, die mir entwicklungsgeschichtlich älter und nur einseitig entwickelt (Wohnteil) zu sein scheint als das voll entwickelte Niedersachsenhaus. Dazu die zwar breite, aber niedrige Tür; keine Einfahrt wie beim Niedersachsenhaus; nein, tief mußte sich der Hochzeitsbitter auf seinem Roß, der von Hof zu Hof ritt, beugen, wenn er auf die Diele wollte, um dort seinen Spruch herzusagen (genauer: der Köstbidder): „Guten Abend, guten Abend ins Haus! Ist der Wirt herein oder ist er heraus? Glück zu, Herr Hauswirt und Hausfrau! Wir wünschen Euch alles Gute und Liebes und Wohlergehen" usw. „Die, welche geladen waren, gaben den Köstbiddern Backobst, das sie zwischen Oberzeug und Unterfutter (das vorsorglich vorher aufgetrennt war) des „Futterhemdes" ihres Rockes unterbrachten. . . Es war keine Seltenheit, daß sie am Ende ihres Hochzeitbitterganges 2 Scheffel Backobst beisammen hatten. . ." (Kaiser, „Jamunder Hochzeitsbräuche", „Monatsblätter", Gesellschaft für Pomm. Geschichte und Altertumskunde, Jahrgang 1891). Aber das zunächst nebenbei! Wichtiger erscheint mir, daß mit dem schmalen Wohnhause der Hof nach rückwärts allerdings nicht zu schließen war. Wie das in früheren Jahrhunderten gewesen ist, wissen wir nicht, weil gerade die ältesten Höfe sich wohl ihre Wirtschaftsteile erhielten, meist aber nicht das ursprüngliche Wohnhaus, und die Jamunder Berichte versagen in der Beziehung. Die vielleicht hundert Jahre alten Höfe in Hohendrosedow bei Treptow müssen darum zur Ergänzung herhalten.

Wer in Hohendrosedow durch die Torfahrt schaut, blickt jenseits des Hofes genau auf den Eingang zum Wohnhaus. Mit andern Worten: wer dort sitzt oder steht, übersieht mit einem Blick, was durch die Torfahrt hinaus oder herein will. Dieses Wohnhaus aber scheint mit breiter Front den Hof nach rückwärts abzuschließen. Es steht nach rechts in unmittelbarer Verbindung mit dem seitlichen Stallgebäude, während links zwischen Wohnhaus und Scheune Raum geblieben ist für eine Pforte zum Garten. Nur seltsam: über der Haustür befindet sich im Strohdach die Andeutung eines Giebels, und wie wir die Gartenpforte durchschreiten, da zeigt sichs, daß sich der Wohnhausteil mit der breiten Haustür nach rückwärts als ursprünglich mit dem Giebel in den Hof stehendes Langhaus fortsetzt, während alles andere nur den Hof abschließende seitliche Fortsetzungen bezw. Anbauten darstellt. Also auch hier die Giebelstellung noch, wie sie in früheren Jahrhunderten üblich war; dazu eine Lage in gleicher Linie mit der Torfahrt und ein seitlicher Abschluß, aber nicht nach festen Normen, sondern je nach Umständen und Bedürfnissen, hier durch Anbauten, dort durch Umzäunung; aber alles in allem doch — und damit kommen wir zur Wertung des Vierkanthofes, wie er sich mir nach langer Prüfung darstellt — kein Zufallsgebilde, kein Werdendes mehr im 17., 18. und 19. Jahrhundert, sondern das Endglied bereits einer Aufentwicklung zur



Hochzeitsbitter aus Jamund.

Vollkommenheit, deren leitende Gedanken wir ahnen können, von der wir aber nicht wissen, wann und wo sie sich vollzogen hat. Oder mit andern Worten: wie ist der Vierkanthof ins pommersche Land gekommen?

Ehe wir dieser Frage nähertreten, sei es gestattet, einen Blick auf das Leben in Jamund zu werfen, wie es sich noch im 19. Jahrhundert abgespielt hat. Wir haben Zeugnisse genug dafür. Noch vor dem ersten großen Brande weilte studienhalber in Jamund der Zeichenlehrer am Gymnasium in Gartz a. O., F. Iwan, zeichnend, malend und sammelnd. Er veröffentlichte: „Jamund", mit 6 Abbildungen, in der „Illustrierten Zeitung" vom 23. Nov. 1889; „Hochzeitsbräuche in Jamund", in „Illustrierte Chronik der Zeit", 1890, Heft 11,

mit Abbildungen usw. In einem Aufsatz, „Pommersche Bauernmöbel" („Pommersche Heimat", II, Nr. 8), berichtet er außerdem, daß zu seiner Zeit noch 4 ganz alte Höfe mit Rauchhäusern vorhanden gewesen seien, daß aber auch bei jüngeren Bauten trotz Küche und Schornstein die Diele als Tenne und Festraum und als Aufenthaltsraum für das Gesinde beibehalten sei. Dann fährt er fort: „Ganz besonders beachtenswert sind nun die im Dorfe vom Tischler und von geschickten Blumen bestehen. Die stets sauber gehaltene Bauernstube macht somit einen freundlichen und wohnlichen Eindruck. Auch in den benachbarten, am Strande gelegenen Dörfern Deep und Labus sind ähnliche bemalte Hausgeräte zu finden." — So Iwan, was jeder an Museumsstücken ja nachprüfen kann, und dazu berichtet ergänzend Koltermann unter Hinweis auf die bemalten hölzernen Grabeinfassungen, die üblich waren: „Besonders hervorgetan auch auf diesem Gebiet (also dem der





Jamunder Brautstühle mit Wismutmalerei. Provinzialmuseum Stettin.

Bauern angefertigten Hausgeräte, welche fast durchweg bemalt sind. Zeigen die gewöhnlichen Stühle und Schemel nur eine einfache, aber doch charakteristische Bemalung, so tritt bei den besseren, sogenannten Paradestühlen, den Stühlen der Hausherren, ein eigenartiges Ornament in so wohltuenden Farbentönen auf, daß man die Kunstfertigkeit dieser Leute bewundern muß. Die kräftigen, durch runde Stäbe verbundenen Füße dieser Stühle haben eine braune, die Abstumpfungen eine blaue Farbe. Die Lehne zeigt auf tiefblauem Grunde eine einfache, aber höchst sorgfältige und geschmackvolle, nur aus Konturen bestehende und der geschwungenen modernen Linie gleichartige ornamentale Bemalung in angenehmen, durchaus nicht schreienden Farben von rot, gelb und braun. Das Hauptmotiv ist die Tulpe, die Herzform, die Stern- und die vielstrahlige Sonnenblume. Der Sitz der Stühle besteht aus Binsengeflecht. Auch an Türen und Bettverschlägen findet man in manchen Häusern Malereien, die aus großen Sternen und volkskundlich jungen Malerei) hat sich der Küster und Lehrer Erdmann Braun, der bis 1869 hier amtierte und in vieler Beziehung so bahnbrechend und grundlegend gewirkt hat.. Er war der letzte aus dem alten Jamunder Küstergeschlecht, das 150 Jahre lang ununterbrochen diese Stelle innehatte."

Zum Hausrat, nicht überreich, aber kunstvoll gestaltet, gesellte sich im vorigen Jahrhundert noch die Tracht. Um die Jahrhundertwende trugen sie in Jamund und Labus allerdings nur noch 26 Personen, 3 Männer und 23 Frauen, sämtlich alte Leute. Sie war also im Aussterben begriffen. Kein Wunder, daß beim „Abendmahl der Alten", Mittwoch nach Trinitatis 1916, unter 30 Männern und Frauen im Alter von 70—86 Jahren nur ein Mann und zwei Frauen in Tracht erschienen. — Wir wollen die Tracht hier nicht eingehend beschreiben. Näheres findet sich in einem Aufsatz von Jahn und Meyer-Cohn in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, Berlin, Jahrgang 1891, dem wir nur die wichtigsten Ergebnisse

entnehmen wollen. Unter Benutzung zahlreicher, teils farbiger Abbildungen erfährt das Jamunder Hausgewerbe darin eine vorzügliche Darstellung. Sie erweist die Jamunder ihrer Abstammung nach als Niederdeutsche, läßt aber eine Verwandtschaft mit ostfälischen oder westfälischen Volksstämmen nicht gerechtfertigt erscheinen. „Anders wird die Sachlage, wenn wir zu den Friesen übergehen. Die Pointlace- und Filetguipure-Arbeiten, die Stickereien, die genähten Spitzen und sonstigen Näharbeiten sind denen der Nordfriesen und der Friesen der Elbmarschen zum Verwechseln ähnlich. Die Jamunder Strickornamente kehren wieder in den auf Sylt und in der Gegend von Niebüll üblichen Handschuhmustern. Ein gleiches ist der Fall mit der Hausindustrie der männlichen Jamunder. Wer Jamunder Kerbschnittarbeiten mit nordfriesischen zusammenwerfen würde, sollte es selbst Kennern schwer machen, zu entscheiden, was friesischen und was Jamunder Ursprungs ist. . . . Daß sich zu der Jamunder Malerei bei den Friesen kein Analogon findet, kann, da dieselbe . . . . jüngeren Ursprungs ist, kein Wunder nehmen; nicht unwichtig ist dagegen, daß hier wie dort für längere Zeit die einfache Schnitzerei und Weberei sich zu wirklicher, von Bauern geübter Kunst erhoben haben." —

„Wenn die Erzeugnisse des Hausgewerbes der Jamunder für die Verwandtschaft derselben mit den Friesen sprechen, so ist die Tracht dem nicht entgegen. Wir müssen nämlich bei jeder Tracht zweierlei unterscheiden, ein Bleibendes und ein der Mode Unterworfenes. Zu jenem rechnen wir den Schnitt der Kleidung, die Wahl des Stoffes, der Farben usw.; zu diesem in erster Linie den Schmuck, zumal den hochzeitlichen. Was nun den alltäglichen Schmuck der Jamunderinnen anbelangt, so besteht derselbe . . . lediglich aus den kleinen herzförmigen, Döspel genannten Spangen. Ein ähnlicher Schmuck findet sich unseres Wissens nirgends in Pommern; auch sonst ist er selten, abgesehen von den friesischen Gauen, wo er allenthalben heimisch erscheint. . . . Nicht minder, wie den alltäglichen, dürfen wir den Hochzeitsschmuck für das Friesentum der Jamunder heranziehen. Die Brautkrone sowohl wie der mit Metallplatten besetzte Gürtel sind für das übrige Pommern und seine Stammlande unerhört; in Friesland kehren sie wieder oder sind doch daselbst von alters üblich gewesen."





Jamunder Krüge, braun mit weiß und grün. Privatbesitz.

„Sind unsere Ausführungen richtig, so hätten wir also in Jamund die am weitesten nach Osten vorgerückte friesische Niederlassung zu erkennen. . . ."

So die Forscher, denen wir nicht genug danken können, daß sie das Dunkel über dem pommerschen Volkstum an einer Stelle zu lichten sich bestrebten, das Dunkel, das trotz einer in letzter Zeit erschienenen Volkskunde von Pommern aus Mangel an Lokalstudien und an Uebersicht immer noch nicht gelichtet ist. Aber mögen sie auch mit ihren Vergleichen zwischen friesischer und Jamunder Volkskunst Recht haben und mit ihrem Schluß auf friesische Einflüsse; in einem irrten sie, weil ihnen

der Ueberblick fehlte: Brautkrone und Metallgürtel waren, wenn auch 50 Jahre früher ausgestorben, im Amte Velbuck einmal ebenso zu Hause gewesen wie in Jamund. Im Amte Velbuck, im Lande um die Rega, das auch den Vierkanthof kennt und auch darin mit Jamund übereinstimmt. Und was in Jamund auf friesische Einflüsse zurückzuführen sein könnte, sollte das nicht auch im Amte Velbuck friesischen Ursprungs sein? Vorausgesetzt, daß man die Tracht überhaupt als für geeignet hält, trotz ihrer Wandelbarkeit und Modebeeinflussung Schlüsse auf siedlungsgeographische Vorgänge zu erlauben! An sich hat es wohl an friesischen Kolonien an der Ostseeküste nicht gefehlt. Namen wie Freesendorf und Freesenort an der pommerschen Küste weisen sicher darauf hin. Für das Amt Velbuck kommt aber noch ein anderes hinzu: nach der ersten und mißglückten Besetzung des jungen Klosters mit schwedischen Mönchen erfolgte eine Neugründung mit Mönchen aus dem Kloster Mariengarten in Friesland (1208). Da lag es nahe, daß man, sofern das Kloster Siedlung trieb, Friesen auch als Siedler heranzog. Und als man das Nonnenkloster beim nahen Treptow Rega besetzte (1224 gegründet), da ließ man Nonnen aus dem Mariengartener Filialkloster Bethlehem in Friesland kommen, und wir dürfen nicht vergessen, daß die Nonnen vielfach die Lehrerinnen der weiblichen Bevölkerung auf dem Gebiete der weiblichen Handarbeiten gewesen sind und darum auch wohl einen gewissen Einfluß auf die Tracht hatten. Das wäre dann eine zweite Möglichkeit der Einwirkung gewesen, die vielleicht für Jamund auch in Frage kam, da das Kösliner Zisterzienserinnonnenkloster 1278 die Kirche in Jamund überwiesen erhielt und die ersten Nonnen aus Itzehoe in Holstein kamen. Aber wird sich diese Einwirkung, wo sie vorhanden war, nicht vielleicht mehr auf die der Mode unterworfenen Teile der Tracht bezogen haben und gewisse, schon oben angedeutete bleibende Bestandteile unangetastet gelassen haben? Was wiederum Uebereinstimmungen und Unterschiede in beiden Trachtengebieten erklärte! Dazu kommt, daß uns für Jamund überhaupt jeglicher Hinweis auf eine friesische Einwanderung zu fehlen scheint! Während vielleicht für das Gebiet von Velbuck noch ein Beweismittel in Anspruch genommen werden könnte, wenn mein allerdings laienhafter Hinweis eine Berechtigung hätte: nämlich die Sprache.

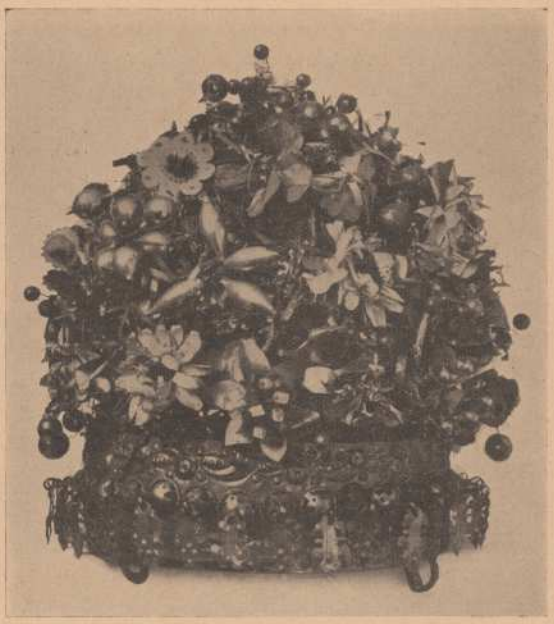


Einsätze für Kopfkissen in Filetguipure und Pointlace-Technik aus Jamund. Staatl. Sammlung für deutsche Volkskunde, Berlin.

Ebert bringt in seinem Aufsatz „Volkskundliches aus Gützlaffshagen" Sprachproben, und dazu innerhalb des von ihm und anderen als Niederdeutsch und genauer als Westfälisch angesprochenen Sprachschatzes ihm selber als Absonderlichkeiten aufgefallene Einzelheiten, wie Mesk = Mensch, wiske und waske = wischen und waschen, Fruw = Frau, fruwe = freuen, die sehr stark an nordfriesische Bildungen anklingen, wie z. B. auch ein Satz wie: „Fidsch, giw de Ködsche Hödsch!" schwerlich mit der Kenntnis des gewöhnlichen Plattdeutschen als „Sophie, gib den Kühen Heu!" zu übersetzen sein möchte. Leider lassen die wenigen vorliegenden alten Sprachproben aus Jamund kaum ein Urteil zu; vielfach sind uns Gespräche und Reime nur hochdeutsch überliefert. Trotzdem bleibt für Jamund die einmal schon vor mehr als 40 Jahren geäußerte Ansicht von dem friesischen Einfluß in Geltung, und wir erweitern sie in Bezug auch auf das Belbucker Gebiet.

Aber sollte sich nicht auch der Vierkanthof als Bestandteil in das Bild einstigen Friesentums einfügen lassen? Oder müßte er nicht gar mit als Beweismittel herangezogen werden, so wie man sich das Niedersachsenhaus von

Niedersachsen eingeführt denkt! Nun, nehmen wir einmal in deutschen niedersächsischen Stammlanden als Ursprung den niedrigen einschiffigen Ständerbau, in Diele und Wohnraum gegliedert, an, dann wäre als seine Weiterentwicklung zunächst an das Niedersachsen- und Westfalenhaus zu denken, das sich im Notfall mit locker gestellten, meist von alten Bäumen geschützten Wirtschaftsgebäuden umgibt, sonst aber Einheitshaus ist. Aber schon nach der See zu und auf vom salzigen, baumfeindlichen Seewind bestrichenen Flächen kommt es zu Winkelstellungen, wobei der Nebenbau unter Umständen eine Tordurchfahrt quer zur Längsentwicklung erhält (vergl. mit unserer Torfahrt!). Zu Winkelstellungen, die einen windgeschützten Raum schaffen sollen, und wir finden sie tatsächlich in den Marschen im Bereiche der östlichen Nordseeküste. Von Vierkanthöfen wird außerdem berichtet aus Jütland und Dänemark. Und damit sind wir wahrscheinlich zum Kernpunkt der Sache vorgedrungen; denn was weiter südwärts als Winkelstellung zufällig in die Erscheinung tritt, das wird nordwärts beim jütischen Haus fast zur Regel. „Vielfach werden die Wirtschaftsgebäude an das Wohnhaus angebaut, so daß das jütische Haus den Aufriß eines ⌊, ⌊ oder □ erhält, in der Mitte einen Hofplatz umschlossen haltend." (Aus „Paul Hambruch, Landeskunde von Schleswig-Holstein, Helgoland und der Freien und Hansestadt Hamburg".) Mir liegt ein älteres Bild aus Nordschleswig vor, das einen deutlich ausgeprägten Vierkanthof aufweist, dessen Torfahrt als Hinweis auf die Entstehungszeit Renaissance-Formen zeigt. — Von Jütland hereindringend, hat sich das jütische Haus durch Schleswig ausgedehnt, um weiter südwärts mit dem Niedersachsenhaus zusammenzutreffen, mit der vorher genannten Ursprungsform, dem einschiffigen Ständerbau, — zum Vierkanthof. Jedenfalls deutet alles darauf hin, daß wir es beim Vierkanthof pommerschen Gepräges mit einer jütisch-niedersächsischen Mischform zu tun haben! Freilich bleibt auch hier noch manche Frage offen, manche auch, die sich vielleicht nie wird beantworten lassen! Zweierlei aber erscheint mir als feststehend beim Vierkanthof, einmal, daß wir es mit keiner jungen Zufallsbildung zu tun haben, etwa unter Anlehnung an den mitteldeutschen Hof, sondern — und das ist das zweite — mit einer uralten, straffen Zweckform, die uns nach Norddeutschland und nach Norden weist. Dabei ist zwar auffällig, daß in der von mitteldeutschen Einflüssen beherrschten Mark und sogar in wendischen Gebieten Höfe mit Torfahrten von völlig gleicher handwerklicher Gestaltung wie in Pommern vorkommen; aber das darf uns nicht irre machen; denn einander ähnliche bauliche Bildungen haben sich recht häufig ganz unabhängig von einander entwickelt, und zum andern wollen wir's nicht vergessen, daß die Mark im Anschluß an ihre allererste Besiedlung ein niederdeutsches Land („Fläming"!) gewesen ist und erst eine zweite Siedlerwelle den Charakter ihrer Bevölkerung umgestaltete.



Jamunder Brautkrone. Provinzialmuseum Stettin.

Jamund, Haus und Hof, Tracht und Hausrat: ich glaube, wir haben genug davon geplaudert, und es bliebe uns nun noch zur Aufgabe, dem Leben seiner Bewohner im 19. Jahrhundert nachzugehen. Und zwar an der Hand der schon genannten Quellen. — Zwar wird auch Jamund im Anschluß an die Bauernbefreiung zunächst wirtschaftlich schwere Jahre durchlebt haben; aber sehr bald folgte darauf die Blüte, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts Jamund als reiches Dorf in die Erscheinung treten läßt. „Hopp,

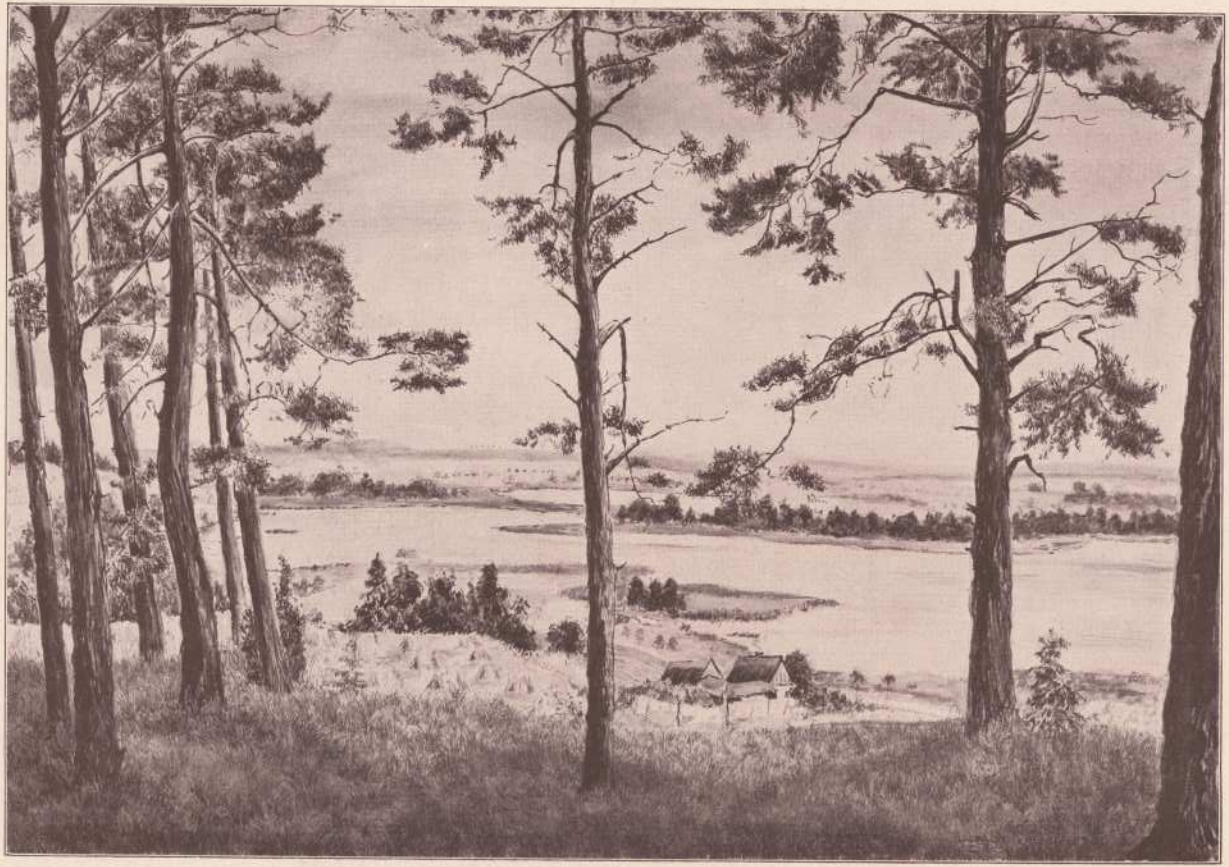
hopp, hopp, nach 'm Jame, wo de rike Bure wohne, wo's di Botter mit 'm Löpel äte, wo's de Daler mit 'm Schäpel mäte . . ." Und wenn aus dem 18. Jahrhundert über den Dickkopf der Jamunder reichen und selbstbewußten Bauernschaft berichtet wird, so finden sich im 19. Jahrhundert Parallelen dazu, die zeigen, daß man sich nötigenfalls sein Recht gleich an der höchsten Stelle zu holen entschlossen war. Reisten doch 1881 Gemeindevorsteher und Kirchenältester kurzerhand zum Könige nach Berlin, um persönlich in Sachen der Jamunder Pfarrvakanz vorstellig zu werden. Zu Ord-



Jamunder Schrank (rot und dunkelgrün). Oberer Teil Milchschrank. Kösliner Heimatmuseum.

nung und Reinlichkeit im alten Jamunder Bauernhof — wer dächte da nicht an die gleichen Erscheinungen im niederdeutschen Stammlande, während in Pommern das Gegenteil oft als prozentual mit der slavischen Blutbeimischung gewachsen nachweisbar ist — also zu Ordnung und Reinlichkeit, zum patriarchalisch geordneten Verhältnis im Bauernhaus, als Ausgleich zur Abgeschlossenheit, wie sie Haus und Hof atmen, gesellte sich doch die Freude am Lebensgenuß, am Essen und Trinken, am Festefeiern, an der Gastlichkeit. Während der Erntearbeiten gab es des Mittags schon für alle mehrere „Gänge", zu den andern Mahlzeiten Zuckerkaffee, Kuchen, gebratene Flundern, Rührei, Schinken, Käse und verschiedene Wurstarten; ja, Erntearbeiter und Gesinde bestanden auf einer Völlerei, die heute wie ein Märchen anmutet und die das Geschwätz von der schlechten Lage der „ländlichen Arbeitnehmerschaft" — wir sprechen von der Zeit um die Jahrhundertwende — wenigstens an dieser Stelle in das rechte Licht rückt.

„Saure Wochen, frohe Feste"; das galt für Jamund im besonderen Sinne. Da war vom 1. Weihnachtstage bis Ende Januar die große Besuchszeit in Jamund und dem „verschwägerten" Nachbardorf Labus. Man besucht sich, macht seinen Patenkindern kostspielige Geschenke und ißt die feststehende Speisekarte ab: Kaffee zuvor getrunken, Gänse- und Schweinebraten, statt der Kartoffeln Weizenstollen und Eingemachtes. — Am letzten Sonntag des Kirchenjahres forderten früher die Gemeinde-Aeltesten das sog. Beichtopfer, eine kirchliche Abgabe, ein. Am Dienstag darauf kam man vom Vormittag bis zum Abend (der Pastor nahm teil) im Hause des Kirchenvorstehers zum Essen und Trinken zusammen, und die Männer spielten nachher Karten. Freitags war festliche Bewirtung im Pfarrhause, und nach dem Essen bekam der Geistliche das Geld feierlich aufgezählt. 1890 bestand dieser Brauch noch bis auf die Dienstag-Zusammenkunft. — Hochzeiten, Kindtaufen, Begräbnisse: sie sind überall im alten Pommern umständlich begangen worden, nur ist es schwer zu entscheiden, was an Bräuchen typisch für Jamund wäre. Mittels Schablonen geformte Butter als Festgeschenk war wohl weithin üblich. Wer eintrat, mußte sich zunächst von einem Weizenstollen ein Stück abschneiden, ehe er an der langen Tafel den ihm zukommenden Platz zugewiesen bekam, an der Pastor und Lehrer als Ehrengäste ganz oben untergebracht waren. Auch sie nur bekamen Messer und Gabel. Alle andern aßen mit dem Löffel und — dem Taschenmesser. Hochzeiten dauerten vom Freitag bis zum Dienstag. Am Hochzeitstag trug die Braut außer zum Abendmahl den Peil. Erst zog der Bräutigam mit seinem männlichen Gefolge und mit Musik zur Kirche und zur Trauung, dann in ähnlichem Aufzuge die Braut. Bei der Rückkehr fanden sie das Hochzeitshaus verschlossen. Aufgetan ward ihnen erst, nachdem sie etwas aus der Traurede aufgesagt hatten. „Neben der Haustür stand eine Frau, die hatte ein Kind und ein Brot auf dem Arm und tanzte damit vor der Braut her. Eins der beiden mußte die junge Frau ergreifen — meist griff sie das Brot." Beim Hochzeitsmahl: „Vor je zwei Gäste ward eine Schüssel gesetzt, ihnen auch ein großes Weizen-

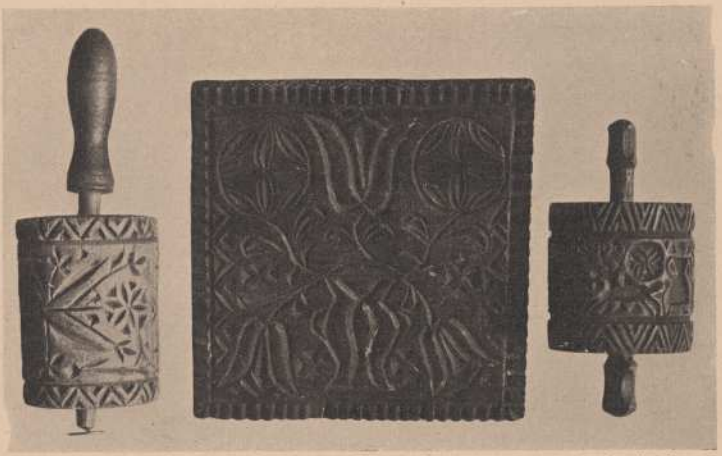


Luise Fehlauer: Blick auf den Lüptowsee mit Teufelsdamm (Pinselzeichnung)

brot hingelegt, das sie sich teilten und mit nach Hause nahmen. Es gab dicke Grütze in Milch gekocht mit Butter, Zimt und Zucker darüber. Der zweite Gang bestand in Fischen . . . in Bier gekocht . . . Sie wurden kalt aufgetragen mit einem Fettüberguß und klein geschnittenen Zwiebeln; dazu gabs „Meerrettigstipp“ . . . . Kartoffeln und Fleisch. . . . Es war nichts Besonderes, daß sich die Musikanten 80—100 Taler auf einer Hochzeit zusammengeblasen hatten. . . . Bis 12 Uhr nachts mußte die Braut den Peil (die Brautkrone) tragen; dann ward sie „gehüwt“, d. h. ihr ward eine einer Nachtmütze ähnliche Haube aufgesetzt. Die jungen Eheleute sehnten sich allmählich nach dem Bett; das war aber auf der Diele, wo noch getanzt ward. Wollten sie zu Bett gehen, so wurden die Lichter ausgelöscht, und sie entkleideten sich, wobei jeder sich bemühte, dem Bräutigam einen Klaps zu verabreichen. Hatten sie ihre Bettstätte erklommen, auf den darunterstehenden Laden aufsteigend, so ward wieder Licht angemacht und weitergetanzt.“ — Am Sonnabend ward das Brautgut in den neuen Hof gefahren. Mittag — Grütze, Fische, Schwarzsauer — ward noch im Brauthause gegessen. Dann kam der „Ausbitter“ mitten in die Gesellschaft geritten und lud alle in das Haus des jungen Ehemanns ein. Dort ward weiter gefeiert und getafelt. „Sonntags gings zur Kirche. . . Nach dem Mittag versteckte sich der junge Mann, und die junge Frau mußte ihn suchen. Sonntags abends gabs Beierbrot — Brot in Bier gekocht, oder „Stutenmelk“, Semmel in Milch; Montag war noch wieder Hochzeit, bis es des Dienstags hieß: „Dei Hochtied is ut, dei Brut möt spinna“. (Aus Mitteilungen des Jamunder Pfarrers Kaiser, „Monatsblätter“, 1891, Nr. 3 u. 1890 Nr. 6.)

„Als Kämmereidorf von Köslin mußte Jamund dem Magistrat Spanndienste leisten. Zu dem Zwecke hielt sich jeder Bauer neben seinem Hausknecht noch einen besonderen „Hofknecht“. Diese Jamunder Hofknechte bildeten eine besondere Innung mit bestimmten Gebräuchen. Die Aufnahme vor allem, das Inheesen, war eine feierliche, in Rede und Antwort ausgesponnene und mit einem tüchtigen Trunk zu besiegelnde Handlung.

Aber wir würden das Bild des Jamund des vorigen Jahrhunderts unvollständig lassen, wollten wir nicht der goldenen Kette gedenken, die jede Jamunderin einmal an ihrem Hochzeitstage trägt. Auf der Reise nach Petersburg traf am 15. 6. 1817 Prinzessin Charlotte, die Braut des russischen Thronfolgers, von ihrem Bruder begleitet, dem nachmaligen Kaiser Wilhelm I., in Köslin ein. Am folgenden Tage ward sie am Gollenrande von Jamunder Mädchen in Tracht begrüßt und von Anna Lassahn, als Braut geschmückt, in einem plattdeutschen



Butterformen aus Jamund. Staatl. Sammlung für deutsche Volkskunde, Berlin.

Gedicht gefeiert. Da nahm die Prinzessin ihre goldene Kette ab und gab sie dem Mädchen mit der Frage nach deren Bräutigam. Anna antwortete: „Hei löpt noch mang de andre“ . . . Die Kette kaufte später das Dorf, und so blieb sie der Allgemeinheit erhalten und mit ihr eine hübsche Erinnerung.

Wir sind am Ende unserer Darstellung. Manches blieb ungeklärt; manches wird später vielleicht eine andere Deutung finden. Aber eines erscheint uns fast wichtiger als ein Abschluß schon jetzt der Akten über Jamund: wie über so viele andere Ortschaften geht auch über Jamund der Schritt der Alltäglichkeit. Bald wird äußerlich Jamund dasselbe Bild bieten wie jedes andere Dorf, und sein altes Volkstum — versunken und vergessen! Dem aber setzen wir ein „Nein!“ entgegen, indem wir, wenn wir schon seine Rätsel selber noch nicht lösen, so doch aufs neue wieder einmal auf sie hingewiesen haben.

Des Volkes Seele. Von Erwin Severus.

Wer die Heimat nicht liebt,
Und die Heimat nicht ehrt,
Ist ein Lump
Und des Glücks in der Heimat nicht wert.

Dies Wort von Hermann Allmers hat Dr. Franz Erdmann Schulz seinen Sagen, Ueberlieferungen und Schwänken aus dem Kreise Köslin vorangestellt.

Wenn ich dies Büchlein zur Hand nehme, fällt mein Blick stets zuerst auf diese schlichten Verse, in denen alles liegt, was einem großen Teil unseres Volkes heute fehlt.

Aber in freien Stunden ist mir oft schon der Gedanke gekommen, ob allein schon „Liebe und Verehrung" des Glückes der Heimat wertmachen, oder ob nicht doch noch etwas anderes nötig sei, ob nicht gerade in der heutigen Zeit jeder Einzelne darüber hinaus die Pflicht habe, seine eigene Liebe zur Heimat auch anderen mitzuteilen, damit endlich wieder einmal ein ganzes Volk und nicht nur der Einzelne sich des Glückes der Heimat bewußt werde.

Alle guten Kräfte des Volkes ringen heute mit letzter Anstrengung um ihr Deutschtum, ungeheure Probleme drängen zur Gestaltung, und neue jugendfrische Ideen regen ihre Schwingen und erheben sich unter dem Jubel ihrer Schöpfer und Träger über den Wust einer morschen, allen völkischen Bewußtseins baren Weltanschauung.

Und so gewaltig ist der Zug dieser Tage, so gebieterisch fordert der Zusammenprall von Gutem und Bösem, von Gestern und Heute den Einsatz aller aufbauenden Kräfte, daß man fast meinen könnte, nur dasjenige Leben sei überhaupt noch wert, gelebt zu werden, das sich mit seiner ganzen blutvollen Frische in den Kampf der Geister und — wenn es sein müßte —, auch in den Kampf der Körper stürze.

Sicherlich hat dieser Gedanke vieles für sich. Aber auch er vermag nur mitzureißen und zum dauerhaften Träger der notwendigen Freiheitsbewegung zu werden, wenn in tiefster Seele des deutschen Menschen jenes zärtliche Gefühl Platz gegriffen hat, das sich wohl mit der schlichten Bezeichnung „Liebe zur Heimat" begnügt, das aber unendlich viel mehr in sich schließt als nur den Wunsch, auf der heimatlichen Scholle zufrieden leben zu können.

Wenn der Bauer über seinen dampfenden Acker geht oder die fruchtschweren Aehren durch die arbeitsharten Hände gleiten läßt, wenn der Städter in die ragenden Hallen gotischer Dome tritt oder in altersgrauen Schlössern und Burgen seiner Heimat erschauernd den Zauber einer tausendjährigen Vergangenheit empfindet, wenn der Schiffer, die Planken deutschen Waldes unter den Füßen, an palmengeschmückten Küsten ferner Länder vorübergleitet, dann erwächst aus dem Gefühl körperlicher Verbundenheit mit der Heimatscholle wohl jedem das unwiderstehliche Verlangen, über die berufliche Tagesarbeit hinaus irgend etwas zu tun, das der Heimat zur bleibenden Ehre gereicht.

Zwar liegt in jeder schaffenden Arbeit die ihr gebührende Befriedigung. Aber nur derjenige dient seinem Volke in des Wortes edelster Bedeutung, der sich dessen in seinem Tun nicht nur stets bewußt ist, sondern auch jede der Allgemeinheit an sich schon nützende Tat durch diese Zielsetzung bewußt adelt.

Unendlich viel ist heute in deutschen Landen zu tun. Körper und Seele des Volkes sind in gleicher Weise krank und bedürfen der Pflege. Und wie sich die einen der Wehrkraft und ihrer Stärkung widmen, so mögen die anderen versuchen, die verlorene Seele wieder zu heben und von den Schlacken einer neuzeitlichen, moralisch verwilderten Auchkultur zu säubern.

Die Seele des Volkes aber liegt in seinen Sagen und Ueberlieferungen.

Sie sind die kostbarsten Perlen in dem Schatze völkischer Kultur. In ihnen spiegeln sich die Jahrhunderte mit allen Geschehnissen so, wie das Volk sie in Wahrheit sah und erlebte. Sie formen aus den nackten Tatsachen der Geschichte das bunte und vielgestaltige Bild völkischen Lebens und umkleiden auch die belanglosesten Vorgänge mit dem Schimmer einer kindlich-ursprünglichen Phantasie.

Mag man auch immer den Helden preisen, dessen Mut und Kraft jedem Volke unentbehrlich sind, so wird doch stets ein Lorbeerkranz auch die Stirnen jener stillen Kämpfer schmücken, die dem Körper des Volkes die Seele wiedergaben.

Die nachfolgenden Sagen stammen aus verschiedenen Sammlungen, deren hoher Kulturwert allgemein anerkannt wird.

Die Strandbewohner in Hinterpommern.

In vielen hinterpommerschen Dörfern an der Ostsee haben die Bewohner eine alte Sage, die aus den ältesten Zeiten vom Vater auf den Sohn übergegangen ist. Danach sind ihre Stammeltern auf drei Schiffen in die Gegend gekommen und haben sich dort angesiedelt. Besonders heimisch ist diese Sage in Nest im Kirchspiel Großmöllen und in den Fischerdörfern um Rügenwalde und Kolberg.

Aus Temme, Volkssagen von Pommern und Rügen 1840, Nr. 130.

Der Damm im Lüptower See.

Ein Hirte mußte mit seiner Herde immer um den Lüptowsee zur Weide treiben. Voll Aerger darüber rief er einmal aus: „Wenn

doch ein Teufel hier wollte einen Damm durchbauen!" Da erschien ihm der Teufel und sagte: „Ich will dir den Damm bauen, wenn du mein eigen sein willst". Der Hirte war dazu bereit, wenn der Damm vor dem ersten Hahnenschrei fertig wäre. Der Teufel machte sich an die Arbeit und war fast mit derselben fertig, als ihn der Hirt durch eine List um den verheißenen Lohn brachte. Er versteckte sich mit seiner Frau hinter einem Strauche am See, und indem die Frau in die Hände klatschte, ahmte der Mann den Hahnenschrei nach. Der Teufel ließ sich täuschen und machte sich aus dem Staube. — Da wo der Damm gebaut ist, kann man noch heute den See durchwaten.

Aus O. Knoop, Volkssagen, Erzählungen, Aberglauben, Gebräuche und Märchen a. d. östl. Hinterpommern, 1885, Nr. 253.

Der Gretenborn im Kratziger Walde.

Im Walde von Kratzig, nicht weit von dem sogenannten „Totengrabe", liegt eine von alten Buchen umrauschte Quelle, die im Volksmunde der Gretenborn genannt wird. Hierher wandern am Ostermorgen in aller Frühe die Dorfmädchen, um einen Blick in das Wasser des Borns zu tun; denn sie meinen, um Sonnenaufgang erscheine im Spiegel der Quelle das Bild ihres zukünftigen Gatten.

Aus A. Haas, Pommersche Sagen 1913, Nr. 159.

Dei Düwel, sin Großmutte un dei Kaunkowsche.

Dei Kaunkowsche stünne sick mit dem leiwe Gott ümme gaud, aowe sei sünd uck mit demm Düwel farig waore.

Dei Höst, dei Steinhöhn, dei Kielbarch un dei Sandbarch vetelle sick hüt noch daovon. Horkt m' eis hen!

Dei Düwel wull uck gean gerad eis en Kaunkowsch Seel hewwe. Un hei güng taum Schulte, dei sick graod anne krickelkrumme Bäk rüm arget. Denn dei ret ball demm eine, ball demm anre wat weg, un denn schull Schult richtsitte.

Dei Düwel seggt: „Schult, ick pläug di dei Bäk so graod as'n Saotforche, aowe du mäust mi uck en Seel vespräke". Dei Schult kratzt sick eiste hinre Ohre un dunn grient hei un seggt: „Dat künn wi maoke, aowe du mäust mit mine Plaug pläuge un din Grotmutte mäust du vörspanne. Dei Düwel dacht, hüt heww ick aowa vedüwelt Glück un säd tau. Dei Schult härr nämlich son ull Plaug, dei stund so schlecht, dat hei mit de Näs ümme links un rechts schnüffelt, un dei Knecht säd, daoe künn kein Düwel en graod Faohr mit pläuge.

Na dat Pläugen güng nu uck los. Aowe dei Faohr wür werre krickelkrumm, un dei Düwel wür falsch, hei hängte de Ulsche eine mit de Pitsch in, nu wür sei falsch un fung an tau lopen. Aowe nu wür dei Faohr eiste recht so krumm, as wenn 'ne Bull pißt harr. Hei hängt de Ulsche noch e paor in, un nu würd eiste recht verrückt. Taulezt schmet sei emt Jück äowre Kopp un päst ut, naore Höst uppe Schweffinsche Sied, dat was dunn e grot Sandbarch. Dei Düwel rönn er naoh, kamm aowe bett'e Steinhöhn, daoe flaoge em all son paor Schachtraud Sand int Mul, dat hei ukner un naom Kielbarch leip, dat was dunn e grot Steinbarch. Un nu güng dat Schmieten los. Hei schmet mit Steine und sei schmet mit Sand. Hei schmet all Stein vom Kielbarch weg, un as hei daoe utrücke müßt, schmet hei vom Sandbarch, aowe uck hiee reikt dei Ullsch mit'm Sand hen. Dunn kregt dei Haohn un be'r were beschwunne.

Aowe mit de Kaunkowsche will dei Düwel nist mehe tau daun hewwe.

Aus F. E. Schulz, Sagen, Ueberlieferungen und Schwänke aus dem Kreise Köslin 1925, Nr. 124.

Der Spuk am Fenster.

In Kaltenhagen lebte ein Mann, der wollte backen. Er hatte aber kein Holz; und da er zu faul war, sich etwas aus dem Busch zu holen, ging er auf den Kirchhof und suchte sich dort morsche, zerbrochene Holzkreuze, die er im Backofen verbrannte. Als es Abend war, klopfte es bei dem Manne ans Fenster. Eine Stimme rief: „Bringst du die Kreuze nicht wieder, dann kommst du in die Hölle". So kam und rief es jeden Abend. Der Mann konnte keine Ruhe finden. Schließlich ließ er für die verbrannten neue Grabkreuze anfertigen und auf dem Kirchhofe aufstellen. Von da ab hatte der Mann Ruhe, und das Gespenst kam nicht wieder.

Aus F. E. Schulz, Sagen, Ueberlieferungen usw. 1925, Nr. 6.

Der geizige Bauer und das Galgengespenst.

Es war einmal eine Frau, die hätte gar zu gern einmal Fleisch gegessen. Aber ihr Mann war ein großer Geizkragen und wollte ihr kein Geld dazu geben. Als die Frau ihn immer wieder quälte, dachte er: Du fährst ja alle Tage mit Holz in die Stadt. Da mußt du am Galgenberg vorbei. Dort hängt manchmal einer. Dem nimmst du Lung und Leber aus; dann hat deine Frau einen schönen Leckerbissen, ohne daß es was kostet.

Wie gedacht, so traf es sich wirklich eines Tages, daß einer am Galgen hing. Schnell nahm er ihm Lung und Leber aus, wickelte es in sein Taschentuch und nahm es mit nach Hause. Als er dort ankam, gab er das Mitgebrachte seiner Frau, wobei er sagte: „Mudder,

hüt häww ick di ook eis Fleisch mitbröcht." — „O, dat Ding is gaut," entgegnete die Frau, „dat war ick mi oawe glik schmore." Da wurde es dem Manne mit einem Male ganz grauslich zu Mute, und er sagte: „Mudder, ick glöw, dat Best is, du kümst in't Be'r." — „Ach Boate, loat mi doch äte, dat schmeckt doch so fötsche." — Doch der Mann wollte nicht mehr aufbleiben, da er ein grausiges Geräusch wie Sausen und Brausen unter dem Fenster gehört hatte, und kroch mit den Worten: „Mudder, ick glöw oawe doch, dat Best is, du kümst in't Be'r" in sein Bette. Die Frau aber aß ruhig weiter, indem sie schalt: „Kiek de ulle Kä(r)l an, nu günnt hei mi dat noch nich. Un dat schmeckt doch so schör."

Da kam plötzlich etwas durch die Stubentür, und eine Stimme rief:

„Knicke de Knack,
So geit mie Rad.
Wenn all Lür schloape,
All Hunn' woake,
So sitt't ull Wiew
Un frett bi mie Lung un Lewe...
Nu bün'k bim Klotz!"

Der Mann hatte sich vor Schreck das Deckbett über Nase und Ohren gezogen. Die Frau aber fragte ängsterlich: „Wer is denn hier? Ick kann doch keine seihe." Da meldete sich wieder die Stimme: „Ick bün't, dem sin Lung un Lewe du upp fräten hest." — „Wo häst du denn din Liew?" — „Dat is inne Höll' inne Backtrog." — „Wo häst du denn din Bein'?" — „Dat sünd in de Höll' twei Stampes." — „Wo häst du din Oogen?" — „Dat sünd in de Höll twei Lüchte." — „Du dönst un dönst imme tau von din Lung un Lewe; wo häst du denn dei?" — „Dei häst du, doawege koam ick joa!" Bei diesen Worten gab es der Frau ein paar furchtbare Ohrfeigen, worauf es verschwand. Der Mann aber war unter dem Deckbett vor Angst gestorben.

Aus F. E. Schulz, Sagen, Ueberlieferungen usw. 1925, Nr. 8.

Der Zanower Grenzritt.

Die Zanower hatten in alter Zeit
mit den Köslinern heftigen Streit.
Sie zankten sich schon viele Lenze
um ihrer Stadtgemarkung Grenze
und wurden einig doch mitnichten;
bis endlich man Vernunft annahm
und auf den trefflichen Einfall kam,
man wolle den Handel gütlich schlichten.
Es sollten die Bürgermeister beide
zu ewig gültigem Rechtsentscheide,
beginnend an der Marktplatzmitte,
am nächsten Morgen in scharfem Ritte
bei Sonnenaufgang ohne Weilen
nach Kräften einander entgegeneilen.
Und wo sie sich träfen auf halbem Wege
im Felde oder im Waldgehege,
da sollte fortan der Grenzstein stehen:
So ward es verbrieft und vorgesehen.

Nun waren die Zanower weit und breit
berühmt durch ihre Pfiffigkeit.
Auch hier erprobten sie ihren Witz
in manchem scharfen Gedankenblitz.
Mit roten Köpfen, erregt und heiß
ratschlagten sie mit vielem Fleiß,
wie es sich klüglich möchte fügen,
daß sie den Köslinern ein Schnippchen schlügen.
Sie rieten dies und rieten das
und leerten dabei manch schäumendes Glas,
bis schließlich der Klügste mit lautem Ruf
in dem Getümmel Gehör sich schuf:
„Was wollen um Kaisers Bart wir streiten!
Der Bürgermeister — bedenkt es recht —
ist schweren Leibes — drum wär's nicht schlecht,
ihr laßt auf dem kräftigsten Stier ihn reiten.
Ein Stier ist stärker als ein Gaul,
wir legen ihm ein Gebiß ins Maul.
so trägt er den Reiter hurtig von hinnen
und läßt einen Vorsprung ihn gewinnen."

Das dünkte verständig den Bürgern allen,
sie ließen dröhnenden Beifall schallen,
worauf sie vergnüglich weiter tranken,
bis spät sie in friedlichen Schlummer sanken.

Die Sonne behaglich ins Fenster lachte,
als man aus tiefem Schlaf erwachte
und, mühsam ermuntert aus wirren Träumen,
den Kopf sich kratzte. — Nun gab's kein Säumen.
Sie gingen ans Werk als beherzte Männer,
getrost vertrauend dem bessern Renner.
Doch da der Stier sich des Zaumzeugs wehrte,
alsbald sie neuer Verdruß beschwerte:
Das störrische Vieh vom Fleck zu bringen,
wollt' weder mit List noch Gewalt gelingen.
Nach vielem vergeblichen Schreien und Fluchen
ließ man den Reiter es rittlings versuchen;
er faßte den Schwanz als Steuer und Zügel,
worauf der Stier, zufrieden aufs Letzte,
nachdem er empfangen reichliche Prügel,
in einen beträchtlichen Trab sich setzte.

Doch kaum, daß beide glücklich passiert
die Brücke, die über den Jordan führt,
kommt ihnen zu früh und ungelegen
der Bürgermeister Köslins entgegen
auf dampfendem Pferde dicht vor Kluß.
„Schon ausgeschlafen, Herr Kollege!
Ei, euer Gaul scheint etwas träge!"
Und lüftet den Hut zu spöttischem Gruß. —

So der verbürgte Sachverhalt,
warum seit alters Feld und Wald
bis nah an Zanow ungestört
Köslins Gemarkung zugehört.
Die Zanower mußten sich bequemen,
zum Schaden noch den Spott zu nehmen,
wie oft es trifft zu kluge Leute. —
So war's vordem, so ist es heute.

Hermann Kasten.

Rundschau.

Ein Kösliner Hafenbauprojekt.

Von Friedrich Wilke.

Wohl an die hundert Jahre sind es her, seit zum ersten Mal ein großzügiger Plan auftauchte. Weit und breit hat er die Gemüter erregt. Lange war von ihm die Rede. Viel Staub hat er aufgewirbelt. An der hafenarmen preußischen Küste sollte ein neuer Seehafen geschaffen werden. Das weit im Lande zurückliegende Köslin sollte wie Kolberg und Stolpmünde Seehandelsstadt werden. Die ausgedehnte Fläche des Jamundsees war ein Liegeplatz, in dem selbst größere Flottillen vor Anker gehen konnten. Ein dickbändiges Aktenstück gibt uns Auskunft.

Es sagt nicht, wer als eigentlicher Urheber der Sache anzusehen ist. Jedenfalls war das Berliner Ministerium die treibende Kraft, zwischen ihm und dem Kösliner Magistrate ziehen sich die Verhandlungen Jahrzehnte lang hin. Gutachten von Sachverständigen aller möglichen Stellen werden angefordert. Kommissionen über Kommissionen bereisen die Gegend. Höchste Beamte, wie der Oberpräsident, lassen es sich nicht nehmen, an Ort und Stelle zu besichtigen.

Mehr und Mehr stellte es sich heraus: Schwierigkeiten, Verwicklungen, Mißverständnis und Unverstand gab es in Hülle und Fülle.

Erstmal war das sogenannte Nester Deep, das die Verbindung zwischen See und Meer herstellen sollte, ziemlich ungeeignet. Es war den größten Teil des Jahres über versandet. Umfangreiche Erdarbeiten waren notwendig. Ja, es fragte sich, ob nicht lieber eine andere Stelle der trennenden Nehrung durchstochen werden sollte. Damit waren nun wieder die Nester gar nicht einverstanden.

Dann mußten die Mündungen des Durchstichs in See und Meer durch lange Seitenmolen verstärkt werden. Wieder um die Gefahr der Versandung zu verhüten. Gutachten der Kolberger und Stolpmünder Hafenämter werden eingefordert. Wie lang müßten die Molen sein? Welche Größe wäre für die geplanten, ungleich langen Arme am empfehlenswertesten? Welche Richtung ins Meer hinaus wäre die passendste? Lange, lehrreiche Bescheide treffen ein.

Dann der See selber! Ein wahres Schmerzenskind, wie sich herausstellte.

Leider ist seine Tiefe vielfach nicht ausreichend. Auch für kleinere Fahrzeuge nicht, an die in erster Linie gedacht wurde.

Dann wechselt sein Wasserstand häufig. Seine Ufer sind unbeständig. Wieder wären umständliche Baggerarbeiten dringendes Erfordernis gewesen. In Zusammenhang hiermit kam es zu lebhaften Debatten über die Frage: Wo soll der Landungskai angelegt werden? Bei der allgemeinen Flachheit der Uferböschungen wären Erdanhäufungen nur Notbehelf gewesen. Solides Mauerwerk mußte aufgeführt werden, um der Gefahr der Verschlammung, Versumpfung und Versandung zu begegnen.

Wie vorauszusehen war, bildete die Verbindungsfrage zwischen See und Stadt eine besonders knifflige Angelegenheit. Zuerst war an Erbauung eines Stichkanals gedacht worden, der etwa in der Gegend der heutigen Mühlentor-Vorstadt endigen sollte. Strittig war seine Linienführung. Es gab eine Partei für östliche und eine für westliche Richtung. Nach vielem Hin und Her wurden beide Projekte als zu teuer ad acta gelegt. Als Ersatz sollte eine Art Schwebe- oder Treidelbahn angelegt werden, wie sie im Bezirk der Festung Posen schon seit Jahren vorhanden war. Eine Kommission wird dorthin beordert. Sie spricht sich dagegen aus. Ein unzuverlässiges und ungenügendes Aushilfsmittel. In Posen lägen die Verhältnisse ganz anders. Schließlich begnügte man sich, die Herstellung einer Chaussee ins Auge zu fassen. Immer noch die einfachste und sicherste Verkehrsstraße und vor allem die billigste.

Denn näher und näher rückte das Gespenst der Kostenfrage! Vorsichtige Schätzung ergab für Durchstich und Hafenanlage nicht viel mehr als fünfzigtausend Taler, eine für heutige Ansprüche lächerlich kleine Summe. Wer sollte die Garantie für ihre Aufbringung übernehmen? Die sparsame Regierung, die ja die ganzen nebenher laufenden Unkosten zu tragen hatte, versuchte ihr Heil bei der Bürgerschaft.

Es kommt zu einem äußerst gewundenen Beschluß der vom Magistrate befragten Stadtverordneten. Der Plan wäre gut und schön! Sicherlich käme nach Fertigstellung ein großer Vorteil für Handel und Wandel heraus. Nicht nur für Köslin, sondern auch für das Hinterland. Bei reiflicher Ueberlegung über Für und Wider müßten dennoch schwerwiegende Bedenken geäußert werden. Erstmal hielte sich die Versammlung nicht für „kompetent", in dieser so wichtigen Lebensfrage für Stadt und Land eine ausschlaggebende Entscheidung zu treffen. Auch die Kostenanschläge wären zu beanstanden. Zum mindesten seien achtzigtausend Taler erforderlich, eine ungeheuerliche Summe. Ihre Aufbringung sei sehr schwierig, zumal auch der in Aussicht genommene Zinsfuß von vier vom Hundert ein viel zu geringer sei. Wo sollten in dem verarmten Landstädtchen von wenigen tausend Einwohnern die Geldgeber hierfür herkommen? Und dann die Gewinnaussichten! Hafengelder, Zollgebühren, Chausseeabgaben müßten zweifelsohne ungewöhnlich hoch bemessen sein. Die Konkurrenz der billigeren Nachbarhäfen würde sich ungünstig auswirken.

Schließlich wird der Versuch gemacht, die schwerwiegende Verantwortung auf andere Schultern zu wälzen. Die Regierung solle sich an die Kaufmannschaft wenden, die doch den größten Vorteil von der Sache hätte.

Diese denkt garnicht daran, in den sauren Apfel zu beißen. Sie gibt den Ball weiter. Sie sei gänzlich verarmt und außerstande, irgendwelche Garantie zu übernehmen. Sie hätte auch keine ausgesprochenen Seeinteressen. Vielleicht seien die Schiffereigesellschaften der Provinz zur Uebernahme bereit! Damit endigte das neckische Spiel.

Verhandlungen mit den Reedereien haben erst gar nicht stattgefunden. Die Regierung hatte genug! Die bisher so energisch betriebenen Vorarbeiten verschleppten sich mehr und mehr. Zu große Gleichgültigkeit hatte Platz gegriffen. Zu geringes Entgegenkommen wurde bewiesen. Der kühne Plan wurde vorläufig zurückgestellt.

Ganz schlief er jedoch nicht ein. Von Zeit zu Zeit erfolgen Anfragen. Sie zeitigen im Jahre 1853 ein merkwürdiges Ergebnis, das Bände spricht. Das Ministerium hatte von der Stadt alle vorhandenen Anschläge und Aufstellungen zurückverlangt. Wohl um einen neuen Anlauf zu nehmen! Der Magistrat teilt mit, daß in Köslin keinerlei Akten vorhanden seien. Sie müßten in Berlin sein. Die Stadt wird dringend aufgefordert, eingehende „Recherchen" anzustellen. Es ist nicht feststellbar, was daraus wurde und welcher „Geschäftsgang" die Dokumente verschluckt hatte.

Es ist nur noch ein Gutachten der Kaufmannschaft aus dem Jahre 1863 vorhanden. Es ist abschließend. Das ganze Projekt wird endgültig erledigt. Eindrucksvoll wird auf einen Punkt hingewiesen, der neben der Geldfrage wesentlich dazu beigetragen hat, daß ursprüngliche Begeisterung sehr bald ins völlige Gegenteil umschlug: Das Aufkommen der Eisenbahnen in den preußischen Staaten. In ihrem Gutachten von 1836 hatten schon die Stadtverordneten schüchtern auf das drohende Gespenst der „neuartigen Dampfwagen" hingewiesen. Jetzt wurde man deutlicher! Die Eisenbahnen

hätten ihre Tarife wesentlich verbilligt. Sie würden eine ganz gefährliche Konkurrenz bilden. Eine Beförderung von Gütern auf dem Seewege sei längst nicht mehr ein so dringendes Bedürfnis. Für die Haltung der Regierung jedoch fiel noch etwas in die Wage: Das war die Besserung der politischen Lage. Das aufblühende Preußen war auf dem besten Wege, die Zahl seiner Seehandelsplätze in nächster Zeit anderswo vermehren zu können. Bismarcks vorsorgliche Staatskunst!

Heute jedoch sieht für das inzwischen entstandene Deutsche Reich der Himmel wieder trübe aus. Durch einen schimpflichen Frieden ist uns Danzig genommen. Die Mündungen der Elbe und Oder sind unserem Machtbereich teilweise entzogen. Heute wäre das Vorhandensein eines weiteren Seehafens in Ostpommern sicherlich ein Vorteil.

25 Jahre Kösliner Gemeindehaus.

Als im Jahre 1860 der Evangelische Jünglingsverein in Köslin gegründet wurde, da trafen auf seine Mitglieder zunächst die Worte des Apostels Paulus zu, der im 2. Kapitel des Epheserbriefes von „Fremdlingen und Gästen" spricht. Als solche mußten sie sich bei ihren Veranstaltungen in leihweise überlassenen Räumen (jahrelang z. B. im Hause Mühlentorstraße 44) behelfen, weil sie nicht, um mit dem Apostel weiter zu reden, „Gottes Hausgenossen" waren, sintemal es in Köslin kein der kirchlichen Jugendpflege dienendes Gotteshaus gab. Und in gleicher Lage befanden sich auch alle anderen kirchlichen Vereine damaliger und späterer Zeit, so der Evangelische Jungfrauen-, der Vaterländische Frauen-, der Gustav-Adolf-Verein u. a. m. Die Dringlichkeit der Schaffung eines eigenen Heimes wurde je länger je mehr offenkundig. Als dann von hochherzigen Mitbürgerinnen eine zweite Kleinkinderschule ins Leben gerufen werden sollte, schlossen sich die Vorstände all dieser Vereine unter Mitwirkung der Gemeindebehörden am 10. Dezember 1903 zu einem Gemeindehausverein zusammen. Sein Zweck war Erbauung, Erhaltung und Verwaltung eines Gemeindehauses. Dieses Haus war bestimmt, allen den in Köslin bestehenden und noch entstehenden Vereinen als Heimstätte und Sammelpunkt zu dienen, die sich die Pflege religiöser, kirchlicher, sittlicher und wohltätiger Aufgaben zur Pflicht gemacht hatten.

Im Sommer 1905 waren die Mittel des Vereins soweit gediehen, daß man auf dem mittlerweile am Husarenplatz, in unmittelbarer Nähe der alten Gertraudenkapelle erworbenen Bauplatze zur Grundsteinlegung schreiten konnte. Um die Jahreswende feierte die den Bau ausführende Firma A. Treptow das Richtfest, und gegen Ende des Jahres 1906 konnten die Schwesternstation und der zum Grundstücksverweser bestellte Diakon samt dem von ihm geleiteten Jünglingsverein in den Neubau Einzug halten. Der Hauptraum, die Gottesdiensthalle, wurde am Sonntag, dem 4. November 1906, der Oeffentlichkeit feierlich übergeben.

Bis auf den letzten Platz war am Einweihungstage das Gotteshaus schon lange vor der festgesetzten Zeit — der dritten Nachmittagsstunde — gefüllt. Gänge, Flur und Treppenhaus wurden zur Verfügung gestellt, um möglichst allen Festteilnehmern Raum zu schaffen; trotzdem mußten viele infolge der Ueberfüllung umkehren.

Der eigentlichen kirchlichen Feier ging die bei solchen Anlässen übliche Ordensverleihung voraus. Die Preußische Staatsregierung zeichnete durch den Kösliner Regierungspräsidenten, den Grafen von Schwerin, den Superintendenten Braun und den Mühlenbesitzer Gellert als Hauptförderer des Unternehmens aus.

Nach stimmungsvollem Vorspiel des Posaunenchors des Jünglingsvereins zogen während des Choralgesangs: „Preis und Anbetung sei Gott" unter Führung des Konsistorialrats Gräber die Spitzen der kirchlichen und der weltlichen Behörden: Geistlichkeit, Gemeindekirchenrat, Regierung und Stadtvertretung in langem Zuge in die Kirche ein und begaben sich auf die für sie bestimmten Plätze. Die Geistlichen trugen die kirchlichen Geräte. Nach dem Gemeindegesang: „Allein Gott in der Höh' sei Ehr" hielt Konsistorialrat Gräber die Festpredigt. Eingedenk dessen, daß die im kirchlichen Gemeindeleben wirkenden Vereine künftighin „nicht mehr Gäste und Fremdlinge", sondern „Bürger und Gottes Hausgenossen" in diesem neuen Gotteshause seien, legte er Epheser 2, 19 seiner Weiherede zu Grunde. — Als Leitmotiv künftiger Gemeindearbeit kennzeichnete Superintendent Braun die heute noch von den Wänden grüßenden Sinnsprüche in seiner Rede vom geschichtlichen Werdegang der neuen Heimstätte kirchlichen Lebens.

25 Jahre sind seitdem verflossen. Der beredte Mund der Festredner und die Stimme des Liturgen jener Weihestunde, des Pastors Rauschke, ist längst im Tode verstummt, aber der erhoffte und erflehte Segen ist von diesem Hause für die Gemeinde in diesem Vierteljahrhundert in reicher Fülle ausgegangen. Gottesdienste (u. a. die berühmten Kriegsandachten, die Taubstummenpredigten), Bibelstunden, Konfirmandenunterricht, Sitzungen der kirchlichen Körperschaften, Gemeindeversammlungen, Feste, Familienabende, Aufführungen der evangelischen Landesbühne, Freizeiten, Lehrgänge, Lichtbild- und Filmvorführungen gaben und geben in unterbrochenem Wechsel lebendiges Zeugnis von der regen Anteilnahme der Gemeinde am kirchlichen Leben.

Aber nicht nur Seele und Geist haben in dem Gemeindehaus die erhoffte Stärkung erfahren, auch für das körperliche Wohlergehen wurde gesorgt. Bereits einige Jahre in der Vorkriegszeit wurden auf Kosten der Frau Kommerzienrat Schlichting auch die damalige Gemeindeschwester Martha, die nunmehrige Ehefrau des Diakons und Jugendpflegers Ristow„ in den Wintermonaten 150 Schulkinder gespeist. Die Teeabende des Vaterländischen Frauenvereins, die sommerlichen Feste in dem schönen Garten und die Bewirtung der Teilnehmer von Tagungen werden dem Gemeindehause als improvisierte christliche Gaststätte bei vielen zu angenehmem Gedenken verholfen haben. Der Aufschwung der kirchlichen Jugendpflege hatte zur Folge, daß die der Jugend dienenden Räume erweitert werden mußten. Im Zusammenhang damit übersiedelte die ursprünglich im Gemeindehaus untergebrachte Volksbibliothek und die Kleinkinderschule nach dem Stadthause, während die gleichfalls im Gemeindehaus eingerichtete Hilfsschule anderweit besondere Schulräume zugewiesen bekam. — 1915 wurde der größte Teil des Hauses zu Lazarettzwecken eingerichtet. Bis zum Frühjahr 1919 war es in einer Stärke von 100 Betten belegt. Leiterinnen des Lazaretts waren Frau Kommerzienrat Schlichting und Frau Ristow.

Nach dem Weltkriege hat sich die Benutzung des Hauses stark verändert und vermehrt, zumal das Gemeindeleben in der Nachkriegszeit noch wesentlich reger und vielseitiger wurde. Die Vervollkommnung der Bühneneinrichtung steigerte die Inanspruchnahme des Hauses seitens außerkirchlicher Vereine. Große Musikaufführungen, würdevolle theatralische Darstellungen, z. B. die Gastspiele der Haß-Berkow-Gruppe wurden in seinen Hallen veranstaltet. Die Teilnehmerzahl, die sehr häufig auf 1500 Personen anwächst, läßt den Gedanken einer Erweiterung des Gemeindehauses nicht ruhen. Sobald es die wirtschaftlichen Verhältnisse wieder gestatten werden, wird man sich ernsthaft mit der Schaffung eines Speisesaales für ungefähr 300 Personen befassen müssen, um bei größeren Beratungen auswärtigen Gästen einen Imbiß verabfolgen zu können, ohne dazu wie bisher die Beratungsräume zu Hilfe nehmen zu müssen.

Bei der zentralen Lage von Köslin und bei der wünschenswerten Besiedelung von Ostpommern dürfte die Bedeutung des Gemeindehauses für die kirchliche und religiöse Entwickelung des Grenzlandes noch erheblich zunehmen, so daß es einem späteren Chro-

nisten sicherlich vorbehalten bleibt, über große grundlegende Begebenheiten innerhalb der Mauern des Gemeindehauses zu berichten, zumal das bisherige Gemeindehaus in edlen Wettbewerb tritt mit dem neuen Gemeindehaus, dem sogenannten Lutherhaus in der Mühlentorvorstadt.

F. W. Selbach,
ehemaliger Gemeindepfleger von St. Marien.

Der „Pamelpastor."

Aus der Geschichte des Kösliner Standesamtes.

Das Gesetz über die Zivilehe war ein Kind des sogenannten „Kulturkampfes", der anfangs der 70er Jahre unser Vaterland zersplitterte. Schon 1872 hatte der Reichstag von der Reichsregierung Ordnung der Zivilstands-Register und sodann die Einführung der obligatorischen Zivilehe von Reichsgesetzes wegen gefordert. Lange zögerte die Regierung, dieser Entschließung des Reichstages nachzukommen. Da entschloß sich der Reichstag, der Regierung selber einen von Dr. Völk und Dr. Hischius ausgearbeiteten Gesetzesentwurf vorzulegen. Nachdem er zwei volle Jahre Gegenstand der Erörterungen zwischen Bundesrat, Reichsregierung und Reichstag gewesen war, erlangte er endlich am 16. Februar 1875 in dem sogenannten Personenstandsgesetz Gesetzeskraft. Er löste damit die Kirchenbücher ab, die bis dahin für den Staat die allein maßgebenden Personenstandsregister waren.

Wir in Köslin haben die Einführung dieses neuen Gesetzes und die Schaffung eines Standesamtes am 1. Oktober 1875 erlebt.

In den Städten in dem Umfange von Köslin waren dem Inhaber der Polizeigewalt, d. h. also dem ersten und zweiten Bürgermeister, die Funktionen des Standesbeamten übertragen worden. Ihnen war es gestattet, einen Stellvertreter zu ernennen. Damals stand an der Spitze unseres Gemeinwesens der erste Bürgermeister Lenz und der zweite Bürgermeister Kutschke. Beide übertrugen infolge Ueberlastung mit anderen Dienstgeschäften dieses mit mancherlei Schreibarbeiten belastete Amt dem unbesoldeten Ratsherrn Bäckermeister Fritsch. Dieser, ein bereits bejahrter Herr, widmete sich seines Amtes mit viel Hingabe. Im Volksmunde führte er sehr bald den Namen „Pamelpastor". Der erste Teil dieses Spitznamens deutet auf seinen Beruf hin; die Pamel, ein stark roggenmehlhaltiges Brötchen, dürfte auch im übrigen Pommern bekannt sein. Der Titel Pastor erinnert daran, daß man sich in damaliger Zeit noch immer nicht daran gewöhnen konnte, daß eine weltliche Person die Ehebündnisse rechtsverbindlich zu schließen habe.

So hatte beispielsweise der vor einigen Jahren verstorbene Amtsvorsteher Grühn in Neuenhagen eine lebhafte Auseinandersetzung mit dem damals in Streitz amtierenden Pfarrer und späteren Kösliner Superintendenten Braun. Dem von der Bedeutung der kirchlichen Eheschließung mit allem Eifer durchdrungenen Geistlichen wollte es nicht in den Sinn, daß die staatliche Eheschließung — die Zivilehe — der kirchlichen Trauung voranzugehen habe. Der Amtsvorsteher Grühn mußte die ganze Stärke seines temperamentvollen Wesens in Anwendung bringen, um die Staatsautorität zu wahren. Wie übrigens allgemein bekannt ist, sind beide hochgeschätzte Persönlichkeiten bis zu ihrem Ableben trotzdem die besten Freunde geblieben.

Wenn ein Ehepaar bei Bäckermeister Fritsch, dessen Geschäftshaus und Wohnung sich im heute Richnowschen Anwesen befanden, erschien, so streifte der biedere Handwerksmeister schnell seine Latschen ab, zog das mehlbestäubte Gewand aus und warf sich mit Würde in die Ratsherrnpositur. Um der Gemütlichkeit zum Durchbruch zu verhelfen und die steife Förmlichkeit etwas abklingen zu lassen, öffnete der ratsherrliche Standesbeamte seine urväterliche Schnupftabaksdose und bot dem Brautpaar eine Prise an. Die Braut soll mitunter diese Liebesgabe verschmäht haben. Neben dem Brautpaar wurden auch die Trauzeugen mit einer Tabakspende bedacht, so daß der von ihm gleichzeitig ausgebrachte Glückwunsch auch alsbald lebhaft benieft wurde.

Als erstes Paar, das mit der Sanktion des Staates in den Bund der heiligen Ehe trat, ist der Lehrer August Otto Tuchtenhagen und Fräulein Helene Schmidt anzusprechen. Sie schlossen am 16. Oktober 1875 die Zivilehe. Es dauerte dann volle 6 Tage, bis wiederum zwei Paare zivilrechtlich getraut wurden. Die wenigen Eheschließungen während des vierten Vierteljahres haben ihren Grund darin, daß man in dem stark religiös beeinflußten Pommern der Zivilehe doch einige Bedenken entgegenbrachte, wie der vorher geschilderte Streitzer Zwischenfall bekundete. Die in den Stand heiliger Ehe tretenden Personen beeilten sich daher, noch vor Inkrafttreten der bürgerlichen Ehe die kirchliche Trauung zu erlangen, d. h. so lange diese vom Staate noch als allein rechtsgültige Form anerkannt wurde. Man hing eben hier in Pommern verständlicher Weise besonders stark an dem Herkömmlichen. Niemand wird sich hierüber lustig machen; liegt doch darin ein gut Teil pommerscher Eigenart.



Bäckermeister und Ratsherr Fritsch, genannt der „Pamelpastor".

Vor uns liegen die Eintragungen des wackeren Ratsherrn und Bäckermeisters. Sie sind fein zierlich, ein bißchen verschnörkelt, nach der Manier der damaligen Zeit abgefaßt. Bei der Eintragung über den künftigen Aufenthalt der Ehefrau steht „beim Mann". Das ist nicht mißverständlich und jeder Neuvermählten von Herzen zu gönnen. Nun schreibt aber der amtliche Schriftverkehr noch heute vor, daß an dieser Stelle in dem Registervordruck zu stehen habe „bei ihm". Herr Fritsch, zu dessen Ehre gesagt werden kann, daß ihm die vorher zitierte Ausdrucksweise verständlicher schien, schrieb dauernd „beim Mann", und der gesunde Menschenverstand muß ihm darin beipflichten. Anders aber eine hohe Regierung! Dort saß ein sehr „primmlicher" Herr, und als der auf besagten Umstand stieß, konnte er sich darüber und über ähnliche formale Verstöße nicht beruhigen, und so glaubte man denn von regierungswegen dem Magistrat nahelegen zu müssen, doch eine andere Person, möglichst einen Beamten, mit der Registerführung und Urkundenausstellung zu betrauen. So kam es, daß in den Folgejahren zunächst der Bürgermeister Lenz in höchsteigener Person den Trauakt vollzog und beurkundete.

Uebrigens hatte der unbesoldete Ratsherr Fritsch zwei volle Jahre hindurch ohne ernstliche Verstöße die nicht geringe Arbeit der Führung von Haupt- und Nebenregister für Eheschließungen, Geburten und Todesfälle bewältigt und ehrenamtlich ohne das geringste Entgelt als betagter Mann diese Arbeit geleistet. Das verdient besonders rühmend registriert zu werden.

Der erste Bürgermeister zog sofort bei Uebernahme des Amtes in dem Ratschreiber Fandre eine Schreibhilfe hinzu. Bei zunehmenden Amtsgeschäften vertrat ihn bald darauf der Stadtsekretär Felder. 1907 übernahm der neuerdings im Ruhestand lebende Bürodirektor Schwarzkopf die Standesamtsvertretung und galt seitdem als der offizielle Ehestifter in Köslin.

Das Anwachsen der Stadt machte 1911 eine Zweiteilung und 1919 sogar eine Dreiteilung der Amtsgeschäfte erforderlich, so daß nunmehr umschichtig die Standesbeamten Bürodirektor Schwarzkopf und die Magistratsobersekretäre Otto und Springborn des Amtes walteten. Der Krieg und der dadurch bedingte Beamtenmangel, ferner die mannigfache Inanspruchnahme des Standesamts in der Kriegs- und Nachkriegszeit zur Beurkundung von Todesfällen usw. bedingte im Jahre 1916 die Schaffung eines besonderen Sekretariats, das von einer Bürobeamtin verwaltet wurde. Während andere Städte schon frühzeitig dazu übergegangen sind, ihre standesamtlichen Geschäfte durch einen in Gruppe 8 und 9 rangierenden, mithin teuren besonderen Beamten verwalten zu lassen, dem dann noch eine Schreibkraft beigegeben wird, hat man in Köslin es bei der kostenlosen nebenamtlichen Bearbeitung bewenden lassen und den Stadtsäckel nur unbedeutend mit den Kosten der Schreibhilfe belastet. F. W. S.

Antonio Focke.

Bei Nennung dieses Namens taucht bei der älteren Kösliner Generation eine Jugenderinnerung auf. Antonio Focke war seines Zeichens ein tüchtiger Kaufmann und betrieb in der Hohentorstraße ein gut gehendes Geschäft. Er war ein Original, und sein Mutterwitz reizte ihn ständig zu schlagfertigen Entgegnungen, die — manchmal nicht ganz stubenrein — alsbald zu allgemeinem Ergötzen die Runde machten.

*

Die Frühlingssonne flutete durch die Hohetorstraße. Ihr warmer Schein lockte auch Antonio Focke unter die Ladentür. Wie er so dastand und sein Bäuchlein behaglich sonnte, kam ein Geschäftsreisender des Weges. Wie der den ihm wohlbekannten Kaufmann so vor sich sah, fühlte er sich unwillkürlich versucht, ihn vor seine Leibesfülle zu klatschen. „Wein oder Bier?" fragte er den Besitzer dieser unbequemen Errungenschaft. „Am Spundloch riechen!" lautete Fockes schlagfertige Antwort, und er schürzte hauchend die Lippen.

*

Eines Tages erschien in seinem Laden eine Mutter mit drei im Backfischalter stehenden Töchtern zum Hutkauf. Und da sie mehr mit Kindern als mit anderen irdischen Glücksgütern gesegnet war, so legte sie großen Wert auf billigen Einkauf und gab dies Antonio Focke vorweg zu verstehen. Der warf einen prüfenden Blick auf das Trio, das wie Orgelpfeifen vor dem Ladentisch stand. Dann steuerte er mit seinem Bäuchlein in einen dunklen Winkel seines Ladens, in die sogenannte „Bowel"-Ecke. Bald segelte er wieder unter mächtigem Schaukeln seiner Gladiatorenschultern durch die Ladenmitte auf die Mädchengruppe zu. Auf seinem linken Arm türmten sich drei Hüte. Im Handumdrehen stülpte er jeder der angehenden Damen eine Kopfbedeckung aufs Haupt, sorgte mit einem leichten Klaps für festen Sitz des Hutes und erklärte mit apodiktischer Sicherheit: „Paßt!" — „Ja, aber, . . ." meinte die älteste und warf einen verzweifelten Blick zuerst in den Spiegel, dann auf ihre gestrenge Mutter und zuletzt auf den überlegen dreinschauenden Herrn Focke. Der erhob die Rechte wie zum römischen Legionärgruß und erklärte nochmals feierlich: „Paßt!" Zur „alten Dame" gewandt, sagte er: „Summa summarum: M. 1,50", und unter erleichtertem Aufatmen erklärte auch sie: „Paßt!"

*

Ein lieber Mitbürger, der wegen seiner Muddeligkeit allgemein bekannt war, kam eines Morgens in Fockes Laden gestürzt und teilte diesem als Allerneuestes mit, daß er zum Maskenball gehe. „Mensch! Nu' rat mir aber mal zu einem recht originellen Kostüm. Aber weißt Du, zu so einem, das mich möglichst unkenntlich macht." — „Hm," meinte Antonio ernst und nachdenklich, „wasch Dich, kämm Dich, bind' Dir 'n reines Chemisette um — — kennt Dich niemand." — —

„. . . . . von der guten Bonité."

Zur Geschichte der Seifensabrikation in Pommern.

Justus von Liebig hat den viel zitierten, wenn auch nicht vollinhaltlich zu unterschreibenden Satz geprägt: Den Kulturzustand eines Volkes könne man am Grad des Verbrauches von Seife messen. Im Lichte dieses Ausspruches schneidet unsere Heimatprovinz Pommern geschichtlich sehr günstig ab.

In Deutschland beschränkte sich bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts die Herstellung der Seife auf Haushaltungen und auf einige unwirtschaftlich betriebene Seifensiedereien. Erst vom Jahre 1753 ab, seit Erfindung der Leblanc-Soda und mit deren Einführung in die Technik wurde die Seife auch ein allgemeiner und billiger Gebrauchsgegenstand, der bald nicht nur im Haushalt bei Körperpflege und Wäsche, sondern auch in der Industrie, insbesondere in den Bleichereien und Färbereien der Textilfabrikation eine maßgebende Rolle spielte. Dieser Aufschwung der Seifenerzeugung bahnte sich zunächst in England an, griff bald auch auf den europäischen Kontinent über, und zwar auf die Staaten, die dem Merkantilismus huldigten, d. h. einem volkswirtschaftlichen Bestreben, das sich u. a. die Vermehrung der produzierenden Kräfte und die richtige Regelung und Hebung von Handel und heimischer Gütererzeugung von Staats wegen zur Aufgabe gestellt hatte.

Einer der Vorkämpfer dieses Systems war Friedrich der Große, der nach dem Siebenjährigen Erschöpfungskriege in den Jahren 1763—1783 40 Millionen Taler zur staatlichen Förderung von Handel, Gewerbe und Ackerbau ausgab.

Unter den damals verausgabten Staatsmitteln „zur Ankurbelung der Wirtschaft" — wie wir heute sagen würden — befanden sich auch Gelder, die nach Pommern flossen. Unter anderen hatte sich der Kösliner Kaufmann Johann Gottlieb Vogel an den König gewandt und ihn um die Erlaubnis zur „Anlegung einer Fabrik von grüner oder schwarzer Seife" angegangen. Der König „concedierte" ihm „die Fabrication der grünen und schwarzen Seife von der guten Bonité", wie sie in Lübeck, Amsterdam und an anderen Orten hergestellt wurde. Er gestattete ihm aber nicht nur die Ausübung der Fabrikation, sondern er förderte den Unternehmer auch tatkräftig, indem er sich zunächst mit einem zinsfreien Vorschuß von 8000 Talern an dem Unternehmen beteiligte. Diese Einlage sollte Vogel nach einem Jahrzehnt geschenkt werden, wenn er nachweisen konnte, daß er die Fabrik nicht nur auf gleicher Höhe gehalten, sondern mehr und mehr erweitert habe, und wenn eine weitere Wirtschaftsblüte des Unternehmens in der Person des Besitzers gewährleistet schien. Dabei war auch ausdrücklich darauf Bedacht genommen, daß die Zahl der eingewanderten Arbeiter (Ouvriers) nicht vermindert werden würde; eine soziale

Fürsorge aus merkantilistischen, sicherlich aber auch aus menschlichen Erwägungen. Sodann räumte der König dem Unternehmen eine große Anzahl Rechte und Freiheiten ein, die in der Zeit, welche noch keine Gewerbefreiheit, daneben aber ein engmaschiges Zölle- und Abgabesystem besaß, auch Geldes wert waren. So genoß Vogel Befreiung von Einquartierung, Wassernutzungsrecht aus dem Mühlenbach und, was wertvoller war, auch aus der Gollenwasserleitung. Er durfte zollfrei an der Deeper Reede seine Schiffe löschen und die ausländischen Rohstoffe accisefrei mittels Handkarren auf dem Fischersteig durch den Buchwald nach Köslin hereinbringen. Außerdem genoß er Handelsfreiheit in allen preußischen Häfen und Stapelplätzen. Bedingung war indes: Wohlfeiler Preis der Ware, Gleichwertigkeit mit den Seifenerzeugnissen des Auslandes und ausreichende Vorräte für den ständigen Bedarf der Bevölkerung, insbesondere den unsrer engeren Heimat.

Die Gelder wurden nur ratenweise gegen Sicherheit gewährt. Die erste Rate wurde nach Inangriffnahme der Fabrikgründung und des Baues geleistet, die zweite bei Betriebseröffnung, die dritte nach Durchführung des Vollbetriebes. Der damalige Landrat des Fürstentumer Kreises — Witte — wurde zu peinlich genauer Aufsicht angehalten; namentlich hatte er darüber zu wachen, daß nie Feierschichten eintraten.

Und das am 19. Dezember 1781 mit staatlicher Hilfe ins Leben gerufene Unternehmen glückte, so daß es heute auf einen Bestand von 150 Jahren zurückblicken kann.

Ein Erlaß vom 16. März 1792 versicherte den erfolgreichen Unternehmer der Anerkennung der Krone und der ferneren wohlwollenden Förderung und sprach zugleich die geschenkweise Uebereignung des königlichen Darlehens aus.

Bis zum Jahre 1857 war die Fabrik im Besitz der Familie Vogel. Dann übernahm sie der spätere Stadtälteste Suhle. 1895 setzte Max Kiesow den Betrieb erfolgreich fort und erntete auf der Kösliner Ausstellung 1912 verdiente Anerkennung. Am 1. April 1924 folgte ihm sein Schwiegersohn Hermann Zwez.

Mit dem ungeahnten Aufschwung, den die Seifenfabrikation auf chemischem und maschinellem Gebiet erfahren hat, hat das alte Unternehmen Schritt gehalten, so daß die Spezialitäten der Firma: Kern-, Schmier- und feine Kokosseifen auf dem Markte bei scharfem Wettbewerb auch heute volle Beachtung finden.

Möge es dem Unternehmen in unserm industriearmen Osten vergönnt sein, in künftigen Zeiten zu erhöhter Blüte zu gelangen.

Gewerbelehrer Friedr. Wilh. Selbach, Hamburg.

Die schalenlose Kartoffel.

Ein verspäteter Aprilscherz.

Es war einmal — so fangen alle Märchen an; aber nein, hier handelt's sich um kein Märchen, sondern um eine tatsächliche Begebenheit. Ihr Held hat in Köslin wirklich gelebt und vor nicht allzulanger Zeit erst das Zeitliche gesegnet.

Eigentlich war er seines Zeichens Schulmeister und machte seine Sache als solcher schlecht und recht. Auf einem anderen Gebiet indes war er ein geborner Meister, als Zeitungsreporter nämlich. Kein Kind konnte in Köslin die Steinstufen herunterfallen, daß Peiter — so nannte man ihn kurzerhand — nicht davon erfuhr und von „des Kindes Engel" berichtete. Auch den „ersten Maikäfer" und „des Sommers letzte Rose" legte er pünktlich auf den Redaktionstisch nieder. So gefürchtet er in der Redaktion als Zeilenschinder war, so geschätzt war er wegen seiner Hellhörigkeit und Findigkeit, denn das zeitunglesende Kleinstadtpublikum will doch in seinem Leib- und Magenblatt diesen Alltagskram in Hülle und Fülle lesen.

Eines Tages spielte ihm sein journalistischer Spürsinn indes einen bösen Streich. Und das kam so:

Als er nämlich am frühen Morgen die Tesmarstraße entlangschlenderte, sah er gerade seinen Kollegen M. — im Nebenberuf Landwirtschaftslehrer — die Zaunpforte zu den Versuchsfeldern der Landwirtschaftskammer öffnen. Zwei Herren traten mit ihm ein. Es waren „Auswärtige". In der Kleinstadt, wo jeder den anderen kennt, hat man so etwas auf den ersten Blick heraus. Die Tatsache erweckte Peiters Neugierde oder besser gesagt Wißbegierde, und diese beflügelte seinen Schritt. Zu seinem Leidwesen fand er die Pforte wieder verschlossen. Alle Bemühungen, sich seinem Kollegen gegenüber bemerkbar zu machen, gingen fehl oder wurden geflissentlich übersehen. Sein lauschendes Ohr vernahm nichts von alle dem, was M. mit seinen Gästen besprach. Er sah nur, wie diese inmitten des üppig ins Kraut geschossenen Kartoffelfeldes wie angewurzelt standen, nach unten schauten, als wollten sie ein Loch in den Boden starren.

Im Konferenzzimmer der Schule schlängelte sich Peiter geschickt an M. heran; der aber wich ihm aus. Dagegen pflanzten sich in Peiters Nähe zwei andere Lehrer auf. Davon war der eine klein, so daß er öfters mit dem Schillerwort angeredet wurde: „Mein Freund, kannst Du nicht länger sein?" Was dieser an Wachstum zu wenig hatte, hatte sein Gegenüber an Hauptteslänge zu viel. Das ungleiche Paar — wie es so dastand — erinnerte lebhaft an die Stettiner Sänger. „Merkwürdig", sagte der Große und legte das Kinn in Falten. „Merkwürdig!" wiederholte der Kleine, und seine Stirne furchte sich gedankenschwer. Hatte Peiter richtig gehört, hier sollte etwas „merkwürdig" sein, und er, er sollte nichts davon wissen? „Merkwürdig? Was ist merkwürdig?" fragte er den Großen. „Weißt Du nichts davon? Unserm Kollegen M. ist etwas Merkwürdiges geglückt." — „Was denn?" — „Noch darf man nicht darüber sprechen, die Herren von der Landwirtschaftskammer haben ihm Schweigen auferlegt," erwiderte der Lange, sprach's und überließ den guten Peiter den Qualen der Neugierde. Schon wollte er sich dem enteilenden Kollegen an die Rockschöße hängen, als der Zweite im Bunde, der Kleine, im Selbstgespräch deutlich vor sich hinmurmelte: „Merkwürdig, das Fleisch der Kartoffel verbindet sich organisch mit der Haut der Kartoffel, so daß man tatsächlich von der schalenlosen Kartoffel reden kann." Dabei sah der Kleine so ergriffen aus, daß Peiter es gar nicht wagte, den sich entfernenden Grübler weiter zu behelligen.

Abends las man dann in der Zeitung:

Züchtungserfolg. Nach jahrelangem Bemühen ist es unserem mit Recht so beliebten Mitbürger, Herrn Lehrer M. geglückt, die schalenlose Kartoffel zu züchten. Das Fleisch dieser Kartoffel verbindet sich organisch mit der Haut der Kartoffel, sodaß man tatsächlich von der schalenlosen Kartoffel reden kann. Unsere Hausfrauen — der lästigen Arbeit des Kartoffelschälens überhoben — werden das neue Zuchtprodukt besonders begrüßen. Eine heute früh in den Mauern unserer Stadt weilende Kommission der Landwirtschaftskammer Stettin hat sich bei Besichtigung der dem Lehrer M. unterstellten Versuchsfelder außerordentlich lobend über die schalenlose Kartoffel ausgelassen.

Anderen Tages herrschte im Konferenzzimmer eine Lebendigkeit, die man sonst nur in unbeaufsichtigten Klassen der Schule anzutreffen pflegt. Die Wogen der Heiterkeit ebbten indessen ab, als Peiter das Konferenzzimmer betrat. Mißtrauisch schaute er sich im Kreise seiner Kollegen um. Ueberall stieß er auf ein eingefrorenes Lächeln. Als er sich aber ahnungsvoll dem Schranke des Konferenzzimmers näherte, brach die verhaltene Heiterkeit aufs neue stürmisch durch.

Mit diesem Schranke hatte es eine eigene Bewandtnis. An seiner Seitenwand waren allerhand gedruckte Blüten unfreiwilligen Humors aufgeklebt.

So las man z. B.:

daß der beliebte Tenor der Krummschmidt'schen Truppe, Herr Hagen-Stiller, wegen eines Kahlkopfleidens nicht auftreten könne,

daß der Lüdtkesche Saal aus Anlaß des Stiftungsfestes des Sängerbundes mit Lumpen feenhaft geschmückt war,

daß Förster Granzow in Gollenberg einen **Dachhund** abzugeben hatte (Randbemerkung: Viele **Dachhunde** sind des **Dachhasen** Tod),

und schließlich, daß die deutsche Flotte anläßlich des Todes Christian IX. im Hafen zu Swinemünde einen Trauer**salat** abgab.

Auch illustrativ war der Schrank geschmückt. Man erblickte die Doppelzeichnung einer Grabstätte in Konikow. Auf der Vorderseite des Holzkreuzes las man als Grabspruch:

Allzu früh trank er den Bittern

und auf der Rückseite als Fortsetzung:

Leidenskelch zur Neige aus.

Dann kam die flammende Entrüstung des Fuhrmanns K . . . . t aus Rogzow, der jeden als einen ehrlosen Schuft erklärte, der fürderhin noch einmal behauptete, seine Frau gehe des Nachts in Männerkleidern auf den Feldern umher und stehle Kartoffeln. Diese Beschimpfung halte er so lange aufrecht, bis man ihn vom Gegenteil überzeuge.

Den Beschluß aller dieser Ergüsse bildete aber die Notiz von der schalenlosen Kartoffel. Zürnend sah Peiter im Kreise umher, aber die Urheber des verspäteten Aprilscherzes, den langen K. und den kleinen G. sah Peiter nicht; sie hatten sich dünn gemacht.

F. W. S.

Der schwierige Nachweis!

Eine Kösliner Gerichtserinnerung.

In einem lesenswerten Buche von Ernst Metz, „Menschliches und Allzumenschliches" wird eine Anekdote erzählt, die sich an einen Kösliner Vorgang anlehnt:

An der Ecke der Danziger und der heutigen Lorenzstraße, war ehedem in der noch wenig bebauten Friedrich-Wilhelm-Vorstadt ein Gartenlokal, das Seick'sche Restaurant, das ein sehr beliebter Aufenthalts- und Rastort für Gollenspaziergänger bildete.

In unmittelbarer Nähe des Gartens stand ein anderthalbstöckiges Häuschen, dessen Giebelwohnung von einem Laternenanstecker bewohnt wurde. Es liegt erst zwei Jahrzehnte zurück, daß in Köslin Fernzündung eingeführt wurde; bis dahin schwärmte noch das Heer der Laternenanstecker allabendlich mit Einbruch der Dämmerung von der Rathauswache mit lichtgekrönten Stangen aus. Zu ihrer Schar zählte auch der Giebelstubenbewohner. Dreimal mußte er, wenn andere Leute Feierabend machten und Nachtruhe hielten, seinem Beruf nachgehen. Abends galt es, die Laternen anzustecken, um 11 Uhr löschte er sie bis auf die Nachtbeleuchtung, und im Morgengrauen wurde auch diese von ihm ausgedreht. Er konnte also an gewissen Tagesstunden, an denen er nicht als Flickschuster wirkte, seine wohlverdiente Ruhe beanspruchen, namentlich an einem Ruhetage wie dem Sonntage. Nun herrschte aber gerade an diesem Tage zu seinem Aerger keine Sonntagsruhe, sondern Hauptbetrieb im Seick'schen Garten. Es gab damals, 1890, genau wie heute „liebe" Mitbürger, für die war die damals noch technisch sehr unvollkommene Grammophonmusik ein Ohrenschmaus. Nicht so für unseren biederen, ruhebedürftigen Laternenanstecker. Er machte schließlich seinem gepreßten Herzen von seinem Dachfenster herab mit kräftigen Ausdrücken Luft, weckte damit aber unter den wenig mitfühlenden Gartenbesuchern nur ein ebenso kräftiges Echo. Als er und seine bessere Hälfte ihre Widersacher an Kraftausdrücken nicht mehr zu überbieten vermochten, räumten beide urplötzlich die Bildfläche. Im nächsten Augenblick erschienen in der Fensterfüllung der kleinen Dachwohnung zwei Gebilde, die lebhaft an die entblößten rückwärtigen Körperteile menschlicher Wesen erinnerten. Höchste sittliche Empörung, allgemeiner Aufbruch der Gäste!

Etliche Wochen später hatte sich der Laternenanstecker nebst Gattin wegen Beleidigung und Erregung öffentlichen Aergernisses vor dem Kösliner Schöffengericht zu verantworten. Nach Verlesung der Anklage fragte der amtierende Richter die Beschuldigten, was sie zu ihrer Verteidigung vorzubringen hätten. Sie leugneten bereits in der Voruntersuchung hartnäckig und verweigerten jetzt in der Hauptverhandlung die Aussage, indem sie darauf hinwiesen: ihr Rechtsbeistand würde sich zur Sache äußern. Eine stattliche Zeugenzahl trat an und beschwor mehr oder minder eindeutig je nach dem Grade ihrer Bildung den gehabten Anblick. Zuletzt erhob sich der Vertreter der Anklagebehörde, um auch seinerseits der sittlichen Empörung nachdrücklich zum Durchbruch zu verhelfen. Er hielt die Beschuldigten für überführt und meinte, die verübte Schweinerei müsse mit einer exemplarischen Freiheitsstrafe geahndet werden. Beifallsgemurmel im Zuschauerraum, heimlich Heulen und Zähneklappern auf der Anklagebank.

Darauf erhob sich der Herr Verteidiger, ein ganz junger Mann, der jetzt noch in Köslin als gesuchter Rechtsanwalt wirkt und hielt mit dem tiefen Brustton der Ueberzeugung, der noch heute seine Verteidigung auszeichnet, seine gerichtliche Jungfernrede. Sie bestand nur aus vier Worten. Er sagte: „Ich bestreite die Identität!" Sprach's, zog genau wie heute die Weste über das damals noch nicht vorhandene Bäuchlein und setzte sich. Lautlose Verblüffung lag für einen Augenblick über der ganzen Versammlung. Dann aber platzte im Zuhörerraum ein schallendes Gelächter los, dem sich auch die Herren am Richtertisch unter recht verlegenem Schmunzeln nicht ganz zu entziehen vermochten. Als sich das Publikum nicht so schnell beruhigte, drohte der Richter mit Saalräumung. Nach ganz kurzer Beratung mit den Beisitzern verkündete er die Vertagung des Prozesses. Von einem neuen Termin hat jedoch das am Fortgang der Verhandlung stark interessierte Publikum nichts mehr gehört. Vielleicht berichtet der bewußte Rechtsanwalt einmal am Stammtisch bei Fiß über den Ausgang des Falles, so daß er sich nachträglich noch herumspricht. F. W. S.

Eine salomonische Polizeimaßnahme.

Es war in den 80er Jahren, da trafen sich in Köslin aus den verschiedensten Teilen der Monarchie einige Regierungsräte, die ehedem gemeinsam ihre Assessorenzeit bei der Kösliner Regierung verlebt hatten. In der Erinnerung an jene schönen Tage brach man einigen Flaschen die Hälse und warf schließlich in vorgerückter Stunde und steigender Weinlaune Flaschen und Gläser, um sie künftigem profanen Gebrauch zu entziehen, durchs Fenster des Lokals auf die Straße. Das Geklirre der Glasscherben auf dem Pflaster des in den Nachmittagsstunden belebten Marktplatzes lockte zahlreiche Vorübergehende an. Als der wiederholte Einschlag der gläsernen Geschosse auch die Aufmerksamkeit der benachbarten Polizeiwache auf sich lenkte, forschte man von dort her nach der Ursache und den Urhebern. Ehe man sich zu einem polizeilichen Einschreiten in eigener Zuständigkeit anschickte, hielt der Kommissar es doch für geboten, den Polizeiverwalter um Weisungen anzugehen. Und was geschah dann auf dessen Veranlassung? Um das Publikum nicht durch weitere, mit einiger Sicherheit zu erwartende Wurfgeschosse zu gefährden, sperrte die Polizei fürsorglicherweise den Bürgersteig und den Fahrdamm vor dem Lokal ab.

Herausgegeben von der Heimatvereinigung „Unser Pommerland." Verantwortlich: Gustav Fischer, Stettin. Druck und Verlag von Fischer & Schmidt, Stettin. Nachdruck der Originalbeiträge ist nur mit Erlaubnis des Verlages gestattet. Alle Sendungen sind an den Verlag der Zeitschrift „Unser Pommerland", Stettin, Gr. Wollweberstr. 13, zu richten.

Dem pommerschen Heimatfreund auf den Weihnachtstisch

Deutsche Volkskunst in Pommern

von

Dr. Fritz Adler

Mit 207 Abbildungen, kart. RM. 7.50, Pappbd. RM. 8.50, Leinen RM. 9.50.

❖

Der Herr Landeshauptmann der Provinz Pommern urteilt: „Das mir vorgelegte Exemplar habe ich mit großer Freude durchgesehen, da es schon rein äußerlich einen sehr guten Eindruck macht und in seinem Text wie in seinem Bildteil von einer außerordentlichen Mannigfaltigkeit ist. Viele Pommern werden in diesem Buch wahrscheinlich zum ersten Male mit Staunen zahlreiche bisher noch unbekannte Stücke der alten hochstehenden pommerschen Volkskultur sehen. Ich hoffe, daß möglichst weite Kreise Pommerns das Buch erwerben.

„Dieser sehr erfreuliche und schöne Band über die deutsche Volkskunst in Pommern gibt einen kennzeichnenden Einblick in die kulturelle Eigenart der verschiedenen Teile dieses Landes. In glücklicher Weise wird auch hier wie in den anderen Bänden der Sammlung „Deutsche Volkskunst" die künstlerische Eigenart eines deutschen Stammes auf den Gebieten der Baukunst, der Innenausstattung der Wohnräume, der Tracht, Weberei, Töpferei, Schnitzerei, Kunstschmiedearbeit usw. durch vorzügliche bildliche Darstellungen, denen ein erklärender Text und Einführung in Volkstum und Volkskunde Pommerns vorausgeht, dem Betrachter näher gebracht." Volk und Rasse.

Delphin-Verlag, München.

Unser Pommerland

Monatsschrift für das Kulturleben der Heimat.

17. Jahrgang 1932.

Bezugspreis vierteljährlich 3.— Mark.

Es erschienen folgende Sonderhefte:

	RM.
Stolp	1.50
Von Swinemünde bis Zinnowitz	1.50
Der Weizacker	1.50
Anklam	1.50
Stralsund	1.50
Rügen	1.50
Cammin	1.50
Pommerscher Humor	1.50
Rügenwalde	2.—
Quer durch Hinterpommern	1.50
Wolgast	2.—
Heinrich Bandlow-Heft	1.50
Schlawe-Rummelsburg	1.50
Pyritz	1.50
Pasewalk	1.50
Von pommerschen Soldaten	1.—
Hans Hoffmann-Heft	1.—
Demmin	2.—
Wollin	1.50
Neustettin	2.—
Stargard	2.—
Treptow a. T.	1.50
Treptow a. R.	2.—
Bad Polzin	1.50
Dramburg	2.—
Friedrich der Große	2.—
Die Buchheide	2.—
Pommersche Dichtung der Gegenwart	2.—
Belgard	2.—
Wildenbruch	2.—
Grimmen	2.—
Kreis Randow	2.—
Ostseeheft	1.50
Garder See	1.50
Kreis Regenwalde	2.—
Köslin	3.—

Verlag Fischer & Schmidt, Stettin.

Pädagogium Dr. Reusse, Köslin

Größte Privatlehranstalt des deutschen Ostens. Sexta bis Abitur und Aufbauklassen. Moderne Gebäude in prachtvoller gesunder Lage direkt am Gollenberg. Wald. Ostsee. Kleine Klassen. Tägliche Arbeitsstunden. Evang.-christliche Hausordnung. Gesamtpreis 75,— bis 115,— RM. monatlich. Näheres reich illustrierter neuer Freiprospekt.

Direktor Dr. Reusse.

KÖSLINER ZEITUNG

Verlag C. G. Hendeß G. m. b. H.

Fernsprecher Sammelnummer 2467

Hauptgeschäft: Poststraße 8
Zweiggeschäft: Neuetorstraße 21

Die „K. Z" ist die erste und älteste Tageszeitung im Bezirk Köslin und hat die größte Leserzahl, sie ist das bevorzugte Blatt der Familie / Vorzügliches Anzeigenblatt für den Bezirk Köslin und die angrenzenden Kreise, führend durch die hohe Auflage und den großen Erfolg

C. G. Hendeß G. m. b. H., Köslin

Buch-, Stein- und Offsetdruckerei

liefert sämtliche

Druckarbeiten
Bucheinbände

Eigene Buchbinderei / Großes Papierlager

Kaufhaus Frischer

Am Markt und Bergstraße / Tel. Nr. 2118

Das führende Kaufhaus Köslins

Mitteilungen

des Bundes Heimatschutz, Landesvereins Pommern.

Pommersche Heimat.

Nr. 1 Januar 1931

An unsere Mitglieder!

Die Hauptversammlung im Dezember vorigen Jahres hat mich wieder zum 1. Vorsitzenden gewählt. Ich habe die Wahl darum angenommen, weil sich z. Zt. kein Ersatz für mich fand. Indem ich das erkläre, mißachte ich nicht den Ausdruck des Vertrauens, der in meiner Wiederwahl liegt; aber ich weise auch darauf hin daß meine Gesundheit nach wie vor zu wünschen übrig läßt und meine Arbeitskraft ungünstig beeinflußt wird. Gern sähe ich darum nach wie vor die Leitung des Bundes Heimatschutz in stärkeren Händen.

Das neue Jahr hat auch uns eine ganze Anzahl von Beweisen für die Not der Zeit gebracht: Abmeldungen von Mitgliedern nämlich, die da glauben, einen Mitgliedsbeitrag nicht mehr zahlen zu können; weil . . . Nun, wir wollen mit niemandem rechten, und jeder muß wissen, was er tut. Um so mehr hat aber von verschiedenen Seiten her der Hinweis erfreut, daß man trotzdem der Gesinnung nach unser sei. Denn darauf kommt es an! Unser sein heißt, unsere Arbeit fördern, unsere Bestrebungen verstehen und schätzen. Und wenn es ginge, würden wir gern auf alle Zahlungen verzichten und uns an jenen Getreuen genügen lassen, die wenig Geld und viel Liebe haben. Leider geht das nicht, und so müssen wir zu Beginn des neuen Jahres denen doppelt dankbar sein, die uns trotz aller schlechten Zeit nicht nur mit dem Herzen, sondern auch mit dem Geldbeutel treu blieben! Wir werden sie überwinden, die schlechten Zeiten. Und er wird leben, der Heimatschutz, auch wenn zur Zeit die Zahl seiner Arbeiter kleiner ward. Ueber Menschenwollen und -können, über Generationen, die dahinsinken, steht die hohe Idee! Heimatschutz! Und in dem Sinne:

Glück auf zum Neuen Jahre! M. Neepel.

Der Zug des Todes.

Zweie, die unserer Arbeit nahe standen, hat uns das Schicksal um die Wende des Jahres entrissen.

Kurz vor Weihnachten starb in Stettin Herr Gartendirektor Schulze. Wir verlieren in ihm einen Mitarbeiter, der mit seinem Wissen und Können stets und bereitwillig in die Bresche sprang, wenn wir ihn riefen. So das letzte Mal geschehen, als es darauf ankam, den Baumbestand eines Stettin nahen alten Friedhofes zu retten. Ganz abgesehen von seiner beruflichen Tätigkeit, die ihn uns besonders nahe gebracht hat in der Art, wie er den verwilderten Quistorppark, der natürlichen Schönheit des Geländes entsprechend, in einen Landschaftspark umgewandelt hat, um Stettin um eine Stätte der Schönheit reicher zu machen. Mit ihm ist einer jener Männer gegangen, für die wir noch keinen Ersatz sehen.

Alsdann starb in den ersten Tagen des jungen Jahres der Kunstmaler Gustav Milling. Organisatorische Tätigkeit im Interesse der pommerschen Künstlerschaft band einen Teil seiner Kräfte. Dennoch fand auch er Zeit, unsere Arbeit als Künstler zu fördern. Von ihm stammt das Bild des Lonwitzer Hünengrabes auf unseren Mitgliedskarten. Eine Serie von ihm entworfener Heimatschutzkarten ist lange vergriffen . . . Sein Künstlertum war kein billig errungener, gefälliger Durchschnitt, sondern ein unablässiges Ringen, dem das Schicksal die Vollendung versagte, indem es ihn unerwartet in das Jenseits abrief. Unser wehmütiges Gedenken folgt auch ihm nach.

Der Vorstand Neepel.

Treibt Familienforschung!

Was weißt du von deinen Vorfahren,
die gelebt vor vielen vielen Jahren?
Sehr wenig, muß manch einer gestehen.
weiß er von deren Leben und Vergehen.

Es ist leider Tatsache, daß viele Menschen nicht einmal Geburtstag und Jahr der Eltern kennen, geschweige denn Näheres von den Großeltern wissen.

„Wozu auch" oder „was hat es für einen Zweck?" erhielt ich schon so oft zur Antwort.

„Die Familienkunde (Genealogie) ist ja doch nur von jeher ein „adliger Sport", sagten andere.

So sollte man nicht denken. Eine Familien-Chronik gibt manchmal die weitgehendsten Aufschlüsse über das Schaffen und Wirken unserer Vorfahren. Auch von Familien niederer sozialer Herkunft und Stellung.

Man sollte auch nicht an denjenigen Angehörigen vorübergehen, denen irgend ein Makel anhaftet. Leider ist es so, daß man von einem Entgleisten nicht gerne innerhalb der Familie spricht. Man ist immer gleich mit Vorurteilen zur Hand. Wer will aber beweisen — so frage ich — daß in dem „Verirrten" nicht doch ein guter Kern steckte und er viel, sehr viel besser war als ein anderes Familienmitglied?

Was sagt der große russische Dichter F. M. Dostojewski? „Man kann selbst aus der schlechtesten Familie kostbare Erinnerungen bewahren, wenn nur die Seele fähig ist, das Kostbare zu suchen".

Ist erst einmal der Anfang gemacht, stellt sich bald bei den ersten Ergebnissen — und seien sie auch noch so klein — der Reiz zur weiteren Forschung ein.

Man soll aber nicht gleich bei den ersten Schwierigkeiten, die sich bestimmt einstellen werden, die begonnene Arbeit aufgeben.

Seit Jahren betreibe ich Familien-Forschung (Sippen-Forschung) und habe so manche frohe Stunde erlebt, bin aber auch manchmal bitter enttäuscht worden. Ich bin denen, die mir diese Enttäuschung bereiteten, heute nicht mehr böse, denn vom rein menschlichen Standpunkt aus kann ich deren Verhalten verstehen. Mit der Enttäuschung verhält es sich so:

Um in meinen Forschungen weiter zu kommen, wandte ich mich auch schriftlich an einen Vetter meines Vaters, in der Hoffnung, Näheres zu erfahren.

Wohl habe ich nach Wochen eine Antwort erhalten, aber gleich mit der Anfrage, ob ich etwas von einer zu erwartenden Erbschaft wüßte.

Da ich nun wirklich nicht die geringste Ahnung und auch nie daran gedacht hatte, so teilte ich es postwendend mit und dachte, daß die Angelegenheit erledigt sei.

Aber weit gefehlt. Es wurden nun von der betreffenden Seite die anderen Familien-Angehörigen benachrichtigt, und eine wahre Jagd nach der „Millionenerbschaft" aus Amerika begann.

Immer wieder wurden meine Familienangehörigen, die natürlich ebenfalls von einer angeblich zu erwartenden Erbschaftsangelegenheit nichts wußten, und ich selbst bestürmt.

Nachdem ich mir Näheres über die angebliche Erbschaft hatte berichten lassen, insbesondere darüber, worauf selbige begründet sei, wußte ich sofort, daß es sich hierbei um ein „Phantom" handelt.

Man beschuldigte mich, — obwohl ich selbst wirklich nichts wußte und auf Grund leerer Vermutungen keine Lust hatte, etwas zu unternehmen, — der „Erbschleicherei". Das tat natürlich sehr weh.

Trotzdem habe ich die Lust und Liebe an meiner Arbeit nicht verloren. Das Ergebnis werde ich später zusammenstellen und auch denen zukommen lassen, die mich in falschem Verdacht hatten. Allerdings werden wohl noch einige Jahre vergehen!

Ich führe diesen Fall nur an, um zu beweisen, daß für die Familienforschung nicht immer das richtige Verständnis aufgebracht wird.

Um nun Anfängern ihre Arbeit zu erleichtern, möchte ich einige Fingerzeige geben.

Zunächst erkundigt man sich bei den Eltern — falls die Großeltern etc. noch leben, bei denen über alles Wissenswerte. Man sammele alle mündlichen und schriftlichen Ueberlieferungen, die Lücken kann man durch persönliche — wo nicht angängig — durch briefliche Nachforschungen in den zuständigen Pfarr- und Standesämtern ausfüllen.

Es sei hierbei ausdrücklich darauf hingewiesen, daß die Standesämter erst seit 1875 bestehen.

Ist also jemand vorher geboren, so wende man sich an das zuständige Pfarramt. Leichter ist es natürlich, wenn man Gelegenheit hat, an Ort und Stelle Erkundigungen einzuziehen.

Man lasse nicht den Mut sinken, wenn man nicht gleich oder eine negative Antwort erhält. Ich habe oft Monate auf Antwort warten müssen.

Sobald man einige Daten beisammen hat, beginnt man mit der Aufstellung einer sogenannten Stammtafel. Man vergesse nicht die Berufsangaben, Lebens- und Traudaten etc. Dann gibt man Abschriften an alle in Frage kommenden Familien weiter. Oft werden die Empfänger dadurch angeregt, selbst weiter zu forschen, so daß sich der Stammbaum immer mehr ergänzt.

Um die Familien-Chronik zu vervollkommnen, sammle man auch Bilder, Militärpässe und Familienurkunden.

Es sei auch mitgeteilt, daß es sehr viele Vereine zur Förderung der Namen-, Wappen- und Sippenkunde gibt, ebenso auch einige diesbezügliche Fachzeitschriften. Auf eventuelle Anfragen erhält man bereitwilligst Auskunft.

Sollte ich durch meine Zeilen nun bei einigen die Anregung zur Familienforschung — zu der die größten Persönlichkeiten geraten haben, gegeben haben, so wäre der Zweck meines Aufsatzes erfüllt.

Mit den Worten des schwäbischen Dichters Ludwig Finkh (geb. 1876 in Reutlingen) möchte ich meinen Artikel schließen:

„Der Mensch hat Vater und Mutter. Ihnen einen Kranz zu winden, gilt unsere Forschung. An Stelle eines steinernen Mals errichten wir ein lebendiges. Wir arbeiten nicht für uns, sondern für jeden, für Euch. An diesem Denkmal zu bauen, ist Familienpflicht. Die Nachwelt wird es uns danken, so wie wir danken würden, wenn der Bau schon vor hundert Jahren begonnen worden wäre. Die natürliche Einheit ist die Familie. Durch unsere Forschung wird sie zusammengeschweißt. Wir werden ihr neue Dinge erzählen können, die nicht Weltgeschichte bewegen, aber euer Herz, das mitschlägt in der Familiengeschichte."

Aug. Zöllner.

Bestimmungen über den Fangschuß.

Die Herren Minister für Landwirtschaft, Domänen und Forsten und für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung haben unter dem 30. September 1930 an die Regierungspräsidenten folgenden Runderlaß ergehen lassen:

Es sind Zweifel darüber aufgetreten, ob das Verbot des Schrot- und Postenschusses sowie des Schusses mit gehacktem Blei auf Rot-, Dam- und Rehwild im § 4 der Tier- und Pflanzenschutzverordnung vom 16. 12. 1929 (GS. S. 189 ff.) auch für den Fangschuß gilt. Wir weisen daher darauf hin, daß nach dem Wortlaut und der Absicht der Verordnung auch der Fangschuß der Verbotsvorschrift unterliegt, daß also auch der Fangschuß nicht mit Schrot, Posten oder gehacktem Blei gegeben werden darf.

(Ministerialblatt der Preuß. Verwaltung für Landwirtschaft, Domänen und Forsten, Nr. 40 vom 18. 10. 30.)

Kolonial- und Mandatsgebiete.

Das durch Zusammenwirken holländischer, belgischer, französischer und englischer Naturschutzvertreter gebildete Internationale Naturschutzbüro (Office International pour la Protection de la Nature), das in Brüssel, 9. Rue d'Egmont, von Dr. Derscheid geleitet wird, gibt seit kurzem eine „Revue Internationale de Législation pour la Protection de la Nature" heraus. Diese Umschau hat die Aufgabe, die Kenntnis der Gesetze und Verordnungen, die sich auf den Naturschutz beziehen, zu verbreiten, auf diese Weise einen Vergleich dieser Vorschriften und damit ihre Verbesserung zu ermöglichen usw. Es sind bisher zwei Hefte über Belgisch-Kongo, zwei über Kenya und eins über Kamerun (unter französischem Mandat) ausgegeben worden. Das zuletzt erschienene Heft enthält die Verordnungen, die von 1925—1929 für Belgisch-Kongo erlassen worden sind. Sie betreffen den Albert-Nationalpark, Waldschutzgebiete, Jagdschutzgebiete, die Elefantenjagd, die Ausfuhr und Versteuerung des Elfenbeins, Verbot der Abbrennung des Unterholzes zum Zwecke der Jagd, der Verwendung künstlichen Lichtes bei der Jagd, des Abschlagens der Oelpalme (Elaeis), der Jagd auf das Flußpferd, auf den Goldaffen (Cercopitheeus Kandti Mtsch.) usw.

Neue Veröffentlichungen.

Heimatkalender für den Kreis Lauenburg i. Pom. Im Auftr. des Kreiswohlfahrtsvereins herausgegeben von Rektor R. Gerlach in Leba. Verlag u. Druck Badengoth, Lauenburg i. P. 1931. 118 S.

Der reiche Inhalt des Kalenders lobt seinen Meister. Heimatkunde und Heimatpflege und die Betonung des Deutschtums im Osten, das gibt eine kräftige Kost, für deren gute Zusammenstellung und deren Bekömmlichkeit der Name des Herausgebers bürgt. Man sieht es dem Kalender an, daß er nicht bloß in kurzer Zeit zusammengestellt, sondern ernste Jahresarbeit ist. M. R.

Die Deutsche Glocke. Das Volksbuch der Deutschen Heimat. Herausgegeben von Hans Reyhing. 6. Jahrgang. 1930. Verlag der Deutschen Glocke, Ulm a. D., 332 Seiten, illustriert.

Die Deutsche Glocke erscheint in Einzelnummern. Jede Einzelnummer behandelt in Poesie, Prosa und Bild ein Stück deutscher Erde. Alle Nummern erscheinen zu Ende des Jahres in Buchform, schön ausgestattet und zum Preise von 3,50 M. Der vorliegende Band enthält auch einen Teil „Stettin und Hinterpommern." Die gut gewählten Beiträge zur Landes- und Volkskunde aller deutschen Gaue werden jeden erfreuen und müssen im Schulunterricht vortrefflich zu verwenden sein. M. R.

Verantwortl. Schriftleitung: Martin Reepel, Stettin, Alleestr. Nr. 14. Druck: Fischer & Schmidt, Stettin.

Mitteilungen

des Bundes Heimatschutz, Landesvereins Pommern.

Pommersche Heimat.

Nr. 2 Februar 1931

Naturschutz und Bodenkunde.

Von Dr. Konrad Richter, Greifswald.

Dank der eifrigen Tätigkeit des Bundes Heimatschutz ist der Boden unseres Pommernlandes an mehreren Stellen vor menschlichen Eingriffen geschützt — aber sozusagen aus Versehen. Wir haben das eigentlich garnicht beabsichtigt. Der Schutz ein zufälliger, indirekter. Einmal gilt es, einen alten Waldbestand in möglichst urwüchsiger Form zu erhalten, beziehungsweise wieder herzustellen, dort ein Hochmoor in seiner Eigenart, andernorts seltene Pflanzengemeinschaften, Tiervorkommen oder geologische Landschaftsformen vor Zerstörung zu bewahren. Der Boden an sich, das Nährstoffmagazin unserer Pflanzenwelt, ist etwas anderes als nur das geologische Substrat und leider in Pommern immer noch sehr stiefmütterlich behandelt. Das geologische Profil ist eine wechselnde Folge verschiedenartig abgelagerter Sande, Tone, Kalke u. s. w., während daraus erst das bodenkundliche Profil entsteht, indem durch Stoffwanderungen chemischer oder mechanischer Art oder durch Stoffumwandlungen das geologische Profil horizontweise angereichert wird beziehungsweise verarmt.

Die Eigenart unserer Heimaterde hängt daher nicht nur von ihrem geologischen Werdegang, sondern in fast noch höherem Maße von den klimatischen Verhältnissen der Gegenwart ab, die ihm seine Pflanzendecke verleihen. Diese wirkt ihrerseits wiederum auf die Bodenkrume ein. Sickerwässer entführen der obersten Bodenschicht die löslichen Pflanzennährstoffe; Grundwasser kann solche an anderen Stellen wiederum zuführen. Damit ändern sich die Strukturen der obersten Bodenschichten, die Lebensmöglichkeiten für die Bodenbakterien und Pflanzenwurzeln ständig.

Der wichtigste Faktor für die Veränderung unserer Bodenkrume ist aber die Ackerwirtschaft der Menschen. Sie hat in Pommern aus einem Waldland ein Steppengebiet gemacht und ist dauernd bemüht, den Boden für Getreide, d. h. Steppenpflanzen brauchbar zu machen. Unsere Landwirte mühen sich seit Jahrhunderten, aus den teils fruchtbaren, teils unfruchtbaren Mergeln und Sanden, welche die Eiszeit bei uns zurückließ, eine gleichmäßige, der fruchtbaren Steppenschwarzerde ähnliche Bodenkrume zu bereiten. Wir wissen schon kaum mehr, wie der Boden unserer Heimat eigentlich aussehen müßte.

Die Veränderungen sind in der Tat oft recht bedeutend. Wird z. B. ein im Ackerfelde liegendes Hünengrab geöffnet, so erkennen wir oft unter ihm einen alten Waldboden, d. h. eine gleichmäßige Humuslage, darunter einen Bleicherdehorizont und darunter Anreicherung der rostig aussehenden Eisenoxydhydrate im Boden. Erst weiter nach der Tiefe zu haben wir den rein geologischen, unverwitterten Untergrund, der aus Diluvialsand oder Geschiebemergel bestehen kann. In der heute beackerten Nachbarschaft des Hünengrabes ist das Bodenprofil seit der Anlage dieses Erdhügels erheblich verändert (vgl. Fig. 1 und 2).

Der Humushorizont ist milder und tiefgründiger geworden, der Bleicherdehorizont nicht mehr erkennbar und die Eisenzone, die unter dem Hünengrab vielleicht als dunkler fester Ortsstein sichtbar wurde, ist erheblich heller, locker und für den Landwirt unschädlich geworden. Diese im vorliegenden Falle ganz sympathische Umänderung der Ackerkrume kann in anderen Fällen aber auch sehr unangenehme Seiten haben. Nach der jährlichen Zerstörung der Vegetationsdecke durch den Pflug findet nämlich in hügeligem Gelände — und der größte Teil Pommerns ist hügelig — ein starkes Verwaschen des Bodens von den Hügeln in die Senken hinein statt. Von der Kuppe wird also durch Regengüsse zunächst die eigentliche Bodenkrume in die Senken gespült und dann auch die tieferen Horizonte, bis der unverwitterte Boden an der Oberfläche des Hügels liegt. Diese Vorgänge sind nicht zu unterschätzen, da sie selbst bei ganz sanften Gehängeneigungen vor sich gehen. Ich habe sie in Pommern mehrfach noch bei einem Böschungswinkel von 2½ Grad beobachten können. Im Laufe der Jahrhunderte haben sie schon eine stattliche Menge Material verlagert.

Leider werden diese Erscheinungen immer noch zu wenig beachtet, obwohl die Folgen in

mehr als einer Hinsicht für den Landwirt recht unangenehm sind. Seine Felder werden selbst innerhalb der einzelnen Schläge außerordentlich ungleichmäßig, da auf der Kuppe jetzt unverwitterter Untergrund liegt, in einem Ringe darum ein Boden mit Anreicherung von Kalk oder Sesquioxyden (Al_2O_3 u. Fe_2O_3), daherum nach der Senke zu ein weiterer Ring aus verwaschener, an Nährstoffen verarmter Erde, der meist auch den größten Teil der Senken überkleidet. Der Boden also, der ursprünglich auf der Kuppe übereinander vorhanden war, bedeckt jetzt nebeneinander das Feld und verleiht ihm an den einzelnen Stellen eine ganz verschiedene Fruchtbarkeit. Mit der bodenkundlichen Nomenklatur ausgedrückt heißt das, daß die „A", „B" und „C"-Horizonte des einstigen Bodenprofils jetzt neben einander vorkommen. Dazu kommt, daß der ausgelaugte, in die Senken transportierte Boden meist die alte humusreiche Ackerkrume oder alten Wald-Rohhumus überlagert und dadurch den Boden an solchen Stellen stark versauert (siehe Fig. 3). Hier muß dann mühsam Drainage eine unvollkommene Abhilfe schaffen.

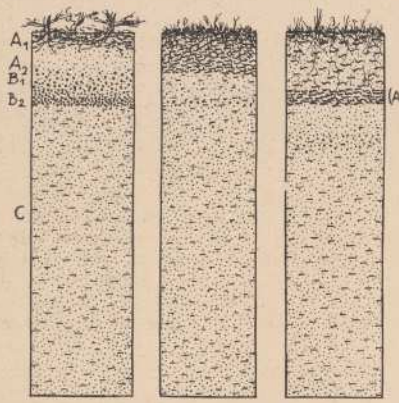


Fig. 1 Fig. 2 Fig. 3

Das geologische Ausgangsmaterial ist in allen drei Fällen ein gleichartiger, schwach lehmiger Diluvialsand der Greifswalder Umgebung. Den natürlichen Zustand des Bodenprofils zeigt Fig. 1, wo unter einem Waldbestand von Kiefern und wenigen Eichen der Boden zunächst eine dünne Rohhumusdecke A_1 trägt. Darunter ist der Boden A_2 gebleicht, darunter folgt eine starke Anreicherung B_1 und B_2 von Eisen (Orterde) und schließlich C. der unveränderte Untergrund. In Fig 2 ist nach Entfernung der ursprünglichen Walddecke im Laufe von Jahrhunderten eine gute Ackerkrume entstanden und eine früher vielleicht vorhanden gewesene Bleicherde- und Ortsteinbildung verschwunden. Auf Fig. 3 sehen wir die Ueberlagerung von Profil 1 durch Abschlämmassen; nur daß die Bleicherdebildung nicht so stark, beziehungsweise wieder rückgebildet ist. Das Profil ist einem schwach geneigten Hang entnommen. Die entkalkte oberste Ackerkrume ist nach Entfernung der ursprünglichen Bewaldung durch das jährliche Umpflügen ins Wandern geraten und überlagert den alten (A_1)-Horizont. Dadurch tritt Versaurung des Bodens ein.

Eigentlich müßte nunmehr auf jedem entstandenen Ringe eine andere Kulturpflanze am vorteilhaftesten anzubauen sein, oder es könnte versucht werden, den Übelstand durch verschiedenartiges Düngen zu beseitigen. Beides ist recht umständlich und ersteres bei den heute angebauten Fruchtarten so gut wie unmöglich. Der Landwirt arbeitet heute immer noch nicht rationell genug, um diesen so verschlechterten Boden vorteilhaft auszunutzen. Er wird es aber lernen müssen, weil der Kampf mit der ausländischen Konkurrenz ihn zu Höchstleistungen zwingt. Der Boden wird weiterhin wunschgemäß umgewandelt werden, um früher oder später das gewünschte, schwarzerdähnliche Ackerland zu erreichen. Es mag in diesem Zusammenhang aber erwähnt sein, daß eine konkurrenzfähige Rationalisierung bei den heute angebauten Fruchtarten in Pommern dennoch kaum erreicht werden wird.

Nur in den Naturschutzgebieten können wir also im Laufe der Zeit wieder einen Boden erhalten, der, aus einem natürlichen geologischen Bodensubstrat entstanden, den jeweiligen klimatischen Verhältnissen entspricht. Da allerdings die Klimaverhältnisse seit der Eiszeit mehrfach geschwankt haben und weiter schwanken werden, dürften außer der gegenwärtigen Bodenbildung noch subfossile Bodenbildungsreste erkennbar sein. Die wissenschaftliche Bodenkunde wird meiner Ansicht nach bald soweit kommen, beispielsweise die Eisenoxydhydratbänder in sandigen Ablagerungen mit bestimmten jahreszeitlichen und erdgeschichtlichen Witterungsschwankungen zu parallelisieren. Für diese Untersuchungen wird man vorwiegend auf Naturschutzreservate angewiesen sein. Diese Schutzgebiete lassen uns also stets die natürliche Veränderungstendenz des Bodens erkennen, was wiederum für die praktische Bodenkunde durch den Wissenschaftler nutzbringend ausgewertet werden kann. Abgesehen also von dem rein wissenschaftlichen Wert, scheint es auch für die bodenwirtschaftliche Praxis wichtig, auf jedem pommerschen Bodentypus ein Naturschutzreservat zu haben, das uns die Abweichung zwischen natürlichem und Nutzboden vor Augen hält.

Wir müßten also den mannigfachen geologischen Formen- und Bodenverhältnissen Pommerns Rechnung tragend mehr und verschiedenartige Reservate haben, als das bisher der Fall ist. Zwar würde der Land- und Forstwirtschaft damit weiteres Nutzland entzogen, das aber indirekt wieder als „Versuchsfeld" rentabel würde. Es wäre gewiß ideal, wenn wir z. B. in Hinterpommern von der Küste ausgehend und senkrecht dazu einen ca. 1 km breiten Streifen Land nach Süden zu bis südlich der baltischen Hauptendmoräne, also bis ins Sander-

gebiet hinein als Naturschutzgebiet erhalten könnten. Nur auf diese Weise könnten wir die natürlichen Bedingungen der Bodenbildung, der Pflanzengeographie und Tierwelt in ihren Beziehungen zu einander und ihren regionalen Übergängen erfolgreich studieren. Wir hätten dann von Norden nach Süden folgende geologisch verschiedene Substrate der Bodenbildung: flachwellige Grundmoränenlandschaft, große Talsandflächen und Beckenablagerungen im sogenannten Urstromtal, Staumoränenlandschaft, stark kuppige Grundmoränenlandschaft, stark steinige Endmoränenlandschaft und Sanderlandschaft. Dazu kommen glazialgeologische Detailformen, wie Drumlins, Kames, Oser, vermoorte Seen verschiedener Entstehung u. a. Die Typenfülle ist recht groß. Da jede Type ihre spezifische Mineralzusammensetzung und Struktur hat, fällt auch die Bodenbildung und somit auch Pflanzendecke und Tierleben jedesmal anders aus. Aus diesem Grunde muß es unser Bestreben sein, von jedem pommerschen Bodentypus ein genügend großes Stück unter Schutz zu stellen, das ausreicht, um allmählich die natürlichen Bodenprofile und Lebensgemeinschaften zu regenerieren. Die Zusammenhanglosigkeit der einzelnen Reservate wird dabei wohl ein leider unüberwindlicher Fehler bleiben.

Abgesehen vom vorstehenden, nur im Laufe von Jahren zu verwirklichenden Zukunftsprogramm scheint es aber nötig, in allen schon bestehenden Schutzgebieten möglichst umgehend eine genaue Aufnahme des bodenkundlichen Profiles vorzunehmen. Daneben wäre eine Bestimmung der pH-Werte der obersten, für die Pflanzenwurzeln wichtigsten Bodenschichten recht wichtig. Für diese Bestimmung der sauren oder basischen Bodenreaktion gibt es heute sehr einfache Apparate, mit denen eine solche Bestimmung relativ leicht durchzuführen ist. Dieser Aufnahme hätte nach einer genügenden Anzahl von Jahren eine Neuuntersuchung zu folgen, um die durch den Schutz erreichten Regenerationserscheinungen des Bodenprofils und der Bodenreaktion festzustellen.

Die zweckmäßigste, genaueste und anschaulichste Profilaufnahme ist die Herstellung von Bodenmonolithen, d. h. man gräbt jeweils eine mindestens 1,50 m tiefe Grube und rammt in ihre eine senkrecht abgestochene Wand einen Holzkasten, sticht dann den beziehungsweise die übereinander gesetzten Holzkästen heraus, nagelt sie zu und kann sie im Laboratorium verarbeiten. In unserem Falle wäre es allerdings wünschenswert, die vollständigen Bodenmonolithen aufzubewahren und statt des Deckels eine Glasscheibe vor das Profil zu setzen. So sind sie dann allen Interessenten zugänglich und mit der nach Jahren zu erfolgenden Neuaufnahme besser vergleichbar.

Die pommersche geologische Landessammlung an der Universität Greifswald ist gegenwärtig dabei, eine bodenkundliche Abteilung anzulegen und von allen charakteristischen pommerschen Bodenprofilen eine Schausammlung von Bodenmonolithen zusammenzustellen. In dieser Schausammlung würden dann zweckmäßig auch die Bodenmonolithen der pommerschen Naturschutzgebiete unterzubringen sein. Die pommersche geologische Landessammlung ist bemüht, vorstehendes Programm in Zusammenarbeit mit dem Bund Heimatschutz so schnell wie möglich in die Wirklichkeit umzusetzen, und hofft auf die Mitarbeit aller interessierten Kreise, um baldigst ein Naturschutzwerk zu schaffen, das für andere Gebiete ein Vorbild sein würde.

Arbeitsgemeinschaft für die Prüfung künstlicher Nistgelegenheiten.

1. Die Biologische Reichsanstalt für Land- und Forstwirtschaft vereinigt sich mit der Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege in Preußen zur Bildung einer Arbeitsgemeinschaft aller Stellen, die in der Lage und bereit sind, vergleichende Versuche zur Erprobung der Brauchbarkeit künstlicher Nistgelegenheiten nach gemeinsamem Plane durchzuführen.

2. Die Biologische Reichsanstalt übernimmt die Führung der Geschäfte und vermittelt den Schriftverkehr der Arbeitsgemeinschaft.

3. Die Aufstellung der Versuchspläne erfolgt durch die Biologische Reichsanstalt gemeinsam mit der Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege. Ebenso wird die Beteiligung der mitarbeitenden Stellen von den beiden Behörden gemeinsam geregelt und die Verarbeitung und Auswertung der Versuchsergebnisse von ihnen gemeinsam vorgenommen.

4. Zur Mitarbeit in der Arbeitsgemeinschaft sind alle Stellen berufen, die über das nötige geschulte Personal verfügen. Die Bereitschaft zur Mitarbeit ist der Biologischen Reichsanstalt zu erklären.

5. Die Mitarbeit ist freiwillig. Für die dabei nötigen Aufwendungen haben die mitarbeitenden Stellen selbst aufzukommen.

6. Hersteller künstlicher Nisthöhlen und von Gerätschaften für die Darbietung künstlicher Nistgelegenheiten, die ihre Erzeugnisse prüfen lassen wollen, haben entsprechende Anträge an die Biologische Reichsanstalt zu richten. Die Prüfung wird kostenlos durchgeführt; die Hersteller haben jedoch die zu prüfenden Gegenstände in der nötigen Anzahl kostenfrei zur Verfügung zu stellen.

7. Von jedem zur Prüfung angemeldeten Gerät sind zunächst gebrauchsfertige Muster zu einer ersten Begutachtung bei der Biologischen Reichsanstalt einzuliefern. Die erste Begutachtung erfolgt durch die Biologische Reichsanstalt gemeinsam mit der Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege. Dabei wird entschieden, ob das Gerät in dem gemeinsamen Versuch zu prüfen ist.

8. Die Versuchspläne für die Prüfung von Nisthöhlen werden bis zum 1. August jeden Jahres von der Biologischen Reichsanstalt gemeinsam mit der Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege aufgestellt. Deshalb müssen alle mitarbeitenden Stellen bis zu diesem Tage mitgeteilt haben, ob und in welchem Umfange auf ihre Mitwirkung in der neuen Versuchszeit

zu rechnen ist, insbesondere, mit welchen Vogelarten sie Versuche durchführen können.

6. Nisthöhlenversuche sollen stets wenigstens an vier Stellen und mit wenigstens je zehn Nisthöhlen durchgeführt werden. Die Verteilung der Versuche auf die einzelnen Stellen erfolgt durch die Biologische Reichsanstalt gemeinsam mit der Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege. Zugleich werden die Hersteller zu prüfender Nisthöhlen angewiesen, welchen Stellen und in welcher Anzahl sie ihre Höhlen zu übersenden haben.

10. Die Durchführung der Versuche und die Aufzeichnung der Beobachtungen und Versuchsergebnisse hat nach Maßgabe des Versuchsplanes zu erfolgen, der vor Beginn der Versuche den beteiligten Stellen durch die Biologische Reichsanstalt übermittelt wird.

11. Die Versuchsergebnisse sind von den beteiligten Stellen möglichst bald nach Beendigung der Beobachtungszeit, spätestens bis zum 1. April des folgenden Jahres der Biologischen Reichsanstalt zu übermitteln. Sie werden alsdann von der Biologischen Reichsanstalt gemeinsam mit der Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege verarbeitet und ausgewertet, so daß die sich daraus ergebenden Schlußfolgerungen bei der Aufstellung des neuen Versuchsplanes benutzt werden können. Die Veröffentlichung der Ergebnisse behalten sich die Biologische Reichsanstalt und die Staatliche Stelle für Naturdenkmalpflege in jedem Falle vor. Sie soll aber stets nur gemeinsam oder in gegenseitigem Benehmen der beiden Behörden erfolgen. Alle an den Versuchen beteiligten Stellen sind verpflichtet, keine Mitteilungen über den Stand der Versuche oder über Versuchsergebnisse an Außenstehende oder in die Oeffentlichkeit gelangen zu lassen und Gutachten über geprüfte Nisthöhlen oder Geräte nur auf Grund veröffentlichter Ergebnisse zu geben. Die Biologische Reichsanstalt und die Staatliche Stelle für Naturdenkmalpflege behalten sich indessen vor, Herstellern geprüfter Nisthöhlen und Geräte zur Beratung für die Verbesserung ihrer Erzeugnisse über die bei den Versuchen mit ihren Erzeugnissen gemachten Erfahrungen in angemessener Weise Mitteilung zu machen.

12. Den Herstellern von Nisthöhlen oder Vogelschutzgeräten erwachsen aus der Uebernahme der Prüfung ihrer Erzeugnisse keinerlei einklagbare Rechtsansprüche.

Berlin-Dahlem, den 1. 10. 1930.

Der Direktor der Biologischen Reichsanstalt für Land- und Forstwirtschaft. gez. Dr. Appel.

Berlin, den 1. 10. 1930.

Der Direktor der Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege in Preußen. gez. Dr. Schoenichen.

Vierter Deutscher Naturschutztag Berlin 1931

vom 8. bis 12. April 1931
veranstaltet vom Deutschen Ausschuß für Naturschutz.
Die Tagung ist verbunden mit einer Naturschutzausstellung in Funkhalle VI.

Tagesordnung.

Mittwoch, den 8. April:

20 Uhr: Begrüßungsabend im Großen Sitzungssaal des Preußischen Abgeordnetenhauses (früheres Herrenhaus). Leipziger Straße 4.

Donnerstag, den 9. April:

9—12½ Uhr: Vorträge.

1. Professor Dr. Schwenkel, Hauptkonservator am Württembergischen Landesamt für Denkmalpflege, Stuttgart: Das Verhältnis der Kulturlandschaft zur Urlandschaft.
2. Landesoberbaurat Dr. Prager, Düsseldorf: Landesplanung und Naturschutz.
3. Dr. Lindner, Geschäftsführer des Deutschen Bundes Heimatschutz, Berlin: Ueber Reklame in der Landschaft (mit Lichtbildern).
4. Professor Dr. Schoenichen, Direktor der Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege in Preußen, Berlin: Ueber Fragen des deutschen Naturschutzes.

16 Uhr: Begrüßung durch die Stadt Berlin im Messehaus, Ausstellungshallen am Kaiserdamm. Gemeinsame Besichtigung der Naturschutzausstellung in der Funkhalle VI.

20 Uhr: Volkstümlicher Abend des Berlin-Brandenburger Naturschutzes (Kundgebung des Naturschutzringes). Leitung: Dr. Klose Kommissar für Naturdenkmalpflege in der Provinz Brandenburg. (Ehem. Herrenhaus.)

Freitag, den 10. April:

9—11½ Uhr: Vorträge im Großen Sitzungssaal des früheren Herrenhauses, Leipziger Straße 4.

1. Kunstmaler Professor Bolgiano, München (Thema noch unbestimmt).
2. Dr. Mordziol, Kommissar für Naturdenkmalpflege im Regierungsbezirk Koblenz: Die deutschen Vulkanlandschaften und die Notwendigkeit ihres Schutzes.
3. Dr. Hilzheimer, Direktor am Märkischen Museum, Kommissar für Naturdenkmalpflege im Stadtbezirk Berlin: Naturschutzfragen in der Großstadt (mit Lichtbildern).

12 Uhr: Fünfundzwanzig-Jahr-Feier der Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege in Preußen.

16 Uhr: Besichtigung des Zoologischen Gartens unter Führung von Geheimrat Professor Dr. Heck.

Sonnabend, den 11. April:

Ausflug nach der Schorfheide, dem größten Naturschutzgebiet Preußens (Ausflugsleitung: Dr. Klose). **Sonntag, den 12. April:**

Ausflug nach dem Naturschutzgebiet Bodetal.

Anfragen wegen der Tagung bitten wir zu richten an die „Geschäftsstelle der Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege in Preußen", Berlin-Schöneberg, Grunewaldstraße 6/.

Brandenburgisches Jahrbuch, Bd. 6; 1931. Herausgegeben vom Landesdirektor der Provinz Brandenburg. Verlag Deutsche Bauzeitung G. m. b. H., Berlin SW. 48. 112 S. Brosch. 3,— RM.

Der vorliegende 6. Band dieser Veröffentlichungen der Provinz Brandenburg unter der Schriftleitung des Provinzialkonservators, Prof. Erich Blunck, reiht sich den vorausgegangenen nach Inhalt und Ausstattung würdig an, nicht nur Kulturpflege fördernd, sondern auch selber Kultur. Es ist durchaus verständlich, wenn man in Brandenburg nicht wie in Pommern zu Vierteljahrsheften von recht nüchternem Aeußeren gegriffen hat, sondern alle Mittel, von den geldlichen an, auf diese eine jährliche Tat konzentrierte und so ein Jahrbuch schuf, das auch der gebildete Laie gern liest und seiner Bücherei einverleibt. Das Jahrbuch 1931 erscheint außerdem noch in dem Sinne als wertvolles Ganzes, als es als Hauptthema den Osten der Mark, die Neumark, zum Gegenstand hat, sowohl im Wort, wie in den zahlreichen Bildern, einschließlich der vorausgestellten Radierung „Blick in den Schloßhof zu Küstrin". Von den Aufsätzen des Buches nennen wir: „Lausitzer Vorhuttkultur im südöstlichen Barnim" (Dr. K. H. Wels, Straußberg), „Alte Wehrbauten märkischer Städte in unserer Zeit" (Reg.-Baumeister Wohler, Charlottenburg), „Die Neumark in der ostdeutschen Geschichte" (Prof. Dr. Hoppe, Berlin-Lankwitz), „Aus neumärkischen Stammbüchern" (Dr. Müller, Friedeberg), „Kloster Lehnin" (G. Otto Biddel, Raedel), „Altes norddeutsches Zinngerät und seine Marken" (Carl Kratzenberger, Charlottenburg). M. R.

Verantwortl. Schriftleitung: Martin Neepel, Stettin, Alleestr. Nr. 14. Druck: Fischer & Schmidt, Stettin.

Mitteilungen

des Bundes Heimatschutz, Landesvereins Pommern.

Pommersche Heimat.

Nr. 3 März 1931

Baumschutz im Regierungsbezirk Stettin.

Im Kreise Greifenhagen sind geschützt worden:

Eine Stieleiche und eine Doppeleiche im Besitz der Obersörsterei Wildenbruch und eine Linde auf dem Friedhof der Gemeinde Marienthal durch den Amtsvorsteher in Thänsdorf unter dem 18. August 1930 (Amtliches Kreisblatt für den Kreis Greifenhagen, Nr. 31 vom 21. August 1930),

eine Eiche in Brusenfelde durch den Amtsvorsteher daselbst unter dem 29. August 1930 (Amtliches Kreisblatt für den Kreis Greifenhagen, Nr. 33 vom 4. September 1930),

die „Otto"-Linde auf dem Kirchhof in Buchholz durch den Amtsvorsteher daselbst unter dem 24. Mai 1930 (Amtliches Kreisblatt für den Kreis Greifenhagen, Nr. 33 vom 4. September 1930) und

die „Eselslinde" bei der Kirche in Seelow durch den Amtsvorsteher in Heidchen unter dem 25. August 1930 (Amtliches Kreisblatt für den Kreis Greifenhagen, Nr. 34 vom 9. September 1930).

Im Kreise Greifenberg in Pommern wurden geschützt:

Der Krötenstein in der Rega in Regahaken und die alten Eichen vor dem Forsthause in Lebbin durch die Polizeiverwaltung in Greifenberg unter dem 18. Oktober 1930,

ein Haselnußbaum in Treptow a. d. Rega durch die Polizeiverwaltung daselbst unter dem 18. Oktober 1930

eine alte Eiche in Ribbekardt durch den Amtsvorsteher daselbst unter dem 18. Oktober 1930,

drei Eichen, zwei Linden und sechs Eschen in Trieglaff durch den Amtsvorsteher daselbst unter dem 18. Oktober 1930,

zwei Eichen auf dem Friedhof in Schwessow durch den Amtsvorsteher in Rensin unter dem 18. Oktober 1930 und

eine Eiche im Schloßgarten in Karnitz durch den Amtsvorsteher in Schruptow unter dem 29. September 1930.

(Sämtliche Verordnungen im Amtsblatt des Kreises Greifenberg in Pommern, Nr. 49 vom 22. Oktober 1930.)

Das Freilegen von alten Holzfachwerken.

Die allgemeinen Bestrebungen des Heimatschutzes und ein an sich anerkennenswerter Eifer, auch kleinere bürgerliche Baudenkmäler wieder in ihren ursprünglichen Zustand zu versetzen, nicht zuletzt auch ein schöner Stolz auf den eigenen historischen Besitz haben in den letzten Jahrzehnten dazu geführt, daß an einer Unzahl von öffentlichen und privaten Gebäuden das alte Holzfachwerk vom verdeckenden Verputz befreit und bloßgelegt worden ist, in der Annahme,, daß alle alten Fachwerke ursprünglich offenliegend waren. Diese Annahme ist jedoch ein Irrtum.

Man muß bedenken, daß in den Jahrhunderten, in denen Steinhäuser überhaupt noch selten waren, das Fachwerk die allgemeinste Konstruktion für die Hausmauer darstellte und daß zu seiner Wahl rein technische und keine künstlerischen Gesichtspunkte führten. Dies erhellt ja auch daraus, daß in jenen Zeiten auch die Zwischenwände des Hauses als Fachwerkkonstruktion hergestellt wurden. Lediglich in den Fällen, in denen ausgesprochene Dekorationsabsichten von vorneherein bestanden, hat man mit der an sich gegebenen Konstruktion ästhetische Funktionen verbunden und das Holzwerk — manchmal in ganz bescheidener Weise, manchmal außerordentlich reich — als Zierform ausgebildet. In den übrigen Fällen hat man auch in der Zeit der Gotik und Renaissance schon vielfach die Fachwerke mit einer schützenden Putzschicht überzogen, die man allerdings — besonders bei einfacheren ländlichen Gebäuden — wohl aus Gründen der Sparsamkeit gelegentlich auch wegließ. Aus diesen Jahrhunderten sind nur mehr verhältnismäßig wenige Fachwerkbauten erhalten. Die meisten auf uns überkommenen Fachwerke stammen aus dem 17. und 18. Jahrhundert. Für das Architekturgefühl des 18. Jahrhunderts oder gar des Klassizismus war das seinem Wesen nach doch malerische Fachwerk vielfach nur mehr ein notwendiges Uebel (wenn Stein zu teuer war) oder geradezu ein Greuel. Die in jenen späteren Jahrhunderten errichteten Fachwerke waren also mit geringen, besonders gelagerten Ausnahmen von Anfang an verputzt, ja manchmal sogar mit Stuckdekorationen überzogen und weisen demgemäß keinerlei Zierformen mehr auf. Derartige Fachwerke sind oft leicht daran zu erkennen, daß die Fenster mit hölzernen, auf dem Verputz sitzenden Brettrahmen versehen sind (die bei Freilegung zum Unsinn werden).

Es sollte deshalb als Grundsatz gelten, daß nur solche Fachwerke freigelegt werden, die von Anfang an für Sichtbarkeit bestimmt und in ihrer Gestaltung darauf berechnet waren.

Dazu kommt ein Zweites. Viele Fachwerke, besonders die älteren, sind in späterer Zeit verändert worden, meist durch Einschneiden größerer Fenster, und haben so oft ihre harmonische Erscheinung verloren, weil ihr architektonischer Maßstab verändert wurde. Derartige Fachwerke wurden meist gleichzeitig mit ihrer konstruktiven Veränderung verputzt und sollten unter diesem Verputz auch nicht hervorgeholt werden, selbst wenn sie in ihrem ursprünglichen Zustande für Sichtbarkeit berechnet waren und einzelne Zierformen noch vorhanden sein sollten.

Ein dritter Gesichtspunkt ist der, daß auf das Gesamtbild der Straße Rücksicht genommen werden muß. Fachwerke haben ihrem Wesen nach eine unruhige Erscheinung, die wohl oft sehr reizvoll sein kann, wo sie am Platze ist, die aber auf der anderen Seite auch ein sonst ruhiges Straßenbild empfindlich stören, ja geradezu sprengen kann. In solchen Fällen wäre auch ein Fachwerk, das an sich freigelegt werden könnte, aus Rücksicht auf die übergeordnete Gesamterscheinung unter dem deckenden Putz zu belassen. Sehr häufig waren lediglich die in Höhe des Stockwerkbodens liegenden Ueberhang-Schwellen, in welche die Stockwerksbalken eingezapft waren, freiliegend, während das übrige Fachwerk, das Rahmen- und Ständerwerk verputzt war. In diesem Falle zogen sich also lediglich die oft reich profilierten Ueberhang-Schwellen als tra-

gende (wie Konsolen wirkende) horizontale Holzbänder durch die glatten Verputzflächen. Bei alten Originalfachwerken lag der Verputz stets bündig mit der Fachwerkvorderkante. Wenn bei Fachwerken die Ausmauerung bündig mit der Vorderkante liegt, kann man fast mit absoluter Sicherheit annehmen, daß sie von allem Anfang an verputzt waren.

Fachwerke freizulegen, die nur konstruktiven Zwekken dienten und von Anfang an verputzt waren, ist kaum anders, als wenn man einem Menschen die Haut abziehen wollte, um die Muskulatur oder das Skelett zu zeigen.

Deshalb sollten keine Fachwerke freigelegt werden, ohne daß vorher durch fachmännische Untersuchung festgestellt wurde, daß sich das betreffende Fachwerk seinem Wesen nach tatsächlich zur Freilegung eignet.

Aus „Merkblätter des bayr. Landesamtes für Denkmalpflege."

Die Uebernahme einer pommerschen Bauernwirtschaft vor 170 Jahren.

Vor 170 Jahren lebten die Bauern im Untertanenverhältnis. Sie waren nicht freie Herren auf eigener Scholle. Der Grund und Boden gehörte dem Grundherrn, für das pommersche Dorf Wittichow war dies der Johanniterorden. Er besetzte als Eigentümer der Hofstellen diese mit Wirten, die mancherlei Abgaben in Naturalien und Geld und die verschiedenen Hand- und Spanndienste zu leisten hatten. Bei der Uebernahme einer Wirtschaft durch einen neuen Wirt wurde ein Ueberlassungsvertrag aufgesetzt. Solch Schriftstück besitzen wir aus dem Jahre 1760. Es heißt in demselben:

„Als der 2 Hufener Christian Schröder zu Wittgow verstorben und sich zur Bebauung des Hofes der Freimann aus Kremzow Michael Ristow angegeben, welcher des verstorbenen Wirtes nachgelassene Witwe Maria Haacken zu heiraten willens ist, und deshalb um Bestätigung in diesem Hofe als Wirt und zugleich um die zu verfügende Auseinandersetzung mit denen nachgebliebenen Kindern angehalten, so ist diesem Gesuch stattgegeben und derselbe als Wirt dieses Hofes bestätigt und dabei angewiesen, von diesem Hofe alles dasjenige zu praestiren und prompte zu entrichten, was davon nach den vergangenen judicatio Dienst-recesse und der sonst getroffenen Einrichtung dem Amte zu leisten und zu entrichten schuldig ist."

Die Abgaben eines 2 Hufeners an das Ordensamt der Johanniter betrugen nach dem Verzeichnis vom Jahre 1653:

21 Groschen 12 Pfennig Silberzins,
vier Scheffel Rogken,
vier Scheffel Gerste,
vier Scheffel Hafer,
ein Rauchhuhn auf Martin, den Zehend von allem Vieh.

Daneben traten noch die Abgaben an die Pfarre. die Kirche und die Schule.

An Diensten waren von dem Zweihufenhofe folgende zu leisten:

1. Mit den übrigen Wirten mußte das Getreide des Amtes nach Stettin, „oder wohin man solches sonst haben will", gefahren werden.
2. Die Felder der Amtsvorwerke sind abzudüngen.
3. Der Zweihufener muß in der Bestellzeit und in der Ernte bestimmte Tage für das Amt arbeiten.
1. Erforderlichen Falles muß er den Amtsschreiber nach Pyritz und die Herrschaft oder die Hof- und Kanzleibedienten nach Sonnenburg fahren.

In dem Ueberlassungsvertrage heißt es dann weiter:

„Ueberhaupt hat er sich aber so zu verhalten, wie es einem Wirt und Untertanen gebührt.

Was nun die Vermögensumstände betrifft, so sind die Gebäude in solchen Umständen befunden, daß dieser wegen keine Vergütigung zu tun. Die Hofwehr ist nach der unterm 10. August aufgenommenen Inwentari vollständig vorhanden."

Die Hofwehr umfaßte das lebende und tote Inventar. Mit diesem Inventar stattete der Orden die Wirtschaft aus. Das Inventar, welches über die festgesetzte Hofwehr hinausging, galt als persönliches Eigentum des Wirtes. Die Hofwehr für einen Zweihufenhof war nicht sehr umfangreich. Sie betrug:

1 Wispel Rogken zur Wintersaat,
12 Scheffel Gerste, 8 Scheffel Hafer, 1 Scheffel Buchweizen, 1 Scheffel Erbsen, 1 Scheffel Wicken zur Wintersaat.

Ferner 2 Pferde, 1 Kuh, 1 Stärke, 2 Schafe, 1 Zuchtschwein, 2 Pölke, 3 Gänse, 1 Kessel, 1 Fischkessel. 1 Zinnerne Kanne und Schüssel, 1 Mistforke, 1 Schoßforke, 1 Misthaken, 1 Wagen mit allem Zubehör, 1 Pflug, 2 Eggen, 1 Schneidelade mit Messer, 1 Axt, 1 Handbeil, 1 Tisch in der Stube, 1 hölzerne Flasche. 1 Knechtbett.

Zu der Hofwehr rechnete man auch die nötigen Gebäude.

„Der vorige Wirt hat hinterlassen drei Kinder als eine Tochter Anna Christine 7 Jahre, einen Sohn Christian 4½ Jahre und noch einen Sohn Friedrich 2 Jahre. Zu deren Vormündern sind erwählt der Bauer Christian Höft und der Bauer David Granow zu Wittgow, welche dazu vom Gericht bestätigt worden." Außer der vorhin aufgeführten Hofwehr ist folgendes vorhanden: 1 Ochs, 2 kleine Ochsen, 4 Hammel, 1 großes Schwein, 4 Pölke, 5 Ferkel, 1 Wagen, 1 Paar alte Scheibenräder, 1 Pflug, 1 alter Schlitten, 1 Wertertau, 3 Holzkellen, 2 alte Tagen, 2 Sägen, 3 Sensen, 1 Mistforke, 2 Aexte, 1 Holzschneidemesser, 1 Kessel, 1 selbstgebauter Speicher. Der Wert des überzähligen Inventars mit dem Speicher wird mit 191 Thaler angesetzt.

An Schulden sind vorhanden:

1. Das Ausgemachte für die Schwester des vorigen Wirtes mit 57 Thaler.
2. Für die noch lebende alte Wirtin sind ausgesetzt zu deren Begräbnis 116 Thaler.

Das freie Vermögen sind unter Mutter und Kinder zu verteilen.

Der neue Wirt verspricht, außer dieser Erbportion der Tochter, wenn sie verheiratet wird,, noch zu geben 1 Kuh und zum Ehrenkleide 8 Thaler, so daß also diese empfängt an barem Gelde 27 Thaler 8 Groschen und eine Kuh.

Der neue Wirt hat sich zwar nicht die halbe Hochzeit derselben auszurichten verstehen wollen, indessen,, wenn er lebe und dazu im Stande wäre, hat er sich bereit erkläret, darüber soviel zu tun, als er kann. An Betten sind der Tochter ausgemacht:

1 Oberbett mit 2 Ueberzeugen, einem gekauften und einem gewebten, 2 Unterbetten, 2 Pfühle, 3 Kissen mit 2 Ueberzeuge, 3 flachsene Laken, 3 Zwillig Tischtücher, 2 Handtücher.

Der neue Wirt muß diese Kinder, solange sie sich nicht was verdienen können, verpflegen, erziehen und zur Schule halten. Dagegen bleibt das ausgemachte solange in seinem Hofe stehen, als weshalb die Kinder zu ihrer Sicherheit alles das Seinige zum Unterpfande haftet. Wenn sie sich aber selbst etwas verdienen können und nicht mehr in dessen Brot, so muß er ihnen das Ausgemachte in so dann zu bestimmenden Terminen verzinsen.

Die Vormünder werden hierdurch angewiesen, auf das Beste Acht zu geben, auch wenn der Hof in den wirtschaftlichen Umständen leiden sollte, davon dem Amtsgericht zur Sicherheit der Kinder gehörig Anzeige in Zeiten zu tun."

Otto Neumann.

Verantwortl. Schriftleitung: Martin Roepel, Stettin, Alleestr. Nr. 14. Druck: Fischer & Schmidt, Stettin.

Mitteilungen

des Bundes Heimatschutz, Landesvereins Pommern.

Pommersche Heimat.

Nr. 4 April 1931

An unsere Mitglieder!

Als ich im Herbst des vergangenen Jahres die Wahl zum Vorsitzenden trotz angegriffener Gesundheit wieder annahm, geschah es in der Hoffnung, mein Gesundheitszustand würde sich derart bessern, daß mir eine Arbeit in der alten Weise möglich sein möchte. Diese Hoffnung hat leider getrogen. Heimatschutzarbeit ist keine Arbeit im stillen Studierzimmer; sie ist ein steter Kampf, nur teilweise erfolgreich, oft vergeblich, oft verlästert, und sie reibt auf. Dieser seit 20 Jahren geübten Arbeit bin ich nicht mehr gewachsen, wenigstens nicht derart, wie es von mir gefordert werden müßte und wie es mir selber Befriedigung bereiten würde. Und so möge es mir denn gestattet sein, endgültig aus einem Amte zu scheiden, aus einer Tätigkeit, der einst alle meine Begeisterung und alle meine Kraft galten. Ich hoffe, daß sie nicht ganz vergeblich gewesen sein wird; ich hoffe aber auch, daß der Heimatschutz als solcher seine Selbständigkeit bewahren möge und nicht zu einem Anhängsel nur irgend welcher anderer Bestrebungen werde! Das wäre das Ende! — Nein, zum neuen Anfang und zu neuen Erfolgen möge sich ihm die Stunde gestalten, da ein anderer das Heft in die Hand nimmt! Und dazu Glückauf!

Stettin, im April 1931.

Martin Reepel.

Heimatpflege und Bauhandwerk.

Zwei scheinbar feindliche Welten zerren den heutigen Menschen hin und her: **Heimat und Welt.** Der Sieg der Technik mit seiner Warenerzeugung am laufenden Band, mit der Ueberbrückung von Raum und Zeit hat den umstrittenen Begriff des Internationalismus geschaffen und zieht unendlich viele in seinen Bann.

Die andere Welt ist kleiner geworden, und oft wird mitleidig auf die herabgesehen, die noch etwas auf erdgebundene Ueberlieferung geben und gar für Heimatpflege eintreten.

Zum Mittler zwischen beiden Welten aber ist das deutsche Handwerk berufen. Sein Schaffen entspringt beweglichem und aufnahmefähigem Geist, der ohne Vorurteil auch neue Ideen sich erobert. Aber seine Wanderfreude, seine Bodenverwurzeltheit und Tradition lassen es gleichzeitig das gute und lebensfähig gebliebene Alte bewahren und weiter entwickeln.

Neben dem modernen Stahl- und Betonskelett-Hochbau, bei dessen Durchführung der Handwerker keineswegs ausgeschaltet ist, hat auch die Großstadt eine unendliche Fülle von Bauaufgaben, bei denen das Maurer- und Zimmerhandwerk in alterprobter Weise, durch neue Bauverfahren und Hilfsmaschinen vielfältig aufs wirksamste unterstützt, in vollem Maße zu seinem Recht kommt. Kleinstadt, Dorf und freie Landschaft lassen für das bodenständige, von innen heraus entwickelte, handwerklich hergestellte Bürger-, Bauern- und Kleinsiedlerhaus an bewährte alte Wohn- und Wirtschaftssitten anknüpfen, ohne daß irgendwie rückständig Altertümelei getrieben wird. Und wo man nach wie vor in Nord und Süd unseres Landes brauchbare heimatliche Werkstoffe und mehr oder minder veränderte heimatliche Bauweisen nutzt, ist wertvolle und preiswerte handwerkliche Leistung gewährleistet. Das nach wie vor übliche Pfannendach im winterkalten Ostpreußen, die Pflege des Klinker- und Ziegelrohbaues in Niederdeutschland, des Schieferdaches und der Wandbeschieferung z. B. in Mittelgebirgsgegenden, sie alle kennzeichnen gesundes, bodenständiges Bauhandwerk.

So tut der Auftraggeber — ob Privatmann, Kommune oder Staat — gut daran, mit dem ehrenwerten Handwerk zu arbeiten, das zugleich ein modernes Handwerk im besten Sinne des Wortes ist.

Gerade das Baugewerbe hat viele technische Entwicklungsmöglichkeiten, wenn man auch von mancher sogenannten „sparsamen Bauweise" zu den altbewährten Bauverfahren wieder zurückgekehrt ist. An den Umgang mit normierten Bauteilen und an allerlei daraus entspringende Umstellungen des Betriebes gewöhnt sich das Bauhandwerk. Aber die Wirtschaft muß gerade angesichts der Schattenseiten unserer Industrialisierung ernsthaft bedenken: Hat diese Mechanisierung mit dem zunehmenden Ausschalten der menschlichen Arbeitskraft zugunsten der immer weiter vervollkommneten Maschinen immer mehr Arbeitslosigkeit und Elend der Massen im Gefolge, und wird — alles in allem gemessen — eine wirkliche und wesentliche Verbilligung des maschinellen Bauens im Verhältnis zum handwerkerlichen nicht erzielt, dann ist es geradezu ein Verbrechen, gesundes Handwerk beiseite zu stellen! Wettbewerb zwischen Maschine und Hand tut not. Aber schon der jetzt erreichte Zustand zeigt mit fürchterlicher Deutlichkeit, daß der Bogen nicht ungestraft überspannt werden darf. Und da sei der hohe Wert des recht verstandenen „heimatlichen Bauens" denen ins Gewissen gerufen, die es angeht!

Aus: „Handwerk tut not! Das Büchlein für alle!" Herausgeber: Reichsverband des Deutschen Handwerks.

Ministerialerlaß über Starkstromanlagen.

Der Herr Minister für Handel und Gewerbe hat zugleich für den Herrn Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung und den Herrn Minister für Volkswohlfahrt unter dem 26. Januar 1931 an die Regierungspräsidenten, den Verbandspräsidenten in Essen und den Polizeipräsidenten in Berlin folgenden Erlaß gerichtet:

„Aus Berichten der Provinzial-, Bezirks- und Landschaftsstellen für die Naturdenkmalpflege haben wir ersehen, daß in verschiedenen Fällen von Elektrizitätsunternehmungen bei Errichtung von Starkstromanlagen und besonders von Hochspannungsleitungen den Interessen des Naturschutzes nicht Rechnung ge-

tragen wird. Wenn auch nicht zu verkennen ist, daß die Elektrizitätsunternehmungen besonders unter den gegenwärtigen wirtschaftlichen Verhältnissen bestrebt sein müssen, die Anlagekosten so niedrig als möglich zu halten, erscheint doch die Rücksichtnahme auf die Interessen des Natur- und Heimatschutzes und der Denkmalpflege unerläßlich. Wir haben uns daher mit der Vereinigung der Elektrizitätswerke E. V., in der sämtliche größeren Elektrizitätsunternehmungen vereinigt sind, in Verbindung gesetzt. Die Vereinigung der Elektrizitätswerke hat volles Verständnis für die Bedeutung des Naturschutzes und der Denkmalpflege gezeigt und sich bereit erklärt, ihren Mitgliedern durch Rundschreiben dringend nahezulegen, daß sie sich vor der Festlegung der Trasse für Freileitungen mit den zuständigen Konservatoren in Verbindung setzen. Zu diesem Zwecke haben wir der Vereinigung der Elektrizitätswerke eine Zusammenstellung der Anschriften der preußischen Konservatoren zugestellt. Wir ersuchen ergebenst, auch Ihrerseits darauf hinzuwirken, daß jeweils eine Verständigung zwischen den Unternehmungen und den Natur- und Denkmalschutzstellen herbeigeführt wird. Die örtlichen Baupolizeibehörden sind entsprechend anzuweisen."

Der Herr Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung hat diesen Erlaß den Konservatoren übersandt unter Hinweis auf seinen Erlaß über Naturschutz vom 8. 12. 30 (s. Nachrichtenbl. Jg. 7, S. 99), dem ein Verzeichnis der einzelnen Stellen für Naturdenkmalpflege angeschlossen war.

Zum Schutz des Maulwurfs in Preußen.

Eine Anfrage der Zeitschrift „Tierrecht und Tierschutz" (Berlin) an den Herrn Minister für Landwirtschaft, Domänen und Forsten, den Schutz des Maulwurfs betreffend, ist, wie in Nr. 12 vom 20. 12. 30 mitgeteilt wird, mit folgendem Schreiben vom 4. Oktober beantwortet worden:

„Nach § 29 des Preußischen Feld- und Forstpolizeigesetzes in der Fassung der Bekanntmachung vom 21. Januar 1926 — Gesetzsamml. S. 83 — wird das unbefugte Fangen von Maulwürfen auf fremden Grundstücken mit Geldstrafe bis zu 150 RM. oder mit Haft bis zu 1 Woche bestraft. Die Regierungspräsidenten sind von mir veranlaßt, den Fang von Maulwürfen polizeilich weiter zu beschränken. Hiernach ist in den meisten Regierungsbezirken das Fangen oder Töten von Maulwürfen überhaupt verboten, außer in geschlossenen Gärten oder auf Deichen oder anderen Dämmen, die zur Abwehr von Ueberflutungen dienen. Nur wenn ein besonderes landwirtschaftliches Bedürfnis vorliegt, können die Ortspolizeibehörden bestimmten Personen den Fang von Maulwürfen auf fremden Grundstücken durch Erteilung eines schriftlichen und besiegelten Erlaubnisscheines auf Antrag des Nutzungsberechtigten oder Eigentümers des Grundstückes gestatten; lediglich zur Gewinnung des Pelzes darf der Fang von Maulwürfen auf fremden Grundstücken nicht gestattet werden."

Ministerialerlaß betr. Ueberfliegen von Vogelschutzgebieten.

Der Herr Reichsverkehrsminister hat unter dem 5. Januar 1931 an die Deutsche Luft-Hansa A.G., Berlin, die Deutsche Verkehrsfliegerschule G. m. b. H., Braunschweig, und die Luftdienst G. m. b. H., Berlin, folgendes Schreiben gerichtet:

„Um in Zukunft das niedrige Ueberfliegen von Vogelschutzgebieten — in Frage kommen hauptsächlich die Vogelschutzgebiete an der Küste — zu vermeiden, wird anliegend ein Verzeichnis der Seevogelfreistätten der deutschen Küste und des Binnenlandes mit dem Ersuchen übersandt, die in Frage kommenden Gebiete durch Einzeichnung in die Orientierungskarten oder durch Aushang besonderer Uebersichtskarten den Flugzeugführern mitzuteilen und diese vor dem niedrigen Ueberfliegen (unter 100 m) dieser Gebiete besonders zu warnen. Ueber das Veranlaßte ersuche ich um Mitteilung."

An die Freunde und Mitarbeiter der Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege in Preußen.

Anläßlich des 25jährigen Bestehens der Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege, das im Rahmen des 4. Deutschen Naturschutz-Tages begangen wurde, beginnt die Veröffentlichung einer neuen Schriftenreihe unter dem Tibel

Handweiser der Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege in Preußen.

Als Band 1 und Band 2 sind erschienen:

Band 1: **A=B=C=Naturschutzführer.** Von Professor Dr. W. Schoenichen. Preis in Leinen geb. 8,— RM., brosch. 6,— RM., für Mitarbeiter und Freunde der Staatl. Stelle sowie Behörden geb. 7,20 RM., brosch. 5,40 RM.

Hier wird in alphabetischer Anordnung über die hauptsächlichen Einzelfragen des Naturschutzes und der Landschaftspflege Auskunft erteilt. Man findet unter den bezeichnenden Stichworten Angaben über die Organisation der Naturschutzgebiete in den deutschen Landen und den preußischen Provinzen, über Gesetze, Erlasse und Verordnungen, über Naturschutzgebiete und geschützte Tier- und Pflanzenarten, über Erhaltung und Gestaltung des Flurbildes und zahlreiche andere Einzelheiten.

Band 2: **Reklame und Heimatbild.** Von Th. Behme. Mit einer Farbtafel und 64 anderen Abbildungen nach photographischen Aufnahmen. Preis in Leinen geb. 6,— RM., brosch. 4,— RM., für Mitarbeiter und Freunde der Staatl. Stelle sowie Behörden 5,40 RM. bezw. 3,60 RM.

Diese Schrift will dazu beitragen, daß die vielerlei Ansätze zu zeitgemäßer, unserer alten deutschen Kultur würdiger Außenwerbung das Verständnis weiterer Kreise finden. Sie zeigt Uebelstände und Schwächen der Außenreklame, nicht weniger aber auch ihre vorbildlichen, eine künftige aufsteigende Entwicklung verheißenden Aeußerungen und bietet dem Leser zu eigener, ergänzender Beobachtung grundlegenden Stoff. Deshalb sollte die Schrift jedem Werbeleiter, der Außenreklame betreibt, ferner jeder Behörde, die für die Pflege des Ortsbildes Sorge zu tragen hat, verfügbar sein.

Außerdem werden Vorbestellungen angenommen auf das Werk:

Der Vogel im Flug. Flugbilder deutscher Vögel. 37 farbige und 113 schwarze Tafeln. Nach der Natur gezeichnet und beschrieben von Dr. H. Kirchner. Das Werk soll bei ausreichender Subskription in 37 Lieferungen zu je 3 RM. innerhalb von 3 Jahren erscheinen, so daß die einzelnen Lieferungen in ungefähr monatlichen Abständen ausgegeben werden.

Schließlich sei noch auf die von der Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege in Preußen herausgegebene Zeitschrift „Naturschutz" hingewiesen. Probehefte hiervon können vom Verlag J. Neumann, Neudamm, angefordert werden.

Zweck dieser Zeitschrift ist, einerseits in breiteren Volksschichten Anteilnahme am Naturschutz im allgemeinen zu wecken wie andererseits Anregungen für die praktische Naturschutzarbeit sowie für den Naturkundeunterricht zu geben.

Es ist in Aussicht genommen, auch die Fragen der Landschaftspflege und Landesplanung weiterhin besonders zu berücksichtigen. Die Zeitschrift dürfte daher allen, die an der Erhaltung unseres Heimatgutes Anteil nehmen, Anregungen bieten. Dr. Schoenichen.

Verantwortl. Schriftleitung: Martin Reepel, Stettin, Alleestr. Nr. 14. Druck: Fischer & Schmidt, Stettin.

Mitteilungen

des Bundes Heimatschutz, Landesvereins Pommern.

Pommersche Heimat.

Nr. 5 Mai 1931

Eine vorläufige Anfrage wegen einer Studienfahrt.

Sicherlich werden nicht wenige lebhaft bedauern, daß in diesen Pfingstferien nicht die uns allen liebgewordene Studienfahrt des Bundes Heimatschutz stattfindet. Auch der Vorstand bedauert es. Weiß er doch, wie wertvoll der Zusammenschluß einer Gruppe war, die die gleichen Ziele, die gleiche Liebe zur Heimat verband. Folgendes mag den Ausfall der Studienfahrt erklären und als entschuldbar erscheinen lassen.

Unser allverehrter und ganz gewiß schwererseßlicher erster Vorsitzender, Herr Reepel, ist aus Gesundheitsrücksichten von seinem Amt zurückgetreten. Er hatte schon einmal den Vorsitz niedergelegt, sich dann aber doch wieder zur Uebernahme überreden lassen. Jetzt ist sein Entschluß leider unabänderlich. Wer so eifrig, nachhaltig und gewissenhaft durch Jahrzehnte hindurch die Heimat geschützt hat wie er, hat schließlich auch einmal das Bedürfnis nach Ausspannung, zumal wenn die Gesundheit brüchig zu werden beginnt. Dem Vorstand blieb nichts weiter übrig, als einen neuen Vorsitzenden zu wählen. Die Wahl fiel auf mich. Da die Hauptversammlung die Wahl zu genehmigen hat, bin ich bis dahin stellvertretender Vorsitzender. Der erste Beschluß des so veränderten Vorstandes war die Ernennung Herrn Reepels zum Ehrenmitglied des Bundes Heimatschutz. Ich denke, jeder wird freudig und gerne diesem Beschluß zustimmen. Wenn jemand diese Ehrung verdient hat, so ist er es.

Infolge des Wechsels im Vorsitz kam es nicht zu den Vorbereitungen zur Studienfahrt, die immer eine geraume Zeit in Anspruch nehmen. Denn nur bei gründlicher Vorbereitung klappt eine solche Fahrt. Nach meiner Wahl war es zu spät. Trotzdem wollte ich noch etwas unternehmen, nämlich eine Fahrt nach Danzig und Marienburg, denn die war noch zu schaffen, weil das Programm dieser Fahrt ziemlich festliegt. Ich glaube auch, daß sich für diese Reise in unser bedrängtes östliches Nachbargebiet ein genügend großer Teilnehmerkreis gefunden hätte. Jedenfalls sollte der Versuch gewagt werden. Auf eine Anfrage bei dem Deutschen Bund Heimatschutz in Danzig riet man aber dringend von der Reise in diesen Pfingstferien ab, da dort gerade die große Geographentagung stattfindet und sämtliche Quartiere schon belegt sind. Diese Antwort war der Todesstoß für unsere Reise. Wir wollen doch möglichst billig reisen und wohnen. Ich hatte gerade um die Besorgung von Bürgerquartieren gebeten, die erfahrungsgemäß billiger sind als Hotelzimmer. So müssen wir uns denn diesmal bescheiden und den Herrn Geographen den Vortritt lassen. Ob wir diese Reise im Herbst machen oder überhaupt nicht oder ob im Herbst eine andere, das alles läßt sich vorläufig noch nicht übersehen. Ich wäre aber sehr dankbar, wenn ich Aeußerungen aus unseren Kreisen schriftlich oder mündlich erhalten würde, aus denen ich mir ein Bild über die Stimmung für oder wider eine Ostlandreise machen könnte. Würden sich genügend Teilnehmer für eine Danzigfahrt im Herbst finden? Ich bitte um unverbindliche Aeußerungen.

Studienrat H. Schulz, Stettin 10, Lorenzweg 31.

Zur Wasserfreude der Großstädter.

In neuerer Zeit ist durch die starke Entwicklung des Badesports der natürliche Zustand der Ufer in der Umgegend der Großstädte vielfach arg beeinträchtigt worden. Selbstverständlich soll hier nicht das Naturbad an und für sich bekrittelt werden. Dem Großstädter den köstlichen Genuß des Badens draußen im Freien zu ermöglichen, wird immer eine der wichtigsten Aufgaben der Wohlfahrtspflege sein. Es ist aber nicht zu leugnen, daß durch die massenhafte Ansammlung häufig rücksichtslos auftretender Menschen an vielen Stellen unserer Fluß- und Seeufer der Pflanzenwuchs und das Tierleben schwer geschädigt oder gar zu Grunde gerichtet werden und das ursprünglich schöne Landschaftsbild traurig entstellt worden ist. „The health-seeking crowd spreads devastation around it" hat einmal ein hervorragender Londoner Naturforscher gesagt, — die gesundheitsuchende Menge verbreitet Verwüstung um sich her. Das ist auch in Betracht zu ziehen, wenn man die Abneigung von Wald- und Weidebesitzern gegen die Freigabe von Uferwegen für den Wanderverkehr vorurteilsfrei beurteilen will. Es wird mit Recht gefordert, daß man die Seeufer und damit die Seen selbst nicht der Spekulation und einzelnen wohlhabenden Privatleuten überlasse, daß dem Wanderer nicht der Blick auf die Wasserfläche durch Bauten, Mauern und Zäune oder sonstige Absperrungen gänzlich oder doch auf weite Strecken abgeschnitten werde. Hierin ist leider in früherer Zeit bei uns wie auch anderwärts, z. B. in der Schweiz, viel gesündigt worden, und der Schaden läßt sich meist nicht wieder gut machen. Die Forderung, daß die Uferwege in genügender Ausdehnung der Allgemeinheit zugute kommen müssen, darf als ein soziales Postulat anerkannt werden, und in Preußen ist ihm durch das Gesetz zur Erhaltung des Baumbestandes und Erhaltung und Freigabe von Uferwegen im Interesse der Volksgesundheit vom 29. Juli 1922 für die Umgebung der Großstädte, der Bade- und Kurorte und für die Industriegebiete Rechnung getragen worden. Gegen seine Durchführung haben sich jedoch manche Widerstände geltend gemacht, die gewiß nicht immer auf Eigennutz und Übelwollen beruhen. Den disziplinierten Wanderern werden verständige Grundbesitzer keine Hindernisse in den Weg legen; wenn sie aber über den Einbruch lärmender und Unfug stiftender Scharen in ihren Wald- und Seefrieden

nicht eben Freude empfinden, so ist das begreiflich, und der wahre Naturfreund wird ihre Sorge teilen. Vielen, die da draußen ihrer „Wasserfreude" ungezügelten Lauf lassen, ist es garnicht einmal bewußt, daß sie „Gesundheitsucher" sind; es fehlt auch nicht an solchen, die in ihrem Gehaben als Jünger einer ihrer Meinung nach fortgeschrittenen Kultur auftreten und von der „Höhe der Situation" auf den altmodischen Spaziergänger oder Dorfbewohner höhnisch und herausfordernd herabblicken. Jener tieferen Naturauffassung, die in Platens Parsenlied poetischen Ausdruck gefunden hat, stehen diese Zeitgenossen verständnislos gegenüber:

Wenn des Leichtsinns Rotte
Die Natur entstellt,
Huld'ge du dem Gotte
Durch die ganze Welt.

Hin zur Blume trete,
Doch zerknick sie nie,
Schau sie an und bete:
Wär' ich schön wie sie!

In kristall'ne Quellen
Schleudre keinen Stein,
Bete zu den Wellen:
Wär' auch ich so rein!

Wir sind ja keine Parsen, keine Feuer-, Wasser- oder sonstige Naturanbeter; wir wollen unserer jauchzenden Jugend draußen so weiten Spielraum gönnen, wie es nur irgend möglich ist. Aber die Achtung vor der Natur muß sie im Herzen tragen. Es ist Sache der Erziehung in Schule und Haus, dahin zu wirken, daß solche Gesinnung den Heranwachsenden und den künftigen Geschlechtern in Fleisch und Blut übergeht. Da wir aber nicht so lange warten können, bis sich dieser Prozeß vollzogen hat, so sind zur Zeit noch äußere Schutzmaßregeln notwendig, um die landschaftlich oder naturwissenschaftlich besonders bemerkenswerten Stätten unserer Heimat für den edleren Naturgenuß, für die Forschung und für den Unterricht zu retten.

Kammergerichtsentscheidung betr. Erforderlichkeit des Jagdscheins für die Jagd in Küstengewässern.

Der 1. Ferien-Strafsenat des Kammergerichts in Berlin hat in einer Strafsache wegen Uebertretung der Jagdordnung auf die Revision des Angeklagten am 2. September 1930 ein Urteil gefällt, in dem folgende grundsätzlich wichtige Ausführungen gemacht wurden:

Die Rechtsverhältnisse der Küstengewässer Deutschlands werden durch das Völkerrecht und das deutsche Recht bestimmt, die miteinander nicht in Widerspruch stehen. Die Küstengewässer sind Teile des Meeres und so regelmäßig nicht Staatsgebiet im engeren Sinne oder Eigentum des angrenzenden Landes. Das angrenzende Land ist aber wegen seiner Sicherung und Interessenwahrung, wegen der Vermeidung von Differenzen mit anderen Ländern und anderweiten Gefahren, sowie der öffentlichen Ordnung wegen berechtigt und verpflichtet, seine Gebietshoheit als Teil seiner Souveränität auf diese, ihm unmittelbar vorgelagerten Meeresteile auszudehnen.

Diese Gebietshoheit äußert sich auch im Bereiche der Polizei; der Uferstaat übt zum Beispiel das Recht der Seepolizei, der Schiffahrtspolizei, der Zollpolizei, der Sanitätspolizei aus. In dieses Gebiet fällt auch insbesondere die Fischereipolizei; (vgl. hierzu zum Beispiel Artikel 2 des internationalen Vertrages betr. die polizeiliche Regelung der Fischerei in der Nordsee vom 6. 5. 1882, RGBl. 84, 25; — ausschließlich nationales Fischereirecht in den Küstengewässern — ferner § 296a. StGB. und §§ 6, 7, 119 des Preuß. Fischereigesetzes vom 11. Mai 1916, GSS. 55).

So steht, ebenfalls aus den oben hervorgehobenen grundsätzlichen Erwägungen — in einem solchen Gebiet kann nicht jedermann, In- oder Ausländer, die Jagd ohne weiteres frei ausüben —, auch die Jagdpolizei dem Uferstaat zu, und diese richtet sich, da das Reich dieses Rechtsgebiet nicht in seinen Gesetzgebungsbereich eingezogen hat (Art. 6, 7, 9, 12, 82 RV), vielmehr die landesgesetzlichen Vorschriften über die Jagd unberührt bleiben (Art. 69 EGBGB, Art. 89 Ziff. 16 AGBGB), nach den maßgebenden landesgesetzlichen Bestimmungen.

Für Preußen bestimmt im allgemeinen § 29 der Preußischen Jagdordnung vom 15. Juli 1907: „Wer die Jagd ausübt, muß einen auf seinen Namen lautenden Jagdschein bei sich führen."

Der Jagdschein enthält die polizeiliche Erlaubnis zur Jagdausübung. Falls andere Vorschriften nicht entgegenstehen, kann also die Jagd in den Küstengewässern Preußens nicht ohne weiteres frei ausgeübt werden, wie etwa auf dem offenen Meere, das schlechthin jagdfreies Gebiet ist. Wenn auch regelmäßig das Meer und der Meeresboden der Küstengewässer privatrechtlicher Beherrschung entzogen ist und in niemandes Eigentum steht und ebenso in den preußischen Küstengewässern regelmäßig ein ausschließliches Jagdaneignungsrecht mangels entsprechender Rechtsvorschrift nicht besteht, so unterstehen die Küstengewässer jedenfalls doch der preußischen Jagdpolizei, so daß die Ausübung der Jagd daselbst nur mit einem Jagdschein möglich ist; ein Waffenschein (Erlaubnis zum Führen einer Schußwaffe) genügt dazu nicht.

Die weiße Seerose.

Zweifellos ist die weiße Seerose die schönste Pflanze unserer Teiche und Seen. Leider wird ihr, wie so mancher anderen Art ihre Schönheit zum Verhängnis. Wegen der prächtigen Blüte wird ihr von Händlern und „Naturfreunden" eifrig nachgestellt, so daß sie in manchen Gegenden in starkem Rückgang begriffen oder wohl gar schon ganz ausgestorben ist. Ihre ärgsten Feinde sind Kahnfahrer, denen es ja ein leichtes ist, in die Seerosenbestände hineinzufahren und sie zu vernichten. Oft genug sieht man dann, daß die Blüten achtlos fortgeworfen werden, wenn die Insassen das Boot verlassen.

Zum Schutze der Pflanze sind in einigen Ländern besondere Bestimmungen getroffen worden, die es verbieten, Seerosen abzupflücken oder in den Handel zu bringen. In Bayern, Sachsen, Hamburg, Bremen und Teilen von Preußen ist sie auf die Liste der zu schonenden Pflanzen gesetzt worden.

Die stille Wasserrose
steigt aus dem blauen See,
die feuchten Blätter zittern,
der Kelch ist weiß wie Schnee.

Da gießt der Mond vom Himmel
all seinen goldnen Schein,
gießt alle seine Strahlen
in ihren Schoß hinein.

Emanuel Geibel.

Baumschutz in Stargard.

Die Polizeiverwaltung in Stargard hat die auf dem Grundstück Ihnastraße 17 stehende Eiche durch Verordnung vom 23. August 1930 unter Schutz gestellt.

(Neues Pommersches Tageblatt, Nr. 208 vom 5. September 1930.)

Verantwortl. Schriftleitung: Martin Reepel, Stettin, Alleestr. Nr. 14. Druck: Fischer & Schmidt, Stettin.

Mitteilungen

des Bundes Heimatschutz, Landesvereins Pommern.

Pommersche Heimat.

Nr. 6 Juni 1931

Keine Studienfahrt im Herbst.

In der letzten Nummer dieses Blattes hatte ich mitgeteilt, daß und warum meine Bemühungen um eine Studienfahrt des Bundes Heimatschutz nach Danzig zu Pfingsten gescheitert waren. Wie erinnerlich, hatte ich am Schluß um unverbindliche Meldungen für eine Fahrt ins Ostland in den Herbstferien Anfang Oktober gebeten. Ich wollte die voraussichtliche ungefähre Teilnehmerzahl kennen lernen. Freilich hatte ich keinen Beifallssturm erwartet, aber doch immerhin einige zustimmende Aeußerungen erhofft. Daß die Abneigung aber so stark sein würde, dachte ich nicht. Es haben sich nämlich ein Teilnehmer und eine Teilnehmerin, zusammen zwo, gemeldet! Eine Fahrt zu dreien kann ja außerordentlich nett sein und braucht keineswegs weniger lohnend zu sein als zu zwanzig, aber ich möchte doch verzichten, denn die Bezeichnung Studienfahrt, die es doch unter allen Umständen werden soll, würde eine Fahrt des Fahrtleiters und zweier Gäste schwerlich verdienen. Ich gestehe, daß mir die Pfingstzeit günstiger erscheint, und so müssen wir uns denn vorläufig bescheiden. Jeder staple das Geld zu Haufen für eine recht hübsche Fahrt zu Pfingsten. Ob das Ziel Danzig bleiben wird, ist ungewiß, jedenfalls wird unsern Mitgliedern durch dies Blatt weitere Mitteilung zugehen.

H. Schulz.

Martin Wehrmann-Feier.

Der Name des verdienten Forschers Martin Wehrmann ist in diesen Tagen viel genannt und gelesen worden. Am 11. Juni war von verschiedenen Vereinigungen eine Feier veranstaltet, zu der auch der Vorsitzende des Bundes Heimatschutz geladen war. Gerne folgte ich dieser Einladung nicht nur wegen der persönlichen Hochschätzung des Gefeierten, sondern auch um ihm im Namen unsers Bundes etwa folgendes zu sagen: Unter denen, die sich heute mit Glückwünschen einstellen, hochverehrter Herr Professor, will der Bund Heimatschutz nicht fehlen. Ich habe die Ehre, Ihnen die besten Wünsche des Bundes zu übermitteln; haben Sie uns doch stets eine freundliche Teilnahme gezeigt, uns und unserer Arbeit, die mit der Ihrigen manche Berührungspunkte gemeinsam hat. Sie waren stets ein Mann der Wissenschaft, unsere Tätigkeit ist vorwiegend praktisch, sie ist gerichtet auf die Erhaltung der Kultur- und Naturwerte unserer Heimat.

Eine alte tiefsinnige Sage des griechischen Altertums erzählt von dem Riesen Antäus, der unüberwindlich war, wenn er die Mutter Erde berührte. So ist es: die Beschäftigung mit unserer Heimat erscheint wie ein unerschöpflicher Kraftstrom. Diesem Strom entnahmen Sie für Ihre Forschertätigkeit Kräfte. An diesen Strom schließen auch wir uns an, und so verbindet Sie und uns das Bewußtsein um den Besitz eines der heiligen Güter, nämlich die Liebe zur Heimat, die uns in ihren Dienst zwingt.

Möge Gott Ihnen den Wanderstab noch lange in der Hand lassen zur Wanderung über die geographischen und geistigen Fluren unserer geliebten Heimat. —

H. Sch.

Denkmalpflege ist schwer.

Laienbetrachtungen von M. R.

Als vor einigen Jahren am Stralsunder Markt das Haus des Bürgermeisters Wulflam mit dem schönen Giebel aus der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts in seinen verputzten Untergeschossen einen Umbau in Backstein großen Formats und in einer gewissen Anlehnung an den gotischen Geist der Umwelt erfuhr, da ward von berufener Seite an diesem Geschehen und zwar im amtlichen Organ der Denkmalpflege Deutschlands scharfe Kritik geübt, und dieser Kritik schloß man sich auch von schwedischer Seite her an. Damals hatte gerade der leider verstorbene Stadtbaurat Schröer in Stargard die Umgestaltung jener am Markt neben der Hauptwache und der Marienkirche stehenden störenden Bauten vollzogen und damit ein Bild geschaffen, das auch vor der zünftigen Denkmalpflege keine Gnade fand. Ich hatte mich in Stralsund wie in Stargard vorher umgesehen und somit Gelegenheit, jene sachkundigen Urteile entweder zu unterschreiben oder — für mich als Laien abzulehnen. Und rein gefühlsmäßig: was man in Stralsund getan, vermag auch mich nicht zu begeistern; während ich die Marktseite in Stargard — spätgotischer Rathausgiebel, barocke Hauptwache, die zur Renaissance umgestalteten, ehemals störenden Flachdachkästen und die mächtige gotische Backsteinkirche — wundervoll finde und dem feinsinnigen Stadtbaurat Schröer von Herzen danke.

Und warum nun meine Zustimmung hier? (Sie erklärt gleichzeitig meine Ablehnung der Stralsunder Arbeiten, damals und neuerdings.)

Eine bunte Reihe zeit- und stilechter Bauten braucht niemals häßlich zu sein, sofern gewisse Vorbedingungen erfüllt sind, auf die wir aber nicht weiter einzugehen brauchen. Also: Rathaus — Hauptwache — ? — Kirche. Der an der Stelle des Fragezeichens stehende Umbau (zwei Häuser) hat Formen erhalten, die uns doch heute als so wenig der Vergangenheit anzugehören erscheinen (wenigstens in Pommern), daß sich nicht das Gefühl einer Stilfälschung einstellt, sondern der „Ring" harmonisch schließt.

Nun sagen die modernen Baukünstler, man solle auch neben einem alten Baudenkmal durchaus modern bauen! Das unterschreibe ich voll und ganz; denn wie wäre sonst jene prächtige bunte Reihe am Markt in Stargard entstanden! Und so hätte auch Stadtbaurat Schröer ruhig modern bauen bezw. umbauen und ebenfalls eine gute Lösung dadurch finden können.

Aber nun ergibt sich eine große, ja riesengroße Gefahr. Daß nämlich bei Arbeiten im Sinne der Denkmalpflege, die modern sein sollen, der oft als „modern" angewendete Backstein aus der ihm innewohnenden Kraft — vielleicht —, oder aus einem aus Erinnerungsbildern des Baumeisters ungewollt fließenden Zwange — niemand entgeht der seelischen „Erbmasse" — zu romanisierenden oder gotisierenden Schöpfungen führt. Und sie mögen für sich alleine oder in jeder andern

Umwelt am Platze sein; nur in den Städten der Gotik und neben ihren echten Schöpfungen wirken sie peinlich als gewollte Altertümelei in moderner Aufmachung, die größte Sünde der neuzeitlichen Denkmalpflege. Auch wenn sie ungewollt sind, auch wenn sie modern sind! Man sehe sich doch einmal z. B. den Neubau der Kirche in Stettin, Werderstraße, an: wieviel Gotik und Romanik hier leise mitklingt! Und wenn man dann in einer Stadt der Backsteingotik glaubt, in Backstein bauen zu müssen (wenn auch „modern"!); das kann verheerend werden und wirken! Wenn dann diese Mißgeburten aus Neu und Alt neben dem großen Alten und Echten stehen! Ein Baugemisch, ein Mißklang, musikalisch ausgedrückt und kein Akkord, wie ihn zeitlich und stilistisch abgegrenzte Echtheiten (Stargard) ergeben. Man lasse, statt solche Torheiten zu begehen, lieber den ursprünglichen Zustand, d. h. die Torheit der Vergangenheit, bestehen und ändere nichts.

Und nun habe ich mich vor wenigen Wochen nach 1½ jähriger Pause wieder einmal in Stralsund umgesehen, und lieber Gott — soll das so weitergehen! Schon der klobige Backsteinbau (der Reichsbank?) hinter dem Eisenbahnbetriebsamt war ein Mißgriff als Backsteinbau und der Gestaltung nach. Der Warenhausbau in der Offenreyerstraße fügt sich darum ein, weil er keine Backsteinnachbarn der alten Generation neben sich hat und sein Bild neben andern (Kirchen) auch niemals in die Erscheinung tritt. Backstein war aber nicht unbedingt nötig. Vom Wulflamhaus sprachen wir schon: oben Echtheit und Kraft, unten getüftelt und fade. Erst spätere Generationen werden das Ganze als Ererbtes wieder erträglich finden. Und nun stehe ich und starre zum Rathaus und zu Jakobi herüber. Vater, vergib ihnen ... Schön waren die überhohen Putzkästen neben dem Rathaus und vor St. Nikolai nicht. Aber das brauchten sie ja auch nicht; sie waren ja nur zu hoch! Abschneiden und ein Stück kürzer machen, das hätte man sollen, weiter nichts. So wahr ein schönes und charaktervolles Gesicht im Kreise nichtssagender Larven sein Licht hervorsprüht, so wahr waren die schlechten und rechten Alltagsgesichter die Fassung für jene unsterblich schönen Bauten, die Stralsund berühmt gemacht haben. Statt eine Korrektur an einem historischen Bilde vorzunehmen, hat man ein Neues geschaffen, das unbefriedigt läßt, statt eines Akkordes ein Tongemisch. Fort sind die Alltagsgesichter, und statt dessen ist eine Backsteinarchitektur entstanden, ein Neu-Alt, das nicht echt wirkt und mit seiner Unruhe die gebändigte Zierlichkeit des Rathauses und die Wucht der Kirche beeinträchtigt.

Fort ist auch das alte klassizistische Theater, das einen so köstlichen Gegensatz zum Rathaus bildete, ein echtes Kind seiner Zeit. Und was entstanden ist, mag gut, mag anständig sein, aber es paßt nicht in diese Umwelt. Merkt man denn gar nicht, daß der Alte Markt in Stralsund sein historisches Bild eingebüßt hat, das jährlich viele Tausende entzückte? Man baue so modern wie möglich, aber — lasse keine Backsteinstadt darum neu entstehen, weil die jetzige Stadt Baudenkmäler aus Backstein enthält, bezw. einst mehr oder minder ausschließlich aus Backsteinbauten bestanden hat. Das schöne Wort von der Bodenständigkeit kann man dort nicht mehr anwenden, wo seit 300 Jahren der Putzbau eingebürgert ist. Meines Erachtens sollte man alle Versuche aufgeben, die Umwelt auf ein romanisches oder gotisches Bauwerk abzustimmen. Sie werden stets ein Mißerfolg sein. Man baue in solcher Nachbarschaft sachlich, anständig und zeitgemäß und beschränke alle „Abstimmung" auf eine Rücksichtnahme den Maßen nach, um das Aeltere nicht totzuschlagen. Nur keine Anklänge im Stil und Material! Aber nicht falsch verstehen: z. B. die „Schule am Sunde" — einen Backsteinbau — möchte ich nicht missen; sie steht eben außerhalb der Altstadt und kann auch nicht als „Einfügung" in das Milieu gedeutet werden.

Alles in allem: Denkmalpflege ist schwer. Manche werden es besser wissen als ich, wie es damit zu halten sei. Aber schließlich hat auch der Laie ein Recht, sich Gedanken zu machen, wenn sein Heimatbild umgestaltet wird, und wenn das Veranlassung gäbe, daß sich nun auch „Berufene" zur Sache äußerten, dann würde das zu begrüßen sein.

Buchbesprechungen.

Wanderungen und Wandelungen mit dem Freiherrn vom Stein. Von Ernst Moritz Arndt. Aus der Sammlung „Aus deutschem Schrifttum und deutscher Kultur", Verlag J. Beltz. Bearbeitet von Erich Sielaff. Preis geb. 1 RM.

Ein lebendiges, zeitwirksames Bändchen! In diesen Tagen, da allgemein des großen Freiheitskämpfers und Reformators Stein gedacht wird, wird gewiß mancher gern dies Buch erwerben. Es ist sehr lesenswert und wird jeden Gebildeten fesseln. Wir sehen durch die Augen des freiheits- und vaterlandsbegeisterten Arndt die gewaltige Gestalt Steins. Es bedurfte in der Tat der ähnlich gerichteten Begabung und Geisteshaltung eines Arndt, um Steins Größe zu erfassen und ihr beiderseitiges Zusammenleben, das in Petersburg am Zarenhof beginnt, zu beschreiben. So offenbart das Buch nicht nur den Geist Steins, sondern auch den Arndts. Vor unserem Auge reckt sich die markige und oft mit schneidender Schärfe sich durchsetzende Gestalt des Reichsfreiherrn vom Stein zu gewaltiger Höhe. Er ist für Arndt der größte Deutsche der Zeit, „ein königlicher Mann", „der Morgenstern der Hoffnung", um den sich die erlauchten Geister in Königsberg scharen, um sich an seinem Geiste immer wieder zu entzünden.

Viele Einzelzüge und Begebenheiten beleben das scharf herausgearbeitete Bild des Mannes, der allen überlegen ist, nicht zum mindesten den Fürsten der Zeit.

Nebenher treten andere große Männer in unser Gesichtsfeld, so Goethe, dessen Zurückhaltung in nationalen Dingen Arndt so mißfiel, den er aber doch restlos bewundert ebenso wie Stein. Stein und Goethe sind ihm die beiden größten Deutschen des Jahrhunderts.

Daneben tritt Arndt selbst, seit Petersburg der Helfer Steins für den Befreiungsgedanken, ringend mit einem gleich glühenden Herzen für des deutschen Vaterlandes Größe und Herrlichkeit. Wir erleben die großen gewaltigen Tage der Erhebung, die von Ostpreußen ausging und deren Mittelpunkt Stein war.

Es mag für uns Pommern als Leseprobe ein kleines Stück des Buches folgen:

„Als wir während des Waffenstillstandes in Reichenbach saßen, hatte Stein sogleich einen alten, auch mit Tapferkeitsmünzen geschmückten pommerschen Husaren als Kutscher aufgefunden, dessen tapfere Art bei einer Fahrt nach Schweidnitz er mir mit lachendem Munde mit den Worten rühmte: „Nun, Ihre Pommern sind doch Kerle, wie sie sein müssen, sie erinnern heute noch an des großen Königs Testament, der sie für seine rechten Schlachtenbahnbrecher erklärt hat. Als ich aus dem Tor fuhr, gerieten wir sogleich unter einen langen, breiten Zug russischer Artillerie und Kürassiere. Da gebärdete sich mein Pommer, als wenn er Kaiser und Könige im Wagen habe, und rief mit einer Stimme, welche Tote hätte erwecken können: Man drist! man drist! und alles wich ihm aus."

Sehr begrüßenswert sind am Schluß die Anmerkungen, die Tatsachen und Personen erklären, welche nicht jedem geläufig sind. H. Sch.

Verantwortl. Schriftleitung: Martin Reepel, Stettin, Alleestr. Nr. 14. Druck: Fischer & Schmidt, Stettin.

Mitteilungen

des Bundes Heimatschutz, Landesvereins Pommern.

Pommersche Heimat.

Nr. 7 Juli 1931

Der Verein Naturschutzpark beim Vierten Deutschen Naturschutztag in Berlin.

In der Zeit vom 8. bis 12. April 1931 fand in Berlin anläßlich des fünfundzwanzigjährigen Bestehens der Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege in Preußen der Vierte Deutsche Naturschutztag statt, an dem sich auch der Verein Naturschutzpark beteiligte. Auf der für die Tagung neu eröffneten Naturschutz-Ausstellung war der Verein erschienen mit Dioramen der schönsten Punkte der Parke, Reliefs, Modellen und Bildern, deren Anfertigung teils durch Beiträge einer großen Zahl der Mitglieder, teils durch eigene praktische Mitarbeit ermöglicht war.

Für den Verein war die Gelegenheit, auf dieser bedeutsamen Tagung zu sprechen, um so mehr erwünscht, als jetzt gerade die Zeit gekommen war, wegen des Urlaubsheims in Undeloh an die Oeffentlichkeit zu treten. In Undeloh hat sich ein Verein hamburgischer Staats- und Gemeindearbeiter in einem Bauernhaus ein Urlaubsheim eingerichtet, das er jetzt durch einen Neubau mit 80 Betten ersetzen will. Auf Grund bestehender Verordnungen glaubte man behördlicherseits, die Baugenehmigung erteilen zu müssen, obwohl wir alles versucht haben, um die maßgeblichen Stellen davon zu überzeugen, daß ein solcher Betrieb — denn zu den 80 Bewohnern des Urlaubsheims kommen noch 50 im Dorf Einquartierte — mit dem Wesen eines Naturschutzparks unvereinbar und geeignet sei, durch Weiterungen, wie Wege-, Brücken- und Leitungsbau, Wirtschaften, Kaufläden, Badeanstalten usw. unsere Absichten unausführbar zu machen. Auch mit der Hamburger Gewerkschaft wurde keine Verständigung erzielt, und der Bau hat begonnen.

Der Niedersächsische Ausschuß für Heimatschutz in Hannover als Zusammenfassung aller Heimat- und Naturschutzvereine in ganz Niedersachsen brachte die nachfolgende Entschließung ein, die einmütig angenommen wurde:

„Der Vierte Deutsche Naturschutztag erhebt Einspruch gegen die geplante Errichtung eines großen Erholungsheims zu Undeloh im Naturschutzpark Lüneburger Heide, weil ein solches Heim nicht nur dem Sinn eines Naturschutzparkes widerspricht, sondern darüber hinaus die Erreichung des gesteckten Zieles in Frage stellt. Es ist ein unerträglicher Widerspruch, wenn die Regierung des größten deutschen Gliedstaates einerseits durch staatlichen Besitz das Schutzgebiet abrundet und durch finanzielle Beihilfen vollenden hilft, andererseits aber Unternehmungen zuläßt, die das Geschaffene wieder zerstören.

Der Naturschutzpark Lüneburger Heide ist aus freiwilligen Beiträgen des ganzen deutschen Volkes aufgebaut und darf keinen anderen als den ihm zugewiesenen Zwecken dienstbar gemacht werden.

Der Vierte Deutsche Naturschutztag spricht die Erwartung aus, daß die preußische Regierung Mittel und Wege finden wird, den Bau des Erholungsheims in Undeloh zu verhindern."

Dieselbe Entschließung wurde vom Bund Deutscher Heimatschutz am 10. April gefaßt. Dieser Entschließung ist schon eine ähnliche vom Verkehrsverband Lüneburger Heide und vom Naturwissenschaftlichen Verein zu Bremen vorausgegangen. Diese wurde unterstützt vom Bremer Verein Deutscher Ingenieure, vom Verein Deutscher Chemiker, von der Olbersgesellschaft, vom Verein für Niedersächsisches Volkstum und der Deutschen Gesellschaft für Gartenkunst.

An die wichtigsten Tageszeitungen gingen vorher schon Nachrichten, und die Hamburger und Bremer Zeitungen beschäftigten sich sehr lebhaft mit der Sache. Die großen deutschen Zeitungskorrespondenzen haben die Entschließung ebenfalls veröffentlicht.

So müssen wir hoffen, daß die Maßgebenden von dem herausgegebenen Fehlspruch überzeugt werden und ihn rückgängig machen. v. St.

Rundfrage.

Eine Rundfrage, in der es sich wirklich um etwas Rundes handelt. Es gibt in Pommern einige wenige Rundscheunen. Ich wäre nun den Mitgliedern unseres Bundes Heimatschutz, die solche Scheunen kennen, sehr dankbar für eine Mitteilung, wo sich solche befinden. Im großen und ganzen weiß man nur von Rundtempeln, etwa dem runden Vestatempel auf dem Forum Romanum und ähnlichen aus dem griechischen und römischen Altertum. Besteht nun ein Zusammenhang zwischen einem runden Venustempel in Italien oder Griechenland und einer runden Scheune im Pommernland?? Ein inhaltlicher gewiß nicht, aber ein formaler ganz gewiß! Darüber vielleicht später mal ein Wort! Wenn es möglich ist, einer Mitteilung über den Ort der Scheune auch noch die Länge des Durchmessers hinzuzufügen, so wäre ich besonders dankbar. Unbedingt nötig ist dies aber nicht.

H. Schulz, Stettin 10, Lorenzweg 31.

Knipstro-Feier in Pyritz.

Am 6. September d. J. findet in Pyritz im größeren Rahmen eine Feier statt, in der ein Knipstro-Denkmal eingeweiht wird. Die Plakette Knipstros stammt von dem bekannten Bildhauer Martin Meyer-Pyritz. Die Feier beginnt mit der Einweihung um 3 Uhr. Um 6 Uhr wird sich ein kleines Essen anschließen, bei dem ein eingehender Vortrag über Knipstro gehalten wird. Die Mitglieder unseres Bundes sind zur Teilnahme an dieser Veranstaltung vom Denkmalausschuß eingeladen. H. Sch.

Für eine plattdeutsche Buchgemeinschaft.

Der niederdeutsche Schriftsteller Albrecht Janssen in Hamburg tritt für die Gründung einer plattdeutschen Buchgemeinschaft ein. Er glaubt, daß 3000—5000 Mitglieder mit einem Jahresbeitrag von 3 Mark zur Verwirklichung des Gedankens genügen, die geeignet sei, das niederdeutsche Schrifttum zu retten und der wertvollen jungen Generation plattdeutscher Dichter ein Publikum zu schaffen.

Neue Bücher.

Dr. Richard Schuppius: „Stolp von 1600—1650, Friedensarbeit und Kriegsnöte einer pommerschen Stadt." 193 S. mit Titelbild und Karte. In Kommission bei Oskar Eulitz in Stolp. Preis kart. 3,— RM.

Das vorliegende Werk hat sich zur Aufgabe gesetzt, in einzelnen Bildern einen Querschnitt durch die Geschichte Stolps zu geben und ist nach Stoff und Ausführung besonders fesselnd! Die Anfangskapitel bringen eine überraschende Fülle kulturgeschichtlicher Einzeltatsachen aus dem Berichtszeitraum über die städtische Geldwirtschaft, Gericht und Polizei, Kirche und Schule, Gesundheits- und Fürsorgewesen, Handel und Gewerbe, so daß sich ein lebendiges Bild des damaligen Lebens und Treibens vor den Augen des Lesers formt. Die bis ins Einzelne gehenden Berichte über die zahlreichen Hexenprozesse Stolps z. B. bringen vollkommen neue Tatsachen über dies dunkle Gebiet und werfen ein eigenartiges Licht auf das geistige Leben jener Zeit. Das Mittelstück, „Zwischenspiel", macht den Versuch, einen Bürgeraufstand vom Jahre 1623 nicht nur zu beschreiben, sondern auf die schlechte Wirtschaftslage der Stadt und die aristokratische Stadtverfassung als maßgebende Ursachen zurückzuführen. Fast die Hälfte des Buches ist den vielfältigen Plagen und Nöten gewidmet, die die unglückliche Stadt während des 30jährigen Krieges durch die mehr als 20 Jahre anhaltende Besetzung durch kaiserliche und schwedische Truppen zu erdulden hatte. Der Anhang bringt bevölkerungskundlich wichtige Bemerkungen über Einwohnerzahl, Sterbe- und Geburtenziffern und schließlich über den starken Wechsel innerhalb der Bevölkerung, von der im Lauf von 20 Jahren mehr als die Hälfte infolge der Kriegswirren ausstarb oder auswanderte und zum großen Teil durch landfremde Familien ersetzt wurde; die ausführlichen Bürgerlisten der Jahre 1619 und 1639 stellen für den Familienforscher eine Fundgrube von ungewöhnlicher Reichhaltigkeit dar. Wer sich mit der Geschichte Pommerns beschäftigt, wird an dem Buch nicht vorübergehen können. Daß die Stadtverwaltung von Stolp in großzügiger Weise die Drucklegung des Werkes ermöglicht hat, sei besonders angemerkt.

Friedr. Solger, „Der Boden Niederdeutschlands nach seiner letzten Vereisung." 155 S. mit 51 Abb. Preis geh. 6,— RM., geb. 8,— RM. Verlag Dietrich Reimer, Berlin, 1931.

Ein Buch über die nacheiszeitliche Geologie Norddeutschlands hat uns bislang gefehlt. Daß es Solger geschrieben hat, ist eine Bürgschaft für seine Güte, und schon ein Blick auf die zahlreichen, vom Verfasser entworfenen Blockdiagramme zeigt, wie für restlose Veranschaulichung Sorge getragen worden ist. Was aber im besonderen das Buch bedeutet und will, das lassen wir den Verfasser am besten selber in seinem „Vorwort" aussprechen: „Die Geologie Norddeutschlands ist gewissermaßen auf ein totes Geleise gekommen, weil man ihre auffälligsten Erscheinungen, die Wirkungen der Eiszeit, zuerst angriff, statt erst den Weg zu ihnen zu suchen von der Beobachtung der Gegenwart aus über die dazwischen liegenden Zeiten. So bildeten sich feste Meinungen über Endmoränen und Urstromtäler, ehe die Frage geklärt war, woran man die Flußbetten der Abschmelzzeit und die Gleichzeitigkeit einer Kette von Endmoränen erkenne. Die ersten Hypothesen, die darüber gebildet worden waren, blieben bestehen, nicht weil sie bewiesen wurden, sondern weil es an einer Schulung der Kritik fehlte. Für diese Kritik ist die erste Voraussetzung, daß wir zur Erklärung der eiszeitlichen Vorgänge von den Formen Norddeutschlands alles in Abzug bringen, was erst nach der Eiszeit gebildet oder umgebildet worden ist. Mit dieser grundlegenden Aufgabe beschäftigen sich die folgenden Blätter. Wenn das Bewußtsein der Unbekanntheit mit dem, was zu erforschen ist, uns gegenwärtig bleiben soll, dann müssen wir das Wort Ferdinands v. Richthofen im Gedächtnis behalten, daß das Auge unser wichtigstes Hilfsmittel ist. Das Auge und nicht die Literatur! Erst müssen wir sehen lernen und dann erst verfolgen, was frühere Forscher über das Gesehene gedacht haben. Nur so wahren wir uns die Selbständigkeit des Urteils, ohne die eine Einführung in die norddeutsche Geologie nur eine Gewöhnung an Dogmen wäre."

Chronik der Kirchengemeinde Wussecken (Kreis Köslin). Von Walter Hübner, Stralsund. Stettin 1931. — Verlag von Léon Saunier's Buchhandlung. 276 S. Mit Strichzeichnungen von Rich. Zenke, Schneidemühl.

Eine auf fleißigstem Studium aller Quellen beruhende Arbeit, deren Kapitel „Die älteste Zeit", „Die Dörfer des Kirchspiels", „Die Bewohner des Kirchspiels", „Die Kirche", „Die Pfarre", „Das Patronat", „Die Pastoren des Kirchspiels", „Die Kirchenvisitations-Protokolle" den Inhalt genugsam kennzeichnen. Zunächst ein Heimatbuch und bestimmt dazu, den Menschen des engsten Heimatkreises fester mit der Heimat zu verwurzeln, wird es andererseits doch auch dem Interessenten an gewissen besonderen Forschungsgebieten zu einer wichtigen Fundgrube. So — um ein Beispiel zu bringen; anderen wird anderes wichtig erscheinen — enthält das Buch eine Beschreibung des alten Pfarrhauses von Wussecken. Als gebräuchlich werden für die dortige Gegend als zu einem Gehöft gehörend schon in den ältesten Zeiten erwähnt: Wohnhaus, Stall, Scheune und Torzimmer. Das letztere weist auf das beim Vierkanthof der Straße zugewendete Gebäude mit der Torfahrt hin. Nun ist anzunehmen, daß das älteste Pfarrgehöft sich von den Bauerngehöften im ganzen nicht unterschied, und so ist auch 1617 im Visitationsprotokoll von einem „Dohr-Heußgen" mit einem Kornboden die Rede. Und auf Grund einer Aufstellung im ältesten Kirchenbuch gibt der Verfasser selber eine Beschreibung des Pfarrgehöfts: „Um einen quadratischen Hofplatz von 15 Meter Seitenlänge liegen nach Süden, also an der jetzt offenen Straßenseite des Pfarrhauses, das Torhaus . . ., nach Westen das Stallgebäude wie heute . . ., nach Osten die Scheune mit abgewalmtem Dach, dem Torhaus gegenüber das Pfarrhaus, dieses aber nicht wie heute mit den Giebeln nach Osten und Westen, sondern nach Süden und Norden . . ." Also stand das Wohnhaus mit dem Giebel in den Hof, wie es mancherorts noch heute der Fall ist, und war seinem Ursprung nach ein Niedersachsenhaus oder doch der gleichen Wurzel entsprossen. Und dieser Bierkanthof — vor 50 Jahren auch in Jamund ebenso gestaltet — ist also die ursprüngliche Form und unterscheidet sich damit grundlegend von den Formen des Vierkanthofes in Thüringen und Sachsen, in denen als Kern das fränkische Haus steckt. Diese Unterschiede müssen wir aber für die Deutung des Vierkanthofes beachten, und wir sind dankbar für jede Bestätigung dessen, daß hier entwicklungsgeschichtlich verschiedene Wege vorliegen. Der alte Pfarrhof in Wussecken hat inzwischen sein Aussehen verändert. Das Torhaus ist verschwunden und das Wohnhaus steht mit der Traufseite zum Hofe, wie heute in so vielen Höfen, die ihren ursprünglichen Charakter eingebüßt haben.

Interessant ist übrigens, daß Wussecken ab 1730 im Besitz des Großkanzlers Friedrichs des Großen, des berühmten Rechtsgelehrten von Cocceji, war. Er hielt sich öfter in Wussecken auf, und sein Bild hängt in dem schlichten Schloß, das einst dem alten Adelsgeschlechte der Bulgrine gehörte.

Alles in allem: dem Verfasser ist für seine gründliche Arbeit herzlich zu danken, und dieser Dank sei zugleich die beste Empfehlung des Buches. Reepel.

Verantwortl. Schriftleitung: Martin Reepel, Stettin, Alleestr. Nr. 14. Druck: Fischer & Schmidt, Stettin.

Mitteilungen

des Bundes Heimatschutz, Landesvereins Pommerns.

Pommersche Heimat.

Nr. 8 August 1931

Fritz Worm †

Soeben, Anfang August, bringen die Zeitungen die Nachricht, daß Fritz Worm, der Mönchguter Heimatdichter, von dieser Welt geschieden sei. Schriftsteller, Forscher und Dichter, und er wird von berufenerer Seite noch gewürdigt werden — war Fritz Worm; aber er war noch etwas anderes, das gerade mir, der ich ihn einige Male in seiner Alt-Reddevitzer Dorfheimat aufzusuchen Gelegenheit gehabt hatte, immer wieder ins Auge fiel: das Idealbild eines mit seiner Umwelt verwachsenen ländlichen Lehrers, der seine besten Kräfte aus ihr schöpfte, um ihr seine besten Kräfte zu leihen. Was nützt alle Weisheit pädagogischer Akademien, wenn sie dem Lehrer den Schlüssel zum Herzen des Volkes nicht in die Hand gibt! Wenn sie es ihm nicht klar macht, daß es nicht darauf ankommt, in der Schulstube allerlei wissenschaftliche Experimente zu machen, sondern Glied und zwar wichtigstes Glied in der Lebens- und Schicksalsgemeinschaft seiner Umwelt zu werden . . . Und solch ein Glied war Fritz Worm, als Dichter, als Bewahrer von Sprache und Art, als Führer auch der Alten, als Betreuer der letzten Mönchguter Trachten, als Forscher und Deuter der Volksseele . . .

Zuletzt nicht mehr in der Schule, sondern im verdienten Ruhestand, soweit eine Lebensarbeit wie die seine überhaupt zur Ruhe kommen läßt! Und er hat diese Zeit nicht mehr lange überlebt, und eine Lücke ist entstanden, die nicht auszufüllen ist. Trauernd stehen wir an seinem Grabe. Aber sein Name wird weiterklingen über die blanken Wasser und die Höhen seiner Inselheimat, die ihm so viel verdankt . . . auch uns unvergessen! M. R.

Fritz Godow 80 Jahre.

Am 25. Juli 1931 feierte der plattdeutsche Dichter Fritz Godow in Stettin seinen 80. Geburtstag, und auch der Landesverein hat diesen Tag mit seinen besten Wünschen begleitet. Sieht er doch in Godow nicht nur den Dichter und Schriftsteller, sondern vor allem auch den Vorkämpfer für niederdeutsche Sprache und Art, deren Erhaltung ein Stück Heimatschutz bedeutet.

Fritz Godow ist in Kortenhagen, Kreis Greifenhagen, also am Rande der Buchheide, geboren. Dort hat er die Dorfschule besucht, ward zum Präparanden ausgebildet und besuchte später die Präparandenanstalt zu Lebbin und nachher das Seminar in Cammin. Nach kurzer Lehrtätigkeit an der Domschule daselbst siedelte Godow nach Stettin über, wo er als Mittelschullehrer dem Lehrer-Kollegium der Otto-Schule 40 Jahre angehört hat.

Godows Werk ist die Begründung und langjährige Leitung des Vereins „Fritz Reuter", Verein für plattdütsch Sprak un Dart. Von selbständigen Buchveröffentlichungen Godows seien genannt: „Oll Frünn in'n nigen Rock. Een Hümpel Schnurren in plattdütsche Riemels". Stettin 1906. Riekammer. — „Striekhölter, Geschichten för den plattdütschen Stammdisch". 1.—3. Schachtel. Stettin 1924. Saunier.

Godow hat mit seinem Schaffen vielen im Leben Freude bereitet. Möge auch ihm das Leben und die Freude am Leben noch recht lange erhalten bleiben!

Entschließungen des Vierten Deutschen Naturschutztages in Berlin.

Der Vierte Deutsche Naturschutztag, veranstaltet vom Deutschen Ausschuß für Naturschutz, hat in den Tagen vom 8. bis 12. April stattgefunden. Die Veranstaltungen waren von zahlreichen Teilnehmern auch aus dem Auslande besucht und verliefen nach der im Nachrichtenblatt für Naturdenkmalpflege (Nummer 11 vom Februar 1931) veröffentlichten Tagesordnung.

Im Anschluß an die Vorträge, die in dem in Vorbereitung befindlichen „Bericht über den Vierten Deutschen Naturschutztag in Berlin 1931" veröffentlicht werden sollen, wurden folgende Entschließungen angenommen:

1.

Der Vierte Deutsche Naturschutztag richtet an die zuständigen Behörden die Bitte, bei allen Maßnahmen der Stadterweiterung und Landesplanung die berufenen Vertreter des Naturschutzes und der Naturdenkmalpflege so frühzeitig zuzuziehen, daß sie zu allen ihr Sachgebiet berührenden Fragen von vornherein Stellung nehmen können.

Mit Rücksicht auf den Natur- und Landschaftsschutz ist es erforderlich, die Landesplanungen nicht auf die Umgebung der Groß- und Industriestädte und nicht auf die Fragen des Verkehrs, der Siedlung, der Industrie, des Sports und der Erholung zu beschränken, sondern im ganzen Hoheitsgebiet der einzelnen Länder geeignete Naturschutz- und Erholungsflächen im Benehmen mit den zuständigen staatlichen oder staatlich beauftragten Stellen auszuscheiden und in der Reichs- und Landesgesetzgebung die Handhaben zu schaffen, die für die planmäßige Sicherung von Naturschutz- und Erholungsgebieten und für einen harmonischen Ausgleich der verschiedensten Interessen innerhalb des Landschaftsbildes nötig sind.

2.

Der Vierte Deutsche Naturschutztag richtet an alle zuständigen Behörden im Reich und in den Ländern die dringende Bitte, der geschmacklosen, das Landschaftsbild entstellenden Landschafts- und Streckenreklame, die letzthin immer mehr überhand nimmt, durch alle geeigneten Maßnahmen entgegenzutreten und die dazu erforderlichen gesetzlichen Bestimmungen zu treffen.

3.

Die Zeugen vorzeitlicher vulkanischer Tätigkeit, die uns namentlich im Rheinlande erhalten geblieben sind, gehören zu den bedeutsamsten erdgeschichtlichen Naturdenkmälern auf deutschem Boden. Der Vierte Deutsche Naturschutztag richtet daher an die Preußische Staatsregierung die Bitte, alle zur dauernden Sicherung dieser Naturdenkmäler geeigneten Schritte alsbald in die Wege zu leiten.

4.

Die Wirkung der Schutzverordnungen, namentlich der Verordnungen zum Schutze von Tier- und Pflanzenarten, wird durch eine zu nachsichtige Beurteilung von Uebertretungen, die zur Anzeige kommen, beeinträchtigt. Es liegt eine Reihe von Fällen vor, in denen die Bestrafung den zur Durchführung der Schutzbestimmungen zu stellenden Anforderungen nicht entsprochen hat. Ein schärferes Vorgehen bei offenbaren Verletzungen der Vorschriften, gegebenenfalls unter Zuziehung von Sachverständigen, würde sowohl die Wirksamkeit der Verordnungen verstärken wie das Ansehen der Naturschutzarbeit fördern.

5.

Der Vierte Deutsche Naturschutztag erhebt Einspruch gegen die geplante Errichtung eines großen Erholungsheims zu Undeloh im Naturschutzpark Lüneburger Heide, weil ein solches Heim nicht nur dem Sinn eines Naturschutzparkes widerspricht, sondern darüber hinaus die Erreichung des gesteckten Zieles in Frage stellt. Es ist ein unerträglicher Widerspruch, wenn die Regierung des größten deutschen Gliedstaates einerseits durch staatlichen Besitz das Schutzgebiet abrundet und durch finanzielle Beihilfen vollenden hilft, andererseits aber Unternehmungen zuläßt, die das Geschaffene wieder zerstören.

Der Naturschutzpark Lüneburger Heide ist aus freiwilligen Beiträgen des ganzen deutschen Volkes aufgebaut und darf keinen anderen als den ihm zugewiesenen Zwecken dienstbar gemacht werden.

Der Vierte Deutsche Naturschutztag spricht die Erwartung aus, daß die preußische Regierung Mittel und Wege finden wird, den Bau des Erholungsheimes in Undeloh zu verhindern.

6.

Der Vierte Deutsche Naturschutztag lenkt erneut die Aufmerksamkeit aller Kreise auf die Notwendigkeit eines umfassenden Gewässerschutzes. Er erwartet von allen Organisationen des Natur- und Heimatschutzes, daß sie ihren ganzen Einfluß für die Erhaltung natürlicher Seen und Wasserläufe einsetzen und richtet an die zuständigen Behörden die Bitte:

a) bei der Regulierung von Wasserläufen die berechtigten Wünsche des Natur- und Heimatschutzes zu berücksichtigen;

b) mit allen zu Gebote stehenden Mitteln der zunehmenden Verunreinigung der Gewässer durch Industrie- und Städteabwässer zu steuern, und

c) die Absperrung und Bebauung der Ufer der deutschen Seen rechtzeitig dadurch zu verhindern, daß die nötigen Bauverbote erlassen oder Uferwege angelegt werden.

Ministerialerlaß betr. Mitwirkung der Naturdenkmalpflege bei Landesplanungen.

Der Herr Preußische Minister für Volkswohlfahrt hat unter dem 24. Februar 1931 an die Regierungspräsidenten, den Verbandspräsidenten in Essen und den Oberpräsidenten in Charlottenburg folgenden Erlaß gerichtet:

Die Arbeit der Landesplanungsstellen berührt in vieler Hinsicht aufs engste die Aufgaben, die der Naturdenkmalpflege zugewiesen sind. Der Direktor der Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege in Preußen hat gebeten, daß die örtlichen Kommissare für Naturdenkmalpflege vor der endgültigen Gestaltung der Pläne gehört werden. Ich ersuche dafür zu sorgen, daß diesem Wunsche entsprochen wird.

Ich ersuche ferner, von etwa neu beginnenden Landesplanungsarbeiten auch die Staatliche Stelle für Naturdenkmalpflege in Berlin-Schöneberg, Grunewaldstraße 6—7, in Kenntnis zu setzen, damit diese in der Lage ist, auch ihrerseits mit den beteiligten Kommissaren der Naturdenkmalpflege rechtzeitig deswegen in Verbindung zu treten.

(Hoffentlich verschwindet diese Verfügung nicht wie so viele andere, die man in den letzten 30 Jahren erleben konnte, in den Akten, für kurze Zeit vielleicht beachtet, nach 2—3 Jahren vergessen!).

Blumenpflücken.

Eine der vielen Sünden, die sich der Mensch der Natur gegenüber zuschulden kommen läßt und die seiner unwürdig sind, ist die Gewohnheit des übermäßigen Blumenpflückens, die man leider bei sehr vielen Menschen antrifft. Wenn man nicht gleich einen ganzen Arm voll mit nach Hause bringen kann, dann hat man doch von dem Ausflug nichts gehabt! Mit nach Hause bringen . . .? Ja, wenn es das noch wäre! Man wollte ja namentlich dem armen Großstadtmenschen gern einen schönen Blumenstrauß aus Wald und Feld gönnen, wenn — ja, wenn nicht weitaus die meisten Sträuße auf der Strecke blieben! Das jammervollste Bild zeigt sich dem wandernden Großstädter alljährlich im Frühling. Anemone, Sauerklee, Sumpfdotterblume, Veilchen, und wie sie alle heißen mögen, die armen, schönen Frühlingskinder, die, eine Viertelstunde in roher Faust zusammengepreßt, ihr zartes Leben dahingeben zu Tausenden, zu Millionen, um dann, achtlos fortgeworfen, ein erbärmliches Zeichen menschlicher Unkultur, von den Nachfolgenden bis zur Unkenntlichkeit zertreten zu werden. Warum? Weil der Mensch seine Habgier nicht zügeln kann! Die Freude, die er zunächst an den Blumen haben mag, ist in der Regel von kurzer Dauer: gar bald werden sie in seiner Hand welk, und ärgerlich wirft er den ihm nunmehr lästigen Strauß fort. Das hindert ihn aber nicht, gleich darauf sich einen neuen, womöglich noch größeren Strauß zu pflücken usw. usw. Der letzte in dieser Reihe bleibt schließlich in der Bahn liegen. Selbst die Seerose wird bei diesen Räubereien nicht geschont. So konnte man vor Jahren an einem größeren Brandenburger See den erhebenden Anblick genießen, daß an einer Stelle sämtliche Seerosenblüten abgebrochen waren und nicht weit davon — offenbar an der Raststelle des Täters — in einem Haufen beisammen lagen. Die Seerosen hatten sich natürlich geschlossen, und nun konnte der „Blumenfreund" sie nicht mehr gebrauchen! Er ließ sie einfach an Ort und Stelle zurück. —

Hier wie in so vielen anderen Fällen setzt der Naturschutz seine ganze Hoffnung auf die Schule. Achtung vor dem Wirken und Walten der Natur wie vor ihren Geschöpfen, Menschen wie Tieren und Pflanzen, Freude am Naturerleben in die jugendlichen Herzen zu pflanzen, nicht auf Zwangsexkursionen, sondern auf freiwillig-geselligen Ausflügen die Schüler die Sprache der Natur verstehen zu lehren, ist eine der Forderungen, die der Naturschutz an den naturwissenschaftlichen Unterricht stellt. Leistet die Schule in diesem Sinne erfolgreiche Arbeit, so wird man den stummen und doch so lauten Anklagen verweilender und zertretener Blumen gegen den „Massenmörder" Mensch immer seltener begegnen.

Der Herr des Gartens.

„So voll Unkraut ist, so voll von Ungeziefer
der Garten", sprach der Herr, und seinem Gärtner rief er:
„Das Ungeziefer tilg und rauf das Unkraut aus,
daß rein und unversehrt mir bleib' ein Blumenstrauß."
So rief der Herr, und ging, und überlegte tiefer,
und stand, und kam zurück, und seinem Gärtner rief er:
„Laß nur das Unkraut steh'n, und geh'n das Ungeziefer!
Kein Ungeziefer ist, kein Unkraut ist im Garten,
Gewächse mancherlei, Geschöpfe vieler Arten;
wenn wir sie tilgen aus, wer soll denn ihrer warten?"

Friedrich Rückert.

Verantwortl. Schriftleitung: Martin Reepel, Stettin, Alleestr. Nr. 14. Druck: Fischer & Schmidt, Stettin

Mitteilungen

des Bundes Heimatschutz, Landesvereins Pommerns.

Pommersche Heimat.

Nr. 9 September 1931

Herrn Rektor Gerlach zum Gruß!

Am 21. August hat Herr Rektor Adolf Gerlach das 75. Lebensjahr vollendet. Auch wir vom Bunde Heimatschutz treten in die lange Reihe derer, die ihn zu diesem Tage aufs herzlichste beglückwünschen. Wir sind stolz darauf, ihn zu den unsrigen zählen zu dürfen. Gehört er doch zu denen, die lange und tatkräftig mitgearbeitet haben. Seine Flurnamenforschung ist von größter, anerkannter Bedeutung, aber auch die vielen in Zeitungen und Zeitschriften verteilten Aufsätze sowie seine Tätigkeit als Herausgeber des Heimatkalenders des Kreises Lauenburg bedeuten Dienst an der Heimat. Unser hochverehrter Herr Gerlach gehört zu denen, die neben dem Beruf noch Zeit und Kraft zur Heimatforschung fanden. Er ist einer von denen, deren Herz weit und stark genug ist zur Liebe in dreifacher Ausstrahlung: Familie, Beruf, Heimat. Jedes geistige Schaffen trägt seinen Lohn und Dank in sich selbst. Ganz gewiß! Aber dem 75jährigen sei doch aus warmem Herzen heraus öffentlich der tiefste Dank von uns dargebracht, die wir mit teilnehmender Bewunderung und stolzer Freude uns ihm in geistiger Verwandtschaft verbunden fühlen. Als er auf unserer Studienfahrt ins blaue Ländchen in Leba am Abend im Kurhaus über seine engere Heimat zu uns sprach, da leuchteten seine Augen von innerer Freude und Begeisterung in jugendlicher Kraft. Wir wissen, daß unser Gruß und Glückwunsch sein Herz, das bis zum letzten Atemzug jung bleiben wird, erfreuen wird. Und wir hoffen, daß wir ihm noch zu recht vielen Geburtstagen unsere Glückwünsche sagen dürfen.

Im Namen des Vorstandes des Bundes Heimatschutz

H. Schulz.

Fritz Worms Schriften.*)

Wenn ich im Folgenden versuche, eine Uebersicht über Fritz Worms Schriften zu geben, so muß ich im voraus bemerken, daß ich dabei vielleicht mehrfach gegen die geschichtliche Reihenfolge verstoßen habe; da der Autor zahlreiche seiner Werke ohne Angabe des Jahres veröffentlicht hat, so war es schwer, ja in einigen Fällen unmöglich, nachträglich festzustellen, in welchem Jahre die betreffende Schrift veröffentlicht worden ist. Ueber eine Reihe von Schriften hat mir Herr Bibliotheksoberinspektor Ziegler in Greifswald freundlichst Auskunft erteilt, wofür ich ihm auch an dieser Stelle bestens danken möchte. Ebenso danke ich Frau Gertrud Schuldt, die mir die in der Bibliothek des Vereins „Fritz Reuter" vorhandenen Werke Worms zugänglich gemacht hat.

1. För Old un Jung. Plattdütsche Humoresken in vörpommersche Mundort. Sammlung plattdeutscher Werke Band 3, Bergen und Saßnitz, Ferd. Becker [1895]. 127 S. 8.

2.* De drei Rüganer ore Wer bringt den Kaiser dat best' Geschenk? Patriotisches Festspill in twei Uptög. Bergen und Saßnitz a. R., F. Becker [1897]. 23 S. 8.

3. Mönchgauder Spaukgeschichten. Allerhand Döntgens von'n Drak un Puk, von de Unnerirdschen, den Nachtjäger u. s. w. Greifswald, F. Bärwolff [1898]. 37 S. 8.

4. Ut de Mönchgauder Spinnstuw. Allerhand Sagen un Vertelles in plattdütscher Mundort vertellt. Greifswald, F. Bärwolff [1898]. 31 S. 8.

5. Mein Rügenland. Gedenkbuch mit Gedichten und Illustrationen auf die Insel bezüglich. Greifswald, F. Bärwolff, o. J.

6. Vom Ostseestrand. Gedenkbuch mit Gedichten und Illustrationen auf die See bezüglich. Greifswald, F. Bärwolff, o. J.

7. Mönchguter Bilder. Schilderungen der Halbinsel Mönchgut. Mit Illustr. Greifswald, F. Bärwolff 1898. 39 S. 8.

8. De truge Husfründ. Plattdütsche Wochenschrift tau Unnerholtung för dat trudütsche Hus. Stralsund, Emil Moh.

I. Jahrg. 1898—1899. IV 224 S. Fol.
II. „ 1899—1900. IV 212 S. Fol.
III. „ 1900—1901. IV 208 S. Fol.
IV. „ 1901—1902. 208 S. Fol.

9.* Bur orer Engländer? Entwerer — orer! Plattdütsches Lustspill in ein'n Uptogg. Stralsund [Bremer] 1901. 42 S. 8.

10.* Hans möt frigen. Lustspill in ein'n Uptogg. Plattdeutsches Theater Nr. 6. Mühlhausen i. Th., G. Danner [1901]. 24 S. 8.

11.* De Schwigervadder in de Klemm. Plattdütsches Lustspill in 2 Uptäg. Plattd. Theater Nr. 9. Ebenda [1902]. 24 S. 8.

12.* Hei will woll frigen, äwer blots „Ein". Plattdütsches Lustspill in 1 Uptogg. Plattdeutsches Theater Nr. 11. Ebenda [1904]. 20 S. 8.

13.* De Kaiser kümmt. Lustspill in 3 Uptäg. Greifswald, F. Bärwolff [1904]. 15 S. 8.

14. Sang von Rügen. Gedichte. Greifswald, F. Bärwolff, o. J. 18 S. 8.

15. Die Seemannsbraut (neuerdings vertont von Hermann Bendix). Pom. Volksbücher Heft 7. Stargard, Prange [1909]. 14 S. 8.

16. In Freud und Leid. Plattdeutsche Gedichte. Hamburg, F. W. Vogel, o. J. 104 S. 8.

17. In letzter Stunn. Eine einfache lütte Geschicht von Freud un Leed. Greifswald, F. Bärwolff, o. J. 42 S. 8.

18. Truge Leiw. Ein plattdütsches Volksstück in drei Uptäg. Putbus a. Rg., R. Decker, 1906. 23 S. 8. In zweiter Auflage in vier Aufzügen. Mühlhausen, G. Danner, o. J. 48 S. 8.

19. In Treue fest. Dramatische Bilder aus dem Leben eines Missionars. Heft 86—87 der Jugend- und Volksbühne, herausgegeben von P. Matzdorf. Leipzig, A. Strauch [1908]. 24 S. 8.

20. A. Haas und F. Worm: Die Halbinsel Mönchgut und ihre Bewohner. Stettin, Johs. Burmeister, 1909. 116 S. 8.

21.* Selbstlose Liebe. Volksstück in 3 Aufzügen. Jugend- und Volksbühne, Heft 119. Leipzig, A. Strauch [1911]. 46 S. 8.

*) Siehe in der vorigen Nummer den Nachruf anläßlich des Todes des Dichters! Schriftltg.

22.* De Leiw hürt ni nich op. Plattdeutsches Drama mit Gesang in drei Aufzügen. Plattdeutsche Mehrakter Nr. 2. Hamburg, E. Richter, 1910. 44 S. 8.

23.* De Heiratskannedat in dusend Aengsten. Plattdeutsches Lustspiel in 1 Aufzug. Hamburg, E. Richter, 1910. 15 S. 8.

24.* Dat Kaiserhoch. Plattdütsches Festspill mit Gesang to Kaisers Geburtsdag in 1 Optog. Hamburg, E. Richter, 1910. 24 S. 8.

25. Der Landesverräter. Rügensche Volksbücherei. Heft 1. Bergen a. Rg., W. Krohß, 1910 (1915 ins Schwedische übersetzt von O. Raab in dessen Svenska minnen i Tyskland).

26.* To rechter Tied oder de Fahn mutt hoch! Patriotisches Festspiel in 1 Aufzug. Plattdeutsche Einakter Nr. 50. Hamburg, E. Richter, 1912. 32 S. 8. Zweite Auflage 1914.

27.* Nock un Hart. Plattdütsches Volksstück in drei Upptäg. Hamburg, F. W. Vogel [1914]. 88 S. 8.

28. Lose Blätter aus Rügen. Novellen, Skizzen und Humoresken. Hamburg, F. W. Vogel, o. J. [1915?] 129 S. 8.

29. Trükanzelt. Eine rügensche Dörpgeschicht. Hamburg, F. W. Vogel, o. J. 32 S. 8.

30. Gebrochene Treue. Erzählung. Hamburg, F. W. Vogel [1920]. 30 S. 8.

31.* Klaus Störtebecker. Plattdütsches Volksstück in 3 Upptäg. Plattdeutsches Theater Nr. 18. Mühlhausen, Danner [1924]. 36 S. 8.

32. De lütte Puck (Heinzelmännchen — Wichtel). Plattdütsches Volksstück in 2 Upptäg. Plattdeutsches Theater Nr. 19. Mühlhausen, Danner [1924]. 32 S. 8.

33.* Ut Spaß ward licht Ernst. 'N lüttes Spill in einen Uptogg. Stettin [1927]. 32 S. 8.

34. Aus der Urzeit der Halbinsel Mönchgut. Putbus a. R., Zeitungs- u. Druckerei-G. m. b. H. 1928. 21 S. 8.

Dazu kommen zahlreiche kleinere Aufsätze und Abhandlungen in einzelnen Zeitschriften, im Trugen Husfründ und in den Tageszeitungen, besonders in der „Rügenschen Zeitung". Die letztere brachte in Jahrg. XII Nr. 183 „zum ehrenden Gedächtnis" Worms eine kleine Erzählung des Autors mit dem Titel „Trost".

Die in vorstehender Zusammenstellung mit einem Stern * versehenen Titel sind Titel von dramatischen Schriften, Volksstücken und Lustspielen.

A. Haas.

Das letzte Laubenhaus des Weizackers †.

Und nicht einmal eine Todesanzeige hat man uns Heimatfreunden geschickt ...

Vor 2 Jahren sah ich es zum letzten Mal anläßlich der Filmaufnahmen für den pommerschen Heimatfilm, in dem es auch enthalten ist, falls man es als nebensächlich nicht herausgeschnitten hat; ich weiß es nicht. Und nun komme ich an einem der letzten Augustsonntage mit meinen Stettiner Volkshochschulhörern ausdrücklich des Laubenhauses wegen nach Groß-Rischow und finde eine Trümmerstätte: Abgerissen ...

Wir standen und sahen, wagten uns von der jenseitigen Ecke der Dorfstraße nicht weiter vor und verzichteten schließlich ganz und gar darauf, einen Schritt noch in das Dorf zu tun!

Auf den Wanderplänen der Heimatfreunde ist Gr.-Rischow ausgelöscht. Und das dank der klugen Tat des Gasthofbesitzers daselbst, neben dessen Gasthof das alte Haus stand und dem es gehörte. Nun ja, wir wären nach der Besichtigung bei ihm eingekehrt, wir Dreißig, Damen und Herren aus Stettin. So verzichteten wir, und so habe ich den Ort auch in dem in absehbarer Zeit erscheinenden Pommerschen Wanderbuch gestrichen. Warum jemand noch dorthin locken, in einen Ort wie jeden andern ...

Der Kreis hätte das Haus gern gekauft; aber der Besitzer, jener kluge Gastwirt, forderte Tausende, wollte ein Geschäft daraus machen und dürfte es sich nun verdorben haben.

Aber man kann nicht umhin, zu fragen, ob auch von allen Seiten alles getan worden ist, um das vielleicht (Nahausen?) letzte Laubenhaus Pommerns zu erhalten! Ich kann mir nicht helfen, aber die Denkmalspflege ist immer noch zu sehr auf die hohe Kunst und allerhöchstens auf die kirchliche Innenkunst volkstümlichen Charakters eingestellt, und man glaubt sich nach der andern Seite hin mit Bauernhausmodellen begnügen zu dürfen, wie überhaupt mit der musealen Aufspeicherung von toten Gegenständen. Wer aber einmal in einem Freiluftmuseum war — ich kenne das finnische auf Fölisön bei Helsingfors, das Königsberger — der weiß, wie vor und in den alten wirklichen Häusern mit ihrer echten Ausstattung die Gegenwart versinkt und sich die Fäden spinnen in eine ferne Vergangenheit und irgendwo im Winkel der Seele ein Stück Heimat aufblüht ... Und da sollten wir es nicht fertigbekommen, irgendwo in Pommern ein typisches Niedersachsenhaus, einen Bierkanthof, einen Schrotholzbau zu erhalten und auszustatten! Statt immer neue Heimatmuseen — für Kreise und obendrein noch für Städte und neuerdings Dörfer — einzurichten! Wird man die Geister, die man rief, wirklich nicht wieder los, weil ja das Sammeln letzten Endes — seien wir ehrlich — die am leichtesten zu pflückende Blüte der „Verdienstlichkeit" ist!

Nein, wir sollten unsere Ziele trotz der schlechten Zeiten weiterstecken! Freilich, das Laubenhaus ist tot. Sorgen wir wenigstens dafür, daß je ein Repräsentant der andern dörflichen Haus- und Hofformen Pommerns uns erhalten bleibt. Denn — je weiter das Zünglein der Wage auch nach der einen Seite schlägt — moderne Sachlichkeit, Abkehr von der Vergangenheit, Gefühlsarmut —, desto heißhungriger wird einst eine neue Zeit ihre Fäden an der Vergangenheit anzuknüpfen suchen, die vielen heute nur Ballast erscheint.

Neepel.

Heimatschutz im Kreise Lauenburg.

Von Eduard Stielow.

I.

Der Schwarze See im Schwarzen Moor bei Rettkewitz.

Ein hervorragender Charakterzug des landschaftlich so reizvollen Kreises Lauenburg sind seine Moore, insbesondere das große Lebamoor; und vielleicht wissen es nur wenige, daß dies das größte pommersche Moor ist.

Für einen Naturfreund hat das Moor mit seiner Einsamkeit und Stille schon an und für sich etwas Anziehendes; aber überaus reizvoll ist es da, wo die Einförmigkeit des Moores abgeöst wird durch die verschiedensten Moorbildungen und Uebergangsformen, wie Flachmoor, Flachmoor- und Zwischenmoorwiesen, Zwischenmoorwald und Hochmoor.

Dies wechselvolle Bild des Moores finden wir am schönsten ausgeprägt in den Hochmoorgebieten westlich von Mackensen, bei Groß-Jannewitz und Wobesin und ganz besonders schön in dem großen Schwarzen Moor zwischen Karolinenthal und Gohren, zwischen der Leba und ihrem rechtsseitigen Nebenflüßchen, der Zitzig.

Man braucht nicht einmal ein großer Botaniker oder Geologe zu sein, um hier die verschiedenen Formen des Moores zu erkennen. Wo der schwarze, feste Torf ziemlich flach gestochen werden kann und dort, wo es zur Torfbildung noch nicht gekommen ist, wo man von Bult zu Bult springen muß, um durch das Moor zu kommen, da befindet man sich im Flachmoor. Wo dagegen das Moor trockener ist und wo die Torfstecher erst eine mehrere Meter dicke, lockere, hellbraune, fast weiße Torfschicht abtragen müssen, um auf den wertvolleren schwarzen Flachmoortorf zu gelangen, da ist Hochmoor.

Das Schwarze Moor ist zum großen Teil Hochmoor; es ist über das Flachmoor, das nur bis zur Höhe des Seespiegels wachsen kann, emporgewachsen. Seine Entstehung verdankt es dem Torfmoos, das fortgesetzt unten abstirbt und nach oben weiterwächst, so daß sich mit der Zeit in dem ursprünglich flachen Moor nicht unerhebliche Aufwölbungen bilden, die dem Auge eines aufmerksamen Beobachters nicht entgehen können. Die Torfschichten haben auf diese Weise teilweise eine Stärke bis zu 7 Metern erreicht.

Mitten in diesem Hochmoorgebiet des Schwarzen Moores liegt der Schwarze See. Er hat eine Spiegelfläche von 2,90 ha und wird von dem Landesgeologen Kurd von Bülow als ein in ganz Pommern einzigartig dastehender See im Hochmoor, als sogenannter „Kolk" bezeichnet, der von einem Gürtel Zwischenmoorwald umgeben ist. Trotz der früheren Abholzungen ist doch noch ein erfreulicher Baumbestand, in der Hauptsache Kiefern und Birken, als prachtvolle Umrahmung der meist stillen, schwarzen Wasserfläche geblieben. Zwischen dem Baumbestande sieht man die Charakterpflanzen des Hochmoores. Vorherrschend sind Moosbeere, Preisselbeere, Rauschbeere, Heidekraut, Sumpfglockenheide, Wollgräser, Sumpfporst (Mottenkraut). Zwei besonders interessante Pflanzen sind der Gagelstrauch und die Moltebeere. Der Gagelstrauch, im Volksmunde auch „Post" genannt, mit seinen würzigen, bitteren Blättern wurde noch vor etwa 50 Jahren vielfach als Hopfenersatz bei der Bierbereitung verwendet. In der Gegend von Treptow a. d. Rega nennt man ihn daher auch heute noch „Bierpost". Die Moltebeere, Zwergbrombeere, eine sonst ziemlich seltene Pflanze, bildet hier in dem Kiefernbestande und an den Rändern der Abzugsgräben dichte Teppiche. Sie kommt auch sonst noch an anderen Stellen im Lebamoor, namentlich in dem Naturschutzgebiet im Charbrower Moor, vor und soll in Pommern sonst nur noch in dem großen Moor bei Swinemünde zu finden sein.

Für die Sumpf- und Wasservögel, sowohl unsere heimischen Standvögel als auch die Zugvögel, ist der See eine vielbegehrte Ruhe- und Zufluchtsstätte.

Wer einmal eine stille Sommernacht vom sinkenden Abend bis zum erwachenden Morgen an diesem See erlebte, der allein kann empfinden, was ein Stück solcher Natur, ja — noch darf man sagen — Urnatur, ihren Kindern sein kann, und der wird es auch verstehen und gutheißen können, wenn wir den See als eine Perle in unserer sonst schon so schönen heimatlichen Landschaft, dem schönen „Blauen Ländchen", bezeichnen.

Dieses Fleckchen Erde wäre wert, unter Naturschutz gestellt zu werden. Doch leider ist das nicht so leicht in einer Zeit wirtschaftlicher Not, wo der Mensch nichts unangetastet lassen möchte, was die Natur an Nutzbarem hervorbringt.

Professor Dr. Wangerin von der Danziger Hochschule hat vor Jahren das Gebiet um den Schwarzen See genau untersucht und es für besonders würdig befunden, als Naturschutzgebiet erhalten zu werden. Die Bemühungen des Landrats Dr. Kreßmann in Lauenburg nach dieser Richtung hin reichen schon in das Jahr 1917 zurück; sie blieben damals leider erfolglos.

Das Jahr 1927 war für unsern See ein besonders kritisches. Bei der Trockenlegung des Moores ließ es sich schwer umgehen, daß ein Abzugsgraben unmittelbar an seiner Ostseite vorbeigeführt wurde. Infolgedessen sank der Wasserspiegel in kurzer Zeit um etwa 1,20 m, und seine Spiegelfläche ging auf $^1/_3$ der bisherigen Oberfläche zurück. (Bei dieser Gelegenheit wurde aus dem See ein etwa 7 m langer Einbaum zu Tage gefördert, der bei der Kreissammlung aufbewahrt wird). Die botanische Untersuchung des Sees durch Dr. Hueck-Berlin im Auftrage der Staatlichen Stelle für Naturdenkmäler in Preußen hatte dann auch ergeben, daß infolge der Austrocknung die ganze Pflanzendecke der Umgebung des Sees ein schon recht erheblich verändertes Bild zeigte.

Noch im August 1928 beschloß die Genossenschaft zur Regulierung der unteren Leba auf Anregung des Landrats Dr. Kreßmann die Beseitigung des an dem See vorbeigeführten Vorflutgrabens durch Aufwerfen eines Dammes und Schaffung eines neuen Umfluters. Nachdem dann der neue Umflutungsgraben die Abflußmöglichkeit ausschloß, war der Wasserspiegel des Sees im Juli 1929 schon wieder um 60 cm gehoben, und im Jahre 1930 war der frühere Wasserstand wieder erreicht.

Eine kürzlich erfolgte erneute Besichtigung des Sees durch einen Vertreter des Herrn Regierungspräsidenten in Köslin und den Kommissar des Provinzialausschusses für Naturdenkmalpflege in Pommern, Herrn Konrektor Holzfuß-Stettin, wird hoffentlich dazu führen, daß uns der Schwarze See im Schwarzen Moor als Naturschutzgebiet erhalten bleibt.

II.

Ein Wikingerfahrzeug im Lebamoor bei Lebafelde.

Im Mai d. Js. stießen Arbeiter, die im Lebamoor beim Ausheben von Gräben zwecks Trockenlegung der Moorwege beschäftigt waren, auf Teile eines Wasserfahrzeuges. Die Vermutung lag nahe, daß es sich um ein Wikingerfahrzeug handeln könne. Die von dem Verfasser als staatlich bestelltem Pfleger für die Bodenaltertümer des Kreises Lauenburg vorgenommene genauere Feststellung des Fundes, die sich lediglich auf zwei etwa ½ m breite und 2 m lange Gräben, durch welche die Arbeiter das Fahrzeug nach den beiden Enden zu freigelegt hatten, erstrecken konnte, hatte folgendes Fundergebnis: Die Fundstelle befindet sich nordöstlich von der Einmündung der Leba in den Lebasee, und zwar wenige hundert Meter nordöstlich von Lebafelde (früher Czarnowske) und vom Lebasee entfernt. Das Boot liegt 50—60 cm unter der Erdoberfläche, eingebettet in eine 35—40 cm starke Sandschicht, die von einer etwa 25 cm starken Humusschicht (humifizierter Moorboden) überdeckt ist.

Das Boot besteht aus Eichenholz, welches durch das infolge der dauernden Feuchtigkeit sich bildende eichengerbsaure Eisen schwarz gefärbt ist. Die vorhandenen Holzteile sind, soweit festgestellt werden konnte, noch hart und gut erhalten. Die Breite der Planken beträgt an den sichtbaren Stellen 18—20 cm, die Höhe der freigelegten Spanten (Rippen) 10—13 cm, ihre Breite 8½ cm. Durch einen kleinen seitlichen Graben liegt eine Spante von 1,55 m frei. Die Verbindung der Planken und Spanten ist durch Holznägel hergestellt, wie das bei den Fahrzeugen der Wikinger üblich war.

Nicht zu erkennen war, ob die Holznägel etwa aus einem anderen Holz als Eiche bestehen. Vielfach verwendete man früher hierzu Wacholder. In einigen Bohrlöchern fehlten die Holznägel bereits. Die Bohrlöcher haben einen ovalen Querschnitt von 3×4 cm. Die Holznägel sind von Nagelmitte zu Nagelmitte 15 bis 18 cm entfernt. Die Planken und Spanten sind noch in festem Verbande. Der Abstand der Spanten voneinander beträgt 90—92 cm. Auch diese Maße stimmen mit denen bei bisher aufgefundenen Wikingerfahrzeugen überein.

Bei dem einen Anschnitt wurde ein im halben rechten Winkel zur Kielrichtung liegendes rundliches Holzstück sichtbar, das zunächst nicht zu deuten ist. Vielleicht handelt es sich um Teile von Duchten (Bänken), Schotts (Querwänden), oder von einem Mast oder dergl. Von Eisenteilen, etwa Eisennieten oder Eisennägeln, desgleichen von Beigaben irgendwelcher Art, wie Scherben, Waffen, Werkzeugen u. s. w. war nichts zu entdecken.

Die Rekonstruktion nach den sichtbaren Teilen des Bootes läßt mit ziemlicher Sicherheit auf eine Länge des Wracks von 10 m schließen. Die Breite dürfte 4—4½ m betragen.

So lassen die gemachten Beobachtungen mit mehr als bloßer Wahrscheinlichkeit darauf schließen, daß wir es hier tatsächlich mit einem Wikingerfahrzeug zu tun haben.

Die zuständigen Stellen sind von der Entdeckung des Bodenfundes in Kenntnis gesetzt worden. Die Anstichstellen sind zunächst wieder zugeschüttet worden, damit eine Zerstörung des Holzes durch die Einwirkung der Luft und des Sonnenlichtes verhindert werden sollte. Eine Nachprüfung der Fundstelle durch den Vertrauensmann für die Bodenaltertümer der Provinz Pommern wird ergeben, ob eine Hebung des Fahrzeuges möglich ist bzw. die hierdurch entstehenden Kosten lohnt.

Die Fundstelle ist von dem Landrat unter polizeilichen Schutz gestellt worden; jede unbefugte Untersuchung derselben wird strafrechtlich verfolgt.

Wenn es wirklich ein Wikingerboot ist, wie kam es dann hierher?

Das nordische Volk der Wikinger hatte seine Wohnsitze in Skandinavien. Die Wikinger waren tüchtige Kaufleute und kühne, verwegene Seeräuber und drangen im 8.—10. Jahrhundert n. Chr. auf ihren teils dem friedlichen Handel, teils dem Raube dienenden Zügen mit ihren Schiffen bis Grönland, Island, ja bis Amerika vor. Seit dem 9. Jahrhundert unternahmen sie fortgesetzt Handels- und Kriegsfahrten bis zur Südküste der Ostsee. Im Mündungsgebiet der Oder hatten sie sich in Julin, dem heutigen Wollin, eine dauernde Niederlassung geschaffen, gestützt durch ihre Wikingerburg, die Jomsburg in Julin, die 1043 durch König Magnus zerstört wurde.

Erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts wurden Reste ihrer Fahrzeuge an der ost- und westpreußischen Küste gefunden.

So kamen sie denn auch in den Lebasee, der damals noch eine sehr viel größere Ausdehnung hatte als heute; er war wohl doppelt so groß und erstreckte sich in der Hauptsache weiter nach Süden und Südosten.

Das Befahren des im allgemeinen sehr flachen und dabei in seiner Tiefe sehr wechselnden Lebasees war daher sicher auch zu damaliger Zeit ebenso gefährlich wie heute und namentlich für fremde Fahrer und dazu noch mit tiefergehenden Fahrzeugen; und so erklärt sich das Vorkommen von Wikinger Wracks im Leba-Moor.

Das Wrack versandete zunächst in dem flachen See. Infolge des wechselnden Wasserstandes und unter der Einwirkung von Luft und Sonne verwitterten die oberen Teile des Fahrzeuges sehr bald. Darauf folgte dann im Zusammenhange mit dem Rückzuge des Wassers später die Sumpf- und Moorbildung in der Umgebung des Sees, und die Sandschicht, in die nun heute das aufgefundene Boot eingebettet liegt, wurde mit der Moorschicht bedeckt, die heute als Wiesenboden oder als Ackerfläche im Moor genutzt wird.

Kaum 1 km von dieser jetzigen Fundstelle entfernt, südwestlich von Lebafelde, unmittelbar am Lebasee, wurde in dem zum Rittergute Charbrow gehörigen Moor von Herrn Fideikommißbesitzer von Sommitz-Charbrow im Jahre 1896 ein Wikingerschiff entdeckt. 1898 wurden die näheren Feststellungen getroffen, und als die allmählich eingetretene Entwässerung des Moores die Hebung erleichterte, wurde es im Herbst 1900 gehoben und dem Provinzialmuseum in Stettin zugeführt. Die Rekonstruktion wurde im Jahre 1905 dem Bootsbauer Manthe in Pölitz übertragen. Zunächst wurde es dann untergebracht in der Durchfahrt des Königstors in Stettin, später in dem Museum auf der Hakenterrasse.

Die Oelpest.

Nach Dr. Weigold-Hannover.

Die Rückstände der Schiffe mit Oelfeuerung werden von den Schiffsleuten kurzerhand in das Wasser gepumpt. Da Oel bekanntlich leichter ist als Wasser und sich mit diesem nicht mischt, so treiben solche Oelfladen jahrelang auf der See, verunreinigen Küsten und Häfen und bilden in abgeschlossenen Wasserbecken eine Gefahr für die Fischbrut, der sie den Sauerstoff der Luft abschneiden.

Am nachteiligsten ist diese Oelschicht für die Seevögel. Gewohnt, dort, wo die Meeresoberfläche eine Fettschicht aufweist, verwesende Säugetiere und dergleichen zu finden, suchen die Seetaucher, Lummen, Tordalken, Papageitaucher, Trauer- und Samtenten, Baßtölpel und zuweilen auch Möwen diese Oelschichten auf und geraten so ins Verderben. Denn das Oel haftet dem Gefieder an und verklebt die Federn. Durch krampfhaftes Putzen mit dem Schnabel macht der Vogel das Uebel noch ärger, die einzelnen Federfahnen werden zu Strähnen verklebt, das ganze Deckgefieder zu klumpigen Gruppen, so daß das Wasser bis auf die Haut vordringen kann. Gleichzeitig wird der Vogel in seiner Bewegungsfähigkeit behindert und verfehlt beim Tauchen die Beute. Die auf diese Weise einem doppelten Tode, dem Verhungern und dem Erfrieren, ausgesetzten Vögel kann man im Winter an allen Küsten der Nordsee zu Tausenden sehen. Namentlich die Lummen auf Helgoland sind durch diese Oelplage getroffen.

In England wurde im Jahre 1922 ein Gesetz angenommen, das das Ablassen von Oel ins Meerwasser innerhalb der britischen Seehoheitsgrenze untersagt, und der Entwurf einer neuen Polizeiverordnung für den Verkehr auf den deutschen Seewasserstraßen verbietet in § 43 Abs. b „das Lenzen, Ableiten oder Abfließenlassen von Oel, Oelrückständen und ölhaltigem Wasser". Indessen kann das Uebel nur durch internationale Abmachungen wirksam bekämpft werden. Auf einer Konferenz in Washington, an der sich auch Deutschland beteiligt hat, sind 1926 hierüber Beschlüsse gefaßt worden. Gl.

Neue Bücher.

Ostseebad Misdroy im Wandel der Zeiten. Reisebilder und Skizzen, gesammelt und bearbeitet von August Zöllner, Verlag Carl Rinck Nachf., Gollnow, 8°, 114 S. broschiert, Preis 1,50 RM. — Wer diese Sammlung historischer Erzählungen in die Hand bekommt, wird sich über die saubere Aufmachung freuen, die das Büchlein gefunden hat. In frischen Farben spricht das Titelbild zu uns und reizt uns, einen Sonnentag in Misdroy verleben zu dürfen. Die Schönheit der Landschaft Misdroys übermittelt uns aber eine Reproduktion des Gemäldes von Professor Gscheidl, und es paßt sich gut, daß der Verlag diesem ersten historischen Buch über das bekannte Ostseebad auch die Ansicht nach dem bekannten Gemälde beilegte, den Wert des Büchleins damit erheblich steigernd. — Ueber eine lange Zeit erstreckt sich die historische Behandlung des Werdens des Ostseebades Misdroy, sie ist aber mit anerkennenswerter Gründlichkeit erfolgt, und jeder Leser wird die Zeiten, die Misdroy erlebte und in denen es das beliebte Bad wurde, an den Augen vorüberziehen sehen. Ein Freund des Bades hat sich hier die lobenswerte Aufgabe gestellt, uns mit der Geschichte des Ortes bekanntzumachen, er hat dabei aber nicht vergessen, mit uns hinauszuwandern in die weite schöne Gottesnatur, und der unterhaltende Stil läßt das Büchlein nicht langweilig werden. Kein trockener historischer Stoff, ein lesens- und empfehlenswertes Heimatbuch erscheint hier auf dem Büchermarkt. Es sei bestens empfohlen.

Verantwortl. Schriftleitung: Martin Neepel, Stettin, Alleestr. Nr. 14. Druck: Fischer & Schmidt, Stettin.

Mitteilungen

des Bundes Heimatschutz, Landesvereins Pommerns

Pommersche Heimat.

Nr. 10 Oktober 1931

Einladung zur Hauptversammlung

des Bundes Heimatschutz, Landesverein Pommern.

am 10. November, abends 8 Uhr, im Provinzialmuseum pommerscher Altertümer, Luisenstraße.

Tagesordnung:

1. Kurzer Jahres- und Kassenbericht.
2. Vortrag von Studienrat Dr. Schmidt: Die Volkssage als lebendiges Heimatgut.
3. Wahlen.

Der Vorstand.

Für unsere Mitglieder.

Um unsere Mitglieder an der Arbeit des Vorstandes teilnehmen zu lassen und sie so enger mit den Aufgaben, Sorgen und Plänen unserer Arbeit zu verbinden, wollen wir von jetzt ab von den Vorstandssitzungen, die je nach Bedarf in längeren oder kürzeren Abständen abgehalten werden, einen Bericht bringen. Die Länge oder Kürze dieses Berichtes ist dem jeweiligen Mitteilungsbedürfnis, vor allem aber der Wichtigkeit des Gegenstandes angepaßt, der zur Besprechung stand.

So bitten wir denn unsere Mitglieder, diese Berichte als Aeußerungen aufzufassen, die geeignet sein sollen, auch innerlich Anteil an unserer Arbeit zu erwecken, die jetzt doppelt schwer ist. Wo der deutsche Blätterwald — und nicht nur der deutsche! — in dumpfen, schweren, brausenden Tönen von Not, politischer Zerrissenheit, täglichen Betriebsstillegungen, Selbstmorden u. s. f. jeden Morgen, Mittag und Abend in jedes Heim und jede Familie Unruhe und Sorge trägt, in diesen Zeiten, glaube ich, ist man geneigt, die stillere, zartere, leisere Melodie von Heimatliebe und Heimatschutz allzu leicht zu überhören. Und doch klingt sie auch heute! Im Begriffe Heimat liegen doch Werte, die überpersönlicher Art sind und uns ständig erinnern, daß es noch andere und fraglos höhere Dinge gibt als persönliche Not und Bedrängnis.

Unsere letzte Vorstandssitzung war tüchtig bepackt. Uns war vom Landesverein „Sächsischer Heimatschutz" der Erwerb möglichst vieler Exemplare einer Schrift „Heimatschutz und neue Baugesinnung" zum Selbstkostenpreise von 1 RM. zu beziehen empfohlen. Wir nahmen 10 Stück, überwiesen sie an die Stadtbücherei, an die Landes-Wanderbücherei, an die Bücherei der Pädagogischen Akademie usw. und hoffen, den Lesern in diesen Kreisen womöglich unsere Auffassung von neuer Baugesinnung, wie sie hier zum Ausdruck kommt, zu zeigen. Sie sei allen Mitgliedern unseres Bundes empfohlen. Reicher Bilderschmuck erläutert den Text. Wir wollen überhaupt von jetzt ab an andere Büchereien Zeitschriften und Werke überweisen, die uns für diese Zwecke übersandt werden von den Verlegern, und die für weitere Kreise von Bedeutung sind.

Oft kommen Klagen über Verwahrlosung alter Dorffriedhöfe zu uns. Wir wissen zwar, daß nicht sollen der Friedhof als etwas Unantastbares gilt, daß sich die Bewohner gegen Veränderungen sträuben, aber darum handelt es sich gar nicht, daß gärtnerische Maßnahmen getroffen werden, die zu einer Neugestaltung führen, sondern nur Ordnung soll herrschen! Wir bitten dringend, sich persönlich für eine bessere Ordnung auf den Friedhöfen einzusetzen, wenn ein persönlicher Einfluß hier und da möglich ist. Sogar den Verfall historischer Grabdenkmäler, z. B. das des Berndt v. Ramin in Stolzenburg Kr. Randow, beklagen wir. Als Beispiel für einen tadellos „aufgeräumten" Friedhof wurde der von Morgenitz auf Usedom genannt. Und das Beste: das Beispiel soll allmählich zu wirken beginnen. Wir wollen nicht nur das Konsistorium bitten, erneut dieser alten Klage seine Aufmerksamkeit zu widmen, sondern auch dem Vaterländischen Frauenverein unsere Bitte übermitteln.

Unsere Zentrale ist noch immer mit der Sammlung der technischen Kulturdenkmäler beschäftigt, um die wir uns schon seit längerer Zeit bemühen. Diese Bemühungen werden fortgesetzt.

Unser Vorstand soll erweitert werden. Wir wollen wieder enger mit der Presse Fühlung nehmen und haben deshalb Herrn Dr. Murawski, den Leiter der Pressestelle der Provinzialverwaltung, in den Vorstand gewählt.

H. Schulz.

Bemerkenswerte vorgeschichtliche Bodenfunde im Kreise Lauenburg i. Pom.

Von Eduard Stielow.

I Der Bronzeschatzfund von Zinzelitz.

Auf der Feldmark des Hofbesitzers August Sonntag in Zinzelitz, Kr. Lauenburg, auf einem Hügel in der Nähe der von Zinzelitz nach Lauenburg führenden Chaussee, wurden in letzter Zeit einige Bronzeringe gefunden, die dem Verfasser, als Pfleger der Bodenaltertümer des Kreises, Veranlassung gaben zu fortgesetzten Nachforschungen nach weiteren Fundstücken. Die Arbeiten waren von überraschendem Erfolge und führten zu einer erfreulichen Bereicherung der vorgeschichtlichen Sammlung des Kreises.

Es handelt sich um einen sogenannten Depotfund aus der jüngeren Bronzezeit, also aus der Zeit von 1200—800 v. Chr. Geburt und dürfte somit ein Alter von rund 3000 Jahren haben.

Als den Beginn der älteren Bronzezeit setzt die Wissenschaft etwa das Jahr 2000 v. Chr. Die Bronze, eine Legierung aus 9 Teilen Zinn und einem Teil Kupfer, hat diesem Zeitabschnitt der Vorgeschichte den Namen gegeben. Zu der Zeit war in Pommern die nordisch-germanische Bevölkerung ansässig, und so gehörte auch Pommerellen, das ist das östliche Hinterpommern und das nördliche Westpreußen bis zur Danziger Bucht, zum nordischen Kulturkreise, der Skandinavien und Norddeutschland umfaßt. Das Vorrücken germanischer Stämme aus ihren ursprünglichen Heimatgebieten westlich der Oder nach Osten läßt sich durch die zahlreichen in Hinterpommern und Westpreußen gemachten Depotfunde, die alle demselben Kulturkreise der jüngeren Bronzeperiode angehören, deutlich verfolgen. In der auf die jüngere Bronzezeit folgenden frühen Eisenzeit waren sie ostwärts über die Weichsel vorgedrungen. Das beweisen die hier vorkommenden Steinkistengräber. Und wenn in diesem Gebiete aus der jüngeren Bronzezeit auch nur verhältnis-

mäßig wenig Gräberfunde bekannt sind, so lassen andererseits doch die Depotfunde auf eine ziemlich dichte Besiedelung durch germanische Bevölkerung schließen.

Beschreibung des Fundes.

Der Fund ist ein Bronzeringhalskragen mit 3 heilen Ringen und Teilstücken von 9 weiteren Halsringen. Sämtliche Halsringe zeigen eine auffallende Einheitlichkeit in der Verzierung. Wenn auch zwei Ringstücke in der Ornamentierung durch das sogenannte Tannenzweigmuster von den übrigen abweichen und wenn auch die Patinabildung bei ihnen nicht wie bei den übrigen smaragdgrün, sondern rötlichbraun ist, so können doch über die Zusammengehörigkeit aller Teile keine Zweifel bestehen. Die Ringe haben einen Durchmesser von 16½—22½ cm.

Außerdem wurden zwei Stücke der Schließplatte (Schloß) gefunden. Der Querschnitt der Schließplatte läßt die Löcher erkennen, in welche die Ringe beiderseitig eingefügt wurden. Die Ringe haben für diesen Zweck eine schraubengewindeähnliche Einkerbung. Kleine dreieckige und rundliche Löcher der Schließplatte und die gepunzte Strichverzierung kennzeichnen den Ringhalskragen als die jüngere Form (Typ II) dieser Schmuckgegenstände gegenüber den älteren Ringhalskragen mit nicht verzierter Schließplatte. Die Schließplatte ist gegossen.

Zu diesen Fundstücken gehören endlich zwei vielgewundene, bandförmige, bronzene Armspiralen, von denen die eine besonders gut erhalten ist. Sie haben einen plankonvexen Querschnitt.

Der ganze Bronzefund hat — ohne die bisher noch nicht aufgefundenen, fehlenden Teilstücke zu 9 Ringen — ein Gewicht von 1,345 kg, also fast 3 Pfund.

Somit ist der Kreis Lauenburg neben anderen kleineren Depotfunden das Ursprungsgebiet von 4 besonders bemerkenswerten Depotfunden.

Der Weihefund von Groß-Jannewitz in der Lauenburger Kreissammlung besteht aus zwei Hohlwulsten — Riesenwulsten —, drei großen hohlen Halsringen und vier Nierenringen. Sehr ähnlich war der nicht minder wertvolle Depotfund von Gewin, bestehend aus Hohlwulstringen, einem großen und einem kleineren, fünf Nierenringen, die den Groß-Jannewitzern zum Verwechseln ähnlich sind, Teilen von Schleifenringen, einem massiven Halsring und Bruchstücken. Endlich sei erwähnt der ganz eigenartige Schatzfund von Koppenow, eine aus einem geteilten Eichenstammende durch trogartige Aushöhlungen geschaffene Holzkiste, am Ende mit Löchern für die Traggurte. Diesen Holzkoffer — vielleicht darf man sagen Musterkoffer — trug wahrscheinlich ein Händler auf dem Rücken, um in fremden Orten seine Ware abzusetzen. Die Holzkiste enthielt eine Bronzeschwertklinge, 3 Beile, eine Sichel, eine große Gewandnadel mit Zierspiralen, Anhänger, Knöpfe, Bruchstücke von Ringen und Gußbrocken — alles aus Bronze.

Immer taucht gerade bei dieser Art von Bodenfunden die noch immer nicht beantwortete Frage auf: „Wie kamen diese Gegenstände an ihren Fundort, und warum hatte man sie dort niedergelegt?"

Die verschiedene Bezeichnung — Depotfunde, Schatzfunde, Weihefunde —, weist schon darauf hin, daß über den Grund der Niederlegung die Ansichten der Fachgelehrten auseinandergehen und daß vielleicht nur in Ausnahmefällen ganz besondere Merkmale und Fundumstände zu einem einigermaßen sicheren Schluß berechtigen. Vielleicht war es, wie bei dem Koppenower Fund, Händlerbesitz, da die an sich ungleichartigen, zweifellos nicht zusammengehörigen Gegenstände: Waffen, Werkzeuge, Schmuckgegenstände, Barren usw. eigentlich nur Handelsgegenstände sein konnten. Oder sie waren einem Toten als Selbstausstattung für das Jenseits oder einer Gottheit als Opfergabe geweiht, weshalb man sie als Weihefunde bezeichnete. Diese Vermutung ist namentlich dann berechtigt, wenn es sich um besonders schöne und wertvolle und sachlich zusammengehörige Stücke handelt — und wieder ganz besonders dann, wenn solche Funde im Moor gemacht wurden.

In sehr vielen Fällen mag der Grund der Niederlegung solcher Funde auch wohl der gewesen sein, um in gefahrdrohenden oder kriegerischen Zeiten solche Schätze (Schatzfunde) zu retten, und der Besitzer fand entweder im Kampfe seinen Tod, oder vielleicht konnte er auch den in der Eile und Dunkelheit verborgenen Schatz nicht wiederfinden. —

Vogelschutz im Walde.

Der Herr Minister für Landwirtschaft, Domänen und Forsten hat im Anschluß an seine Allgemeine Verfügung vom 12. 1. 31 im „Ministerialblatt" Nr. 22 als Runderlaß an die nachgeordneten Behörden der Staatsforstverwaltung unter dem 22. 5. 1931 einen eingehenden Bericht des Oberförsters Pfort in Schönlanke veröffentlicht, „da die Ausführungen von allgemeiner Bedeutung sind".

Mit Genehmigung der Regierung hat der Berichterstatter in der Oberförsterei Schönlanke schon seit einigen Jahren versucht, der Vogelwelt durch Anpflanzung geeigneter Baum- und Straucharten an geeigneten Orten zu helfen. Er hat dabei zum Teil gleichzeitig waldbaulich-bodenkundliche Forderungen zu berücksichtigen versucht.

Wie bei der sonstigen Einbringung anderer Holzarten in mehr oder weniger reine Kiefergebiete hat sich hierbei die Beachtung folgender zwei Punkte als besonders wichtig herausgestellt: 1. des Wildverbisses (besonders auch der Hasen und Kaninchen), 2. der Standortsansprüche der Vogelschutzpflanzen, die meist mehr oder weniger anspruchsvoll sind und entweder frischen oder anmoorigen oder anlehmigen Boden, zum mindesten Lehm in geringer Tiefe (1—2 m) verlangen. Außerdem wächst bei den Sträuchern genau wie bei den Baumholzarten das Lichtbedürfnis, je schlechter der Boden wird.

Außer Beachtung dieser beiden Punkte ist Verständnis und Liebe zur Sache seitens der örtlichen Forstbeamten die Hauptvoraussetzung für den Erfolg der Maßnahmen. Vor allem gehört dazu etwas Kenntnis der Lebensgewohnheiten und der Lieblingsplätze der Vögel, denen man helfen will. Wertvolle Anleitungen kann man dem Buch „Der gesamte Vogelschutz" von Freiherrn von Berlepsch und dem Heft „Vogelschutz am Waldesrand" entnehmen. Die Ausführungen müssen sich natürlich sinngemäß den vorhandenen Verhältnissen anpassen. Von der Anlage schematischer Vogelschutzgehölze im Walde ist zunächst abzuraten. Der Wald bietet meist bessere Gelegenheit, um schneller, billiger und natürlicher zu dem gewünschten Ziel zu kommen.

Verfasser macht sodann nach seinen bisherigen Erfahrungen allgemeine Vorschläge zur Ausführung des Ministerialerlasses, wobei das Verfahren unter drei verschiedenen Bedingungen gekennzeichnet wird:

1. Bei Forstgehöften und ständigen Kämpen;
2. im Walde auf frischen anmoorigen und lehmhaltigen Böden;
3. im Walde auf mittleren und armen Böden.

Hieran knüpft Verfasser einige besondere Vorschläge für die im laufenden Jahr auszuführenden Arbeiten, wobei die gegenwärtigen finanziellen Schwierigkeiten in Betracht gezogen sind.

Im Anschluß an diesen Bericht bemerkt der Herr Minister, daß die erforderlichen Mittel zur Beschaffung von Nistgelegenheiten und Beerennahrung im laufenden Wirtschaftsjahr aus den den Regierungen zur Verfügung stehenden Beträgen zu entnehmen, für die Folge aber in die Kulturpläne einzusetzen sind.

Verantwortl. Schriftleitung: Martin Reepel, Stettin, Alleestr. Nr. 14. Druck: Fischer & Schmidt, Stettin.

Mitteilungen

des Bundes Heimatschutz, Landesvereins Pommern.

Pommersche Heimat.

Nr. 11 November 1931

Die Hauptversammlung des Pommerschen Landesvereins.

Unsere diesjährige Hauptversammlung fand am 10. November im Provinzialmuseum, Luisenstr., statt. Es war schon die 2. Hauptversammlung, die der Unterzeichnete nach dem Wechsel des Vorsitzes leiten mußte. Die ersten Worte galten unserem verdienstvollen langjährigen Vorsitzenden, Herrn Reepel, mit dessen tatkräftiger weiterer Mitarbeit wir rechnen. Seine Ernennung zum Ehrenmitglied, die der Hauptversammlung nach dem Vorschlage des Vorstandes zusteht, erfolgte unter allgemeiner Zustimmung. Ebenso haben wir unseren langjährigen Schatzmeister, Herrn Generalsekretär Sparr, zum Ehrenmitglied ernannt. Er hat dies mühevolle Amt mit seltener Hingebung und Treue verwaltet. Wer weiß, welche Kleinarbeit sich hinter den einfachen Zahlen eines Kassenberichts versteckt, wie er jeder Hauptversammlung vorgelegt wird, der kann ermessen, welche Arbeit in der Reihe dieser Jahre unser verehrter Herr Sparr für uns geleistet hat. Wenn er sich nun im Alter von dieser Arbeit zurückzieht, so begleiten ihn unsere herzlichsten Wünsche für den Lebensabend. Er wird weiterhin als guter Freund und Zuschauer unserer Tätigkeit seine Aufmerksamkeit zuwenden. Hoffen wir, daß wir vor seinem Urteil bestehen! An seine Stelle tritt sein Nachfolger im Amt, Herr Ewald Beier, der von der Hauptversammlung einstimmig bestätigt wurde. Ferner tritt in den Vorstand als Schriftführer Herr Dr. Murawski ein, der Leiter der Pressestelle der Provinzialverwaltung Pommern. Zum Vorsitzenden an Herrn Reepels Stelle, der eine Wiederwahl ausschlug, wurde Studienrat H. Schulz gewählt.

Einige Einzelheiten wurden aus der Jahresarbeit mitgeteilt. So die Mitarbeit an der Sammlung der technischen Kulturdenkmale, die von Herrn Dr. Lindner-Berlin ausgeht. Ferner wurde des Kampfes gegen die Reklameauswüchse gedacht. Unser Kampf wird aber schwerlich Erfolg haben, wenn nicht ein Reichsgesetz diesem Unfug ein Ende bereitet. Dagegen scheinen aber Bedenken vorhanden zu sein. Und doch geht es nicht, daß wir uns unsere Städte, Dörfer, Landschaft, ja schließlich jeden schönen Aussichtspunkt durch die entsetzlichen Reklameschilder verschandeln lassen. Solange unser Allgemeingeschmack so tief steht und unkritisch alles hinnimmt und andererseits den Wirtschaftsgewaltigen jedes Mittel der Reklame ohne Bedenken recht ist, so lange wird der Kampf einer dünnen Schicht andauern, die sich dagegen wehrt.

Weiter wurde der Kampf um die Sauberhaltung und Ordnung unserer Dorffriedhöfe erwähnt. Wir freuen uns der tatkräftigen Mithilfe des Konsistoriums. Und weil einmal von Friedhöfen die Rede ist: auch das schöne alte Laubenhaus in Rischow liegt auf dem Friedhof! Davon war in unseren Mitteilungen schon die Rede. Es ist ein Jammer, daß alle Einsprüche von allen Seiten vergeblich waren, daß alle Tinte umsonst geflossen, die darum vergeudet ist; was tot ist, wird nicht wieder lebendig. Man sieht wieder einmal, wie notwendig erhaltende Kräfte sind, aber auch, wie der zerstörende Unverstand auch hier stärker ist. Heimatschutz tut not!

Und abermals, weil wir von Friedhöfen reden. Da ist auf unsern alten Friedhöfen manches alte ehrenwerte und sogar edle Friedhofdenkmal, ist z. B. in Dargitz eine Reihe alter schöner und seltener Steindenkmäler. Auch um diese kümmern wir uns. Ein Antrag aus unserer Mitte an den Herrn Provinzialkonservator geht dahin, diese irgendwie vor Entwendung oder Verschüttung zu bewahren durch geeignete Aufstellung und Umhegung. Wird nichts getan, so ist fast mit Sicherheit anzunehmen, daß diese Steine vielleicht für die Schotterung von Wegen oder für ein Hausfundament verwertet werden. Ganz alte pommersche Sitte. Geht da kürzlich ein Lehrer mit seinem 4jährigen Söhnlein um seine Dorfkirche. Da lacht das Kind: „Sieh, Vater, ein Gesicht auf dem Stein hier unten!" Der Vater sieht genau hin und entdeckt — einen uralten Taufstein mit menschlichen Gesichtern in das Eckfundament eines Pfeilers gemauert! Vor langen, langen Jahren schon! Sogar Lemckes Scharfblick war dies entgangen.

In unserm Vorstand und Beirat, dem sogenannten erweiterten Vorstand, sind eine ganze Reihe von Männern, die auf allen Gebieten der Arbeit im Dienste der Heimat tätig sind, zum Teil hauptamtlich. Sie alle treiben Heimatschutzarbeit, setzen sich innerhalb und außerhalb der Vorstandssitzungen gegenseitig in Verbindung, um für Pommern zu wirken. Jeder auf seinem Gebiet; alle zusammen eine beachtliche Arbeitsgemeinschaft. Aber was nützt diese Arbeit und Anstrengung, wenn nicht allerorten Kräfte tätig sind, die uns stützen, fördern, helfen, beraten? Doppelt helfen und beraten in dieser Notzeit, in der sich alle Begriffe zu verwirren beginnen? In der starke Zersetzungserscheinungen zu Tage treten? Ob es nicht auch eine Notverordnung gibt, die dem heimatzerstörenden Verfall und der Entartung steuert?

Darum helft uns alle, ihr Heimatschützer draußen in der Provinz! Der Vorstand kann es allein nicht schaffen, er ist nur ausführendes Organ und wegweisender Helfer und Berater. Unsere Arbeit muß weiten Widerhall wecken. All unser Tun ist umsonst, wenn wir nicht Verständnis dafür finden oder Beifall. Nicht Beifall um des Beifalls willen, wohl aber um der Sache willen. Und diese Sache ist hier etwas höchst Wertvolles und getrost in die erste Reihe aller Werte zu stellen, es ist unsere Heimat. —

Das Beste kommt zuletzt, und dies war der Vortrag des Abends, den Herr Studienrat Dr. Schmidt über „Die Volkssage als lebendiges Heimatgut" freundlich übernommen hatte. Er ließ uns tiefe und überraschende Einblicke in dies sein Forschungsgebiet tun. Wir erfuhren, wie die Sage durch das Zusammentreffen von Erlebnis und Wirklichkeit entsteht, wie sie ihre ganz bestimmten Formen hat — „es gibt nichts Ungeformtes" —, wie sie aufs engste mit der Landschaft und ihren Bewohnern verwachsen ist und wie sie stirbt, wenn diese Lebensbedingungen gelockert oder gar aufgehoben werden. Gerade im letzten Jahrzehnt hat ein Massensterben dieses bis dahin so lebendigen Heimatgutes eingesetzt. H. Schulz.

Professor Otto Knoop †.

Allen Freunden der pommerschen Heimat- und Volkskunde ward die betrübende Nachricht, daß Professor Otto Knoop in Stargard am 8. November d. Jhr. nach einem kurzen Krankenlager aus dieser Zeitlichkeit abgerufen wurde. Der Heimgegangene, der am 20. April 1853 in Carzin (Kr. Stolp) geboren ist und am Gröningschen Gymnasium in Stargard die Abschlußprüfung bestand, studierte alte Sprachen, Deutsch und Geschichte, vornehmlich auf der Universität Greifswald, wo er auch das Zeugnis pro facultate docendi erhielt. Seine Lehrtätigkeit übte er seit 1872 in der Provinz Posen an verschiedenen Gymnasien, zuletzt in Rogasen aus. Nachdem er bald nach Beendigung des Weltkrieges (1919) in den Ruhestand getreten war, siedelte er nach Stargard über, um hier in der alten Heimat seinen Lebensabend zu vollbringen und zu beschließen.

Knoops wissenschaftliche Arbeit galt fast ausschließlich der volkskundlichen Erforschung seiner Heimatprovinz und später auch derjenigen der Provinz Posen, und dabei erstreckte sich seine diesbezügliche Betätigung auf alle Gebiete der volkskundlichen Forschung.

Seine erste hierher gehörige Arbeit über „Den heiligen Georg in der pommerschen Volkssage" erschien 1884 in den Baltischen Studien (Band 34 S. 248—356). Im folgenden Jahre veröffentlichte er sein erstes größeres Werk, durch das er sofort die Aufmerksamkeit weitester Kreise auf sich lenkte: „Volkssagen, Erzählungen, Aberglaube, Gebräuche und Märchen aus dem östlichen Hinterpommern", Posen 1885.

In den folgenden Jahren wendete er sich mehr der sprachlichen Seite des hinterpommerschen Volksgutes zu. Im Jahre 1889 veröffentlichte er im Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung (Band XV 1890 S. 53—60) „Plattdeutsche Sprichwörter und Redensarten aus Hinterpommern", und dieser Veröffentlichung folgten in den nächsten Jahren weitere Abhandlungen ähnlichen Inhaltes, teils in Programmen, teils in wissenschaftlichen Zeitschriften.

In den Jahren 1890—1894 begann Knoop mit seinen gegen Kuhn, Schwartz und Jahn gerichteten Kampfschriften „Ueber die neu entdeckten Göttergestalten und Götternamen in der norddeutschen Tiefebene" (Beckenstedts Zeitschrift für Volkskunde II S. 449—459 Frie, Frö, Frick, Fuik Fui; III S. 41—48 der pommersche Gauden und Bergodendöl; S. 161—171 die Asen; S. 321—327 Frau Hinne. Urquell, Neue Folge V S. 9—13, 45—49, 69—71, 101—103, 134—137 Frau Gode), die teils Widerspruch, teils lebhafte Zustimmung fanden. Unter den Widersprechenden befand sich der damals etwa 75 Jahre alte Wilhelm Schwartz, der während der Abfassung einer Gegenschrift vom Tode ereilt wurde; er starb am 16. Mai 1899.

Vom Jahre 1893 an gab Knoop zusammen mit A. Haas die „Blätter für Pommersche Volkskunde, Monatsschrift für Sage und Märchen, Sitte und Brauch, Schwank und Streich, Lied, Rätsel und Sprachliches in Pommern", heraus. Die 1893—1902 in zehn Bänden erschienene Zeitschrift enthält eine reiche Fülle pommerscher Volksüberlieferung mannigfachster Art, darunter allein gegen 1000 pommersche Volkssagen. Die Zeitschrift hat weiter dazu beigetragen, daß in der Provinz zahlreiche Kreise, besonders auf dem platten Lande auf den Wert des einheimischen Volksgutes aufmerksam wurden und zur Beschäftigung mit demselben und zur Sammlung und Aufzeichnung volkskundlicher Ueberlieferungen angeregt wurden.

Da Knoop sich inzwischen auch in die Verhältnisse der Provinz Posen eingelebt hatte, begann er, sich auch mit den dortigen Sagen und Bräuchen zu beschäftigen. Als Resultat dieser Forschungen erschienen 1893 „Sagen und Erzählungen aus der Provinz Posen" (Posen 1893), 1909 „Ostmärkische Sagen, Märchen und Erzählungen I." (Lissa i. P. 1909), 1913 „Sagen der Provinz Posen" (Berlin-Friedenau [1913]). Dazu kommen drei Programmabhandlungen: 1908 „Posener Geld- und Schatzsagen", 1909 „Posener Märchen", 1912 „Posener Dämonensagen". Vom Jahre 1897 an gab er als Beilage zur Rogasener Zeitung „Das Rogasener Familienblatt" heraus.

Trotz dieser z. T. sehr umfangreichen Arbeiten blieb sein Interesse für die pommersche Volkskunde gleich rege. 1891 gab er eine umfangreiche Sammlung „Allerhand Scherz, Neckereien, Reime und Erzählungen über pommersche Orte und ihre Bewohner" (Balt. Studien Band 41 S. 99—203) heraus. 1894 veröffentlichte er „Schwank und Streich aus Pommern" (Posen 1894) und 1898 zusammen mit F. Asmus „Sagen und Erzählungen aus dem Kreise Kolberg-Körlin" (Kolberg 1898), und der letzteren Veröffentlichung folgte — was hier gleich im voraus bemerkt sein möge — als Fortsetzung 1927 „Kolberger Volkshumor, neue Sagen, Erzählungen und Märchen, Schwänke, Scherze und Ortsneckerei aus dem Kreise Kolberg-Körlin" (Köslin 1927).

Auch kleinere Abhandlungen über einzelne volkskundliche Fragen ließ Knoop mehrfach teils in wissenschaftlichen Zeitschriften, teils in Zeitungsbeilagen und Kalendern erscheinen. Ich nenne die Berliner Blätter für Volkskunde, die 1890 begründet wurden, die Hessischen Blätter für Volkskunde, die Monatsblätter, herausgegeben von der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde, Urquell, herausgegeben von Fr. S. Krauß in Wien, Correspondenzblatt für niederdeutsche Sprachforschung, Unsere Heimat, Beilage zur Kösliner Zeitung, Unser Pommerland, pommersche Kreis- und Heimatkalender.

Als Knoop nach Beendigung des Weltkrieges nach Stargard übergesiedelt war, machte sich das Bedürfnis geltend, sein erstes größeres Werk, die hinterpommerschen Sagen, neu herauszugeben. Da sich die Zahl der inzwischen gesammelten Sagen stark vermehrt hatte, so empfahl es sich, dieses Sagenbuch nicht als Ganzes, sondern nach einzelnen Kreisen geordnet, in Sondersammlungen neu erscheinen zu lassen. Und so gab er denn in den Jahren 1924 u. folg. einzeln heraus

die Stargarder Sagen, Ueberlieferungen und Geschichten, Stargard i. P. 1924.
Sagen aus dem Kr. Regenwalde, Labes 1924.
Sagen aus dem Kr. Naugard, Stargard 1925.
Sagen aus dem Kr. Lauenburg, Köslin 1925.
Sagen aus dem Kr. Stolp, Stolp (Pom.) 1925.
Sagen aus dem Kr. Dramburg, Köslin 1926.
Sagen aus dem Kr. Rummelsberg, Köslin 1928.

Die vorstehende Uebersicht, die sich auf die Hauptwerke des Autors beschränkt, legt Zeugnis ab von der überaus regen und erfolgreichen Betätigung Knoops auf volkskundlichem Gebiete. Fast 50 Jahre lang hat er dieser Arbeit in unentwegter Treue gedient. Mit kritischem Blick prüfte er das von ihm selbst erforschte oder von anderer Seite ihm an die Hand gegebene Material, bevor er es verarbeitete, und darum haben sich seine Darbietungen auch stets als unbedingt zuverlässig erwiesen. Mit besonders scharfer Kritik ging er an die vielfach von unberufener Seite veröffentlichten Ortsnamendeutungen heran, und dabei verschaffte ihm seine durch den Aufenthalt in der Nachbarprovinz erworbene Kenntnis der polnischen Sprache ein feines Gefühl dafür, wie weit die Deutung slawischer Ortsnamen möglich oder zutreffend war oder abzuweisen sei. Bezüglich der Frage, ob in den pommerschen Ortsnamen vorslawische (germanische) Reste erhalten seien, verhielt er sich durchaus ablehnend. — Jetzt ist er von uns geschieden — ein treuer Sohn seiner pommerschen Heimat, ein Forscher und Sammler, dessen Name immer genannt werden wird, wenn von pommerschen Sagen die Rede sein wird.

A. Haas.

Verantwortl. Schriftleitung: Martin Reepel, Stettin, Friedrich-Karl-Str. 25. Druck: Fischer & Schmidt, Stettin.

Mitteilungen

des Bundes Heimatschutz, Landesvereins Pommern.

Pommersche Heimat.

Nr. 12 | Dezember | 1931

Bemerkenswerte vorgeschichtliche Bodenfunde im Kreise Lauenburg i. Pom.

Von Eduard Stielow.

II. Urnenfriedhof bei Wobensin.

Bei der diesjährigen Frühjahrsbestellung wurde auf der Feldmark des Fideikommißbesitzers von Pirch in Wobensin durch den Motorpflug ein großes Gräberfeld entdeckt. Soweit die Gräber gefährdet waren, wurden sie untersucht und die vorhandenen Fundgegenstände gehoben. Da es dem Vertrauensmann für die Bodenaltertümer der Provinz Pommern, Museumsdirektor Dr. Kunkel in Stettin, aus Mangel an Zeit leider nicht möglich war, selbst bei einem Gräberfeld von so großem Ausmaße wie im vorliegenden Falle die Feststellungen persönlich zu übernehmen, wurde der Verfasser mit der Ausführung der Arbeiten beauftragt.

Das Gräberfeld lag etwa 400 m nordwestlich der Wegkreuzung Wobensin—Schlüsselberg und Rettkewitz—Klein-Jannewitz. Auf einer rechteckigen Fläche von etwa 1 ha, deren östliche Längsseite 20 m vom Wege entfernt liegt, wurden 29 Fundstellen untersucht. Es handelte sich um einen Urnenfriedhof aus der frühen Eisenzeit, also 8—500 v. Chr.

Charakteristisch für diese Periode der Vorgeschichte sind die Steinkistengräber. Die Leichen wurden verbrannt, der Leichenbrand in Urnen geschüttet und mit diesen in Steinkistengräbern beigesetzt. Die Steinkisten waren 60 bis 100 cm lang, 45 bis 50 cm breit und ebenso tief. Als Seiten- und Deckstein waren zu Platten gehauene Steine verwendet worden. Bei 3 Steinkistengräbern fanden sich als Seitensteine Teile von Mahlsteinen, auf denen unsere Vorfahren mittels runder Reibsteine das Getreide zerrieben. Um die Seitensteine und über die Deckplatten waren meist zahlreiche Geröllsteine gepackt. Sämtliche Steinkistengräber, 20 an der Zahl, hatten die Richtung von Süden nach Norden und zeigten, nachdem sie von der Erde befreit waren, ziemlich das gleiche Bild.

In den Gräbern fanden sich Urnen der verschiedensten Formen: kleine, große, vasenförmige, krugförmige, und zwar mit und ohne Henkel, bzw. Henkelansätze, terrinenförmige, schüssel- und schalenförmige Gefäße usw. Teilweise waren sie ohne Deckel; die meisten trugen einen mützenartigen Falzdeckel, wieder andere hatten flache oder schüsselartige Deckel. Die meisten Urnen hatten eingeritzte Zeichnungen und Ornamente. Von besonderem Interesse waren die Gesichtsurnen, die zum Teil Ohrenschmuck, bestehend aus Ringen, Perlen und Klapperblechen aus Bronze aufwiesen.

Zwischen den Aschenresten, in einzelnen Fällen auch frei in der Erde neben der Urne, fanden sich zahlreiche Beigaben: Bronzeohrringe, Fingerringe, Kettchen aus Bronze, Schwanenhalsnadeln, Vasenkopfnadeln und Schabemesser aus Bronze, ferner Eisennadeln, Eisenringe und Ringteile.

Die oberen Steine der Steinkistengräber lagen verhältnismäßig flach unter der Erdoberfläche, so daß sie von dem über sie hinweggehenden Motorpfluge erfaßt oder herausgehoben wurden.

Mitten unter den Steinkistengräbern befanden sich zwei Brandschüttungsgräber. Scherbenreste und Leichenbrand waren mit einer etwa 20 bis 25 cm starken Schicht schwarzer Branderde überdeckt; wenige Geröllsteine lagen darüber. Nur in einem dieser Gräber fand man Beigaben, und zwar einen eisernen Gürtelhaken und einen kleinen eisernen Ring. Die Brandschüttungsgräber gehören einer etwas späteren Periode der Eisenzeit an. Es darf daher wohl angenommen werden, daß das ganze Gräberfeld dem letzten Abschnitt der frühen Eisenzeit angehört.

Merkwürdig war das Auftreten von eigenartigen Geröllpackungen (Pflasterungen). Sie lagen etwa 30 cm unter der Erdoberfläche und hatten eine Ausdehnung von 4×3 m und waren rechteckig, quadratisch oder halbkreisförmig. Unter den meist unbehauenen Geröllsteinen lag fester Lehm, der auch ringsherum in gleicher Höhe und Lagerung vorhanden war. Fast machte es den Eindruck, als sei der Lehm vor der Pflasterung noch besonders festgestampft worden. Nur eine einzige dieser Geröllpackungen erwies sich als echtes Steinpackungsgrab der Spät-Latène-Zeit, gehört demnach einer noch späteren Periode als alle übrigen Fundstellen an. Etwa 20 cm unter der Steinpackung befanden sich die Scherben eines für die Steinpackungsgräber der Spät-Latène-Zeit typischen Henkelgefäßes (schwarz, glatt und mit stark profiliertem Mündungsrand). Die Gefäßteile lagen in regellosem Durcheinander mit Branderde und Aschenresten, wie bei den Schüttungsgräbern. Das wertvolle Gefäß, das vor der Bestattung zerschlagen worden war, konnte bis auf wenige kleine Scherben wieder zusammengesetzt werden. Bei den übrigen Geröllpackungen waren irgendwelche Spuren von Scherben, Knochenresten, Branderde u. dergl. nicht festzustellen.

Schließlich fanden sich noch drei größere Geröllpackungen. Es waren fünf bis sechs größere unbehauene Feldsteine, meist so groß, daß sie ein Mann nur mit Mühe wälzen konnte. Zweifellos ist es eine natürliche Lagerung, so daß ihnen eine vorgeschichtliche Bedeutung nicht zugesprochen werden kann.

Dieses Gräberfeld wird von besonderem Interesse dadurch, daß in der nächsten Umgebung in den letzten 20 Jahren gelegentlich der Frühjahrs- und Herbstbestellung schon sehr viele ähnliche Gräber aufgedeckt worden sind. Auch im vergangenen Jahre wurden von dem Pfleger der Bodenaltertümer des Kreises drei Feuerstellen, die derselben Zeit angehörten, aufgedeckt.

So beweisen diese Funde, daß sich hier vor ungefähr 2500 Jahren eine ziemlich große Siedlung unserer germanischen Vorfahren befunden haben muß.

Hütet die Gräber unserer Vorfahren! Es bleiben geweihte Stätten, auch wenn sie noch Jahrtausende älter würden. Auch die staatlich bestellten Pfleger erblicken ihre Aufgabe in erster Linie darin, alle alten Grabstätten unangetastet zu lassen und dürfen zur Aufdeckung der Gräber nur dann schreiten, wenn ihr Bestand gefährdet ist und mit ihnen wissenschaftlich wertvolles Material verloren gehen würde. —

Besonderer Dank gebührt dem Eigentümer des Bodens, Herrn Fideikommißbesitzer Geheimrat v. Pirch, für seine tatkräftige Unterstützung bei der Hebung der wertvollen Fundobjekte durch sofortige Meldung, Uebernahme des Schutzes, Gestellung von Hilfskräften bei der Grabung und vorläufige Aufbewahrung der Fundgegenstände.

Herr Baron v. Pirch hat in freundlicher Weise die Bodenfunde der Lauenburger Kreissammlung zur Verfügung gestellt.

Vom Alpenpark des Vereins Naturschutzpark.

In der Vereinszeitschrift „Naturschutzparke", Heft 13 (1931) wird kurz über die im Alpenpark geplanten Kraftanlagen berichtet. Da sich 1930 herausgestellt hat, daß das Unternehmen der AEG sehr teuer wird, hat die Gesellschaft es auf den südlichen Zipfel im oberen Stubachtal beschränkt. Eine andere Gesellschaft, die Oesterreichischen Kraftwerke A.G., hat nun ein anderes Projekt ausgearbeitet, nach dem die Wasser in Staubecken gesammelt werden sollen und ihre Kraft dort erst in elektrische Energie umgewandelt werden soll. Dabei bleibt das Parkgebiet zwischen der Großglockner- und der Großvenediger-Gruppe unberührt. Nur würde eine Starkstromleitung über den Felber Tauern geführt werden, wogegen der Verein Einspruch erhoben hat. Eine neue Bedrohung ist dadurch entstanden, daß die Generaldirektion der österreichischen Bundesforsten, eine seit dem Frieden von Trianon kommerzialisierte Körperschaft, beschlossen hat, einen Teil des Wiegenwaldes, jenes völlig unberührten Urwaldes auf der Wiege südlich der Schneideralm, kahlzuschlagen. Der Verein hat die nötigen Schritte dagegen getan und erhofft davon Erfolg, zumal der Gewinn für die Bundesforsten infolge der durch die Unwegsamkeit des Geländes bedingten hohen Bringungskosten sehr gering sein würde.

Neue Bücher.

A. Mailly, A. Parr und E. Löger: **Sagen aus dem Burgenland.** Wien und Leipzig, Oesterreich. Bundesverlag für Unterricht, Wissenschaft und Kunst, 1931. 166 S. 8°.

Das vorstehende Werk, das der Landeshauptmann des Burgenlandes mit einem Geleitwort ausgestattet hat, ist eine treffliche, ausschließlich aus der mündlichen Ueberlieferung schöpfende Sammlung der zur Zeit unter den Bewohnern des Burgenlandes umgehenden Sagen. Alle Zweige der deutschen Volkssage sind vertreten, wenn auch hier und da durch ungarische und slawische Mythen beeinflußt. Die am Schluß beigefügten Anmerkungen enthalten nicht nur Quellenangaben, sondern auch vielfach Parallelen und Literaturnachweise. Die Sage vom schwarzen Hühnchen, das der Bauer draußen am Zaune findet und mit nach Hause nimmt (Nr. 43), dürfte auf die slawische Sage vom nassen Hühnchen zurückgehen, das sich als teuflischer Hausgeist entpuppt. Die Sage von der Hexenschmiede (Nr. 51) ist eine Variante zur Sage vom Teufelsroß, die dem pommerschen Volkslied „Es wollt ein Mädchen holen Wein" (Mon. 41, S. 6—10. 60—62) zu Grunde liegt. Die äußere Ausstattung des Werkes ist gut. Die Illustrationen sind von Karl A. Wilke hergestellt. A. Haas.

Heimatkalender des Kreises Regenwalde 1932. Der Heimatkalender überhaupt pflegt ein buntes Gemisch zu sein von wissenschaftlichen, halbwissenschaftlichen, schöngeistigen, unterhaltenden und humoristischen Beiträgen. Auch Gedichte und Reimereien fehlen meist nicht. Der gute Wille, jedermann etwas zu bieten, beherrscht jeden derartigen Kalender; denn er möchte eine möglichst große Verbreitung. Wenn es geht, soll er in keinem Hause fehlen. Auch der Regenwalder möchte es. Darum bringt er eigentlich aus den meisten Bezirken menschlichen Daseins etwas. Da erfahren wir sehr Wissenswertes über die berühmte Bücherei des Schlosses Plathe, Neues aus dem alten Labes, ferner, daß es noch fleischfressende Pflanzen im Kreise gibt, etwas über die Maschinenfabrik in Regenwalde, den Feuerdrachen, Versunkene Dörfer und Glocken, Sommersport für ältere Leute, Fliegen als Krankheitsträger usw. Die bunte mannigfaltige Fülle ist mit heißem Bemühen von fern und nah geholt. Es steht Wertvolles neben weniger Gutem, Hochdeutsches neben Plattdeutschem in behaglicher Breite. Man mag sich kritisch zu dieser Buntheit verhalten wie man will, aber mir wenigstens geht es immer wieder so: ich vertiefe mich gerne in diese Kalender. In meiner Jungenzeit lasen meine Eltern ständig den überaus verbreiteten Christlichen Hauskalender, den ich oft durchlas, bis ich ihn zum Teil auswendig konnte. Ihn und die Tierschutzkalender! In jenen Kalendern stand zum Teil Aehnliches wie in den heutigen, denn die moderne Zeit hat vor diesen Erzeugnissen der Literatur offenbar Halt gemacht. Und darum umweht uns dieser eigentümliche aus alten Erinnerungen und Heimatgefühlen gemischte Duft beim Lesen der Kalender. Man muß sich Ruhe und Zeit lassen zum langsamen und behaglichen Vertiefen. Dann wird man auch immer etwas daraus lernen. Beinahe vergaß ich noch eine wertvolle Seite: Hier schweigt die Politik und der Straßenlärm. Man erholt sich wie in einer wind- und staubfreien Gegend vom Hetzen der Jetztzeit.

Noch eine, wie ich glaube Richtigstellung zu dem Aufsatz „Straßen- und Flurnamen der Stadt Wangerin". „Köterort" ist nicht Köderort oder gar Hundeort. Dann verdiente beinahe jeder Ort diesen Namen! Vielmehr liegt wahrscheinlich Verstümmelung aus „Küterort" vor, die Küter waren die Schlächter, sie hatten meist ein eigenes Schlachthaus, hier in Stettin an der Oder, in Wangerin am See. Und „Petersilienstraße" gibt es gar nicht selten in Pommern. Sie bedeutet nicht, daß dort dies geschätzte Küchengemüse verkauft wurde, sondern meistens war es die Dirnenstraße. Der Petersilie schrieb man dieselbe Wirkung zu wie dem Sellerie.

Der Kalender ist bebildert. Mir waren die meisten Bilder gute Bekannte, denn sie stammen von mir! Wenigstens alle Kirchenaufnahmen mit Ausnahme des „Taufsteins" aus der Kirche zu Labes, der gar keiner ist. Denn er besteht aus Holz, also Taufständer oder schlechthin Taufe. Schade, daß nicht ein Begleitwort zu den Bildern geschrieben ist. H. Schulz.

Fritz Worms Schriften.

Zu dem sehr verdienstlichen Verzeichnis in Nr. 9 (September 1931) erlaube ich mir zwei Ergänzungen:

35*. Up Awweg. Plattdütsches Volksstück in twei Uptög. Mühlhausen, Danner. 40 S. 8°. Verfaßt nach „Klaus Störtebecker". Spielt in der Inflationszeit 1923 in der Stubnitz.

36. Ut de olle Heimat un glückliche Kinnertid. Barth, Anthonys Erben [1923]. 23 S. 8°. Zuerst als Beilage zum „Barther Tageblatt". Zu dieser selbstbiographischen Plauderei stelle ich noch „Erlebnisse aus meiner Kindheit" in der „Rügenschen Zeitung" vom 29. u. 30. Sept. 1921.

Zwei frühere Werke Worms kann ich nur aus einer Anzeige auf dem Umschlag seines „Landesverräters" (1910) nachweisen:

37. Der Seeräuber von Mönchgut.

38. Meereslieder. Gedichte.

Beide Hefte kosteten damals je 50 Pf., ebensoviel wie „Sang von Rügen", „Ut de Mönchgauder Spinnstuw", „Mönchgauder Bilder" usw. Wer weiß Näheres über diese beiden Werke? Und wer weiß außer den Nummern 35—38 noch weitere nachzutragen?

E. Gülzow.

Verantwortl. Schriftleitung: Martin Reepel, Stettin, Friedrich-Karl-Str. 25. Druck: Fischer & Schmidt, Stettin.

Biblioteka Szczecińska

P III 0113
1931
[redacted]
KSERO
MF

Unser Pommerland

16

1931

P III 0113

1931